JAHRESBLÜTHEN

von und für

KNEBEL.

Gedruckt als Manuscript

für

Freunde und Freundinnen

zur Feyer

des XXX. Novembers 1825

WEIMAR.

Zueignung

an Knebel.

Die Blüthen, Deinem Paradies entsprungen,
In jüngst entflohner, still-belebter Zeit,
Die Blumen, die zu zarten Huldigungen
Dein reich Gemüth der Freunde Fest geweiht, –
Sie haben wie von selbst den Kranz geschlungen
Der unsern Wünschen heute Sprache leih't:
Kann man dem Gärtner frischern Strauß wohl bieten
Als mit der Krone seiner schönsten Blüthen?

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

von Müller

Hanns Knebel.

Verbrannt zu Antwerpen 1572, um seines Glaubens willen *)

Steh' fest, du braver Hanns! und wann dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen dein Gewissen mahnt; —
— Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um deine Jugend —
Doch steh' du fest! und halt' an Gott und Wahrheit.
Und wanke nicht im männlichen Entschluss,
Und achte nicht des Mörders Flammenwuth!

Es bleibt ein ewiges Gedächtniss dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt;
Den nicht das Drohen des Tirannen schreckt.
Das, was in dir erstirbt, wacht glänzend auf
In greisender Geschlechter hohem Ruf.

Noth thut es, dass ein Mann auf seinen Füßen steh',
Und wenn er Rechtes kennt, auch Rechtes spreche.

*) Siehe, Theatre des Martyrs von Jean Luyken

Der schwärmenden Gedanken gaukeln viel,
Verblenden Aug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen hin
Zum offenen Verderbnifs. O die Heuchler!
Hin morden sie den Bruder und den Freund
In täuschender, heilloser Frömmigkeit,
Aushauchend Teufelswuth. Sie schüren Flammen,
Und richten Mordaltäre auf — für wen? —
Der Gottheit! — sie? — die Höllenmörder, sie,
Die sich an Flammen ihrer Brüder kühlen? —
Wer kann die Opfer eurer Bosheit zählen? Wer
Aussprechen nur die Qualen, die ihr schuft? —

Sey still mein Herz! und nenne nicht den Fluch
Der Menschheit! nenne nicht die Schmach der Welt! —

Du, braver Hanns, steh' fest! und folge dem,
Was dein Gewissen sagt. Und fliefsen Jahre hin,
Jahrhunderte, dir lohnt die Menschheit noch.
Dein Staub vermischt mit Asche deiner Brüder —
Die auch, gleich dir, ein unverschuld'ter Tod
Durch Mörderhand zu Märtirern geweiht —
Verweht sich nicht. Ihm weihet eine Thräne
Die Nachwelt, und mit ihr der Enkel treues Herz.

An Selene.

In einer Sommernacht.

Jungfrau des Himmels!
Schöne, keusche Schwester des strahlenden Sonnen-Gottes!
Warum weichst du? —
O wende dein Antlitz,
Und verleihe Du uns
Den versagten Schimmer des Tages!

Du giefsest Sanftmuth in das Herz,
Klare, Hellleuchtende!
Du tritst hervor, und spielst mit deinen Reizen!
Wie buhlen um dich die Gestirne;
Doch wagt sich keines dir zu nahen.
Mild erhellst du den Blick,
Kein Aug' ermüdet dich anzusch'n! —

Du giefsest Sanftmuth in das Herz,
Heiterkeit in die Seele;
Die Kümmernisse der Nacht weichen
Vor deinem lichten Strale;
Und beschwingt führst du den Geist
Hinauf zu olympischen Höhen.

Sey mir gegrüfst, Holde,
Seelenbesänftigerin!
Ich beklage nicht den Wechsel
Des Tages mit der Nacht;
Du zeigst ja dein himmlisches Bild,
Und heitre Freud' erwachet der Brust.

Sanftherblickende! — o bleib'! —
Weiche nicht von deinem Himmelsthrone,
Aus deinem lichtumflossenen Aether!
Wechs'le die schöne Gestalt,
Aber verbirg sie nicht
In der Erde düsteren Grüften.

Umsonst! — Wir gehen alle dahin
In den langen Schlaf;
Auch du ermattest von der langen Reise
Und senkest dich herab. —
Doch du erwachest wieder! —
O weck' auch mich zu süfs erneutem Anschau'n!

An Frau von Stein,

geborne von Schmidt, zu Weimar,

im April 1825.

Nimm mich mit Dir zu jenen lichten Höhen,
Wohin Dich oft die Sehnsucht trug;
Ermattet von der Erde langen Wehen
Erhebet sich der Geist zu freudigerm Flug.

Durch's weite Reich der grenzenlosen Güte,
Die stets beginnt und nie vergeht,
Strahlt noch die Hoffnung dem Gemüthe,
Dafs ihm ein beſs'res Loos besteht.

Auch mir ermatten schon die Glieder,
Die Frucht ist reif, sie welket schon;
Bald sinkt auch sie zur Erde nieder —
Nicht unbeglückt weich' ich davon.

Der Hausberg bei Jena.

Gerne möcht' ich dir setzen, mit Thomsons Pinsel, ein Denkmal,
Lichter, erhabener Berg, Freund meiner einsamen Ruh'!
Doch du setzest dir selbst ein Denkmal ewiger Zeiten:
Breit fafst Erde der Fufs, himmelan hebt sich das Haupt.

Elysium.

An einem schönen Herbstmorgen im Garten.

Ist nicht Elysium hier? — Ein reiner belebender Aether
Haucht durch die ganze Natur. Es wiegen im Strahle der Sonne
Sanft sich Blätter und Busch, und himmlisch schweigen die Blumen
In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne begeistet.
Zarter Flor umspinnt die bräunlichen Fluren und Felder,
Und mit düsterem Blau umhüllt sich der felsichte Bergwald. —
Freut euch des himmlischen Lichtes, und stimmet Saiten und Flöten
An, zum herrlichen Lob des gegenwärtigen Gottes! —

An Frau von Ziegesar,

geb. von Stein,

zum 12 September 1825.

Gern möcht' ich Dir an diesem holden Tage
Von frischgebrochnen Blumen einen Kranz
Hinlegen können auf den Weihaltar:

Doch schwach sind meine Kräfte; kaum entblüht
Dem trocknen Stamme noch die karge Frucht,
Die langer Jahre Lauf geschwächt, entseelt.

Nimm dieses Blättchen! — Zeuge sey es Dir
Von meines Herzens ungeschwächtem Wunsch
Für Dich und für der Deinen Wohl.

Es schwebe über Euch der Friedensengel,
Und wehe milde Luft und Frühlingsdüfte
Den Vielgeliebten zu, zu jeder Stunde!

An Goethe

zum 28. August 1825.

Die langverhaltnen Wünsche send' ich Dir,
O Freund, zum heut'gen Tag; denn er verdient
Dafs man mit Dank und Lobgesang ihn preise.
Du gabst uns manches Glück, und segenreich
Erwuchs durch Dich die Fülle der Gedanken:
Du nahmst dem blinden Aug' die Schuppen ab,
Erweitertest das Reich der Wissenschaft,
Drangst in des Herzens Tiefen, und erhobst
Den schönen, den unsterblichen Gesang,
Mit tausendfachem Reiz und hohem Sinn,
Zum Muster und Ergötzen aller Zeit.
Diefs danken wir Dir, edler Freund! — und ich,
Wie könnt' ich je vergessen Deiner Gunst,
Der Freundschaft holdes Glück und hohen Werth? —

Für diefs und alles was Du segnend gabst,
Nimm nun den reinen unverfälschten Dank.
Die Welt, die jetzt Dich preis't, preis't künftig Dich,

Und höher noch: denn mit den Jahren wächst
Der seltnen Geister hochverdienter Ruhm.

Nicht jedem ist's vergönnt, des Wortes Sinn,
Des Geistes stille That sogleich zu fassen;
Die Nachwelt spricht den Namen heller aus,
Und heftet an der Zeiten Fels das Wort.

Nun möge Deiner Jahre später Lauf,
Der Abendsonne gleich, noch milde Strahlen spenden;
Dem weiten Reich der Wissenschaft und Kunst
Durch Deinen Geist noch lichtre Bahnen öffnen;
Bis spät mit neuem Muth und neuer Kraft,
Den schönen Sieg des Lebens Du vollendest!

Votiv - Tafel

am 30. November.

Du edles Haupt, von manchem Kranz umschlungen,
Den Dir Natur und Kunst und Weisheit wanden,
Im Zeitensturm, ein Eichbaum, kühn bestanden,
Empfang' auch meines Herzens Huldigungen!
Nicht nur des Scheers Ruhm sey mir gesungen,
Dem sich Natur enthüllt aus alten Banden,
Der aller Völker Stimm' und Flug verstanden,
Dem aller Musen Spiel und Preis gelungen.
Ich feyre gern den liebenswürdigen Weisen,
Im Schoofse der Natur voll edler Sitte,
Den heitren Geist, das Herz voll Zartgefühle.
O holdes Licht, für mich, für andre Viele,
So stehe lang' verehrt in unsrer Mitte
Im Schutz der Sphären, die Dein Haupt umkreisen!

Riemer.

An Tinebel.

Antwort auf seine Erwiederung.

Bescheiden weigerst Du Dich anzunehmen
Was überzeugt die Liebe Dir verehrt,
Und überrascht vom anerkannten Werth
Willst Du der Liebe gern das Lob benehmen.
Doch Lob erwiedernd müfst Du's wiedernehmen,
Denn wie Du giebst wird Dein Besitz vermehrt:
Für holden Dank, womit Du mich geehrt,
Wirst Du auf's neu' Dein neues Lob vernehmen:

Was Grazie nur verleiht, die seltne Gabe
In zarten Wort die Grazie selbst zu kleiden,
Um Gunst durch Dank in holdem Tausch zu krönen,
Du zeigst Sie stets als unerschöpfte Habe,
Und glücklich machst Du mich und zu beneiden
Den Du gewollt so durch Dich selbst verschönen.

Riemer.

An Knebel

zum 80sten Geburtstage

Umschaut Dein Geist von des Bewußtseyns Zinne,
Am heut'gen Tage, wie von hoher Warte,
Den Lebens Lauf, von fernem Anbeginne,
Gleich eines Stroms Mäandern auf der Charte,
Und sieht von Friedrich bis auf Buonaparte:
Wie Krieg und Frieden Volk auf Volk umspinne
Und gleichen Kampfs, die ew'gen Widerparte,
Bald Licht bald Dunkel sich das Feld gewinne;
Dann kannst er lächelnd, aber doch zufrieden,
Im ew'gen Wandel nur dieselben Normen
Wenach sich Welt und Mensch regiert hienieden.
Des Wirkwerks Model gleicht sich allen Lebens!
Heil Dir, dem's glückte, in so reichen Formen
Und so am Stück es lang hinaus zu weben.

Riemer.

Lebenssprüche

von Knebel.

Sieh die Natur, wie schön sie ist! wie erhaben! wie liebreich!
Sollten wir ihr zu Lieb' Alles nicht leiden und thun!

Meister des Muthes zu seyn, ist mehr als Erobern der Städte;
Lehre die Ruhmsucht uns doch, eigner Eroberer zu seyn!

Sorge nicht für den Morgen; ein jeglicher Tag, der trage
Seine eigene Last, häuf' ihm nicht mehr, als er hat.

Menschengesetze, wie seyd ihr so schwacher Schutz dem Gedrückten!
Gottesgesetz, du bist tief, gleich wie der Dinge Natur!

Wie ein Gesunder das Glied nicht, so fühlet ein Mann nicht die Stärke,
Die er besitzt; wer sich's rühmt zeiget Gebrechlichkeit an.

Zeit, es ruhet auf dir des Sterblichen einzige Hoffnung,
Nimmer doch bist du bei ihm, sucht er die ferne nur auf.

Wer im eigenen Herzen sein Glück sucht, wird es nicht fehlen:
Ewig quillet der Quell, dessen der Gute sich labt.

Ehre, Mensch, dein Geschlecht, die Götter ehren es selber,
Strafe des Hochverraths trifft den Verräther zuletzt.

Kehrst du zurück in dein Haus, so grüfs' es mit Ehrfurcht und Liebe,
Achtung gebühret dem Ort', welcher dein Leben bewahrt.

Riese ging mit dem Zwerg hinaus, den Drachen zu tödten;
Riese schlug ihn; doch Zwerg kam triumphirend zurück.

Siehe es liegt dein Geschick, o Mensch, dir im Busen verborgen;
Ihm auch entspinnt sich das Seil, das durch dein Leben dich führt.

Nimm aus der Schal', o Freundin, Gedanken, Empfindungen, Sprüche,
Eine Perlenschnur wird, was du gütig vereinst.

O du verkehrter Sohn des Prometheus! Göttern entraubt Er
Licht für die Menschen, Du raubst Menschen ihr himmlisches Licht.

Stolze Woge, du beugst dem ehernen Joche den Nacken;
Darf sich nicht beugen der Mensch, dafs er dem Schicksal entflieht?

Erdenleben, was bist du? — du zeig'st es nur zu dem Verlangen:
Was zu besitzen man glaubt, flieht, wie ein flüchtiger Traum.

Eine giftige Pflanze, Beleidigung, wächst auf der Erde;
Süfse Vergebung hat uns Himmel zur Heilung gesandt.

Gleich dem Teiche Bethesda eröffnet heilend ein Herz sich,
Wird es vom Engel bewegt, unbewegt fehlt ihm die Kraft.

Ueber uns schreit', o Natur! den ähnlich wechselnden Gang fort,
Die an den Fußtritt sind leicht nur die Leben geknüpft.

Elend, du weichst nimmer vom Leben des Menschen, das merk' ich;
Lehre die Wissenschaft mich, die mit Geduld dich erträgt!

Winter, du hast unter Eis und Schnee die Erde gefesselt;
Willst du auch fesseln mein Herz unter Besorgniß und Gram?

Milder Zephyr, du Geist der Liebe von Sternen, o hauche
Sorg' und Gram und Eis mir aus dem Busen hinweg.

Was ist die schwerste Last der Erde? — die Schande. Was hebet
Licht von der Erd' empor? — Ehre, die Wahrheit uns giebt.

Jeder Tag ist ein Leben; am jeglichen Abend begräbt ein
Weiser sich, oder ein Thor, je nachdem er gelebt.

Kleine Spiele des Geist's ihr gleicht den Flocken des Schnees,
Führt euch ein Augenblick her, nimmt euch ein Augenblick hin.

Tritten des Wand'rers über den Schnee sey ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur; aber beflecke sie nicht.

Kommt ihr befiederten Gäste! Euch treibt der Winter; o kommt nur,
Kleine Speise geb' ich, kleinen Gesang geht ihr mir!

An Knebel

zum 30. November 1825.

„Wenn vor deines Kaisers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen,
Sey es dir zu höchstem Lohne.“

Doch von gröfsten Dichtern Munde
Wenn, vor zwei- drei Hundert Gästen,
Den Verehrtesten, den Besten
Theurer Name hold erklingt:

Sag' mir doch, zur schönsten Stunde
Was uns süfs're Wonne bringt? —

Eckermann.

An Denselben.

Den Freund, den Meister hast Du uns geworben,
Dort in der Kaiser heil'gen Krönungsstadt,
Und ihn bekränzend reichsten Kranz erworben,
Laut künd' es unser Jubel früh und spat.

Und sieh! gerecht sind ew'ge Schicksalsmächte,
Sein goldner Tag schafft neue Jugend Dir,
Vereinten Lebens, heitern Ruhm's Geflechte
Umschlingt die Freunde, grüfst im Bilde hier.

Es eilt das Herz beglückt von Fest zu Festen,
Ein Jubel schliefst sich an den andern an,
Und kühnstes Hoffen findet seine Bahn,

Umschlingend vest die Edelsten, die Besten.
O theures Haupt! laſs Lorbeer dich umfrischen
Und Goethe's Grufs sich unserer Liebe mischen.

von Müller.

Dem

theuern Lebensgenossen

von Knebel!

Goethe

zum

dreyssigsten November 1825.

(Mit seinem Bildniss)

Dir in's Leben, mir zum Ort
Leuchtete dasselbe Zeichen;
Und so ging, so geh' es fort
Unsrer Freundschaft sonder gleichen.

Zum 30. November 1825.

Noch sind die Jubeltöne nicht verhallt,
Die durch die Säle unsres fürstlichen
Palastes, wie von tausend Aeolsharfen,
Zum seltnen, einzigen Doppelfest erklungen;
Noch steht die Mauer offen dieser Stadt,
Wo jüngst der Sieger von Olympia,
Da enge Thore solchen Ruhm nicht fassen,
Im Schimmer seiner Kronen eingezogen:
Und sieh, schon naht ein neuer Freudentag,
Der schönsten Blumen würdig dieses Herbstes!

Wir kennen Ihn, den Freund so vieler Edlen,
Die an Amalia's Himmel, Sternen gleich,
In mannichfachster Gaben Glanz gestrahlt,
Ihn, Selbst ein Stern, ja Selbst ein Edelster!
Wir kennen Ihn, dem erst vor wenig Tagen
Im reichgefüllten, reichgeschmückten Saal
Ein festlich, ein geflügelt Wort ertönte.

Das sich, in rasch elektrischer Bewegung,
Von allen Lippen, rauschend wiederholte.
Wer wollte Sein an diesem Morgen nicht,
Mit besten Wünschen Sein nicht froh gedenken!

Beglückter Mond, der Luther einst und Schiller
Am selben Tag' in's Erdendaseyn rief!
Beglückter nun, da er auf ew'ge Zeit
Die Namen „Knebel", „Göthe", eng verbündet.

Und schon betreten mächtige Gestalten
Des heit'ren Hauses festbekränzte Schwelle.
Der Kriegsgott naht, in holder Musen Chor,
An seiner Hand schwebt Polyhymnia,
Die Grazien sind nicht fern, Apoll erscheint,
Und führt Properz herein; ernst sieht Lucrez,
Vertieft in Forschung über die Natur
Der Dinge: — und so sieht man, wie durch Zauber,
Sich im Olymp — in Jena's Paradies!

Fr. Perthes

An Knebel

zum 30. November

Den Göttern werth, den Menschen lieb und theuer,
Erhebt Dein Haupt sich drohenden Gefahren:
Denn gnädig weiſs der Gott der goldnen Leyer
Den, den er liebt, zu retten, zu bewahren.

Und heiter steigt, so heute wie vor Jahren,
Dein schöner Tag uns auf, zu hoher Feyer;
Es hofft das Herz, vergifst was zu befahren,
Ihm deckt die Zukunft mehr kein trüber Schleyer.

Aus früher Zeit sollst Du der spätern grünen,
Ein edler Nestor für die deutschen Gauen,
Dem Enkel noch zu goldnen Alters Kunde;

Ein neu Geschlecht bestrebt Dich zu verdienen
Das an der Väter Werth sich mag erbauen,
Du edler Hort an Weimars Tafelrunde!

An Denselben

zum 30. November 1825.

So feyre heut den herlichsten der Siege,
Der menschlich schön nur Menschen je gelungen.
Von dem prophetisch schon an Deiner Wiege
Der Grazien, der Musen Lied gesungen.

Auf solcher Jahre reichgezählter Stiege
Siehst Du des Lebens Hochgewinn errungen,
Siehst in der eignen Kränze schöne Riege
Den Fürsten Ruhm, des Freundes Preis geschlungen.

So, doppelt, dreyfach müssen wir Dich preisen,
Den Sohn des Glücks, der Götter Liebling nennen,
Dem also günstig sich die Sterne weisen

Um wie ein Kleinod Dich dem Fest zu schonen:
Sie wollen Dir den Lohn des Edlen gönnen
Durch Dein Benutztseyn heut Dir selbst zu lohnen.

Riemer

Hymnus,

zum Schlusse der Jahres-Zeiten,

von

Thomson.

So sind nun diese, wie sie wechselnd folgen
Nichts anders als der vielgestalte Gott.
Des Jahres reger Kreis ist voll von Dir,
Allmächt'ger Vater! — fort im holden Lenz
Gehst Du, mit Huld und Anmuth ausgeschmückt:
Weit prangt die Flur, balsamisch haucht die Luft;
Es wiederhallt in Bergen, lacht im Hain,
Und Freud' und Lust ertönet überall.

Der Sommer kommt heran, umstralt von Licht
Und Deiner Glorie. Die Sonne strömt
Vollendung auf das hochgeschwoll'ne Jahr.
Laut spricht oft Deine Stimm' im furchtbarn Donner,
Spricht säuselnd lieblich oft in hohlen Winden,
Am Bach, im düstern Hain; am frühen Morgen,
Am Mittag, oder wann die Sonne sinkt.

Voll ausgeschüttet ist im Herbst Dein Segen;
Du breitest aus ein Fest für alle Wesen.

Wie schauervoll erscheinst im Winter Du!
Auf Stürme Sturm und Wetter; rund um Dich
Ein Wolkenmeer, ein majestätisch Dunkel!
Du fährst einher auf Wirbelwindes Flügeln;
Die Erde beugt sich ehrfurchtsvoll vor Dir,
Und die Natur erbebt vor Deinem Hauch. —

Geheimnifsvolles Rund! welch' tiefer Sinn,
Und welche Götterkraft erscheint in Dir!
Einfach in Folge, doch so weis gemischt,
So anmuthsvoll, so lieblich durchgewebt;

Schönheit und Ueberflufs in Kunstverein,
In schönster Harmonie durch's ganze All;
Wo Schatten sich in Schatten sanft verliert,
In unmerkbarer Folge stets entzücht.

Jedoch der Mensch, der Unaufmerksame,
Geht hin im rohen Sinn, und achtet nicht
Die starke Hand, die diese Sphären rollt:
Die in den Tiefen wirkt, durch Dünste dann
Den schwelgerischen Schatz des Frühlings treibt,
Den Flammentag herab vom Himmel schiefst,
Die Wesen alle nährt; die Stürme schleudert,
Und durch den holden Wechsel Leben schaffend,
Der Erdgebohrnen Aller Herz erfreut. —

Natur, merk' auf! vereine, was nur lebt,
Im weiten Tempel dieses Himmelsraums
Tief zur Anbetung! feuriger Gesang
Erheb' sich allgemein von jeder Zunge!
Ihr lauten Winde, athmet sanfter Ihm,
Durch dessen Geist ihr frische Kühle haucht!
O, sprecht von Ihm in einsam dunkeln Schatten,

Wo über'm Fels die träge Fichte schwankt,
Den stillen Ort mit heil'gem Schauder füllt!

Und ihr, ihr Winde, die ihr donnernd ras't,
Weithin die Welt erschüttert, hebt empor
Den stürmischen Gesang; sprecht laut Ihn aus,
Ihn, dessen Macht euch solche Kräfte gab!

Stimmt an sein Lob, ihr Bäche! weckt in mir,
Wann sinnend ich an euern Ufern walle,
Den hellen Lobgesang! ihr tiefen Ströme,
Die ihr vom Felsen stürzt; du sanft're Fluth,
Die sich durch Wiesenthäler krümmt; und du,
Erhab'nes Meer, du weite Wasserwelt,
Voll Wunder, töne sein lautschallend Lob!
Es steigt und sinkt die Fluth, auf sein Gebot.

Ihr Kräuter, Bluhmen, Früchte, bringet Ihm
Den süfsen Weihrauchdampf! Sein Odem haucht
In euch, und seine Hand schmückt eure Wangen!

Neigt euch, ihr Wälder! woget Ihm, ihr Saaten,

Und athmet euer stilles Lied ins Herz
Des Erndters, wann er heim bei'm Mondlicht geht!

Die ihr des Himmels blaues Rund bewacht,
Wann tief versenkt in Schlaf die Erde liegt,
Ihr Sterne, giefst den mildsten Stral Ihm aus,
Beim Silberklang der hohen Engelsharfen!

Du, Quell des Lichts, erhabnes Bild des Schöpfers,
Der weitumher den Ocean des Lebens
Ausgiefst von Welt zu Welten, schreibe Du
Mit jedem Stral sein Lob den Himmelshöhen! —

Der Donner rollt; tief beuge sich die Welt!
Der feierliche Hymnus schallt von Wolk'
Zu Wolke. Blöckt nun wieder auf vom Hügel,
Ihr Heerden! und du, moosbewachsner Fels,
Nimm auf den Laut! Ihr breiten niedern Thäler
Antwortet ihm: der grofse Schäfer herrscht,
Es naht heran sein leidenloses Reich!
Erwacht, ihr düstern Wälder; frohe Haine,
Bringt Ihm ein endeloses Lied! und wann

Der müde Tag sich nun zur Ruhe senkt,
Und euer zwitschernd Chor zum Schweigen bringt,
Dann fülle du, o süfse Sängerin,
O Philomela, du, mit deinem Reiz
Die Schatten; lehre noch die Nacht sein Lob —
Du aber, dem die ganze Schöpfung lacht,
Das Haupt, das Herz, die Zunge, von dem Allen,
Mensch! kröne du mit deinem Lobgesang
Den allgemeinen Hymnus! Sei es nun
Bei den Versammlungen in grofsen Städten,
Wann tiefer Orgelton die Stimm' erhebt,
Und im vereinten Chor das Herz entzündend,
Die heil'ge Flamme hoch zum Himmel trägt:
Sei's, dafs du mehr im ländlichen Vergnügen
Die stillen Schatten suchst, den heil'gen Hain
Zum Tempel machst; lafs stets des Hirten Flöte,
Das Lied der Hirtin, mit dem Hauch des Seraphs
Und mit des Dichters Leier, Ihn, den Gott,
Den hohen Gott der Jahres-Zeiten preisen! —

Mir aber, könnt' den holden Gegenstand
Ich je vergessen; wann der Lenz erblüht,

Und wann der Sonnenstral die Fluren bräunt,
Der Herbst begeisternd glänzt, der bleiche Winter
Vom Nordwind starrt, — dann soll auch mir die Zung'
Erstarren, soll der Pinsel meiner Hand
Entfallen; todt den Freuden, nie sich mehr
Der Lebenspuls in meinem Herzen regen! —

Und sollt des Schicksals Schluſs mich hin verbannen,
Wo kaum der Erde noch ein Grün entsproſst,
In unbekannte wilde Gegenden;
Hin, wo der erste Stral der goldnen Sonne
Die Ind'schen Berge säumt, und wo sie dann
Tief im Atlant'schen Meere sich vergräbt;
Was soll's mir gelten? Gott ist überall,
In leerer Wüste, wie in menschenreicher Stadt,
Wo nur sein Odem haucht ist Freud' und Gluck. —

Und wann zuletzt die feierliche Stunde
Herannaht, den geheimnisvollen Flug
Zu andrer Welt beschwingt, gehorch' ich kindlich.
Mit neuer Kraft die neue Wunderwelt
Besing' ich dann. Wohin ich immer wandr

Und wo ich bin, umfängt mich seine Liebe
Allgegenwärtig. Sie, die jene Welten
In ihren Kreisen hält; aus scheinbarm Uebel
Stets neues Gute bringt, und Bessers stets,
In unabsehbarm Fortschritt. — Doch mein Geist
Verlieret sich im Glanze seiner Gröfse,
Des Unaussprechlichen. Drum schweige, Lied!
Und sinne schweigend würdiger sein Lob! —

v. Kn[illegible]

SAUL

Trauerspiel in fünf Acten.

Nach

VITTORIO GRAF von ALFIERI

von

Carl Ludwig von Knebel.

Zum

erstenmale aufgeführt auf dem Hoftheater zu Weimar.

ILMENAU,
gedruckt und verlegt bei Bernhard Friedrich Voigt.
1829.

Lit. Hist. 1960

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erster Aufzug.

ERSTER AUFTRITT.

David.

Hier soll ich denn das Ziel dem Laufe setzen,
In den mich deine Hand, o Gott, gestofsen?
Hier will ich bleiben. Dieses sind die Berge
Gilbóas, und auf ihnen ist das Lager
Der Kinder Israels; dem wilden Heere
Des gottvergessenen Philisters gegenüber.
Ach, möchte heute noch des Feindes Schwert mich tödten!
Jedoch den Tod hab' ich von Saul nur zu erwarten.
Grausamer Saul! undankbarer! der seinen Streiter
Verfolgt durch Höhlen und durch Felsenschlünde,
Und läfst ihm nimmer Rast noch Ruh. Und doch
War David einst dein Schild; all dein Vertrauen
Warfst du auf ihn; erhobst ihn hoch zu Ehren,
Und gabst ihm deiner Tochter zum Gemal . . .
Zwar fordertest zur schlimmen Mitgift du
Der Feindesschädel hunderte von mir;
Und doppelt bracht' ich dir die blut'ge Erndte . . .

Allein ich weifs es wohl, Saul ist seit langer Zeit
Nicht mehr bei sich. Der Herr hat ihn im Zorn
An einen bösen Geist dahin gegeben.
Welch Elend, sollte Gott uns jetzt verlassen! —
Wohlauf, o Nacht! und räume bald das Feld
Der holden Sonne; dafs sie sich erhebe
Als Zeuge hoher Unternehmungen.
Dein Ruf, Gilboa, soll in ferne Zeiten schallen,
Und sagen wird man: hier gab David selbst
Sich hin dem wilden Saul. — Heraus, o Israel,
Aus deinen Zelten! Geh heraus, o König!
Sieh, ob ich heute noch den Tag der Schlacht
Zu lenken weifs. Heraus, verworfnes Volk,
Ihr Feinde Israels! Seht, ob mein Schwert
Euch heute noch Verderben bringt und Tod!

ZWEITER AUFTRITT.

JONATHAN, DAVID.

Jonathan.

O welche Stimme tönt mir! Eine Stimme,
Die lange schon den Weg zu meinem Herzen fand.

David.

Wer kömmt? — Ach, würd' es Tag! ich möchte nicht
Mich hier als Flüchtling zeigen.

Jonathan.

Wer bist du?
Was machst du hier am Zelt des Königs? Sprich!

David.

Es dünkt mich Jonathan — wag es mein Herz! — Ein Sohn

Des Krieges bin ich. Israel soll leben! Mich kennt
Gar wohl der Feind.

Jonathan.

Was hör' ich? Davids Stimme?
Nur er kann so antworten.

David.

Jonathan — — — —

Jonathan.

O Himmel! David, du? mein Bruder! — — —

David.

Freude! —
Zu dir — — —

Jonathan.

Ist's möglich? — in Gilboa du?
Und fürchtest nichts von meinem Vater? Ach!
Ich zittere für dich. — —

David.

Was willst du doch?
Ich sah den Tod im Schlachtfeld tausendmal,
Und nah' bei mir, und scheut' ihn nicht. Nachher
Floh ich vor deines Vaters ungerechtem Zorn:
Doch Furcht allein ist Tod dem braven Mann.
Nun fürcht' ich weiter nicht. Der König steht
Mit seinem Volk jetzt in Gefahr; und David sollte
Zur Sicherheit in Wäldern sich verbergen?
Ich sollte sorgen für mein Leben, während
Ungläub'ger Feinde Schwert euch überm Haupte schwebt?
Zu sterben komm' ich her; doch unter Waffen,
Und auf dem Schlachtfeld, für das Vaterland,

Mit tapfrer Faust; selbst für den undankbaren Saul;
Der jetzo meinen Tod so gierig fordert.

Jonathan.

O Tugend meines Freundes! Wahrlich du,
Du bist Erwählter Gottes! Gott, der in dein Herz
So übermenschliche Gesinnung eingehaucht,
Gab einen Engel zum Geleite dir,
Hierher zu kommen. — Aber ach! wie sollst du dich
Nun zeigen vor dem König? Unter Schaaren
Der Feinde glaubt er, oder träumt er dich;
Beschuldigt des Verrathes, der Empörung dich.

David.

Wie zwang doch Saul mich mit Gewalt im Busen
Der Feinde Schutz zu suchen! dennoch regen sie
Die Waffen gegen ihn, so streit' auch ich mit Waffen
Für meinen König; und ich lege sie
Nicht eher aus der Hand, bis ich den Feind besiegt.
Mag nachmals Er den alten Lohn der Treue
Mir wiedergeben; neuen Hafs und Tod.

Jonathan.

O armer Vater! Einer ist's nur, der ihn täuschet.
Der niedrige treulose Abner steht,
Ein lügenhafter Freund, ihm stets zur Seite.
Der böse Geist, der wild Sauls Herz ergreift,
Läfst wenigstens ihm Augenblicke Ruh;
Doch dieses Abners List weicht nimmermehr.
Nur er wird angehört, nur er; er ist
Allein der Liebling. Dieser neidische Betrüger
Malt jede Tugend, die die seine übertrift,
Ihm mit unsichern zweifelhaften Farben ab.

Vergebens suchen ich und deine Gattin
Dein Vater — —

David.

Meine Gattin? süfser Name!
Wo ist denn Michal, meine Treue? Wo?
Liebt sie mich noch, trotz dem ergrimmten Vater? —

Jonathan.

Ob sie dich liebt? ... Auch ist sie hier im Lager ...

David.

Kann ich sie sehn? o Himmel! welche Freude!
Jetzt eben hier im Lager? ...

Jonathan.

Mitleid hatte
Der Vater mit ihr. In der Burg allein
Wollt' er sie nicht dem Kummer überlassen;
Und ist sie selber gleich betrübt und traurig,
So reicht sie immer doch ihm Lind'rung dar.
Ach unser Haus ist jetzt des Jammers Wohnung,
Seitdem du ferne bist.

David.

Geliebte Gattin,
Dein süfser Anblick wird mir jeglichen
Vergangnen Kummer aus dem Herzen nehmen,
Und jeglichen Gedanken kommender Gefahr.

Jonathan.

Ach, hättest du sie nur gesehn! Kaum hatte dich
Ihr Blick verloren, war ihr jeder Schmuck
Aus Schmerz zuwider: Asche lag auf dem
Zerrauften Haar, und Thränen rollten nieder
Vom bleichen Angesicht. Stumm, unermefslich lag

Der Schmerz auf ihr, und hoch erbebt' ihr Herz.
Wohl tausendmal warf sie des Tags dem Vater
Sich schluchzend vor die Füfse: „gib mir meinen David,
„Du gabst mir ihn doch einst.“ So rief sie, und zerriſs
Das Kleid sich, badete des Vaters Hand
In Thränen, bis auch er in Thränen floſs.
Wer weinte nicht? Nur Abner, er allein!
Und nun gab er Befehl, sie, die Ohnmächtige,
Hinweg zu reifsen von des Vaters Füfsen.

David.

O welch ein Greuel! Was erzählst du mir!

Jonathan.

Ach, möcht' ich doch nicht Wahrheit sagen! doch mit dir,
Und deinem Scheiden schwand auch aller Friede,
Und aller Ruhm, und aller Kriegesmuth:
Begraben sind die Herzen Israels.
Der Feind, der ihnen kaum ein Kind noch schien,
Als du die Fahnen führtest, nun ist er
Ein Riese worden ihren Augen, seit
Sie dich vermissen. Hohn und Schmach und Spott
Erdulden wir, verschlossen in dies Thal,
Uneingedenk von dem, was einst wir waren.
Was Wunder! Israel entbehret Geist und Schwert
In seinem Helden David. Ja, mir selber,
Der einst ich hinter deinem Kriegerschritt
Nicht ohne Ruhm ins Schlachtfeld ging, mir selbst
Sinkt müde nun zur That der Arm dahin.
Und jetzt, da ich so oft, entfernt von dir,
In Lebensnoth und in Gefahren dich,
Mein David, sehe; jetzt scheint's mir nicht mehr,

Dafs ich den Streit für König, Vater, Weib
Und Kinder führe; nein, du bist mir theurer,
Als Vaterland und Eltern, Weib und Kinder ....

David.

Du liebest mich, und mehr als ich verdiene;
So möge Gott dich lieben ....

Jonathan.

Der gerechte Gott,
Der wahre Tugend zu belohnen nicht versäumt,
Er ist mit dir. Es nahm dich Samuel
In Rama sterbend auf. Der hohe Seher,
Durch den mein Vater König ward, weissagte
Dort Grofses von dir mit geweihter Lippe.
Wie mir dein Leben theuer ist, so ist es mir
Auch heilig. Nicht des Schlachtfelds, nur Gefahren
Des Hofs fürcht' ich für dich. Verrath und Mord
Wohnt um dies königliche Zelt. Den Tod
Gibt Abner, oft auf Sauls Anstiften. O mein David!
Verbirg dich nur so lange, bis von Bergen
Die Kriegstrommete wiederhallt. Noch heute mufs
Zur Schlacht es kommen.

David.

That der Tapfern soll ich
Wie List verbergen? Nein, es soll mich Saul
Noch früher sehen, als der Feind. Ich leg ihm dar,
Was überzeugen ihn, was zur Erkenntnifs mufs
Drängen das härtste Herz. Ich will dem Zorn
Des Königes zuerst, und dann dem Schwert
Des Feindes trotzen. — Was wirst du, o König, sagen,
Wann, wie ein Knecht, die Stirn ich vor dir beuge?

Wann ich jetzt, der Gemal von deiner Tochter,
Für nie begangne Schuld Verzeihung bitte?
Einst dein Vertheidiger, mich nun am Schlund
Des Abgrunds, wo du dich befindst, zum Retter,
Zum Schild, zum Opfer dir mich anerbiete? —
Wahr ist's, der heil'ge Greis in Rama nahm
Mich sterbend auf, und sprach zu mir als Vater;
In meinen Armen gab er auf den Geist.
Es war auch eine Zeit, als Saul er liebte
Wie seinen eignen Sohn: doch was ward ihm zum Dank?
Der heil'ge Mann empfahl im Tode noch
Mir Lieb' und Treue gegen meinen König,
Nicht minder als Gehorsam gegen Gott.
Ich trage seine Worte, tief in's Herz
Mir eingegraben, bis zu meiner Gruft:
„Ach unglückseel'ger Saul! kehrst du nicht in dich,
„So hängt des Höchsten Zorn dir über'm Haupt."
So sprach einst Samuel zu mir. — Nur dich,
Nur dich, mein Jonathan! dich möcht' ich nur
Gerettet vor dem Zorn des Himmels wissen.
Es wird geschehn, ich hoff' es: ja wir alle;
Auch Saul mit uns; auch er kann zur Erkenntnifs
Noch kommen. — Weh uns, wenn auf uns herab
Gott seinen Flammenblitz vom Himmel schleudert!
Schon oft hat er, du weifst's, in seinem Zorn
Unschuld'ge mit dem Schuld'gen weggerafft.
Ein ungestümer, unaufhaltsamer
Gewittersturm, reifst aus, zertritt, zermalmet
Er mit dem bösen, faulen Stamm, zugleich
Auch Blüten, Frucht und Blätter.

Jonathan.

Viel vermag
David bei Gott für Saul. Dich sah ich oft
In meinem Traum, und so erhabnen Anblicks,
Daſs ich mich dir zu Füſsen warf. Mehr sag' ich nicht,
Auch sage du mir nichts. Das schwör' ich dir,
So lang ich lebe soll Sauls Schwert
Nie niederfallen auf dein Haupt; nein, nie!
Nachstellungen jedoch, die schlechten, niedrigen ———
Wie kann ich, Himmel, das? ... An reicher Tafel,
Bei Herrlichkeit und Lust, und bei der Harmonie
Der Lieder, reicht treuloses Gold hier oft
Den Tod im Becher. Wer wahrt dich vor diesem?

David.

Gott Israels, wann ich entkommen soll;
Und soll ich untergehn, nicht ganze Heere. —
Doch sage mir, kann ich noch vor dem Vater
Die Gattin sehn? Darf nicht hinein ich gehen,
Eh' noch der Tag angraut? ....

Jonathan.

Auch sie vielleicht
Erwartet schon den Tag auf ihrem Lager.
Mit mir um dich zu weinen, eilt sie stets
Dem Morgenroth zuvor. Auch wir verrichten
Gebete hier gemeinsam für den kranken Vater. —
Doch sieh, es schimmert etwas hier nicht fern!
Vielleicht ist sie's: entferne dich ein wenig,
Und horch! doch ist sie's nicht, zeig' ja dich nicht!

David.

So will ich thun. (ab)

DRITTER AUFTRITT.

MICHAL, JONATHAN.

Michal.

Verhafste, ew'ge Nacht,
Entweichst du nie? . . . Doch sollte mir vielleicht
Die Sonne Freude bringen? . . . Unglückselge!
Die in endlosen Finsternissen lebt. —
Du standst so eilend vor mir auf, mein Bruder?
Doch waren meine Glieder, welche nimmer
Die Ruhe finden, abgemattet gewifs.
Wie könnt' ich immer ruhn auf weichen Polstern,
Indefs mein David sich auf nackter Erde,
Verbannt und flüchtig, zwischen wilden Thieren,
Gefahrenvoll ein banges Lager sucht.
Grausamer Vater! unbarmherziger als selbst
Die wilden Thiere! Deiner Tochter raubst du
Den Gatten, und nicht ihr zugleich das Leben? —
Hier länger bleiben kann ich nicht, mein Bruder!
Kommst du mit mir, so ist es wohl; wo nicht,
So such' ich mir allein ihn auszuspüren:
Mein Schluſs ist David oder Tod.

Jonathan.

Verweile
Ein wenig noch, und stille deine Klagen.
Vielleicht siehst du noch unsern David auf
Gilbóas Höh'n . . .

Michal.

Was sagst du? David sehn,
Wo Saul? . . .

Jonathan.

Wo Jonathan und Michal ist,
Da zieht das Herz auch unsern David hin.
Und glaubst du nicht, dafs Liebe mehr in ihm
Als Furcht vermag? und solltest du dich wundern,
Wann er es wagt hierher zu kommen?

Michal.

. Himmel!
Ich zitterte für ihn .... Und doch, ihn nur
Zu sehen, würde mich ....

Jonathan.

Und wenn er nun
Nichts mehr befürchtete? .... Sein kühnes Unternehmen
Mit Gründen noch bekleidete? — Saul ist
So furchtbar nicht bei widrigem Geschick,
Als bei dem günst'gen. Muthlos steht er jetzt,
Mifstrauend seinen Kräften; dieses weifst du schon.
Er fürchtet, Davids unbesiegter Arm
Möcht' sich jetzt weigern, ihm den Weg zu öffnen
Durch seiner Feinde Schaar: aus Stolz nur schweigt er.
Jedweder liest es ihm aus dem Gesicht,
Dafs nicht der Sieg in seinem Herzen sitzt:
Vielleicht käm' jetzt zu rechter Zeit dein Gatte.

Michal.

Wahr ist's vielleicht: doch fern ist er von hier ....
Wo ist er nur? .... Was macht er? ... Ach, ich Arme! ...

Jonathan.

Er ist wohl näher dir, als du es denkst.

Michal.

O Himmel ..... warum schmeichelst du mir doch? ...

VIERTER AUFTRITT.

DAVID, MICHAL, JONATHAN.

David.

Bei dir ist dein Gemal.

Michal.

O Stimme! . . . . welch
Ein Anblick! O du Freude! ... Reden kann ich nicht. —
O Wunder! — .. Is's denn wahr, dafs ich dich hier
umarme? . .

David.

Gemalin! . . . Harte Trennung! ... Tod, wenn heut'
Ich dir begegnen soll, so steh' ich wenigstens
Hier bei den Meinen. Besser is's zu sterben,
Als in der Einsamkeit ein wüstes Leben
Dahinzuschleppen, wo dich keiner liebt,
Dir keiner theuer ist. Dich, Sauls gewetzten Stahl,
Erwart' ich hier: Durchstofs mich! wenigstens
Schliefst hier die Augen mir ein mitleidvolles Weib:
Unbeigelegt und unbegraben wird
Nicht bleiben mein Gebein: mit wahren Thränen
Wird sie es netzen.

Michal.

O mein David! . . . Du,
Anfang und Ende aller meiner Hoffnung!
Lafs mir dein Kommen fröhlich seyn! Der Gott,
Der dich gerettet aus so schweren Nöthen,
Er hat dich nicht umsonst hierher geführt . . . .
O welche Kraft und welchen Muth gibt mir

Dein Anblick schon! Ich zitterte für dich,
Als fern du warst, und jetzt .... ich zittre nicht ...
Jedoch, was seh' ich! Wie erscheinst du mir
Bei diesem Morgenlicht so ganz verhüllt
In solche rauhe ungestalte Tracht?
Mein braver, du! du gehst nun ganz beraubt
Von allem deinem Schmuck? der Purpurrock,
Den dir mit Gold durchwebte meine Hand,
Er decket dich nicht mehr. In solcher Tracht,
Wer sollte dich des Königs Eidam nennen?
An Waffen scheinst du ein gemeiner Krieger,
Und weiter nichts.

David.

Wir sind allhier im Felde,
Und nicht in stolzer königlicher Burg.
Ein rauher Kriegesmantel, ein geschliffen' Schwert,
Sind hier der beste Prunk. Im Blut des Feindes
Will ich noch heut' mein Kleid mit Purpur färben.
Leg alle Hoffnungen mit mir allein
Auf Israels erhabnen Gott: nur er kann retten
Vom Untergang, verdien' ich nicht den Tod.

Jonathan.

Sieh auf, der Tag bricht an. Hier länger zu verweilen
Dünkt mich nicht gut. Und kommst du auch vielleicht
Zu rechter Zeit anjetzt, so muſs man doch
Mit groſser Vorsicht gehn. — Wir pflegen jeden Morgen
Gerad um diese Stunde zu erscheinen
Beim Vater. Späben wollen wir, wie heut'
Sein trüber Geist ihn drängt und regiert;

Und wollen nach und nach, ihn vorbereitend, forschen,
Ob heiter sei die Luft zu deinem Anblick;
Zugleich auch suchen wir es zu verhüten,
Dafs Keiner ihm boshafter Weis' erzähle
Von deiner Wiederkunft. Entferne dich indefs,
Dafs niemand dich erkenne, noch verrathe;
Ja, Abner dich wohl selbst ermorden lasse.
Schlag das Visir am Helm herunter; mische
Dich in der Krieger Haufen, die anjetzt
Hervor sich drängen, unbemerket warte,
Bis ich zurückkehr', oder nach dir sende. . . .

Michal.

Wie wird mein David unter Kriegern
Sich bergen können? Welches Auge strahlt
Wie seines aus dem Helm? das Schwert, wer trägt's
Wie er? Und wer ertönt in Waffen so?
Ach nein! Verbirg dich lieber, mein Geliebter,
Bis ich an deine Seite wiederkehre!
Unglückliche! kaum find' ich dich, so soll ich
Dich wiederum verlassen? doch für kurze Zeit,
Und dann nicht mehr: nein, nimmer! nimmer lafs' ich dich!
Jetzt möcht' ich erst in Sicherheit dich wissen.
Sieh nur, dort in der Tiefe jenes Schattenwaldes,
Da findest du zur rechten eine weite Höhle:
Geschieden von der ganzen Welt, seufzt' ich
Oft dort um dich, und rief dich, träumte da
Von dir, und wusch mit meinen Thränen oft
Die harten Felsen: dort verberge dich;
Bis naht der Augenblick, wo du dich zeigen kannst.

David.

In allem will ich dir gehorchen, Theu're!
Geht sicher hin! besonnen werd ich seyn;
Nicht unbedachtsam werd' ich handeln; denn
Euch lieb' ich, euch bewahr' ich mich, und trau' auf Gott.

Zweiter Aufzug.

ERSTER AUFTRITT.

SAUL, ABNER.

Saul.

Schön ist die Morgenröthe. Nicht im Blutgewand
Steigt heut die Sonn' empor: sie scheint mir einen Tag
Des Glückes zu verheifsen. — Ach verflofsne Zeiten,
Wo seyd ihr hin? Nie hob sich Saul im Feld
Vom Lager auf, dafs er als Sieger nicht
Sich Abends wieder hinzulegen sicher war.

Abner.

Und nun, woher das Mifstrau'n, König? War
Dein Arm jüngst schwach, des Feindes Uebermuth
Zu dämpfen? Abner sagt es dir, je später
Zu diesem Kampf man kömmt, um so vollkommner,
Glorreicher, ist die Siegespalme dir.

Saul.

Mein Abner, wie sieht doch des Jünglings Blick
Weit anders auf der Menschen Dinge, als
Das graue Alter! Als ich noch mit kräft'ger Faust
Den knot'gen Speer einst schwang, den jetzt ich kaum

Zu halten mehr vermag, da wuſst' ich nicht,
Was zweifeln war .... Doch nicht die Jugendkraft
Allein hab' ich verloren jetzt .... Ach möchte
Der unbesiegte Arm des Herrn noch mit mir seyn?..
Ach, wäre mind'stens David doch, mein Tapferer,
Noch bei mir! ....

Abner.

Und wer sind denn wir? Sind, ohne ihn,
Nicht siegreich unsre Waffen mehr? Ha, glaubt' ich das,
So zög' ich nie mein Schwert mehr aus der Scheide,
Als selbst mich zu durchbohren! David ist
Allein der Stifter alles deines Unglücks.

Saul.

Nicht doch; mein Unglück kommt aus and'rer Quelle,
Die schreckenvoller ist. ... Und wie? verbergen wollt'
Ihr diesen Zustand mir, den schauderhaften?
Ach, wär' ich doch nicht Vater! Nur zu sehr
Bin ich's, von theuren Kindern ... würd' ich dann
Noch Sieg, und Reich und Leben wollen? Längst
Hätt' ich mit Wuth mich in der Feinde Schwert
Gestürzt, und dieses grausenvolle Leben,
Das ich jetzt lebe, abgekürzt. Wie viel
Der Jahre sind's, daſs sich auf meiner Lippe
Kein Lächeln zeigte! Sie, die ich so sehr
Doch liebe, meine Kinder, kommen sie
Mich liebzukosen, oftmals reizen sie
Weit mehr zum Zorn mein Herz. ... Wild, ungeduldig,
Und düster stets, und stets voll bittres Grolls,
Bin ich mir selbst und andern nur zur Last.
Im Frieden will ich Krieg, im Kriege Frieden;

Aus jedem Becher schöpf' ich mir verborgnes Gift;
Seh' einen Feind in jedem Freunde: Weiche
Assyrische Tapeten sind mir Dornenbecken
Auf meinem Lager; Angst der kurze Schlummer;
Die Träume Schrecken. Ja, was mehr! wer sollt' es glauben?
Der Kriegstrommete Klang ist Schreckniſs mir:
Die Kriegstrommete Saul das höchste Schreckniſs.
Sieh, ob Sauls Wohnung nun verwittwet trauert
Um seinen Glanz! sieh, ob noch Gott mit mir!
Und du, du selbst, (du weiſst es wohl), du scheinst
Zuweilen mir, das was du bist, ein wahrer,
Ein warmer Freund, ein tapfrer Feldherr, Schutz
Und Schild von meinem Ruhm; und doch zuweilen auch
Ein niedriger, ein lügenhafter Höfling,
Voll Neids, voll schlauer List, und ein Verräther....

Abner.

Anjetzt, o Saul, da du vollkommen heiter bist,
Ruf' in Gedanken nur dir jegliches
Vergangene zurück. Der Aufruhr deines Herzens,
(Siehst du es nicht?), er kam aus jenem Hause
Des Schwarmes der Propheten, kam aus Rama.
Wer unterfing sich's, dir zuerst zu sagen,
Du seyst getrennt von Gott? der freche, widrige
Ehrgeizige, verschmitzte Priester nur,
Der alte Samuel; und seine Heuchlerschaar
War Wiederhall von ihm. Auf deinem Haupt
Sah er die königliche Binde leuchten
Mit scheelem Aug'; er glaubt' sie schon die seine:
Auf seinen weiſsen Scheitel festgesetzt

Hielt er sie schon; als nun einstimmiges Verlangen
Des Volkes Israel all' seine Wünsche
Im Wind zerstreu'te, einen Krieger sich
Zum König wählte. Dies, nur dies allein,
Ist alles dein Verbrechen. Seitdem nannt' er
Dich nicht den Auserwählten Gottes mehr,
Als du aufhörtest sein Vasall zu seyn.
Dies trübte dir zuerst den Sinn, und David
Hat nachher durch sein schwärmerisches Reden
Das Werk vollendet. Kühn war er in Waffen,
Ich leugn' es nicht; doch stets der Knecht des Samuel:
Mehr zum Altar geneigt, als für das Lager,
War mit dem Arm er Krieger, Priester in dem Herzen.
Entkleide nur von allem lügenhaften Schmuck
Die Wahrheit, und erkenne sie. Ich bin
Aus deinem Blut; dein Glanz ist Abners Glanz:
Doch nie kann David irgend sich erheben,
Bevor er Saul nicht niedertrete.

Saul.

David? . . .
Ich hafs' ihn . . . . doch hab' ich die eigne Tochter
Zur Eh'genossin ihm dahingegeben . . . .
Mein Abner, ach! du weifst es nicht. — Die Stimme,
Ja, jene Herrscherstimme selbst, die manche Nacht
Mir Jüngling rief, als noch im Dunkel ich,
Und ohne Würde war, vom Throne weit
Entfernt, und jeglichem Gedanken an ihn;
Sie, diese Stimme selbst, sie ist mir nun
Seit mehrern Nächten schreckenvoll geworden;
Sie stöfst mich von sich, donnert mit dem Ton

Der brüllenden aufrührerischen Woge: ·
„Hinweg, o Saul, hinweg!“ die heilige
Ehrwürdige Gestalt des Sehers Gottes,
Die einst im Traum ich sah, bevor er mir
Des Höchsten Willen kund that, König Israels
Zu seyn; der Samuel, den seh' ich wieder jetzt;
Jedoch in anderer, ganz anderer Gestalt.
Aus tiefer finstrer Gruft schau' ich hinauf
Zu ihm, und seh' auf einem Strahlenberge
Ihn sitzen: mit gebognem Knie steht David
Zu seinen Füfsen, und der heil'ge Greis
Giefst Oehl des Herrn ihm auf das Haupt; und reifst
Mit seinem andern Arm, der weit und weit,
Wohl hundert Ellen weit nach meinem Haupt sich streckt,
Reifst mir vom Haar die Krone, im Begriff
Auf Davids Locken sie zu setzen. Doch
Wer sollt' es glauben? David neiget sich
Vor ihm mit demuthsvollen Blicken, weigert
Sie anzunehmen: winkt und weint und ruft,
Sie wieder auf mein Haupt zu setzen. . . . — Welcher Anblick!
Mein David! o mein David! so bist du
Noch stets gehorsam? noch mein Eidam? noch mein Sohn?
Und treuer Unterthan? und noch mein Freund? . . .
O Wuth! von meinem Haupt die Krone mir
Zu reifsen! Zittere, ruchloser Alter,
Der solches wagt! . . . Wer bist du? . . . Sterben müsse
Auch wer nur den Gedanken hat . . . — Unsel'ger ich!
Schon schwärmt es in mir! . . .

Abner.

Sterben soll er! David
Allein soll sterben! Mit ihm werden Elend,
Gesicht und Träum' und Schrecknisse verschwinden.

ZWEITER AUFTRITT.

Jonathan, Michal, Saul, Abner.

Jonathan.

Friede mit dem König.

Michal.

Und mit dem Vater, Gott.

Saul.

Mit mir ist stets der Gram. — In frohen Hoffnungen
Rafft ich mich früher heut vom Lager auf . . . .
Doch schon verschwindet, wie der Nebel von der Wüste,
Jedwede Hoffnung mir. — Was hilft es jetzt, mein Sohn,
Die Schlacht verschieben? Schlimmer ist es doch,
Die Niederlage fürchten, als sie leiden,
Und einmal sie gehabt zu haben. Heut
Zum Kampf! Es ist mein Wille.

Jonathan.

Heute siegen wir.
Hoffnung, mein Vater, Siegeshoffnung stieg
Mit mehrerm Recht dir niemals in die Brust.
Erheitre deinen Blick: Sieg trag ich nur
Im Herzen. Heute noch soll dieses Feld
Mit Leichnamen der Feinde sich bedecken.
Den raubbegier'gen Vögeln lassen wir
Die schauderhafte Speise . . . .

Michal.

Bald, o Vater,
Bald kehren wir zu ruhigerer Wohnung
Zurück in deine Burg. Da wirst du fröhlich,
Und unter Siegespalmen sitzend, deine Tochter,
Die langbekümmerte, ins Leben rufen,
Indem du ihr den Gatten wieder gibst.

Saul.

... Wie doch? du hörst ja nie zu weinen auf!
Sind das die holden Gegenstände, die
Dem Vater den ermatteten verwelkten Sinn
Mit neuem Grün beleben sollen? Dies
Reichst meinem Schmerze du zur Linderung?
Du Kind der Thränen, geh' hinweg von mir!
Entferne dich; hinaus, und lafs mich.

Michal.

Ich
Unglückliche! ... Ich soll nicht weinen, Vater? ...
Wer denn erstickt mein Herz in Thränen jetzt
Als du? ...

Jonathan.

Geh, schweig, und mehre nicht den Kummer
Des Vaters! — Fasse frohen Muth, o Saul!
Es wehet Kriegs- und Siegesluft im Lager.
Mit diesem Frühroth stieg ein Kriegesgeist
Vom Himmel nieder, der durch's ganze Israel
Sich soll verbreiten: auch in deinem Herzen
Wirst du des Sieg's Gewifsheit bald erkunden.

Saul.

Wie? soll auch ich an deiner Freude thöricht

Theilnehmen! Ich! — Was siegen? und was Geist? ...
Klagt all' und weinet laut; denn heute soll
Die alte Eiche, deren Aeste sich
Hoch in der Himmelsluft verbreiteten,
Die bleichen Wurzeln aus der Erde heben.
Nur Klagen, Stürme, Blut und Tod ist alles:
Zerfleischt die Kleider; streu't unreine Asche
Auf euer Haupt. Der Tag, ja, dieser Tag
Ist Ende unsers Spiels, er ist der letzte.

Abner.

Schon oftmals sagt' ichs euch, durch euren Anblick
Verdoppelt ihr ihm stets die wilde Bangnifs.

Michal.

Und wie? wir sollten den geliebten Vater
Verlassen! ....

Jonathan.

Du allein willst ihm zur Seite
Dich stellen? Soll in deiner Hand? ..

Saul.

Was gibt's?
Unwille zeigt im Blick sich meiner Kinder?
Wer ist's der sie beleidigt? Bist du's, Abner?
Sie sind mein Blut; das weifst du! das bedenke! ....
Schweig ....

Jonathan.

Ja, wir sind dein Blut, sind ganz bereit,
Für dich all' unser Blut dahin zu geben.

Michal.

O Vater! folg' ich meinem Wunsch zu sehr,
Wenn den Gemal ich von dir bitte? deinen wackern

Vertheidiger, die Stärke Israels,
Das hohe Schrecknifs der Philister heisch' ich.
Sollt' nicht in trüben Stunden deiner Phantasie,
Bei traurigen Gedanken an den Tod,
Durch seinen himmlischen Gesang, dir David
Erleichtrung schaffen?' Sage doch, war er
Nicht gleichsam Stral in deinen Finsternissen?

Jonathan.

Und ich? du weists, ob ich ein Schwert mir gütte
An meine Seite? doch, wo ist mein Schwert,
Tönt jener Krieger aller Krieger nicht
Mit seinem Schritte meinen Schritten vor.
Spräch' man von Schlachten, wäre David hier,
Der Sieg wär unser.

Saul.

Ihr verflofsne Zeiten! . . .
O mir glorreiche siegesfrohe Tage! . . .
Sieh auf, in Scharen zeigen sie sich mir,
Die herrlichen Triumphe! Von dem Schlachtfeld
Kehr' ich bedeckt mit ehrenvollem Staub
Und blut'gem Schweifs zurück, und wandle durch
Vertilgter Feinde Stolz, und singe Lob dem Herrn . . . .
Dem Herrn? wie, ich? . . . Was red' ich? . . . Eisern ist
Sein Ohr zu meiner Stimme, stumm die Lippe mir.
Wo ist mein Ruhm? Wo ist anjetzt das Blut
Von meinen hingemähten Feinden?

Jonathan.

Alles,
Ja, alles würdest du in David wieder finden.

Michal.

Doch dieser David ist nicht mehr mit dir:
Hast ihn verbannt, und wolltest ihn vernichten ...
Ihn, David, deinen Sohn, dein schönstes Werk;
Bescheiden, folgsam, schneller als der Blitz
Dir zu gehorchen; der dich wärmer liebt,
Als selbst die eignen Kinder. Vater! Lafs! ...

Saul.

Ach, stehn die Thränen mir nicht in den Augen?
Wer zwingt mich doch zu ungewohnten Thränen? ...
Lafst mir die Augenlieder trocken!

Abner.

Besser wärs,
Du gingst zurück, o König, in dein Zelt!
Bald werd' ich dein geordnet' Heer bereit
Zur Schlacht dir zeigen. Komm, und gehe nun,
Und überzeuge dich, dafs nichts an David liegt ....

DRITTER AUFTRITT.

David, Saul, Abner, Jonathan, Michal.

David.

Die Unschuld angenommen,

Saul.

Ha! was seh' ich?

Michal.

O Himmel!

Jonathan.

Ach, was thust du?

Abner.

Du Verwegner! ...

Jonathan.

Ach Vater! . . . .

Michal.

Vater! er ist doch mein Gatte;
Du gabst mir ihn.

Saul.

O Anblick!

David.

Saul, mein König!
Du fordertest dies Haupt, und lange schon
Hast du vergebens es gesucht: hier bring ich's dir!
Reiſs ab es von dem Rumpf! dein ist es!

Saul.

David! . . . .
Was hör ich? . . . David, du? . . . Es spricht ein Gott
Aus dir: es hat ein Gott dich mir gesandt.

David.

Ja, König! Er, der nur allein Gott ist:
Der mich in Ela einst, mich blöden Knaben,
Mich unerfahrenen, der Riesenkraft
Des frechen Goliaths, der eisern vor mir stand,
Entgegen warf: der Gott, der nachmals Sieg
Auf Sieg gehäuft auf deine Waffen;
Der unerforschlich stets in seinen Wegen
Sich meines schwachen Arms zu mächt'gen Thaten
Bedienen wollte: ja, er ist's, der hieher
Zu dir mich führt, mit mir zugleich den Sieg.
Nimm mich, wie dir's gefällt, zum Krieger oder Führer,
Wenn solches ich vermag: zu Boden erst
Versink der Feind, vom Nordwind weggehaucht

Entrauch' erst jene dicke Wolke, die
Sich rings um deinen Thron gehäuft; und dann
Magst du mich, Saul, belohnen mit dem Tod.
Nicht einen Schritt, nicht eine Sorge soll
Mein Tod dir kosten. Sagen kannst du dann:
Vertilgt sey David! Abner wird mich schnell
Erwürgen. — Weder Schwert noch Schild gürt' ich
Zur Seite mir. Mir ziemt nicht andre Waffe,
In meines unbeschränkten Herrschers Burg,
Als Demuth und Geduld, und Liebe, Bitten,
Ein reines Herz. Ich muſs, wenn Gott es will,
Als Sohn von dir umkommen, nicht als Feind,
Auch war der Sohn von jenem ersten Vater
Des Volkes Israel bereit, sein Blut
Dort auf dem hohen Berge hinzugeben.
Kein Wort liefs er, nicht einen Laut von sich,
Der nicht Gehorsam war. Schon hub mit einer Hand
Das Mordbeil auf der Vater, als er ihm
Die andre küfste. — Saul gab mir mein Daseyn;
Saul nimmt's von mir. Durch ihn erscholl
Mein Name, und durch ihn verschallt er. Groſs
Ward ich durch ihn, er macht mich nun zu Nichts.

Saul.

O wie dein Sprechen mir die dicke Nacht
Vom Auge reifst! Wie tönt es mir zum Herzen! .....
Du sprichst als Tapfrer, du, und tapfer warst du.
Vom Stolz verblendet doch erkühntest du
Dich nachmals, mir die Achtung zu versagen,
Dich über mich zu setzen, wegzustehlen
Mir meinen Ruhm, dich in mein Licht zu kleiden.

Wär' ich auch König nicht, geziemt es dir,
Dir jungem Krieger, grauen Kriegesruhm
Herabzusetzen? Du, grofsmüthig sonst,
Warst wahrlich hier es nicht. Es tönte einst
Der Töchter Israels Gesang von dir:
„David, der Held, schlug ihrer tausend nieder,
„Und Saul nur hundert.“ In dem tiefsten Herzen
War ich verwundet. Warum sprachst du nicht:
„Saul hat nicht tausend nur in seiner Jahre Kraft,
„Der tausend mehrere hat er erschlagen:
„Er ist der Krieger; durch ihn bin ich nur.“

David.

Wohl sagt' ich es; doch der, der nur allein
Die Schlüssel deines Ohrs und Herzens hielt,
Er sprach noch lauter: „David ist zu mächtig;
„Er lebt in aller Mund, in vieler Herzen:
„Wer thut ihm Einhalt, tödtet Saul ihn nicht?“ —
Was sprachst du, Abner, nicht mit mindrer List,
Doch gröfsrer Wahrheit zu dem Könige?
„Der David, besser ist er weit als ich;
„Und darum hafs' ich ihn, darum beneid' ich ihn,
„Und fürcht' ihn, wünsch' ihn todt.“

Abner.

Du Bösewicht!
Und jenen Tag, da du verstohlen gingst,
Mit deiner Scherschaar verruchten Rath
Zu murmeln; deinem König, du, geheime
Schändliche Netze stelltest, und darauf
In der Philister Schoos dich flüchtetest;
Verworfne Tage mit der Feinde Brut

Verlebend, immer doch noch unter uns,
Obwohl nur kurze Zeit, verborgene
Verständnifs' unterhieltst: wer sagt es da?
Sagt' ich's vielleicht? Wie, oder thatst du's nicht?
Wer hat von Anfang an wohl mehr als ich
In unsers Herrschers Gunst dich eingesetzt?
Zu seinem Eidam dich zu machen, wer
Bewog ihn? Abner wars allein. . . .

Michal.

Ich war es,
Ich nur erhielt vom Vater den Gemal.
Ich hab' ihn mir gewählt, und seine Tugenden
Bezwangen mich. Mein erstes heimliches
Verlangen war nur er; er mein Gedanke;
Er meine Hoffnung, Leben und mein Glück.
Herabgewürdiget zu niederm Stande,
In tiefster Armuth, wäre David immer
Noch theuer meinem Herzen, werth ihm mehr,
Als jeder König, den der Orient verehrt.

Saul.

Und kannst du, David, die Beschuldigungen
Abners noch leugnen, noch bestreiten? Sprich!
Begabst du nicht dich zu der Feinde Heer?
Verbreitetest du unter meinem Volke
Nicht jenen Samen des ruchlosen Aufruhr's?
Hast du dem Leben deines Königs, deines Vaters,
Nicht selbst oft nachgestellt?

David.

Sieh, dieser Saum,
Von deinem königlichen Mantel einst, der soll

Für mich nun Antwort geben. Kennst du ihn?
Nimm, und vergleich ihn!

Saul.

Gib ihn her! Was seh ich?
Er ist der meinige; ich leugn' es nicht ....
Wo nahmst du ihn?

David.

Ich nahm ihn dir vom Rücken,
Von deinem Mantel; hier, mit diesem Schwert
Schnitt ich ihn ab. — Denkst du Engaddas noch?
Dort, wo du mich Verbannten grausamlich
Bis auf den Tod verfolgtest, barg ich mich
Ohn' einigen Gefährten in der Höhle,
Die von dem Quell den Namen hat. Du schliefst,
Und warst allein, und alle deine Mannschaft
War aufsen vor des Felsenthores Sturz;
Daselbst auf weiche Polstern hingelehnet,
Schlofst du in süfser Ruh die Augen. ... Himmel!
Voll Blutes du, und voller Groll die Seele,
Du schliefst! Sieh hier, ob nicht der Mächtigste,
Ob unser Gott zu Spott nicht machen kann
Der Sterblichen Beginnen? Tödten konnt'
Ich dich aus meinem Winkel, und mich retten
Durch einen andern Ausgang: dafs ich's konnte,
Beweiset dir das Stück von deinem Kleide:
Du König, stolz und grofs, und rings umlagert
Von deiner Waffenschaar; sieh hier dich in der Hand
Des niedrigen verbannten Jünglings! ... Wo,
Wo war da Abner? Er, der Tapfere?
Und so bewacht er seines Königs Leben?

So dient er ihm? du siehst allhier, auf wen
Du dein Vertrau'n gesetzt, und gegen wen
Du deinen Zorn gewandt! — Bist du befriedigt?
Hast du nicht hier, o Saul, den deutlichsten Beweis
Von meinem Herzen, meiner Treu' und Unschuld?
Und nicht Beweis genug von dieses Abners
Geringer Liebe, seinem bösen Herzen.
Und Neideswuth, und ungetreuen Wacht? . . .

Saul.

Du hast gesiegt, mein Sohn! Du hast gesiegt!
Bedenk' es, Abner! und verstumme!

Michal.

Freude!

David.

Mein Vater! . . .

Jonathan.

O beglückter Tag!

Michal.

O mein Gemal!

Saul.

Ein Tag der Fröhlichkeit, des Sieg's ist das.
Du, David, sey der Führer heut' zum Kampfe!
Ich wills, und Abner soll es dulden. Unter euch
Entsteh' kein Eifer, als wer' nur die meisten
Der Feind' erwürgt. Du, Jonathan, du wirst
An deines trauten Bruders Seite kämpfen.
Es ist mir David Bürge für dein Leben,
Und für das seine, du.

Jonathan.

Ist David Führer,
So bürgt uns Gott.

Michal.

Gott wird dich retten, dich
Mir wiedergeben. . . .

Saul.

Nun genug! Und du
Komm in mein Zelt, o Sohn, dich vor der Schlacht
Ein wenig zu erquicken. Komm anjetzt;
Es soll den langen Gram der Trennung dir
Versüfsen die geliebte Gattin. Unterdessen
Bereite sie den Tisch, und diene dir.
Wohl, Tochter! (du nur kannst's) mach' gut zum Theil
Die unwillkührlichen Verwirrungen des Vaters.

Dritter Aufzug.

ERSTER AUFTRITT.

DAVID, ABNER.

Abner.

Hier bin ich. Kaum erhebt vom Mahle sich
Der König, und schon bin ich da auf deinen Wink.

David.

Ich wünschte ganz allein mit dir zu sprechen.

Abner.

Vielleicht von naher Schlacht willst du vernehmen?....

David.

Dir sagen auch zugleich, dafs unter mir
Du nicht im Dienste bist: nein, Beide dienen wir
Dem Volk, dem König, und dem Gotte Israels;
Kein anderer Gedanke komm' in uns.

Abner.

Ich schwang für unsern König, dessen Blut
Entsprossen ich zu seyn mich rühme, lange schon
Das blutigrothe Schwert, bevor man dort
Das Zischen deiner Schleuder hörte ....

David.

Königsblut
Fleußt nicht durch meine Adern: meine Thaten
Sind jedem doch bekannt; mich rühm' ich nicht;
Auch Abner kennt sie. — Mögen sie doch immer
Begraben in Vergessenheit dir seyn:
Denk nur der Deinen; und wetteifernd mit dir selbst,
Wirst du dich heute selbst zu übertreffen wissen.

Abner.

Feldherr des Heers glaubt ich bis jetzt zu seyn;
Denn David war nicht da: drum wagt ich's, alles
Zum Sieg zu ordnen. Ob ich es vermag
Führer zu seyn, das höre nun. — Uns gegenüber,
Vom Norden nach dem Süden, zieht sich weit
Das Lager der Philister hin durch's Thal.
Von vorn geschützt durch tiefe Ström', im Rücken
Durch dichtverwachsenes Gehölz. Gen Morgen
Lehnt es sich an den Hügel, der, nicht allzuhoch,
Sich sanft hinab zum Lager senket, doch
Am Rücken schroff und steil empor sich hebt.
Ein weites Thor eröffnet gegen Abend
Sich zwischen Bergen, und der Uebergang
Von da ist leicht und ohne Hindernifs.
Gelingt es uns, dorthin den Feind zu ziehen,
So ist der Sieg gewifs. Darum ist's nöthig,
Uns anfangs zu verstellen zu der Flucht.
In drei getheilten Haufen dann uns wendend
Zur Linken nach dem flachen Feld, umgehen
Wir an der Spitze ihren rechten Flügel.
Die erste Schaar beschleuniget die Schritte,

Und scheint zu flieh'n; die zweite bleibt gemach
In aufgelösten dünnen Reih'n zurück,
Dem Feind zu sichrer Lockung. Unterdessen
Hat schon ein auserlesner Trupp der Bravsten
Den rauhen Hügel von der Morgenseite
Erstiegen; fällt von da dem Feind' im Rücken.
Von allen Seiten ist er nun umschlossen,
Und allgemein und schrecklich ist sein Blutbad.

David.

Du bist so klug als tapfer, Abner! Nichts
Ist abzuändern hier an deinem Plan.
Ich lobe Tugend, wo sie ist: will Krieger,
Nicht Feldherr heute seyn, und deiner Schlacht
Wird meine Gegenwart hinzu nichts fügen,
Als nur ein Schwert.

Abner.

David ist Führer heut':
Er ist des Krieges Meister. Wer ist je
Im Kampf ihm gleich?

David.

Wer dürfte weniger
Mifsgünstig seyn, als Abner, bei so hohem Werth?
Von welcher Seit' ich deinen Plan betrachte,
Ist er vortrefflich. Jonathan und ich,
Wir wollen uns von dieser Seite näher
Nach Sauls Zelt stellen; weiter hin nach Norden
Mag Us sich reihen; mit den Tausenden
Der auserles'nen Männer klimme Sadoch
Des Hügels Steil' hinan; du mit dem gröfsten Theil
Nimmst dann die Mitte ein der ganzen Schlacht.

Abner.

Die Stelle ist die erste; sie gebühret dir.

David.

Und darum zeig' ich dir sie an. — Noch ist
Die Sonn' im Steigen: unterdessen stellest
Das Ganze du in Ordnung. Aber lafs
Nicht eher die Trommeten schallen, bis
Vom Tage nur vier Stunden übrig sind.
Es weht ein heftger Wind von Abend her;
Du spürst ihn wohl. Die Sonn' in ihrem Auge,
Und dieser rege Staub, sie sollen beide
Mit uns noch diesen Abend streiten.

Abner.

Wohl!

David.

So geh und gib Befehl; und lafs dir nicht
Des Hofes niedre Künst', unwürdig deiner,
Den Ruhm des Feldherrn rauben, welcher dir gebührt.

ZWEITER AUFTRITT.

David.

Der Plan ist schlau und tief. — Jedoch was hilft
Dem Feldherrn alle Vorsicht, hat er nicht
Das Herz von seinen Kriegern? Dies allein
Fehlt Abnern; und mir hat es Gott verliehn.
Lafs heut uns siegen! Mit dem neuen Tag
Verlafs ich dann sogleich den König wieder.
Mir wird der Friede nie an seiner Seite ...
Was sag' ich? Neuer Sieg wird mir ein neu' Verbrechen.

DRITTER AUFTRITT.

David, Michal.

Michal.

Weifst du es, mein Geliebter, schon? der Vater
Stand kaum von froher Mahlzeit auf, als Abner
Sich zu ihm naht: nur einen Augenblick
Sprach er mit ihm. Ich tret' hinzu; er geht,
Und schon find' ich den König ganz verändert.

David.

Wie doch! was sagt er denn? worin schien er! ...

Michal.

Der Vater war anfänglich ganz für uns,
Und weinte selbst mit uns, umarmete
Eins um das and're: ja er ahndete
Von unserm Stamm, einst neue Helden, sich
Und seinem Haus zur Stütze. Mehr als Vater
Schien er in seinen Reden: jetzt, noch mehr als König.

David.

O weine nicht, Geliebte, vor der Zeit!
Saul ist der Herr; er wird nach seinem Willen
Es mit uns halten. Geht nur heute nicht
Die Schlacht für ihn verloren, dann mag morgen
Sein hartes Herz aufs neu' sich gegen mich
Empören. Ich will meinen niedern Zustand,
Den harten Bann, die Flucht, das kummervolle Leben,
Aufs neue suchen. Dich nur zu verlassen,
Ist mir der einzige, der wahre Tod:
Und doch ich mufs! .... Ach, eitle Hoffnung! ach,

Unselige Vermählung, die du trafst!
Ein anderer Gemal gab frohes Leben,
Ein königliches, dir; ich mufs dir's rauben.
Elender ich! . . . von keinem frohen, keinem
Zahlreichen Stamm kannst du zum Vater mich,
Den flüchtigen, vertriebnen Gatten machen! . . .

Michal.

O nein! wir werden nie, nie mehr getrennt!
Von deinem Busen soll es keiner wagen,
Mich loszureifsen. Nie kehr' ich zurück
Zu jenem schaudervollen Leben, das ich lebte:
Beraubt von dir, empfang mich eh' das Grab.
In jener Burg der Thränen stand ich weinend
Die langen Tag', allein, und grausenhaft
Führt' Schreckgestalten mir die Nacht herbei.
Bald sah ich über deinem Haupt das Schwert
Des Vaters hängen; hörte deine Stimme,
Die bang und ängstlich rief und flehend,
Dafs aus der Brust die wildeste Empörung
Hervor sie rufen konnte. Dennoch stiefs
Saul, der Barbar, unmenschlich in das Herz
Den Stahl dir. Bald auch sah ich dich, verirrt
In düstern Windungen geheimer Höhlen,
Den harten Felsen dir zum Lager machen;
Dein Herz bei jeder leisen Regung zitternd
Für Schrecken, dich in andre Höhlen flüchten,
Und wiederum in andere, und nirgends
Die Stätte finden, nirgends Ruh' noch Freunde.
Bekümmert, angstvoll, matt, . . . verzehrt von Durst . . .
Ach! kann ich die Beklemmungen, den Kummer,

Das lange Pochen meines Herzens schildern? —
Nein, nimmer lafs' ich dich! nein, nimmermehr!

David.

Lafs ab, eh' du mir noch das Herz zerreifsest! . . .
Dem Blut ist dieser Tag, nicht unsern Thränen,
Geweiht.

Michal.

Wenn heute nur kein Hindernifs
In deinen Kampf sich drängt. Für dich zwar fürcht'
Ich nicht die Schlacht; dein Schild ist unser Gott,
Ein fester Schild; was ich befürchte, ist,
Es möchte der treulose Abner dir
Zu nichte machen oder hindern deinen Sieg.

David.

Und das, warum? Schien dir der König zweifelnd,
Mir heut' dies Unternehmen zu vertrau'n?

Michal.

Das hört' ich nicht; doch schien er sehr erzürnt,
Und murmelte, ich weifs nicht was, von Priestern,
Die Hochverräther; und von unbekannten Leuten
Im Lager, von verstellter falscher Tugend . . . .
Gebrochne, dunkle Schmerzensworte nur,
Doch die Sauls Tochter, und die Gattin Davids,
In Schrecken setzen müssen.

David.

Sieh ihn hier!
Wir müssen hören.

Michal.

O gerechter Gott!
Steh' heute deinem Knechte bei! Beschäme

Den Frevler, und erleuchte unsern Vater!
Sei Retter meines Gatten, deines Volkes Schutz!

VIERTER AUFTRITT.

SAUL, JONATHAN, MICHAL, DAVID.

Jonathan.

Komm doch, geliebter Vater! Lafs einwenig
Die traurigen Gedanken fahren. Komm!
Die heitre reine Luft wird dir Erquickung geben:
Komm; setze dich zu uns, zu deinen Kindern!

Saul.

Was sagt man mir?

Michal.

Ach, Vater!

Saul.

Wer seyd ihr? . .
Was spricht man hier von heitrer reiner Luft? . . .
Von dieser da? die ist mir dickes Dunkel,
Und Finsternifs, und Schatten nur des Todes . . . .
Ha! sieh nur auf; tritt näher; siehst du nicht,
Wie sich mit blut'gem Kranz die Sonn' umgürtet hat? . .
Hörst du nicht das Gekreisch der Unglücksvögel?
Wehmüthig' Klagen tönet durch die Luft . . .
Erschüttert mich, und zwingt mich fast zu Thränen . . . .
Doch wie? Auch ihr, auch ihr ergiefst ja Thränen? . . .

Jonathan.

O Israels erhabner Gott! Hast du
Dein Antlitz so von Saul hinweggewandt?

Einst deinen Knecht, gibst du anjetzt ihn so
In seines Widersachers Hand?

Michal.

Mein Vater!
Sieh mich, sieh die geliebte Tochter hier
An deiner Seite. Bist du fröhlich, bin
Auch ich's; und weine, wenn du weinst. . . . Warum
doch weinen?
Die Freude kehrt zurück.

Saul.

Ja, David, willst du sagen.
Warum kommt er nicht auch, mit meine Kindern
Mich zu umarmen?

David.

Vater! . . nur die Furcht,
Hier lästig dir zu seyn, hielt mich zurück.
Ach könntest du im Innern meines Herzens
Doch lesen: stets bin ich bei dir.

Saul.

Wie? du? . . .
Du liebst noch Saul und sein Geschlecht?

David.

O Himmel!
Ob ich es liebe? ist nicht Jonathán
Der Apfel meines Auges, und für dich,
Wo ist Gefahr, die ich noch kennte, scheute?
Und meine Gattin, sag sie's, wenn sie kann,
Ich kann es nicht, wie sehr, wie innig ich sie liebe. . . .

Saul.

Doch achtest du dich hoch. . . .

David.

Ich selbst mich achten? . . .
Ich achte mich im Feld als wackern Krieger,
Am Hof als deinen Eidam; doch vor Gott
Acht' ich mich Nichts.

Saul.

Mir sprichst du immer nur
Von Gott; doch weifst du wohl, dafs längstens mich
Erboste List der Priester, ihr grausamer Grimm;
Von ihm getrennt. Nennst du vielleicht ihn nur,
Zu höhnen mich?

David.

Nur Ruhm zu geben ihm,
Sei er genannt. Ach, warum wähnest du,
Er sei nicht mehr mit dir? Wer sein nicht will,
Mit solchem ist er nicht: doch, wer ihn anruft,
Sich ganz an ihn ergibt, wem fehlt er je?
Er rief dich auf den Thron; erhält dich drauf,
Wenn du der Seine bist, nur ihm vertraust.

Saul.

Wer spricht vom Himmel hier? . . . Ist er vielleicht
In weifs' Gewand der Priester eingehüllt,
Der die geweihte Lippe hier eröffnet?
Lafs schau'n! . . . ho, nein! ein Krieger bist du ja;
Ein Schwert umgürtest du. Komm vorwärts; näher;
Lafs sehn, ob Samuel, ob David spricht? —
Welch Schwert ist das? es ist dasselbe nicht,
Das meine Hand dir gab. . . .

David.

Es ist das Schwert,

Das meine arme Schleuder mir erwarb.
Das Schwert, das schneidend über meinem Haupt
Zu Ela hing. Dem Aug' ein Schreckenblitz
Sah ichs den Tod mir leuchten, in der Hand
Des ungeheuren Riesen Goliath:
Er schwang's; erstarrt steht jetzt sein Blut, nicht mein's

Darauf.

Saul.

Und dieses Eisen, ward es nicht
Damals zu Nob im Tabernakel Gottes
Als eine heil'ge Sache aufgehängt?
Wurd' in geheimnifsvoller Hüll' es nicht,
Entzogen jedem ungeweihten Blick,
Dem höchsten Gott allein auf ewiglich geweiht? . . .

David.

Wahr ist's; allein . . .

Saul.

Woher erhieltst du's denn?
Wer unterfing sich's, dir's zu geben? Sprich! . . .

David.

Lafs dir es sagen. Flüchtling kam ich an
Zu Nob, und unbewehrt: weshalb ich floh,
Das weifst du. Angefüllt mit bösem Volke
War jede Strafse. Ich, ohn' alle Waffe,
Fand mich bei jedem Schritt' im Todesrachen.
Demüthig neigt' ich meine Stirn im Tabernackel,
Wo Gottes Geist hernieder steigt, und da,
Da heischt' ich diese Wehre (die, wenn je
Ein Sterblicher sie wieder an die Seite

Sich gürten darf, so konnt' allein es David),
Ich heischte mir sie von dem Priester selbst.

Saul.

Und Er? . . .

David.

Er gab sie mir.

Saul.

Wer war der Priester?

David.

Der hohe Priester Achimelech.

Saul.

Bösewicht!
Du niedriger Verräther . . . Wo ist der Altar? . . . .
O Wuth! . . . Ja, sträflich sind sie alle; alle
Verräther! . . . Wie? die Feinde Gottes ihr,
Ihr, seine Diener? . . . Schwarze Seelen nur,
In blendendem Gewand. . . . Wo ist das Beil? . . .
Wo der der Altar? Zu Boden. . . . Wo das Opfer?
Erwürgen will ich es. . . .

Michal.

Mein Vater, ach!

Jonathan.

Was nimmst du vor, o Himmel! Wohin läufst du!
Was sprichst du! Ach, beruhige dich doch;
Wir flehen. Hier ist kein Altar, kein Opfer.
In seinen Priestern ehre Gott, der stets dich hört.

Saul.

Wer hält mich noch? . . . Wer will mich nöthigen,
Zu sitzen? . . . Wer mir widerstehen? . . . .

Jonathan.

Vater! . . .

David.

Gott Israels! Erhabner Gott! steh' du
Ihm bei! Sieh deinen Knecht; er beugt vor dir
Sich flehend hin.

Saul.

Hinweggeraubt ist mir
Der Friede; Sonn' und Reich, und meine Kinder,
Selbst meine Seele; alles ist dahin! . . .
Ach, unglückseliger! wer wird dich trösten, Saul?
Wer wird den blinden, ängstlich Zagenden,
Nun ferner leiten? unterstützen, wer? . . .
Stumm sind die Kinder dir, sind hart und grausam . . . .
Sie wünschen nur den Tod des abgelebten Alten.
Nichts lebt nun weiter mehr in ihrer Brust,
Als dieses unglückseel'ge Diadem,
Das ringsumher dein graues Haupt umschliefst.
Auf, reifst's herunter! Auf! und trennt zugleich
Des Vaters zitternd' Haupt von diesem morschen
Stamm! — —
Ach grausenvoller Zustand! Besser ist
Der Tod. Ich will den Tod.

Michal.

Mein Vater, ach! . . . .
Wir alle wollen nur dein Leben. Jedes geht,
Dir's zu erhalten, willig in den Tod. . . .

Jonathan.

Jetzt, da schon seine Wuth in Thränen schmilzt,
Erhebe du, mein Bruder, deine Stimme,

Ihn vollends zu besänftigen! So oft
Hast du ihn schon, durch himmlische Gesänge
Zu seliger Vergessenheit entrissen.

Michal.

Ja, doch! du siehst, wie kaum die schwer beklommne Brust
Noch Athem schöpfen kann. In Thränen schwimmt
Der erst so grause Blick. Nun ist es Zeit,
Ihm deine Hülfe zu verleihn.

David.

Wohlan!
So möge Gott durch meinen Mund ihm reden. —
„Der du unendlich, allmachtvoll und ewig,
„Hoch über allen deinen Welten wohnst;
„Der aus dem Nichts mich zog; durch den ich denke,
„Und denkend nun mich nahe seinem Thron:
„Du senkst den Blick, es öffnen sich die Schlünde
„Des Abgrunds, nichts kann sich verbergen dir;
„Du neigst das Haupt, der Welten All erzittert;
„Du hebst den Arm, der Bösen Macht zerfällt.

„Auf tausend blitzeschnellen Schwingen
„Der Cherubim fuhrst du herab;
„Erfülltest mit der Gottheit heil'gem Feuer
„Dem Führer Israels die hohe Brust:
„Du wurdest ihm ein Strom der unversiegbar'n Rede,
„Du wurdest ihm Schwert, Rath und Schild:
„Send' Einen Stral uns nur von deiner Flamme,
„Die Wolken spaltend von dem Himmel, du! —
„Finsternifs und Klage sind wir. . . .

Saul.

Wie? hör' ich Davids Stimm'? . . . Er wecke mich
Aus meinem Todesschlaf. Er zeige mir
Den hellen Stral von meiner Jugendkraft.

David.

„Wer ist es? wer kömmt? den ich hör' und nicht sehe?
Wie die Wolke von Staub sich finster erhebt!
Wie sie rauscht, wie sie schnell sich dahinwälzt,
Vom eilenden Sturme gejagt! —"

„Doch die Wolke zerreifst, und es leuchtet hervor
Von tausend und tausend der blitzende Stahl,
Die im Schoos sie verbarg . . . ."

„Sieh auf, wie ein Thurm, so nahet sich Saul!
Die Flammenbinde gewunden um's Haupt:
Es wankt der Boden vom Stampfen der Rosse;
Die Erde, das Meer, und der Himmel erschallet
Vom Kriegesgeheul."

„Saul naht in schreckenvoller Macht,
Stürzt Wagen, Fufsvolk, Mann und Rofs darnieder;
Vor seinem Anblick starrt zu Eis das Blut
In jeder Feindesader;
Der Schrecken Gottes stralt aus seinem Auge."

„Wo ist nun, ihr Söhne des lästernden Ammons,
Wo ist nun der Hohn, und der Frevel, und Spott,
Am frommen Volke des Jehova?"
Schaut her, schon fasset das Feld

Die Leichen nicht mehr! Schaut her,
Die überreiche Erndte schwillt
Von eurer blutigen Häupter Last!
Das hilft's, den falschen Göttern zu vertrau'n! —"

„Aber woher das Getön, das Gebrüll',
Von anderer Kriegestrommete?
Es ist Sauls Schwert; die Gräber füllt es an
Mit Edoms Kindern."

„So geht es Moab, Seba geht es so,
Die freche Amalech wird so zu Staub:
Saul ist dem Bergstrom gleich zur Frühlingszeit,
Er reifst und überströmt, zerstöfst, zerschmettert alles."

Saul.

Das ist der Ruf von meiner Vorzeit Tagen;
Er weckt vom Grab zum Ruhm mich wieder auf.
Ich hör' ihn, und ich leb' in meiner Jugendkraft ....
Was sag' ich? ... Armer, ich? Schickt sich für mich
Anjezt noch Kriegsgeschrei? .... den Alten rufen
Vergessenheit, und Ruh', und Friede nur zu sich.

David.

„Friede sing' ich. Matt und dürstend
Lagert sich der Streiter Gottes
An die Bäche heim'scher Fluren,
Unter die ersehnten Schatten
Seines immergrünen Lorbers.
Seine theuren süfsen Kinder
Reichen dar ihm holde Labung;
Trauern über seinen Kummer,

Froh doch seiner Wiederkehr.
Klagen hört man aller Orten;
Zärtliche Klagen,
Schmelzende Töne,
So, dafs die Sprache sie kaum erreicht."

„Eine seiner Töchter löset
Ihm vom Haupt die Last des Helmes,
Jenes Blitzestralenden;
Während die geliebte Gattin,
Hin sich schleichend' ihn umarmt:
Eine and're wäscht mit reiner
Silberwelle Staub und Schweifs ihm
Von der hohen Stirn hinweg:
Diese gieſset balsamreiche
Blumendüft' auf ihn hernieder;
Jene badet ihm mit Thränen
Die so hoch verehrten Hände:
Noch Eine beklagt sich,
Sie könne sich minder,
Als jene der Schwestern,
Bewerben um ihn."

„Doch der Söhne wackrer Haufe
Eifert für ein ander' Werk:
Bis der Vater ihm die Arme
Reichet, greift der nach dem Schwert,
Das noch starrt vom Blut der Feinde,
Sucht es rein und blank zu stellen:
Und von Eifersucht erregt

Sagt der and're: „Wenn doch endlich
Werd' auch ich die Lanze schwingen,
Da noch jetzt mein Arm zu schwach!“
Mit Scherzen und Spielen
Versucht sich der dritte
Zu bergen im Schild.“

Im hochgeschwollnen Auge
Steht dem König eine Zähre
Süfser Lust:
Seele des lieblichen
Edlen Geschlechtes
Fühlt er zu seyn.“

„O herrlicher Friede!
O seliges Wohnen!
Wo Liebe, die herzlich,
Wo Treue, die redlich,
Uns ringsum umgibt.“
Doch die Sonne sinket,
Alle Winde schweigen,
Und ein süfser Schlummer
Hüllt den König ein.“ —

Saul.

Glückselig ist der Vater solcher Kinder!
O du, der Seele süfser Friede! . . . Wie ein Strom
Von Milch ergeufst es sich durch meine Adern . . . .
Doch du, was willst du nun? Willst du wohl Saul
Durch niedern Müfsiggang zum Feigen machen?

Der tapfre Saul, soll er ein faules Rüstzeug
Des Krieges liegen?

David.

„Der König ruht, doch die Bilder des Todes
Treten hervor im Schlaf vor dem Helden,
In schrecklichen Gestalten.“

„Sieh nur hin, der verhafste Tirann ist besiegt,
Seine Hand hat durchbohrt ihn im Schlachtfeld:
Grauser Schatten! Nun schreckt er nicht mehr.“

„Sieh den Blitzstral, wie er alles vor sich hinstreckt! ....
Wessen Schwert ist's, von dem keiner sich verschont fühlt;
Das den Tapfern gesellt zu dem Feigen? —

„So ertönt auch nicht immer der Bergwald
Vom Schreckengebrülle des Löwen;
Weil in Ruh' er die Glieder dahinstreckt:“

„Doch das Schweigen in den Tiefen der Felskluft
Gibt der Heerde den Muth nicht, noch dem Hirten,
Dafs er minder erschrocken nicht davon eilt;“

„Denn er weifs, dafs zu Mord und zu Blut er
Nur gewaltsamer hervorbricht.“

„Und der König, schon erwacht er!
Waffen, Waffen, ruft er schrecklich.
Wer der Krieger mag bestehen?
Wer hält auch des Siegers Arm?“

„Ich seh' einen Streif von vertilgender Glut;
Er stürzt mit Gewalt in die feindlichen Schaaren;
Der Gläubigen Waffen
Sind schwarz von dem Blute
Der Feinde gefärbt."

„In furchtbaren Wettern
Stürzt nieder der Schleuder
Zerschmetternde Last;
Doch gleicht sie an Schnelle
Dem Schwerte des Helden
Im Fluge noch nicht."

„Er dehnt unerreichbar
Dem Adler im Flug' gleich,
Bis hin zu dem Pole,
Sein mächtig' Gefieder;
Die rauschenden Schwingen,
Die Gott ihm verliehn:
Die Brut zu vernichten,
Die greuliche Götzen
Auf falschen Altären
Zu Göttern erhob." —

„Schon von ferne folg' ich ihm;
Und verfolge den Philister,
Jag' ihm nach, und tret' ihn nieder,
Und vertilg' ihn, und bezeuge,
Dafs im wilden Kampf des Krieges
Unser Volk zwei Schwerter hat." —

Saul.

Wer ist's? wer rühmt sich hier? ist noch ein Schwert
Als meines in der Schlacht? Es ist entblöst!
Ein Frevler ist's; er sterbe, der's verachtet!

Michal.

O Himmel! halt! . . .

Jonathan.

Was thust du, Vater! . . .

David.

Armer König!

Michal.

Flieh, mein Gemal! o flieh! . . kaum halten wir ihn noch.

FÜNFTER AUFTRITT.

Jonathan. Saul. Michal.

Michal.

Geliebter Vater, fasse dich! . . .

Jonathan.

O fasse dich! . . .

Saul.

Wer hält mich? wer nur unterfängt es sich? . . .
Wo ist mein Schwert? . . .

Jonathan.

Ach komm mit uns, mein Vater!
Ich lasse dich nicht weiter. Sieh, es ist
Niemand bei deinen Kindern. Kehr' zurück
Mit uns zu deinem Zelt: dir ist die Ruhe nöthig.
Laſs allen Zorn; komm! du bist bei deinen Kindern . . . .

Michal.

Und sollst sie stets zu deiner Seite haben . . . .

Vierter Aufzug.

ERSTER AUFTRITT.

JONATHAN. MICHAL.

Michal.

Sag mir doch, Jonathan, kann mein Gemal
Zurück zum Zelt des Vaters kehren?

Jonathan.

Nimmer!
Saul ist noch nicht versöhnt; und ob er gleich
Mir scheint zurück gekehrt in sich, so sitzt
Ihm doch der Groll zu tief, und lange noch
Wird seine Heilung dauern. Kehre du zurück
Zu deinem Gatten, und verlafs ihn nicht.

Michal.

Ich Arme! wer ist doch unglücklicher als ich?
So wohl hab ich verborgen ihn, dafs niemand
Ihn leicht ausfinden soll. So eil' ich denn,
Und kehr zurück zu ihm.

Jonathan.

O Himmel, sieh!
Der Vater kommt, ganz aufser sich, und nirgends
Kann er die Ruhe finden.

Michal.

Unglückselge, ich! —
Was sag ich ihm? — Ich will hinweg! —

ZWEITER AUFTRITT.

Saul. Michal. Jonathan.

Saul.

Wer flieht,
Wenn ich erscheine? Du, o Weib? —

Michal.

O Herr!

Saul.

Und wo ist David nun?

Michal.

Ich weifs es nicht.

Saul.

Du weifst es nicht?

Michal.

Mein Vater!

Saul.

Geh, und such' ihn,
Und bring' ihn eilend her zu mir.

Michal.

Wo soll ich ihn
Ausforschen? — wo?

Saul.

Der König sagt es dir,
Und noch hast du ihm nicht gehorcht? —

DRITTER AUFTRITT.

Saul. Jonathan.

Saul.

Liebst du mich, Jonathan?

Jonathan.

O Vater! dich? —

Ich liebe dich; doch liegt mir auch dein Ruhm
Zugleich am Herzen: und so wag' ich es,
Zuweilen deinem allzuheftgem Eifer
Zu widerfetzen mich, — so weit ein Sohn es darf.

Saul.

Du hältst den Arm des Vaters oft zurück:
Doch dieses Schwert, das in des Andern Brust
Zu tauchen du mich hinderst, kehrst du dann
Auf deine Brust zurück. — Erhalte nur,
Erhalte dieses Davids Leben; bald wird er —
Hörst du die Stimme nicht, die dir es ruft:
„David sei König!“ — David, König? Er? —
Vertilgt sei er zuvor! —

Jonathan.

Und hörst du nicht
Noch schreckenvoller eine Stimme Gottes?
Sie rufet: „David ist mein Auserwählter!
„Er ist des Herrn Geliebter!“ — Jeder seiner Schritte
Bezeugt es dir. Ist Abners wilde Wuth,
Sein neidscher Sinn, nicht stumm vor seinem Anblick?
Fühlst du nicht selbst vor seiner Gegenwart,
Sobald du in dich gehst, den Argwohn schwinden,
Wie Nebel vor der Sonne? kehrt der böse Geist
Nun wieder in dich, glaubst du dann, dafs ich
Es bin, der dir den Arm zurückhält? Gott ist es!
Du würdest kaum den ungerechten Stahl
Ihm vor den Busen halten, dafs nicht alsobald
Dich eine Macht zurückzuziehn ihn zwänge.
Mit Thränen würdest du zu seinen Füfsen fallen:
Du, Vater, selbst! denn gottlos bist du nicht. —

Saul.

Nur allzuwahr ist, was du sprichst. Dein David,
Er ist ein unbegreiflich' Wesen mir.
Als ich zuerst ihn nur in Ela sah,
Gefiel er meinem Blick, doch meinem Herzen nie.
Wann ich ihn schon zu lieben nahe war,
Fiel wilder Groll dazwischen, riſs mich von ihm weg.
Oft wollt' ich ihn vernichtet; er erscheint;
Entwaffnet fühl' ich mich. So mit Bewunderung
Erfüllt er mich, daſs ich beinahe nichts
Vor ihm zu seyn mir dünke. — Ja, gewiſs
Ist Rache dieses einer höhern Hand.
Du schreckenvolle Hand! schon fang' ich an
Dich zu erkennen! — Aber wie? worin
Such' ich den Grund? — Gott' hab' ich nie beleidigt. —
Es ist der Priester bosheitvolle Rache!
Ein priesterliches ungerechtes Werkzeug
Ist dieser David. Samuel sah ihn
Vor seinem Ende noch zu Rama. Dort
Hat jener Alte, Unversöhnliche,
Die letzten Worte noch an ihn gerichtet.
Wer weiſs, ob nicht der alte Bösewicht
Das heil'ge Salböl, womit ehzuvor
Er meine Stirne salbte, auf ein feindlich' Haupt
Ergossen hat? — Vielleicht weifst du es? Sprich! —
Gewiſs, du weifst es! Rede nur! —

Jonathan.

Mein Vater!
Ich weiſs es nicht. Doch hätt' er es gethan,
Müſst' ich mich selber nicht dadurch beleidigt halten,

So gut als du? Bin ich denn nicht der Erste
Von deinen Söhnen? Wenn du einst entschläfst
Zu deinen Vätern, hast du nicht den Thron
Für mich bestimmt? Und schweige ich, wer hat
Darob sich zu beklagen? — David geht
An Tugend, Tapferkeit und Geiste mir
Bei weitem vor; je gröfser er in allem,
Um desto mehr nur lieb' ich ihn. Und nun,
Wenn der, der Reiche gibt und nimmt, dies Reich
An David geben sollte; kann ich je
Noch gröfseren Beweis verlangen, dafs der Herr
Ihn würd'ger finden mufs, als mich? und ihn
Vielleicht zu höhern Dingen noch bewahrt,
Der Führer seines Volks zu seyn? — Dies schwör' ich dir,
Dafs er als Unterthan, dafs er als Sohn,
Dir immer treu, und stets ergeben war.
Was kommen soll, das überlasse Gott,
Dem es gehört. Es möge nur dein Herz
Sich gegen Gott und Wahrheit nicht verstocken!
Hätt' nicht ein Gott aus Samuel gesprochen,
Wie konnte doch der schwache Greis, zur Hälfte
Er schon im Grabe, mit dem blofsen Wink
So viel für David wirken? dieſs Gemisch
Von Achtung und von Hafs, das du dir selbst
Nicht zu erklären weifst, und gegen David fühlst;
Dies Beben in der Brust, wenn von der Schlacht man
spricht —
Von dir, der sonst Gefahr und Furcht nicht kannte —
Woher kommt dieses, Saul? konnt eines Menschen Macht
Dir dies erwecken? —

Saul.

Ha, wie redest du? —
Bist du Sauls Sohn? Gilt dir der Thron für nichts?
Weifst du es nicht, woher sein grausam' Recht
Der Thron erhält? — Vertilgen wird mein Haus,
Ausrotten wird es mit der Wurzel, der,
Der meines Scepters sich bemächtiget.
Nicht Brüder, Kinder nicht, du selber nicht,
Nicht Einer wird von meinem Stamme bleiben. —
Ruchlose, unersättliche Begier
Nach Herrschaft, was ist dir genug! du mordest
Den Bruder durch den Bruder, Kinder durch
Die Mutter, den Gemal durch seine Gattin,
Den Vater durch den eignen Sohn, um Reich,
Um Herrschaft zu gewinnen. — O, der Thron,
Er ist der Sitz des Blutes, der Ruchlosigkeit! —

Jonathan.

Wo hat ein Mensch den Schild vor Gottes Schwert?
Nicht Drohungen, nur Bitten mögen lindern
Den Zorn des Schreckengottes, der den Stolzen
Zerbricht, und Niedre sanft vorübergeht.

VIERTER AUFTRITT.

Saul. Jonathan. Abner. Achimelech. Soldaten.

Abner.

Wenn ich, o König, eher vor dich trete,
Als noch des Feindes Blut in Strömen fleufst,
So zwinget mich dazu ein wicht'ger Grund.
Den tapfern David, unsers Sieges Stütze,
Ihn findet niemand. — Kaum die Stunde noch

Fehlt zur bestimmten Schlacht. — Horch, wie der Krieger schon,
Entbrannt von ungeduld'gem Eifer, mit Geschrei
Die Lüfte füllt! und wie die Erde schon
Vom Hufschlag wiederhallt der feur'gen Rosse!
Das Schreien, Wiehern, Blitz der Helm und Schwerter;
Es rufet alles Muth ins feigste Herz —
Doch David sieht man nicht; man find't ihn nirgends. —
Schau, wen, statt seiner, man im Lager traf —
Fürwahr ein Himmelsbeistand! — Dieser hier
In weiche priesterliche Leinen eingehüllt,
Hielt sich verborgen in dem Lager auf,
Bei'm Stamme Benjamins, versteckte zitternd sich.
Vernimm du selbst die Gründe nun von ihm,
Die ihn bewogen haben, der Gefahr
Sich auszusetzen.

Achimelech.

Sagen will ich sie,
Die Gründe selbst, wofern der Zorn des Königs
Es nicht verbeut.

Saul.

Des Königs Zorn? so hast,
Du Bösewicht, ihn wohl verdient? — Doch wer
Bist du? — Mich dünckt, ich soll dich kennen! — Bist
Du etwa nicht von jener Schwärmerrotte
Der stolzen Seher Ramas?

Achimelech.

Mit dem Priesterrock
Bin ich bekleidet. Der Leviten Erster,
Folg' ich im Hohenpriesterthume Aaron,

Dem Heiligen, vom Herrn dazu Erwählten,
Nach einer langen Reihe anderer
Ehrwürd'ger Priester. Nun steh' ich zu Nob
Der hohen Bundeslade an der Seite.
Sie selbst, die heil'ge Bundeslade, stand
Einst mitten in dem Lager; doch anjezt
Ist's schon zu viel, wenn hier verborgner Weise
Der Priester Gottes hier erscheinen darf.
Wo Saul regiert, da ist der Priester fremd:
Nicht aber ist er's da, wo Israel
Den Kampf beginnt; kommt anders uns der Sieg
Vom Herrn, von dem er doch allein nur kommt! —
Du kennst mich nicht? was Wunder! kennst du doch
Dich selber nicht. Vom Pfade, der zum Herrn
Uns leitet, wich dein Schritt; ich aber steh',
Im Tabernakel, wo der Höchste wohnt;
Dort, wo seit langer Zeit man Saul nicht mehr
Erblickt. Mein Nam' ist Achimelech.

Saul.

Einen

Verräther nennet dieser Name. Jezt
Erkenn' ich dich. Du kommst gerade recht
Vor meinen Blick. Sag an, bist du nicht der,
Der dem vertriebnen David Zuflucht, Schutz,
Und Unterhalt, und Rettung bot, und Waffen?
Und welche Waffen! des Philisters Schwert,
Dem Herrn geweiht, und dort im Tabernakel
Ihm aufgehängt; wo du hinweg es nahmst
Mit frevelhafter Faust, und deines Königs
Treulosen Feind damit umgürtetest.

Du Bösewicht! du kömmst ins Lager nun,
Verräthereien anzuzetteln? wer
Kann zweifeln d'ran? —

Achimelech.

Gewifs, komm' ich hieher
Dich zu verrathen, weil ich Sieg von Gott
Für deine Waffen zu erflehen komme, den dir selbst
Der Herr versagt? Ich bin es, ja ich bin's,
Der jenem David seine milde Hand
Darreichte. Doch, wer ist denn dieser David?
Ist seine Gattin nicht des Königs Tochter?
Ist er der Tapferste von seinen Streitern nicht?
Ist er der stattlichste, der menschlichste,
Nicht der gerechteste der Söhne Israels?
Nicht er im Kriege deine Kraft, dein Muth?
Ist er im Frieden nicht in deiner Burg
Durch himmlischen Gesang der Meister deines Herzens?
Der Jungfrau'n Liebe, Freude deines Volkes,
Der Feinde Schrecken? — das, das war der David,
Den ich in Schutz genommen. Und du selber,
Hast du ihn nicht unlängst zu höchsten Ehren
Erhoben wieder? Wähltest du ihn nicht,
Der Führer deiner Schlacht zu seyn? den Sieg
Zurückzuführen in dein Lager? Jene Furcht
Der Niederlage zu verscheuchen, die der Herr,
Die unser Gott dir in das Herz gelegt? —
Verdammst du mich, verdammst du dich auch selbst.

Saul.

Woher kommt denn in Euch dies Mitleid jetzt?

In Euch, ihr grausamen, ihr gottvergefsnen Priester!
Die immer ihr nach Blute lechzet. Samuel
Hielt es für grofs' Vesbrechen, dafs ich nicht
Den mit den Waffen in der Hand gefangenen
Amalekiter König würgete;
Ihn, den erhab'nen König, kriegerisch,
Und edlen kühnen Anstands, und nicht karg
Mit seinem Blut zum Besten seines Volkes.
Ein Unglückseliger! in schweren Banden
Schleppt' er sich vor mir hin; auch noch besiegt
Behielt er edeln Stolz, der keine Höhnung war,
Noch Flehn um Mitleid. Schuldig schien er ihm,
Dem finstern Samuel, ob seinem Muth,
Und dreimal stiefs er mit der Priesterhand
Den Stahl ihm in die unbewehrte Brust. —
Das sind, ihr Feigen, das sind eure Schlachten!
Allein, wer gegen seinen eignen König
Die stolze Stirne zu erheben wagt,
Trifft Stütze, Schirm und Freistatt an bei euch.
Ganz and're Sorgen liegen euch am Herzen,
Als Sorgen des Altars. Wer seyd ihr denn,
Bösartig', unbarmherziges Geschlecht?
Die ihr im Schatten unsrer Mühsal lacht;
Umwickelt mit unkriegerischen Leinen,
Uns, schwitzend unter'm Stahl, zu meistern wagt;
Uns, die bei Blut und Schrecknissen und Tod,
Für Kinder, Gattinnen, und für euch selbst,
Mühsame, grausenvolle Tage stets durchleben?
Feigherzige, ihr wollt, unnützer ihr
Als müfs'ge Weiber, mit dem nicht'gen Stab,

Mit hohen Spruchgesängen, wollt ihr uns,
Und uns're Schwerter bändigen? —

Achimelech.

Und du?
Wer bist denn du? Ein König dieser Erde?
Doch wer ist König noch vor Gott! — Saul, geh'
Zurück in dich! Du bist gekrönter Staub nur.
Ich bin ein Nichts für mich; doch Blitzesstral,
Und Sturm und Wetter bin ich, steigt der Herr
In mich herab. Der grofse Gott, der dich
Erschuf, er senket kaum den Blick des Auges
Auf dich — und, Saul, wo bist du dann? — Du nimmst
An Agag ungerechten Theil, und folgest übel
Ihm auf dem Pfad der Gottvergessenheit.
Gibt's and're Züchtigung für einen König,
Der von verkehrtem Herzen ist, als Feindesschwert?
Und trifft ein Schwert, wenn es der Herr nicht will?
In Felsen hat sein Rachwort Gott gegraben,
Nicht minder dem Philister zum Bericht,
Als Israels Erzeugten. — Zitt're, Saul!
Schon seh' ich hoch, auf finstrer Wolke schwebend,
Den Todesengel nah'n mit Feuerschwingen.
Das glüh'nde Rachschwert hat er schon entblöst,
Mit einer Hand, und mit der andern fafst
Er nach dem ungerechten grauen Scheitel dir.
Saul, zittere! — Er stöfst dich hin, zum Tode!
Er, jener Abner dort, der Satansbruder!
Er, der dein mattes Herz mit Argwohn füllt;
Der von dem Mächtigsten der Krieger dich

Erniedriget zum Kinde. Thor! Du selbst entrückst
Die einz'ge feste Stütze deinem Hause.
Wo ist Sauls Wohnung nun? Gegründet hat er sie
Auf Wogenfluthen. Schon, schon wankt, schon sinket sie!
Schon stürzt sie ein! — In Asche kehrt sie wieder,
Und ist nicht mehr. —

Saul.

Unglücksprophete du!
Mein's siehst du, deines nicht! — Du sah'st es nicht,
Eh' du in's Lager kamst, dafs hier den Tod
Du finden würdest. Ich, ich prophezeih' ihn dir;
Und Abner soll's vollführen. — Gehe nun,
Mein treuer Abner! Aendre jeden Plan,
Den der verruchte David angegeben:
Jedweder Plan von ihm verbirgt Verrath.
Lafst Morgen uns beim Sonnenaufgang streiten!
Der Sonne reines Licht sey meines Kampfes Zeuge!
Ein tückischer Gedanke war's, ich merk' es wohl,
Von David, mit der Sonne Sinken zu beginnen
Die Schlacht, als deutet er auf meines Armes Sinken.
Wir wollen sehn! — Bei deinem Drohen fühl' ich
Den alten Kriegergeist in mir erwachen. —
Ich führe morgen an. Der lange Tag
Sey noch zu kurz zum Blutbad, das ich mache! —
Du, Abner! Diesen hier führ' augenblicklich
Mir weg vom Angesicht, und tödt' ihn! —

Jonathan.

Himmel!
Was machst du, Vater? — Vater! —

Saul.

Schweig'! Man schlacht' ihn
Es fall' sein feiges Blut auf des Philisters Haupt!

Abner.

Mit ihm ist schon der Tod —

Saul.

Doch dieser ist
Allein noch zu gering für meine Rache.
Du, sende meinen Zorn nach Nob: dort soll
Man Heerden, Knechte, Väter, Kinder mit den Müttern,
Erwürgen, in die Flammen stecken, sie
Zerstören. Der verfluchte Stamm! Sie alle!
Die Winde sollen sie zerstreu'n! Von nun an
Soll deiner Priester Schaar mit Recht ausrufen können:
„Es ist ein Saul!" So oft ist meine Faust
Zum Blut von euch herausgefordert worden,
Und niemals schlug sie. Daher nur allein,
Nur daher kommt der Hohn —

Achimelech.

Kein König kann
Den Tod mir des Gerechten rauben. Und so ist
Der Tod nicht minder süfs, als glorreich mir.
Unwiederrufbar ist der Eure schon
Von Gott beschlossen. Du, und Abner, beide
Sollt fallen ihr, als Feige, durch das Schwert:
Nicht durch des Feindes Schwert, noch in der Schlacht. —
Wohlan, wir wollen gehn; — verkündet nun
Hab' ich dem Frevler Gottes letzte Worte;
Doch er war taub. Erfüllt ist meine Pflicht,
Und wohl verwendet dieses Leben.

Saul.

Geh! —
Man schlepp' ihn fort, zum Tod! Zum peinlichen,
Langsamen Tod! —

FÜNFTER AUFTRITT.

Saul. Jonathan.

Jonathan.

Ach, Unbesonnener!
Halt' ein! Was machst du, König? —

Saul.

Schweig'! — Ich sag'
Es dir noch einmal, schweig'! — Bist du ein Krieger?
Bist du Sauls Sohn? Ein Streiter Israels? —
Geh, wende dich hinab nach Nob! dort fülle
Den unbesetzten Stuhl von diesem! Dort
Magst du bei der Leviten Müfsiggang
Die Zeit verschwenden! Nicht allhier, im Kriegsgetümmel,
Noch unter königlichen Sorgen. —

Jonathan.

Wenige
Hab' ich der Feinde nicht an deiner Seite
Erlegt im Feld, das weifst du; doch das Blut,
Das du anjetzt vergiefsest, das ist nicht
Blut der Philister, nein, ist Priester Blut.
Du bleibst allein zu so ruchlosem Kampf!

Saul.

Und ich bin mir allein genug zu jedem Kampf,

Wie er auch sey. Magst du gleich träg' zum Streite,
Du, Feiger, morgen gehn; ich werd' allein
Saul seyn! — Was Jonathan! Was David! — Saul
Führt an! —

Jonathan.

Zur Seite streit' ich dir. Ach, sänke
Ich in den Tod vor deinen Augen hin,
Dafs ich nur nicht das Unglück sehen müsse,
Das deinem Haus bevorsteht!

Saul.

Was bevorstehn? — Tod? —
Tod in der Schlacht ist eines Königs Tod.

SECHSTER AUFTRITT.

MICHAL. SAUL. JONATHAN.

Saul.

Du, ohne David?

Michal.

Nirgends find' ich ihn.

Saul.

Ich will ihn finden.

Michal.

Fern ist er vielleicht,
Und flieht vor deinem Grimme.

Saul.

Flügel hat mein Zorn,
Ihn zu erreichen. Wehe ihm, wenn David
Sich zeiget in der Schlacht! Und wehe, wenn du morgen,
Ist mein der Sieg, ihn nicht vor meine Augen bringst!

Michal.

Ach Himmel!

Jonathan.

Vater, ach!

Saul.

Ich habe keine Kinder. —
Du, Jonathan, begib sogleich dich in die Reihen! —
Und du, such' einen auf! und find' ihn!

Michal.

Ach!
Mit dir —

Saul.

Umsonst!

Jonathan.

Von dir entfernt, mein Vater!
Soll streiten ich? —

Saul.

Von mir seyd fern ihr alle!
Verräther um die Wette! Treulos alle! —
Geht fort von hier! ich will es! ich gebiet' es! — Weg! —

SIEBENTER AUFTRITT.

Saul.

So steh' ich denn mit mir allein. Vor mir
(Unsel'ger Fürst!) vor mir allein nicht leb' ich.

Fünfter Aufzug.

ERSTER AUFTRITT.

MICHAL. DAVID.

Michal.

Heraus, o mein Geliebter, komm' heraus!
Weit ist die Nacht schon fortgerückt .... Hörst du
Den Lärm im Lager nicht? Die Schlacht beginnt
Früh mit dem Morgenroth. — Noch schweigt um's Zelt
Des Vaters alles. Sieh, der Himmel selbst
Begünstigt deine Flucht: der Mond entweichet,
Und schwarz' Gewölk birgt seine letzten Stralen.
Auf, lafs uns gehn, da niemand um uns wacht!
An diesem Abschufs klimmen wir den Berg
Empor, und unser Gott wird uns begleiten.

David.

Geliebte! bester Theil von meiner Seele!
Indefs sich Israel zum Kampfe rüstet,
Soll David sich bereiten zu der Flucht?
Was ist denn nun der Tod? — Nein, bleiben will ich.
Mich tödte Saul, wenn es ihm dünket; nur
Dafs ich vorher der Feinde Haufen noch erschlage.

Michal.

Ach, weifst du es denn nicht, der Vater hat
Schon angefangen, seinen Zorn in Blut
Zu baden. Achimelech, den man hier
Entdeckt, er fiel ein Opfer seiner Wuth.

David.

Was hör' ich? auf die Priester hat er schon
Das Schwert gezückt? o unglückseel'ger Saul!
Er wird ....

Michal.

Wohl andres wirst du hören. Er,
Der König selbst, gab grausamen Befehl
An Abner: solltest je du in der Schlacht
Dich zeigen, gegen dich das Schwert zu wenden.

David.

Und Jonathan, mein Treuer, duldet das?

Michal.

Ach, Himmel! was kann er? Auch er empfand
Den Zorn des Vaters, und verzweifelnd rann
Er unter die Bewaffneten, den Tod
Im Feld zu finden. Hier kannst du nicht bleiben,
Das siehst du wohl. Die Flucht ist noth. Entfliehe!
Weit fort; und warte, bis vielleicht den Sinn
Der Vater ändert, oder unterliegt
Dem Alter .... Ach, grausamer Vater! Du,
Du selbst zwingst dein unglücklich' Kind zu wünschen
Den Todestag .... doch nein, ich wünsch' ihn nicht!
Leb' glücklich; glücklich, wenn du kannst: mir g'nüg' es
Zu bleiben immer nur bei meinem Gatten ....
Wohlan! nun komm', und lafs uns gehn ....

David.

Ich höre eine unbekannte Stimme,
Die in das Herz mir ruft: „der Schreckenstag
Ist über Israel und seinen König
Gekommen“ .... Könnt' ich nur .... Doch nein!
Verspritzt
Ward hier unschuldig' Blut geweihter Diener;
Und unrein ist dies Feld, befleckt der Boden:
Der Herr hat Abscheu d'ran; hier kann nicht David
streiten. —
Nachgeben muſs ich also deiner Furcht,
Der Vorsicht deiner Liebe. — Aber du,
Gib auch der meinen nach .... Laſs mich allein ....

Michal.

Ich dich verlassen? Sieh, an deines Kleides Saum
Halt' ich mich fest. Von dir ... nein, nimmermehr!
Nein, nimmer trenn' ich mich ....

David.

Ach, hör' mich nur!
Wie können deine Schritt' an Schnelle doch
Den meinen gleichen? Rauhe Pfade muſs ich
Durch Felsen und Gesträuch mit flücht'ger Sohle treten,
Zu retten mich, du willst es ja! Und wie
Kann doch dein zarter Fuſs den Schmerz erdulden
Des ungewohnten langen Wegs? Könnt' ich
In wüsten Gegenden allein dich lassen?
Du siehst es wohl, ich würde deinethalben
Gar bald entdeckt; und beide würden wir
Dem furchtbar'n Zorn des Königs zugeführt ...
Gesetzt doch wir entflöhn; kann ich dem Schmerz

Des kranken Vaters dich entreiſsen? Fern
Von seiner königlichen Burg ist jetzt
Er unter Kriegesbangigkeiten, und
Sein alter Gram bedarf der Linderung.
Ach bleibe gegenwärtig seinen Thränen,
Und seinem Schmerze, seiner Wuth. Nur du
Allein magst ihn versöhnen: diene ihm,
Erhalt das Leben ihm! Das meinige
Will er vertilgt; ich will sein Heil, sein Glück,
Und seinen Ruhm .... doch, heute zitter' ich
Für ihn. — Du warst ja eher Tochter, als
Gemalin: über Pflicht zu lieben mich,
Ist nicht erlaubt dir. Kann nur ich anjetzt
Entfliehn, was willst du mehr? Entziehe
Dich nicht dem kummervollen schon genug
Betrübten Vater. Bin ich nur in Sicherheit,
Will ich dir eilends Nachricht geben: bald,
Ich hoff' es, bald sind wir dann wiederum
Vereint. Ob es mich schmerzt, dich zu verlassen;
Bedenk' es selbst... Und doch,.. ich Armer!.. Ach,
Antworte mir! ...

Michal.

Elende ich! ... und ich
Soll dich aufs neu' verlieren? ... soll hingeben dich
Dem vor'gen Elend, jenem irrenden
Gefahrenvollen Leben, jenen wilden
Einsamen Hölen, und allein anjetzt
Zurücke kehren? ... Ach, blieb' ich doch nur
Bei dir! ... dein Ungemach würd' ich dir doch
Erleichtern, ... theilend es ...

David.

Ich bitte dich,
Um unsrer Liebe willen; soll es seyn,
Befehl, ich's auch, so viel ein Liebender
Es kann; du sollst, du kannst mir jetzt nicht folgen;
Nicht ohne meinen allergrößten Schaden. —
Jedoch, will Gott mich retten, darf ich jetzt
Nicht länger zaudern. Vorwärts rückt die Stunde.
Man könnt' uns leicht aus diesem Zelt entdecken,
Und boshaft uns verrathen. Diese Berge
Kenn' ich von Schritt zu Schritte; jedem Anblick
Kann ich mich leicht entziehn. — Wohlan, umarme mich
Noch einmal! Ach, zum letzten! Gott sey mit dir.
Bleib' du beim Vater, bis der Himmel wieder
Mit deinem Gatten dich vereint . . . .

Michal.

Die letzte
Umarmung? . . und ich soll noch leben? . . Mir
Zerreißt das Herz . . .

David.

Und mir? . . doch bändige den Schmerz!
Nun, mächt'ger Gott, setz' Flügel an die Füße!

ZWEITER AUFTRITT.

Michal.

Er flieht? . . . o Himmel! . . . folgen will ich ihm . . .
Doch, welche Ketten scheinen mich zu halten? . . .
Nein folgen kann ich nicht. — Er weicht mir aus dem
Blick! . . .

Kaum halt' ich mich, ... geschweige, dafs ich folge ...
So hab' ich ihn noch einmal denn verloren! ...
Wer weifs, wenn ich ihn wiedersehe? ... Ach,
Beklagenswürdige! und du bist Gattin? ...
Dies waren deine Ehverlöbnisse? .. —
Nein, nein; dem unbarmherz'gen Vater bleib' ich
Nicht mehr zur Seite: dir, dir will ich folgen,
Mein Theurer! ... — Doch ich tödt' ihn, wenn ich folge.
Zu wahr! wie kann ich meine trägen Schritte
Verbergen unter seinen schnellen Spuren? ... —
Doch, welch' Getöse steigt vom Lager auf?
Von Waffen scheint's .... ich hör' es wohl ... es wächst;
Dumpf tönen die Trommeten d'runter ... Rosse
Rennen ... was wird's? o Himmel! ... Noch vor Tags
Beginnt die Schlacht! So war's nicht Sauls Befehl.
Wer weifs es? ... Meine Brüder ... Ach, mein
Jonathan, ...
Weh' mir! ... und in Gefahr ... — doch Klaggeheul,
Und tiefes Stöhnen hör' ich vom Gezelt
Des Vaters? ... Unglückseel'ger Vater! ... Fort,
Fort zu ihm! ... Welch ein Anblick! Er kommt selbst;
Er selbst; und welch ein Aufzug! .. Vater, ach! ...

DRITTER AUFTRITT.

Saul. Michal.

Saul.

Erzürneter und schreckenvoller Schatten,
Lafs ab von mir! Geh, lafs mich! ... Siehe,
Zu deinen Füfsen werf' ich mich ... Wohin?

Wo flieh' ich hin? . . — Wo soll ich mich verbergen?
Du grausenvolle, schreckliche Gestalt,
Versöhne dich . . . doch taub ist sie zu meinen Bitten;
Und sie verfolgt mich! . . . Erde, thu' dich auf;
Verschling' mich lebend . . . daſs mich nur der Blick
Nicht niederschmett're des ergrimmten Schattens . . .

Michal.

Wen fliehn, o Vater! dich verfolgt ja niemand.
Siehst du mich nicht? kennst du nicht deine Tochter?

Saul.

O heiliger, o höchster Priester Gottes,
Hier willst du, soll ich harren? Samuel,
Du einst mein wahrer Vater, du gebietest's?
Vor deinem Machtgebot sink' ich zur Erde.
Sieh, mit der Krone hat einst deine Hand
Dies Haupt umwunden: du, du schmücktest es.
Reiſs' ab nun jeden Schmuck; tret' ihn zu Boden:
Doch . . . Gottes Flammenschwert, das furchtbare,
Das jetzt schon, jetzt mir überm Haupte schwebt!
Du kannst es, o! das wende von mir ab;
Und nicht von mir, von meinen Kindern nur,
Unschuldig sind die Kinder; mein ist das Vergehen . . .

Michal.

O jammervoller Zustand! Sah man seines Gleichen
Nur je? — dein Blick, o Vater, weicht vom Wahren!
O wende dich zu mir . . .

Saul.

O süſse Freude! . . .
Dein Antlitz zeigt mir Friede? du verwirfst,
Furchtbarer Greis, nicht ganz mein Flehn? ich stehe

Nicht eher auf von deinen Füfsen, bis
Du meine Kinder hast der grausenvollen Rache
Entzogen. — Was sagst du? o Stimme! „David
„War auch dein Sohn, und du verfolgtest ihn,
„Und wolltest seinen Tod.“ Halt' ein! . . O wessen
Beschuldigest du mich? . . verzög're noch! . . .
Wo ist denn David? sucht ihn! wiederkehren
Soll er, mich tödt' er, wenn er will, und herrsche:
Wenn er Erbarmen meinen Kindern nur bezeigt,
So herrsch' er . . . — Aber du stehst unerbittlich?
Blut ist dein Auge; deine Hand, dein Schwert
Sind Feuer; düstre Flammen schnaubt die Nase
Und schiefst sie auf mich los . . . Schon hat sie mich
Ergriffen; ach ich brenne: wohin flieh' ich? . . .
Auf dieser Seite noch werd' ich entrinnen.

Michal.

Ist es unmöglich denn, dafs ich zurück
Dich halte? in die Wirklichkeit zurück
Dich führe? höre mich! Du bist . . .

Saul.

Doch nein;
Ein grofser Strom von Blut verschliefst mir dort
Den Schritt. Grau'nvoller Anblick! hohe Haufen
Von frischen Leichen liegen aufgethürmt
An beiden Ufern: dort ist alles todt.
So flieh' ich denn hieher . . . Was seh' ich da?
Wer seyd ihr? — „Wir sind Achimelechs Söhne;
„Und ich bin Achimelech. Stirb, Saul, stirb!“ —
Welch Schreien? Ich erkenne ihn, ach! Er träuft
Von frischem Blut, und mein Blut trinkt er.

Wer kommt von hinten, oh! greift mich bei'm Haar?
Bist du es, Samuel? — Was sagt er? wie?
In kurzer Stunde sollen alle wir
Bei ihm seyn? ich, nur ich allein, ich will
Bei dir seyn; aber meine Kinder . . . Wo,
Wo bin ich? — weggeschwunden sind die Schatten all'
In einem Augenblick. Was sagt' ich? was
Beginn' ich? wer bist du? was hör' ich für Gerassel?
Mich dünkt's wie Schlachtgetös'; doch tagt's noch nicht:
Ja, Schlachtgetös', es ists. Den Helm, den Schild,
Die Lanze, schnell! Mir her die Waffen, schnell!
Des Königs Waffen. Sterben will ich, aber
Nur auf dem Schlachtfeld.

Michal.

Vater, was beginnst du
Beruhige dich doch . . . . ach, deiner Tochter . . .

Saul.

Was Tochter? Waffen will ich. Jetzt gehorche:
Den Speer, den Helm, den Schild; das sind nun meine Kinder.

Michal.

Ich lafs' dich nicht; ach, nein! . . .

Saul.

Wie schallen lauter
Nicht die Trommeten? dorten geht es hin.
Mir ist mein Schwert genug. — Und du, begib
Dich weg, und lafs mich: sey gehorsam. Ich
Will dorthin laufen: dorten wohnt der Tod;
Ihn such' ich.

VIERTER AUFTRITT.

Saul. Michal. Abner. Einige flüchtende Soldaten.

Abner.

Unglückseel'ger König! . . .
Wohin, wohin nur rennt er? diese Nacht
Ist schrecklich.

Saul.

Doch warum die Schlacht? . . .

Abner.

Urplötzlich
Stürmt auf uns los der Feind: wir sind auf's Haupt
Geschlagen . . .

Saul.

Wir, geschlagen? Bösewicht;
Und du, du lebst?

Abner.

Nur dich zu retten, leb' ich.
Bald überdrängt uns hier der Feinde Haufen:
Man muſs dem ersten wilden Anlauf nur
Entgehn: indessen wird es Tag. Dich will
Ich höher aufwärts bringen an dem Abhang,
Mit wenigen der Meinen . . . .

Saul.

Ich soll leben,
Da wo mein Volk fällt?

Michal.

Vater, komm! . . Weh' mir!
Der Lärm nimmt zu: dringt näher . . .

Saul.

Jonathan, . . .
Und meine Söhne, . . . flieh'n auch sie? verlassen
Den Vater? . . .

Abner.

Himmel! . . . deine Söhne, . . nein,
Sie fliehen nicht . . . die unglückseligen! . . .

Saul.

Wohl, ich verstehe dich: sie fielen alle
Im Tode hin . . .

Michal.

Die Brüder? . . . wehe mir! . . .

Abner.

Ach, du hast keine Söhne mehr.

Saul.

Was bleibt
Mir aufserdem noch übrig? . . . du allein,
Du bleibst, doch mir nicht. — Ja, seit langer Zeit
Hatt' ich dies alles schon in meinem Herzen
Verschlossen; und nun ist die Stunde da. —
Nimm, Abner, den Befehl, den letzten noch von mir:
Geleit' in Sicherheit nun meine Tochter.

Michal.

Nein, Vater, nein! ich will um dich mich schliefsen:
Der Stahl des Feindes wird ein armes Mädchen schonen.

Saul.

O meine Tochter! . . . Schweige nun: lafs mich
Nicht weinen. Ein besiegter König weinet nicht.
Such' ihre Rettung, Abner; geh! und sollte

Sie je in Feindes Hände fallen, sage nicht,
Dafs sie Sauls Tochter sey, sag' du vielmehr,
Sie sey die Gattin Davids; und sie werden
Alsdann sie achten. Geh, und eile! . . .

Abner.

Wenn
Ich noch etwas vermag, wird sie gerettet;
Ich schwör' es; aber doch zugleich auch du . . .

Michal.

Nein, Vater, nein! . . ich will dich nicht verlassen . . .

Saul.

Jedoch ich will's; noch bin ich König. Doch
Schon nahen sich die Waffen: Abner! eile!
Wenn's seyn mufs, reifs' auch mit Gewalt sie fort.

Michal.

O Vater! . . . und auf immer? . . .

FÜNFTER AUFTRITT.

Saul.

O meine Kinder! . . — Vater war ich. — Nun
Bist du allein, o König! Keiner blieb dir übrig
Von allen deinen Freunden, allen Dienern. —
Bist du nunmehr getilgt, furchtbarer Zorn
Des unversöhnbar'n Gottes? — Aber du,
Du bliebst mir noch, mein Schwert! Zum letzten
Dienst,
Du mein getreuer Diener, komme nun. —
Horch, ist das nicht bereits das Kriegsgeheul

Des übermüth'gen Kriegers? Ueber meinem Haupt
Seh' ich das Wetterleuchten ihrer Fackeln schon,
Und ihre tausend Schwerter . . . — Du, verworfner
Feind,
Du wirst mich finden, doch als König noch, hier . . .
todt. —

Während er sinkt, laufen die Philister mit brennenden Fackeln, blutigen Schwertern und grofsem Geschrei hinzu — und der Vorhang fällt.

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß

und

Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Erster Band.

Knebel's Bildniß.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1835.

Vorwort.

Die Redactoren der Knebel'schen Schriften unterzogen sich der Herausgabe derselben im Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Geheimen Staatsministers von Altenstein, der aus dankbar anzuerkennender Pietät gegen seinen verewigten Freund Knebel die erste Anregung dazu gab, diese literarische Hinterlassenschaft eines der edelsten Geister in einer geordneten Gestalt zu veröffentlichen.

Von eigenen Schriften Knebel's erscheinen in diesem Nachlaß hauptsächlich die Gedichte und seine literarischen und philosophischen Aufsätze, vermischten Skizzen und Tagebuchsblätter, da die Aufnahme seiner größeren Übersetzungen, die selbständige Werke für sich bilden, und unter denen die des Lucrez erst vor Kurzem in einer neuen Auflage ins Publikum gekommen, hier nicht thunlich schien. Die Gedichte sind, obwohl nur in einer sehr spärlichen und strengen Auswahl, aus den handschriftlichen Papieren vervollständigt, und die in den früheren kleinen Sammlungen bereits gedruckten nach einem Exemplar des Verfassers, in dem sich mehrere Änderungen an den Rand geschrieben fanden, verbessert worden. Knebel's Gedichte durften um so weniger hier fehlen, da sie als Ausdruck einer der liebenswürdigsten Seiten seiner Persönlichkeit,

und vielen gemüthansprechenden Eigenschaften, so manche Beiträge zu seiner Charakterschilderung enthalten.

Die gewichtigste Partie des Knebel'schen Nachlasses nimmt sein reichhaltiger und vielseitiger Briefwechsel ein, welcher bereits in diesem ersten Bande beginnt und den unmittelbar nachfolgenden zweiten noch ganz anfüllen wird. Für die gütige und bereitwillige Mittheilung mehrerer von Knebel selbst geschriebenen Briefe gebührt einigen seiner Correspondenten hier ein öffentlicher Dank, namentlich dem Herrn Hofrath Böttiger in Dresden, der eine besonders anerkennenswerthe Gefälligkeit dabei an den Tag gelegt hat.

Berlin, den 12. Juni 1835.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Vorwort . . . . . —

K. L. von Knebel's Leben. III

Knebel's Gedichte.

I. Hymnen.

An die Sonne 3

An Selene 5

An die Erde 7

An den Geiſt der Natur. Fragment. 10

Zum Schluſſe der Jahreszeiten, von Thomſon 12

II. Elegieen.

Die Stunden 19

Philomela in Tiefurt 20

Die Wälder 21

Der Hügel 24

Adraſtea 26

Die Wege des Lebens 27

An der Quelle der Ilm 29

Herders Tod 31

III. Vermiſchte Gedichte.

Seite

Die Wollust. (1767.) 35
Otaheiti. (1787.) 37
Phantaſie 39
Die Grazien beim Bade der Mädchen . . . . . —
An Herder. (Zum Abſchied den 30. Juli 1788.) . . . 40
Wahrheit und Natur. (An Herders Geburtstage . . . —
Das Gürtelband. (An Frau v. G.) 42
Fabel 43
An das Vaterland 44
Lied der Hoffnung 45
An das Schickſal 47
An Goethe . . . . . —
Unſerm ehrwürdigen Griesbach. (An ſeinem Geburtstage, den 4. Januar 1810.) . . . . . —
Wieland 49
Lorenzo von Medici 50
Hanns Knebel 53
An Selene 54
Seelenverein 55
An J. v. W. 56
Blume des Dankes. (Dem Großherzog Carl Auguſt.) . 57
Der Herzogin Amalia 58
An Goethe. Zum 28. Auguſt 1825 . . . . . —
Sospiri.
An Frau v. W. 59
Wiese 60
Die Veilchen 61
Trost . . . . . —
Phantaſie 62
Erſcheinung 63
Ermunterung an ſich ſelbſt 65
Verlangen. (An meine Schweſter.) 67
An Henriettens Geburtstag . . . . . —

Seite

Henriette 68
Im Januar 1805 69
Verklärung . . . . . —
Phantaſie 71
Die Zeichnerin . . . . . —
Weimar. (Im November 1804.) 72
Moraliſcher Traum . . . . . —
Duſchmanta 73
An eine Freundin 75
Die Pappel am Bache 76
Grabſchrift . . . . . —
Der dauerndſte Sinn . . . . . —
An die Roſe im Winter 77
Widerſtand . . . . . —
Spruch . . . . . —
Türkiſches Gedicht 78
Ein anderes . . . . . —
An den Hausberg bei Jena . . . . . —
Der Altar der Grazien . . . . . —
Marat und Charlotte Corday 79
Natur . . . . . —
Kunſt . . . . . —
Elyſium . . . . . —
Der Gelehrte 80
Das Leben . . . . . —
Die Imperatorsmiene . . . . . —
Die neueſten Schriftſteller 81
An die Biene . . . . . —
An Prinzeſſin Caroline von Weimar . . . . . —
An Dieſelbe . . . . . —
Auf den Tod unſrer Freunde 82
An Frau von Schardt . . . . . —
Nach dem Griechiſchen 83

Seite

Liebesrauſch 84
Nachterſcheinung 85
An die Freunde 86
Das Chaos 87
Auf die Lieder nach dem Anakreon 88

IV. Lebensblüthen in Diſtichen 91

Briefwechſel.

Briefe des Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach an Knebel 107
Amalie, Herzogin von Sachſen-Weimar, an Knebel 183
Louiſe, Großherzogin von Sachſen-Weimar, an Knebel 217
F. H. von Einſiedel an Knebel 229
Karl von Dalberg an Knebel 255

K. L. von Knebel's Leben.

Von

Th. Mundt.

Neben den großen Heroen, die aus unwiderſtehlicher Nothwendigkeit hervorbringen, und in dieſen Hervorbringungen ſich ſelbſt und zugleich den eigenſten Inhalt ihrer Zeit in die Erſcheinung fördern müſſen, erzeugt die Natur gern und vielfältig ſolche Geiſter, die mehr zum Genießen und Anſchauen, als zum Schaffen, in die Mitte ihrer Epoche hineingeſtellt ſind. Sie gleichen dem unſchuldigen Zauberlehrling, der in das Reich der Wunder, die ſein Meiſter heraufbeſchworen, noch harmlos betrachtend und ſich bereichernd miteingehn darf, ohne ſchon, wie jener, an dieſe Kunde das Glück des Lebens und den Frieden eingeſetzt und verloren zu haben. Denn über die Andern iſt es wie eine bindende Macht des Schickſals gekommen, daß ſie nur in der Unruhe der ſelbſteigenen Production zur Genugthuung ihres Daſeins gelangen, und ihr Lebelang haben ſie den ſchöpferiſch waltenden Gott in ihrem Buſen zu dulden, der ſie drängt und quält, indem er ſich aus ihnen entwindet. Solche ſchmerzlich ſüße Befriedigung der innerſten Perſönlichkeit kennen Die nicht, welche, obwohl berührt von den Muſen und begabt von ihnen, doch das Muſenhafte ſich mehr im Leben und ſeinen Verhältniſſen, als in der zu beſtimmten Zielen fortgeriſſenen Production, hervorzubilden trachten. Zwar iſt auch in ihre Seele der Drang gelegt, ſich ſtrebend und ſchaffend möglichſt umzuthun und zu verſuchen, und wenn gleich ſie immer zwiſchen dem Wollen und Können des Höchſten ſchwanken, ſo hat man ſie doch oft in der Literatur Einzelnes trefflich leiſten ſehn. Sie ſind Virtuoſen des Einzelnen. Aber ſie ver-

ſtehen ſich außerdem auf ein noch viel traulicheres Zufriedenleben. Man muß ſie vorzugsweiſe höchſt glückliche Naturen nennen. Ihnen gehört der Tag, und dem Behagen der Stunde nachgehend, können ſie beginnen, was ſie wollen, und wozu jedesmal der ſüße Zug der Laune ſie treibt. Sie ſiedeln ſich behäbig in einer Menge von Liebhabereien an, und die Arbeit und Aufgabe, die ſie ſich ſtellen, wird ihnen nicht zum zwingenden Dämon, der die Tage mit ernſter Schickung gefangen nimmt. Sie ſind immer mit ſo Vielerlei in ſich beſchäftigt, daß ſie eben ſo gut Nichts thun können, und ſich doch dabei befriedigt zu fühlen vermögen. Vor lauter Dichten und Denken, das wie ein vergnügter Müßiggang beſtändig in ihnen ſpinnt, können ſie nie zum eigentlichen Dichten und Denken gelangen. Des Morgens ſtehen ſie früh auf, und blicken gedankenvoll zum Fenſter hinaus und haben ſich ſtundenlang mit den vorbeiſegelnden Wolkenbildern zu unterhalten. Oder ſie gehen in ihren Garten, begießen ihre Lieblingsgewächſe, und ſprechen mit den Blumen und reden ein gemüthliches Wort mit dem ſchwirrenden Käfer in den Gräſern. Es ſind jene anempfindenden Naturen, denen Goethe mit dieſem klaſſiſchen Ausdruck ein für alle Mal ihre Bezeichnung gegeben hat. Den aus ſich producirenden Geiſtern nimmt die Leidenſchaft des Müſſens, von der ſie in ihren Hervorbringungen getrieben werden, manchen heitern Reiz des gewohnten Hinlebens fort. Sie machen aus Nacht Tag, und aus Tag Nacht, verſäumen die Gunſt des Augenblicks, überhören den Glockenſchlag mancher Stunde der Liebe, und gehen für ihre nächſten Umgebungen und Verhältniſſe oft verloren. Dagegen ſind jene Andern, die ſich mit feinen Fühlhörnern überall anempfinden, recht eigens dazu auserſehn, die vermittelnden Elemente bei bedeutſamen Situationen und Verhältniſſen abzugeben, und wenn ſie in ergiebige Weltbeziehungen hineingeſetzt werden, können ſie ſchon durch ihr Daſein ungemein wirken, wofür ſie zugleich die nöthige Selbſtverläugnung und Hingebung beſitzen. Sie ſind Bindegeiſter,

die mit gefälligem Talent das Persönliche in großen Epochen vermitteln, mit der Grazie eines guten Gesellschafters die spröden Bestandtheile der Geister heilsam zu mischen und zusammenzusetzen verstehn, und den schweren Geburtswehen der Zeiten mit lindernden und geschmeidigen Berührungen beispringen. Es sind accompagnirende Naturen, deren Verdienst und Wirksamkeit nicht nur in der Begleitung, sondern auch in dem richtigen Takthalten besteht, mit dem sie sich den Ideenmächten ihrer Zeit und deren Trägern anschmiegen, und so ein Gleichmaß zu unterhalten wissen, durch welches sie das Neue und Gewaltige schon den gewohnten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft zuzuführen und als heimische Gestalt darin einzubürgern anfangen. Die neuen Ideen ihrer Periode, die das daran krankende produzirende Genie nur eben, wie die kranke Muschel die kostbare Perle, von sich ausgeschleudert und noch als bange Wagnisse in die Welt gelassen hat, werden in diesen aufnehmenden Geistern am ersten zu Fleisch und Blut, und treten in die sich bethätigende Wirklichkeit über. Was Jene erdacht, gesät und geerntet auf dem fruchtbaren Lavaboden ihrer Herzen, impfen Diese sogleich ihrer unmittelbaren Bildung ein, bringen es als ein Fertiges an sich zur Erscheinung, und populariſiren es durch die Anwendung auf die menschliche Gewohnheit, die sie ihm in ächt plastischer Verarbeitung der gegebenen Gedanken in sich zu Theil werden lassen. So gewinnen die Ideen der Zeit an ihnen wieder eine Fruchtstätte, auf der sie sich schon als etwas Natürliches geltend machen und fortpflanzen, und auf die Entwickelungslinie des Volkslebens hinausgestellt werden. Als vertraute Freunde und Genossen großer Männer, als Schildträger der glorreichen Vorkämpfer und Helden, als stille, aber tieferregte Begleiter der bedeutendsten Entwickelungsperioden, haben solche weibliche Geister oft unberechenbar auf das Allgemeine zurückgewirkt, und der verschwiegene Hintergrund der Geschichte deckt manches bescheidene Verdienst, das den Sieg, der nach ihm nicht genannt wird, miterringen, ver-

herrlichen und nutzbar machen half. Aber diesen im Stillen und nur durch das persönliche Verhältniß Wirkenden that es eben so wohl, im Hintergrunde zu bleiben, als den Vordergrund einzunehmen, den Helden einzig würdig schien. Es ist ihnen eigen, sich absichtlich mit ihrem Werth zu verhüllen, Das, was sie selbst leisten, im Dunkeln zu lassen, und nur ungern die Bedeutung, die sie für sich und ihr Thun in Anspruch nehmen dürfen, hervorgehoben und namhaft machen zu sehn. Aber beständiger Empfänglichkeit hingegeben, sterben sie alt und gesättigt vom Dasein, und leben sich in Betrachtung und Beschauung rein aus, ehrwürdige Bilder einer ganz ihren Endzweck erfüllenden Existenz.

Ein solches würdiges Lebensbild war Knebel, von dem, neben dem Nachruhm eigener literarischer Verdienste, dessen er nie ganz ermangeln wird, doch noch schöner ist, Das aufzuzeichnen, was er als Mensch und in seinen menschlichen Verhältnissen, in seltenen Kreisen merkwürdig begünstigten Zusammentreffens, gewesen. Seine vermittelnde und geistig anschmiegsame Natur ließ ihn unter Umständen und in Berührung mit den ausgezeichnetsten Geistern, wie es sich nicht zum zweiten Mal an einem kleinen deutschen Residenzort wiederholen wird, eine persönliche Bedeutung für jene Literaturepoche gewinnen, welche in den Zeugnissen dieser Heroen selbst sich am glänzendsten abspiegelt. Mit seltenem Talent des Umgangs übte er hier einen so hervorlockenden Reiz seiner Persönlichkeit aus, daß, obwohl er nur der empfangende Theil war, seine großen Freunde in ihrer ganzen Wesenheit sich ihm erschlossen und eine innige Wechselwirkung mit ihm unterhielten, wie sie es sonst kaum gegen Einander gethan. Und diese weimarische Literaturzeit, deren Anknüpfungspunct er insofern gewesen war, als durch ihn Goethe zuerst jenen Kreisen angenähert wurde, sah man ihn zugleich als den Letzten derselben überleben, und so ein neunzigjähriges Dasein hindurch den verschiedensten Entwickelungsstufen der deutschen Bildung angehören, indem er seine

Jugend schon unter den nächsten Einflüssen Friedrichs des Großen in Potsdam verbrachte. Er war ein Mann von antiker Lebensruhe und deutschem Gemüth, von kräftigem Charakter und vielen einzelnen Talenten; und während seines langen Lebens unabläſſig bemüht, an ſich ſelbſt zu bilden, und in beſtändiger Reflexion zur Klarheit über die wichtigſten Wahrheiten und Räthſel des Daſeins zu gelangen, hatte er, wie es ſchien, nie Zeit gehabt, ſich viel um Schriftſtellerruhm zu bewerben, oder, trotz der glücklichen Muße, die ihm meiſtentheils gegönnt war, dieſelbe auf eigene größere Arbeiten zu verwenden. Dem Publikum blieb ſein Name ziemlich unbekannt und ungenannt, da er ſich auf dem Titel ſeiner früheren Werke, wie der Überſetzung des Properz, und kleiner Sammlungen ſeiner Gedichte, nie entſchließen mochte, ihn mehr als nur mit den Anfangsbuchſtaben anzudeuten, und nur bei ſeiner Überſetzung des Lucrez ließ er ſich bereden, zuerſt eine Ausnahme zu machen. So war es ihm in allem ſeinem Thun und Treiben nie auf etwas Anderes angekommen, als auf das reine Leben, das er wie ein wahrer Weiſer zu genießen und bis auf den Grund auszukoſten verſtand, und dieſe ſeltene Kunſt zu leben, die er geübt hat, macht den eigentlichen Reiz ſeines ganzen Lebenslaufes aus. —

* * *

Karl Ludwig von Knebel, einer urſprünglich aus dem Belgiſchen ſtammenden Familie angehörig, wurde am 30. November des Jahres 1744 auf dem Schloſſe zu Wallerſtein im Oettingenſchen geboren. Einer ſeiner Vorfahren, Hanns Knebel, war zu Antwerpen im Jahre 1572 ſeines Glaubens wegen verbrannt worden, und dieſes Ereigniß gab wahrſcheinlich den Anlaß zur Auswanderung dieſer Familie, welche die Niederlande verließ und ſich in Franken anſäſſig machte. Knebels Vater ſtand damals in dem anmuthig gelegenen Wallerſtein als fürſtlicher Kanzler in Dienſten. Seine Mutter war eine

geborene Maier aus Baireuth. Der Aufenthalt der Familie an diesem Orte währte jedoch nicht lange, und Knebel folgte in seiner frühesten Kindheit dem Vater nach Regensburg, wohin derselbe von dem markgräflich ansbachischen Hofe als Comitial-Gesandter an den Reichstag berufen wurde. Der Vater war ein ernster, fester, unbeugsamer Mann, von ebenso starker Körpergestalt als unerschütterlichem Charakter. Er soll in seiner Jugend manche abenteuerliche Erlebnisse bestanden haben, wozu ihn theils die Heftigkeit seines Temperaments, die sich auch auf unsern Knebel vererbte, theils die ungewöhnlichen Kräfte seines Körpers verleiten mochten. Bei einer sehr gründlichen wissenschaftlichen und juristischen Bildung, war er nicht minder im Fechten und allen ritterlichen Künsten erprobt gewesen, und hatte bei einem Ehrenhandel einen Stoß in das rechte Auge davongetragen, der ihm dasselbe unbrauchbar machte. Die strenge Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit seines Wesens, die ihn auszeichnete, hatte er bald Gelegenheit auf eine entscheidende Art zu bewähren, als es sich in Regensburg, nachdem er acht Jahre in der angegebenen Eigenschaft dort zugebracht, um die Achtserklärung des großen Friedrichs handelte. Beim beginnenden siebenjährigen Krieg dem preußischen Interesse lebhaft zugeneigt, verweigerte er gegen den Willen seines Herrn, des Markgrafen, sein Votum zu dem Bannedict, welches die Reichstagsversammlung gegen den König von Preußen beschlossen hatte. Aller Versprechungen und ansehnlichen Geldanerbietungen des österreichischen Hofes ungeachtet, verharrte er bei seiner Meinung, die er selbst seinem Fürsten gegenüber geltend machte, indem er behauptete, daß er als brandenburg-ansbachischer Gesandter gegen das Interesse des Stammhauses nicht handeln dürfe. Darauf erfolgte zwar durch Antrieb des sehr österreichisch gesinnten ansbachischen Ministers von Seckendorf seine Abberufung von dem Posten in Regensburg, und er wurde als Geheimrath in das Ministerial-Collegium zu Ansbach versetzt. Aber Friedrich der Große ließ dem hochherzigen Eifer des ent-

ſchloſſenen Mannes bald nachher ſeine beſondere Anerkennung widerfahren, und überſandte ihm durch ſeine Schweſter, die verwitwete Markgräfin von Ansbach, das Adelsdiplom (vom 15. Januar 1757), welches der Familie auf Anlaß einer ſo ruhmwürdigen That erworben wurde.

Jetzt, in Ansbach, begannen eigentlich die erſten Lebensregungen des wohlbegabten Knaben, der zuſammen mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern, deren noch fünf waren, mit aller ſtrengen und orthodoxen Sorgfalt des damaligen Erziehungsgeiſtes herangebildet wurde. Die gründlichſte Kenntniß des Lateiniſchen, das allem Übrigen voranging, war das Steckenpferd der Pädagogik dieſes Jahrhunderts, lateiniſche Verſe mußten in Maſſe auswendig gelernt werden, und dann folgte an Wichtigkeit die Bibel, die zu einer faſt militairiſchen Taktfeſtigkeit einexercirt wurde. Die Geſchichte ward beinahe gänzlich vernachläſſigt und nur in trockenen Tabellen dem häuslichen Fleiß nebenher überlaſſen, da der hiſtoriſche Sinn den ganz an das Familienleben verſunkenen Deutſchen ſelbſt durch die Thaten des großen Königs und das mächtige Schauſpiel eines zur Weltbedeutung ſich entfaltenden jungen Staats noch nicht eingeflößt werden konnte. Die Bildung und der Unterricht waren großentheils Gedächtnißſache, ſtatt der Erweckung höherer Intelligenz kam es nur auf die ſogenannte Schärfung des Verſtandes an, und Alles, was das freiere geiſtige Leben der Perſönlichkeit hätte heben und entwickeln können, blieb ebenſo ſehr von Seiten der Lehrer, als der überſtrengen Eltern unbegünſtigt. Es gab damals faſt lauter harte und aus Prinzip tyranniſche Väter, welche die eigenſte Individualität ihrer Kinder eher unterdrückten, als frei laſſen mochten, und Knebels Vater ſchien im Walten ſeines Familienkreiſes keine Ausnahme von dieſem herrſchenden väterlichen Typus zu machen. Die Kinder ſtanden mehr in einem Verhältniß der Furcht, als der Liebe, und noch in ſeinen ſpäteſten Jahren pflegte Knebel die Zaghaftigkeit, die ihn in Bezug auf den Werth ſeines eigenen

Thun und Treibens nie verließ, und besonders Lust und Muth zur Veröffentlichung seiner Arbeiten ihm benahm, jenem Einfluß seines Vaters zuzuschreiben, der ihn niemals lobte, niemals aufmunterte, niemals freudig gewähren ließ. Der Vater bekümmerte sich um die Leitung des Unterrichts wenig, der tüchtigen Lehrern überlassen war, nur dafür sorgte er, seiner Sinnesart gemäß, angelegentlich, daß die Knaben auch in allen körperlichen Übungen, als Fechten, Tanzen, Reiten und dergl. unterwiesen und geschickt gemacht wurden. Die fromme Gewohnheit des Zeitalters, nach der die Hausandachten zur Sitte geworden waren, versammelte jedoch alle Sonntage seine Kinder zu einer traulichen Gemeinde um ihn her, wo erbauliche Predigten, und besonders die Bibel in verschiedenen Sprachen vorgelesen wurden, namentlich in französischer und holländischer, welche letztere der Vater aus Erinnerung früherer Jugendjahre, die er als Reisebegleiter eines baireuthischen Prinzen in Holland zugebracht, vornehmlich liebte. Bei solchen Gelegenheiten mußte unser Knebel gewöhnlich den Vorleser abgeben, und verrichtete dies Geschäft mit besonderem Eifer, da er von Natur sehr zur Frömmigkeit und religiösen Andacht geneigt war, und hierin sowohl dem Beispiel seines streng religiösen Vaters, als den gemüthlichen Einwirkungen einer lieben, zartgesinnten Mutter gern folgte.

Unter seinen Lehrern griffen besonders der Privatunterricht des nachherigen Generalsuperintendenten Junkheim, und der fromme lyrische Dichter Uz, der, damals als Justizsecretair, in Ansbach lebte, mit Erfolg in die Bildung des Knaben ein, und zeitigten seine Anschauungen, Gefühle und geistigen Bedürfnisse. Die Wissenslust wurde mächtig in ihm, und die Triebe des Erkennens nach innen wie des Lebensdranges nach außen spannten gleicherweise die Flügel des jungen Geistes an. Nachdenklich und träumerisch suchte er oft unter den Bücherverräthen seines Vaters umher, und las sich zuerst in Reisebeschreibungen, die ihm in die Hände fielen, mit großem Be-

hagen der Phantaſie hinein. Dieſe Vorſtellungen erregten ſein Verlangen, ſich in die Welt hinauszutummeln, und er gerieth einmal auf den ſonderbaren Gedanken, mit dem er ſich lange trug, Jeſuit werden zu wollen, um als Miſſionnair alle Theile der civiliſirten und nichtciviliſirten Erde zu durchſtreifen. Einſtmals fand er jedoch — es war in ſeinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre — unter einem Haufen zerſtreuter Bücher ſeines Vaters eine Schrift über die Beſtimmung des Menſchen. Es war die bekannte und jetzt vergeſſene von Spalding, welche die erwachte Reflexionsluſt des bildſamen Gemüthes reizte, und mit ihrem ſalbungsvollen Raiſonnement ſich ſo tief in ſein Inneres eindrückte, daß er jetzt unaufhörlich mit den hier angeregten Fragen ſich auf und niederzutreiben begann. Der Knabe war ſchon früh an die Frage der Exiſtenz gekommen, aber das flache Niveau jener moraltheologiſchen Betrachtungen ließ ihn eben nicht auf Abgründe gerathen, die dem Glück und der Heiterkeit der Jugend ſchon durch innere Zerwürfniſſe hätten gefährlich ſein können. Von dieſer das Räthſel des Menſchen aufgebenden Sphinx, die ihm in der Geſtalt Spaldings erſchienen war, ſowie von den religiöſen Schriften Jeruſalems, und ähnlicher, mit denen er ſich eine Zeitlang eifrig zu ſchaffen machte, wandte er ſich jedoch bald unbefriedigt ab, und fand eine neue Wahlverwandtſchaft an Young's Nachtgedanken, die ihm ſein älterer Bruder in der Ebertſchen Überſetzung mitgetheilt hatte. In dieſe vertiefte er ſich fortan täglich und ſtündlich mit einer eigenen Befriedigung, und ſpät, wann ihm das Licht auf ſeinem Zimmer ausging, ſah man ihn noch beim Mondenſchein bis in die Nacht hinein in dieſen Geſängen leſen, die ihm den angeregten Erkenntnißtrieb über die höchſten Gegenſtände des Denkens in augenblicklich wohlthuendere Schwärmerei poetiſcher Gefühle auflöſten. Dem dichteriſchen Zug ſeines Herzens folgte er überhaupt früh. Kleiſt's Frühling mit der wunderlichen Vorſchlagſylbe war der Gegenſtand ſeiner Liebe und ſeiner Bewunderung, beſonders

weil er etwas von der Kunſt der Alten, die er höchlich ehren gelernt, hier in der Mutterſprache angewendet wiederfand. Er wußte das Gedicht auswendig und es begleitete ihn auf allen ſeinen Spaziergängen, die er oft einſam, und von den übrigen Genoſſen getrennt, in die Umgegenden unternahm. Dies nachdenkliche und ſich abſondernde Weſen, das ihm bei ſeinen Geſchwiſtern oft den Beinamen des Philoſophen verſchaffte, fand ſich zum Theil durch die Stellung ein, auf die er in dem ausgebreiteten Familienkreiſe gewieſen war, indem er, in die Mitte geſtellt zwiſchen ältern und jüngern Geſchwiſtern, dadurch, wie es der Fall zu ſein pflegt, weniger der beſondern Sorgfalt und Beachtung anheimfiel, und mehr ſich ſelbſt überlaſſen blieb, was ihn zuweilen im Stillen ſchmerzte und betrübte. So ging, im vielfachen Lernen, Streben und unklaren Ringen, ohne Ziel und beſtimmten Plan, die erſte Jugend hin, bis in das neunzehnte Jahr, und wenn es den Jüngling in der Einſamkeit ſeiner Gedanken gemahnte, hinauszutreten in die Welt und ſelbſt etwas Eigenes zu thun und zu vollbringen, ſchlug von draußen die Kunde von den ganz Europa erſchütternden Siegen Friedrichs des Großen an ſein Ohr, deren weit erſchallender Jubel ſeine Einbildungskraft befeuerte.

Einer ſehr ernſten Jugendneigung muß noch gedacht werden, die ihn in dieſer Zeit zu einer nahen Verwandten, einem Fräulein Karoline von der Lith, lebhaft hinzog und nicht ohne heftige Ausbrüche des Gefühls ſich geltend machte. Ihr zu gefallen, verſuchte er, Idyllen in Geßner's Manier zu ſchreiben, da das Mädchen eine beſondere Vorliebe für die Poeſie zeigte und durch ihre Einwirkungen das erwachende Talent des Jünglings zu den erſten Lorbeeren reizte. Aber dies Verhältniß ſo ſchöner Gegenſeitigkeit blieb ohne Erfüllung, und Karoline wurde einem vornehmen, reichen, geizigen Mann verheirathet, mit dem ſie in einer kurzen, unglücklichen Ehe lebte, und bald im Wochenbette ſtarb. Die poetiſchen Bedürfniſſe Knebels ſuchten ſich nun in einem näheren Anſchließen an den Dichter

Uz zu befriedigen, der im väterlichen Hauſe öfter ein- und ausging und des jungen Poeten mit beſonderer Vorneigung ſich annahm. Uz war im Umgang ein ſehr joviater Mann von beſtändig heitrer Laune, wiewohl er meiſtentheils die Zurückgezogenheit liebte, in der er damals, im Verein mit einigen Freunden, zum Zeitvertreib den Horaz überſetzte, den Lieblingsclaſſiker aller deutſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, ohne den es bei keiner Gelegenheit abging, und dem Uz auch in der Geſtalt, wie ſie der Sänger Tiburs von ſich ſelbſt entwirft, genau ähnlich geſehen haben ſoll. Nämlich von mittlerer Größe, rundlicher Figur und dabei leicht beweglichem Körper.

Jetzt nahte die Zeit heran, wo Knebel auf eine Univerſität geſchickt werden ſollte. Er hatte im Stillen immer noch ſeine Lectüre von Youngs Nachtgedanken fortgeſetzt, und es war ſeltſam genug, daß dieſe, die ihn zu einem geiſtlichen Leben ſtimmten, ihn am meiſten veranlaßten, nach dem Studium der Theologie zu greifen. Schon hatte er ſich mit ſeinem griechiſchen Teſtament fleißig vertraut gemacht und bereits das Hebräiſche angefangen, als ſein älteſter Bruder Chriſtian, der in Heſſiſche Dienſte getreten war und als Offizier zurückkehrte, ſich dieſem Entſchluß widerſetzte, indem er es der Würde der ganzen Familie für nachtheilig hielt, einen Pfarrer zum Bruder zu haben. Dies war den Ehrenanſichten eines damaligen Offiziers gemäß, und er beſtimmte die übrigen Familienmitglieder, von allen Seiten in unſern Knebel zu dringen, um ihn an der gewählten Laufbahn zu verhindern. Dieſer mußte endlich nachgeben, und ließ ſich durch ſeinen Vater nach vielem Widerſtreben zur Jurisprudenz bewegen, die freilich von vorn herein wenig Reiz für ihn zeigte.

So mußte Knebel ſein Reiſebündel ſchnüren und ſich nach Halle begeben. An Studiren und Beſuchen der Collegia wurde hier wenig gedacht, da ihm das ganze Studentenleben nicht zuſagte und er ſich demſelben bereits durch eine reifere Ent-

wickelung seines Charakters entwachsen fühlte. Von den eigentlichen Studenten, die ihm zu schülerhaft vorkamen, hielt er sich meistentheils gesondert, und lebte mit einigen Edelleuten, vornehmlich mit zwei Brüdern, Söhnen des Ministers Plotho, mit denen er zusammenwohnte, mehr auf dem Fuß gesellschaftlicher Unterhaltungen. Nur im Sommer kam es ihn zuweilen an, einige Studien zu treiben oder Vorlesungen zu hören, darunter besonders bei dem Philosophen Meier, dem bekannten Wolfianer, der damals einer der größten wissenschaftlichen Vielschreiber war, welche die deutsche Literatur nur überhaupt aufzuweisen hat. Von dieser Seite konnte er für das hinschlendernde Leben, in das er gerathen war, am allerwenigsten eine erkräftigende Geistesnahrung empfangen, und doch würde er sich in diesem zwischen Behagen und Unbehagen getheilten dolce far niente noch länger haben hingehen lassen, wenn er mit dem ihm bestimmten Gelde, das sein Vater ihm sandte, reichlicher ausgekommen, und nicht in stete Mißverhältnisse zwischen Einnahmen und Ausgaben verfallen wäre. Dieser Umstand, der ihn oft in große Beunruhigungen setzte, trug am meisten dazu bei, daß er seine Lage zu ändern beschloß. Sein jüngerer Bruder Leberecht war unterdeß Leibpage bei Friedrich dem Großen in Potsdam geworden, und hatte oft von den günstigen Aussichten geschrieben, die sich seinen Verwandten hier im Militairdienst eröffnen könnten. An diesen Bruder wandte sich jetzt Knebel und erhielt die erfreulichsten Zusicherungen, daß es ihm nicht schwer fallen würde, in Kurzem eine Offiziersstelle zu erwerben. In dieser Hoffnung reiste er bald darauf von Halle ab, wo er sich kaum ein volles Jahr aufgehalten, nachdem er noch in der letzten Zeit daselbst ein sehr werthes Freundschaftsbündniß angeknüpft, das auch für die Folge von Bedeutung und Dauer blieb, nämlich mit Gilbert, dem nachherigen Hoffiscal in Berlin, des bekannten Physikers dieses Namens Vater.

Knebel langte zu Anfang des Jahres 1763, bald nach

beendigtem siebenjährigem Kriege, in Potsdam an, wo er, nachdem er dem Könige vorgestellt worden, in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat, und in kurzer Zeit eine Fähndrichsstelle erhielt. Obwohl er sich mit der Studienlaufbahn, für die ihm seine Neigungen und Richtungen nicht zu passen schienen, aus Überzeugung abgefunden hatte, so kam ihm doch jetzt der Beginn des Militairdienstes nicht anders wie der Eintritt in ein Kloster vor. Und einen klösterlich-militairischen, trübe gedämpften Anstrich mochte das damalige Leben in Potsdam unter Friedrich dem Großen in jeder Hinsicht darbieten, wie sehr auch die imponirende Nähe des Königs und die Bewunderung, welche die Macht seiner Erscheinung und die scharfe, freilich oft schneidende Überlegenheit seines Geistes überall einflößten, besonders bei den Offizieren das erhebende Gefühl eines außerordentlichen Wesens, dem sie angehörten, unterhalten mochten. Aber in dieses Gefühl mischte sich ebenso sehr das der Furcht und einer willenlosen Abhängigkeit, die keine rechte Freudigkeit des Lebens aufkommen ließ und an jeder selbständigen Bezeigung eigener Thatkraft verzagen machte. Der große Gegenstand, welcher Alle vereinigte, befand sich doch zu gleicher Zeit auf einer zu entfernten und abgesonderten Höhe von Denen, die durch Pflicht und Verehrung an ihn gewiesen waren, und es war kein recht menschliches Band vorhanden, welches den strengen Mechanismus der Disciplin gelindert und mit einiger Seele durchwärmt hätte. Gleichwohl erfreute sich Friedrich der Große mit besonderer Vorliebe der Ausbildung seiner jungen talentvollen Offiziere, deren sich damals ein schöner und auserlesener Kreis in Potsdam zusammengefunden hatte. Dazu gehörten, außer Knebel, der bald zum Offizier befördert worden war, vornehmlich Münchow, Winanko, Knobloch und Boguslawski *), die sich in mancherlei poetischen Bestrebungen

*) Vergl. Preuß, Friedrich der Große, Band III. S. 151, wie überhaupt die einsichtsvollen und fleißigen Zusammenstellungen, welche

versuchten und gewissermaßen eine Ramlersche Schule bildeten. Zugleich bestanden unter den jungen Offizieren ordentliche Bündnisse zur gegenseitigen Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit, und wenn man in den Mittheilungen mancher Zeitgenossen über diese Periode liest, muß man erstaunen über den strengen Geist einer ascetischen Tugend und Religiosität, welcher sich, statt sonst üblicher Renommistik des Portd'epée's, mit renommistischer Moral dieser Jünger des Mars bemächtigt hatte. Statt: auf Ehre! wurde nur: auf Tugend! geschworen, auf der Parade unterhielt man sich über die letzte Predigt, in den Wachtstuben lagen nichts als moralische und Moses Mendelssohn'sche Schriften umher, und wie in den Briefen eines potsdamer Offiziers aus dieser Zeit, welche Caroline von Fouqué herausgegeben, erzählt wird, schrieben die Offiziere Sonntags die Kirchenpredigt regelmäßig nach, und dem auf der Wache Befindlichen wurde die Abschrift davon mitgetheilt, um ihn nichts entbehren zu lassen.

Der Lebhafteste in diesem religiösen und sittlichen Eifer war unter Allen Knebel, der sich ein besonderes Geschäft daraus machte, alle sogenannten Freidenker unter seinen Kameraden zu bekehren, und sich des glücklichen Erfolgs dieser Bemühungen nicht wenig rühmte. Dies ist um so merkwürdiger, da er später selbst so rationalistische Anwandelungen in Dingen des religiösen Glaubens hatte, und mit Lucrez, diesem für ihn so bedeutsam gewordenen Autor, hinsichts der naturalistischen Auffassung des Göttlichen mehr sympathisirte, als er es selbst wohl eingestehen mochte. Aber damals in Potsdam, in dieser Atmosphäre der unbedingten Subordination, die auch auf das geistige Leben überging, war unser Knebel in allen Stücken orthodox, am meisten aber im sittlichen Lebenswandel rechtgläubig und lauter. Günstige Umstände hatten ihm hier

---

sich in diesem Bande, S. 326 — 355 über die damalige Periode in Potsdam vornehmlich in literarischer Hinsicht befinden.

die Bekanntſchaft einer ſchönen und intereſſanten, wiewohl bereits etwas älteren Frau zugeführt, die in Knebel's Tagebuch aus dieſen Jahren, welches mir vorliegt, nur mit dem Namen, Madame K., bezeichnet wird. Aus Allem ſchien hervorzugehen, daß das Verhältniß, welches ſich entſpann, von Seiten der lebendigen Frau, die mit mehreren Offizieren Umgang unterhielt, nichts weniger als platoniſch gemeint war, aber, bei Knebels Tugendliebe, überſtieg die Situation niemals gewiſſe Gränzen, und obwohl er heimlich und ohne Wiſſen ihres Mannes ganze Abende bei ihr zubrachte, ſo hielt er ſich doch jeden Abend, ſobald er nach Hauſe kam, in ſeinem Tagebuch, welches er um dieſe Zeit regelmäßig wie eine Gewiſſensſache führte, moraliſche Vorleſungen und machte ſich Einwände aller Art. Es hatte für ſeinen reinen und liebenswürdigen Sinn einen beſonderen Reiz, Umgang mit Frauen zu haben, der auf einer bloß gemüthlichen und freundſchaftlichen Gegenſeitigkeit beruhte, und er hat nachher in ſeinem ſpäteren Leben öfter dergleichen Verhältniſſe anzuknüpfen geſucht, wie ſein Briefwechſel zeigt, wo er im Verkehr mit ſeinen Freundinnen die ſchönſten Seiten eines harmlos ſich ergehenden Gemüths herauskehrt. Gleichwohl muß ihn das ſtark angezogene Verhältniß zu Madame K. nicht ohne geſchlechtliche Beunruhigungen gelaſſen haben, wie ich weiter aus ſeinem Tagebuche ſehe. Seine urſprünglich zur Zurückhaltung geneigte Natur mochte in Kämpfe mit ſich ſelbſt gerathen ſein, aber: **virtutem te mihi proposui!** war der Refrain, den er ſich jedesmal am Ende ernſthafter Betrachtungen, die er über die menſchlichen Geſchlechtsverhältniſſe anſtellte, in ſein Tagebuch einzeichnete. Um dieſe Zeit dichtete er auch das Gedicht: „die Wolluſt", das für den Göttinger Muſenalmanach beſtimmt wurde, und Ramler's Beifall erhielt, dem er es mittheilte, obſchon dieſer die allzu lebhaften und glühenden Farben, mit denen darin die Wolluſt geſchildert war, eher verführeriſch, als abſchreckend finden wollte. (S. Ramler's Briefe an Knebel im 2. Band.)

Interessant wurden für Knebel die literarischen Bekanntschaften, die ihm sein Aufenthalt in Potsdam, oder auch Ausflüge nach Berlin, die er zuweilen zu seiner Zerstreuung unternahm, verschafften. Die Notabilitäten der damaligen deutschen Literatur, die sich um die nächste Nähe Friedrichs des Großen gereiht hatten, gaben zusammen eine seltsame Periode ab, der man heut nicht ganz ohne ironischen Hinblick gedenken kann. Ramler, der sich schon wie eine Art Jupiter auf dem literarischen Olymp geberdete, und Alles, was ihm von andern Dichtern zu nahe kam, mit der Gartenscheere seiner regelrechten Rhetorik und Grammatik zurecht stutzte (in welcher Weise er z. B. an den Gedichten von Johann Niklas Götze unverzeihliche Sünden beging), kam öfter nach Potsdam herüber. Dann donnerte er den großen König mit seinen hohlen patriotischen Oden an, der meistentheils eine spöttische Prise dazu nahm, und kehrte darauf, Stoff zu neuen Oden in Gedanken, nach Berlin zurück, wo er an der Kadettenschule mit Batteux's schönen Künsten den Geschmack der jungen Leute verdarb. Die Dichterin Karschin, der die Musen so wenig Segen gebracht hatten, daß sie sich noch in ihrem Alter mit Bittschriftenverfertigung abquälen mußte *), erhielt von Friedrich dem Großen jene berühmten zwei Thaler zum Geschenk, die sie bekanntlich mit den Versen: „Zwei Thaler sind zu wenig, Für einen großen König" u. s. w. zurückschickte. **) Nicht minder lustig mag sich Friedrich, seiner ganzen Gesinnung nach zu urtheilen, über Moses Mendelssohn gemacht haben, den er sich nach Potsdam herüberrufen ließ, und dessen philosophirende Raisonnements und Untersuchungen über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele unter den damaligen Deutschen Epoche machten. Friedrich Nicolai hatte seine Schrullen für sich, und opponirte in der im Jahre 1764 von ihm gestifteten Allgemeinen deut-

*) Vergl. „Eine Correspondenz Goethe's mit Madame Karschin", in den „Schriften in bunter Reihe", herausg. v. Th. Mundt, S. 150.

**) Vergl. Preuß a. a. O.

schen Bibliothek aus Uebellaune und Philisterhaftigkeit ebenso sehr gegen die besseren aufstrebenden Köpfe der Literatur, als Friedrich der Große sie aus Unkunde, Caprize und Consequenz ignorirte. Auch Lessing's unbegriffene Gestalt zeigte sich im Hintergrunde und vorübergehend in Potsdam. Zimmermann, der nachher vor Eitelkeit zu Grunde ging, und in seinem Buche über Friedrich den Großen schon die ersten Spuren dieser Krankheit verrieth, wurde ebenfalls hier gesehen. Aber der große König hatte durch seine nächsten literarischen Umgebungen auf keine besseren Gedanken gebracht werden können, als er sie um diese Zeit in der vielbesprochenen Schrift de la littérature allemande mit solcher Wegwerfung geltend machte. Denn seine Ansicht von einer Literaturgestaltung war auf etwas Höchstes gerichtet, das sich in und mit der Blüthe des Nationallebens selbst zugleich als ein historisches Moment darstellen sollte, und indem er sich in diesem Sinne von dem kleinlichen und spießbürgerlichen Thun und Treiben der berliner Gelehrten und Poeten verächtlich abwandte, begegnete es ihm doch auf der andern Seite wie ein tragisches Unglück, daß er die bereits sich zeigenden Anfänge einer solchen Literaturgestaltung in Deutschland völlig übersah, daß er von den Sternen, die über dem kleinen Weimar aufzustrahlen begonnen, sich nichts sagen und deuten lassen wollte, und daß er die Geister, die durch ihn und seine historische Epoche sich am meisten zu einem weltgeschichtlichen Wirken in der Nation aufgeregt fühlten, in eine so ferne und fremde Beziehung zu sich selbst setzte.

Knebel, der besonders mit Ramler in eine freundschaftliche Beziehung gerathen war, verhielt sich nicht ohne Bewußtsein zu diesen geschilderten Literaturverhältnissen, und beschäftigte sich selbst, jedoch nach wie vor ohne bestimmteren und zusammenhängenderen Plan, mit seinen poetischen Launen und Entwürfen, je nachdem ihn tägliches Behagen oder Unbehagen dazu hin- oder abzogen. Er faßte unter Anderm in dieser Zeit die Idee zu einer Theodicee der Empfindung, die er jedoch

niemals ausgeführt hat, und dichtete im Jahre 1773 einen Prolog und einen Epilog für das Privattheater des Kronprinzen, welche in dem deutschen Muſenalmanach von 1774 abgedruckt ſtehen. Mehr Verdienſte, als durch ſeine eigenen Poeſieen, erwarb er ſich jedoch damals um die Literatur durch den von ihm veranſtalteten Wiederabdruck eines Gedichtes, das ſeitdem, obwohl ſelbſt nicht ohne eigenthümlichen Werth, noch mehr durch die Geſchichte ſeines Erfolges, den es bei Friedrich dem Großen gehabt, berühmt geworden iſt. Dies war die Mädcheninſel, von Johann Niklas Götz, einem viel zu wenig gewürdigten Dichter, der als Pfarrer in Winterburg lebte, und Mehreres ohne ſeinen Namen in die Welt gegeben hatte. Knebel, der ein beſonderes Intereſſe für dieſen Dichter gefaßt, ließ auf ſeine Koſten das genannte Gedicht aus der Schmidt'ſchen Anthologie beſonders und mit lateiniſchen Lettern wieder abdrucken, und ein günſtiger Zufall brachte ein Exemplar davon in die Hände des Königs. Dieſe Dichtung muß er zur guten Stunde geleſen haben, denn er ſchenkte ihr eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit, und in der Abhandlung de la littérature allemande wurde kein deutſches Gedicht lobender erwähnt und ausgezeichnet, ja die deutſche Sprache erhielt dabei ein gnädiges Lächeln, wie ſie ſich deſſen auf Friedrichs Antlitz ſonſt nie zu rühmen hatte. *) —

*) Vergl. dieſe Abhandlung des Königs in ſeinen Oeuvres publiées du vivant de l'auteur, Tom. III. p. 67., wo folgende Stelle auf die Mädcheninſel von Götz zu beziehen iſt: „J'ajouterai à ces Messieurs, que je viens de nommer, un Anonyme, dont j'ai vu les vers non-rimés; leur cadence et leur harmonie résultoit d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étoient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurois pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut-être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préferable à la rime; il est vraisemblable qu'on feroit des progrès si on se donnoit la peine de le perfectionner. — Vergl. auch Preuß, a. a. O. Bd. III. S. 349. und Matthiſſon's Erinnerungen, Bd. I. S. 396 und 397.

Knebel verbrachte zehn Jahre in Potsdam, und fühlte sich am Ende durch die ununterbrochene Monotonie eines Militairdienstes im Frieden, und durch das unerquickliche Einerlei der ihn hier umgebenden Lebensverhältnisse, ermüdet. Schon immer hatte er sich mit dem Entschluß getragen, seinen Abschied nehmen zu wollen, da er ohne Aussicht auf höhere Beförderungen blieb, aber die Verabschiedung war im Heere Friedrichs des Großen nicht minder schwer zu erreichen. Der König ließ ihm eine Civilbedienung anbieten, die Knebel jedoch ausschlug, und so kam das Jahr 1773 heran, ehe er seinen wirklichen Abschied erhalten konnte. Im Oktober des genannten Jahres verließ endlich Knebel Potsdam, entschlossen, lieber von den zwei Louisd'oren, die er monatlich von seinem Vater empfing, kümmerlich zu leben, als sein Dasein länger in einem fruchtlosen Militairdienst zu vergeuden. Besonderer Gunstbezeigungen hatte er sich jedoch von Seiten des Kronprinzen von Preußen, in dessen Regiment er gestanden, bei seinem Austritt zu erfreuen, der ihn, da Knebel nach Weimar zu reisen beabsichtigte, in einem Briefe an die Herzogin Amalie dorthin empfahl.

Knebel begab sich anfänglich nur in der Absicht nach Weimar, um Wielanden daselbst kennen zu lernen. Doch wurde er von vielen Seiten freundlich und zuvorkommend aufgenommen, und von der damals noch an der Spitze der Landesverwaltung stehenden Herzogin Amalie mit vielversprechender Gunst empfangen. Hier in Weimar wehte eine ganz andere Luft, die einem dichterischen Gemüth, wie Knebel, das sich eben den harten Banden militairischer Disciplin entwunden hatte, wohlthuend entgegenkommen mußte. In stiller Pflege regte sich hier ein geistiges Gedeihen, das immer bedeutsamer in das Leben des übrigen Deutschlands übergriff, und unter den Schutz einer großgesinnten geistvollen Frau gestellt war, die das nicht geringere Talent, Talente auf die rechte Art zu begünstigen und um sich zu versammeln, mit so

seltenem Erfolg auszuüben verstand. Auf einem kleinen zusammengedrängten Blüthenpunct in Deutschland sollte ein Gipfel der Nationalcultur erreicht werden, der, nach der unglücklichen historischen Organisation der Deutschen, freilich nur ein literärischer war, und es ist merkwürdig, diese beständige Zerrissenheit der wichtigsten nationellen Interessen hier so faktisch wahrzunehmen, wenn man bedenkt, wie in Potsdam auf dem Thron des großen Königs das werdende historische Element dieser Zeit von der geistigen Seite der deutschen Nationalität und ihrem Fortschritt sich abwandte, während umgekehrt in Weimar, diesem ganz unhistorischen Ort, gleichzeitig jene Seite durch die höchsten literarischen Talente ihre Ausbildung erhielt, aber abgetrennt von politischer Nationalbedeutung, so daß eine volksthümliche Einheit und Gesammtheit der Culturzustände immerdar fehlte.

In einer frühen Zeit des deutschen gesellschaftlichen Lebens war Herzogin Amalie eine feine und anmuthige Gestalt, die, mit einer ungewöhnlichen Gründlichkeit der Bildung, Geschmack, Sinn für das Schöne und Grazie in den Lebensformen vereinigte, wie es in Deutschland, besonders unter den Frauen, noch etwas Seltengesehenes war. Von ihrem Liebling Wieland hatte sie viel gelernt und angeeignet. Einen thätigen und umsichtigen Geist bewährte sie schon in ihrem neunzehnten Jahr, wo sie, als Witwe des Herzogs Ernst August Constantin, die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn übernahm, und mit einem praktischen Sinn, der ihr unter größeren Verhältnissen eine weltgeschichtliche Wirksamkeit hätte verschaffen können, die glücklichsten Anstalten für das materielle Wohl und die geistige Bildung und Veredelung ihres Ländchens traf. Von Wieland, den sie zum Erzieher ihres Sohnes Carl August gewählt hatte, erlernte sie selbst noch in spätern Jahren das Griechische, und mit dem Lateinischen war sie so vertraut, daß sie mehrere Elegieen des Properz übersetzte, die noch handschriftlich vorhanden sind. Der Kreis der ausgezeichnetsten Männer, die sie durch den Reiz ihrer Persönlichkeit gewiß nicht minder als durch ihren

verſtehenden und eindringenden Geiſt um ſich verſammelte und feſthielt, erweiterte ſich bald immer glänzender. Herder kam erſt im Jahre 1776 nach Weimar, etwas früher Goethe, nachdem kurz zuvor der nachherige Großherzog Carl Auguſt die Zügel der Landesregierung übernommen. Schiller war der Späteſte, der ſich dieſem auserleſenen Verein anſchloß. Andere Geiſter, wie Böttiger, Muſäus, Bode, Seckendorf, Einſiedel, fanden ſich abwechſelnd hinzu und runderten den ſchönen Kreis aus. Dieſe Verhältniſſe ſchienen zugleich einigermaßen wichtig für die Begriffe von den Ständeunterſchieden in Deutſchland. Denn das geiſtige Verdienſt hatte hier auch in ſeiner Beziehung zur Geſellſchaft eine Geltung zu gewinnen angefangen, die bis dahin ihm nichts allgemein Zugeſtandenes war, und man ſah es in eine vertraute Nähe zu Fürſt und Thron treten, in der es auf die ſiegreichſte Weiſe die Vermittelung ſonſt noch ſo ſcharf getrennter Lebenselemente übernahm. Aber aus ſolchen Verhältniſſen hätte in dieſer Hinſicht dennoch mehr werden können, als wirklich daraus wurde. Der ariſtokratiſche Geiſt dieſer Zeit war noch zu mächtig. Die Genies, welche die demokratiſche Natur ihres Urſprungs hinaufgehoben hatten bis zum genauen Freundesumgang mit Fürſt und Fürſtin, wurden vielmehr Ariſtokraten. Sie ließen ſich adeln, wurden geadelt, oder mußten geadelt werden. Es war die geadelte deutſche Literaturperiode, und die berühmt gewordenen Männer derſelben, die beinahe Alle bürgerlicher Geburt waren, hielten es dann faſt für eine Sache des öffentlichen Anſtandes, nicht länger als Bürgerliche zu erſcheinen, und es wurde ihnen zur Belohnung ihrer Verdienſte darin bereitwillig entgegengekommen. —

Während dieſer erſten Anweſenheit in Weimar hielt ſich Knebel nur vierzehn Tage daſelbſt auf, und reiſte dann nach Nürnberg zu ſeinem Vater, der dort als Kreisgeſandter verweilte. Nicht lange darauf erhielt er jedoch, durch eine Zuſchrift des weimariſchen Miniſters von Fritſch, im Namen der Herzogin Amalie, eine Einladung, nach Weimar zurückzukehren,

und bei dem Bruder des Erbprinzen, dem Prinzen Conſtantin, die Hofmeiſterſtelle zu übernehmen. Dieſem Ruf, der ſchon durch den Empfehlungsbrief des Kronprinzen von Preußen an die Herzogin vorbereitet worden war, weigerte ſich jedoch Knebel anfänglich zu entſprechen, unter dem Vorgeben, daß er weder für eine ſolche Stelle, noch für das Leben am Hofe ſich geeignet fühle. Aber die Einladungen wurden, mit beſonderem Wunſch der Herzogin, in ſchmeichelhafter Weiſe wiederholt, und nachdem zugleich einige Intriguen, die ſich von anderer Seite her bei Hofe ſelbſt gegen die Anſtellung Knebels erhoben, unſchädlich gemacht worden waren, entſchloß er ſich endlich, dem ehrenvollen Antrage zu folgen. Er wurde im Juli 1774 als Inſtructor des genannten Prinzen, vornehmlich in den militairiſchen Wiſſenſchaften, mit dem Charakter eines Hauptmanns angeſtellt.

Kaum war er in dieſer Eigenſchaft einige Wochen in Weimar geweſen, als eine Reiſe, welche der Erbprinz Carl Auguſt und ſein Bruder Conſtantin nach Frankreich unternehmen wollten, und auf der Knebel mit zur Geſellſchaft ſein ſollte, ihn wieder aus der gewonnenen Ruhe aufſcheuchte. Dieſe Reiſe wurde noch im December 1774 angetreten, und ging zuerſt nach Frankfurt am Main, wo Knebel dem Erbprinzen den damaligen Dr. Goethe, zu ſo bedeutſam gewordener Bekanntſchaft, zuerſt vorſtellte.*) Von hier begaben ſich die Reiſenden nach Karlsruhe, welches zunächſt der eigentliche Ort ihrer Beſtimmung war, indem der weimariſche Erbprinz daſelbſt um die Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt anwerben ſollte, welche ſich damals in Karlsruhe aufhielt.

Von dem Leben und Aufenthalt an dieſem Hofe erzählt Knebel, der für ſeine Perſon die beſondere Gunſt des Markgrafen auf ſich gezogen, manches Intereſſante in ſeinen Tage-

*) Vergl. Goethe's Werke (Stuttgart und Tübingen 1819.), Bd. 19. S. 318.

büchern, ohne jedoch, nach seiner Weise, einer Genauigkeit der historischen Angaben, selbst in den Namen der von ihm vorübergeführten Personen, sich zu befleißigen. Der damalige Markgraf von Baden, den Knebel als einen sehr „biedern, verständigen und unterrichteten Fürsten" bezeichnet, war jedoch ohne Zweifel mehr als dieses, denn es war kein Anderer, als der nachherige Großherzog Carl Friedrich, der um die Vergrößerung und Bedeutung seines Landes so verdient geworden. Für Knebel faßte er eine solche Vorliebe, daß er sich von ihm öfter auf seinen Spaziergängen begleiten ließ, und ihn meistentheils zu seiner Abendtafel, die er ganz im Familienkreise abzuhalten pflegte, hinzuzog. Auch mußte ihm Knebel aus dem Klopstock vorlesen. Seltsam war es, daß Klopstock gerade zu derselben Zeit nach Karlsruhe kam. Der immer auf hohem Kothurngang auftretende Messiasdichter schien sich jedoch andere Vorstellungen von dem Empfang gemacht zu haben, der ihm hier zu Theil werden möchte. Denn bei aller Gefälligkeit, die man gegen ihn am Hofe hatte, und bei der vorzüglichen Auszeichnung seiner Person, sowohl von Seiten des Markgrafen, als hauptsächlich der obengenannten, poetisch gebildeten Prinzessin Louise, ließ es doch die alte Hofetikette nicht zu, ihn anders denn als einen bloßen Legationsrath zu behandeln. Damit war jedoch Klopstock, der eigentlich der erste unter den deutschen Dichtern war, der auf einen Jupitercultus Anspruch machte, keineswegs zufrieden; er blieb nur wenige Tage, zeigte sich mürrisch, übelgelaunt, und ging so weit, daß er, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe wieder fortreiste. Dieß ganze Benehmen sieht der pedantischen Großartigkeit dieses deutschen Dichters recht ähnlich, und man denkt an den Klopstock, der in einer Krankheit auf die Kniee fiel und betete: „Gott, erhalte mich für Deutschland!" —

Knebel sah sich jedoch bald zum Gegenstand der lebhaftesten Eifersucht an diesem Hofe gemacht, da die Gnade des Markgrafen, der an ihm eine ordentliche Liebhaberei gefunden,

mit so sichtlichen Bevorzugungen auf ihm ruhte. Namentlich bewiesen sich die übrigen Reisebegleiter der weimarischen Prinzen deshalb empfindlich, darunter besonders der Graf Görz, der sich schon früher, als es sich um die Anstellung Knebels in Weimar gehandelt, intriguant und feindselig gegen ihn gezeigt, und ihn nun zur Zielscheibe seines Spottes zu machen suchte. Dazu fand er besonders Gelegenheit durch eine Neigung, von der sich Knebel während dieses Aufenthalts in Karlsruhe plötzlich gefesselt fühlte, und die er nicht umhin konnte, in lebhaften Zeichen an den Tag zu legen. Sie galt dem Fräulein von Göchhausen, einer Hofdame der Markgräfin, die seltene Vorzüge vereinigte, von schöner und reizender Gestalt, aufgewecktem und gebildetem Geist, munterm, liebenswürdigem Wesen und dabei umfassend unterrichtet war, wie wenige Frauenzimmer. Sie war eine Straßburgerin von Geburt, und verband mit französischer Leichtigkeit und Grazie einen scharfen Witz, der sie unter ihren Umgebungen allgemein gefürchtet, und bei dem Hofe, an dem sie lebte, keineswegs beliebt machte. Später kam sie als Hofdame an den weimarischen Hof, durch ihre Klugheit und Geschicklichkeit mancherlei Einflüsse ausübend auf die dortigen Kreise, und begleitete, nebst dem chevalereskeu Einsiedel, die Herzogin Amalie auf der Reise nach Italien. Ob es Knebeln damals gelungen, jene Pfeile des Witzes, die auch ihn trafen, sich in die eines andern Gottes umzuschleifen, wissen wir nicht zu erzählen, da er selbst in seinen Tagebüchern seine Abenteuer mit diesem Fräulein nur flüchtig erwähnt, und besonders ihren streng moralischen Geist rühmt. —

Die Reisenden setzten endlich ihren Weg weiter fort, um, über Straßburg, nach Paris zu gelangen. Zur Schilderung der Eindrücke, die sich vor diesen neuen Gegenständen bei Knebel geltend machten, möge hier eine kleine, von ihm selbst niedergeschriebene Skizze eingeschaltet werden, die einem jener selbstbiographischen Fragmente, deren sich so viele zerstreute und zerstückelte unter seinen Papieren gefunden, angehört:

„— Es ging nun weiter nach Straßburg, um den deutschen Bären, wie die Franzosen sagen, etwas ablecken zu lassen. Es gefiel mir nicht sonderlich da. Das Zwitterwesen, die Nachäffung französischer Sitten und Art, denen doch immer etwas vom Schwanz nachhängt, erbauten mich eben nicht sehr, den Grafen Görz aber desto mehr, der noch einige altdeutsche ritterliche Familien vorfand. Ich sah und bewunderte nur den Münster, wo ich Goethe's Namen eben angeschrieben fand, und besuchte das Monument des Comte de Saxe. In Madame Schweizinger fand ich eine treffliche Frau. Wir speisten auch beim Gouverneur, wo es mir gefiel.

Nun nach Paris! wo ich mich wieder etwas erholte, weil es weniger französisch war, als in Straßburg. Luft und Kost und Alles bekam mir, sonderlich auch das Wasser der Seine. Ich ward leichter und spazierte nun überall herum. In den ersten Tagen mußte ich die Staatsvisiten der Prinzen mitmachen, doch nachher übernahmen der Graf Görz und der Oberstallmeister von Stein dieses Geschäft allein. Was zu sehen war, sahen wir in Gesellschaft. Auch fuhren wir nach Versailles und sahen da den König und die Königin, als sie in die Messe gingen, und nachher bei Tafel.

Man mag sagen, was man will, aber die Franzosen sind angenehme und gefäll'ge Leute. Diese Urbanität findet man wohl nirgends. Einmal kam ich etwas spät ins Theater. Die Plätze waren besetzt, und ich ging in der Gallerie herum, mir einen Platz zu suchen. Ein paar Stufen waren vor mir, die ich nicht bemerkte. Eine Dame im vordersten Rang sprang auf, und rief mir zu, mich in Acht zu nehmen. Ich wäre ohne diesen Zuruf gewiß auf die Nase gefallen.

Wir wollten die Kirche Notre Dame besuchen. Der Erbprinz ersuchte mich, ihm etwas aus einer Bude zu kaufen. Ich verweilte mich, und konnte nun meine Gesellschaft nicht mehr finden. Ein Herr in einem saubern Pelzrocke kam herbei, und fragte mich, was ich suche? Ich sagte es ihm. Monsieur, je

vous menera. Ich bat ihn, ſich nicht zu incommodiren. Er ließ nicht nach. Unterwegs ſagte er mir, es ſiele dieſen Morgen eine gerichtliche Vertheidigung vor, wobei ſich die Ducheſſe de — perſönlich vertheidigen wolle; dieſes würde mich, als einen Fremden, intereſſiren. Er brachte mich nach dem Gerichtshof, blieb die ganze Zeit während des Aktus bei mir, und brachte mich nachher zur Kirche Notre Dame: Vous voilà, Monsieur! machte ein Compliment und empfahl ſich. Ich wußte weder ſeinen Namen, noch ſah ich ihn je wieder. Dergleichen begegnete öfters.

Ich bin nicht Willens, die Geſchichte von Paris, noch unſre eigne zu erzählen; nur das Wenige, was mir eben auffiel.

Ich lernte in Paris mehrere merkwürdige Männer kennen, darunter beſonders auch Villoiſon. Mit Diderot war ich im Atelier eines Bildhauers zuſammen. Er ſprach viel, und auch über deutſche Gelehrte. Beſonders wunderte er ſich, daß man Moſes Mendelsſohn nicht als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin habe aufnehmen wollen, und zürnte darüber auf den großen König. Sein ganzer Discours war eigentlich eine Vorleſung.

Ich kam durch Cacault in die Geſellſchaft von jungen Geiſtern, die nachher in der Revolution eine Rolle ſpielten. Sie zeigten mir ein großes Buch vor, das ſie Cataſtre hießen, in dem die Namen und Ordnungen aller Bürger und Perſonen aufgezeichnet wären. Sie ſagten mir, in Zukunft müſſe in Paris Alles gleich ſein, Bürger, Bauer und Edelmann. Sie ſchwatzten mir noch viel dergleichen vor — ich verſtand es aber nicht. —

Wir reiſten zu Anfang des nächſten Frühjahres (1775) wieder zurück. Ich begleitete zu Pferde die Wagen bis wenige Stationen vor Straßburg, und fühlte freilich etwas ſtark die Folgen eines ſo ungewohnten, angreifenden Poſtritts. Das Übrige ging ganz gut, obwohl ich ſo liebe Freunde in Paris

verlassen hatte, und darunter den gelehrten und guten Villoison, der mich fast täglich besuchte." — —

Die nächstfolgenden Lebensverhältnisse Knebels möge ebenfalls eine von seiner Hand geschriebene Skizze zu einer Selbstbiographie, die wir an dieser Stelle einschalten, schildern helfen:

— „Im Herbst des Jahres 1775, wenn ich nicht irre, brachte der Herzog seine Gemahlin nach Weimar; in demselben Jahre kam auch Goethe zu uns, den sie in Frankfurt zu einem Besuche eingeladen hatten. Wie ein Stern, der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werthersche Montirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und den Sitten seines Romans an sich, und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte. Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Goethe's Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben. Er arbeitete dabei Manches zum Vergnügen der Gesellschaft; vorzüglich aber gleich anfangs seine Iphigenie, die ihm Bewunderung und Ruhm gab. Viele fanden in dem Bilde der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin. —

Nicht ganz ein Jahr danach kam auch Herder nach Weimar. Sein Verhältniß mit Goethe — der auch zu seiner Herberufung Gelegenheit gegeben hatte — war, so viel es die Umstände erlauben wollten — ganz gut; nur wollte er dessen Verhältniß zum Herzoge und die damit verbundenen Unregelmäßigkeiten nicht sehr billigen.

Der gute Wieland war nun eine Zeitlang zurückgesetzt, und lebte selbst meist nur in der Bewunderung von Goethe's Genie.

Die Herzogin Amalia, die immer sehr nachsichtig, auch gegen ihre Söhne, war, suchte sich an der Gegenwart solcher

Geister zu erfreuen, und gab alle Gelegenheit, sie zu ermuntern. Sie selbst hatte von Jugend auf — wie es dem Braunschweigischen Hause eigen war — viel Neigung für Geist und schöne Wissenschaften, und beschützte die Künste, wo sie nur konnte.

Die junge Herzogin leuchtete wie ein verdunkelter Stern aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre hervor.

Die ersten Zusammenkünfte wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld, und erhielt ihre Würde in gleicher Stätigkeit. So kam es denn wohl, daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, welches Gelegenheit zu mancher Spaltung gab.

Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten; doch brach es nie zu heftigen Ausbrüchen aus, woran die Vorsicht der Umgebung, die Moderation der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren.

Man kann nun wohl denken, daß dieser Zustand der Dinge — deren Detail ich nicht weiter berühren mag — der Gesellschaft doch eine etwas verwirrte Richtung gab. Recht und Unrecht zugleich sah man von mehreren Seiten, doch war der Charakter der sie umgebenden Personen meist so gut, daß man statt der Verwirrung mehr Beruhigung zu erhalten suchte.

Unter diesen etwas scheckigten Umständen trieb meist ein Jeder das Seinige. Der Herzog ging fleißig auf die Jagd, und wir Andern, die wir ihm zunächst waren, begleiteten ihn, zumal wenn es nach Ilmenau ging, wo der Herzog in der Herbstzeit jährlich ein paar Wochen zubrachte.

Für meinen Prinzen hatte ich in der Gegend von Weimar einen ländlichen Aufenthalt erwählt; denn da er etwas schwächlicher Constitution war — da er erst sieben Monat nach seines Vaters Tode, der an der Auszehrung starb, zur Welt kam, —

ſo war es ein Wunder, daß er ſich noch ſo erhielt. Dieſes hatte er vorzüglich ſeiner außerordentlichen Mäßigkeit im Eſſen, Trinken u. dgl. zu danken. Auch war er ein wohlgebildeter junger Mann, von ſchlankem Wuchs, in der Geſtalt ſeinem Herrn Bruder unähnlich. Wir wählten das kleine Gut Tiefurt bei Weimar zum Aufenthalt, vertrieben den Pachter aus ſeiner Wohnung, riſſen die Bauergehege hinweg, und bereiteten nach und nach einen angenehmen Aufenthalt in der überaus günſtigen Gegend.

Der Prinz beſchäftigte ſich mit Leſen, Schreiben und vorzüglich mit der Muſik. Dieſe war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, und er beſaß darin kein geringes Talent. Faſt alle Inſtrumente wurden ihm leicht, ja er erholte ſich von einer Unpäßlichkeit durch längeres Muſiziren. Unſer Garten ſtand Jedermann offen. Kamen Gäſte, die nicht geladen waren, ſo mußten ſie bis 1 Uhr verziehen, welches gemeinlich die Stunde unſerer Erſcheinung im Garten war. Unterdeſſen wurden ihnen allerlei Erfriſchungen angeboten, und ſie, wenn es Bekannte waren, zum Mittagstiſch eingeladen. Nachmittags und gegen Abend kam meiſt Beſuch aus Weimar. Die Herzogin Amalia, die damals in Belvedere oder Ettersburg ſich aufhielt, brachte gewöhnlich einen Tag der Woche mit ihrer Suite in Tiefurt zu, ſo wie auch die regierende Herzogin. Goethe war Tage und Wochen bei uns, ingleichen der Herzog. Allen gefiel unſere ländliche Einrichtung. Zuweilen gaben wir Feſte, Illuminationen, die ſich an der beweglichen Ilm gar artig ausnahmen, u. dgl. Eine Brücke, die ich an einem ausgezeichneten Orte über den Fluß ſchlagen ließ, und worauf ein Tanzſaal errichtet war, machte den Gäſten großes Vergnügen — bis in der Nacht ein gewaltiger Sturmregen kam und ſie mit Stumpf und Stiel fortriß.

Alles war ſehr einfach, doch anſtändig, und die Weimarer wußten ſich den Aufenthalt nicht genug zu loben. Noch muß ich bemerken, daß Goethe einige dramatiſche Stücke für Tiefurt

bereitete, die daſelbſt unter der ſogenannten Mooshütte gegeben wurden. Corona Schröter ſpielte dabei eine Hauptrolle. Herder und Wieland waren häufig bei uns, und Hofrath Albrecht, ein Mathematiker, Stiefſohn des berühmten Jeruſalem, wohnte ein Jahr bei uns.

Dieſer Aufenthalt in Tiefurt währte drei Jahre, denn auch den Winter brachten wir daſelbſt zu und gaben Schlittenfahrtsfeſte.

Nach der Zeit ſollte der Prinz auf Reiſen gehn. Es waren Viele, die mir mein ſcheinbares Glück beneideten, und ſich heimlich hinter den Prinzen ſteckten, um ihn zur Reiſe zu bereden. Dieſe wurde bei Hofe beſchloſſen, und mir nur wenige Tage zuvor Nachricht davon gegeben, und daß ſich der Prinz einen Begleiter wählen würde. Ich erſtaunte über das aufgedeckte Geheimniß, konnte den Charakter des Prinzen nicht dabei errathen, doch, zumal da ich meiner Aufwartsdienſte ſchon ziemlich müde war — gab ich mich ſehr willig darein, und verzichtete auf meinen Antheil an dem Prinzen. Wundern that es mich doch, daß auch Goethe ſchon länger von dem Geheimniß wußte, und mir nichts davon entdeckt hatte.

Zur Verwunderung Aller aber wurde von dem Prinzen ſtatt der Herren, die es ambirt hatten, der Hofrath Albrecht zum Reiſegefährten erwählt. Dieſer hatte ſchon ehemals die Reiſe nach England gemacht, war ein unterrichteter und gebildeter Mann, doch, wie es ſich für einen Mathematiker ziemt, von etwas ernſter Natur. Man konnte dem Prinzen Glück wünſchen, wenn er ihn zu gebrauchen gewußt hätte. Doch die Sache ſchlug um. Der Prinz ſuchte ſchon in Paris, mit Hilfe einer Kokette, ſeiner los zu werden, gab ihm einen aparten Reiſewagen, und ging mit ſeiner Schönen nach London, wohin er ihm zu folgen die Ehre hatte."

„Ich ward nun auf Penſion geſetzt und brachte noch einige Zeit in Weimar zu. Endlich entſchloß ich mich, auf meine

Koſten eine Reiſe in die Schweiz zu machen. Es war, wenn ich nicht irre, — denn ich ſchreibe hier Alles aus dem Gedächtniß — im Jahre 1780. Goethe unterſtützte mich, ſo wie auch der Herzog mit Briefen an Lavater und mehrere Andere, und Goethe übernahm meine Geldbeſorgniſſe.

Ich ging Anfangs Sommer dieſes Jahres von Tiefurt ab, kam über Coburg, Bamberg nach Nürnberg, wo ich viele Freunde fand, beſuchte unterwegs meine Verwandten und Freunde in Ansbach, nahm von ihnen und dem guten Uz noch Abſchied, und kam weiter durch Franken und Schwaben nach Augsburg, von da durch Mindelheim, Memmingen, Wurzach nach Wolfsegg, von da nach Ravensberg und endlich nach Mörsburg am Coſtnitzer See. Mit gutem Winde kam ich nun zu Schiff nach Conſtanz, wo ich einige Tage verweilte, um des Sees und der ſchönen Gegend mich zu erfreuen.

Von Schafhauſen aus beſuchte ich den Rheinfall, deſſen Waſſerwuth mich ergötzte, und unter deſſen Staubregen ich mir eine Mahlzeit zubereiten ließ.

Nun ging es nach Zürich. Ich gab Goethe's Brief an Lavater noch am Abend meiner Ankunft ab. Ich ward gefällig aufgenommen, doch bemerkte ich, daß mir Lavater, während unſrer Unterhaltung, die wohl eine Stunde dauerte, nicht einmal ins Geſicht ſah. Dieß befremdete mich, doch glaubte ich nachher die Urſache zu errathen, weil er vielleicht glaubte, als Phyſiognomiſt, mich in Verlegenheit zu ſetzen.

Vierzehn Tage verweilte ich in Zürich, und erfuhr alle Liebe und Freundlichkeit von Lavater. Die Abende brachte ich meiſt bei ihm zu. Auch beſuchte ich den alten Bodmer, Geßner, Tobler und Andere.

Übrigens aber ſchien mir die Lebensart in Zürich und überhaupt in der Schweiz viel gebundener, beſchränkter, als in dem übrigen Deutſchland. Dieß hat Einfluß auf ihre Sitten und Denkungsart.

Über den Züricher-See kam ich nach Schwyz, wo mich

die Wirthin im goldnen Hirsch freundlich bediente, deren Sohn Capitain in spanischen Diensten war. Auch sagte sie mir, es gäbe noch Bären in den benachbarten Wäldern, und man habe kürzlich einen jungen gefangen.

Von Schwyz ging es über den Vierwaldstädter-See nach Fluelen. Unterwegs wurde die Tellscapelle und der berühmte Ort der Freiheitsverschwörung, das Rütli besucht. Das Merkwürdige dieser Gegend findet man in jeder Schweizerreise, und ich berühre nur das Oberflächlichste. Die Überfahrt von Brunnen nach Fluelen ist prächtig. Von Altdorf den Gotthard hinauf nach Stein. Hier besuchte ich den naheliegenden hohen Berg, und fand mich zuletzt über den Wolken. Die Leute in Stein waren meinethalben besorgt und schickten mir Boten entgegen. Nun über die Teufelsbrücke nach dem Urseler Loch. Als ich herauskam, war es mir, als käme ich in eine Geisterwelt, in ein Elysium. Die gräßlichen Felsen unter dem tobenden Geräusch der herabstürzenden Reuß-Fluthen hatten mein Ohr ganz betäubt — und nun beim Heraustreten aus der finstern Höhle friedliche Stille, eine weite grünende Matte, die der Fluß wie eine Silberfluth sanft durchströmte. Das abenteuerliche Schreien schwarzer Krähen in den nahen Felsen, und in der Ferne der ruhige Ort, mit den hinter ihm herunterhängenden hohen Bäumen, dazu der blaue Äther, Alles deuchte mir, ich sei in eine neue Welt gekommen. Ich blieb in Ursern drei Tage, wo mir der Wirth die Namen und Denkzeichen so mancher Freunde an den Fenstern und Wänden der Wohnung zeigte.

Auf dem Gipfel des Gotthards, wohin mich der Geistliche des Hospiz führte, übersah ich die weiten Gipfel der Berge, und schickte meine Wünsche nach Italien, das ich aber dießmal nicht erreichen sollte. Das Heruntersteigen von dem hohen Gipfel wurde mir beschwerlicher, als das Hinaufsteigen. Ich begab mich des andern Tags über Realp und den Furka-Gletscher nach Wallis, und von da über den Grimsel; auch sah ich den Staubbach und manche andere ausgezeichnete Orte. Hierauf

trat ich meine Rückreise an. Über Straßburg kam ich nach Karlsruh, wo ich sehr günstig aufgenommen wurde.

Von da hatte ich meinen Besuch zu Winterburg in der Grafschaft Sponheim bei dem Superintendenten Joh. Nikl. Götz beschlossen, bei dem ich drei Tage blieb.

Endlich machte ich meine Rückreise durch Westphalen, und kam glücklich in Weimar wieder an."

Mit dem weimarischen Hofe war Knebel auch von der Reise aus in beständiger Verbindung geblieben, da er seine Tagebücher und Reiseskizzen dorthin zu senden pflegte, die mit vielem Beifall in den dortigen Kreisen gelesen wurden. Aber er verweilte jetzt nach seiner Zurückkunft nur kurze Zeit in Weimar, indem er, wie bereits früher im Vorbeigehen erwähnt, bestimmter Dienstverhältnisse enthoben und mit dem Charakter als Major, jedoch mit Beibehaltung seines Gehaltes, pensionirt worden war. Er brachte das Jahr 1781 meistens in Jena zu, und begab sich dann zu seinen Verwandten nach Ansbach, wo er das ganze Jahr 1782 hindurch blieb, nur zuweilen nach Nürnberg einen Abstecher machend, um seinen Freund von Holzschuhr, einen biedern, Kunst und Wissenschaften liebenden Mann, zu besuchen.

Um diese Zeit wandelte unsern Knebel die Lust an, in preußische oder ansbach-baireuthische Civildienste zu treten, wozu ihm auch verschiedene Anerbietungen gemacht wurden. Allein es unterblieb auf die dringenden Vorstellungen des Herzogs Carl August, der ihm vorhielt, wie wenig sein poetisches und mehr sich selbst zu überlassendes Naturell für ein streng geordnetes Dienst- und Geschäftsleben geeignet sei, und ihm in dieser Beziehung jenen merkwürdigen Brief schrieb (s. diesen Band, S. 126 flgd.), welcher als ein glänzendes Denkmal großartiger und freier Gesinnungen eines deutschen Fürsten auszuzeichnen ist. Knebel faßte darauf wieder den Entschluß, seinen Aufenthalt in Weimar zu nehmen. Er kaufte sich von

Wieland einen Garten, und verlebte, meiſt zurückgezogen von der größeren Welt, im traulichen Umgang beſonders mit Herder und Goethe, in einem ſchönen freundſchaftlichen Verhältniß mit dem genialen Carl Auguſt, und in den Abendkreiſen der Herzogin Amalie, mehrere ſehr glückliche Jahre. Gleichwohl geſchah es ihm oft, daß er ſich in den beſtändig angeregten, und nach Innen wie nach Außen ſtark in Anſpruch nehmenden Verhältniſſen, die nicht ſelten in den vollen Lebensübermuth überlegener Geiſter umſchlugen, nicht wohl fühlen mochte, und ſich nach ſtilleren Zuſtänden ſehnte. In ſolchen Stimmungen zog er ſich dann in die Einſamkeit zurück und mied die Geſellſchaft, worüber ihm der Herzog ſelbſt häufige Vorwürfe machte. Denn Knebel war in allen Dingen bei Hofe wie im Umgangsleben des geſelligen und literariſchen Kreiſes als eine gute, wohlthuende, vermittelnde und freundlich anſtellige Figur gerngeſehn und brauchbar gefunden, und Herder nannte ihn öfter einen „menſchenfreundlichen Timon“ oder auch „ſeinen lieben weiſen Grämling.“ Herder ſtand damals wie ein dunkler und halbverhüllter Stern in dieſem weimariſchen Sonnenſyſtem da. Er war meiſtentheils melancholiſch und unzufrieden, weil er ſich in keiner einzigen Lage ſeines Lebens jemals recht zu finden gewußt und ſich immer mit dem Gedanken quälte, daß er ſeinen eigenſten Beruf doch nicht erfüllt habe. Herder gehörte zu jenen ſchmerzdurchzogenen Individualitäten, die, bei einem unruhigen Streben und Umhergreifen nach allen Richtungen des Geiſtes und Wiſſens hin, nimmer glücklich werden und etwas Verzehrendes in ihrer Bruſt mit ſich herumtragen, das zugleich mit den bedeutſamſten und glücklichſten Eigenſchaften ihres Schaffens zuſammenhängt. So zeigte er ſich in ſeinem vielſeitigen literariſchen Bewegen, wie im Leben ſelbſt, als getrieben von einem unſtäten Feuer, das nur in ſehr wenigen ſeiner Werke, wie in den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, zu einem gediegenen Samenkern ſich verdichtete. Er war der umfaſſendſte und reifſte Geiſt unter ſeinen dortigen

Zeitgenoſſen, doch würde er noch bei weitem mehr gewirkt haben, wenn er nicht in eine beſtändige Empfindſamkeit ſeiner Subjectivität verloren geweſen wäre. Den weimariſchen Hof erbaute er damals durch ſchöne Predigten, und gab der liebenswürdigen und geiſtvollen Prinzeſſin Caroline, die nachher an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt wurde, den Religionsunterricht. Zwiſchen ihm und Knebel beſtand ein ſehr inniges Freundſchaftsverhältniß, da Letzterer ſich am meiſten zu der ernſten und das Gefühl anſprechenden Geſtalt Herder's hingezogen fühlte. Herder ſeinerſeits glaubte in Knebel ein bedeutendes Talent zu erblicken, das nur der ſchärfſten Anregung bedürfe, um nicht in Unthätigkeit zu Grunde zu gehn. Er ſuchte daher beſtändig an ihm zu ſtacheln und anzuſpornen, und, wie er war, bald mit ſeiner liebevollen Dringlichkeit, bald mit hartem Ernſt, zum Arbeiten ihn zu veranlaſſen. Dem Freundeseifer Herder's war es beſonders zuzuſchreiben, daß Knebel zur wirklichen Ausführung und Vollendung der Überſetzung des Lucrez ſich entſchloß. Dennoch ſcheint ſich eine Zeitlang eine Spaltung zwiſchen Beiden eingeſchlichen zu haben, vielleicht eben durch jene Andringungen Herder's veranlaßt, die aber bald wieder zur Ausgleichung kam. Mit Goethe fanden öfter Zwiſtigkeiten und heftige Wortwechſel ſtatt, beſonders wann Knebel einmal die Laune hatte zu moraliſiren, und Goethe, in Gemeinſchaft mit dem Großherzog, ganz dem Übermuth des wohlbehägigen Augenblicks ſich ergab. Noch in ſpätern Zeiten machte Knebel einmal Goethen Vorwürfe über die Wahlverwandtſchaften, indem er mit Vielen den beſchränkten Wahn theilte, die Tendenz dieſes ſittlichſten aller Romane als eine unſittliche anzuſehn. Goethe antwortete ihm: „ich habe es ja nicht für Dich geſchrieben, ſondern für die Mädchen!“ Solche Äußerungen, die Goethe im Muthwillen thun konnte, wurden ihm dann oft allzuwörtlich aufgefangen und angerechnet, wie man überhaupt noch heut im ganzen Umkreiſe von Weimar ähnlichen Anekdoten und Geſchichten aller Art begegnet, die,

mit einem einseitigen Herausstellen, gehässige und leichtfertige Züge des Goethischen Charakters festhalten. Zwar ist nicht zu läugnen, daß die rücksichtslose Freiheit, die Goethe im persönlichen Umgang zeigte, nicht selten verletzend wurde für seine Umgebungen. Auch hatte er die Eigenheit, Alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde erblickte, und Keiner ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürerischer Handzeichnungen, welche jener besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wiederzubringen. Am vertrautesten war Goethe mit dem Großherzog Carl August, dem Zögling Wielands, der den genialsten und schäumendsten Lebensgenuß mit der geistreichsten Erfassung alles Höchsten in Kunst und Welt zu verbinden wußte. Die innige Gemeinschaft und Verbrüderung dieses Fürsten mit jenen auf der Höhe des Lebens stehenden Geistern war in der That ein merkwürdiges Schauspiel, um so mehr, da ein wirklich geistiges Band obwaltete, das eine gewisse gleichmäßige Gegenseitigkeit in einem vertraulichen Herüber und Hinüber unterhielt. Die Zusammenkünfte in Tiefurt gewannen in der Regel einen mehr literarischen Charakter, unter dem Vorsitz der Herzogin Amalie. Jeder mußte etwas mitbringen, was vorgelesen wurde, und diese Beiträge zur Unterhaltung des geselligen Kreises wurden nachher in dem „Journal von Tiefurt" zusammengestellt, das jedoch nur handschriftlich blieb, und noch heut in dem Archiv jenes Schlosses aufbewahrt und gezeigt wird. Doch wurden nicht bloß eigene Sachen, sondern Vieles von alten und neuen Schriftstellern mitgetheilt und gelesen, und Knebel, der vortrefflich vortrug, mit einer schönen kräftigen Tenorstimme, die sich bis in sein spätestes Alter erhielt, war es gewöhnlich, der das Amt des Vorlesers übernehmen mußte. Freier und ungebundener war das Leben und Treiben in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, wohin öfter vertrauliche Wallfahrten angestellt wurden. Hier ließ man, mit Beiseitsetzung aller Eti-

kette, übermüthiger und genialer Laune gänzlich den Zügel schießen, und, unter Anführung des Großherzogs und Goethes, ergötzte man sich an mancher Aventüre in diesem ländlichen Aufenthalt. Ein eigenes vertrautes Tagebuch wurde über die Thaten und Abenteuer in Stützerbach gemeinsam geführt, indem jeder der Theilnehmenden abwechselnd eine Seite davon beschrieb. Unter diesen ist noch der ächte Hofcavalier von Einsiedel zu nennen, ein unentbehrliches Glied in dieser Genossenschaft, der auch sein literarisches Talent, das er in einem nicht geringen Grade besaß, lediglich für das Leben und die Geselligkeit dieses Kreises verwandte, und nur durch seine Übertragungen des Plautus für die deutsche Bühne auch allgemeiner bekannt geworden ist. Bei den vielen kleinen Schauspielen und Opern, die er zur Unterhaltung des Hofes verfertigte, machte er oft den Dichter, Schauspieler und Musiker in einer Person, und zeigte sich überhaupt bei jeder Gelegenheit, wo es galt, mit Grazie und geschicklicher Kunst des Anordnens und Einrichtens auf dem Platze. Dazu war er ungemein vielseitig gebildet und verband mit seinen persönlichen und geselligen Talenten zugleich ein mannigfaches und gelehrtes Wissen. Er war erst Oberhofmeister der Großherzogin Louise, später Präsident des Ober-Appellationsgerichts in Jena. Seine muthwilligen Streiche, die er schon als Page verübte, und wodurch er sich zuerst die Gunst des damaligen Erbprinzen Carl August erwarb, wurden zu sprüchwörtlichen Überlieferungen in der Hofchronik von Weimar, und auf solchen Auszügen, wie in Stützerbach, waren sein Humor und seine epikureische Ausgelassenheit unentbehrliche Begleiter dieser Aventüren geworden. Mehr im Hintergrunde und ohne besonders thätigen Antheil verhielt sich bei Streifzügen dieser Art der immerdar streng-moralische Knebel, der vielleicht nur selten von den Wogen leckerer Lebensansichten und Lebensgenusses sich mit fortreißen ließ.

Um so merkwürdiger war es, daß gerade Knebel zum

geschicktesten Dolmetscher eines Gedichtes ausersehen wurde, dessen Philosophie — die Weisheit des Epikur — eine Zeitlang die des ihn umgebenden Lebenskreises war, und sich ihm selbst, besonders von Seiten der naturalistischen Auffassung aller Gegenstände des Denkens, in Fleisch und Blut eingeprägt hatte. Ich meine die Bücher des Lucrez von der Natur der Dinge, mit deren Übersetzung sich Knebel, dringend aufgemuntert von allen Übrigen, in dieser Zeit (in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) zu beschäftigen anfing, obwohl er erst nach fast dreißig Jahren mit dieser Arbeit, die seine beste und verdienteste wurde, zu Stande kam, nachher aber noch sein ganzes Leben hindurch unaufhörlich daran besserte, und sich mit diesen Ideen zu schaffen machte. Es war seltsam genug, daß ein Dichter und Denker, wie der epikureische Lucrez, dessen Lehren und Gesinnungen nur eine in der Auflösung begriffene Menschheitsperiode bezeichnen, eine so große und innere Wichtigkeit bei solchen Geistern erlangen konnte. Denn Goethe ging einmal ernstlich damit um, ein ähnliches Werk ganz in der Weise des Lucrez zu dichten, wobei er die Knebelsche Übersetzung als Grundlage benutzen wollte.*) Die Andern, und darunter auch Knebel, trugen sich mit gleichen Entwürfen, um ihre Wahlverwandtschaft mit der lucrezischen Natur der Dinge auch in productiven Ergießungen an den Tag zu legen, und Knebel hatte es von dem ganzen Freundeskreise gewissermaßen wie einen Auftrag der Pflicht überkommen, an die Übersetzung zu gehn, zu der er, nach dem Erfolg der im gemeinsamen Wetteifer gelieferten Proben, als der geeignetste befunden wurde. Daß ein Buch, wie der Lucrez, worin die unhaltbarsten Gründe gegen die Unsterblichkeit der Seele (s. das 3. Buch) blos von physischen Gesichtspunkten aus geltend gemacht werden, worin der Materialismus sich so

*) So erzählt wenigstens Knebel selbst in einem Briefe an Matthisson; s. Matthisson's literarischen Nachlaß (Berlin, 1832.) Thl. 3. S. 8.

weit treibt, daß die menschliche Seele der Hand oder irgend einem andern Körpertheil gleichgestellt wird, und selbst aus den physikalischen Lehren vom Weltgebäude, das nur zu einer ganz zufälligen Construction wird, eigentlich nichts als eine wohlgeordnete Verzweiflung, eine verständige Desperation uns anspricht; — daß diese auf die baarste Lebenswirklichkeit hinauslaufende und alle Idealität vernichtende Dichtung dennoch einzelne Züge großer und tiefsinniger Wahrheiten enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, sondern auch zu erheben, kann freilich nicht geläugnet werden. Jene Wahrheiten, die sich mit manchen socialen und ethischen Fragen der neuesten Zeit in Parallele bringen ließen, können jedoch nur erst durch eine Begründung auf christlicher Basis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden. In der heidnischen Unvermitteltheit ist die Weisheit des Epikur etwas Nichtiges, das zu keinem Ding nütze ist, und an Knebel hatte sich die zu vertrauliche Beschäftigung mit Lucrez, den er als Dichter, Denker und Mensch zeitlebens mit sich herumtrug, nachtheilig genug bewährt, indem er niemals von naturalistischen und materialistischen Auffassungen der höchsten Gegenstände loszukommen vermochte. —

Knebel vertauschte den Aufenthalt in Weimar von Zeit zu Zeit mit Jena, wo er abwechselnd, und mitunter in längeren Fristen verweilte, oder er hielt sich auch hin und wieder in Ansbach auf, um mit seinen dortigen Verwandten einige Monate zu verleben. In einem besonders zärtlichen Verhältniß stand er zu seiner Schwester Henriette, mit der er in allen Lagen und Entfernungen des Lebens einen beständigen Briefwechsel und ein inniges Vertrauen unterhielt. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und die Bedeutsamkeit ihrer Bildung machte sich nachher in einem ausgedehnteren Wirkungskreise in Weimar geltend, wohin sie einem Rufe der Herzogin Amalie folgte, unter deren Hofdamen einzutreten sie jedoch ausschlug, worauf sie von der regierenden Herzogin Louise zur

Erzieherin ihrer Tochter, der Prinzessin Caroline, ernannt wurde, um deren Ausbildung sie sich sehr verdient machte. Sie muß hier um so mehr erwähnt werden, da sie großen Einfluß auf Knebel's Gemüth ausübte, und mancherlei Härten und Ecken seines Charakters zu mildern Gelegenheit hatte, wie sie überhaupt auch im Kreise der weimarischen Dichter eine gerngesehene Erscheinung war und mit dem Einen und Andern in einem näheren Freundschaftsverhältniß sich befand. Sie starb im Jahre 1815 zu Ludwigslust in Mecklenburg, wohin sie die ihr bald im Tode nachfolgende Prinzessin Caroline, nach deren Vermählung mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin, begleitet hatte.

An dieser Stelle wollen wir noch eines Familienereignisses gedenken, das damals ein zu großes Aufsehn erregte und von dem Knebel zu bedeutend betroffen wurde, um es in seinem Leben übergehen zu können. Dieß ist die tragische Geschichte seines jüngsten Bruders Max, eines sehr talentvollen Jünglings, der als Rittmeister in den Diensten des damaligen Markgrafen von Ansbach stand, und von dem das zu jener Zeit so beliebte Lied: „Vergiß mein nicht, wenn dir die Freude winket ꝛc." herrührt. Knebel hat über ihn und sein Ende ein Bruchstück niedergeschrieben, welches sich unter den zerstreuten Skizzen zu seiner Autobiographie vorfindet, und das hier, aus flüchtigen Andeutungen so gut als möglich für den Druck hergestellt, Platz finden möge:

— „Mein Bruder Max zeigte schon als Kind vielen Ernst und tiefes Gefühl. Der öfters etwas unzeitigen Züchtigung des Vaters begegnete er mit Widerwillen und zerbrach die Ruthe in Gegenwart desselben. Ich sah ihn als Kind von fünf Jahren einsam auf einem Schemelchen sitzen und Thränen stiegen ihm ins Auge. Bei dieser äußersten Empfindlichkeit mußte ich, der ich zehn Jahre älter war, ihm, soviel ich davon wußte, von dem Bau und der Ordnung des Himmels und der Gestirne erzählen, und er hörte mit Aufmerksamkeit zu. Mit

dieſer ſeltenen Reizbarkeit ſeines Gemüths vereinigte er ſtarken Muth und kräftigen Willen, dabei waren aber ſeine Fortſchritte im Lernen (welches damals meiſt lateiniſche Sprache, Überſetzen ꝛc. war) nicht ſo merklich, und unſere jüngere Schweſter, die dem Unterricht beiwohnte, übertraf ihn meiſtentheils. Gegen ſich ſelbſt und in ſeinem Betragen übte er eine faſt zu ſtrenge Sorgfalt aus, die für ſein ganzes Leben von Einfluß wurde. Ordnung und Rechtſchaffenheit liebte und übte er auch bei dem kleinſten Vorfall, und mit ſeiner feinen und zarten Seele kannte er in der Aufopferung für Andere keine Gränzen.

Er kam bei heranwachſenden Jahren unter die Leibdragoner-Garde des Markgrafen *) als Lieutenant und Hofjunker. Sein gutes aufmerkſames Betragen und ſein geſchicktes Zeichnen bei Aufnahme der Manoeuvres erwarb ihm bald die Neigung ſeines Generals, und nachher die ungetheilte Achtung und das Vertrauen des Markgrafen ſelbſt. Er wurde in kurzer Zeit Rittmeiſter und Kammerherr.

Der Markgraf ſchickte ihn in dieſer Zeit nach Potsdam, um, mit Erlaubniß des Königs Friedrichs II., die dortigen Manoeuvres anzuſehn. Der König bemerkte ihn bald, befahl, ihm in Allem behülflich zu ſein, und machte ihm ſogar Anerbieten, in preußiſche Dienſte zu treten, was jedoch Mar ablehnte.

Nach ſeiner Zurückkunft ſpielte die Lady Craven ihre Rolle bei dem Markgrafen. Auch von dieſer wurde er gütig aufgenommen.

Die ſchlaue Frau wußte ihn in manche ihrer Machinationen zu verwickeln, und da ſie ſeinen thätigen, redlichen und zuverläſſigen Charakter erkannte, wußte ſie ihn in der beinahe ausſchließlichen Gunſt des Markgrafen zu beſtätigen. Sie bediente ſich ſeiner bei Aufführung der von ihr verfaßten franzöſiſchen Komödien, übergab ihm ſelbſt die Einrichtung dazu,

---

*) Der damalige Markgraf hieß Chriſtian Friedrich Karl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen.

und übertrug ihm die besten Rollen. Dafür genoß er auch die Gunst, mit dem Markgrafen und ihr allein die Mittagstafel zu halten. Dergleichen beschwerte ihn nun sehr. Er erwarb sich dadurch den Neid der übrigen Hofleute, der ihm zuletzt unerträglich wurde. Die Lady selbst hatte sich diesen schon längst zugezogen und war allgemein verhaßt.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht lange dauern. Es wurde deshalb ein Plan zu einer Reise nach Italien entworfen, der blos aus der Gesellschaft des Markgrafen, der Lady, meines Bruders und des Dr. Schöpf bestehen sollte. Der Markgraf zeigte sich bei der Ausführung sehr großmüthig gegen meinen Bruder, schenkte ihm eine beträchtliche Geldsumme zur Equipirung und gab ihm täglich einen Karolin Diäten.

Was auf der Reise sich weiter zugetragen hat, kann ich nicht angeben. Es widerfuhren ihm viele Auszeichnungen, und besonders rühmte er sich der freundlichen Zuneigung des alten Königs Ferdinand in Neapel und der Freundschaft Philipp Hackert's, der ihm alle seine Kupferblätter zum Geschenk machte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien fand ich in seinen Briefen eine gewisse Gedrücktheit des Geistes und weniger Heiterkeit, als ich erwartet hatte. Ich überlegte unsern Familien-Zustand, und da wir fast sämmtlich noch unverheirathet waren, so nahm ich mir vor, nach Ansbach zu reisen, um meinen Bruder zu einer Heirath zu vermögen. Ich schrieb ihm davon zuvor. Er antwortete mir eben nicht widerstrebend, aber freilich mit einigen besondern Bedingnissen. Die hauptsächlichste war, daß er eine Frau von untadelhaftem Charakter mit hinlänglichem Vermögen wünschte. Die Zeit strich hin. Ich rüstete mich indessen zu meiner Reise nach Ansbach, wo ich durch persönliche Gegenwart meine Wünsche zu erfüllen glaubte.

Es war Anfangs Mai im Jahre 1790. Als ich nach Nürnberg kam, weiß ich nicht, welche Art von Schwermuth mich befiel. Ich setzte meinen Weg nach Ansbach fort. Es war etwas schwül, und als ich auf die Höhe kam, von wo

aus man Ansbach übersieht, ging die Sonne unter dicken Wolken in blutiger Gestalt unter.

Ich war betroffen und prophezeihte mir einen nahen Unfall. Ich kam nach Ansbach in meiner Mutter Haus, und fand meinen Bruder am breiten Tische sitzen, wo er einen Entwurf zu einem demnächst auszuführenden Manoeuvre für seinen Chef zeichnete. Er war still und in sich gefaßt; doch durch meine Ankunft eben nicht sehr bewegt.

Er sprach von unserer Angelegenheit, empfahl mir aber vor Allem, nach Triesdorf zu gehen und dem Markgrafen daselbst meine Aufwartung zu machen. Ich sagte ihm, daß ich einige Zeit hier zu bleiben gedächte, sein Anbringen war aber nachdrücklich. So brachten wir einige Tage zu bei unserer trefflichen Mutter und unserer lieben und guten Schwester Henriette, die es an keiner Herzlichkeit fehlen ließ.

In einsamen Stunden unterhielt ich mich mit meinem Bruder über unsere Umstände, und vorzüglich über die seinigen. Ich fand ihn tief betrübt, doch gab er keine Merkmale, als daß ihm zuweilen Thränen entflossen.

Mir schien eine Veränderung seiner Lage nothwendig. Ich schlug ihm eine Reise vor, und da ihm der Markgraf immer äußerst günstig und gewogen war, so konnte es ihm an Mitteln nicht fehlen. Diesen Vorschlag schien er jedoch immer etwas abzuwenden und beharrte nur auf meine zu machenden Visiten.

Ich ging also nach Triesdorf, fand den Markgrafen, wie immer, zuvorkommend gnädig, und wurde auch vor Tafel der Lady präsentirt. Diese war ein schlankes wohlgewachsenes Weib, schon in Jahren etwas vorgerückt, nicht ohne Anstand. Der Hof war ziemlich ungenirt. Obrist Schlammersdorf spielte bis zur Tafel in demselben Zimmer auf dem Clavier. In dem kleinen Wohnzimmer, wo ich mich zuerst befand, sah ich auf dem Tische einen Folioband mit etwas lubriquen Zeichnungen liegen. Noch bemerkte ich, daß die Lady bei jeder Gelegen-

heit dem Markgrafen den Aufenthalt in seinem Lande unangenehm zu machen suchte. So beklagte sie sich über Tische, daß man in diesem Lande nicht einmal gutes Trinkwasser bekommen könnte; das wäre doch in England ganz anders u. s. w.

Ich beurlaubte mich nach der Tafel und kam zur Zufriedenheit meines Bruders nach Ansbach zurück.

Es gingen noch wenige Tage hin. Ernst und innere Trauer schienen bei meinem Bruder zuzunehmen, doch gab er keine Ursache an. Meine Schwester, die es wohl bemerkte, suchte jede Gelegenheit, seinen Sinn zu erheitern.

Eines Tages (es war der 9. Mai 1790) beredete mich mein Bruder, mit ihm eine Visite bei Frau von Fitz-Gerald zu machen. Es war die Gemahlin des Hofmarschalls und bewohnte meines Vaters ehemaliges Haus.

Es war ein warmer Tag. Wir gingen Nachmittags um vier Uhr fort. Meine Schwester bemerkte, daß er vor dem Weggehen noch ein damals beliebtes Abschiedslied sehr sorgfältig auf ihrem Flügel gespielt habe. —

Wir waren bei Frau von Fitz-Gerald sehr freundlich aufgenommen, wie er denn überall bei den Frauen sehr beliebt war. Er sprach kein Wort, und wir empfahlen uns wieder.

Als wir aus dem Hause waren, schlug er noch eine Promenade vor nach dem Beckenweiher, der auf einer Höhe nähe an der Stadt liegt. Ich stellte ihm vor, daß es schon etwas außer der Zeit sei, und daß wir zu unserer Mutter zum Thee zu kommen versprochen hätten. Er drang aber darauf. Indem wir nun auf der Straße so dastanden, bemerkte ich, daß an meinem Schuh die Schnalle losgegangen sei. Ich sah darnach, und die erst gekaufte Schnalle war mitten von einander gesprungen. Ich zeigte ihm nun, daß es unmöglich sei, mit ihm weiter zu gehen. Er suchte aber auf möglichste Weise den Schuh zu befestigen und drang immer lebhafter darauf, daß ich mit ihm gehen sollte. Ich ließ mich endlich bereden. Wir gingen den Weg nach dem Hügel ganz munter und suchten

unterwegs die Steinchen auf, die eine ehemalige Fluth hieher gespült zu haben schien.

Als wir an den Tannenwald kamen, der die Höhe einschließt, fand ich das grüne Moos an den Bäumen so hübsch, daß ich einige ihres Schmuckes zu berauben suchte. Er selbst irrte von mir hinweg und brachte einige Stücke.

Als ich mich etwas mehr in den Wald vertiefte und ihn abwesend fand, rief ich nach ihm: — „gleich! gleich!“ — erhielt ich zur Antwort — und plötzlich hörte ich einen starken Schuß nicht weit von mir fallen. Ich lief hinzu — und fand —, noch kann ich es nicht ohne Wehmuth und Thränen niederschreiben! — meinen Bruder todt im Grase liegen. — Wuth bemächtigte sich meiner, — denn ich glaubte, er sei von fremder Hand gefallen. Ich rannte durch den Wald. Ich schrie: Mörder! Mörder! fand keine Waffe bei mir! — Ich wollte den Mörder mit den Zähnen zerreißen — kein weiterer Laut! —

Als ich aus dem Wald herausgekommen war, sah ich zwei Bauern, die pflügten. Ich rief ihnen zu, und fragte, ob sie Niemand aus dem Walde hätten herauskommen sehen? — Niemand. —

Sie sahen meinen Jammer, und ich bat sie nun, mich nach dem Orte hinzuführen, wo mein Bruder todt läge. — Sie führten mich hin — und als ich nun den Leichnam sah, ruhig hingestreckt, das Pistol in einer über der Brust zusammengefalteten Hand haltend — da stürzten die Thränen hervor. — Eher konnte ich nicht weinen. Die Wuth hatte mich zu sehr gefaßt. Nun erkannte ich erst sein Schicksal — durch sich selbst! —

Wer mag das Übrige ausreden? — Die Männer begleiteten mich theilnehmend zur Stadt. — Ich lief zum Minister, zum General — konnte vor Thränen kaum ein Wort sagen. — Es war Nacht. — Letzterer schickte sogleich ein Commando Dragoner nach dem Walde, den Leichnam abzuholen. Man begeg-

nete ihm mit der äußersten Sorgfalt und Achtung. Regengüsse stürzten vom Himmel unter Blitz und Donner. —

Wie aber die Nachricht meiner Schwester beibringen? — Sie liebte diesen Bruder vor Allen, und er sie. —

Sie nahm es männlich auf. — Wir beredeten uns sogleich, unserer guten alten Mutter nichts von dem Vorfall zu sagen. Unter Regengüssen, Blitz und Donner, die von derselben Stelle der Anhöhe herabkamen, wo ich den Leichnam verlassen, nahmen wir mit anscheinender Heiterkeit das späte Abendessen ein. Wir gaben ein Übelbefinden vor, das unsern Bruder auf dem Wege befallen hätte, weshalb wir ihn in die Wohnung eines Freundes hätten bringen müssen.

Mein Bruder wurde ehrenhaft, unter Begleitung seiner Schwadron, zu Grabe gebracht, unter Thränen und Mitleid der Meisten derselben, um die er sich durch Vorsorge und Liebe so verdient gemacht hatte. Der Schmerz um ihn war allgemein, und der Markgraf ließ sogleich die Manoeuvres einstellen, die von meinem Bruder angeordnet waren, und die er vorher aufgezeichnet hatte. Ein Beweis, wie sehr ihn seine Untergeordneten ehrten und liebten, ist der, daß die Verheiratheten von ihnen allen ihren männlichen Kindern seinen Namen Max bei der Taufe beilegen ließen.

Auch fand ich, als ich nach einiger Zeit das Gewölbe unseres Familien-Begräbnisses, worin der Sarg meines Vaters und Bruders stand, besuchte, auf letzterem eine Menge von Blumen liegen. Ich fragte den Todtengräber, was dieß zu bedeuten habe? — „Ja," sagte er, „es kommen fast täglich Personen her, die den Sarg des seligen Rittmeisters mit Blumen bestreuen, so lieb haben sie ihn gehabt." — —

Bereits im vorgerückteren Alter, im Jahre 1798, verheirathete sich Knebel mit dem Fräulein Louise von Rudorf, einer Berlinerin, die als Kammersängerin am weimarischen Hofe sehr beliebt und ein besonderer Günstling der Herzogin Amalie war,

welche vornehmlich dieſe Verbindung wünſchte. Knebel erhielt zu ſeiner Einrichtung vom Hofe ein Anlehen von 1500 Thalern, das ihm nachher von ſeiner Penſion allmälig in Abrechnung gebracht wurde, und erwählte darauf das reizende Bergſtädtchen Ilmenau zu ſeinem Aufenthalt, wohin ihn ſchon früher oft, bei ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Liebhabereien, mineralogiſche und oryktognoſtiſche Ausflüge geführt hatten. Hier verweilte er, in romantiſcher Zurückgezogenheit, bis zum Jahre 1805, wo er für immer ſeinen Wohnſitz in Jena aufſchlug, und ſich dort in einem anmuthig gelegenen Gartenhauſe, in dem ſogenannten Paradieſe, zu behaglich philoſophiſcher und muſenhafter Lebensweiſe einrichtete, im Umgang mit den Wiſſenſchaften und mit den Freunden, die ihn bald hier aufſuchten, bald einen unabläſſigen Briefwechſel mit ihm pflogen, und worunter in dieſen ſpäteren Jahren beſonders Goethe, dann der verdiente Kanzler von Müller, der Landrath von Lynker und manche Andere gehörten.

Den ſtillglücklichen Faden ſeiner Tage zu einer ſeltenen Länge ausſpinnend, ſaß Knebel hier in ſeinem Hauſe im Paradieſe, auf dem Kopfe Wieland's berühmtes Käppchen, das er von dem Freunde ererbt und ihm zum Andenken trug. Sein Zimmer wurde hier zur Reunion der ganzen klaſſiſchen deutſchen Literatur, denn unaufhörlich ſprachen von nah und fern Beſuche ein, um den liebenswürdigen Greis zu ehren, und jede Diele iſt hier von Fußtritten hochberühmter Männer getreten. Knebel verſtand ſich auf die Kunſt, alt zu ſein, nicht minder als auf die, zu leben. Es gibt Naturen, die gerade in ihrem Greiſesalter am liebenswürdigſten ſich herauskehren, und auf dieſer Stufe des Lebens etwas Dauerndes darſtellen, das nicht verwelken zu können ſcheint und oft wieder wie zu neuen anmuthigen Lebensblüthen ſich anſetzt. Von der Vergangenheit vollgenährt und geſättigt, und von keinem unruhigen Drang mehr in die Ferne der Zukunft getrieben, gehört ihnen recht das Schaffen und Walten in der unmittelbarſten Lebensgegenwart

zu eigen, und sie prägen und arbeiten den Inhalt des Daseins noch mit emsiger Betriebsamkeit zu reinen und gediegenen Formen aus, indem dabei unvermerkt das Räderwerk ihrer Tage mit kraftvollen Schlägen abläuft. So war Knebel, der mit dem größten Behagen und Genuß des Alters die unabläßigste Geschäftigkeit vereinte, auf Alles, was vorging in Literatur und Leben, mit gespannter Theilnahme die Blicke gerichtet hielt, und kaum einen Tag hingehn ließ, ohne etwas zu dichten, zu übersetzen, oder Auszüge aus Gelesenem niederzuschreiben, und das meistentheils ohne alle Absicht auf Veröffentlichung oder andere Zwecke, als die seiner eigenen Befriedigung, seines Zeitvertreibs und seiner Laune. Von seiner ausgebreiteten Lectüre, die Knebel bis auf seine letzten Tage in allen Sprachen unterhielt, liefern seine zahllosen Memoranden- und Excerptenbücher merkwürdige Beispiele, so wie nicht minder die vielen Übersetzungen, die er sich aus alten und neuen Schriftstellern aller Völker anfertigte, von seiner unermüdlichen Lust und Emsigkeit, sich zu beschäftigen, zeugen. Unter ganzen Stößen solcher Papiere finden sich von ihm Übertragungen aus Plato, Pindar, Horaz, die ganze Psyche des Apulejus, Bruchstücke aus Ossian, Fragmente vom Macchiavelli, eine Novelle des Cervantes, sehr Vieles von Lord Byron, und manches Andere; aber es ist meistentheils so wenig ausgearbeitet, oder so sehr nur für die eigene Unterhaltung, mit subjectiver Färbung, unternommen, daß es für den Abdruck ungeeignet scheint, wie denn vornehmlich Knebel's Übersetzungen der Neueren schon deshalb nicht als vollgültig anerkannt werden möchten, da sie, bei seinem eigenthümlichen Widerstreben gegen den Reim, fast sämmtlich reimlos gemacht sind, und mithin den Charakter des Originals mehrfach verwischen.

Das Hauptverdienst, das sich Knebel als Übersetzer erworben, beruht auf seinen Übertragungen des Properz und des Lucrez. Erstere erschien bereits im Jahr 1798 (Leipzig, bei Göschen), wurde jedoch, ungeachtet vieler Vorzüge ihrer wohl-

lautenden und geschmeidigen Form, von ihm selbst später als ungenügend erkannt und freilich auch durch Vossens Übersetzung sehr in den Schatten gestellt, während es Knebeln in seinen eigenen Elegieen weit besser gelang, die Weichheit und Gedankenzartheit des römischen Dichters zu erreichen. Die Übersetzung des Lucrez wurde jedoch sein Meisterwerk (zuerst: Leipzig 1821 bei Göschen; zweite vermehrte und verbesserte Auflage ebendaselbst 1831), und ist durch die Grundsätze, von denen Knebel in Behandlung deutscher Sprache und Verskunst dabei ausging, auch in allgemeinerer literarischer Beziehung wichtig. Knebel war nicht, wie Voß, der Ansicht, daß der deutsche Hexameter nach den strengen metrischen Gesetzen, die sich in den antiken Sprachen anwenden und befolgen ließen, geregelt werden müsse, sondern hielt vielmehr einen freieren, zwangloseren und leichter gefügten Bau dieses Verses, in Anpassung der eigenthümlichen Sylbenverhältnisse unserer Sprache, für angemessen. Den gewichtigen Ausdruck, welchen in den alten Sprachen der Hexameter durch die Bestimmtheit und Schwere der Sylben erhält, gab er auf zu erreichen, und meinte, daß der harmonische Ausdruck des Verses in der deutschen Sprache theils durch den Accent, theils durch die richtige Wahl und Ordnung und Stellung der Worte ersetzt werden müsse.*) Bei zweckmäßiger Behandlung des Hexameters hielt er jedoch diesen Vers von bedeutender Wichtigkeit für die Ausbildung unserer Sprache und Poesie, und glaubte, daß sich dieselbe gerade durch ihn gehoben und einen poetischen Vortheil über die andern neueren

*) S. einen Brief Knebel's an Matthisson, in des Letztern „literarischem Nachlaß," Bd. 3. S. 12, und einen Brief an Böttiger, zuerst abgedruckt in dem „literarischen Notizenblatt" zur Abendzeitung 1834. Nr. 34, wo Böttiger seinem alten und vieljährigen Freunde Knebel durch einen trefflichen Aufsatz über seine Verdienste als Übersetzer ein würdiges Todtenopfer darbringt. — Vgl. auch das Vorwort zu der Übersetzung des Properz, S. XII folg.; und einen Brief Knebel's an Ch. G. Schütz, in dessen von seinem Sohne J. A. J. Schütz herausgegebenem Briefwechsel, Bd. I. S. 364.

Sprachen erlangt habe, während er dagegen die Nachahmungen der südlichen Sylbenmaße, wie überhaupt die Richtungen der romantischen Schule und ihre Chorführer, entschieden haßte. Interessant und hieher gehörig ist, was Böttiger, am angeführten Orte, über diese Bestrebungen Knebel's um die metrische Bildung der deutschen Sprache erzählt: „Als Frau von Staël den Winter zwischen 1803—4 in Weimar zubrachte und dort die Vorstudien zu ihrem Werke über Deutschland machte, wurde ihr in Beziehung auf das Vermögen unserer Sprache, die Distichen der alten Sprachen wiederzugeben, viel vorgesprochen. Sie erwiederte darauf immer mit ungläubigem Lächeln, das müsse wie die Fuhre auf einem holperichten Knüppeldamme sich ausnehmen. Da rieth Knebel, der damals auf dem Thüringer Waldgebirge in Ilmenau lebte, aber sich von Allem fleißigen Bericht erstatten ließ, man möchte ihr doch nur Schiller's Distichon recht ins Ohr deklamiren:

In dem Hexameter steigt des Springquell's flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch hinab,

und sie ersuchen, den Sinn in zwei Alexandrinern zu fassen. Es geschah. Und ob ihr gleich ihr damaliger Reisegefährte, Benjamin Constant, der eben den Wallenstein übersetzte, redlich als Hebammenarzt diente, die geistreiche Frau scheiterte mit ihren Versuchen, worüber denn Knebel keine geringe Freude hatte. Dabei verblendete er sich selbst keineswegs über alle Schwierigkeiten, unter welchen unsere reiche, ursprünglich aber sehr starre und widerspenstige tüdeske Muttersprache geschmeidig und flüssig gemacht werden könne. Er klagte bitter über den Mangel an Spondeen, da uns die Position fehle, über den Überfluß einsylbiger Hauptwörter im Gegensatz des Griechischen (Fluß, Krieg, dort ποταμος, πολεμος), über das Hemmende der überall rechts und links hinpurzelnden Vorwörter und Flickpartikeln u. s. w., aber er bestand festgläubig auf ein unwandelbar zu befolgendes Indermittesein zwischen dem oft Ohrenzwang erregenden Hammerschlag einer durch Voß und sein

Normalbuch über die Zeitmeſſung begründeten Schule und der aufgelöſt hinſchlotternden Zerfloſſenheit und Regelloſigkeit unſerer Hexametriſtenſchaar. Dabei leitete er alles Unglück von der nur immer ans Schreibe- und Leſepult gefeſſelten, ſtumm hinbrütenden, klang- und ſanglos nur für's Auge, nicht fürs Ohr dichtenden Poeterei. Vorgeleſen, laut deklamirt müſſe werden in unſern geſelligen Kreiſen. Die Verwahrloſungen, wiederholte er immer, gingen ſchon von unſern Schulen und von den früh erziehenden und das Organ des Kindes bildenden Frauen aus. Man ſolle in allen Gynäceen rufen: iſt denn keine Cornelia da? Jean Paul's Levana, die wohl noch vor ihrer Entſtehung in ſchönen Abendſtunden mit Herder und Knebel beſprochen worden war, wurde dabei mit Lob erwähnt." — —

Von ſeinen andern Überſetzungen iſt noch die von Alfieri's Saul zu nennen, nach welcher dieſe Tragödie auf dem weimariſchen Theater aufgeführt wurde. Knebel ſchenkte das Manuſcript ſeiner Gattin zu ihrem Geburtstag, die es drucken ließ (Ilmenau, 1829), obwohl es damit nur in ſehr wenigen Exemplaren ins Publikum gelangte. Aus ſeinen kleineren lyriſchen Überſetzungen hat Knebel in die Sammlung ſeiner Gedichte, die er im Jahre 1815 (Leipzig, in Quart) veranſtaltete, hier und da Manches untergeſtreut. In dieſer Gedichtſammlung, eine wie begränzte Auswahl auch darin getroffen, ſo wie in einer ſpäteren, ebenfalls anonym herausgegebenen Sammlung von Gnomen und Sprüchen in Diſtichen, unter dem Titel „Lebensblüthen" (Jena, 1826)*) iſt jedoch bereits das Bedeutendſte enthalten, was Knebel als lyriſcher Dichter zu leiſten vermocht hat, und die Nachleſe aus ſeinen ſpäteren Jahren hat nur eine geringhaltige Ausbeute geliefert, indem es meiſtentheils

*) Es erſchien nur das erſte Heft davon; zu einem zweiten fand ſich unter Knebels Papieren nur ſehr wenig Neues vor, das in der vervollſtändigten Zuſammenſtellung ſeiner Gedichte in dieſem Bande nachgetragen wurde.

nur Gelegenheitsgedichte und flüchtige Ergüsse bei persönlichen und häuslichen Anlässen waren, zu denen sich seine Muse verstehen wollte. In Gelegenheitsgedichten aber war Knebel unerschöpflich und unermüdlich, denn Jedem, der ihm einmal als freundlicher Gast auf die Stube kam, hat er wohl einige Verschen des Grußes und der Erinnerung auf ein Papier geschrieben, und hierin schildert sich eine sehr gemüthliche und gutmüthige Seite seiner Persönlichkeit. In ähnlicher Weise brachte er auch dem Hausberg bei Jena, den er aus seinen Fenstern täglich vor sich sah, als einem alten lieben Freunde und Genossen unaufhörlich poetische Ständchen, und hat diesen Berg gewiß zwanzigfach in kleineren und größeren Strophen besungen. Knebel machte es sich freilich in seinen Gelegenheitsgedichten außerordentlich bequem, und trug wenig Anstand, meistentheils das Allergewöhnlichste in Gedanken und Ausdruck zu geben, wenn es ihm nur zum wohlgemeinten Zeichen des augenblicklichen Gefühls diente, und darum ist wenig für eine weitere und öffentliche Mittheilung dabei untergelaufen. Dennoch bereitete er sich tagtäglich unendliche Mühe mit allen seinen Gedichten, und nichts glich dem arbeitsamen Behagen, mit dem er daran feilte und sich zu schaffen machte, indem er sich oft das kleinste zehnfach abschrieb, zuweilen blos mit der Verschiedenheit eines einzigen Wortes, mitunter nur auf einem andern Papierformat, oder mit rother statt schwarzer Tinte. Dieß selbstbeschauliche Thun und Treiben, das ihn das Kleinste mit einer gewissen emsigen und ihn beglückenden Wichtigkeit verrichten ließ, zeigte sich auch in der Führung seiner Tagebücher, in der er besonders in früheren Jahren so genau und behaglich minutiös war, daß er einmal bei Schilderung eines Gastmahls, dem er beigewohnt hatte, sich die Stellung der Schüsseln darin abzeichnete. Im letzten Jahrzehend seines Lebens beschäftigte er sich in einsamen Stunden der Selbstbetrachtung vornehmlich damit, Skizzen zu seiner Selbstbiographie niederzuschreiben, zu der er vielfältig und mit gewiß zehn verschiedenen Anfängen

anſetzte, ohne je damit zu einer fertigen und zuſammenhängenden Darſtellung zu gedeihen, weshalb, da auch die Faſſung derſelben nur für das Brouillon berechnet war, hier blos einzelne Bruchſtücke daraus mitgetheilt werden konnten.

Der Knebeln eigenthümliche Mangel an Selbſtvertrauen hinderte ihn überhaupt mehrfach an literariſchen und eigenen Arbeiten, und ließ ihn das Meiſte, was durch eine zweckmäßige und ſorgſame Ausführung eine eigenthümliche Bedeutung hätte erlangen können, nur zu eigener Laune und zur Ausfüllung einer müßigen Stunde auf das Papier werfen. In einem Gefühl ſolcher ihn ſelbſt hemmenden Organiſation ſeines Charakters ſchrieb Knebel einmal folgende Stelle in ſein Tagebuch:

„Mein Leben iſt bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Zum eigentlichen Schriftſteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerſtreute Gedanken hängen ſich dieſem an. Dazu kommt noch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Der Augenblick ſcheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Beſſere — und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern etwas aus meinem Eigenen produziren. Aber was? wozu? Wem hilft es oder nützt es? — Ein Schriftſteller muß gleichſam von ſeiner eigenen Produktionskraft beſeſſen ſein. Er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Übrige wird ſich nach ſeinen Einſichten und Kräften ſchon fügen. Aber zu ſtrenge Sorgfalt und Überlegung vertrocknet ihm gleichſam die Tinte in der Feder.

Wer der Welt nicht mehr angehört, hat ihr auch nichts zu ſagen. Und dann, wenn man überlegt, was ſchon Alles geſchrieben iſt, daß wir ſelbſt nicht den zehnten Theil — vielleicht nicht den hundertſten — von dem kennen und geleſen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt exiſtirt — und wie wenig ſolches bisher gefruchtet — ſo ſcheint uns unſre Bemühung auch noch etwas zu ſagen, beinahe überflüſſig. Nur

blos wissenschaftliche Untersuchungen scheinen von einigem Nutzen zu sein. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, so ist darin Kenntniß und Geschmack so verschieden, daß bei den meisten der Vortheil, den sie daraus ziehen, sehr zweideutig scheinen möchte." —

Dagegen ist ein anderes Blatt bemerkenswerth, das Knebel nur wenige Wochen vor seinem Tode aufgezeichnet:

Widersprüche.

Am Karlstage, den 24. Januar 1834.

„Ich bin eigentlich zu einem Poeten geboren. Die Widersprüche Anderer gegen einen Gedanken oder Begriff, den ich mir selbst festgesetzt hatte, reizen mich gewaltig, und ersticken in mir alle Vorstellungskraft. Vorzüglich wenn sie mit einiger Heftigkeit vorgetragen werden. Dieses reizte auch Goethen so oft zu einer harten Behandlung gegen seine Gegner." — –

Von Knebel's philosophischen und religiösen Ansichten und Überzeugungen, die sich großentheils auf die Weltansicht des Lucrez zurückführen, ist schon oben im Vorbeigehn andeutungsweise die Rede gewesen. Seinem Grundcharakter nach war Knebel so sehr Materialist, daß er sich oft stark dazu neigte, auch das Denken im Menschen nur als eine besondere Beschaffenheit und Eigenschaft der Materie anzusehen, zu der sie sich bei der höchsten Verfeinerung ihrer Organisation erhebe, obwohl er auch zu andern Zeiten wieder Anwandelungen des Gemüths hatte, die sich gegen jene Richtungen in ihm sträubten. Strengen rationalistischen Anschauungen und Zersetzungen stellte sich bei ihm oft auf der andern Seite eine gewisse Naturſentimentalität entgegen, wie denn Knebel zugleich ein schwärmerischer Wanderer über Berg und Thal und durch die grüne Waldeinsamkeit war, und einen gemüthlichen, man könnte sagen, persönlichen Umgang mit der Natur führte. Die Berge, von denen das reizend gelegene Jena in einem romantischen Panorama umgeben ist, gewähren beim Sonnen-Auf- oder Unter-

gang, vornehmlich aber bei der Mondbeleuchtung, einen ganz eigenthümlichen Anblick; sie färben sich mit einem Schimmer, und nehmen eine Gluth an, die durch Malerfarben unmöglich herzustellen sein würde, und sich besonders von Knebel's Zimmer aus in ihrer vollen Wirkung beobachten ließ. Dann durfte bis spät in die Nacht hinein kein Licht angezündet werden, und Knebel saß mit seinen Freunden zu einem traulichen Kreise vereint in dem vom Wiederschein der herüberleuchtenden Gluth durchstrahlten Zimmer. In das Anschaun dieser in Gold und Purpur getauchten Bergspitzen verloren, pflegte er alsdann wohl auszurufen: „das kommt aus der Ewigkeit!" So konnte ihn auf der einen Seite die populairste Gefühlsvorstellung beschleichen, während er dann wieder auf der andern, nach der Richtung seines Verstandes hin, mit scharf geltendgemachten Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele sich trug, dem Gedanken an eine naturalistische Auflösung des menschlichen Daseins in die Elemente sich hingab, und die Erkennbarkeit Gottes in Frage stellte. Hierin bewies er sich jedoch nur als der Sohn seines Jahrhunderts, und man muß die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit an ihm hochschätzen, mit der er in seinen philosophischen Skizzen und Aufsätzen*), die er sich meistentheils als Resultat täglicher Betrachtungen in seine Tagebücher einzeichnete, über diese Dinge klar zu werden strebte und sich selbst nie zu genügen vermochte. Bemerkenswerth sind aber vor Allem seine Ansichten über das Christenthum, an dem er mit großer Schärfe die Seite, die nur auf ein Jenseitiges hinweist, als eine negative und überlebte sich hervorhob, ohne jedoch in wahrhaft philosophischer Speculation den rechten Vermittelungspunkt zur Ausgleichung und Bewältigung dieser Widersprüche finden zu können. Denn sein Philosophiren geschah überhaupt meistentheils auf dem Wege des Raisonnements, zu dem er sich nach momentanen Stimmungen und Anlässen getrieben fühlte, und daher das

*) Sie erscheinen im dritten Bande dieses Nachlasses.

Gefühl der Ungenügsamkeit und Resultatlosigkeit, das ihn beständig beunruhigte, und worüber er selbst an einer Stelle seines Tagebuchs vom Jahre 1812 folgendes Bekenntniß abgelegt hat:

— „Früh schon reizte mich der Gedanke, alles mein Dichten und Trachten darauf anzuwenden, die Natur des Menschen und seinen eigentlichen Standpunkt in dieser Welt auszuforschen. Ich las gerne und viel philosophische und moralische Schriften aller Art, aber kein Schriftsteller wollte mich gänzlich befriedigen. Was der eine sagte und mit Gründen behauptete, dem widersprach gar oft der andere, und seine Gründe schienen mir auch etwas für sich zu haben. Gar viele konnten sich von Vorurtheilen nicht los machen, und die Weisesten schienen mir aus Furcht Manches zu verschweigen und zurückzuhalten.

Ich selbst, als mich öfteres Betrachten näher zur Sache hinzuleiten schien, fing an, mich vor den Resultaten zu scheuen, die meine Betrachtungen für die Meisten haben könnten. Deshalb schrieb ich nur einzeln, und ohne Absicht sie jemals öffentlich zu machen, die Bemerkungen auf, auf die mich meine Gedanken hintrieben. Das Meiste ließ ich unvollendet, und Vieles hab' ich schon davon verbrannt — auch ist wohl Mehreres noch zu vernichten.

Das Traurigste meiner Erfahrung ist, daß ich nun fühle, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunkt ihres Daseins kommen kann, noch kommen darf.

So schwankt es immer hin und her, von Meinungen zu Meinungen, von Irrthümern zu Wahrheiten, von Einbildungen und Träumen zu einer gegründeteren Lehre.

Unser Wissen besteht immer im Einzelnen, der Weiseste hat seine dunkeln Flecken, und ist sogar genöthigt, sich über das Leben zu täuschen." — —

In Knebels persönlichem Charakter, der im Ganzen einen liebenswürdigen und Jedermann gewinnenden Grundzug hatte,

lagen die mildesten und die härtesten Elemente dicht nebeneinander in einer eigenthümlichen Mischung. Von vorherrschend cholerischem Temperament, erschien er oft im eigentlichsten Sinne wie der gutherzige Polterer, und doch war wieder Alles von ihm zu erlangen, wenn der Moment, der seinen Zorn erregt hatte, vorübergegangen war. Denn von Natur war Knebel äußerst gutmüthig, so daß er Alles wegschenkte, was er nur besaß und was dem Andern gerade fehlte. Wer ihn besuchte und etwas sehr lobte, das er bei ihm sah, mußte es gleich mit sich nehmen, wo es denn nicht fehlen konnte, daß diese Gutmüthigkeit auch vielfältig gemißbraucht wurde. Zuweilen gab sie aber auch zu komischen Auftritten Anlaß.

Einmal besuchte Knebeln im Winter ein Fremder im Frack. Knebel war der Meinung, der Fremde sei überhaupt im Frack gereist, und lief ihm daher, als derselbe weggehen wollte, geschwind nach, ihm einen Rock aufnöthigend, weil er bei der kalten Witterung so nicht reisen könne und dürfe. So viel dieser nun auch versicherte, er habe seinen Mantel im Gasthofe zur Sonne zurückgelassen, es half ihm Alles nichts, er mußte den Rock mitnehmen, den er nachher heimlich, ohne daß es Knebel wissen durfte, in das Haus zurückſandte.

Dieser Freundseligkeit, die ihm eigen, traten dann zu Zeiten wieder Züge entgegengesetzter Art, besonders aber eine unbändige Heftigkeit, zu der er sich hinreißen lassen konnte, in den Weg. Wieland bemerkte einmal an der Abendtafel bei der Herzogin Amalia, daß Knebel einen hervorstechenden Zug zur Grausamkeit habe. Knebel schrieb dieß in sein Tagebuch und setzte dazu: „es ist nicht ganz unwahr, weil eine gewisse Strenge und Anspannung in meinen Ideen vorhanden, welche durch harte Erziehung und durch die Allmacht entgegenwirkender Vorurtheile und Thorheiten zum Theil abgestumpft, zum Theil widrig und ekelnd geworden sind. Ein sanfter und feiner weiblicher Umgang — denn der männliche ist so selten und thut noch seltener diese Wirkung — ist mir deshalb beinahe

nothwendig. Jener Zug erbt sich übrigens von meinem Vater, der mich oft erschreckt und eingeschüchtert hat." — —

Knebel war sehr unruhig, und konnte besonders in früheren Jahren kaum fünf Minuten hintereinander still sitzen, oder sich auf einem und demselben Punkt verhalten, eine Unstätheit, die sich auch geistig in dem mannigfachen Ausgreifen seiner Bestrebungen nach vielen Einzelnheiten hin kund that. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Geistes hatte daran einen großen Antheil. Sie ließ ihn oft possirlich erscheinen, indem er die Gewohnheit hatte, mit allen leblosen Dingen, die ihm vor Augen traten, zu sprechen und in eine persönliche Unterhaltung sich einzulassen. Wenn er sich z. B. einheizte, was er immer selber verrichtete, so hielt er zuvörderst förmliche Anreden an die Stückchen Holz, ehe er sie den Flammen übergab, erzählte ihnen, was ihm den Tag über gerade in Gedanken lag, machte sie zu Vertrauten seiner Leiden und Freuden, und spedirte sie dann in den Ofen. Diese Aufgeweckthheit erhielt sich ihm bis in sein späteres Alter; nur in den letzteren Jahren hatte die Schärfe seines Bewußtseins abzunehmen begonnen. Besonders war es sein Gedächtniß, das ihm in den letzten zehn Jahren untreu wurde, so daß er oft durchaus nicht auf Dinge gebracht werden konnte, die ihm den Tag zuvor begegnet waren. Seltsam war es jedoch, daß von zehn Uhr Abends an jedesmal eine Erhöhung seines ganzen Wesens einzutreten pflegte. Alsdann sprach er zusammenhängender, lebhafter, Bilder und Ausdrücke flossen ihm in Fülle zu, und seine den Tag über stumpf geschienenen Geisteskräfte hatten ihren vollen Ton wiedererlangt. Bis um zwei Uhr blieb er in der Regel, zu jeder Zeit seines Lebens, auf. Auch ohne nach der Uhr zu sehen, legte er sich jedesmal regelmäßig um diese Stunde nieder. Sein Lager war einfach und soldatisch, und er versicherte, nie in seinem Leben einen unangenehmen Traum gehabt zu haben.

Knebel liebte es, reichlich zu leben; guter Wein wenigstens mußte immer im Hause sein, ohne den er nicht wohl

exiſtiren mochte. Gleichwohl verſtand er nie ſelbſt für ſich zu ſorgen oder zu berechnen, wenn ihm etwas fehlte oder er nicht ausreichte, da er keinen Begriff von ökonomiſchen und finanziellen Verhältniſſen hatte, und für ſeine häusliche Einrichtung ebenſo unpraktiſch war, als für die Geſchäfte des Staatsdienſtes, denen er ſich bei einer ſo verwaltenden Subjectivität niemals hatte unterziehen können. Mit ſeinen Umgebungen und ſeinen Leuten pflegte er in einem muntern, zuweilen ſelbſt ſpaßhaften Tone umzugehn, theils ihre Zuneigung zu erwerben, theils ſie williger zu ihren Verrichtungen zu machen. Im geſelligen Umgang ſah man ihn überhaupt meiſtentheils heiter, aufgeräumt, geſprächig und liebenswürdig. Nur war es ein eigenthümlicher Zug an ihm, daß er die von Natur Unglücklichen gern von ſich entfernt hielt.

Knebel nahm bis in ſeine ſpäteſten Lebensjahre hinein regen Antheil an der Zeit, beſonders in politiſcher Hinſicht, und achtete mit Aufmerkſamkeit auf alle Zeichen und Erſcheinungen am Horizont des Tages. Er war liberal in Meinung und Denkungsart, jedoch gemäßigt und nie an ein Extrem der Anſichten ſich hingebend. Den Fürſten, mit denen er in Berührung kam, hat er oft ſehr freimüthige und kecke Äußerungen gethan, was um ſo ehrenwerther war, da Knebel in ſeiner äußern Stellung ſich niemals unabhängig befunden.

Knebel ſtarb im eigentlichſten und ſchönſten Sinne des Wortes am Leben. Er hatte eine lange und glückliche Exiſtenz, der Zeit gegeben worden war, ſich nach allen Seiten bis an die äußerſten Gränzen auszudehnen, in einem regelmäßig waltenden Prozeß erſchöpft, und das gewohnte Maaß menſchlicher Jahre faſt überſtiegen. Er verſchied am 23. Februar 1834, Vormittags, mit dem verhallenden Glockenſchlage der zehnten Stunde, in ſeinem neunzigſten Lebensjahre. Sein Geiſt blieb während ſeiner ganzen Krankheit heiter und kräftig; öfter ſprach er zu ſeinen ihn beſuchenden Freunden von der Beruhigung, die ein reines, ſittliches Verhalten im Leben und Tod gewähre;

auf eine gute natürliche Moral komme Alles an, nur müsse man sich hüten, daß kein schwarzer Strich ins Leben komme. Einer Freundin, die ihn fragte, ob er viele Schmerzen zu dulden habe, erwiederte er: „Ei nun, die Natur ist weise überall, sie weiß, was sie thut; es kommt auf den Amboß an, auf den die Schläge fallen, und ich kann schon etwas aushalten."

In den letzten Tagen phantasirte und delirirte er häufig, aber seine Phantasieen waren meistentheils heiter. In andern Stunden erschien sein Bewußtsein wieder sehr geschärft, und mit seinem vertrauten Arzte, dem Geheimen Hofrath Stark, unterhielt er sich öfter mit voller Klarheit und Lebhaftigkeit des Geistes über die wichtigsten religiösen Gegenstände. Unter Anderm behauptete er einmal, schon die Alten hätten mitunter sehr helle und erhabene Ansichten von der Gottheit gehabt, und citirte zum Beleg eine Stelle des Lukian: Jupiter est quodcunque vides, quocunque moveris. Sodann äußerte er: die Kraft, die in uns denke, schaffe und wolle, könne unmöglich mit dem Körper untergehn, sie werde sicher im großen Haushalt der Natur irgendwo wieder verwendet und zu höherer Reife ausgebildet werden; wo, wie, in welcher Form? — das sei nicht zu ergründen, genug daß man fest hoffen dürfe, es werde die Seele fortdauern. Und diese Äußerungen Knebel's sind um so merkwürdiger, je mehr sie, im Angesicht der Endkatastrophe seines Lebens, von der Skepsis seiner früheren Jahre über diese Gegenstände abwichen und einem positiveren Gehalt der Ansicht sich zuwandten.

Nicht minder behielt er bis zu seinem letzten Augenblick den Sinn für die Verhältnisse des wirklichen Lebens rege. Auf Anlaß hervortretender Unbeholfenheit seines neuen, vom Lande hereingenommenen Gehilfen sprach er lange und lebhaft, wie unrecht es sei, wenn Landgeistliche sich nicht eifrigst um die praktische Bildung der Jugend bekümmerten, wodurch sie weit mehr als durch bloße dogmatische Vorträge und ähnliche Predigten nützen könnten. — —

Knebel's Leichenbegängniß war eine erhebende Trauerfeier für die ganze Stadt. Nichts war einnehmender und rührender, als das Bild des friedlich entschlummerten Greises im Tode zu sehn. Die eigenthümliche plastische Schönheit seines Kopfes, der eine ächt antike Bildung zeigte, erschien durch den Ernst und die Ruhe des Todes zu einem ungemein ansprechenden und würdevollen Ausdruck verklärt. Das schneeweiße Gesicht, dessen kräftige und klare Züge immer die biederherzigste und treueste Gesinnung verrathen hatten, schien wie aus carrarischem Marmor gebildet. — —

K. L. von Knebel's

Gedichte.

I.

Hymnen.

Hymnus an die Sonne.

Hymnenvoll iſt die Seele, ſie ſoll ſich in Hymnen ergießen!

Wie er dem Schooße des Meers entſteigt der gewaltige Titan,
Sein viellockigtes Haupt mit neuen Strahlen umwunden!
Erde ſchweiget, es ſchweiget das Meer, es ſchweigen die Lüfte,
Und ein heilig Gefühl durchdringt die Pole des Weltalls.
Lebenerwecker, komm! o komm, du freundlicher Jungott,
Sing dein unſterbliches Lied an der blauen Schale des Himmels!
Dein erwartet Natur! Es ſchliefen alle die Saiten,
Alle die Töne verſtummten, die du nun wiederum aufweckſt.
Wie erwachet die frohe Muſik! wie tönt ſie begeiſternd
Über Länder und Meer und Städt' und duftige Seen,
Schattige Berge! Dein Strahl, er zieht von der Stirne des Felſen
Lieblich den Schleier herab, und übergießt ihn mit Purpur.

Um mich erwacht der Geſang des regen Waldes. Der Aether
Schwinget den ſchweren Flug und ſchlägt dir entgegen den Fittig;
Vom Aetherhimmel erſchallt aus düſteren Zeichen dein Loblied,
Und aus grünender Saat aufſchwirrend ſingt es die Lerche.
Brüllend verläßt den Anger der Hirſch und ſuchet den Hain auf,
Und aus lachendem Thal, wo alle die Freuden ſich ſammeln,
Dringt der beſeelte Ton von tauſend Stimmen zu dir auf.

Aber was iſt dein herrlicher Strahl dem begeiſterten Menſchen!
Belebendes Licht und allerquickende Wärme,
Ohne dich wäre die Welt ein dumpfes finſteres Chaos,
Ginge den grauen Gang in ungeregelten Pulſen!
Alles erhält Bewegung durch dich, und Leben und Bildung,
Und den ſchimmernden Reiz von tauſend Farbengeſtalten.

Zeitenmeſſer, du, Ordner der irdiſchen, himmliſchen Dinge,
(Der in gewandten Kreiſen das Jahr am Himmel herumführt,
Und durch geringe Mengung der Zeiten Wechſel vollendet)
Treibſt den Favonius an, am frühen Morgen des Jahrs,
Daß er die Erd' entblieſt, und mit ihr warmere Lüfte.
Willig befolgt er ſein Amt, und lockt mit wärmendem Hauche
Glänzende Saaten hervor, und brütet ſchwellende Knospen.
Mit ihm zugleich erwacht das Reich der Schönheit und Liebe;
Ihren goldenen Stuhl umtanzen die fröhlichen Stunden.

Feuriger dringſt du den Äther hinan, und haſſeſt den Sommer.
Kaum verbergen uns noch die verbreiteten Schatten des Eichbaums
Vor dem brennenden Strahl. Er reifet die goldenen Ähren,
Kochet ſüßer die Frucht der balſamduftenden Traube.

Langſam ſchreitet und träg der ſchwerbelaſtete Herbſt nach;
Schüttet ſein Füllhorn aus; es laben ſich Menſchen und Thiere.
Fröhlicher lockt auf Hügeln, bekränzt vom luftigen Weinſtock,
Bacchus liebliche Frucht. Sie weckt zu Geſängen und Reihen,
Unter dem Tanz erſchallet der Ruf dem Gotte des Weinbaus.

Selber den Winter beſuchſt du noch, und leiheſt ihm Leben:
Wann der glänzende Tag von Bergen und Höhen laherſtrahlt,
Überall die Natur mit dem Leichentuche bedecket
Ausruht unterm Gewand, und neues Leben bereitet.

Sonne! dein hoher Strahl herrſcht ewig über dem Weltall,
Und du rufeſt Geſchlechter hervor, und heißt ſie vergehen;
Fern von der Eos äußerſtem Rand bis an die Geſtade,
Wo du die feurige Gluth in Abendmeeren verſenkeſt;
Dort von der Wüſte brennendem Sand bis hin zu dem Himmel,
Der mit ſtarrendem Eis die traurigen Fluren umſchließt,
Siehſt du Allem Gedeihen und Wachs und ſchwellende Wolluſt,
Und es beten die Völker dich an, und jauchzen dir Wonne.

Ewiger Quell des Lichts! du nie verſiegender! Mich auch
Hat dein Funken erweckt zu flüchtiger Dauer des Lebens,
Und du haſt es beſeelt mit mannigfaltigen Freuden:
Aber es wird vergehn, und du bleibſt. Wechſelnde Zeiten

Hauchen über das Rund, auf dem mein Weſen entſtanden,
Wiederum neue Geburt, und neues Vergehen der Dinge.
Freue dich deines herrlichen Lichts, o goldene Sonne!
Tritt aus Wolken hervor, und verbirg dich wieder in Wolken;
Alles irdiſche Weſen iſt Spiel. Doch, wenn du erwärmend
Künftig den leiſen Strahl durch ſtille Zypreſſen herabſendeſt,
Streu' auf den Hügel ihm aus, der meine Aſche bedecket,
Und erwecke Gefühle, die ſchönſten Blüthen der Menſchheit.

Hymnus an Selene.

Dich auch will ich begrüßen im feiernden Tone des Liedes,
Holde Geſpielin der Nacht, Vertraute ſchweigender Stunden,
Führerin jenes Chors, das nächtlich leuchtet am Himmel,
Glänzender Spiegel des Tages, du helle Kuppe der Erde!

Zwar die Veränderlichſte von allen biſt du; denn immer
Wechſelt die hohe Geſtalt, und zeigt und bildet ſich anders:
Aber du biſt die Schönſte, der Himmelstöchter die ſchönſte.

Hat ſich der müde Tag von unſrer Weſen begraben,
Und die Fackel des Lichtes der unteren Erde geſendet,
Steigſt du empor an der Bühne des Himmels, ein glänzender Lichtball,
Und umwebeſt mit Gold die breiten Säume des Äthers.

Immer herrlicher wächſt der glänzende Strahl, bis er endlich
Über des Waldgebirgs erhobenen Gipfeln hervorbricht,
Und ins dämmernde Thal die lichten Fluthen ergießet.
Wundergeſtalten verbreiten ſich hier, in der Nähe, in der Ferne;
Strecken in Rieſenſchatten ſich aus, umſchweben des Waldſees
Schimmerzerfloſſenen Duft, und leuchten und ſprühen in Funken
Von dem gießenden Bach, und rauſchen im düſtern Geſträuche.

Welch ein magischer Glanz erfüllt und begeistert die Gegend!
Kommst du wieder herab von deinem Himmel, o Göttin?
Unter der Fichten hohem Gewölb' erblick' ich mit Schauder
Schon dein Drachengespann. Wie funkeln die quellenden Augen,
Und der schuppige Leib! Wie leuchtet der goldene Wagen!
Selige Göttin, komm! in deinen Armen ist Friede,
Und der bezaubernde Wahn, und Vergessenheit irdischer Dinge.

Einsam hast du nunmehr den Thron des Himmels bestiegen,
Herrschend über die Welt. In unverrückter Heitre
Sitzest du da, und sendest herab die thauigen Strahlen,
Oder versammelst um dich den Hof lichtglänzender Wolken.
Feierlich nahen sie sich in weitumkreisenden Haufen,
Huldigend still, o Königin, dir! Oft schickst du den Westwind
Unter sie, und er verjagt ihr dünngewebtes Gewebe,
Führt sie in buntem Glanz an deinem Lichte vorüber.
Dann auch scheinest du selbst ein leichteres Spiel zu beginnen,
Schlüpfest unter sie hin, und erscheinst und verbirgest dich wieder.

Wer kann alle sie singen, die Freuden, die du gewährest?
Zahllos sind die Geschenke der Ewigen: sie zu verehren
Ist der Sterblichen Pflicht, zu preisen in ewigen Hymnen.

Groß ist über die Welt die Macht des herrlichen Titans,
Und er ruft die Wesen hervor, und belebet sie alle:
Aber den Zepter der Nacht verlieh er der Schwester, damit sie
Milder dieselbe beherrsche. Wer würde die Einsame lieben,
Wer ihr finsteres Reich und die dunkeln verlassenen Schatten,
Wann nicht sie sie erfreute mit Licht, sie durch Wechsel ergötzte?
Immer gehorchend folgt sie daher dem Winke des Bruders,
Leihet von ihm den schimmernden Glanz; doch hat sie den Einfluß
In sein mächtiges Reich durch sanftere Wechsel erhalten;
Ändert der Winde bewegliches Chor, gebietet den Stürmen,
Und läßt heitere Luft und milde Regen hervorgehn.

Muse des denkenden Mannes, du, meine Freundin, wie oftmals
Hängt mein Blick noch an dir in mitternächtlichen Stunden!
Auf von den Schatten der Erde, den trüben verworrenen Schatten,
Zeigst du mich hin zu Gestirn des reinen ätherischen Himmels:

Leite mich oft zu dir in die lichtumwallenden Fluren!
Bist du auch, wie sie sagen, ein Land, mit Bergen und Thälern
Ausgeschmücket, und gleich der niedern bewohnten Erde:
Führe mich hin von dem Schutt der schon veraltenden Erde,
Künftig hinauf zu dir, in die neubelebeten Bize:
Führe mich, wenn du sie hast, in die stillen Auen des Friedens!

Hymnus an die Erde.

Und schon wiegte sich am westlichen Himmel die Sonne,
Warf den Schimmer von Gold auf die gegenstehenden Berge,
Lichtete auf den entfernteren Hain, und setzte den Busch in
Flammen; Eichen und Buchen und zarterblassende Birken.
Duftende Hauche belebten die Wiesen; es rauschet der Bach hin
Unter silbernem Flor, und purpurn glühten die Aecker:
Als an dem Hügel ich lag, entgegen der blühenden Landschaft.

Sei mir, Erde, gegrüßt, in jeder Veränderung lieblich!
(Also sang ich vom Hügel hinab dem rauschenden Thal zu)
Heiliges Land, ich umfasse dich kniend! dich, Mutter und Freundin,
Gebärin alles des Guten, das je in das menschliche Herz kam!

Wie sie die Kinder zu tausenden nährt, und mächtigen Umschwungs
Um das glühende Meer der Sonne, die jährliche Laufbahn
Eilend vollendend, sie ruft zum glänzenden Lichte des Tages!

Siehe, wie freuen sich nun die Schauern lebendiger Wesen
Alle; die aus dem Grund aufsteigen der salzigen Meerflut,
Oder in Flüssen schwärmen, die Luft mit dem Fittich durchstreifen,
Oder im stillen Hain mit Liedern den Morgen begrüßen.
Aber das breite Land erfüllt du mit mannichfal Wesen
Anderer Art; die schreitenden Tritts durch die Fluren einherziehn,
Weide suchend, und bald die höheren Haine durchschweifen,
Oder in Klüften wohnen, auf Bergen, in Höhlen des Raubthiers.
Allen gibst du Gedeihen, ernährst und beseligst alle,

Vielfach gefällig der die reichlichen Gaben des Lebens,
Und es schwillt dir die Brust, mit Segen sie alle zu füllen.

Aber vor allen wandelt der Mensch auf geheiligter Erde
Still und gedankenvoll: dein Preis, allgebärende Mutter!
Hast du vom Himmel herab den Samen zu diesem erhalten,
Oder bildetest du aus den inneren Kräften des Bodens
Selbst ihn zur hohen Gestalt? Du vermähltest an selbigem Tage,
Als er entstand, den Himmel mit dir. Er faßte dich, Mutter,
Und sah auf mit strebendem Blick zum leuchtenden Vater:
Beide beglücktet ihr ihn; du gabst ihm die irdische Herrschaft,
Und er sandte von oben herab des Geistes Gewalt ihm.

Siehe, wie schmücken durch ihn sich Auen und Saaten und Felder!
Fröhlicher lacht auf den Hügeln der Weinstock; Blumen im Thale
Ranken durch ihn; mit lieblicher Frucht umhängt sich der Obstbaum,
Und die glänzende Flur umziehen die duftenden Stauden.

Höher doch steigen empor mit Glanz die gethürmeten Städte,
Sie, durch den menschlichen Witz. Er baute die goldenen Tempel;
Säulen stehen empor und stützen die ewigen Lasten,
Ewiger Gottheit herrlichen Sitz. Es flammen Altäre,
Weihrauchwolken tragen zum Himmel die frohen Gelübde,
Frohe Gelübde des würdigen Sohns der Erd' und des Himmels.

Ja wie erhobst du, Erde, durch ihn dich zur göttlichen Ansicht!
Sieh, ein anderes Reich blüht auf von Erkenntniß und Wahrheit,
Ordnung und Recht. Was bindet die Kraft des menschlichen Geistes,
Über die Sphären hinaus sich zu schwingen in Wüsten des Äthers,
Dort die himmlischen Bahnen zu ordnen, und hier auf der Erde
Ebenmaaß und Gesetz in Sitten und Handlung zu bringen?
Was krönt herrlicher dich als des Menschen Tugend und Weisheit,
Als der Freundschaft heiliges Band, als zärtliche Liebe,
Großmuth edler Seelen, gekränkter Empfindungen Nachsicht,
Unerschütterender Muth, und die nimmer verlöschende Treue? —

Laß an dem rauschenden Rand der Meeresgestade mich hingehn,
Und vernehmen zu hohem Gesang den mächtigen Aufruf!
Wellen schlagen dem Fuß; die krausen die salzigen Tiefen

Würdiges Lied; es wälzen ſich fort vom fernſten Aufgang
Bis zu dem Niedergang, von des Nordpols eiſiger Scheitel
Bis zum entgegenſtrebenden Pol, aufbrüllende Wogen
Mächtiger Oceane, die doch nicht füllen den Schooß dir.

Große, lebendige, du! Du haucht aus dir ſelber die Dünſte auf,
Dir zum Gewand, und kleidest dich an mit purpurnem Prachtſchmuck.
Oft auch hüllſt du dich ein in düſtere Wolken, und Schrecken
Fahren aus ihnen; du ſelbſt erbebſt unter feurigem Blitzſchlag:
Hauchſt ſie dann wieder hinweg, und fröhlicher lacht dir der Himmel.

Aber der Boden wankt, des tiefererſchütterten Erdhaus
Säulen zittern, es ſtürzen der Mauern erhabene Zinnen;
Schlünde des Abgrunds reißen ſich auf, es brechen aus ihnen
Wilde Flammen hervor; der Gipfel des tobenden Bergs dampft,
Stößt die Flammen von ſich; ein praſſelnd freſſender Gluthſtrom
Wälzt ſich aus feurigem Schlund, und furchtbar rollen die Donner:
Zagend ſtehet der Menſch, und Kummer erdrücket das Herz ihm;
Und das Meer ſpeit Flammen zurück, und der Ozean glüht auf:
Alſo regt ſich und raſt im gewaltigen Zorne die Bruſt dir.

Führe mich weg von hier, von dieſem verzehrenden Anblick,
Wo die Natur mit ſich ſelbſt in wildem empörendem Kampf liegt;
Führe mich weit, allgütige Mutter, zu jenen beglückten
Friedlichen Auen, wo thront der ewige Frühling, wo linder
Säuſelnd die Lüfte vom thauigen Hügel, wo Himmel und Erde
Sich in ſüßem Verein mit duftenden Armen umſchließen.
Dort an der ſtillanplätſchernden Fluth des ſchimmernden Meeres
Will ich wandeln und weilen; dein Lob, o Göttliche, ſingend:
Bald von dem überhangenden Felſ am ſchroffen Geſtade,
Unter dem hohen Akkord der mitaufbrauſenden Wogen;
Bald an den Hügel geneigt, in leiſeren Tönen, von Palmen
Eingewieget, gelabt vom duftigen Marke des Piſangs,
Unter dem frohen Gewirr fantaſtiſcher bunter Geſtalten;
Hier des Lebens Genuß in ſüßen Entzückungen einſchn.

Iſt mir doch nicht vergönnt, ſo lieb noch die Tage zu ſpinnen,
Weil ein träges Alter bereits mir die Glieder beſchleichet;

Seid auch ihr mir gegrüßt, ihr vaterländischen Lauben,
Dämmernder Hain, du, trotzender Wald! In eueren Schatten
Will ich ruhen, und will dir, liebende Mutter, zuletzt noch
Willig bezahlen den Dank, den von deinen Kindern du forderst.
Mag ein geringer Hügel mir dann die Gebeine bedecken,
Immer noch sproßt ein Blümchen hervor, den Freunden gefällig:
Aber vor allen für dich, geliebte Schwester! die freundlich
Immer mein Leben geschützt, es mit süßer Sorge getragen,
Und den trüberen Stunden die lieblichsten Blumen gereicht hat.

Hymnus an den Geist der Natur.

Fragment.

....Höre mich, Geist des Guten, und wende zum Guten das Schicksal!
Nur aus dem Herzen kommt was Glück uns bringet und gut ist.
Gieb, daß ich ohne Verblendung und Wahn, nicht frevelnd noch thörlicht,
Messe der Dinge Werth nach richtigem Maaß und Verhältniß.
Laß mich verstehen dein Wort, und öffne das Herz und den Sinn mir,
Daß, vor eitlem Schall, ich vernehme die Stimme der Wahrheit.
Wann in dem ernsten Hain ich in früher Dämmerung walle,
Sende den goldenen Strahl, der herzerquickend mich anlockt:
Führst du mich dann zurück in die enge Wohnung, so laß noch
Still durchschimmern den Tag, was du mir am Morgen verliehen.
Winde bewegen die Zweige, mit düsterem Rauschen sie beugend;
Aber der Stamm steht fest zu immer erneuertem Leben.
Oft hat ins Bittere selbst, ja selbst in die Stürme des Schicksals
Eingehüllt die Natur Erquickung und Heilung des Lebens.
Nur aus Nacht erhebt sich der Tag, aus Dunkel die Helle,
Und das lieblichste strahlt aus einem Kranze von Dornen.
Zügle die Leidenschaft durch höheres Maaß von mir selber,
Daß ich mich ihnen nicht gleich, noch unter die Dinge mich setze.
Oft entbrennt im Gemüthe, was an sich edel und gut ist,
Aber zu mächtig gereizt, durch Zauber oder durch Absehen,
Bricht es die Schranken hindurch, und macht sich zum Bilde des Schreckens.

Weiſerer Sinn gekeut, ſich ſelber vor allem zu ordnen;
Höher die Dinge nicht, als eigene Schicklichkeit achten.
Laß den lebendigen Hauch, der ſich oft entzündet im Herzen,
Mich zu höherer Kraft, zum Gefühle des Schönen, erwecken.
Heile mich von dem Wahn, ein irrendes Leben zu ſuchen
Im Geräuſche der Welt, in mannigfachem Geſchäfte,
Wo die Seele ſich leicht verwirrt in Dünkel und Ehrgeiz;
Oder, umhergetrieben, ſich ſelbſt verlieret und ſchwach wird.
Lenkerin meines Thuns ſei du, o weiſe Natur, ſelbſt!
Laß mich in jedem Menſchen dein heiliges Weſen verehren,
Und um geringe Flecken nicht Freund' noch Fremde verachten.
Rechten kann nicht der Menſch mit dem Menſchen in ſeinem Gemüthe;
Was der heute beging, begeht wohl morgen er ſelber,
Oder er hat es begangen: Geduld gebühret mir und Sanftmuth.
So wie die Bäum' im Wald', und ſo wie die Blumen auf Wieſen
Neben einander ſtehn, emporgeſchoſſen in Freude,
Sich mittheilend die Blüthen, die ſüßen Gerüche des Lebens,
Alſo ſtehen die Menſchen, der ſüßen Nähe ſich freuend.
Aber wie wilde Fluthen, vom heftigen Sturme getrieben,
Über einander ſtürzen: die Woge verſchlinget die Woge,
Die ſich am Felſen verſpritzt, hinſchäumt zuweilen ans Ufer,
Alſo raſen die Menſchen, und treiben ſich einer den andern.
Reißt die Woge mich hin, und ſoll mich verſchlingen der Fluthſchwall,
Wecke den Geiſt in mir, der aufrecht ſtehe dem Leben,
Und dem tobenden Sturm die ruhige Heitre gebiete.

Heil'ge Natur! was dir anſteht, iſt heilſam und recht mir.
Laß das Gute mich ſtets auf deinen Wegen nur finden:
Aus dir iſt alles, und in dir, zu dir kehrt alles zurücke.

Hymnus zum Schluſſe der Jahreszeiten,

von Thomſon.

So ſind nun dieſe, wie ſie wechſelnd folgen,
Nichts anders als der vielgeſtalte Gott.
Des Jahres reger Kreis iſt voll von Dir,
Allmächt'ger Vater! — Fort im holden Kranz
Geht Du, mit Huld und Anmuth ausgeſchmückt:
Weit prangt die Flur, balſamiſch haucht die Luft;
Es wiederhallt in Bergen, lacht im Hain,
Und Freud' und Luſt ertönet überall.

Der Sommer kommt heran, umſtrahlt von Licht
Und Deiner Glorie. Die Sonne ſtrömt
Vollendung auf das hochgeſchwoll'ne Jahr.
Laut ſpricht oft Deine Stimm' im furchtbar'n Donner,
Spricht ſäuſelnd lieblich oft in hohlen Winden,
Am Bach, im düſtern Hain: am frühen Morgen,
Am Mittag, oder wenn die Sonne ſinkt.

Voll ausgeſchüttet iſt im Herbſt Dein Segen;
Du breiteſt aus ein Feſt für alle Weſen.

Wie ſchauervoll erſcheinſt im Winter Du!
Auf Stürme Sturm und Wetter; rund um Dich
Ein Wolkenmeer, ein majeſtätiſch Dunkel!
Du fährſt einher auf Wirbelwindes Flügeln;
Die Erde beugt ſich ehrfurchtsvoll vor Dir,
Und die Natur erbebt vor Deinem Hauch. —

Geheimnißvolles Rund! welch' tiefer Sinn,
Und welche Götterkraft erſcheint in Dir!

Einfach in Folge, doch so meiſt gemiſcht,
So anmuthsvoll, ſo lieblich durchgewebt;
Schönheit und Ueberfluß im Kunſtverein,
In ſchönſter Harmonie durchs ganze All;
Wo Schatten ſich in Schatten ſanft verliert,
In unmerkbarer Folge ſtets entzückt.

Jedoch der Menſch, der Unaufmerkſame,
Geht hin im rohen Sinn, und achtet nicht
Die ſtarke Hand, die dieſe Sphären rollt:
Die in den Tiefen wirkt, durch Dünſte dann
Den ſchweigeriſchen Schatz des Frühlings treibt,
Den Flammentag herab vom Himmel ſchießt,
Die Wesen alle nährt, die Stürme ſchleudert,
Und durch den holden Wechſel Leben ſchaffend,
Der Erdgeborenen Aller Herz erfreut. —

Natur, merk' auf! Vereine, was nur lebt,
Im weiten Tempel dieſes Himmelsraums
Tief zur Anbetung! Feuriger Geſang
Erheb' ſich allgemein von jeder Zunge!
Ihr lauten Winde, athmet ſanfter Ihm,
Durch deſſen Geiſt ihr friſche Kühle haucht!
O, ſprecht von Ihm in einſam dunkeln Schatten,
Wo über'm Fels die träge Fichte ſchwankt,
Den ſtillen Ort mit heil'gem Schauder füllt!

Und ihr, ihr Winde, die ihr donnernd raſt,
Weithin die Welt erſchüttert, hebt empor
Den ſtürmiſchen Geſang; ſprecht laut Ihn aus,
Ihn, deſſen Macht euch ſolche Kräfte gab!

Stimmt an ſein Lob, ihr Bäche! Woht in mir,
Wenn ſinnend ich an euern Ufern walle,
Den hellen Lobgeſang! Ihr tiefen Ströme,

Die ihr vom Felſen ſtürzt; du ſanft're Fluth,
Die ſich durch Wieſenthäler krümmt; und du,
Erhab'nes Meer, du weite Waſſerwelt,
Voll Wunder, töne ſein lautſchallend Lob!
Es ſteigt und ſinkt die Fluth, auf ſein Gebot.

Ihr Kräuter, Blumen, Früchte, bringet Ihm
Den ſüßen Weihrauchkampf! Sein Odem haucht
In euch, und ſeine Hand ſchmückt eure Wangen!

Neigt euch, ihr Wälder! moget Ihm, ihr Saaten!
Und athmet euer ſtilles Lied ins Herz
Des Ernters, wann er heim bei'm Mondlicht geht!

Die ihr des Himmels blaues Rund bewacht,
Wann tief verſenkt in Schlaf die Erde liegt,
Ihr Sterne, gießt den mildſten Strahl Ihm aus,
Beim Silberklang der hohen Engelharfen!

Du, Quell des Lichts, erhabnes Bild des Schöpfers,
Der weltumher den Ocean des Lebens
Ausgießt von Welt zu Welten, ſchreibe Du
Mit jedem Strahl ſein Lob den Himmelshöhen! —

Der Donner rollt; tief beuge ſich die Welt!
Der feierliche Hymnus ſchallt von Volk
Zu Volke. Blickt vom Hügel wieder auf,
Ihr Heerden! und du, moosbewachſener Fels,
Nimm auf den Laut! Ihr breiten niedern Thäler
Antwortet ihm: der große Schöpfer herrſcht,
Es naht heran ſein leidenloſes Reich!
Erwacht, ihr düſtern Wälder; frohe Haine,
Bringt Ihm ein endeloſes Lied! und wann
Der müde Tag ſich nun zur Ruhe ſenkt,

Und euer zwitſchernd Chor zum Schweigen bringt,
Dann ſtille du, o ſüße Sängerin,
O Philomela, du, mit deinem Reiz
Die Schatten; lehre noch die Nacht ſein Lob! —
Du aber, dem die ganze Schöpfung lacht,
Das Haupt, das Herz, die Zunge, von dem Allen,
Menſch! kröne du mit deinem Lobgeſang
Den allgemeinen Hymnus! Sei es nun
Bei den Verſammlungen in großen Städten,
Wann tiefer Orgelton die Stimm' erhebt,
Und im vereinten Chor das Herz entzündend,
Die heil'ge Flamme hoch zum Himmel trägt:
Sei's, daß du mehr im ländlichen Vergnügen
Die ſtillen Schatten ſuchſt, den heil'gen Hain
Zum Tempel machſt; laß ſtets des Hirten Flöte,
Das Lied der Hirtin, mit dem Hauch des Seraphs
Und mit des Dichters Leier, Ihn, den Gott,
Den hohen Gott der Jahreszeiten preiſen! —

Mir aber, könnt' den holden Gegenſtand
Ich je vergeſſen; wann der Lenz erblüht,
Und wann der Sonnenſtrahl die Fluren bräunt,
Der Herbſt begeiſternd glänzt, der bleiche Winter
Vom Nordwind ſtarrt, — dann ſoll auch mir die Zung'
Erſtarren, ſoll der Pinſel meiner Hand
Entfallen: todt den Freuden, nie ſich mehr
Der Lebenspuls in meinem Herzen regen!

Und ſollt' des Schickſals Schluß mich hin verbannen,
Wo kaum der Erde noch ein Grün entſproßt,
In unbekannte wilde Gegenden;
Hin wo der erſte Strahl der goldnen Sonne
Die Jud'ſchen Berge ſäumt, und wo ſie dann
Im Abendmeere flammend ſich vergräbt;
Was ſoll's mir gelten? Gott iſt überall,
In leerer Wüſte, wie in menſchenreicher Stadt,
Wo nur ſein Odem haucht, iſt Freud' und Glück. —

Und wann zuletzt die feierliche Stunde
Herannaht, den geheimnisvollen Flug
In andrer Welt beschwingt, gehorch' ich kindlich.
Mit neuer Kraft die neue Wunderwelt
Besing' ich dann. Wohin ich immer wandre
Und wo ich bin, umfängt mich seine Liebe
Allgegenwärtig. Sie, die jene Welten
In ihren Kreisen hält; aus scheinbarm Uebel
Stets neues Gute bringt, und Besseres stets,
In unabsehbarm Fortschritt. — Doch mein Geist
Verliert sich im Glanze seiner Größe,
Des Unaussprechlichen. Drum schweige, Lied!
Und sinne schweigend würdiger sein Lob! —

II.

Elegieen.

Die Stunden.

Stunden hat der Tag nicht allein; den Morgen, den Abend,
Und den heißen Mittag, und die verſchwiegene Nacht:
Stunden hat auch das Jahr; das Leben ſelber hat Stunden,
Und mit der Stunde des Tags eilt es auf Flügeln davon.

Als Aurora, die goldne, von ewigen Flammen entzündet,
Sie, die Unſterbliche, ſich ihrem Gemale verliebt,
Bat ſie die Götter, auch ihm unſterbliches Leben zu ſchenken;
Und ſie gewährten den Wunſch, ewiges Leben ward ihm;
Aber nicht ewiges Glück; denn dieß vergaß ſie zu bitten.
Memnons Erzeuger, im Arm roſiger Liebe geſiegt,
Wird ein alternder Gott: Was nützt die Dauer der Jahre,
Ohne der Jahre Genuß? Ewig verzehrt er ſich ſelbſt.
Ähnlich iſt unſer Loos; der Zeit verheerende Sichel,
Was ſie an Jahren lißt, mäht ſie an Freuden uns ab.
Träume vergangener Zeit, wohin doch ſeid ihr entflohen?
Die ihr den dürren Sand mir oft mit Blumen bedeckt;
Oft, in Wolken gemalt, mit ſüßen Bildern mich täuſchtet,
Wann ich, vergnügt mit dem Tag, froher den kommenden ſah.
Iſt es der Dinge wahre Geſtalt, wenn nackt und entblättert
Nur ein trauriger Dorn unſerem Auge ſich zeigt?
Nichts kann ewig beſtehn; auch dieß, was Leben wir nennen,
Iſt ein wechſelndes Ding immer erneuter Geſtalt.
Unreif noch zur Geburt liegt tief im Schooße der Mutter
Eingeſchloſſen das Kind, faſt einem Wurme noch gleich;
Drängt es ſich dann hervor zum glänzenden Lichte des Tages,
Schmachtet und dämmert es auf unter Gewimmer und Schlaf.
Fröhlicher hüpft der Knab' und führt ſein gaukelndes Leben,
Von dem Momente beglückt, von dem Momente betrübt:

Aber der raſche Jüngling vertauſcht ſein eigenes Daſein
Gegen fremdes Geſchick, wenn ihn die Liebe bethört.
Iſt nun das Alter des Mannes zur hohen Reife geſtiegen,
Drückt des Geiſtes Spur tiefer den Dingen er ein;
Ehre täuſcht ihn und Namen; ein immer wachſend Verlangen
Treibet ihn hin nach dem Ziel, welches er nimmer erreicht.
Nach und nach entblättert ſich nun der Stamm, und die Zweige
Sinken; matt und entſtellt endet der zitternde Greis.
Auch mir eilet die Stunde mit ſchnellerem Fittig vorüber;
Meinen Schläfen entſproßt Blüthe des Alters bereits.
Mit den Locken des Hauptes entfallen Freuden und Freunde;
Nur dem ſchattigen Baum eilet der Wanderer zu;
Geht an dem hohen Stamm der trockenen Fichte vorüber,
Die ſich im goldenen Strahl wärmender Sonne noch legt.
Sei mir indeſſen vergönnt, am ſteilen Hange des Felſen,
Fernhin horchend des Pans göttlichbezauberndem Lied,
Meine Seele zu weiden; wenn ringsum ſchweigen die Hügel,
Und mithorchend der Hain leiſe die Wipfel nur regt.
Auch ſei mir es vergönnt, zu beſuchen die lieblichen Gründe,
Wo der ſchellende Klang weidender Rinder mich lockt:
Dort am Falle des Stroms, der zwiſchen Blumen herabſtürzt,
Schöpf' ich das Leben aus ihm, wie er ſich lebend ergießt.
Immer verjüngt wie er, von der Abendſonne vergoldet,
Fließe mein Leben noch hin unter der Müſche Geſang.

Philomela in Tiefurt.

(1795)

Haſt du die Klagen gehört, die jüngſt vom einſamen Aſte
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall! —

Wie ſo blätterlos iſt der Hain! Wie leer das Geſträuche!
Keine Stimm' ertönt, als nur der Raben und Elſtern
Heiſres Geſchrei. Es klettert und pfeift die diebiſche Meiſe

An den Orten, die ſonſt nur meine Lieder erfüllen.
Ach, wohin iſt der Geiſt der Liebe geflohen? Wo iſt er! —
Und wo ſoll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken!
Wenn wir umher im Kreiſe der ſchattigen Zimen und Pappeln
Saßen und uns erweckten zu zärtlichen Liedern: ein Ton ſucht
Lockend den andern; es ſchlägt von der Bruſt antwortenden Sängers
Lauter die Liebe zurück ans Herz des Rufenden; wechſelnd
Streitet im brünſtigen Zwiſt der Geſang: es ſchallet vom Felſen,
Schallt aus dem Haine zurück: es hebt der hellere Bach ſich
Liebeſchwellend empor; von athmenden Blüthen und Zweigen
Haucht balſamiſcher Duft umher durch die Lüfte, und leiſe
Regt ſich die ſchweigende Nacht mit thaubefeuchteten Schwingen.
Aber der Menſchen holdes Geſchlecht; wie ſeh' ich ſie traurig
Jene Gefilde durchwandeln! — Wie fremd am Blick und von Anſehn!
Wohin kehrt ſich ihr trüberes Aug'? Ach, hin zu den Scenen
Voll des Mordes und Bluts! — O ruft die Sinne zurücke!
Warum ſie tauchen in Gräul und Elend der Menſchen? Wer wird euch
Künftig erwecken die Bruſt zu ſanftern, holdern Gefühlen?
Wird dann das beſte Glück des Lebens, die Freiheit, ſo theuer
So mit Strömen des Bluts erkauft? Wer wird ſie erkennen,
Wer die ſchmalere Grenze, wo Recht ſich ſcheidet vom Unrecht?
Blicke des Argwohns begegnen dem Freund aus dem Auge des Freundes;
Jedes feſtere Band des Lebens knüpfet und löſt ſich
Nur durch Unwill' und Wuth. Ich ſehe den ſtilleren Weiſen
Einſam wandeln; ſein Haupt deckt trüber Tiefſinn; es hänget
Zitternd über demſelben das Schwert der Entſcheidung; ihm tönen
Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der Freundſchaft,
Der erweckten Natur, des ſüßen traulichen Umgangs.
Und das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die Wüſte,
Wenn die Wüſte beleben ſich könnte. Von ihrem Geſange
Überſteigen die Strahlen die meinigen. Wäre zur Blume
Sie des Hains geſchaffen, kein Blümchen glich ihr an Reize,
Keines an himmliſchem Glanz noch Duft. Sie ſenket ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hoch erhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in ſich erſterben die Strahlen. —

Alſo ſang vom ſchwankenden Aſt weiſſagend der Vogel,
Und der Nordwind verſtummte; es nahten ſich lindernde Weſte.
Aber es ſchwebt' in der Höh' mit ausgeſpreiteten Rudern,

Und mit gierigem Aug' ein Geier, dürstend nach Blute.
Dieser ersah den lieblichen Sänger, und stürzt von der Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummgespitzeter Klaue,
Reißt ihm die blutende Brust auf, und hackte begierig sein Leben.
Nicht ein leiser wimmernder Laut ward weiter gehöret;
Es entfloh die Seele mit stiller Wehmuth von dannen.

Die Wälder.

(1793)

Loben sich andere doch das reiche Leben in Städten,
Und der Menge Gewühl, und den besuchteren Park:
Nimmer ermüd' ich, das Lob der stillen Thäler zu singen,
Und den einsamen Gang, und das beschattete Moos.
Hier erholt sich der Mensch; die eitlen Sorgen entflichen;
Ruhig, wie die Natur, kehret die Seele zu sich.
Einst, so sangen die Dichter der Vorzeit, führten die Menschen,
Unter dem goldnen Saturn, ähnliches Leben auch hier:
Reichthum kannte man nicht, noch der Ehrsucht eiserne Schwerter,
Noch des Gerichtshofs Zwang, noch der Verfolgungen Wuth:
Unter dem eigenen Baum verlebete jeder die Tage,
Frei, wie die Gegend umher, und wie der Himmel beglückt.
Ja welch andere Zeit hat uns das Schicksal gestoßen!
Kaum erblick' ich in ihr Ordnung gesitteter Welt.
Räuber verwüsten die Erde, und tragen die heiligen Namen,
Freiheit und Brüderschaft, frech an der Stirne zur Schau:
Morden Bruder und Freund; der Freiheit heiligen Namen
Morden sie; Menschenrecht ist nur ihr spielendes Wort.
O verderbliches Volk, voll schlauer Sitten und Künste!
Wie so weit ist umher durch dich verpestet die Welt!
Freiheit nennt ihr? o ihr, des Lasters gedungene Knechte!
Wahnsinn und Eitelkeit flimmert von eurem Panier.
Sucht die Herrschaft der Welt, und erobert Fluch euch und Haß euch:
Unter der Länder Ruin grabt euch den tiefern Ruin.

Unterdrücker! Wie soll die Muse doch eurer verschonen,
Die ihr Niemand verschont, Recht und Gesetze nicht kennt!
Opfert die Schaaren nur hin, die eure Schande noch deckten!
Unter Strömen von Blut habt ihr die Lorbeern ersäuft.
Aber was klag' ich euch an? was klag' ich die fremdere Schuld an?
Hier, hier, wurzelt der Keim unsers Verderbens, bei uns.
Knechtschaft gebietet man nicht, als dem, der Knechtschaft verdienet:
Welch unwürdiges Loos traf dich, mein mütterlich Land!
Konntest du nie dich empor zu eigenen Kräften erschwingen?
Kennst du kein ander Gebot, als wann der Herr dir befiehlt?
Wo sind die tausend Arme, wo sind sie die Male des Schlachtfeld's,
Die du oft muthig erhobst, blutig dir oftmals errangst?
Aber wozu? Ein träges Gestirn hängt über dem Haupt dir,
Läßt dir des Fleißes Verdienst, raubt dir des Geistes Genuß.
Reiß der Bande dich los, der seelenschändenden Bande!
Dränge dich muthig hinan; rette die Ehre der Zeit!
Aber was seh' ich? Sie selbst, die deiner Kräfte sich rühmen,
Denen du willig folgst, hin in die Schlachten, zum Tod,
Knechten mögen sie mehr, als eigenen Kindern, gebieten,
Und der Vater des Volks sieht in dem Volke nur Raub! —
Schweig, o Muse! verhüll' das Gesicht! was stimmst du für Saiten?
O wie schallt mir der Ton widrig vom Felsen zurück!

Seid mir ewig gegrüßt, ihr thaldurchirrenden Bäche; —
Und du, steigender Wald, hohen Gedanken geweiht!
Tragt mich näher hinan zu euerem Himmel, ihr Berge!
Daß ich die reinere Luft athme, der Sümpfe befreit.
Hier, an den Rücken gelehnt der ewig alternden Eiche,
Trotz' ich, den Göttern so nah, Jupiters Donnergeschoß.*)

---

*) Dieses Gedicht wurde zuerst in dem „Neuen Teutschen Merkur" (1801. 11. St.) abgedruckt, und daselbst von Knebel mit einer Anmerkung begleitet, die zu charakteristisch ist, um sie nicht auch hier wieder aufzunehmen. Der Dichter sagte: „Gegenwärtiges Gedicht wurde zu einer Zeit verfertigt, wo die französische Nation, die so viel von sich erwarten gemacht hatte, immer, in ihrer eignen Wahl, von einer häßlichen Herrschaft zur noch schlechtern überzugehen schien, und, durch die trefflichen Friedenshändler zu Rastadt, die teutsche Nation mit verachtendem Uebermuth verhöhnen ließ. Wem hätte da die brennendste Geißel des Unwillens und der Satire zu heftig scheinen sollen? Uebrigens scheut sich der Verfasser nicht, seine wahre Vorliebe für eine Nation zu bekennen, die so seltene Verdienste und Eigenschaften besitzt." — D. Red.

Der Hügel.

Redende Wälder! Du Säulengang, mit schattigen Bäschen
Oden bekrönt! o nehmt wieder gefällig mich auf,
Da mich die Freunde verlassen! Es ändern die Scenen des Lebens,
Was dich am Morgen beglückt, dünkt dir am Abend ein Traum.

Über den steigenden Wald erhebet sich einsam der Hügel,
Nackt, sein breiteres Haupt ringsum mit Tannen bekränzt:
Tausendjähr'ger Porphyr ummauert den moosigen Rücken,
Und blickt unter'm Ruin grauer Vergangenheit vor.
Hier ergehet sich oft im einsamen Irren die Muse,
Von dem begleitenden Chor ihrer Gesänge geschützt.
Dahin leit' ich den Fuß. Willkommen, ihr traulichen Orte!
Und du, sicherer Hain! meinem Verlangen getreu.
Seid ihr von allen allein, nur ihr, mir endlich geblieben?
Ihr die Zeugen des Glücks, ihr die Vertrauten des Leids?

Wie still athmet der Hain! Wie leise wallen die Winde!
Welch ein schimmernder Glanz drängt sich vom Hügel auf mich!
Ist kein Laut, kein Odem in euch, mein Sehnen zu stillen?
Dringt kein menschlicher Ton in mein verlangendes Ohr? —
Horch, wie liespelt's im Laub! was starrt durch die regeren Zweige?
Täuscht's mich, oder es tönt menschliche Stimme zu mir! —

„Glaubst du so ganz dich allein auf diesem besonneten Hügel?
Hier in der weiten Natur glaubst du kein Wesen um dich,
Das theilnehmend dich fühle, das deine Töne vernehme,
Das mit menschlichem Laut menschlichen Lauten entspricht?
Siehe, dein Bruder bin ich! Ein allgebietendes Schicksal
Riß von dir mich hinweg, als ich zur Seite dir fiel.
Noch ertönen in mir die jammernden Klagen, die Seufzer,
Die du erhubst; mir tönt noch dein Geschrei durch den Wald.
Doch dir verstummte der Wald, und des Schicksals Strenge. Du gingest,
Suchtest den Deinen nur Trost, wand'st sie zum Leben noch auf;
Nimmer vergeß ich es dir. Nun such ich die einsamen Wälder,
Die ich so innig geliebt, wo ich so tief dich betrübt;

Neue Hoffnungen dir in die Seele zu hauchen, des Lebens
Neues Verlangen: denn reich iſt an Geſchenken die Zeit.
Fragſt du, woher die Stimme dir kommt? welch fremdes Geheimniß
Aus entfernter Welt hieher zu dir mich gebracht?
Wiſſe: das Ganze bewohnt Ein Geiſt; die innere Flamme
Treibet zu neuer Geſtalt immer die Weſen hervor:
Alles belebet ſich ſtets; doch in unterſchiedlichem Maße
Hat ſich der weckende Hauch durch die Naturen vertheilt:
Grünt in der Pappel auf, und blüht in der duftenden Staude,
Regt ſich empfindend im Thier, denkt in dem menſchlichen Geiſt.
Aber, was in dir gewohnt, weicht wieder zu minderen Kräften,
Schwingt aufs Neue ſich dann auf zu begeiſterter Kraft:
Und ſo verbleicht nicht ganz der ehmals mächtige Schimmer.
Schau die ganze Natur; ſieh nur die Weſen um dich:
Könnte dir ihre Geſtalt ſo tief an das Innerſte ſprechen,
Wäre nicht geiſtige Kraft irgend den Kräften verwandt?
Die iſt der abgeſchied'nen, doch immer noch lebenden Seelen:
Jede ſuchet und ſchmückt ſich mit dem eignen Gewand,
Wohnet bald hie bald da; bald hoch in dem glänzenden Äther,
Bald in der Eiche Haupt, bald in dem rieſelnden Bach:
Und ſo war ich auch oft dir nah im grünenden Stamme;
Aber dein dringendes Flehn hat mich zur Stimme gebracht.
Nun vernimm noch von mir die Worte der warnenden Freundſchaft;
Denn noch athmet in mir zärtliche Sorge für dich:
Zürne dem Schickſal nicht, wohin dich auch immer die Fluth treibt;
Nur nach zweifelnder Fahrt ſuche dir eilend den Port.
Iſt dein Wunſch dir verſagt, dem Vaterlande zu dienen,
Folge dem ſicherern Ruf; ehre die Menſchheit in dir.
Zweifelhafter Natur iſt das, was dir Andere geben:
Reichthum ſuche, du kannſt's, nur in der eigenen Bruſt,
Und verſchmäh' unrühmlichen Glanz und eitles Geſchäfte:
An dem ſumpfigen Ort ſteuret der Schiffer umſonſt.
Ach! ich ſelber erfuhr's! Bereit, auch das Schwerſte zu tragen,
Sank an dem trägen Pfuhl matt mir die Hand und das Haupt.
Nur mit zufriedenem Sinn magſt du fortnähren das Leben,
Wann du den Guten getreu ſcheinen dir läſſeſt ihr Licht.
Liebe die Deinen! vielleicht erſetzet dir künftig das Schickſal,
Was an mir du verlorſt, in einem zärtlichern Bild."

Alſo die Stimm' und ſchwieg. Eiskalter Schauder beſtel mich,
Und unnennbar Gefühl drang durch mein inn'res Gebein.
Endlich rief ich: „o bleib, geliebter Bruder! des Herzens
Naheverwandter Ton, bleibe nur du mir zurück!"
Doch kein weiterer kaut: nur fernere Töne vernahm ich,
Wie vom klagenden Bach nächtlich der Wandrer ſie hört;
Oder wie hoch umwipfelt des Waldes einſame Tochter,
Wann ſie der Lenz umlaubt, girret ihr zärtliches Lied.
Aber wie nach Gewittern ſich zeigt an Spitzen der Maſten,
Oder an Thürmen vielleicht, hohes aufglimmendes Licht:
Bläulich ſteigt es empor, und ſteht; ein Wunder den Menſchen,
Und ein bedeutender Wink ihres noch künft'gen Geſchicks!
Alſo ſah ich am Gipfel des Baums die ſteigende Flamme,
Als ich, verwirrt in der Nacht, mich von dem heiligen Ort.

Adraſtea.

Glaube mir, was in der Welt Geſetz und Sitten wir nennen,
Iſt auf ſo leichten Sand nicht, wie du wähneſt, erbaut;
Alles iſt Ordnung und Maß; ſonſt könnt' es ja nimmer beſtehen.
Sieh nur das wachſende Kraut, ſieh nur der Thiere Geſchlecht;
Immer ein Gleichgewicht muß jedes der Weſen erhalten;
Die Elemente ſogar, Waſſer und Feuer und Luft.
Hebt es ſich auf, ſo ſiehſt du ſie bald im ſchrecklichen Kampfe;
So, daß die Erde zerbirſt, wüthend zerſtört der Orkan.
Auch daß du athmeſt und lebſt, verdankeſt du weiſen Geſetzen,
Und der Moment, der ſie löſt, löſet dein Weſen zugleich;
Giebt, was jetzo du biſt, an andere Dinge zur Ordnung;
Denn in der Welt iſt's Eins, Leben und Ordnung und Sein.
Eben ſo iſt's in der inneren Welt, in der Seele des Menſchen;
Auch ſie iſt durch Verein von Elementen erbaut,
Deren gemeſſener Bau erweckt die Gefühle der Wahrheit;
Schon in des Kindes Bruſt reget nach ihr ſich der Trieb;
Immer ſchwebet in uns die lebendige Schale, die wäget,
Mißt und denket und fühlt, Wahrheit und Regel und Recht.

Leidenſchaften erregen die Bruſt, beſtürmen das Jünglein,
Das, nach des Geiſtes Geſetz (glückt es) ſich wiederum fügt.
Und ſo wohnet ein herrſchend Geſetz in unſerer Seele;
Das, befolget, uns Glück, widrig, die Strafe gebeut.

Nah an dem heiligen Fluß von der Göttin Ganga benennet,
Wohnt ein Menſchengeſchlecht reiner an Sitten und Geiſt.
Ihren Urſprung leiten ſie her von des Himmels Geſtirnen,
Und kein älteres Volk hat noch die Erde gekannt.
Früchte der Bäume, der Saat, ſind einzig ihnen die Nahrung:
Denn vor des Thieres Blut ſcheut ſich erſchrocken der Geiſt;
Weil er in andrer Geſtalt ſein eigenes Weſen erblicket,
Und in verwandter Natur ahnet unſterbliche Kraft.
Liebliche Kinder der Sonne, des ſanftumleuchtenden Mondes,
Welch ein himmliſcher Thau hat euch die Seelen getränkt?
Hat ſie mit innigem Reiz den Blumen zu Schweſtern vermählet,
So, daß ihr wandelndes Loos faſt auch das eurige iſt?
Unter den Blüthen des Hains und den Ambra hauchenden Lüften
Faſſet der höhere Geiſt reiner das himmliſche Maß;
Sieht mit ſchärferem Auge des Schickſals ſtiegende Wage,
Wo auch der leiſeſte Hauch wendet der Sterblichen Loos.
„Rein iſt, ſagen ſie, Gott; ſein Weſen ſelber iſt Güte;
Leidenſchaften und Zorn kennet der Ewige nicht:
Aber er ſtraft durch ſie ſelbſt, durch ihr eigenes Schickſal die Böſen;
Schmerz und Betrübniß ſind Folgen unrichtiger That:
Ja die Hölle ſelbſt iſt ihnen ihr böſes Bewußtſein,
Deren brennende Gluth nimmer im Herzen erliſcht."

Die Wege des Lebens.

Zwiefach zeigt ſich der Weg, der hindurch uns führt durch das Leben,
Und zu verſchiedenem Loos öffnet ſich doppelt die Bahn;
Hier zu dauerndem Glück, und dort zu Noth und Gefahren;
Aber am Eingang täuſcht irrend den Sucher die Wahl.
Schmal erhebet ſich hier der Pfad, verwebet mit Dornen,
Auch manch zackiger Fels ſchrecket des Wanderers Blick;

Aber hat einmal der Fuß die steile Höhe gewonnen,
Lächelt, mit Blumen geschmückt, himmlische Wonne dich an.
Nah und gemächlicher ist die breite Bahn, die sich auftut,
Und sie schlinget sich hin, lockend zu süßem Genuß;
Doch es verwandeln sich bald die Blumen in stechende Dornen,
Unter Grauen und Nacht wachen Gefahren und Noth.
Glücklich, wer einmal den Pfad des Lebens, den wahren, gefunden;
Seiner Seele vertraut, und ihn entschlossen verfolgt!
Immer leuchtet ihm hoch sein Stern am glänzenden Mittag,
Und verbirgt er sich auch, bricht er nur schöner hervor.
Suchst du jedoch mit Fleiß die richtige Weise des Lebens,
Nimm, was die Muse mir jüngst sorgsam und kundig vertraut.

„Auf unsicherer See schwimmt oft das Leben der Menschen,
Und der leiseste Hauch ändert die richtige Fahrt:
Darum lenke dein Schiff mit Sorgfalt, gerüstet mit Weisheit,
Und mit Erfahrung gekrönt; denn auch das Leben ist Kunst.
Tritt nun der Morgen hervor mit goldenen Gaben geschmücket,
Greife nach seinem Geschenk, doch mit geweiheter Hand:
Rufe die Götter an; von den Ewigen kommt dir der Segen,
Und zu dem rechten Gebrauch stärken die Kräfte sie dir.
Munter schreite zum Werk, und verachte den emsigen Fleiß nicht;
Nur durch emsigen Fleiß schaffen die Bienen ihr Gold.
Welcherlei Art des Geschäftes das ordnende Schicksal dir zutheilt,
Suche das rechte! nur das giebt dem Bemühen den Werth.
Sei dir selber der Mann; es kränkelt die Hülfe des Fremden;
Immer erhältst du nur halb, was du von Andern erhältst.
Liebe den Freund, doch suche dir den, der gütig und ernst ist;
Wen dein Fehler nicht kränkt, nimmer hat der dich geliebt.
Gieb dem Leben sein Recht, und erhalte den munteren Sinn dir,
Daß der Sturm nicht zu früh beuge den kränkelnden Stamm.
Immer noch blüht ein Blümchen versteckt dem wackeren Manne,
Und sie blühen auch dir, wenn du sie duldend erhaschst.
Viel verändert der Tag, und viel die Bewegung der Menschen,
Und ein männlicher Sinn trotzet auch naher Gefahr.
Selten erwächst in den Gärten der Menschen die edlere Palme,
Aber des Hochmuths Dorn wuchert verwüstend umher:
Meide den widrigen Strauch, und pflege die edlere Pflanze,
Nimmer verwildert ihr Laub, immer mit Früchten gekrönt.

Merke dir noch: in des Menſchen Gemüth hat ſelbſt die Natur ſchon
Eine Wage gelegt, Unrecht zu meſſen und Recht:
Was du an dieſem gewinnſt, erhebet dir leichter die Seele,
Und es verſchwindet vor ihr drückender Sorge Gewicht;
Doch ſo gering du auch nur des Unrechts Schale beſchwereſt,
Hebt die Reue der Zeit kaum dir die Laſten hinweg."

Alſo die Muſe, die ernſte, die Lehrerin. Unter des Felſen
Hochgewölbeter Nacht lehrte die Worte ſie mich.
Und ein lieblicher Strahl der frühererwachenden Sonne
Fiel belebend herab auf den zerfreſſenen Fels.

An der Quelle der Ilm.

Auch hier wohnen die Muſen! auch unſere Fluren beſuchſt
Du, o mänaliſcher Pan, wechſelnd den hohen Geſang!
Oft ertönet dein Lied vom waldumrauſchten Hügel,
Oder am einſamen Bach, oder vom luftigen Fels:
Dann erlernen die Fichten das Lied, am Bache die Erlen,
Und vom Felſen ertönt's lieblich in's ſchallende Thal:
Nymphen tanzen im Hain, die ziegenfüßigen Faunen
Klimmen aus Schluchten hervor, horchend dem neuen Geſang.
Oft auch verſuchen ſie ſelbſt, auf minder gelehrigem Rohre,
Nachzuahmen den Ton, den der unſterbliche ſang.
Jüngſt belauſcht' ich ihn ſelbſt. Er ſaß am tieferen Abhang,
Wo ſchon raſcher die Ilm gürnt über Kieſel hinweg;
Und ſo begann er: „O ſei mir gegrüßt, du liebliche Nymphe!
Keine von allen verſagt dir den gefälligen Kranz.
Nicht mit Perlen und Gold haſt du dir die Stirne gezieret;
Aber der ſchöne Geſang hat dir die Lippe beglückt.
Sieh, wie erheben ſich ſchon mit Stolz die benachbarten Berge,
Und wie zittert das Haupt freudiger Tannen empor!
Nicht des Parnaſſus Höhen, mit delphiſchem Lorbeer umkränzet,
Nicht den Pindus, und nicht Imeins benetzen ſie mehr:
Obgleich dieſem von Gold die Adern glühen, und jener
Unter den Schatten des Thals Chöre der Muſen verbirgt.

Alles verändert die Zeit, und alle Gestalten der Dinge;
Auch der friedlichste Gott läßt hin Arkadien nun;
Läßt den lycischen Hain und des Ladons silberne Fluthen,
Wo im säuselnden Rohr Syrinx, die schüchterne, klagt;
Sucht das entfernete Land und die rauhbewachsene Gegend,
Wo ihm den heimischen Ton irgend die Quelle noch rauscht.
Und da fand ich dich hier, geliebte Nymphe, im Schatten
Einer Ulme: du nahmst glücklich den Nomen dir auf;
Denn mit holderem Grün hast du dir die Schläfe gezieret,
Als vom erblaßten Haar Daphnens der Sänger sich liest.
Rein, wie Kastaliens Quell, strömt dir die Urne: o netze
Weithin fließend die Flur mit dem kastalischen Thau,
Daß dem begeisterten Aug' einsische Haine hervorblühn,
Und zu weicherer Ruh' locke der Rasen umher;
Neue Blumen entsprießen, und neue Blüthen der Zweige,
Und mit dem duftenden Hauch Aura die Lieder verweht!
Was ist süßer als holder Gesang, die Geschenke der Musen!
Die nur erfreuen das Herz, und sie beleben den Sinn.
Wann ich den offenen Halm mit gebogener Lippe durchirre,
Dann eröffnet sich mir weiter die horchende Welt:
Fichten steigen von selbst herab, mir Kränze zu bringen,
Und zu den Sternen empor flieget der hohe Gesang.
Nimmer würde der Mann, der im Herzen träget die Musen,
Ihren erhabnen Gewinn tauschen für irdischen Preis;
Denn ihm erschallen bei Nacht und Tag die entzückenden Weisen,
Und sie scheuchen von ihm jegliche Sorge hinweg;
Machen die Jugend beglückt, und beglücken noch späte das Alter,
Reichen für jedes Geschick heilende nährende Kraft;
Zweifach genießt er durch sie die Geschenke des Lebens, und endlich
Hebt ihr Fittich ihn auf, hin zur ätherischen Flur."

Also vernahm ich das Lied des doppelgestalteten Gottes:
Oder täuschte mein Ohr irgend ein lieblicher Wahn!

Herders Tod.

Den 18. December 1803.

Fließe lindernder Nero! du kannst nicht nehmen die Schmerzen,
Aber die Töne vielleicht mildern die leidende Brust.
Herder ist todt! — doch sprachst du es aus! und reißest vom Herzen
Einen blutenden Theil mir mit den Worten hinweg.
Heute noch lebt' er mit uns; die goldenen Ströme der Worte
Flossen zu uns, das Herz wuchs mit dem mächtigen Strom.
Brechet die Zweige vom Rande der Ufer, und streuet die Blumen,
Ehe sie welken; er fließt nimmer, der goldene Strom!
Auf ihn, Gattin! ihr Kinder ruft! ihr Freunde versuchet
Jegliche Hülf. Es lebt, wahrlich es lebet der Mann!
Hört ihr die Stimme nicht? vernehmt ihr sein sanfteres Wort nicht?
Nein, er verließ uns nicht; immer noch ist er bei uns:
Noch bestieg er ihn nicht den reinen ätherischen Himmel,
Den er im Geist bestieg mit der Unsterblichen Chor. —

Aber was hilft es, das Ohr den ermüdenden Klagen zu stopfen,
Und der Täuschungen Flor sich um das Auge zu ziehn!
Herder ist todt: so will's das Geschick. Es spielet gewaltsam
Mit dem würdigsten Sein, wie mit dem leichtesten Nichts,
Darf sich dein grausames Spiel, o Schicksal, also ergötzen,
Daß es das Göttliche würgt, wenn es von Staube sich nährt!
Sieh, es liegen gebeugt vor dir, die Wahrheit, die Menschheit,
Wissenschaften und Kunst, jegliches seine Verdienst;
Ziehen das Leben des Mannes, der Allen Leben und Schutz war:
Aber ein taubes Ohr schließet den Klagen sich zu.
Wo blüht künftig der Hain, den seine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmlischer Weisheit uns brach?
Wer erforschet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
Unter das Menschengeschlecht tausendgestaltig gestreut!
Wer belebet die Blüthen des Geistes? den Honig der Musen,
Wer hat ihn reiner gefaßt? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühte das Herz beim Anblick fremden Verdienstes,
Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund.

Weise lernten von ihm, und selbst auch das lallende Kind spricht
Nur die Worte, die er freundlich dasselbe gelehrt.
Ernste Bescheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Freundschaft und Tugend,
Traurend über den Freund, eilen verlassen davon.

Ach, ich sah ihn! die Herrschaft des Geistes, die Ruhe der Seele
Wuchs, als der Körper sich schon trennte vom heiligen Band.
Reiner glänzt es aus ihm: so steiget die goldene Sonne,
Sich von dem trüben Gewölk lösend, zum Himmel empor.

Theurer Schatten, so lebe denn wohl! die einsamen Tage,
Die mir das Schicksal noch gönnt, bleiben dir künftig geweiht,
Nimm der Liebe Geschenk; sie glaubt nicht mehr dir zu geben,
Als den geringen Zoll eines gerührten Gemüths.
Wenn der Frühling erblüht, so wollen wir Blumen dir brechen,
Und mit dem sinkenden Blatt sinkt dein Gedächtniß uns nicht.
Deiner Lieder belebender Hauch, die schönen Gebilde
Deines Geistes, sie sind um uns, und leben noch fort.
Zwar ich dacht' und hofft' es gewiß, des ermüdeten Herzens
Letzten Wünsche dir einst scheidend noch anzuvertraun:
Dir an Jahren so gleich, obgleich nicht ähnlich an Kräften,
Hofft' ich von dir zuletzt sterbend ein Lebewohl.
Doppelt zerreißt das Schicksal mir nun den Faden, und stürzt mich,
Ehe der Abend sinkt, tief in die Schatten der Nacht.
Und, ihr Theuren! die schwer des Geschickes Schlag nun erschüttert:
Gattin, die jedes Verdienst von dem Verdienten getheilt;
Mutter und Freundin, wie wenige sind, an Geist und an Herzen!
Kinder, die ihr mit Recht liebend den Vater beweint:
Ihn, den besten der Väter, der Herz und Seele für euch war,
Tragt das gemeinsame Loos nicht mit gewöhnlichem Muth!
Stärkt euch unter einander! die fest vereinete Kraft gilt.
Seht auf des Vaters Bild! Tugend gebeut es und Fleiß.
Wird kein Künstler damit den parischen Marmor beseelen,
Bleibt doch ewig dieß Bild tief in des Edleren Brust.

III.

Vermiſchte Gedichte.

Die Wollust.

(1787.)

Freund, die Sirene singt. In tändelnden
Geberden naht sie sich, die Gauklerin.
Ihr Auge winkt dir schmeichelnd; bald hat sie
Dich wiederum vergessen, wirft sich hin
Aufs Rosenlotte, scheint vom Purpurglanz
Des weiten Marmorsaals, und vom Gesang
Der Saiten und vom süßen Blüthenduft
Berauscht, zu schlummern. Doch nicht lange! denn
Sie springt von ihrem Lager auf, und schießt
Den scheuen schnell zurückgezognen Blick
Nach dir, der sie verräth, doch mit dem Pfeil,
Dreimal in Gift getaucht, dein Herz durchbohrt.
Dann hüpft sie tändelnd zu dir hin, gießt sich
Dir schmachtend in die Arme, tanzt mit dir
Ihr Zauberlabyrinth phantastisch durch,
Verstrickt mit jedem Schritt dein mattes, schon
Umschlungnes Herz noch mehr. Du fühlst entzückt
Den zephyrsanften Arm, den Busen, der
Gehobner, pochender an deinem rast.
O Jugend! eitles Schattenbild! wo bist
Du? wer entschwört dieß Aug' dem Zaubertann,
Womit, o allzumählig! es der Arm
Verrätherischer Lust umwunden? Schon
Erstirbt die Seel' auf deinen Lippen, schon
Verlischt das Aug', die Hand sinkt, nicht Ein Ton,
Der von der matten Brust die Zung' erleicht',
Der durch dein taubes Ohr zum Herzen dräng'!

Du sinkest hin in der Ungöttin Schoos
Berauschet; Liebesgötter scheinen dir
Ein Freudenfest zu feiern, scheinen dich
Mit Rosen zu bestreun, indeß sie dich
In ihre Arme schließt und feurig dich
An ihren Busen drückt, wo du entschläfst,
Und Seligkeiten träumst und Götterlust.

So schläfst du nun, und denkst nicht, welche Qual,
Wie manches herzzerfolternd Elend dir
Das Schicksal aufbewahrt. Zwar schläft sie noch
Mit dir den süßen Schlaf, die schreckliche
Nachtvolle Hydra, Reue; aber bald,
Bald wird sie fürchterlich zugleich mit dir
Erwachen. Sieh! Schon sträubt sie ihn empor,
Den Schlangenhals! Schon schwillt den Purpurkamm
Die Wuth! Schon tödtet ihr entzündetes
Giftrothes Auge! Dreimal spitzet sie
Die scharfe Zung', und nun — nun fällt sie dir
Ans Herz! — So lebe wohl hinfort, o du
Des Lebens süßes Glück, o Ruhe! du
Der Unschuld sichere Begleiterin,
Leb' ewig wohl! Nicht die gerungne Hand
Des Frevlers ruft dich mehr, kein Schluchzen, kein
Der glühend heißen Wang' entquollner Strom,
Nicht alle Mörderwuth der tobenden
Verzweiflung. Tugend, die verscherzt Einmal,
Läßt feilen Dirnen gleich, um schnöden Preis,
Sich nicht zurückerdingen. Schau! Sie stehet da,
Furchtbar gerüstet, und ihr Rachschwert blitzt
Auf dich Verderben. Sprich! Wo sind sie nun,
Die süßen Götterfreuden? Wo die Lust,
Für die du so bereit des Lebens Glück
Vertauschetest? Wo ist sie? Wo entschläft
Im rosenweichen Arm der Göttersohn,
Und träumet Seligkeit und Himmelslust? —
Des Lasters Kettenklang tönt in dein Ohr,
Wohin du gehst. Statt goldner Träume, Nacht,
Qual und Verderben, Schrecken und die Wuth

Der Furie, die die ihr Natterhaar
Ins Antlitz ſpeit.

So wachet über die
Die Reue, mit zerfleiſchtem Angeſicht
Und nimmermattem Thränenauge; drückt
Der Geißel ſpitzen Dorn tief in dein Mark,
Und löſet in ein Meer von bitterer Gall'
Die ſüßen Tropfen Luſt auf. Doch vielleicht,
Vielleicht entſchlummert einſt ihr müdes Aug'!
Vielleicht entſinkt der Hand der raſenden
Verfolgerin die Schreckenfackel! O,
Wie ſchwer zu kämpfen den verlaßnen Kampf!
O des zu ſauern Sieges nach der Flucht!
Denn tauſend Schlangenwege krümmen ſich
Zum Laſter, Ein Pfad ſteigt zur Tugend auf.

Otaheiti.

(1797)

Lichtet die Anker, und ziehet die Tau' an, und löſet die Segel!
Nach Otaheiti hin eilt mein geflügeltes Schiff:
Oder iſt eine der ſeligern Inſeln im friedlichen Meere,
Zeiget mir dorthin die Bahn, ſteuret mir dorthin den Maſt:
Denn ich bin müde des Lebens Hefen hier länger zu trinken!
Auf und verlaßt dieß Geſtad', ſuchet die freundliche Bucht,
Wo die Welle des Meeres gelinder rauſchet, ihr Spiegel,
Trunkener Bilder voll, leiſer am Ufer zerfließt.
O wie ſelig, allhier des langermüdeten Lebens
Süße Vergeſſenheit, die, Braut der Natur, zu entziehn,
Unter Kokospalmen und Pandang! wie ſäuſelt gelinde
Durch den gefiederten Hain kühlender Zephyre Hauch!
Und wie zerfließet in Gold des Himmels glänzender Saphir!
Leicht, wie mit Schmetterlingsflug, fliegt der Gedanke umher:

Gleich dem bunten Geſchöpf, mit allen Farben der Sonne,
Gaukelt er luſtig umher, ſaugt den ätheriſchen Duft.
An die korallene Klippe, die weithin im Meer ſich verbreitet,
Hängt ein Muſchelgeſchlecht zierlich ſein farbiges Haus;
Und du glaubteſt, wann du hinſchauſt von des ſchimmernden Meeres
Teppich, ein Feenreich ſei hier in Grotten erbaut.
Aber was braucht es des Zauders? hier, ſieh an dem holden Geſtade
Einen holderen Blick! Welche Geſtalten ſind das?
Reizende Mädchen; ſie bringen, in Körben von Kokos geflochten,
Einen gewürzreichen Duft ſeltener Früchte dir dar:
Hier, des Piſangs gezuckerte Feige, des göttlichen Brotbaums
Allernährende Frucht, Äpfel von Purpur und Gold,
Wurzeln der Yams, und milde Batatten; vor allen der Palme
Köſtlichen Kern, der Natur reichſtes und beſtes Geſchenk.
Liebliche Töchter, des lieben, des ganz glückſeligen Eilands,
Sagt, hat die Sonn' aus Neid euch ihrer Strahlen beraubt?
Hat die Erd' euch ſelbſt mit der bräunlichen Farbe geſchmücket?
Hat mit dem purpurnen Kleid ſchamhaft das Meer euch bedeckt?
Traget nicht Sorge der dunkleren Farbe; ſie hüllet nur Reize
Edleren Anſehns ein, in ein beſcheidnes Gewand.
Oft ermüdet der Glanz der allverblendenden Sonne,
Lieblicher leuchtet die Nacht unter dem Schimmer des Monds;
Lieblicher glänzt am rankenden Stock die purpurne Traube;
Braun, Philomele, biſt du, die du den Himmel entzückſt!
Wandelt ihr am Geſtad', und ſchwimmt durch die ſilbernen Fluthen,
Nie ſah das Ufer, die Fluth trug nie ein reizender Bild.
Nicht ſo biegt mit gefälligem Reiz das zärtliche Rohr ſich,
Als die zarte Geſtalt holden Umarmungen weicht.
Wo, wo führet ihr mich hin? zu welchen Grotten und Lauben?
Welch ein flüſternd Geräuſch, welch ein balſamiſcher Duft,
Kündet mir an mein neues, mein ſeliges Leben! o nehmt mich
Hin, wo der ſproſſige Baum halb ſchon den Himmel erreicht,
Und die breiten Äſte zur Erde ſenket! da will ich,
Unter euerem Schutz, friedliche Wohnungen bau'n.
Heiter kommt hier der Tag von der Berge duftigen Höhen;
Heiter kommt mir die Nacht, ſüßer Entzückungen voll.
Hier ſoll der Liebe Stern am ganzen Himmel mir glühen;
Auch die Freundſchaft erbaut hoch ſich den heil'gen Altar;

Rein die Flamme, ſie nähret vom Thon ätherſcher Natur ſich,
Lebet durch ihren Hauch, wird nur verzehret durch ihn;
Aber ihr Weſen bleibt, und dringt von Geſchlecht zu Geſchlechtern,
So, daß dem ſeligen Volk ſelbſt ſie den Namen hier gibt.
Freundſchaft, hier ſteht dein Altar, ſo blüht in ewigen Feſten
Unverletzt von der Zeit dauernd dein Name noch fort!

Phantaſie.

Dunkler als der Tag, heller als die Nacht, ſcheint das klare Mondlicht;
Von der Berge Höhn ſteigen dämmernd auf ſchimmernde Geſtalten;
Tropfen lichten Thau's ſenken ſich herab auf die ſtillen Fluren,
Und der Wälder Graun theilt mit ſüßer Macht Philomelens Klagelied.

Oben am Olymp reißt ſich mächtig auf tiefer Welten Abgrund;
Weder Aug' noch Ohr findet ſuchend hier der Gedanken Ende;
Ewig dreht das Rad ungemeßner Zeit alles Daſeins Fülle,
Und verſchlingt in Eins den zu ſchnellen Raub irdiſcher Geſtalten.

Wo die Düfte wehn, dorten an der Wand lichterhellter Buchen,
Such' ich, wie verſcheucht von des Meeres Fluth, Lina's ſtille Hütte:
Schöner als der Nacht ſchimmerreicher Stern glänzt bei ihr der Friede,
Und das ſüße Thal, und das Mondenlicht, wird um ſie noch ſüßer.

Die Grazien, beim Bade der Mädchen.

Wer ſind jene drei Weſen? ſie ſehen den badenden Mädchen,
Sanft an einander gelehnt, unter dem Ahorne, zu.
Dieſe durchwühlen die gläſerne Fluth, und plätſchern, und ſprengen
Sich den reinen Kryſtall über die Schultern von Schnee:
Andre ſangen, in Muſchein geſchöpft, den kühlenden Strom auf;
Andre gießen die Fluth ſchwarzbrauner Locken ihm zu.

Welch ein Leben, welch süße Bewegung! gelinder und holder
Beugt der Narzissenwald nicht sich dem spielenden West:
Also schwanken, vom Thaue getränkt, die zärtlichen Rosen;
Also glimmert der Mond über dem schuppichten See.
Aber jene dort athmen so süß den lächelnden Blick hin,
Daß du schwörest, ihr Aug' schaffe die Scene voll Reiz.

An Herder.

Zum Abschied den 30. Juli 1788.

Mit dem reinesten Strahl trafst du das Herz mir;
Statt des lindernden Balsams drein zu gießen,
Hauchtest du von des Äthers Samen, hauchtest
Mir entfernterer Dinge hohe Gluth ein!
Was für Blüthen und Blumenfrüchte der schon
Halbvertrocknete Acker künftig bringet,
Diese alle erwachsen dir zum Kranze,
Den mein regerer Geist mit festerm Bande
Zu durchflechten sich wünscht, um ihn dem glücklich
Wiederkehrenden auf die Stirn zu drücken.

Wahrheit und Natur.

An Herders Geburtstage.

Wer zum Bunde mit der Wahrheit und Natur dir
Sich verlobt hat, der verachtet des Gewalt'gen
Stolzes Drohwort, und die angelegten Tücken,
Und die Meinung und den Widerspruch des Pöbels.

Denn er weiß es, daß vom Schicksal uns ein Ziel steht,
Das wir früher oder später doch erreichen.

Und wer besser nicht zu führen sich gewöhnt hat,
Achtet wenig, was ihm Zufall oder Glück beut.

Auch er selbst hat sich gestellt den hohen Zielpunkt,
In dem Einklang mit Natur und mit der Wahrheit;
Und ein Band hält in Gemeinschaft ihn der Edlen,
Welche waren, welche sind, und die noch kommen.

Und da Einmal nur zu leben uns vergönnt ist,
Warum suchst du, o mein Herz, nicht, gleich dem Vogel,
Der im Strahle seines Gottes sein Gefieder
Siegend ausspannt, mit dem Flügelschlag den Äther?

Es erhebet sich mein Geist zu jenen Sphären,
In der Seelen reinem Äther will ich wallen:
Sei es Täuschung, sei es Liebe, die mich fortreißt,
Wo der Freiheit hoher Flug schwebt, dahin strebt' ich.

In den Lüften weilt der Adler; nur die Meise
Hüpft und picket im Gebüsch und niedern Sträuchen;
Jedes sucht sein eignes Leben; wer bekannt ist
Mit den Seelen, dieser sucht das Land der Seelen.

Immerwährend überfließt sie goldner Lichtthau,
Und er breitet sich in dem aus, was erkannt wird;
Nicht dem Tage folgt die Nacht, und nicht die Eine
Sonne strahlt nur in den Wiederschein der Dinge;

Sondern neue Wonnen quellen unaufhörlich,
Und erquicken die Bewohner jenes Lichtraums:
Wie die Bienen um die süßen Honiglager
Sich ereifern und ergänzen im Geschäfte;

Was die Eine sucht, beglücket auch die Andre;
Ewig trunken von dem Nektar junger Blüthen,
Ewig taumelnd in dem Glanz der Balsamlüfte:
Unter Blumen jenes Äthers wallt mein Herder.

Das Gürtelband.

An Jenny von G.

(1793)

Laß Dir ein Mährchen erzählen an Deinem uns feſtlichen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn Dir gefällt, Vergnügen Dir bringet.

Sah nicht jüngſt ich ein Band, von Gold und Seide gewirket,
Von der reicheren Hüfte herab zur Ferſe dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort, und redeten alſo:

Goldfaden.

„Nein, ich trag' es nicht länger, mit dieſen ſeidenen Fäden
Hier in Gemeinſchaft zu ſtehn! ſie ſind doch geringerer Herkunft
Weit als ich: ich ſtamme vom Zepter des Jupiter ſelber:
Gold iſt Neptuns Dreizack, und golden die Krone des Pluto."

Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehr'! ich bin nicht gegrabenes Gold nur,
Aus den Klüften der Erd' und dem rohen Felſen erſcharret:
Ein lebendig Geſchöpf ernährte zu feinerem Stoff mich,
Zog mich aus ſeinem Buſen, und ſpann mich mit Kunſt und Geſchicke:
Seitdem tragen die Könige mich und die Herren an Feſten;
Weit gefäll'ger bin ich, als dein ſo beſchwerlicher Reichthum."

Leinenfaden.

„Was erzählt ihr euch hier, und ſprechet von euren Verdienſten!
Bin ich der Erde nicht, des Waſſers, holdeſter Sprößling?
Hat nicht die thauende Nacht mich erzeugt? der ſtrahlende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen Fäden
Unterſtütz' ich allein; ſonſt würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verſchwinden. Ich halt' und trage ſie höher zum Glanze,
Und verberg' mich beſcheiden, verlange nicht ſelber zu ſchimmern."

Alſo beſchauten die drei ſich unter einander. Was kam nun?
Zürnend trennten ſie ſich, und riſſen, und wollten nicht weiter.
Nun lag ohne Zierde das Band und ohne Geſtalt da:
Das dir in ſtolzer Schöne rechts umgürtet die Hüften,
Hatte nicht Form noch Werth; verachtet fiel es zur Erde.

Fabel.

Verſtand und Glück ſind meiſt im Widerſpruch;
Sie konnten ſich ſeit Anbeginn der Welt
Nie gut zuſamm'n vertragen. Eins verachtete
Das Andre; bis zuletzt ſie beide ſich
Auf ewig von einander trennten.
Nun reiſte der Verſtand die Welt herum,
Und Niemand wurde ihm gewogen: Freunde
Des Glückes zeigten ſich doch überall.
Da kam er bald in Noth. Hui, dacht' er bei ſich,
Bin ich nicht ſelbſt ein Thor! Denn Thoren zeigen
Sich überall, und dieſe leben noch
In Wohlſtand und im Überfluß; und ich,
Ich Armer! quäle mich in Noth beſtändig.
Ich will doch auch wie jeder Andre leben!
Allein wie fang ich's an? Die Kaufmannſchaft
Ernährt doch am gemächlichſten den Mann!
Ich will ein Kaufmann werden. Womit aber
Mach' ich den Handel? Mit Verſtand! Das iſt
Mein Capital: ein andres hab ich nicht.
Wohlan denn, hier iſt ein Verſtandeskram!
Wer kaufen will, der kaufe! Kommt herbei! —
Doch Niemand kam. Der Eine ſagt: ich habe
Verſtand genug; was, Henker, ſoll ich kaufen!
Der Andere: Zu was nützt denn das Ding!
Zu weiter nichts! man lebt weit glücklicher
In dieſer Welt, wenn man es nicht beſitzt.
Genug, es kam ſo weit, daß dem Verſtand

Sogar von hoher Obrigkeit zuletzt
Der ungemeſſenſte Befehl erhielt,
Und eingeſchärfet wurde: fort den Unfug
Nicht mehr zu treiben, und den Laden gänzlich
Zu ſchließen. Nun ging einer Zeitlang zwar
Er noch hauſiren, kam von Haus zu Haus,
Von Schloß zu Schloß, doch Niemand wollte ſein;
Es brauchte Niemand ſeine Waare: Ja,
Zuletzt wies man ihn gar verächtlich ab.
Bin ich nicht dumm! dacht' er nun bei ſich ſelbſt;
Zu was ſoll auch den Leuten meine Waare?
Weiß ich's nicht ſelbſt! — Ich muß es anders faſſen!
Vielleicht gelingt der umgekehrte Handel mir! —
Nun bot er Narrheit aus, und mancherlei,
Und viel. Es kaufte Jeder; Jeder eilte
Herbei, noch mehr zu haben von der neuen,
Der ſeltnen Waare: und ſo ward Verſtand
Durch Thorheit wieder in die Welt gebracht.

An das Vaterland.

Vaterland, — wenn du es biſt! — ſo helfen denn Lehren
Nichts? ſo muß die Ruthe des Geiſtlers
Dir auf dem Rücken ruhn? Trauriges Loos, wenn der Arzt uns
Zu den Unheilbaren ſchickt!

Iſt keine Rettung da? iſt es umſonſt,
Daß Väter dich, daß Weiſe dich belehren?
Thut nicht jedes Blatt des großen Königs
Deinen Unverſtand dir dar?

Umſonſt! Lehre hilft nicht, auch nicht der Schade,
Der ſonſt Narren klug macht. Ihnen heißt
Verblendung Licht; ſie häufen Unſinn,
Den, ach, ſelbſt der Purpur noch glänzend macht!

Fodre denn ſort! und wenn du nun am Ende
Deines Verderbens biſt, ſo ſage dir ſelbſt:
Daß dem Unerſättlichen hier ſchlimmſten
Schickſal die eigene Thorheit iſt.

Lied der Hoffnung.

Immer ein Strahl der Hoffnung
Leuchtet im Leben uns vor;
Selten iſt der Olympus
Ganz mit Wolken bedeckt.

Mögen düſter die Wolken
Unſern Himmel umziehn,
Aus der düſteren Wolke
Springt ein Flämmchen hervor;

Und umleuchtet des Himmels
Schattenbelaſtete Nacht,
Öffnet weithin die Bahn uns,
Wo ſich der Schritt verwirrt.

Regere Kraft des Geiſtes
Sieget über Natur;
Iſt ſie richtig gewendet,
Dringen die Strahlen hervor.

Nur unmäßige Kraft wirkt
Immer zerſtörend; ſie macht
Um ſich ſchwärzer das Dunkel,
Flammt das Lichte zu Brand.

Fodre nicht mehr von dem Schickſal,
Als es zu geben verheißt;
Allzubemühete Sorge
Raubt ihm den Willen hinweg.

Leis wandelt die Wirkung
Lebendiger Natur
Durchs unendliche Ganze:
Nirgend ruhet sie aus,

Nirgend schlummert's: was todt ist
Einem blöderen Sinn,
Legt zum fruchtbaren Keime
Sich im Unendlichen an.

Hoffe, dulde, und hoffe!
Alles Lebendige hofft:
Ist der Tag, der dir aufgeht,
Anders, als hoffend, dir schön?

Licht gesellt sich zum Lichte,
Und zum Trüben das Dunkel:
Viel' der Freuden versammeln
Sich um ein heitres Gemüth.

Wie mit Strahlen des Blitzes
Tritt der Mensch in die Welt;
Und der leitende Blitzstrahl
Führt ihn durch's Leben hindurch,

Und wo selber der Blitzstrahl
Aufhört weiter zu winken,
Glimmet er fort noch in Andern:
Hoff' in Andern für dich!

An das Schikſal.

Den 30. November 1800

Unſichtbare, der Alles entkeimt, was gut und was bös iſt,
Was nur den Menſchen erfreut, was auch den Menſchen betrübt:
Leben und Tod, und Leiden und Luſt, Verachtung und Liebe,
Was zu dem Freund uns führet, was auch von Freunden uns trennt;
Oft den Geiſt zum Äther erhebt und auf Wolken ihn ſetzet,
Oft in des Tartarus Nacht ſenket den traurigen Blick:
Deiner verborgenen Huld vertrau' ich mich gänzlich, o Göttin!
Wende das Widrige weg, gieb das Gedeihliche nur.

An Goethe.

Kränze jeglicher Art haſt du die geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dichteriſches Haupt,
Oder den Pallas ertheilt dem trauteſten Liebling, iſt fremd mehr
Deiner Scheitel; dir gab ſein ihm geheiligtes Laub
Jeglicher Gott im glänzendſten Schmuck: es ſtrahlt von der Stirne
Herrlicher, als an der Bruſt Zeichen verſchwenderiſcher Gunſt:
Nimm dir anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde,
Dich zu erwecken zur Luſt, nimm dir von Veilchen den Kranz!

Unſerm ehrwürdigen Griesbach.

Zu ſeinem Geburtstage den 4. Januar 1810

Heil dem Manne, der vom Kreiſe
Seiner Lieben froh umſchlungen,
Heut' die erſte ſeiner Sonnen
Freudelächelnd wieder ſieht!

Er begrüßt die vor'gen Tage,
Die ihm Leid und Freude brachten;
Rüstet sich zur fernern Reise,
Unverdrossen in dem Lauf.

Da, wo reine Seelen schöpfen,
Schöpft er sich die milden Freuden,
Und des Lebens rauhe Stürme
Lindert er mit heiterm Sinn.

Zu der ernsten Pflicht des Lehrers
Rief ihn Wissenschaft und Kenntniß,
Und mit Biederſinn und Treue
Folgt er seinem edeln Ruf.

Schaaren wißbegier'ger Jugend
Drängen sich zu seinem Sitze,
Saugen von beredten Lippen
Wissenschaft und Lehren ein.

In der Näh' und in der Ferne
Sorgt er für ihr Glück des Lebens,
Und sie lieben in dem Lehrer
Spätrhin den Vater noch.

Auch der Bürger Wohl und Wehe
Reizet ihn zu strenger Sorgfalt,
Und mit aufgehelltem Blicke
Schaut er auf des Landes Heil.

Mild und gütig seinen Freunden;
Aber zürnend den Verderbern
Des gemeinen Wohls, verkündet
Er den Freund und braven Mann.

Mög' um seine Silberlocken
Lange noch der Kranz der Freude
Blühen! Lange noch verehret
Von den Freunden und Geliebten.

Wieland.

Jena, am 5. September 1813.

Trübe Tage sind verflossen,
Und des Himmels heitres Auge,
Das die Welt mit Freude füllet,
Barg ein düstres Wolkenheer.

Phöbus! sei uns heute günstig;
Brich die finstre Wolkendecke,
Schau herab auf deinen Liebling,
Und beselige sein Fest.

Sechszehn Lustra sind vergangen,
Und noch steht der Mann als Jüngling;
Wie der Morgen, so der Abend,
Immer stärkt ihn neue Kraft.

Heil dir, Phöbus, Freudengeber!
Du gewährest ew'ge Jugend;
Wem dein Morgen freundlich blickte,
Dem glänzt auch der Abend noch.

Schaut des Mannes langes Leben!
Wie ein weiter Blumengarten,
Überdeckt mit goldnen Früchten,
Breitet es sich aus vor uns.

Wer genoß nicht seiner Früchte?
Ruhte nicht in seinen Lauben?
Wer hat an den Silberquellen
Seines Geistes nicht geschöpft?

Wer irrt in den Zaubergängen
Seiner Muse, unbegeistert?
Wer besuchte nicht die Tempel,
Die den Grazien er geweiht?

Auch durch Kunſt der Sprache rief er
Geiſter auf vergangner Zeiten;
Und das Maas der Schönheit ſchwebt' ihm
Sicher in der freien Hand.

Doch wer mag das Lob des Mannes
Singen, deſſen ganzes Leben
Ein Geſchäft der höhern Freuden,
Eine Geiſtesblüthe war?

Ewig ſoll ſein Name blühen!
Nach ihm bilden ſich die Geiſter;
Aus den hohen Dichterhainen
Schallt der Name Wieland vor.

Heil dir, Phöbus, Freudengeber!
Schütze du des Greiſes Jugend,
Laß ihn hundertjährig werden,
Ihm zum Segen, uns zur Luſt!

Spät noch wollen wir ihn feiern,
In dem Kranze froher Gäſte;
Dank den Himmliſchen gewährend
Für ſo ſeltner Gaben Huld.

Lorenzo von Medici.

Unter Trümmern heil'ger Vorwelt
Will ich jetzt den Edeln ſuchen,
Den mein Herz vor vielen Andern
Hoch verehrt und liebend ſchätzet.

Aufgeſproßt in zarter Kindheit
Unter ſeines Ahnherrn Tugend,
Unterrichtet von den Weiſen,
Strebt er auf, der hohe Jüngling.

Was nur wiſſenswerth und rühmlich,
Was den Mann, den Weiſen, bildet,
Den Erhalter eines Staates,
Saugt ſein Herz mit frohen Zügen:

Und die ſüßen Künſte nähren,
Und die herzerwählten Muſen,
Aus dem Schatz der reichen Vorwelt,
Nähren ihn mit Götterſpeiſe.

Freundesherzen zu erwerben,
Sich mit Edelſinn verbinden,
Lieb' um Liebe umzutauſchen,
Treibt ihn an die zarte Seele:

Und wie unter grünen Sträuchen,
Die ihm Duft und Blüthe ſtreuen,
Sich an ſeiner Luft ergötzen,
Steht der jugendliche Lorbeer.

Früh doch zu des Mannes Tugend
Reift ſein Alter; ſeine Schultern
Sollen ſchwere Laſten drücken;
Auf ihm liegt das Heil des Staates.

Was kann mehr dem edeln Bürger
Geiſt und Sinn und Herz erwecken,
Als von tauſenden der Seinen
Stifter ihres Wohls zu ſein?

Aber ach! die Menge ſchwanket
Hin und her; der Neid verfolget,
Lauſchet düſter in den Höhlen;
Großthat wird ihm zum Verbrechen.

Angebetet von den Guten,
Und verflucht in jenem Winkel,
Schwebt ſein Geiſt mit Engelſchwingen
Seiner Bürger Wohl umfaſſend.

Keine Sorg', kein Opfer ſcheuet
Seine Großmuth: als zur Seite
Sie den Bruder ihm erwürgen,
Fällt vor ihm der Mordſtahl nieder.

Groß das Herz, mag es verzeihen:
Und es flehn die Höllengeiſter,
Und er eilt zu ſeinen Schatten,
Wo die Muſe ſeiner wartet.

Klagend, aber lieblich, tönen
Seine Saiten: was die Holden
Ihm mit ſüßer Macht gebieten,
Tönt durch Thal und Hain und Felſen.

Süße Freude, ſelig Leben,
Bei des Landes edler Fülle,
Edler Muſe ſich ergeben,
Die ſo reich an Gütern waltet!

Fern von des Ilyſſus Ufern
Rauſchen lang verklungne Töne,
Rauſchen Stimmen alter Weiſen
An den Ufern der Ombrone:

Und ein Reich des Schönen bildet,
Anmuth, Geiſt und edle Sitte,
Süße Freundſchaft, zarte Liebe,
Sich an Ufern der Ombrone.

Welche balſamreiche Düfte,
Welche Blüthe ſchöner Thaten
Zu Veredlung der Geſchlechter,
Hauchen jene Luſtgefilde!

Sie wird noch die Nachwelt ſingen:
Reiche gründete ihr Wohlſein,
Ihre Früchte waren Kronen:
Ach, zu bald vom Stolz vernichtet!

Hanns Knebel.

Verbrannt zu Antwerpen 1572, um seines Glaubens willen. *)

Steh' fest, du braver Hanns! und wann dir gleich
Der Büttel enger noch die Knoten schnürt,
Dich deiner Fürstin aufgehob'ne Hand
Zum Frevel gegen dein Gewissen mahnt; —
— Indessen mit zurückgehalt'ner Thräne dort
Ein zartes Fräulein klagt um deine Jugend —
Doch steh' du fest! und halt' an Gott und Wahrheit,
Und wanke nicht im männlichen Entschluß,
Und achte nicht des Mörders Flammenwuth!

Es bleibt ein ewiges Gedächtniß dem,
Der seiner Ueberzeugung standhaft folgt;
Den nicht das Drohen des Tyrannen schreckt.
Das, was in dir erstirbt, wacht glänzend auf
In preisender Geschlechter hohem Ruf.

Noth thut es, daß ein Mann auf seinen Füßen steh',
Und wenn er Rechtes kennt, auch Rechtes spricht.

Der schwärmenden Gestalten gaukeln viel,
Verblenden Aug' und Sinn, umkleiden sich
Mit Schein der Heiligkeit — und führen hin
Zum offenen Verderbniß. O die Heuchler!
Hin morden sie den Bruder und den Freund
In täuschender, heilloser Frömmigkeit,
Aushauchend Teufelswuth. Sie schüren Flammen,
Und richten Mordaltäre auf — für wen! —
Der Gottheit! — sie? — die Höllenmörder, sie,
Die sich an Flammen ihrer Brüder kühlen? —
Wer kann die Opfer eurer Bosheit zählen? Wer
Aussprechen nur die Qualen, die ihr schuft? —

*) Nach einem Bilde im Theater des Martyrs von Jean Lusten.

Sei ſtill mein Herz! und nenne nicht den Fluch
Der Menſchheit! nenne nicht die Schmach der Welt! —

Du, braver Hanno, ſteh' feſt! und folge dem,
Was dein Gewiſſen ſagt. Und fließen Jahre hin,
Jahrhunderte, die lohnt die Menſchheit noch.
Dein Staub, vermiſcht mit Aſche deiner Brüder —
Die auch, gleich dir, ein unverſchuld'ter Tod
Durch Mörderhand zu Märtyrern geweiht —
Verweht ſich nicht. Ihm weihet eine Thräne
Die Nachwelt, und mit ihr der Enkel treues Herz.

An Selene.

In einer Sommernacht.

Jungfrau des Himmels!
Schöne, keuſche Schweſter des ſtrahlenden Sonnen-Gottes!
Warum weichſt du? —
O wende dein Antlitz,
Und verleihe Du uns
Den verſagten Schimmer des Tages!

Du gießeſt Sanftmuth in das Herz,
Klare, Hellleuchtende!
Du trittſt hervor, und ſpielſt mit deinen Reizen!
Wie buhlen um dich die Geſtirne;
Doch wagt ſich keines dir zu nahen.
Mild erhellſt du den Blick,
Kein Aug' ermüdet dich anzuſeh'n! —

Du gießeſt Sanftmuth in das Herz,
Heiterkeit in die Seele;
Die Kümmerniſſe der Nacht weichen
Vor deinem lichten Strahle;
Und beſchwingt führſt du den Geiſt
Hinauf zu olympiſchen Höhen.

Sei mir gegrüßt, Holde,
Seelenbesänftigerin!
Ich beklage nicht den Wechsel
Des Tages mit der Nacht;
Du zeigst ja dein himmlisches Bild,
Und heitre Freud' erwachet der Brust.

Sanftherblickende! — o bleib'! —
Weiche nicht von deinem Himmelsthrone,
Aus deinem lichtumflossenen Äther!
Wechsle die schöne Gestalt,
Aber verbirg sie nicht
In der Erde düsteren Grüften.

Umsonst! — Wir gehen Alle dahin
In den langen Schlaf;
Auch du ermattest von der langen Reise
Und senkest dich herab. —
Doch du erwachest wieder! —
O weck' auch mich zu süß erneutem Anschau'n!

Seelenverein.

Das ist des Menschen, daß Seelen
Gemeinschaft hegen mit Seelen;
So bildet sich ein Reich
Sittlicher Vollkommenheit.

Höher ist dieß Reich, als wann Herrscher
Sich verbinden, der Erde weite Flächen
Zu besetzen; denn der Geist dringt
In die Tiefen und in die Höhen.

Liebliche Verschwisterung der Seelen, du!
Du schaffst die Erde zur Wohnung

Der Himmliſchen. Groſſes Reich der Geiſter,
Was iſt die Erde ohne ſie?

Ein wüſter Klumpen, verwachſen mit Geſträuch
Und wilden Dornen, des Raubthiers Neſt;
Der Menſch ſelbſt wär' ein Thier,
Ohne Geſelligkeit.

Du erhöhſt, du verfeinerſt den Gedanken,
Holder Verein der Seelen! Du ſammelſt
Und du reinigſt den Gedankenäther
Zu menſchlicher Koſt.

Wie die ſummenden Geſchlechter der Bienen
Nach Beute fliegen und Nahrung ſuchen;
Wie ſie unter des Himmels reinſtem Einfluß
Bereiten die liebliche Koſt:

Der Eifer des heiligen Vereines
Entzündet ihren Flug, der Gedanke
Des gemeinen Wohls, ſorgender
Suchet er auf, was Jedem behagt:

So die Seelen; es erfreuet ſich die eine
In der andern; was dieſe beglückt,
Beglückt auch jene; ſie ſammeln mit einander
Schätze der unvergänglichen Luſt.

An F. v. W.

Wann ein trübes Gewölk des Himmels Antlitz
Noch ſo widrig entſtellt, ſo lacht der heitern
Phantaſie doch auf Auen und auf Wieſen
Immer ein Blümchen.

Der mit Feuer der Muſe holde Schweſter
Sanft das Auge beſtrahlt, o ſüße Freundin!
Such' ein Blümchen mir auf von der Halde,
Deines Gebüſches,

Daß ich fröhlich damit die blaſſe Stirn mir
Schmücke. Allzugeſchwind entfliehn die Stunden,
Die wir heiterem Muthe ſchuldig, und die
Träger Verdruß friſt.

Allen öffnet des Lebens goldnes Thor ſich;
Ob zu Freude, zu Leid, enthüllt die Zukunft;
Wer die beſſern Minuten tauſcht an ſchlechtere,
Solcher iſt thöricht.

Blume des Dankes.

Den 3. September 1801.

(Dem Großherzog Carl August.)

Unter tauſend ſchimmernden Blumenkränzen,
Die den Feſttag meines erhab'nen Fürſten
Fröhlich ſchmücken, winde dich durch, du zarte
Blume des Dankes!

Nicht gemeiner Herzensgeſinnung folgend,
Hat er ſchnellhinfliehender Tage mildres
Schickſal mir vergönnt, den Genuß, des Lebens
Friedliche Schatten.

Mögeſt du, ein duftendes Reis, zum Baum ihm
Werden; welcher, immer beglückt vom Himmel,
Immer neu ihm foroſſet, an jedem Zweige
Blumen und Früchte.

Der Herzogin Amalia.

Alles was die Natur, was Erd' und Himmel nur zeuget,
Lebt und erhält durch Gefühl seiner Wirklichkeit Kraft:
Von der schnatternden Gans bis zu dem denkenden Weisen
Dringet ein dämmerndes Licht heller und heller heran.
Wer Empfindungen giebt, giebt Dasein und Leben; im Geiste
Blühen sie alle vereint, herrschen gewaltig durch ihn,
Und erschaffen durch ihn ein neues glänzendes Leben,
Neuer Dinge Genuß, neuer Entzückungen Quell.
Du, von diesem beglückten Gefild die Seel' und die Wonne,
Schaffest rings'um Dich der Geistes belebende Kraft!
Was Du den Seelen ertheilst, das giebst Du Dir selber; es fließet
Der mäandrische Strom reicher beglückend zurück.

An Goethe.

Zum 28 August 1825

Die lang verhaltnen Wünsche send' ich Dir,
O Freund, zum heut'gen Tag; denn er verdient,
Daß man mit Dank und Lobgesang ihn preise.
Du gabst uns manches Glück, und segenreich
Erwuchs durch Dich die Fülle der Gedanken:
Du nahmst dem blinden Aug' die Schuppen ab,
Erweitertest das Reich der Wissenschaft,
Und schöpftest aus den Quellen der Natur.
Drangst in des Herzens Tiefen, und erhobst
Den seltnen, den unsterblichen Gesang,
Mit tausendfachem Reiz und hohem Sinn,
Zum Muster und Ergötzen aller Zeit.
Dieß danken wir Dir, edler Freund! — und ich,
Wie könnt' ich je vergessen Deiner Gunst,
Der Freundschaft Glück und ihren hohen Werth? —

Für dieß und Alles, was Du segnend gabst,
Nimm nun den reinen unverfälsch'en Dank.
Die Welt, die jetzt Dich preis't, preis't künftig Dich,
Und höher noch: denn mit den Jahren wächst
Des seltnen Geistes hochverdienter Ruhm.

Nicht jedem ist vergönnt, des Wortes Sinn,
Des Geistes stille That sogleich zu fassen;
Die Nachwelt spricht den Namen heller aus,
Und heftet an der Zeiten Fels das Wort.

Nun möge Deiner Jahre später Lauf,
Der Abendsonne gleich, noch milde Strahlen spenden;
Dem weiten Reich der Wissenschaft und Kunst
Durch Deinen Geist noch licht're Bahnen öffnen;
Bis spät mit neuem Muth und neuer Kraft,
Den schönen Sieg des Lebens Du vollendest!

Sospiri.

Im April 1809

1.

An Frau v. W.

Holde Sängerin, die Lieder schweigen
In der Brust dir, und du sitzest,
Philomelen gleich, auf dürren Ästen,
Von dem langen Frost gedrücket.

Auch auf unsern trocknen Fluren
Bricht kein Blümchen noch die Scheide;
Und die etwa vorgedrungen,
Senkt sogleich der Nordwind wieder.

Laß den Rauhen vor dir weichen!
Löse du des Zephyrs Flügel,
Und bethau' ihn mit Gerüchen!
Komm, und wecke du den Frühling!

8.

Wärme.

Mutter aller Erdgeburten,
Von dem Himmel und der Erde
Du mit gleicher Lieb' erzeuget,
Schütz' uns, deine armen Kinder!

Nichts mag ohne dich gedeihen:
Nackend stehn die öden Haiden,
Und der Baum steht ohne Leben,
Und die bleiche Saat verschmachtet.

Himmelstochter, du erfreuest
Alle Wesen; Alles regt sich
Auf der Erd' in Luft und Wasser,
Nur von deinem Hauch beseelet.

Auch der Menschen Herzen regst du
Mit gelinder Macht an; dir auch
Sprießen Blüthen auf und Blumen
Ihrer Lieder und Gesänge.

Hauch' mich an mit sanftem Odem;
Daß ich Lieder möge bringen,
Einen Kranz von frischen Blumen,
Meiner Freundin zum Geschenke!

3.

Die Veilchen.

Nicht im Morgenthau gebadet,
Aus der kalten Erd' entſproſſen
Unter zweifelhafter Sonne,
Flieht zu mir, ihr Purpurveilchen!

Wahrlich ſeid ihr Heldenſeelen,
Die ihr kühn dem Himmel trotzet,
Unter kleinem grünem Schilde
Wohlgeruch und Blüthen bietet!

Kommt zu mir, ich will euch netzen
Mit den reinſten Fluthen, will euch
An dem Sonnenſtrahl erwärmen,
Will euch milde Schatten ſuchen!

Zwar nur wenig ſind der Stunden,
Die euch eure Tage friſten:
Schönes Leben eilt geſchwinde;
Duft bleibt euch auch nach dem Tode.

Wer ſein Loos, wie ihr, o Veilchen!
Schön vollbracht, geht ſchön von hinnen;
Immer bleibt ein Keim zurücke,
Der nach ihm zum Leben weket.

4.

Troſt.

Lange hat der Tag der Nacht ſchon
Ihre Herrſchaft abgewonnen,
Und in immer weitern Kreiſen
Fährt er durch die Himmelsräume:

Doch er hat die lauen Weste
Mitzubringen ganz vergessen,
Und noch ruhn die Fluren öde,
Aufgezehrt vom Neid des Nordwinds

Seine Sänger in den Lüften
Stiegen hoch, sie zu erbitten;
Doch sie finden auf den Feldern
Noch kein Nest für ihre Kinder.

Soll ich trauern, soll ich klagen,
Soll in Wehmuth ich versinken! —
Wie so bald entführt ein Lüftchen
Alle diese Trauertöne!

Sie, Natur, die gute Mutter,
Löset leicht von ihren Übeln,
Überströmet uns mit Segen,
Ehe wir es uns versehen.

5.

Phantasie.

Wann das Herz, von Klagen müde,
Auszuruhen nun gedenket,
So erwachsen neue Sorgen
Aus der Brust des Menschen selber.

„Wie verworren sind die Pfade,
Die das Schicksal uns bereitet;
Zu dem dürft'gen Glück des Lebens
Zeigt sich kaum ein schmaler Steig noch."

„Laß dich nicht das Auge täuschen
Jener Fluren bunte Reize;

hinter ihrem Reiz verbergen
Oden ſich und Wüſteneien.“

„Selbſt wo jene Blumen wanken,
Birgt in Sümpfen ſich Verderben,
Und willſt du zur Höhe eilen,
Stürzt der Fels, es bricht der Abgrund.“

— Laß dich nicht in Träumen täuſchen
Phantaſie mit Eulenflügeln!
Tröſte dich! ſo grauſam feſſelt
Nicht des Schickſals Hand den Menſchen.

Eine Führerin des Lebens
Hat es Jedem zugeordnet:
Wer mit Geiſt die Pfade ſuchet,
Dieſen trägt, auf Purpurflügeln,

Trägt ſie über Berg und Meere,
über Eis und Ström' und Klippen,
Liebend; und die Göttin nenn' ich:
Phantaſie der ſchönen Seelen.

9.

Erſcheinung.

Aus dem Quell der Jugend ſtieg mir
Eine liebliche Geſtalt auf,
Angethan mit jungen Roſen,
Ihre Locken wie Violen.

„Was ermüdeſt du mit Klagen
Unſre zarten Myrtenhaine?“
Sprach ſie. „Scheuch' von deiner Stirne
Dieſe trüben Kummerwolken!“

„Haſt du ſchon der Zeit vergeſſen
Jener jugendlichen Tage,
Wo dein Geiſt in ſüßen Wonnen
Sich zum Himmel ſchuf die Erde?“

„Wo du, unbeſorgt des Lebens,
An die Fichte hingelehnet,
Froh dein Aug' gen Himmel wandteſt,
Und vom Himmel froh zur Erde?“

„Keine weitern Wünſche hegend
War dein Herz mit ſich zufrieden;
Und du glaubteſt jedem Schickſal
Trotz zu bieten mit dem Herzen.“

„Sieh nur auf! derſelbe Himmel
Lacht noch, und dieſelbe Erde
Streuet dir noch Wohlgerüche,
Bettet Blumen dir zum Lager.“

„Laß die Sorgen! Sorgen ſchwächen
Nur die Seele; Unmuth wandelt
Dir in Bitterkeit das Süße,
Und nichts iſt durch ihn geholfen.“

„Hier, von der kryſtallnen Welle,
Die den Himmelsthau geſogen,
Nimm die Trauben! dieſe werden
Dich mit Jugendkraft beſeelen.“ —

Sprach's; und neuer Schimmer glänzte
Mir vom Auge; die verlornen
Götterbilder kehrten wieder
In mein Herz, und Ruh' mit ihnen.

Ermunterung an ſich ſelbſt.

Im Frühjahr 1813

Frage dein eigen Gemüth, und frage, was rund um dich her iſt,
Alle Natur, ob ſei höher ein Ding als der Menſch?
Und doch ſteht er gebeugt vom Schickſal: trübere Tage
laſten auf ihm, als je drückten ein ſterblich Geſchlecht.

Hebe dich, Herz! noch flammet die hoch am Himmel die Sonne,
Noch entzünden ſich dir Sterne der ewigen Nacht.
Immer träufet doch nicht von hangender Wolke der Regen,
Und entſtellet die Flur, ſchwemmet die Saaten hinweg;
Nicht ſtets ſchmiedet ſein ſtarrendes Eis der froſtig: Winter,
überdeckend das Land ringsmit dem Schilde von Erz:
Alles wechſelt; es ſteiget das Rad der Dinge zur Höhe
Hier, und ſenket ſich dort wieder zum Boden hinab.
Kein Band bindet den ehernen Fels, daß nicht er zuletzt noch
Hinſtürzt; jegliches Ding ſuchet ſein eigenes Grab.
Siehe, ſchon haucht den Buſen der Erd' ein milderer Lenz auf;
Saaten ſprießen empor, Blumen nektariſchen Thau's;
Flora wandelt mit fröhlichem Schritt durch Auen und Fluren,
Hänget an jeglichen Buſch Kränze, an jeglichen Zweig;
Feuriger ſchlägt der Puls der Natur: auf, wag' es zu leben!
Streife den finſteren Gram dir von der Stirne hinweg,
Und entwölke das Licht der Natur! die Göttliche ruft mit
Mächtiger Stimme dir zu:

„Was klagſt du, o Sterblicher, traurig
Sinnend über dein Loos? Noch iſt nicht Alles verloren!
Trauert die halbe Welt, und friſt mit wüthender Mordgier
Jahr für Jahre der Krieg die Menſchheit auf und die Länder;
Schwärmen Seuchen umher, und tilgt, was irgend das Menſchenſchwert
Noch verſchonet, zuletzt die Alles bezwingende Noth aus:
Doch hält über den Sternen ein weiſes Geſchick noch die Wagſchal',
Stillſtand drohend der Wuth. Wahnſinnige Kinder der Erde,
Wollt ihr zertrümmern die Welt? aus der Bahn ſie rücken? zernichten

Weiser Natur Geſetz, die jedem lebendigen Weſen
Liebe zum Leben gab, und für deſſen Erhaltung beſorgt war!
Stürzt die Stützen der Welt nur um, verwüſtet das Antlitz
Meiner geſchmückteten Erde, zerreißet die Bande der Menſchheit,
Doch ſoll eurer Wuth es nimmer gelingen, den Segen
Allen hinwegzunehmen von meinem Geliebten, dem Menſchen!
Siehe, ich hab' in die Bruſt ihm eingepflanzet ein Herz voll
Muth, zu beſtehn die Gefahr. Nicht Waffen ſind es, nicht Schwerter,
Oder donnernd Geſchütz: der Geiſt nur ſchwinget ſich höher,
Schaut auf das Ganze hin, und verachtet die Bande der Knechtſchaft.
Bitterig Geſchick mit Geduld zu ertragen, gewöhnt' ich ihn: ſiehe,
Als durch den Panzer von Erz, vermag er durch dieſe die Pfeile
Aufzuhalten, die drohn; nie ganz zu erliegen dem Schickſal,
Sondern den heitern Blick zu lenken auf fröhliche Hoffnung.

Aus dem Chaos ſchuf ich die Welt. In gröſtlicher Zwietracht
Stritten unter einander die tobenden Elemente;
Aufruhr herrſchte durch's All. Da rief ich Ordnung und Eintracht,
Jene himmliſchen Beide, hervor aus Dunkel und Grauſen,
Daß ſie beſänftigen möchten den wilden Tumult, und vereinen
Durch freundſchaftliches Band, die ungeheuer ſich haßten;
Dann durch ſüßen Verein unendliche Freuden bezweckten.
Und ſchon trat am Himmel hervor die leuchtende Sonne,
Breitete Leben und Licht durch alle die Tiefen der Schöpfung;
Mond und Sterne wichen zurück; aus gemeſſenen Fernen,
Dunkler und ſchimmernder bald vorſtrahlend, nach Maß und Verhältniß.
Damals erſchienſt auch du, du kleine Erde; nicht wiſſend
Welches Loos dich noch träfe: ob glänzende Tage der Freude,
Über dich ausgegoſſen in ununterbrochener Folge,
Wallen dir würden: ob Noth in traurigem Dunkel dich feſſelte?
Wechſelndes Glück doch ward dir zu Theil: denn wie ſich die Nacht trennt
Von dem Tage, der Tag von der Nacht; in erweiterten Kreiſen
Bald ſich drehend, und bald in engere Räume ſich ſtillend;
Alſo auch iſt ein doppeltes Loos dir beſchieden vom Schickſal,
Ungleich unter die Hälften vertheilt: es wechſeln mit Stürmen
Immer die ruhigen Tage der herzempfundenen Wonne;
Kein Glück iſt dem Erdegeſchlecht ausdauernd verliehen;
Auch das Unglück wendet ſich ſtets zu beſſerer Hoffnung:
Gutes und Böſes reihet ſich an im Leben des Menſchen.

Und nun hab' ich, ein Zeichen des Friedens, den doppelten Bogen
Ausgespannt an dem Himmel: ein Wunder zu sehen dem Menschen!
Daß er ein Zeug' ihm werde, ein ungewerkennendes Merkmal,
Auch auf den wildesten Sturm erfolge noch Anmuth und Wonne,
Wenn ihn der Strahl der Sonne beſcheint. Dieſelbigen Stoffe,
Die mit Schrecken und Nacht dich füllten, ſie dienen zum Spiegel
Blendender Sonne Glanz, der mit tauſendfarbigem Reize
Nieder zur Erde ſich ſenkt, und zwingt zu Erſtaunen und Ehrfurcht.

Nimmer demnach verzage der Menſch. Die Kräfte des Himmels
Sind allmächtig. Oft dienet auch Noth dem Glücke zum Werkzeug;
Unverſchuldetes Leid belohnt ſich mit doppelter Krone."

Verlangen.

(An meine Schweſter.)

Ruhig ſchwimmt im ätheriſchen Licht der farbige Tag hin,
Nur mit der Dämm'rung Flor leiſe den Busen bedeckt.
Auch ſo ſah ich ſie einſt, die Entfernte, wie malte die Liebe
Mir von dem holden Geſicht brennend die Farben in's Herz!
Nimmer verlöſchen ſie hier; es waſchen nicht Regen noch Stürme
Sie mir hinweg: er kommt wieder, der leuchtende Tag'
Siehe, der kleine Heſperus läuft ſchon meinem Verlangen
Vor. Wie die Fackel er ſchwingt! — Eile, Aurora, ihm nach!

An Henriettens Geburtstag.

(1791.)

Wem gebühret vor Allen die ſüßaufblühende Roſe!
Nur dem Herzen, das feſtlich im milden Busen verſchließet
Süße Düfte der Freundſchaft, und gleich der Blume in tauend

Sanften Blättern sie wieder verstreut. O Freundschaft, du schöne
Gabe des Himmels, du oft besung'ne, genug nie besung'ne!
Du nach dem Leben das Zweite; wer möchte ohne dich leben?
Schwach vom Boden auf sprießt der Mensch, die zartere Pflanze,
Hält sich sogleich an deinen Stamm; du trägest ihn weiter,
Und durch dich nur treibet er fort: nun lernet er selbst auch
Andere tragen, verbindet sich Andern zu froherem Dasein;
Just wie der Rosenbaum glänzt in tausendfältiger Blüthe.
Wer alleine steht, mag mit kargem Reichthum ergötzen
Eines Denkers Seele, das Leben lebt in der Zahl erst:
Ohne diese kann solches nicht Wonne geben noch nehmen.
Himmlische Freundschaft, du machst aus Menschen mehr als sie selbst sind;
Blühend in deinem Dufte verbreiten sie höh're Gerüche.

Und so kamst Du, zärtliche Schwester, im Monde der Rosen
Selbst zum Vorschein, und stärktest mein Leben mit höheren Kräften:
Du, die letzte Blume des Stamms, zugleich auch die beste!
Möge dein Leben verfließen im heitern Schimmer Aurorens,
Dich und andern ihm gleich an Farb' und lieblichem Dufte!

Henriette.

An der Pforte von dem Jahre,
Wo der schöne Lenz hereintritt,
Steht dein Name; und er steht auch
An der Pforte meines Herzens,
Wo mir alles Gute herkommt.

Im Januar 1805.

Vom Saft der Blumen nähret ſich die Biene,
Von ihrem Dufte lebt der Schmetterling;
So möchte ſich mein Herz vom Zarten nähren,
Doch immer trübt ein Bittres den Genuß.

Am reinen Himmel zieht die finſtre Wolke,
Die ſchöne Flur entſtellt des Hagels Schlag;
Die wohlgebauten Felder meines Herzens
Verwüſtet das Geſchick oder Menſchenwuth.

Und jetzt, da ſich das Thor des Himmels öffnet,
Und uns die lichtern Tage prophezeiht,
Eilſt du am Bette der geliebten Freundin,
Die unſers Lebens reinſte Wünſche nähret.

Verklärung.

Am Himmelfahrtstage 1819.

Auf der Berge Höhen wandl' ich,
Müd' des leeren Erdgetümmels:
In dem Ewigen und Schönen
Labet ſich die matte Seele.

Schnell vergehn der Menſchen Dinge:
Nur du bleibſt uns, hoher Himmel,
Und auf dieſer Berge Spitzen
Gründeſt du dein ewig Daſein!

Nimm mich auf, du reiner Äther,
Von der wandelbaren Erde,
Daß ich möge ihres Jammers,
Ihrer Niedrigkeit vergeſſen!

O wie lacht aus dunkler Ferne
Mir der Sonne Gold entgegen!
Wie erhebt ſich der Gedanke
Bei entfernter Welten Licht!

Durch die unermeßnen Räume
Wandeln ſie mit frohem Jauchzen;
Jede herrlich, jede glänzend,
Stolz in königlicher Pracht.

Sagt mir, hohe Himmelsbürger,
Welch ein Geiſt und welche Gottheit
Regt euch an in euren Kreiſen
Zu ſo ſeligem Genuß?

Keine niedre Sorge trübet
Eure Tage, wie von Flügeln
Holder Engel angehauchet
Fliehen euch die Stunden hin.

Nein, in eure Friedensauen
Iſt kein Mordſchwert noch gekommen,
Und es ſchwillt in euren Bergen
Nicht des Eiſens wilde Kraft.

Purpurn leuchtet euch die Sonne,
Rein und unbewölkt der Himmel,
Wie mit Blumen übergoſſen
Strahlet euch das Sternenfeld.

O wer bringt mich in die Thäler,
Auf die goldbeblümten Auen,
An die perlenhellen Quellen
Seliger Zufriedenheit!

Welche Freude, welche Wonne,
Welche ſüße Götterſtunden,
Wo ſich Bild und Wahrheit gatten
Zu unſterblichem Genuß!

Nichts ſoll uns von Liebe trennen;
Ja, vereint an eurer Seite,
Scheint mir ſelbſt der Lauf der Zeiten
Nur ein Tag der Fröhlichkeit.

Phantaſie.

Es trat aus ſeiner Roſenknospe
Der Morgen jugendlich hervor, —
Doch ohne dich!
Ich ſah das Strahlenhaupt des Mittags;
Sein Schimmer warf abwärts Glut herab;
Doch minder mächtig als die Glut von deinen Augen.
Es ſchimmerte der Abend endlich ein,
Gleich einem Mädchen in verliebten Roſenträumen;
Noch ſah ich nicht dein holdes Angeſicht.

Es kam die Nacht, die Sterne funkelten;
Da ging der Stern der Liebe meinem Herzen auf.
Weit ſchöner biſt du, Nacht, als dieſer ganze Tag!

Die Zeichnerin.

Wann von dem ſinnenden Geiſt das Bild der Natur ich erwecken
Sehe, die Landſchaft belebt unter gefälliger Hand;
Lieblich ſich beugen die Formen, und heb ſich wieder erheben,
Und den Reiz der Natur täuſchend im Bilde ſich nah'n,
Dann auch wünſcht' ich mir ſelbſt von der Himmliſchen einem den Pinſel,
Der mit der Anmuth des Geiſts male die holde Geſtalt.

Weimar.

Im November 1804.

Neben einander ſtehn zwei holde Geſtirn' an dem Himmel,
Jugendlich zart und ſchön, beide verbunden durch Reiz:
Ein Licht ſtrahlet aus beiden, und immer vereinet geweſen
Scheinen ſie, oder getrennt nur durch ein leichtes Geſchick.
Wann im röthlichen Glanz das Eine heller emporſtrahlte,
Zeiget im milderen Licht Jenes nicht minderen Reiz:
Dieſem möchte das Herz man vertraun, und Jenem ſein Schickſal;
Beide zuſammen vereint bilden das glücklichſte Loos.
Eilt, ihr Kinder der Erde, dieß Zwillingspaar der Geſtirne
Freundlich zu grüßen, damit euren Reihen ſie nah'n!
Feiert Gelübde ſür ſie! wann einſt als Sonnen ſie glänzen,
Daß ſie den fröhlichen Tag ſenden mit himmliſchem Licht.

Moraliſcher Traum.

Wann eine Götterſchaar von Tugenden
Schon in des Herzens Tempel eingezogen,
So nimmt, bei widerwärt'ger Stürme Drang,
Zuletzt die Großmuth ihren Sitz darin.

Sie ſieht und kennt der Dinge Werth, und weiß,
Daß nichts der Seele hohem Stande gleicht,
In der die Übermacht der Dinge wohnt.

Sie ſetzt ſich Jedem gleich, der ihr ſich naht,
Und mißt genau des Herzens inn'res Maß;
Nach ihm beſtimmt ſie Neigung und die Wahl.

Sie ſucht das Niedre zu erheben, heilt
Das Kranke; kennt die Furcht des Edlen nicht.

Von Mancher Werth und Unwerth überzeugt,
Und von des Menschen flücht'gem Unbestand,
Ist sie zu groß, zu hassen: widrige
Gefühle nährt nicht gern die hohe Brust.

Wann sie der Unfall schlägt, so leidet sie
Was menschlich ist; und wann sie Menschen schlagen,
So fühlt sie bei sich selbst, daß wahre Größe
Nicht zu beleid'gen ist. Mehr Mitleid hegt sie,
Als Rache; mehr noch, als vernichtende
Verachtung: denn sie ehrt des Schöpfers Werk.

Was sie am meisten kränkt, ist Schmach; doch diese
Besiegt sie durch Erfüllung stiller Pflicht.

Wo in der weiten Welt ist Tugend nur
Zu finden, als in deiner Brust, o Mensch!
Und solltest du noch zaudern, Göttern ähnlich
Zu leben, da du ihr das Größte bist!

Duschmanta.

„Wie süß ist das Entzücken eines Vaters,
Wann ihm vom hoch empor gehaltnen Knaben
Der Staub der Füße fällt in seinen Busen!“ *)

So sprach der göttergleiche Held und König,
Und nahm den jungen Löwenbändiger
Mit sich auf Indras goldnen Wagen, ihn,
Die süß'ste Blüthe seiner Hoffnungen.

Nichts übersteiget treuer Eltern Liebe:
In dieser zartesten der Neigungen

*) S. Sakontala.

Endet des Lebens Glück; es ſichert uns
Die Dauer für die Zukunft.

Die Natur
Vermag nicht unter ähnlicher Geſtalt
Den Fortgenuß der Dinge zu gewähren.
Sie wechſelt ihre Formen, und ſie läßt
Des Einen Bild in andre übergehen,
Doch mit Verſchiedenheit von Geiſt und Kraft.
So wächſt der unermeßne Reichthum auf,
Und ewig zeigt ſich eine andere,
Und doch dieſelbe Welt. Wir leben fort,
In Andern fort. Es ſieht der Vater ſich
In ſeinem Sohn; ja, ſieht ſich ſelbſt vermehrt
In ſeiner Kinder Zahl. Verſchiedenheit
Der Bildungen, Geſtalten, Geiſts und Herzens,
Sie reizen mehr noch eigner Bildung Zuwachs
Sich zu erwerben, um mit Wohlgefallen
Das Herz der Seinigen zu bilden, ſo
Mit Luſt zu ſchauen ein vollkommneres Geſchlecht.

Wer ſollt' in dieſer Freudenfülle nicht
Das Glück des Lebens fühlen? Darum brennt
Der Eltern Herz für's eigene Geſchlecht,
Und fühlt ſich ſelbſt verdoppelt nur in ihm.

Umſchlungen von dem ſüßen Daſein fühlen wir
Des Lebens Hintritt kaum. Der alte Stamm,
Umlaubt vom jungen fröhlichen Geſchoß,
Sinkt unter Blüthen hin, und ſeine Stelle
Bezeichnet nun ein edleres Geſchlecht.

An eine Freundin.

(1804)

Dich, treue Freundin, möcht' ich wohl vergleichen
Mit ſüßer Waizenfrucht, die Alle nähret.
Erſt trägt ſie goldne Halmen, froh und ſchön,
Und hat das Schickſal dieſe aufgetrocknet,
So reichen ſie ſchmackhafte Koſt und Nahrung.

Ganz war dein Leben Frucht. Für Andre mehr
Als für dich ſelbſt; und doch erhielteſt du
Den Glanz des Wohlgefallens um dich her.

Wie ſich der edle Halm vom Boden hebt,
Und grad die Richtung in die Höhe nimmt,
So hubſt du vom Gemeinen dich empor;
Nicht wie die Zeder, aber reich an Früchten.

Laß deines Lebens goldne Aue noch
Uns lange blühen. Immer ſucht, was du
Verbirgſt und glaubſt, der ungewiſſe Menſch:
Sich in den feſten Stand zu ſetzen, wo
Des Herzens Güte mit Vernunft ſich paart.

Auch ſicherer Lohn der Freundſchaft wartet dein,
Die du ſo treu gepflegt. Sie weihet dir
Ein dauernd Denkmal. Nimm, was dir gebühret!
So unbeſtändig auch ihr Flügel wegt,
Soll nie die Zeit vom Felſen es verwehn.

Die Pappel am Bache.

Immer triffſt du dieſelbige Fluth und hauchſt denſelben
Liebesodem, doch läuft Heerde von dir und der Hirt.
Wundre dich nicht; wer ſucht veränderte Reize des Lebens,
Irret immer; dem bleibt's, der nur das Einzige ſucht.

Grabſchrift.

Nicht zu der ſtygiſchen Fluth und nicht zu dem finſtern Acheron
Wallte mein Geiſt, auch nicht hin in's elyſiſche Feld:
Rein wie er war, nahm ihn die Natur nun wieder zu ſich auf,
Und im unendlichen All lebet er ewig mit fort.

Der dauerndſte Sinn.

Was wir durch Sinnengenuß erhalten in unſerem Leben,
Alles vergeht: wie ſchnell flieht vor dem Auge der Reiz!
Düfte, ſo ſehr ſie entzücken, ſo eilig verſchwinden ſie wieder;
Auch was den Gaumen ergötzt, dauert nur wenige Zeit:
Aber die trefflichen Worte, die du in das Ohr mir gelegt,
Hör' ich noch immer, und nie werden ſie ſchwinden daraus.

An die Roſe im Winter.

Roſe, neben dem Bette des kalten Boreas ſchläfſt du,
Und entzündeſt mit Glut ſeinen gefrorenen Hauch:
Eil', o Roſe, mir auch die dämmernden Schläfe zu ſchmücken;
Wecke der Jugend Geſtalt in dem erlöſchenden Sinn!

Widerſtand.

Wann die Kieſel Fluthen brechen,
Dann ertönet Melodie;
Bricht den Sonnenſtrahl die Wolke,
Stehen tauſend Farben da.

Wann des Lebens raſche Fluthen
Enger Paß und Klipp' umſchließt,
Dann erſt dringen aus der Seele
Perlen der Gedanken vor.

Spruch.

Sonnengeiſt in Stein gebannt
Iſt der edle Diamant;
Immer bleibe ſtark und rein,
Sohn des Lichts, wie dieſer Stein!

Türkiſches Gedicht.

Schwarz von Geſtalt biſt du, doch weiſer an Sitten wie Andre;
Schwarz iſt im Auge der Stern, aber ſein Weſen iſt Licht.

Ein andres.

Eine Perle war unſre Veſte, doch verkannte die Welt ihn;
Drum nahm Gott ihn und legt' ihn in die Muſchel zurück.

An den Hausberg bei Jena.

Kahl iſt der Scheitel; die Bruſt umgiebt der laubichte Weinſtock,
Und von manchem Gehölz lieblicher Farbengemiſch:
Sälten haſt du bereits das Thun und Leben der Menſchen
überſehen, und nun lädſt du zur heiteren Höh.
Scheue den Fußtritt nicht, o Wanderer! liebliche Ausſicht
Beut dir rings umher Stadt und der Fluß und das Land.

Der Altar der Grazien.

Willſt du jeglichen Tag zum Frühlingstage dir machen,
Nimm ein Blümchen und leg's auf der Huldinnen Altar!
Beut ſie der Garten dir nicht, noch das Feld, entlock' es dem Herzen!
Hier iſt der Grazien Feld, Garten und liebſter Altar.

Marat und Charlotte Corday.

Jüngſt vor Marat ſtand der ſtrenge Richter des Lebens:
„Stirb!“ ſprach er zornig zu ihm, „du haſt vergoſſen des Bluts.“
„Soll er ſterben!“ trat ihm der Freiheitsengel entgegen:
„So empfang' er den Tod hier von dem würdigſten Weib.“

Natur.

Nicht ſind Stühle der Redner allhier, noch Bänke des Wiſſens,
Einfach tönet der Bach, einfach das lispelnde Laub;
Einfach ſchallet vom Fels die muntere Sprache der Ehre,
Selbſt die Flöte ſchnitzt Pan ſich aus einfachem Rohr:
Allzuſehr künſtelte Sprach' irrt weit vom Pfad der Natur ab;
Spreche mit ihr, und es wird jegliches Herz dich verſtehn!

Kunſt.

Weil doch der Menſchen Glück in dem liegt, was ſie ſich bilden,
So verlohnt ſich's der Müh, ſelbſt ſich ein Kunſtwerk zu ſein;
Nicht nach fremder Geſtalt, nach erkünſtelten Formen und Anſehn,
Sondern daß die Natur unverrückt wirke durchaus.

Elyſium.

An einem ſchönen Frühlingstage im Mayen.

Iſt nicht Elyſium hier? — Ein reiner belebender Aether
Haucht durch die ganze Natur. Es wiegen im Strahle der Sonne

Sanft ſich Blätter und Buſch, und himmliſch ſchwelgen die Blumen
In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne begeiſtet.
Zarter Flor umſpinnt die bräunlichen Fluren und Felder,
Und mit düſterem Blau umhüllt ſich der felſichte Bergwald. —
Freut euch des himmliſchen Lichtes, und ſtimmet Saiten und Flöten
An, zum herrlichen Lob des gegenwärtigen Gottes! —

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er ſelber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh' ich, und zeige den Weg zu Wiſſenſchaft, Tugend und Ehre;
Steif iſt mein Arm, und ſteht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Das Leben.

Ein Tag giebt dir des Lebens Genuß, ein anderer nimmt ihn;
Zwiſchen den beiden ſchwebt Schickſal der Menſchen und Glück.
Greif nach dem Beſſern, und nimm das Geſchenk, das die Stunde dir beut;
Iſt er verloſchen der Tag, kehret er nicht wieder zurück.

Die Imperatorsmiene.

Wunder, daß Teutſche Dichter ſo ſehr den Kaiſern doch gleichen!
Da den Dichtern doch wohl ſelten ein Kaiſer noch glich.

Die neueſten Schriftſteller.

Eure herrlichen Werke ſind alle geſchrieben der Nachwelt!
Wär' ich die Nachwelt nur, daß ich ſie könnte genießen!

An die Biene.

Liebliches kleines Geſchöpf, du ſammelſt aus Blumen die Speiſe!
Nur das Vortreffliche giebt edleren Seelen Genuß.

An Prinzeſſin Caroline von Weimar.

(Am 19. Juli 1811.)

Die du in heiterer Jugend die Bahn der Unſterblichen ſuchteſt,
Früh die Accente vernahmſt von dem geweiheten Chor,
Und mit Roſen umhüllt hinſtrebteſt nach dauerndem Lorbeer,
Dein umlocktes Haupt zierend mit höherem Schmuck:
Traue dem Genius, welcher dich führet! hin nach dir gewendet,
Zeigt er den herrlichen Kranz. Nimm ihn, der Göttliche winkt!

An Dieſelbe.

Der Vernunft und der Wahrheit holde Schülerin,
Haſt du erwählt, zur Gefpielin dir, des Herzens Güte,
Und ein gottbegabter Sinn
Führte dich hin in das Heiligthum der Muſen.

Bewahre den Schatz! er iſt herrlicher
Als der demantgeſtickte Mantel der Herrſcherin:
Verborgen, in der Kiſte, ſchweigt dieſer;
Jener, in dem Herzen, ſpricht ewig.

Geſänge wird er dir ſingen, lieblicher
Als der Harfe Saiten; er wird ins Ohr dir
Lieder tönen, und die Stirne ſchmücken
Mit nie verwelkendem Glanze der Jugend.

Auf den Tod unſrer Freunde.

Unerbittlich Geſchick, du reißeſt vom Buſen die Freunde,
Reißeſt die Wurzeln aus, die an die Erd' uns geknüpft!
Doch der entwurzelte Stamm treibt höher zum Himmel die Zweige,
Schöpfet von oben herab neue verborgene Kraft;
Treibet, vom Thau des Himmels genährt, aufſproſſende Blüthen,
Und begegnet der Schaar unſrer Geliebten allda.

An Frau von Schardt.

(Als Antwort auf einige Verſe von ihr.)

Endlich müd des Geſchnatters im leeren beweglichen Kreiſe,
Läßt du die Stadt und eilſt aufs Land. O Heil dir, die Fluthen
Deiner Ilm ſie rauſchen ſo ſeelenlos nicht, als die Schnäbel
Jenes in Flor und Linnong gehüllten bunten Geſchlechtes.
Nun genieße der glücklichen Weiſen, die willig das Land giebt,
Und dein eignes empfindendes Herz! dieß täuſchte noch Niemand,
Der es nicht ſelbſt zuvor mit Liſt und Leichtſinn getäuſcht hat.
Alles Unglücks Anfang iſt Leichtſinn: das ſpielende Herz folgt
Einem irrenden Strahl von Muthwill oder Vergnügen,
Und fängt ſelbſt ſich zuletzt in ſeiner eigenen Schlinge.

Etwas muß man thun, und etwas laſſen, auf ewig.
Mannichfach iſt die Anſicht der Dinge für Viele; der Kluge
Wählt den Einen Weg, der ihm als der wahrſte ſich zeiget.
Traue dem eignen Gefühl! die Freuden des Lebens veralten
Nimmer; Thorheit nur macht alt, ungenießbar das Leben.

Geh' und ſuche nunmehr die friedlichen Pfade des Hains,
Und die rauſchenden Ufer mit friſchen Blumen umflecket;
Und begegnet ein freundlicher Hirt dir, ſo grüße ihn freundlich:
Aber fliehe die Schaar der fettigrauſchenden Gänschen,
Baſiliskenzungen ſind ihre ſchnatternden Schnäbel.

Nach dem Griechiſchen.

Den Menſchen treiben vier beſondre Mächte
Durchs Leben, ſagt ein alter Spruch der Weiſen.

Zuerſt der Dämon: das iſt jedes Menſchen
Ihm angeborenes Geſchick, ſein Geiſt,
Sein ſelbſt; die jedem eigne Art und Weiſe,
Wie er in dieſe Welt gerüſtet kommt.
Von ihr hängt Alles, was er ſein kann, ab.

Die zweite iſt das Glück. Das nimmt ihn auf,
Und ſtellt ihm die Gelegenheit der Dinge
Und Lag' und Hülf' zurecht, daß er gedeihe.
Doch zeigt es auch ihm manches Gaukelwerk,
Wonach er ſtrebt, und das ihn nachmals täuſchet.

Nun kommt die Liebe, als die dritte Macht.
Sie iſt der Geiſt des Lebens; ihre Fackel
Treibt flammend ihn durch mancherlei Geſchick.
Sie führt den Menſchen auf den höchſten Gipfel
Des Daſeins, zeigt von da ihm der erſchaffnen
Und unerſchaffnen Dinge volles Glück,

Und ſtürzt hinab ihn zu dem Pfuhl des Elends:
Er ſeufzet ſein Gebrechen Jahre durch.

Und endlich kommt die vierte Macht, die Noth;
Die ſtrenge bittre Lehrerin des Lebens.
Ihr folget Alles; denn wer willig ihr
Die Hand nicht reicht, den zieht ſie mit Gewalt.
Sie iſt des Schickſals große Helferin,
Und Alles kommt durch ſie zum feſten Schluß.
Sie zieht mit Einer Hand herauf das Leben,
Und drücket mit der andern es hinab.

Liebesrauſch.

(1803.)

Blumen und Kränze gebühren der Schönheit!
Blumen und Kränze umhüllen die Feier
Des fröhlichen Feſtes! —
Lyna ſoll leben!

Schmücket ihr die Stirne mit glühenden Roſen!
Deckt ihr den Schleier mit duftenden Nelken!
Lyna ſoll leben!

Laßt im Gepränge eroberter Herzen
Siegreich ſie glänzen!

Tauſend beſitzt ſie, und tauſende nimmt ſie;
Immer vermehret, wie der Strom ſeine Waſſer,
Fließt ſie in lieblicher Schnelle vorüber,
Reißt ſie die Blumen und Felſen mit ſich,
Alle ſind Ihre, die nur ihr begegnen,
Die nur der Strahl ihrer Augen berühret.
Lyna ſoll leben!

Auf ihr ſind Leben und Liebe vereinet;

Gleich einem Phaëton fährt ſie mit ihnen
Munter und froh durch die roſichten Lüfte.
Iyna ſoll leben!
Soll nimmer verblühen!

Iyna giebt allen Geſtirnen ihr Licht.

Nachterſcheinung.

Dunkler als der Tag,
Heller als die Nacht,
Scheint das klare Mondlicht;

Von der Berge Höh'n
Steigen dämmernd auf
Schimmernde Geſtalten;

Tropfen lichten Thau's
Senken ſich herab
Auf die ſtillen Fluren,

Und der Wälder Graun
Theilt mit ſüßer Macht
Philomelens Zauber.

Oben am Olymp
Reißt ſich mächtig auf
Tiefer Welten Abgrund;

Weder Aug' noch Ohr
Findet ſuchend hier
Der Gedanken Ende;

Ewig dreht das Rad
Ungemeſſ'ner Zeit
Alles Daſeins Fülle.

Und verſchlingt in Eins
Den zu ſchnellen Raub
Irdiſcher Geſtalten.

Wo die Düfte weh'n,
Dorten an der Wand
Lichterhellter Buchen,

Such' ich, wie verſcheucht
Von des Meeres Fluth,
Lina's ſtille Hütte:

Schöner, als der Nacht
Schimmerreicher Stern,
Glänzt bei ihr der Friede,

Und das ſüße Thal
Und das Mondenlicht
Wird um ſie noch ſüßer.

An die Freunde.

Zum neuen Jahre 1927.

Jahre kommen und veralten
Mit der Zeiten Wechſellauf,
Unter mancherlei Geſtalten
Löſet ſich das Leben auf:

Doch der Freundſchaft edle Bande
Löſet weder Zeit noch Glück,
Selbſt ſchon an des Lebens Rande
Preiſ' ich, Freunde, mein Geſchick.

Froher Tage Roſenblüthe
Möge durch das ganze Jahr
Euch erfreuen! — Eure Güte
Schenkt nur meinem grauen Haar.

Das Chaos.*)

(Am 24. November 1829.)

Das Chaos iſt der Anfang aller Dinge;
Aus dem verwirr'nen Zuſtand zeugen ſich
Die Elemente: Waſſer, Feuer, Luft und Erde.
Das Waſſer und das Feuer ſind
Im ew'gen Streit; doch mit der Erde und der Luft
Verbunden freundſchaftlich erzeugen ſich
Geſtalten, die zur Luſt und zum Verderben dienen,
So wie es kommt, und wie der Zufall will.
Vor Allem muß ihr Stand ſich wohl zur Eintracht fügen,
Damit vermieden ſei der ew'ge Krieg.
So herrſcht die Allgewalt des Feuers über Waſſer;
Und Waſſer ſchwemmt die Luft und Erde fort:
Doch werden ſie gemeinſchaftlich vereint
Mit richt'gem Maße, dann entſtehet Wohlgeſtalt,
Und es erfreuet ſich des Anblicks die Natur.
Wohl auf, ſo laſſet euch die Miſchung Regel ſein;
Vergönnet jeglichem ſein rechtes Maß,
Nur hütet vor der ſchleichenden Gewalt des Waſſers
Euch vor Allem! Gebt dem Feuer mehr;
Und wenn ſein Opfer auch ſchon in der Luft zergeht,
Doch füllt der leere Platz die Stelle beſſer;
Die Erde wird das Opfer ſicher lohnen,
Und aus dem Chaos wird dann eine Welt entſtehn.

---

*) Unter dieſem Titel wurde bekanntlich von dem Weimariſchen Kreiſe eine Zeitlang ein in allen Sprachen geſchriebenes und nur für die geſellige Mittheilung beſtimmtes Journal herausgegeben. Das obige Gedicht iſt jenen Blättern entnommen. D. Red.

Auf die Lieder nach dem Anakreon.*)

Liebste kleine Lieder,
Sagt, o sagt es mir,
Welchem holden Gotte
Floßt von Lippen ihr?

Wagt am eignen Fittig
Amor eine That,
Und hat mit dem Staube,
Auf ein Nelkenblatt,

Euch geschrieben? sanft die
Leier abgespannt
Und euch dann begleitet
Mit der kleinen Hand?

Hat bei frohen Festen
Bachus euch erdacht,
Und den trunknen Chören
Stammelnd zugelacht?

Sang in Myrthensträuchen
Einst der Nymphen Chor
Euch den stillen Hainen
Und den Thälern vor?

Sanft wie Phyllis Lippen,
Leicht wie Zephyrs Hauch,
Seid ihr süßer duftend
Als ein Rosenstrauch!

*) Vom Jahre 1798.

IV.

Lebensblüthen in Distichen.

1.

Nimm aus der Schal', o Freundin, Gedanken, Empfindungen, Früchte!
Eine Perlenſchnur wird, was du günſtig vereint.

2.

Kleine Verſchen, ihr ſeid wie freundliche Röschen im Winter;
Blüht, der Natur zum Trotz, unter der Feder mir auf!

3.

Schau' die Natur, wie iſt ſie ſo ſchön, wie erhaben, wie liebreich!
Sollten wir ihr zu Lieb' Alles nicht leiden und thun? —

4.

Sorge nicht für den Morgen; ein jeglicher Tag der trage
Seine eigene Laſt; häuf' ihm nicht mehr als er hat.

5.

Meiſter des Muthes zu ſein iſt mehr als Erob'rer der Städte;
Lehre die Ruhmſucht uns, eigner Erob'rer zu ſein.

6.

Menſchengeſetze, wie ſeid ihr ſo ſchwacher Schutz dem Gedrückten;
Gottesgeſetz, du biſt tief, wie der Dinge Natur!

7.

Wie ein Geſunder das Glied nicht, ſo fühlet ein Mann nicht die Städte,
Die er beſitzt; wer ſichs rühmt, deutet Gebrechlichkeit an.

8.

Penia.

Sage mir doch, wie es kommt, daß Penia meiſt nur dem Guten
Sich zur Seite geſellt; hält ſie nur dieſen für reich!

9.

Die neuen Lehrer.

Lehrer der Weisheit, ihr lehrt gewiß uns treffliche Dinge
Lehret nur wieder uns auch, das was ihr lehret verstehn!

10.

Papier aus Stroh.

Doppelt werthes Geschenk der holden Ceres für Menschen;
Denn du ernährest die Welt, und du belehrest die Welt!

11.

Ist doch, wie ihr uns sagt, der Mensch zur Erziehung geboren;
Warum geht er denn meist schlechter davon, als er kam!

12.

Glück zu befördern der Völker, das heißt uns heroische Tugend, —
Sind denn die Frauen allein nur die Heroen bei uns? —

13.

Sieh doch, es schmilzt der Scepter von Eis in den Händen des Winters,
Und er sinkt von dem Thron; Milde besiegt die Gewalt.

14.

Weisheit des Thoren beginnt, den Nachbar zu meistern; er selber
Was er am meisten bedarf, wirft er für Andere hin.

15.

Ist dir schon Alles so plan in dem weiten Gebäude der Welten,
Daß du nach Wundern noch suchst, Mährchen zu glauben mich zwingst!

16.

Denkendes Kind, kannst du mit des Himmels Heeren dein Dasein
Noch nicht verbinden, und klebst stets noch am niedrigen Staub!

17.

Sklav' der Gewohnheit, wann wirst du erwachen? die Herrschaft ist schlimmer
Als des Instinkts, der dich zwingt, ungeliebt Uebel zu thun.

18.

Wunderbar iſt der Genuß, und hoch der Werth der Entbehrung;
Menſch, verehre dich ſelbſt! ſetz' dich den Dingen nicht gleich!

19.

„Lieblich bin ich, und reizend, gefällig der Sterblichen jedem,
Und es athmet nach mir Alles was lebet und webt;
Aber ich trag' ein Gift in meinem Becher verborgen;
Elend wirkt es, und Tod, unter Ergötzung und Luſt."

20.

Roſe von Schiras, du hauchſt in paradieſiſchen Lüften,
Gärten voll Himmel und Reiz, deinen liebduftenden Geiſt;
Trage den köſtlichen Reſt von deinem ſterbenden Odem
In den Garten der Lieb', welchen Sophia bewohnt.

21.

Lang vor der Hälfte verloſch des Prometheus zündende Fackel;
Drum ſo täuſt das Geſchlecht meiſt nur von Lehmen umher.

22.

Heiliges Schweigen, o nimm von meinem Leben die Schuld weg!
Götterwort biſt du; aber das Menſchliche irrt.

23.

Tiefer arbeitet ein Bach ſich durch Felſen und ſteiniges Erdreich;
Theilt dem gefälligen Thal Anmuth und Fruchtbarkeit mit.

24.

Himmliſche Körper, die ihr ſtets leuchtend wandelt, o gebt doch
Euern Bewohnern Genuß, und mir Gedanken und Geiſt!

25.

Friſch vor tritt er, und blüht wie die Roſen, und ſchauet ſich keck um,
Tadelt den Weiſen, und trotzt — Dummheit iſt Nam' ihm und Schild.

26.

Wen die Götter lieben, dem flechten ſie Irren des Lebens;
Sicheren Fußes geht der, den ſie lieben, hindurch.

27.

Haſt du, o rauher Nord, auch dieſe Knochen gebrochen!
Und erkennſt nicht den Ort? kennſt nicht den Stamm, der ſie trug?

28.

Weisheit, ſagte der Weiſe, die rüſtet ſtärker den Mann aus,
Als zehn Starke der Stadt; Tadel entflieht ihr und Schuld.

29.

Mangel der Eigenſchaft, worüber du klagſt, wird Geſchenk oft;
Ein unſelig Talent, wird es nicht Manchem zum Fluch? —

30.

Luſt war des Schöpfers Wille; Nothwendigkeit hat er genommen,
Daß er feſter die Luſt bind' an das ſterbliche Sein.

31.

O du verkehrter Sohn des Prometheus! Göttern entraubt' er
Licht für die Menſchen; Du raubſt Menſchen ihr himmliſches Licht!

32.

Sieh es liegt dein Geſchick, o Menſch, dir im Buſen verborgen!
Ihm entſpinnt ſich das Seil, das durch dein Leben dich führt.

33.

Auf dem Rücken des Bergs liegt ſchwer die taſtende Wolke,
Aber ſein Antlitz tritt männlich und ernſter hervor:
So die Wolken des Lebens; ſie liegen ſchwer um die Seele,
Aber dem weiſeren Mann ſind ſie zur Zierde geſetzt.

34.

Jeder Tag iſt ein Leben; an jeglichem Abend begräbt ein
Weiſer ſich, oder ein Thor; je wie er ſolchen durchlebt.

35.

Elend, du weichſt nimmer vom Leben des Menſchen, das merk' ich;
Lehre die Wiſſenſchaft mich, die mit Geduld dich erträgt.

36.

Milder Zephyr, du Geiſt der Liebe, der fernen! o hauche
Sorg' und Gram und Eis mir aus dem Buſen hinweg!

37.

Winter, du haſt unter Eis und Schnee die Erde gefeſſelt;
Willſt du auch feſſeln mein Herz unter Beſorgniß und Gram!

38.

Tritten des Wand'rers über den Schnee ſei ähnlich mein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht.

39.

Was iſt die ſchwerſte Laſt der Erde? — die Schande. — Was hebet
Leicht von der Erd' empor? — Ehre, die Wahrheit uns giebt.

40.

Kleine Spiele des Geiſts, ihr gleicht den Flocken des Schnees;
Führt euch ein Augenblik her, nimmt euch ein Augenblik weg.

41.

Ueber uns ſchreit', o Natur, den ähnlich wechſelnden Gang fort;
Dir an den Fußtritt ſind leicht nur die Leben geknüpft.

42.

Stolze Woge, du beugſt dem ehernen Joche den Nacken;
Darf ſich nicht beugen der Menſch, daß er dem Schickſal entflieh'?

43.

Erdenleben was biſt du? — Du zeigeſt es nur am Verlangen;
Was zu beſitzen man glaubt, flieht, wie ein flüchtiger Traum.

44.

Gleich dem Teiche Bethesda eröffnet heilend ein Herz ſich,
Wird es vom Engel bewegt; unbewegt fehlt ihm die Kraft.

45.

Kehrſt du zurück in dein Haus, ſo grüß' es mit Ehrfurcht und Stille;
Achtung gebühret dem Ort, welcher dein Leben bewahrt.

46.

Zeit, es ruhen auf dir des Sterblichen Hoffnungen alle;
Nimmer doch iſt er bei dir, ſucht in der Ferne dich auf.

47.

Wer im eigenen Herzen ſein Glück ſucht, wird es nicht fehlen;
Ewig quillet der Quell, deſſen der Gute ſich labt.

48.

Ehre Menſch dein Geſchlecht! die Götter ehren es ſelber;
Strafe des Hochverraths trifft den Verächter zuletzt.

49.

Rieſe ging mit dem Zwerg hinaus, den Drachen zu tödten;
Rieſe fehlug ihn; doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

50.

Eine giftige Pflanze, Beleidigung, wächſt auf der Erde;
Süße Vergebung hat uns Himmel zur Heilung geſandt.

51.

Kommt, ihr befiederten Gäſte! euch treibt der Winter; o kommt nur!
Kleine Speiſe geb' ich, kleinen Geſang gebt ihr mir.

52.

An dem dornichten Holz, vom ſtrauchigen Zweige, da hänget
Eine Blume, ihr ſchlägt jedes nur fühlende Herz:
Eine Blume, wie ſie, wächſt unter Dornen der Menſchen;
Aber ihr ſchlägt kein Herz, unerkannt blüht ſie, und ſtirbt.

53.

Meine Liebe iſt gleich den nektertragenden Stöcken,
Welche das ſummende Volk unter den Blüthen erbaut:
Jedes Zellchen von ihr iſt mit Honigſpeiſe gefüllet,
Draus dem Liebenden ſtets liebliche Nahrung erquillt.

54.

Deine Worte ſind gleich den thaugepflückten Roſen;
Jedem hänget der Duft, hänget der Morgenglanz an.

55.

Herz des Menſchen, wie reich und wie arm! — Es ſtrömet ein Tröpflein
Dir Glückſeligkeit zu; Meere vermögen es nicht.

56.

Sonn' und Mond und Sterne; wie ſie im verliebteren Kreiſe
Um die Schweſter ſich drehn, bis ſie vom Schlummer erwacht!

57.

Wehre dem heißen Wunſch, und ſetze dich nieder beſcheiden
An die Tafel der Welt; fodre nicht, was ſie nicht hat.

58.

Auch du, edle Großmuth! du goldumkränzte, obgleich oft
Niedre, duldende, du, heb' mich vom Staube der Erd'!

59.

Richte das Aug' empor zu den unermeßlichen Welten;
Hier iſt Religion, Wahrheit und Weisheit zugleich.

60.

O des geprüften Kenners der Welt, des Schilderers der Sitten! —
Deine Wiſſenſchaft, Freund, ſchwebt über Fäulniß und Staub.

61.

Laß uns der Weisheit widmen die ſchönen Tage des Lebens!
Unter Blüthen und Laub bringt ſie dir köſtliche Frucht.

62.

Glücklich, wer, o Natur, dich im Innerſten liebet, und glücklich,
Glücklich, wem ſich dein Bild tief aus dem Buſen erzeugt!

63.

Wer die Tugend nicht hat, iſt arm. — Was kann dich erſetzen,
Innerer Reichthum der Seel'? Arm iſt, wer Tugend nicht hat!

64.

In die Wüſte bin ich gegangen, mein Leiden zu lindern:
Aber die Wüſte gab traurig mich wieder zurück.

65.

Stille Sabbathruh steigt auf von der Erde zum Himmel;
Opfere still im Geist, Seele, der hohen Natur!

66.

Unter der Eiche zersplittertem Ast ergötzt sich der Hirt noch;
Deiner Pappel Haupt steht zum Bewundern nur da.

67.

Seliges Volk, ruft Basko, ja dreimal seliges Eiland,
Das nie Helden gekannt, und nie von Helden gekannt ward!

68.

Wie sie sich freu'n, wie sie führen den Tanz, wie vom Himmel sie rufen:
„Nichts ist Tod der Natur, Alles ist Leben in ihr!"

69.

Merk' auf deine Wege, und nicht auf die Wege des Andern!
Ruh' und Fried' ist es die; Weisheit und Menschlichkeit ist's.

70.

Sei ein Mann, dich zu ehren! und sei ein Mensch, dich zu lieben!
Keine Größe besteht, die nicht auf Menschheit erbaut.

71.

Scheint dir nicht zur Freude das Herz des Menschen geschaffen,
Das so leicht sich betrübt, leicht sich zur Freude bekehrt?

72.

Wohlgefallen an sich hat selten den Andern gereizet;
Preis und Dank verdient, wer sich für Andre vergißt.

73.

Theurer Mensch, so wenig sind deine Klagen gegründet,
Daß du so leicht nicht dein Loos gegen ein andres vertauschst.

74.

Jage nach Weisheit nicht; such' was du hast zu gebrauchen;
Vor den Füßen liegt, was in der Ferne du glaubst.

75.

Tief in der Seele gelobe dir ſelbſt, und ſuch' zu erfüllen,
Was du gelobt! — Was iſt ſonſt doch das Leben als Traum?

76.

Schmerz und Luſt, ihr bezeichnet die Grenzen des menſchlichen Zuſtand's;
Zwiſchen euch beiden die Fahrt mag wohl die glücklichſte ſein.

77.

Lehr' uns den frommen Weg, den rechten Weg der Erziehung,
Daß in uns herrſche der Menſch, wie in dem Thier der Inſtinkt!

78.

Was der Roſe die Farbe, was ſüßem Obſte der Duft iſt,
Das iſt Beſcheidenheit dir, ohne ſie reizt kein Genuß.

79.

Dreiſt in der Redlichkeit Reck wirft ſich unthätige Rohheit,
Und ſie täuſchet damit oft den zu duldſamen Sinn:
Prüfe den Gleißner nur; er erwidert dir ſchlecht, was er fodert,
Und dem gefälligen Freund lohnt er mit widrigem Scherz.

80.

Eitelkeit baut ſich von Schaum ein Schloß auf; ſtrahlen die Sonnen,
Funkelt es hell, doch zerſtiebt's leicht vor dem Hauche des Wind's.

81.

Lieblich grüßet der Morgen, und ſendet den helleren Tag uns;
Lieblich grüßet dein Wort, ſendet der Seele den Tag.

82.

Erde, du holde Mutter! wer deinen Buſen zu ſchmücken
Sich bemüht, thut Pflicht, und du belohnſt ihm die Treu'.

83.

Dein iſt die ganze Welt, vermag dein Herz ſie zu tragen;
Was man oft ſehnlich gewünſcht, trägt man mit Mühe zuletzt.

84.

Übermuth iſt mit der Fülle gegangen, hat Sattigkeit funden,
Überdruß kam noch dazu, brachte mit der Reu' ihn nach Haus.

85.

Stille verehre die Hand des Schickſals; es führet von Todten
Einen Lebenden her, tödtet dann wen ihm beliebt.

86.

Schöne Seele; du warmer, du lieblicher Hauch aus der Wüſte!
Wo du mein Leben berührſt, ſproßt dir ein grünender Zweig.

87.

Hier an dieſe Säule, von blendendem Marmor errichtet,
Heft' ich heute kein Bild, dauernden Zeiten zum Preis!
Schneide, Verlangen, die Flügel hier ab! und ruhe gefeſſelt,
Hoffnung! am Fuße gelähmt, hinke das Glück nicht hinweg!
Iſt dem Herzen ein Werth, iſt edleren Seelen ein Vorzug,
Legt die zerſtörende Zeit ihre Gewalt auch hier ab.

88.

Wo kein Tempel ſich hebt, hier, wo die Gottheit kein Stein ehrt,
Sei mir ein Tempel der Wald, ſei mir der Raſen Altar!
Edler erſcheint und würdiger mir vom Geber ein Haus ſelbſt,
Als von menſchlicher Hand, menſchlicher Thorheit, erbaut.

89.

Süße Sonne, du kommſt! die leuchtete lange der Stern vor! —
Auch mir leuchtet der Stern lange — wann kommt doch mein Licht!

90.

Eine Sonne biſt du allein am ſtrahlenden Mittag;
Zu den Geſpielen geſellt ſich du der glänzende Mond.

91.

O du kannſt ſie nicht fehlen, geliebter Künſtler; nur nimm ſie
Aus dem Herzen mir hin, male ſein Feuer hinein!

92.

Der achtzehnte Junius.

Feiert den herrlichen Tag, und ehrt das Blut der Erſchlagnen,
Das für das Vaterland freudig zum Himmel entſprang!
Stahl vor der Bruſt, und Erkenntniß im Geiſt, und Gefühl in dem Herzen,
Das nur iſt's, was den Mann zu den Unſterblichen hebt.

93.

Menſch, mit deiner Hand willſt du das Unendliche faſſen:
Lebſt doch mitten darin, und du begreifeſt es nicht!

94.

Blumen gabſt du mir nicht, du gabſt mir geſchriebene Blätter;
Aber an Blumenduft gehn ſie den Blumen zuvor.

95.

Marienbad 1823.

Kräftiger noch als Gaſteins Quell iſt die Quelle Mariens,
Bringt den himmliſchen Geiſt wieder zur Erde zurück.

96.

Menſch, du forſchſt nach Wahrheit, und ſuchſt ſie immer im Fernen;
Prüfe dich ſelbſt und ſchau', prüfe die Dinge um dich:
Nicht nach fernen Orakeln — ſie täuſchen und irren dich immer —
Das bedeutende Wort liegt zu den Füßen dir oft.

97.

Deutſchland (terra obedientiae).

Alle benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater;
Deutſchland, bücke dich tief, daß du den Segen empfängſt!

98.

Kindiſch verehrt ihr die Sprache, und ſpielt mit Sylben und Worten;
Statt zu erheben den Geiſt, lähmt ihr ihn, Deutſche, vielmehr!

99.

Unglückſeelig Geſchick, ihr verſchämenden Meiſter!
Ruft ihr die Muſen herbei, ſind doch die Grazien fern.

100.

Ungezwungen iſt ſtets das Wahre, das Liebliche, Schöne;
Steifes Anſehn nimmt jeglichem Dinge den Reiz.

101.

Wanderer, auf dieſes Grab hab' ich die Roſe gepflanzet,
Daß im Bilde du ſiehſt, was hier die Erde bedeckt.

102.

Echo.

Kennſt du das Mädchen im Thal, die unbefraget kein Wort ſpricht,
Einſam den Felſen bewohnt, und frei hinſchwebet in Lüften?

103.

Nach dem Unendlichen ſtreben wir oft, und ſuchen es ferne;
Was in der Nähe uns liegt, werden wir minder gewahr.

104.

An . . .

Fett iſt dein Pinſel und reich, du ſelbſt biſt mager und ärmlich;
Mache, daß deiner Kunſt Werken du endlich doch gleichſt!

105.

Auf einen ſchlechten Überſetzer.

Wo das muthige Roß nur ſtolz die Tritte bezeichnet,
Steigert kein träges Thier lahm und geradebrecht nach.

106.

Einen Tag der Geſellſchaft gewidmet, dem Leben des Umgangs;
Gab er mir, nahm er mir mehr, dies nur beſtimmt ihm den Werth.

107.

Ungeduldig harrt in ihrer Knoſpe die Erde;
Hauch', o Himmelsluft, öffn' ihr die ſehnende Bruſt.

108.

Fallt auf mein Herz hin, Tropfen der Wehmuth, mit kühlender Labung,
Zu erlöſchen den Groll, den der Beleid'ger erregt.

109.

Und du, männliche Kraft, du Seelenherrscherin, Tugend,
Ruhm des Lebens und Glück, reich mir die stärkende Hand.

110.

Selbsterkenntniß und Wahrheit und Weisheit, Euch blühet das Leben,
Wie um die Rosen der Busch, wie vor der Sonne Gewölk.

111.

Und du Gottesgeschenk, du Freundschaft, Zartheit der Seelen,
Liebe, — Vereinigung du, — bindet mir ewig mein Glück.

112.

Warum lieget der Garten der Erde so öd und verschleiert?
Ist's, daß das himmlische Feld darum nur herrlicher blüht? —

113.

Ach, ich habe mein Haus verlassen, die Kinder, die Zärtling'
Meiner Liebe, denn ich bin aus mir selber gereis't! —

114.

Beuge tief dein Knie, — der Wesen Schöpfer und Ursprung;
Gutes giebt er und nimmt's; Er nur vollendet es gut.

115.

Unter den weichen Polstern erdrücket die Erde der Schnee schon;
Komm', o Zephyr, und hauch' ihr von den Schultern die Last.

116.

Führe, Himmel, zurück mich zu mir, auf daß ich erkenne,
Wessen ich sei, und wo, hänge an deiner Natur.

117.

Sonne, wo blieb dir die Kraft? Vom Throne, den du erstiegen,
Trifft kein Pfeil mehr, er sinkt welkend auf eisigen Schnee.

118.

Laß, o Himmel, mich stets des Wehmuthblickes erinnern,
Der stillschweigend und tief mir in das Innerste drang.

119.

Heliodorus, ja, des Lebens größester Schatz ist
Freundschaft; aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß.

120.

O du fröhlicher Hain, wann werd' ich dich wieder besuchen!
Wann blüht über dem Moos wieder mein Genius auf!

121.

Messe dich selbst! dem Menschen gebührt das Maß von den Dingen:
Und, wann du ernst es geprüft, fülle das richtige Maß!

122.

Das Vaterland.

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles: Du, Vaterland, machest uns groß!

Briefwechsel.

Briefe

des Großherzogs

Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach

an

Knebel.

1.

Genf, den 28. October 1779.

Heute iſt endlich ein Oelzweig, lieber Knebel, von Dir erſchienen, nebſt Glaſers Atteſtat. Du kannſt ihm zum Troſte ſagen, daß ich ſchon lange gewußt, was er ſei, nur freue es mich, daß er zur Selbſterkenntniß gelange. Unſere Reiſe*) iſt äußerſt glücklich. Wir ſind doch nun bis hieher gediehen, ohne den mindeſten widrigen Zufall; geſund ſind Menſchen und Pferde geweſen. Unſere Marſchroute iſt kürzlich dieſe geweſen: von Baſel auf Biel durch's berühmte Münſterthal, von da über Murten und andere Orte nach Bern. Die Gletſcher-Reiſe gemacht im Canton Bern. Von Bern wieder nach Lauſanne und hierher. Daß dieſe Reiſebeſchreibung etwas unbeſtimmt iſt, kann ich nicht leugnen, aber ließ ich mich auch auf etwas näher ein, ſo würde mein Brief ohne Ende. So viel kann ich Dir ſagen: es iſt ſo groß, daß man es kaum bemerkt, daß es groß iſt, größer als man es denken kann. Der Staubbach iſt über alle Beſchreibung. Der Fall des Reichenbachs u. dergl. m. Wir ſind brav herumgeſtiegen. Die Gletſcher-Reiſe haben wir bis auf ein paar Stunden beſtändig zu Fuß gemacht. Die zwei Tage auf dem Thuner- und Brienzer-See mit gerechnet, hat die Tour acht Tage gedauert. In etlichen Tagen wollen wir die Gletſcher des Faucigny beſuchen, nämlich bei Chamouni, Martinach, Bar ꝛc.

---

*) Goethe ganz allein begleitete den Herzog.

Dann gehen wir durch's Wallis über den St. Gotthard zurück in die Schweiz nach Zürich. Das Wetter iſt außerordentlich ſchön geweſen, warm, unausgeſetzt heiter. Vor- und vorvorgeſtern haben wir die zwei höchſten Gipfel des Jura beſtiegen, nämlich la dent de Vaugion et la dole. Die Ausſicht war ganz über Alles; ich ſage nur, daß wir dort auf Einen Blick die ganze Kette von Eisbergen, von dem Canton Luzern an bis in Savoyen und in die Pays de Gais, ſodann die Berge, welche bei Baſel Deutſchland von der Schweiz ſcheiden, die Franche comté und den ganzen Genfer-See (auf Einen Blick) überſehen haben. Im Umkreis etliche 100 Stunden. Bei Vevay haben wir uns im Genfer-See gebadet; es war ſo warm, als bei uns im Sommer, das Waſſer war ſehr weich. Von hier kann ich weiter nichts ſagen, als daß es ſchöne Häuſer und ganz, ganz abſcheulich fatale Kerls mit viel Geld hier giebt. Geſtern ſahen wir nicht weit von hier eine ſchlechte, franzöſiſche Comödie; in der Stadt wird ſie nicht geduldet, alſo ſpielt ſie auf franzöſiſchem Grund und Boden. Weil nun die Thore hier präcis geſchloſſen werden, ſo fängt der Spektakel ſchon nach 2 Uhr an. Hier überſchicke ich Dir das Reſultat von den Bemerkungen, welche die freien tiefdenkenden Schweizer über die jetzt herrſchenden Nationen gemacht haben. Es iſt viel Scharfſinn darinnen. Ich hoffe: Ihr ſeid jetzt in einem meiner Häuſer; laßt es euch wohl bekommen; grüßt die kleine Werthern, die kleine Schardt und Alles, was klein und artig iſt, Ottein aber nicht. Lebe wohl, lieber Knebel, und laß bald wieder was ex imimo, da Du die Höhe wirſt verlaſſen haben, hören.

C. A., H. z. S.

2.

Wörlitz, den 7. Juni 1780.

Seit Sonnabends paſſe ich auf, um eine Stunde zu finden, in welcher ich Dir ſchreiben kann, mein lieber Knebel, aber ganz umſonſt; denn ſpät ſteht man auf, dann die Frühſtücks-Seſſion, welche Du kennſt, darnach wird geritten oder gegangen, und im übrigen Tage iſt nicht daran zu denken. Jetzt brauche ich ein halbes Stündchen, das mir bleibt, um meinen verſprochenen Brief wenigſtens anzufangen.

„Unſere Zeit geht ſehr angenehm hin; der Fürſt iſt vertraulicher und freundſchaftlicher gegen mich als jemals. Es iſt doch eine der ſchönſten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden geſehen, der durch ſeine bloße Exiſtenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menſchenliebe allen denen, ſo um ihn ſind, mittheilt, als dieſer Fürſt. Man iſt ordentlich beſſer bei ihm. Er iſt trotz der Sinnlichkeit ſeines Weſens (denn daß er nicht im mindeſten der Abſtraction fähig iſt, ſehe ich alle Augenblicke mehr) ſo rein und lauter, ſo gemäßigt und ſo liebevoll in ſeinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefſte Weisheit und größte Bearbeitung ihrer ſelbſt zu ſein nicht erlangt haben. Der Vogelheerd, welchen ich vor 2 Jahren in der Arbeit ſah, iſt mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt angelegt. Meiner Frau ſcheint der hieſige Aufenthalt wohl zu thun; bei Naturen ihrer Art ſpürt man die Wirkungen erſt ſpät und in der Folge. Mein Bruder iſt wohl und recht brav. Ich muß den Brief unterbrechen, denn es wird zum dejeuner geblaſen.“

Den 8. Juni.

Einen alten Kriegs-Cameraden von Dir habe ich hier kennen lernen, es iſt der ehemalige Capitain, jetzt Major Scott von eurem Regiment; es iſt für ſo einen ganz nicht denkenden Menſchen eine treffliche gute Seele. Er iſt dem Fürſten ſehr ergeben, und da er ihn lange nicht geſehen hatte, war ſeine

Freude erdentlich rührend. Mir iſt lange nicht ſo eine treue Schottiſche Seele vorgekommen, wie dieſer. Der Commandeur vom Braun'ſchen, ehmals Lottum'ſchen Regiment, Obriſt Pful, iſt auch hier; er hat eine Gräfin Anhalt zur Frau, welche ſtocktaub iſt. Wie lange ich hier bleibe, weiß ich noch nicht; Sonnabend oder Sonntag gehn wir vermuthlich. Jetzt haſt Du meine Hauptneuigkeiten, nun will ich zu dem verſprochenen Wegweiſer ſchreiten.

Wenn Du aus Deutſchland nach Schaffhauſen kommſt, ſo ſteigſt Du in dem Gaſthof zur Krone ab; der Wirth war ehedem Major in Sardinien, und unſer Kammerherr von Seckendorf ſtand bei ſeinem Regiment. Denn Gaſtwirthſchaften, Poſtmeiſtereien u. ſ. w. ſind in der Schweiz bei den beſten Familien und ſehr einträglich. Hier haſt Du nichts zu ſehn, als Du giebſt, wenn Du willſt, einen Brief, den ich Dir ſchicken will, an den Junker in Thurn ab. Sollte ſeine Adreſſe nicht recht ſein, ſo frage nur nach dem, bei welchem ich geweſen bin. Den andern Tag mußt Du nach dem Rheinfall gehn, dort bleiben und erſt ſpät zurückfahren. Laß Dich, wenn das Waſſer klein iſt, bis an den mittelſten Felſen fahren, und da ſteig' aus und ſchreib' mir, wenn Du kannſt, was es Dir für einen Effekt gemacht hat. Du beſiehſt das Schloß Laufen, welches nach Zürich gehört.

Von Schaffhauſen gehſt Du den Rhein hinauf nach Stein, längs dem Unterſee nach Coſtnitz. Im Schloß Stein iſt die Gewohnheit, wenn 4 Pferde mit einer Kutſche oder geritten vorbei kommen, ſo wird mit einer Kanone geſchoſſen. Die Merkwürdigkeiten von Coſtnitz wird Dir der Wirth im Adler zeigen, wo Du wohnen mußt. Dieſes iſt der Gaſthof, wo das Zeichen hängt, von welchem Wedel Dir erzählt hat, daß es bei ſtarkem Winde faſt das Haus einreiße. Von Coſtnitz geheſt Du mit Miethwagen nach Winterthur; hier mußt Du den Maler Schellenberg beſuchen, welcher für die Phyſiognomik viel gearbeitet hat; es iſt nicht eben ein ſehr großer Mann, hat

aber ein beſonderes Talent, Inſekten in der gröſten Schönheit zu malen. Du kannſt ihm, um Dich einzuführen, ein Compliment von mir bringen. Von hier geht's gerade auf Zürich. Du kannſt von Coſtnitz aus dieſen Weg zur Noth in einem Tage machen. In Zürich ſteigſt Du im Schwerte an der Limat ab. Der Wirth heißt Herr Otto, welchen Du aufs Schönſte von mir begrüßen wirſt. An Lavater bekommſt Du einen Brief, und grüße erſt Bodmer, Pfenniger, den Maler und Dichter Geßner und Heidegger, den Sohn des berühmten Schultheißen. Letzteren, wenn Du nicht Heinrich Füßli's älteſte Zeichnungen ſehen willſt, beſuche nicht, denn es iſt ein böſes Subjekt. In Zürich bleibe wenigſtens acht Tage. Mache eine Reiſe am Züricher See hinunter und übernachte in Richterswyl; dahin will ich Dir einen Brief an einen D. Hotze, einen vortrefflichen Arzt, mitgeben, welcher Dir ſehr wohl thun wird. In Zürich wirſt Du ſehr gut bewirthet werden. Du mußt hier einen Miethwagen nehmen, welcher Dich nach Luzern bringt. Es ſind zwei Wege, nimm den über den Berg Albis, von welchem Du eine vortreffliche Ausſicht haben wirſt. Hier, auf dieſem Berg, in einem Wachhauſe, wohnte der arme Lindau einige Monate. Dem Kutſcher wirſt Du zwei Carlsd'or bezahlen müſſen. Es iſt eine Tagereiſe. In Luzern ſteigſt Du bei einem recht guten Kerl von Wirth, im goldenen Adler ab. Hier iſt weiter nichts als die modellirte Charte einiger Schweizer Cantons und der Vier-Waldſtädter-See vom General Pfyffer merkwürdig. Wenn Du dieſes geſehen haſt, ſetzeſt Du Dich zu Schiff und fährſt bis Brunnen, ſteigſt da aus und gehſt zu Fuß nach Schwyz, eine halbe Stunde vom See. Hier ſchläfſt Du, ſiehſt den andern Morgen bei einem gewiſſen Hedlinger die ganze Sammlung von Medaillen des berühmten Hedlinger, welcher von hier gebürtig war; Du kehrſt zurück nach Brunnen, fährſt bei Tells Capelle vorbei und ſteigſt aus dem Schiff bei Flueln, gehſt bis Altdorf, wo nichts zu ſehn iſt, und noch denſelben Abend bis Steg, am Fuß des Gotthard. Von

Fluelen auf Altdorf eine halbe Stunde, von Altdorf auf Steg drei kleine Stunden. Den andern Tag brichst Du sehr früh auf, miethest Dir ein Maulthier, oder einen Lastträger (ersteres ist aber besser), und lässest ihn Dein Gepäcke tragen. Du mußt dieses Thier mit dem Führer bis Oberwald, dem ersten Ort in Wallis, miethen. Für diesen Weg wirst Du gewiß drei Carlsd'or bezahlen müssen. Du gehst in einem Tag den ganzen Gotthard hinauf, über Hospital bis zu den Capuzinern. Hier bleibst Du über Nacht. Es ist dieses ein Weg von neun guten Stunden, und beständig steigend. Hier mußt Du Dich des Latein's oder Italiänischen bedienen, denn die verstehen kein Deutsch. Du giebst ihnen etwas, wenn Du weggehst, fodern thun sie nichts. Den andern Tag, wenn Du vor Anbruch des Tages weggehst, kannst Du noch Wallis erreichen; Du steigst bis Hospital wieder herunter, schlägst Dich links und kommst durch ein ganz ödes Thal, nach Realp; hier machst Du Mittag bei einigen Capuzinern. Du setzest Deinen Fuß weiter, besteigst die Furka, die Dir, da Du keinen Schnee antreffen wirst, nicht viel Beschwerniß machen wird. Du kommst etwas spät nach Oberwald; hier nimmst Du ein frisches Maulthier und miethest es bis Martinach. In Einem Tag gehst Du bis Brig und in einem andern von Brig über Leuk ins Leukerbad. Hier bleibst Du wieder über Nacht, und gehst den andern Tag bis Sion, von Sion ist's eine Tagereise bis Martigny, und da die Tage lang sind, so rathe ich Dir, bis St. Maurice zu gehen und die Pisse Vache in hohen Augenschein zu nehmen. Du ruhst Dich den andern Tag hier aus und schleichst erst gegen Abend wieder zurück nach Martigny, welches nur 3 Stunden davon entfernt ist. In Martigny nimmst Du ein frisches Maulthier bis Chamouni, dieses ist eine Tagereise. Nach Chamouni führen zwei Wege, einer über die Tête noire und der andere über den Col de Balme. Letzteres ist der beschwerlichste, hat aber die schönste Aussicht; ich rathe Dir, diesen zu nehmen. In Chamouni mußt Du drei bis vier Tage bleiben; Du

lässest gleich einen Wegweiser kommen; hierzu nimm einen gewissen Michel Pacart und grüße ihn von mir. Du besteigst einen Tag den Mont-Anvert, den andern den Buet, noch ein Tag kann zum Genuß angewendet werden und zur Ruhe; dann gehst Du mit diesem Pacart bis Sallenche, besiehst den andern Tag die Caserne de Baline und schläfst in la Bonneville; von hier sind's wenige Stunden nach Genf. Nach Genf will ich Dir einen Brief an den berühmten Hubert mitgeben, welcher Dir sehr behagen wird; ich hatte ihn neulich vergessen. Du logirst à la Balance, einem sehr guten Gasthof. Auf dem Mont Anvert findest Du ein Häuschen, wo mein und Goethe's Name steht, schreib Dich dazu. Solltest Du in die Berner Eisgebirge wollen, so gehst Du über Lausanne und Vevay, siehst den Genfer See und gehst nach Bern, steigst im Falken ab und gehst dann auf Thun. Hier nimmst Du ein Schiff, und dann weist Dich jedes Kind zurechte. In Thun frage nach einem Schiffer, Peter Kocher, dem besten Kerl von der Welt; Du nimmst ihn als Wegweiser mit ins Gebirg. Schenke ihm doch drei Carlsd'or von meinetwegen, ich will sie Dir wieder bezahlen lassen; gehst Du nicht hin, so schicke sie ihm von meinetwegen von Genf aus. Jetzt weißt Du Alles, was Du brauchst, schreib mir bald und allen guten Geistern empfohlen. Leb wohl, lieber Knebel.

Carl August, H. z. S.

Empfiehl mich Deinem Herrn Vater.

3.

Weimar den 15. Juni 1790.

Hier, mein lieber Knebel, ſchicke ich Dir passe-par-tout durch die ganze Schweiz. Nicht ein einziger kommt an ein unintereſſantes Schloß. Alle dieſe Leute werden Dich ſehr freun, zumal Hubert. Überall habe ich Dich als einen Homme d'esprit et de mérite recommandirt, und überall wirſt Du mit offenen Armen empfangen werden. Hubert ſag', daß, wenn er einmal etwas von ſeinen Malereien wegwirft, er es mir ſchicken ſolle. Du kannſt mit ihm deutſch ſprechen; denn er iſt in Heſſen erzogen und iſt Adjutant des Landgrafen geweſen.

Meine Frau iſt in Treuenbrietzen geweſen und hat ſich mit ihrer Schweſter*) abouchirt; von da ſind ſie zuſammen nach Berlitz gegangen, um die Kinder zu ſehen und haben endlich Thee in Potsdam getrunken. Denſelben Abend ſind ſie nach Treuenbrietzen zurückgekehrt und den andern Tag war meine Frau wieder in Wörlitz. Seit Montags Mittag bin ich wieder hier. Den Sonnabend Nachmittag verließen wir Wörlitz und erreichten Abends Leipzig. Sonntag hörte ich Zollikofern, und meine Frau beſuchte das Winkleriſche Cabinet und beſah die Stadt. Montags Abend traf ſie glücklich hier ein. Ich bin beſtändig theils auf meinen Pferden, theils Courier geritten. Öfern haben wir von Leipzig mitgebracht, er bleibt vierzehn Tage in Ettersburg. Er hat ſich verbindlich gemacht, in dieſer Zeit eine Decoration zu malen, und Goethe ſoll in eben dieſer Zeit ein Stück dazu verfertigen; er wird's thun und die angefangenen ariſtophaniſchen Vögel dazu nehmen. Nichts wird dieſem Stück vermuthlich fehlen als etwa das scheué und Deine Perſon. An Bertuch iſt aus Anſpach die Überſetzung der Cervan-

*) Der damaligen Kronprinzeſſin, nachherigen Königin von Preußen, gebornen Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt.

tiſchen Novellen geſendet worden. Sie intereſſiren mich ſehr. Der Ton iſt ſeltſam, und Schreibart und Diction außerordentlich ſchön. Es dünkt mich, man ſehe aber hier und da das hohe Alter des Verfaſſers durch, denn hie und da in der ſchönſten Wärme kommt unerträgliche Kälte; es hat mich in ihnen eine ſeltſame Gleichheit mit Wieland'ſchen Unvollkommenheiten gewundert. Lebe wohl, Alter!

Was macht d'Aubigny?

C. A., H. & S.

4.

Weimar, den 7. Juli 1789.
Im Park Abends 11 Uhr.

Nicht Krankheits-, ſondern Faulheits halber habe ich dieſen Poſten erwählt, um Dir, alter Knebel, wieder ein Zeichen des Lebens zu geben. Ich bin beſorgt, Du habeſt mein Paquet Recommandationen nicht bekommen, ich habe mich heute deswegen bei Deinem Vater darnach erkundigt. Mich freut's ſehr, daß das gütige Schickſal Dich an des Vater Rheins große Epopée geführt hat. Im Fiſchhauſe hielt Goethe und Lavater ein traité du sublime, das nicht gering war. Ich denke doch, daß Du in dem Häuschen, welches für den Grafen von Falkenſtein erbaut wurde, beſſere Gedanken gehabt haſt, als der illustre voyageur. Unſerer Neuigkeiten ſind wenige; als Öſer, welcher einen Vorhang dort gemalt hat, Ettersburg verließ, zog die Gräfin Bernſtorf dahin; Bode folgte pflichtſchuldigſt und auf alle Zeit bereit, zu amüſiren. Ich war einige Tage im Amte Groß-Rudeſtedt und beſuchte endlich Groß-Brembach, welches im Brande ſiebenzig Häuſer, ohne die Ställe, verloren. Geſtern war ich mit meiner Frau, Bruder und ſämmtlichem Hofſtaat in Jena, zeigte meiner Frau die

Gegend, und alle Professores versicherten, es sei eine wahre Schweizergegend. Wir gaben allen Ordinariis von allen Facultäten zu essen. Mich freute es, einige wackere Leute unter ihnen zu finden. Nach Tische zeigte mir Loder seine auserlesenen Präparate. Die Déjeûné's in der Esplanade floriren wieder; heute unterbrach's der Regen. Jetzt leb wohl, alter Knebel, und laß Dir noch einmal sagen, wie lieb ich Dich habe. Es ist mir zu verstehen gegeben worden, daß gerne gesehen würde, wenn Du zuweilen eine Epistel an die Frauenthörer erließest, in diesem Fall aber wirst Du gebeten, mir die Briefe zuzustellen; ich werde sie sodann weiter besorgen. Lebe wohl, meine Frau grüßt Dich.

C. A., H. z. S.

3.

Weimar, den 17. Juli 1780.

Guten Abend, lieber Knebel! Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster *) mit einem Lichte am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche **) herumgeschlichen, und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erden-Treiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so unter-

*) So wurde eine im Park, Goethe's Gartenhause gegenüber, befindliche Einsiedler-Hütte benannt, die der Herzog damals öfters be[illegible].

**) Eine Gegend im Park.

gehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden ſieht und fühlt, und das Alles ſo für ſich, ſo wenig der Menſchen halber, und doch genießen ſie's und ſo hoch, daß ſie glauben, es ſei für ſie. Ich will mich baden mit dem Abendſtern, und neu Leben ſchöpfen. Der erſte Augenblick darauf ſei Dein. Leb wohl ſo lange.

Ich komme daher. Das Waſſer war kalt, denn Nacht lag ſchon in ſeinem Schooße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den erſten Schritt hinein that, war's ſo rein, ſo nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war ſo ganz ſtille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die ſtille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten.

Die Gothaner haben uns ganzer acht Tage gefaßt, minus etliche Stunden. Ich habe mich gut mit ihnen verhalten, und war ſo vertraulich, als es ihre Natur erlaubt. Goethe las geſtern Abend dem Herzog von Gotha, ſeinem Bruder und mir, während unten ſoupirt wurde, auf meiner Stube den Fauſt vor. Es ſchlug doch ziemlich Alles bei ihnen richtig an. Albrecht's altes Grief wegen des an Hof Eſſens iſt gehoben, er war geſtern bei Tafel und ich ſtellte ihn dem Herzog vor. Letzterer meinte, er könne noch nicht recht klug aus ihm werden. Er hat verſprochen, hier zu bleiben und nur einige Ausflüge wieder ſich zu erlauben. Wir treiben alle Sonntage Vormittags richtig unſere drei Stunden Phyſik. Er verſicherte neulich, daß dieſer cours de Physique nicht auf drei, ſondern auf 10 Jahre calculirt ſei. Es hat ſich ein großer Erdfall bei Kahla gezeigt, welcher die Saale verſchüttete. Ich war mit dem Herzog von Gotha dort; Krauſe hat ihn gezeichnet. Sein Anblick, wenn man ihn in der Nähe ſieht, iſt groß und impoſant. Ganze Fichten und Obſtbäume ſind verrückt und verworfen. Letztere haben ſich dabei nicht verändert, ſondern tragen Frucht nach wie vor. Es iſt nicht vom Erdbeben entſtanden, ſondern Quellen und vielleicht die Saale ſelbſt haben an Höh-

lungen gewaſchen, welche endlich den Berg nicht mehr tragen konnten. Der Herzog fuhr dann auf Jena und beſah die Bibel-Sammlung und Loders Cabinet. Dieſer kommt übermorgen hierher und wird ein Kind ſeciren. Vorgeſtern Nachts brannte es wieder in Apolda, nur aber ein Schafſtall ward verſehrt. Es iſt faſt gewiß, daß es angelegt worden, denn um dieſe Jahreszeit iſt Niemand im Stalle. Du wirſt Dich wundern, wie unvorſichtig man in der Schweiz mit Feuer und Licht umgeht, und doch brennt's nicht. Ich erwarte bald Nachricht von Dir, welchen Weg Du nimmſt oder nehmen wirſt. Iſt's Dir in Frankreich beſſer als in Genf, ſo reiſe hin. Hat des Menſchen Seele keine Ruh, ſo ſuche ſie. Im weitläuftigen Suchen findet ſich zuweilen ein unerwarteter Grund zur Ruhe. Grüße Lavatern, wenn Du noch in Zürich biſt, und küſſe ihn. Meine Frau und die Waldner denken Deiner. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. z. S.

6.

Weimar, den 27. Juli 1780.

Aus dem, lieber Knebel, was Du geſtern Goethen ſchriebſt habe ich vermuthet, daß trotz der großen Hitze, welche Du wahrſcheinlicher Weiſe drückender fühlen wirſt, als wir, der Gotthard nun hinter Deinem Rücken liegt, die Furka überſtiegen iſt und Du jetzt wohl in Chamouni biſt; vielleicht haſt Du ſchon Genf erreicht und ſtehſt à la Balance am Eckfenſter, ſiehſt die grüne Rhone unter ihren vielen Brücken den See verlaſſen und Frankreich zueilen, ſiehſt die müßigen Jungen und dickbeinigen Bedienten, die Jäger aber bei dem Sattler ſtehen und die Wagen, die ſie nicht bezahlen können, anſehen. Vielleicht balgt ſich ein kleiner ſchwarzer Decrotteur vor Deinem

Fenſter, welcher uns die Schuhe putzte, von Zürich gebürtig und eine Canaille iſt.

Ueber Dir ſitzt der dicke Mannheimer Schneider, welcher für mich gearbeitet hat, und wenn Du ihn recht ärgern willſt, ſo ſprich nichts als deutſch mit ihm; er wünſchte, man hielte ihn für einen Franzoſen. Der Wirth iſt ein ſehr braver Mann, und nirgends wirſt Du billiger ſein, als bei ihm. Sauſſure wird Dir gefallen; und ſchwerlich wird Dir der zweite Theil von Hubert in den Weg kommen, denn er iſt ſo originell als möglich. Er iſt ein Menſch von großem Geiſte und für ſein Lebe-Talent (oder Talent zu leben) habe ich große Achtung. Bonnet wird Dir ſchwerlich recht behagen. Die Schnitzeleien an den Füßen ſeiner Salamanders haben ihn zuſammengezogen, ſein Name und daß er die Auferſtehung der Todten zu beweiſen geglaubt hat, haben ihn wieder auf einen andern Fleck; alles dieſes zuſammen macht ihn für den Fremden intereſſant; auf lange aber glaube ich ſchwerlich, daß er wohl thue; gewiß wenigſtens nicht ſo, als Dir der Vier-Waldſtädter-See wird gethan haben. Wie war Dir, als Du den Luzerner-See hinunter, den Rigi links, den Pilatus hinter Dir und vor Dir den Felſen, welcher den See verenget, und ſo zu ſagen, theilt? wie, als Du durch die Meerenge durch warſt, Gerſau, Brunnen, Tells Platten Dir links, die ungeheuern Berge nebſt den kleinen Matten, wo die Drei den Bund zuerſt beſchwuren, rechts liegen ſaheſt? Fluelen, Altorf und endlich die Ehrfurcht erweckende Kehle nebſt der erſten Spitze am Fuße des Gotthard vor Dir war? Nach den andern getraue ich mich faſt nicht zu fragen. denn ihre Namen ſind wie der Name Gottes, ein Bild von ihnen zu machen iſt todt. Die Walliſer mit ihren bunten rothen Mützen und ihren braunen Weſten werden Dir angenehm geweſen ſein; ſchwerlich aber die Gretins mit den zwei und einen halben Zoll breiten Zähnen. Wie ich Dir ſchreibe, wärme ich die Bilder in meiner Seele wieder auf; trage doch bald, Lieber, etwas durch ein Gemälde oder auch nur einen Brief von Dir bei. Ein paar

Commiſſionen muß ich Dir noch geben. Schreibe doch an einen gewiſſen **Michel Pacart, Guide à Chamouni en Savoye**: demjenigen Fürſt — **Prince**, welchen er im vorigen Jahre zu Anfang November auf den **Mont-Anvert** und endlich über den **Col du Balme** nach Martigny und St. Maurice geführt hat, dieſem ſolle er durch die Poſt vier Pfund **Sémence d'Arolen** und zwei Pfund **Sémence de Malaise** ſchicken. Er ſoll es gerade an mich nach Weimar adreſſiren. Schicke ihm meine Adreſſe. Dieſes mußt Du durch einen Boten beſorgen. Ferner ſchreibe an den Peter Kocher, Schiffer zu Thun, im Canton Bern, er ſolle mir ebenfalls durch die Poſt ein und ein halbes Pfund Berg-Roſen-Saamen ſchicken; beider Bezahlung ſoll alsdann, wenn ich es erhalten habe, beſorgt werden. Könnte mir Pacart einige recht ſchöne Gemshäute mitſchicken, ſo wäre es mir doppelt angenehm. Frau von Stein iſt beinahe ſchon acht Tage zurück und hat ausgeſagt, Du hätteſt die Nürnberger gewaltig geſchunden. Sie kommt mir wohler und auch ein wenig ſtärker vor.

Meine Frau grüßt Dich aufs Beſte und Schönſte, leb wohl, lieber Alter. C. A., H. d. S.

Ich gehe vermuthlich Morgen nach Dornburg auf ein paar Tage, ganz allein, um **Jacque le Fataliste**, von welchem das Ende erſchienen iſt, zu ſtudiren. Von da werde ich wohl etwas nach Waldeck auf die Rehjagd gehn, um Bertuchs Monplaiſir zu ſehn. Hier geht ſonſt Alles ziemlich gut. Verliebt iſt faſt Niemand mehr. Ich mache Feuer-Anſtalten, gute und ſchlechte, durch einander. Mein Bruder iſt ziemlich gut, meine Frau ſchraubt ihn etwas zuweilen, und die übrigen ſchreiben, ſpielen Comödien, ſehen zu déjeuniren in der Eſplanade, und geben Stoff zu herrlichen polirten Geſprächen.

7.

Belvedere, den 26. August 1780.

Lange habe ich gezaudert, Lieber, Dir zu ſchreiben und Dir Lebenszeichen zu geben, und ganz unerlaubt lange liegt die Beilage ſchon bei mir, ohne Dir geſandt zu werden. Dein Reiſediarium hat jedermänniglich ſehr gefreut, und wär' es nur um ein ſo gutes Bild, ſo ſchön und wahr gemalt, wie das Deinige von Maria-Einſiedel gemalt iſt, ſo wäre es einer ſolchen Reiſe werth. Es hat mich ſehr erfreut und erquickt. Ich weiß nicht, durch welchen Weg Du die Schweiz wirſt verlaſſen haben, ob über Freiburg oder wo ſonſt hinaus. Auf jeden Fall wirſt Du den Unterſchied von Deutſchland zu der Schweiz ſo lebhaft gefühlt haben wie wir; zwar wir kamen von Schaffhauſen nach dem garſtigen Donaueſchinger Land, und da war es ſehr häßlich. Sollteſt Du Deinen Weg durch Elſaß fortgeſetzt haben, dann wohl Dir. Nun will ich Dir, was wir hier Neues haben, mittheilen. Acht Tage ſind wir in Belvedere, von welchen ich zwei und einen halben im Bette, mit einem ſtarken Anfall von Gallenfieber zugebracht habe. Ein Stückchen Dyſſenterie miſchte ſich darein, doch habe ich es mit Hülfe Hufelands, welchen ich hier ſehr rühmen muß, ſchnell überſtanden, denn ſeit vorgeſtern reite ich wieder herum. Ich habe mir von Hufeland ſchriftlich wie ich leben ſoll geben laſſen, um wenigſtens, wenn ich nicht wohl bin, gewiß zu wiſſen, wo ich gefehlt habe. Alle Morgen reite ich in die Stadt, um meine Geſchäfte abzuwarten. Mein Bruder war, ſo lange er mit mir und meiner Frau in Allſtedt war, recht gut; nun zumal, da ich krank war, ſehe ich ihn ſehr wenig. In Ettersburg*) floriren die Künſte; künftige Woche wird auf's Neue das Walddrama vermehrt und

*) Ein Jagdſchloß, nahe bei Weimar, wo die Herzogin-Mutter Amalia ſich damals zur Sommerszeit aufhielt.

verbeſſert herausgegeben; Einſiedel und Klinkowſtröm haben geſtern eine Reiſe auf die Gothaiſche Redoute gemacht, welche zu Ehren der Herzogin von Meinungen gegeben wurde. Der Anfang der Reiſe war luſtig, denn der Wagen war ſchon eine Stunde angeſpannt, und Klinkowſtröm wartete vergeblich auf ſeinen Begleiter Einſiedel. Sie waren beide mit einander von Belvedere heruntergefahren und wollten gleich fort, weil es ſchon ſpät war. Als man ſich nach dem Außenbleibenden erkundigte, ſo wurde von Nicola hinterbracht, welcher mit der Bagage kam, daß ſein Herr ſich auf dem Schello exercire; endlich kam Einſiedel und fand unglücklicherweiſe ebenfalls einen Baß beim Reiſe-Marſchall, und dieſer hielt ihn wieder eine halbe Stunde auf. Du ſiehſt daraus, daß wir uns gar nicht ändern. Die kleine Werthern iſt nach Lauenburg und ihre Mama ins Bad. Wenn Du Dich lange genug herumgetrieben, ſo komme wieder; beobachte doch eins: Wenn Du Bedürfniß ſpürſt, zurückzukehren, ſo halte an Dich, folge nicht gleich Deiner Neigung, ſondern ſtreiche noch etwas wider Willen herum, ſo daß das Bedürfniß äußerſt werde. Zweitens hüte Dich, Dir etwas vorzuſetzen, was Du treiben wollteſt, wenn Du zurückkehreſt; überlaſſe Dich dem Schickſal und mache Dir keinen Plan vom Leben, noch Verhalten. Das Schickſal iſt bei großen Veränderungen Feind von Planen und macht ſie mit unſern Schmerzen eitel. Leb wohl, Lieber.

C. A., H. J. S.

8.

Meiningen, den 1. October 1780.

Da ich vor zwei Tagen in Eisenach war, erfuhr ich von Gusteln, daß Du zurück wärest, lieber Knebel. Aus meinem Brief an meinen Bruder siehst Du, was ich wünsche, berede meinen Bruder, daß er komme, oder komm allein. Du aber, komm gewiß; ich sähe Dich gar zu gern zuerst etwas in der Stille. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

9.

Den 11. December 1780.

Aus Beiliegendem wirst Du sehen, was für Effect unser gestriger ausgespendeter Pißporter gemacht hat, was für Schwierigkeiten sich entgegengestellt, wie solche überwunden worden. Für den Streusand danke ich; nun schaffe ich mir noch buntes Papier und ein niedliches Siegel an, denn dieses Alles giebt wirklich etwas Geruch der Urbanität, von der Wieland meint, daß sie ihm bei seiner Lucianischen Übersetzung unter den Händen verraucht sei. Ich las eben seine Vorrede zu der Übersetzung, und wirklich es däucht mir, daß diese mit interessanteren deutlicheren Begriffen angefüllt ist, als alle seine neueren Arbeiten. Mir ist eingefallen, daß der neu entstehenden, rein adligen Gesellschaft ein eben so großes Unglück bevorsteht, als Du für unsern G. befürchtest, nämlich ich sehe sie noch in ihrem Wesen so ätherisch werden, daß auch ihnen endlich das Athemholen entgehen wird. Dagegen wendest Du aber vermuthlich ein, daß sie glücklicher organisirt sind, als wir, und gleich den Menschen und Kindern, die unter dem Wasser oder in dem

Auidam der Matrix leben können, im Fall die Lunge ihren Dienſt verſagt, Luft durch die beſondere Oeffnung im Herzen haben können. Ich widerſpreche dieſem nicht, ſondern bitte Gott vielmehr, mich lieber erſticken und wie einen Froſch unter der Luftpumpe die intestina herausgeben zu machen, als mich gleich jenen, amphibiſch und durchlöcherten Herzens werden zu laſſen. Leb wohl und nimm den außerordentlichen Effect des Wertherſchen Mittags-Eſſens als ein gutes Omen.

C. A., H. & S.

10.

Den 4. October 1781.

*) Iſt's möglich, daß eine Seele, wie Du biſt, mein lieber Knebel, der ſo wohl und ſo ſcharf die einzelnen guten und lieben verſteckten Eigenſchaften, die in Andern eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und ſich daran erfreuen kann, ſo dunkel über ſich ſelbſt, über das, was er hat, beſitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schickſal kann doch einen Menſchen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor ſich her blendet, daß er nicht den Zweck ſieht, wohin er geradewegs treibt, da doch ihn Andere geradehin gehen ſehen, und er nur immer wähnt, er liefe zwecklos. Er ſieht von der Seite die Anderen nach ihrem Ziele kommen und möchte endlich mit Dem und Jenem laufen, glaubend, wählte er ſelbſt das Ziel, es wäre leichter und gewiſſer zu erlangen. Warum das Schickſal ſo ſchändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben.

Nicht allein mit dieſem Elende zufrieden, wirft es uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir

*) Knebel hatte damals die Abſicht, in auswärtige Civildienſte zu treten.

auf gebahntem Wege gehen, es rühmlich und beſſer wäre, wir gingen daneben im Graben, mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Kniee, und trügen Laſten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht ſind. Durch dieſes glauben wir dann unſere Exiſtenz zu erfüllen und unſern Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, ja wohl gar ihnen nützlich zu werden, wenn wir zu ihnen in den Schlamm ſpringen, ſtatt uns ſelbſt wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf zu gutem Muth oder Reichung der Hand, vom feſten Boden her, fortzuhelfen.

Keiner mag dann ſeine Natur richtig erkennen; der Eine, zu fröhlichem Zurufen beſtimmt, will in den Schlamm, und das Laſtthier will auf den feſten Weg, um ſich zu ſonnen. Erſterer, indem er tragen will, wozu ſeine Schultern nicht gewöhnt ſind, ſtatt ſich ſeiner eigenthümlichen Vortheile nutzbar zu bedienen, bleibt ſtecken und verſinkt unnütz und leidend, während das letztere den Platz des erſten erhaltend, aus lauter Wohlſein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die ſich Deiner Freundſchaft, Deines Umgangs freuen, ſo ſklaviſch, ſo ſinnlicher Bedürfniſſe voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmiſten und Actenverſchmieren ihnen nützen kannſt? Iſt denn das Receptaculum ihrer Seelen ſo gering, daß Du nirgends ein Plätzchen findeſt, wo Du irgend etwas von dem, was die Deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Exiſtenz verbeſſernd und veredelnd geſammelt hat, ausſchütten kannſt? Sind wir denn ſo hungrig, daß Du für unſer Brot, ſo furchtſam und unſtät, daß Du für unſere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tiſches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du von dem Schmutz und dem Geſtank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geiſtes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältſt? Sind unſere Klüfte ſo quellenlos, daß wir nicht eines ſchönen Brunnens brauchen,

uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind?

Sind wir blos zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen und nur von harter, anhaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Saamen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa daneben auch das Schmiedehandwerk treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir thun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen und Dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die Dich nichts mehr angehen oder mit denen Du kein reines und Dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder Dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehen, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa einigen Ganzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast, als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst Du Dich flüchten? nimmst Du nicht überall Deine paar Semmlein mit, die Du mehr und leichter hast als Andere? Sind nicht überall

Knechte, die es entbehren, und Dich darum beneiden werden? Wirſt Du deren Neid beſſer aushalten? Dich, weil Du dort ein paar Monate fremd biſt, von ihnen mehr geachtet halten, als Du es hier ſein möchteſt? Siehſt Du etwas Erreichbares vor Dir, das Dir das, was Du entbehrſt, erſetze? Iſt dieſes Erreichbare ſo gewiß? Schlägt's fehl, kann es Deine Exiſtenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeſchlagen zu werden und ſo herum zu irren? Willſt Du alſo das Beſtändige für das Unbeſtändige hingeben? Giebt es eine Natur, die gut und fühlbar iſt, die dieſes ertrüge? Muß ſie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch ſchlimmer als zu Grunde gehen? Dieſes nur fern befürchten zu müſſen, iſt's dann nicht weiſer, auszuhalten, als auf's Ungewiſſe, das ſich nicht einmal in die Ferne hin überſehen läßt, zu wagen? Wem biſt Du mehr Nutzbarkeit ſchuldig, als denen, die Dich lieben, und wem nützeſt Du dann weniger, wenn Du Alles zerreißeſt, was Dich mit ihnen bindet, aufhörſt zu thun, und ſei es, was es wolle, was Du für ſie thateſt und Dich ihnen fremd und abgebunden machſt? — Achteſt Du Dich denn ſo gering, oder hältſt Dich ſo für allein, daß Du glaubſt, höchſtens etwas für Dich zu entbehren, wenn Du die engen Bande löſeſt, die uns mit Dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit ſeinen Wurzeln verwachſen? Und wie hängt ſo ein zweckloſes Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zuſammen? Laß uns alſo die Sache nicht ſo feierlich nehmen und das Uebel nicht für ſo unheilbar halten. Iſt's Deiner Natur gut, ſich zu verändern, ſo reiſe! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen geſtellt biſt, ſo bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe alſo Deiner Phantaſie, dem geiſtigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechſel nach; kehre dann reconvalescirend wieder zu uns, ſättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulyſſes dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüſſel des

beſten Schweinefleiſches oder eines ſchön in Eſſig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten.

Warum ſich immer erſäufen wollen, wenn's mit einem ſchönen Bade gethan iſt?

C. A., H. z. S.

11.

Weimar, den 8. Februar 1782.

Unſer Briefwechſel, lieber Knebel, ſcheint wie der Anfang der Belagerung von Gibraltar zu gehen, denn alle Monate kaum geſchieht ein Schuß, und es wird ſo egal herüber als hinüber gefeuert. Hohe und fürſtliche Beſuche haben auf meinen Batterien abermals verſchiedene meiner beſten Kanonen demontirt, und ehe ich die wieder dienſtfertig brachte, brauchte es Zeit. Noch jetzt habe ich einen Beſuch, der mir aber ſehr angenehm iſt; es iſt der Prinz Auguſt von Gotha; ſeine immer gute Laune, den Antheil, welchen er an jedem Guten nimmt, und ſein freundliches Nichtsverlangen macht mir die Tage, die ich mit ihm verlebe, ſehr angenehm. Er bleibt noch einen Theil der künftigen Woche. In Kurzem erlebe ich auch das Glück, den Prinzen, oder jetzt wirklichen Herzog Georg von Meinungen zu beſitzen. Bei allen dieſen Gelegenheiten und daran hangenden Feſten, wie auch bei meinen Beſuchen hie und da, wo ich mit aller Freundſchaft und Sorgſamkeit bewirthet werde, geht's mir immer wie dem Polonius beim Eſſen.

Die Zeichnung von Preſtel hat mich gefreut. Ich habe mit meiner Mutter wegen der Fortſetzung der Preſtelſchen Werke geſprochen, und ſie hat mir aufgetragen, Dir zu ſchreiben, daß Du ſie ihr nur ſchicken ſollſt. Der Herzog von Gotha hat Luſt zum ganzen Werk bezeigt, ſchicke mir alſo die ſämmtliche

Reihe von Preſtel nach Raphael, auf meine Rechnung, ich will ſie ihm verehren.

Hier fängt Alles an krank zu werden, ich hab's mit achttägigen Zahnſchmerzen überſtanden; jetzt geht Goethe gelb und bleich umher und flickt an ſich herum; Herder hatte es in den Rücken bekommen, Mieding iſt gar geſtorben, und Dein Nachbar, der alte Neubert, wird ihm, fürcht' ich, in wenigen Tagen folgen. Mieding ſtarb drei Tage vor Aufführung der Fête, oder des Comödie-Ballets, von Goethe auf meiner Frau Geburtstag gedichtet; deſſenungeachtet lief's gut ab und machte einen artigen Effect. Goethe hat angefangen, ſeinem Andenken einen Kranz à sa façon zu weihen; es ſind treffliche Sachen in dieſem angefangenen Werke. Die Stein war auch lange krank, auch die Oberhofmeiſterin. Von C. habe ich vor vier Wochen Briefe gehabt, aber leider noch nicht geantwortet. Ich weiß nicht recht, was ich ihm ſchreiben ſoll, denn ſeine Art zu genießen inſpirirt mir nicht den mindeſten Antheil. Die Freundſchaft mit Albrechten und hauptſächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer ſich bringen, zu genießen ſich rühmt, thut mir den Effect, als ſagte mir Einer „gute Nacht, wie will ich nicht ſchlafen!" und da Einen durch Hiſtörchen in Schlaf einzumurren nie meine Sache war, ſo iſt's mir leidlicher noch hie und da, ihn im Schlafe reden zu hören, als mich ſelbſt activ dabei zu bezeigen.

Dein Werk der Roſe war gar lieblich und wohl geſagt. Mich freut's unendlich. — — —

12.

Weimar, den 23. März 1782.

Mein lieber Knebel, die verſprochenen Bücher, Achills Höllenfahrt, nebſt Deinen zwei Briefen, auch die Silhouetten,

ſind richtig im Hafen angelangt. Auch hat meine Mutter das Bild unſers Jahrhunderts, die unkünſtlich übertriebene Kunſt der Spinnwebegemälde, bekommen. Du kannſt Dir vorſtellen, was ſo ein durchſichtiges Gemälde für Effect auf unſer Publikum gemacht hat, das bis hierher noch an keinem undurchſichtigen Bilde Antheil nehmen konnte, als an den in Regensburg gemalten Portraits des Lahire, Hectors und XXIes. Einige von uns haben bisher andern Intereſſen obgelegen, denn ſchöne Weiber haben unſere Schwellen beglückt.

Goethe reiſt im Lande herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen.

Mieding iſt fertig und die Corona (Schröder) bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade, daß der Minneſold in neueren Zeiten ſo theuer iſt; wäre er es weniger, gewiß, ſie könnte Goethen nicht anders als mit ihrer Perſon danken; o! wie wollten wir nicht noch in unſern alten Tagen Verſe machen lernen! Ein paar Tage bin ich im Lande herumgezogen und war eben in Jena, da ſich der erſte Profeſſor der Theologie, Danov, aus kranker Schwermuth, ohne alle Urſachen, erſäufte. Die Mittel, die angewendet wurden, waren alle vergebens. Die Univerſität liegt durch ſeinen Verluſt ſehr krank. Auf Oſtern, denke ich, gehe ich wieder fort, beſuche die Gräfin, [welche doch die beſte aller Gräfinnen iſt, die ich kenne] und ſtoße mit Goethen in dem unglücklichen abgebrannten Creuzburg zuſammen, durchziehe etwas das mir noch unbekannte Eiſenachiſche und kehre auf dem Wege, wo mir's am wohlſten werden wird. Geſegnet ſeien unſere Pfade! Adieu.

C. A., H. z. S.

13.

Weimar, den 11. Juni 1782.

Mein Frühjahr ſchließt ſich angenehmer, als es ſich anfing, denn es begann mit Beſuchen, die mir höchſt beſchwerlich waren, und endigt ſich mit der Gegenwart des Fürſten von Deſſau, nebſt ſeiner Gemahlin. Sie verlaſſen mich wieder künftigen Freitag; und ich begleite ſie nach Eiſenach und bis an meine Grenze. Villoiſon bleibt hier, wie ich höre, bis Michaelis; er macht poſſirliches Zeug. Vorgeſtern war er mit uns in Erfurt zum Frohnleichnamsfeſt, wo denn gewaltig viel Herrſchaften waren. Den Nachmittag feuerte die Mainzer Garniſon unter den Fenſtern der Statthalterei ab; den Lärmen kannſt Du Dir dabei vorſtellen; Villoiſon aber, deſſen kritiſch-bibliothekariſche Nerven ſowohl gegen feine als grobe Eindrücke ſo abgeſtumpft ſind, ſetzte ſich dazu in ein Fenſter, ſchlief ein und ſchnarchte unter allem Knallen ſo ruhig, als läg' er in ſeinem Bette. Über den Admiral Graſſe hat er eine entſetzliche Bosheit. Er kann ihm nicht verzeihen, daß er ſich nicht bei ſeiner Gefangennehmung umgebracht hat; denn, ſagt er, „**dix mille morts ſont moins de mal à la France que mille de pris.**“ Über die „**Saignée,**“ die die Nation in dieſem Krieg bekommt, freut er ſich ſehr, er iſt gewaltig für die heroiſchen Mittel. Den **Mr. de Hendrick** findet er einen **homme très-aimable, plein d'eſprit, et rempli de connoiſſances.** Er iſt aber doch im Grunde eine ungemein gute Haut, und iſt gewiß honetter als ſein Vorgänger Raynal.

Unſere italieniſchen Reiſenden, fürchte ich, werden noch zuletzt gar einſchlafen, denn ſie nehmen ſo an Ruhe, Beruhigung und ſtillem Genuß zu, daß es einen Mönch einſchläfern möchte.

Es hat ſich bei uns eine ziemlich bedeutende Veränderung zugetragen, die Du durch andere Federn aus mehreren Lichtern

wirſt erfahren, als aus der meinigen. Mit wenig Worten: Kalb hat quittirt. — —

Das Kind hat ſich ganz vollkommen von ihren Blattern erholt. Sie war ſehr voll, aber nicht ſehr krank. Bald werden wir hoffentlich einen neuen Rekruten ſtellen, deſſen Erwerbung Dich freuen wird. Tiefurt leidet einige Verſchönerungen, im Stern ſind auch neue Gänge, in denen buſchichte Quartiere gemacht werden. Der Fürſt von Deſſau iſt ſehr zufrieden mit unſeren Anlagen; ſie haben ſeine Erwartung weit übertroffen.

Heute habe ich zum erſten Male auf Deine Geſundheit am Sterne gebadet; das Waſſer war gar ſchön und warm. Sage mir doch, ob Du ſchon Nürnberger Waſſer über Dich haſt ſtrömen laſſen; findeſt Du, wenn Du es gethan, gar keine Veränderung an Geiſt und Leib? Man ſagt, Du ſtrickteſt Filetbeutel; was für eine häusliche oder unhäusliche Tugend muß man beſitzen, um ſich einen ſolchen Beutel, wie die Weiber ehemals Rouſſeau's Schnürbänder erwarben, zu verdienen? Ich ſagte es ſchon öfters: es iſt Schade, daß Du keinem beſtimmten Talent nachhängſt; Du bekommſt viel von Rouſſeau's Weſen. Haſt Du die Confessions? Laß Dich doch durch dieſe zu einem ähnlichen Werke anreizen; ich werbe ſo viel Leute als ich kann, ein Gleiches zu thun (verſteht ſich ausgezeichnete). Sage mir doch ein Wort von der Pilatiade! Wie kann ſo etwas Albernes, ganz Geſchmackloſes, ich möchte beinahe ſagen Übelriechendes, aus einem ſo wohl duftenden Lavater kommen?

Der Fürſt von Deſſau leidet hier gar ſehr an Reißen in den Gliedern; ſo kränkein ſteht gar nicht mit ſeinem großen Körper. Leb wohl! grüß' Deinen alten Vater von mir. Adieu!

C. A., H. z. S.

14.

Weimar, den 17. Auguſt 1783.

Ich habe ein großes Verlangen überwinden müſſen; es war: Dir ein Rendez-vous in Würzburg zu geben. Es riefen mich Geſchäfte hin, die blos gelingen konnten, wenn ich den Fürſten perſönlich gewann. In Etwas habe ich die Lage meiner Sachen dort verbeſſert, ganz ging's nicht auf einmal; ich ſchreibe jetzt zwiſchen Furcht und Hoffen. Die ganze Sache iſt, daß ich vom Fürſten verlangt habe: die Communicationsſtraße, welche er auf Meinungen zu bauen wollte, auf meine Gränze nach Oſtheim zu richten; dies liegt nun etwas aus dem Wege, und ein ſolches „von Rechtswegen" in ein „von Freundſchafts- oder Gefälligkeitswegen" zu ändern, war der Zweck meiner Wanderung. Daß ich mir das Vergnügen verſagte, Dich dort zu ſehen, hatte viele Urſachen, die Du ſelber leicht beurtheilen kannſt, wenn ich Dir zumal ſage, daß mich mein Bruder begleitete. Man weiß, daß Ihr Euch eben vor ſeiner Reiſe geſchieden habt, an einem dritten fremden Ort ſeht Ihr Euch zum erſten Mal wieder; dieſes macht Einem dann von Unbeſchäftigten tauſend Fragen auf den Hals fallen, und vor nichts fürchte ich mich mehr als vor dieſen. Glaube, daß es mir viel gekoſtet hat, Dich nicht zu ſehn.

Die Bekanntſchaft des Fürſten iſt mir viel werth; ich zweifle, daß ein tugendhafterer Mann wie er, ich will den Fürſten von Deſſau ausnehmen, irgendwo einen Thron beſetzt; gewiß hat keiner mehr Eifer und brennende Leidenſchaft für's Gute und für's Wohlthun, als der Fürſt von Würzburg. Er beweiſt, dünkt mir, aber auch, daß nicht alle Journaliſten-Maximen von Staatskunſt wahr ſind, denn thät's die Tugend allein, ſo wäre gewiß kein Land beſſer geführt, wie die Fränkiſchen Bisthümer; es iſt dieſes aber hier wirklich nicht der Fall, denn nirgends gehen die Geſchäfte, das Recht, die Thä-

tigkeit langsamer und verſäumender, als hier, unter der zaudernden, immer zweifelhaften, mit dem Vergrößerungsglas die Billigkeit ſuchenden Tugend. Im Brückenauer Bade brachte ich einige wenige Tage unter lauter ſchlichten, wenig gebildeten Menſchen zu. Die ſchöne Gegend, die freie Lebensart und wenigſtens die Entfernheit vom Übelthun (da wohl gewiß kein poſitives Gute geſchah), ließen mir es trotz der höckerichten Geſellſchaft wohl werden; das Waſſer, welches ich aus Spaß zum Baden und Trinken brauchte, that mir im Ernſt gute Wirkung. Zwei Weiber waren da, die unter dem Haufen einer ſchwatzenden Genoſſenſchaft Dir dieſelbe Freude gemacht hätten, die der Edelſtein jener in der Fabel machte. Eine Dame hätte mir bald mein Concept verrückt. Ich muß mich erſtaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenſchaften nicht den Zügel zu laſſen; es iſt gar zu ſchwer, ſich wieder in den unnatürlichen Zuſtand zu fügen, in welchem unſer einer leben muß, und an den man nur ſo langſam ſich gewöhnt zu haben glaubt. Jede kleine Unregelmäßigkeit wirft einen ſo weit wieder aus ſeinem Rade heraus.

Schreibe mir bald und ich wohl!

C. A., H. z. S.

13.

Weimar, den 14. October 1783.

Den Tag nach meiner Rückreiſe bekam ich Deinen Brief, mein lieber Knebel, und den Preſſel, den Du mir geſchickt haſt; ich danke Dir für beides. Preſſel iſt gar ein braver Mann. Meine Reiſe hat mir viel Vergnügen gebracht, ich habe meinen ſehnlichen Wunſch erfüllt, und endlich die Dresdener Gallerie

gesehn; ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich sie mich gemacht hat. Dort sah ich ein vortreffliches Stück von Preskels Vierbildern. Bei dem Raphael, der die Sammlung dort schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthard gestiegen ist, durch's Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Urseler Thal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder weg sah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggios waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung, wie die schönen Formen, sinnlich palpabel. Raphael blieb mir aber immer blos wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen; wie die Bilder, die sich uns im Schlaf wachend und träumend wieder darstellen und deren uns einmal getroffener Blick uns ewig Nacht und Tag anschaut und das Innerste bewegt.

Von Menschen habe ich fast nichts gesehn, einen sehr guten Spanier ausgenommen, der dort Gesandter ist. In Dessau ist's mir oft wohl bei meinem sehr lieben alten Fürsten gewesen, am wohlsten auf der Parforce-Jagd. In Leipzig habe ich Picket gemalt.

Gestern hatten wir eine sehr besondere Erscheinung hier; ein Engländer von ganz dunkelm Herkommen, sehr schlecht gekleidet, zwischen funfzig bis sechzig Jahren, der zu Fuß reiset, nichts als Englisch kann, nur sehr wenig deutsche Worte ausgenommen, an allen Orten Europens gewesen ist, an allen Höfen sich produzirt hat und nicht bettelt. Wie er ankam, badete er sich zuerst, ging auf die Hauptwache, sich anzukleiden, dann in die Kirche, auf die Parade und endlich an Hof. Weiter weiß kein Mensch was von ihm. Er entschuldigte sich aller Orten wegen seines schlechten Aufzugs, weil, sagt er, sein Koffer zurückgeblieben ist.

Heute wird das titanische Werk von Neuem angegriffen, der Stein dem Jägerhaus gegenüber fortgewälzt und auf seinen Platz gebracht*). Leb wohl!

C. A., H. z. S.

16.

Weimar, den 10. December 1783.

Keinen beſſern Weihnachten bekomme ich nicht und kann mir nicht werden, als den Du, mein lieber Knebel, mir gemacht haſt; denn die Schenkung Deines Fohlen iſt als die eines einzigen Kindes. Ich werde Dir meine Dankbarkeit durch die gute Haltung deſſelben beweiſen und es ſo erziehen, daß alle guten von der Mutter geerbten Eigenſchaften ganz beſonders ans Licht kommen ſollen. Die Mutter wird nun in ihren alten Tagen vom Oberſtallmeiſter geritten, welcher ſie ſehr ſchont und ſie in Ehren hält. Du haſt mir auſſerordentlich viel Freude durch's Fohlen gemacht.

Morgen gehe ich nach Neuheiligen, wo ich ſeit zwei Jahren nicht war. Dann hat mich der Fürſt von Deſſau zu ſich beſchieden, wo ich denn von Neuheiligen auf ein paar Tage hingehe.

Seit ein paar Tagen habe ich mir die Zeit mit Leſung von Conſiſtorial-Acten vertrieben, welche Vorſchläge zu Verbeſſerungen und Viſitationen des hieſigen Gymnaſiums, vom 1762 an, betreffen. Du haſt keinen Begriff von der Methode, wie jedes Membrum des Collegii dabei Nutzen zu ſtiften denkt. Von allen menſchlichen Begriffen den allermenſchlichſten, die Erziehung der Menſchen, im Acten-Style und modo voti ver-

*) Es iſt hier der große kegelförmige Felſenſtein im Park zu Weimar, der dem Andenken des Fürſten von Deſſau geweihet iſt.

getragen zu ſehen, iſt unglaublich. Wenn keiner einen Begriff von einer menſchlichen Behandlung hätte, ſo müßte er ihn durch's Contrarium bekommen, ſobald er dieſe Acten läſe. Deinen armen Heinze haben ſie bei einer Viſitation von 1700 und etlichen 70 erbärmlich geſchunden, weil er nicht fleißig genug in die Kirche ging und verſchiedene Male Schüler ohne Mäntel (welche ſie der Verordnung nach beſtändig tragen müſſen) ſich in derſelben hätten betreten laſſen.

Der Stern iſt ſehr geändert; das Geländer um die Fiſchhütte iſt weg und einer von den Teichen zugeworfen. Dieſer ſoll mit Weymuths-Fichten bepflanzt werden. Über die Ilm am Floßplatz, wo das Waſchbrünnchen iſt, ſoll eine Brücke geſchlagen werden, das Floßholz um den Brunnen bis an den Weg, der durch's Schallthor führt, wegkommen, und der ganze Platz bepflanzt werden. Der Brunnen ſoll aufs Schönſte verziert werden.

Leb wohl.

C. A., H. z. S.

17.

Weimar, den 15. Januar 1784.

Jedes Zeichen Deines freundſchaftlichen Andenkens, mein lieber Knebel, wird bei mir mit Freuden aufgenommen, kommen ſie auch ſo ſelten als möglich. Das Letztere, welches ich richtig erhalten habe, erhielt eben dieſen Empfang.

Die jüngſte Kataſtrophe, welche E. betraf, hat ihm, wenigſtens im Äußerlichen, Nutzen geſchafft. Die hieſige Geſellſchaft ſuchte mir ihre Treue zu beweiſen, da ſie öffentlich ſeine Aufführung tadelte, ihn vermied und ihn der genaueſten Einſamkeit überließ. Dieſer beſtimmte Tadel der Zuſchauer fiel ihm ſehr auf die Nerven und machte ihn fühlen: wie ſehr er eines äußerlich guten Anſtriches bedürfe, um in Geſellſchaften gut

gelitten zu werden, und wie wenig sein Stand ihn vor Mißachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfänglich lächerliche Mittel gebrauchte (denn er machte zahllose Visiten ohne Auswahl), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle so spielt, daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn beschäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere gewährt, wenn er sie zu gehen lernt.

Die Kälte ist entsetzlich gewesen, seit gestern hat sie aber um verschiedene Grade abgeschlagen. Unser Winter geht ziemlich vergnügt hin; die Comödie giebt uns drei Abende der Woche Unterhaltung und das für ziemlich wohlfeilen Preis; die Gesellschaft ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Übersetzung ersetzt; Maskeraden und andere Lustbarkeiten mischen sich dazwischen, und eine neue Leidenschaft, welche die der Liebe bei uns völlig ersetzt, nämlich fürs L'hombre-Spiel, das ich neulich erlernt habe, hilft vollends die Länge der Abende verkürzen. Was mich betrifft, so nehme ich an diesen Zerstreuungen keinen Antheil; da mir der Tag durch sehr häufige Geschäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt ist, so komme ich wenig aus, genieße aber dessenungeachtet einer ziemlich guten Gesundheit an meinem Kamin. Die Eisbahn war, ehe der Schnee fiel, uns großer Trost und Freude, sie war von der größten Schönheit. Die Jagd hat fast ganz am Nagel gehangen. Die letzten acht Tage wurden uns durch die vortreffliche Musik des Waldhornisten Punto angenehm v.rkürzt; nie hörte ich solche himmlische Töne wie die, welche dieser, sonst auch vortreffliche Musiker aus seinem Instru-

mente zog: er hat außerordentlich viel Ähnlichkeit mit dem alten Benda; auf den ersten Anblick glaubt man einen aus dieser Familie zu sehen. Leb wohl, mein lieber Knebel, und gedenke Deiner abwesenden Freunde. Meine Frau grüßt Dich. Leb wohl!

Carl Aug., H. z. S.

18.

Eisenach 1784.

Glaube nicht, mein lieber Knebel, daß eine andere Ursache als die äußerste Zerstreuung mich abgehalten hat, Dir zu schreiben. Die drei Wochen, die ich hier zugebracht habe, sollten ruhig und blos Jagdvergnügungen gewidmet verstreichen; da uns aber der Mangel des Schnee's die Jagd verdarb und die fürstlichen, gräflichen und adligen Gäste, wie auf einem Concilio ab und zu gingen, so waren diese Tage in Unruhe, und der Zeitvertreib oft in ermüdende Langeweile verwandelt; mir besonders kostete dieser Aufenthalt viel Zeit, weil ich, um den Herrschaften die leeren Zwischenräume auszufüllen, beständig meine Personen herzeben mußte. Meine Leute sind entsetzlich geplagt gewesen, denn bald ging's dahin, bald dorthin.

An verschiedenen Tagen hat durch die wenigen Leute, die ich, wie Du weißt, bei mir habe, den männlichen und weiblichen Herrschaften von Gotha, Meinungen und Hildburghausen nebst verschiedenen Cavaliers müssen aufgewartet werden; an verschiedenen Tagen sind Herren und Damen über hundert Personen gespeißt worden.

Heute ist endlich des Lärmens ein Ende; in einer Stunde muß ich fort, und reite nach Meinungen, wo ich Gefälligkeits halber hin muß. Zu Ende der Woche kehr' ich zurück nach Gotha, wo ich meine Frau anzutreffen hoffe.

Nichts in dieſer ganzen Zeit hat meine feineren Sinne ſo erfreut, wie die Deinigen nur eine Linie von Deinen dreißig Raphaels. Blos die roheſte menſchliche Natur hat ſich mir in ihren Nuancen hie und da etwas deutlich gezeigt. Doch nur die Ungeordnetheit in dieſen Naturen, der Mangel an feinem Gefühl, welcher ſie das Schlechte von dem Guten nicht unterſcheiden und alſo beides immer durch einander werfen läßt, macht uns viele Art Menſchen faſt unausſtehlich. Wäre es möglich, daß ſie ihre Eigenſchaften recht aus einander ſetzten und in ihre Fächer ordneten, wir würden uns wundern, mit wie vieler Präciſion ſie die ähnlichen Fälle immer gut behandeln würden. Forſter, der dieſe ganze Zeit bei uns geweſen iſt, hat viele, und unter Allen, die hier waren, gewiß die meiſte Geordnetheit. Lies doch des andern Forſters Überſetzung der letzten Reiſe Cooks, wo er erſchlagen wurde. Das iſt ein ganz vortreffliches Buch. Die Vorrede iſt wahrſcheinlich von einem elenden Raiſonneur, auf den nichts als Stockſchläge gehören, geſchrieben.

Mein Blatt hat ein Ende. Leb wohl.

C. A., H. L. S.

10.

Darmſtadt, den 8. December 1784.

Die anhaltende Finſterniß, welche mich ſeit drei Wochen umgeben hat, fängt heute an, durch etwas Sonnenſchein unterbrochen zu werden, es iſt aber nur ein vorübergehender Augenblick, der den Reiſenden leere Hoffnung zu ſanfterem Wetter giebt; Schnee und Regen werden bald wieder zu ſtürmen anfangen und uns vollends in den zuſammenziehenden Winter einhüllen, welcher endlich weicht, uns einen kurzen Genuß ſüßer Jahreszeiten läßt, und uns dann wieder in unabſch-

bare Wolken, kurze Tage und Cimmerische Nächte stürzt. Die unbeständigen Jahreszeiten passen zum menschlichen Leben und Schicksal, kurzer Sonnenschein stärkt uns wieder, die überwiegende Trübe auszuſtehen. Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; eine Erhaltung und Fortpflanzung des Daseienden scheint beinahe Zweck der Menschheit zu sein; der Genuß ist selten mehr als nur ausruhen, um neue Wolken zu durchkriechen; wenigen Weisen ist das Glück beschieden, daß sie die Kämpfe von sich abschütteln und nur in dem Genuß der Stärkungen leben können. Es ist ganz eigen, wenn man die meisten Menschen in dem Gesichtspunkt ihres Endzwecks und der daraus folgenden Wirksamkeit betrachtet, wie einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu sein scheint. — Unter Tausenden und aber Tausenden ist kaum Einer oder Zwei, die irgend etwas Mehreres begehren, oder die von ihrer Natur weiter getrieben werden, als sich um den Wendepfahl der Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen; ihr Treiben, ihr Lernen, ihr Vergnügen, ihre Ruhe zeigt selten weiter als auf diesen Wendepunkt. Das Schicksal scheint neuerlich Ekel gegen diese Einförmigkeit bekommen zu haben, es läßt deshalb Wissenschaften populärer werden, zu welchen sich sonst nur die höchsten Geister wagten; es läßt, meine ich, besonders die Naturkenntniß gemeiner werden, und inspirirt viele Leute, diesem Studium zu folgen, welche wahrscheinlich sonst auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung sich erhalten und fortgepflanzt hätten.

Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt; sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außer-

ordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller anderen Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.

Zum Pendant dieses Glaubensbekenntnisses schicke ich Dir hier eine Methode, die Wissenschaften zu behandeln und die Menschen weiser zu machen, wie es auf einer hohen Schule selbst executirt wird.

Seckendorf hat mir in seinen Angelegenheiten geschrieben und beruft sich auf Dich; ich hoffe, daß er mit meinen Vorschlägen hierbei zufrieden sein wird; laß Dir doch meinen Brief zeigen, ich hoffe, daß ich recht an ihm gehandelt und doch meine Rechte gewahrt habe. Ich wünsche, daß ihm seine Entreprise wohl bekommen möge.

Leb wohl, mein Lieber.

C. A., H. p. S.

20.

Weimar, den 11. März 1786.

Der Bote hat mir richtig meinen Schatz überbracht, nebst beiliegendem Pontius und einem Mainzer Catalogus; letzteren will ich an den Herzog von Gotha schicken. Meine Rückkehr geschah bei rauhem Wetter; ich hoffte den Schnee zum letzten Male zu betreten; die fortdauernden Nachtfröste aber erhalten diese Krankendecke noch immer über unserer schwangern Erde.

Meine Frau ist sehr wohl, sie fährt noch fort, sich zu erholen, weil sie die Medicin daran nicht hindert. Steins

beſter Wille, keine Arznei zu nehmen, wird heilig ausgeführt.

Frau von Sekendorf trägt immer den von Dir erhaltenen Dolch in ihrer Taſche, es ſcheint aber nicht, daß ſie ſich deſſen jemals bedienen wird; ihre Schwägerin legt einen klaren Beweis ab, wie ekel die Damen in ihrer Wahl von Liebhabern ſind, ſie kann ihre Neigung für F. S. nicht lebhaft genug ausdrücken. Sage doch Goethen: der General von Möllendorf habe mir geſchrieben und ſich wegen der Exceſſe entſchuldigt, welche von preußiſchen Huſaren im vorigen Kriege bei mir ausgeübt werden.

Leb wohl, mein lieber Knebel.

C. A., H. z. S.

Meine Frau grüßt Dich.

21.

Weimar, den 9. October 1785.

Mein lieber Knebel!

Deinen Brief habe ich zwar etliche Tage unbeantwortet gelaſſen, aber nicht vergeſſen; ein kleiner Aufenthalt auf dem Lande hat mein Stillſchweigen verurſacht. Die Frau von Imhof iſt geſtern hier angelangt; ich danke Dir, mein Lieber, für Deine Bemühungen, uns mehrere Geſellſchaft hier zu verſchaffen; Dein Geſchmack iſt gut, und ich bin ſicher, daß Du Niemanden, als der uns Ehre macht und moraliſchen Werth bringt, erwerben wirſt; dem Herrn von Imhof bin ich bereit, die gewünſchten drei hundert Thaler ſo lange zu geben, als er in Weimar oder ſonſt irgendwo in meinem Lande leben wird; nur mache ich mir es zur Bedingung, daß er es Niemandem ſage, daß er dieſen Gehalt von mir habe, und daß dieſe Ab-

gabe also ein unverbrüchliches Geheimniß bleibe. Mit Freuden erwarte ich ihn bei uns.

Das erbärmliche Wetter hält mich doch nicht ab, Hirsche zu schießen, Hasen par force zu jagen und Entwürfe zu Winterarbeiten in meinen Anlagen zu machen, welches dem Ganzen ein viel anderes Ansehen geben wird, indem es die Spaziergänge der kalten Küche mit dem Wehicht verbindet, die Wiesen genießbarer macht und dem Exercierplatz die Unannehmlichkeit nimmt, die er bisher gehabt hat, und ihn dafür zu einem Orte verändern wird, wo man sich künftighin gern aufhalten mag.

Viele Menschenhände werden beschäftigt und mehrere Klumpen Erde umgekehrt werden. Die Hölzer, welche ich nun zwei Jahre hinter einander aus England bekommen habe, wachsen in Belvedere ganz vortrefflich, ich hoffe, sie füglich fortpflanzen zu können. Zur Jagd erwarte ich den Oberkammerherrn von Pöllnitz aus Ansbach, welcher mir die Meute geschenkt hat; er wird ehestens eintreffen und die Parforce-Jagd methodice lehren. Die Damen fürchten sich vor ihm, indem sie glauben, er werde der zweite Theil des Herzogs von Sachsen und Curland sein und sie sehr genau in der Kenntniß der Hunde, Wildprete und Pferde unterrichten.

Leb wohl, mein Lieber, und komm bald zurück.

C. A., H. z. S.

22.

Weimar, den 26. December 1785.

Dein Brief, mein lieber Knebel, hat mich so sehr erfreut, als Du es nur erwarten konntest; ich wünschte Deine Art zu sehen, zu beobachten, zu genießen und das Genossene mitzutheilen, vielen Reisenden, und mir den Vorzug, ihre Äußerungen immer ganz warm zu erhalten.

Du biſt weder ein politiſcher, noch illuminirter Reiſender, Du kannſt alſo B., ſeiner ſchönen Natur, ſeines guten Blutes und fröhlichen National-Charakters nach, mit gutem Geſchmack genießen, ohne durch den Haß gegen die Staatsverfaſſung, oder Rachgier gegen die übeln Behandlungen Deiner Mitbrüder geſtört zu werden; Du kannſt alſo ſeiner ſchönen Mädchen und Tänzerinnen Dich erfreuen, reſpective genießen, und die muntern B.-Büble gerne haben, ohne zu denken, daß ſolche in der craſſeſten Unwiſſenheit und unter tyranniſchem Drucke leben; Du kannſt die Hanswurſt-Sprache gerne hören, Dich an ihrer Herzlichkeit und Originalität beluſtigen, ohne daß Dir dabei die Pfaffenſprache, welche Freimaurer, Illuminaten und Proteſtanten an den Galgen predigt, in den Ohren dabei töne; Du kannſt eben als empfindſamer, literariſcher, beobachtender, ſchmeckender q. e. Reiſender reiſen, ohne durch ein impegno aufgehalten zu werden, und gehörſt dadurch zu einer Claſſe Reiſender, welche York nicht benannt hat und welche ich mit dem Namen der freien Reiſenden belegen möchte; Du haſt auch einen großen Vorzug vor den afrikaniſchen Weltdurchziehern, welche ſich mit Weibleins belaſtet haben, um dadurch entweder den Deys oder den Tigern als ein leichtes Fleiſch ihr Löſegeld zu zahlen.

Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, ſtatt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Particular-Freiheit berauben wird, ich gehe heute über acht Tage nach Berlin. So bald als möglich werde ich mich wieder los machen, und gewiß vor Ende Januar wieder zu Hauſe ſein. Ein verunglückter Verſuch verlegt meine Ausflucht auf den Winter; ich hoffte, zu den Frühjahrsrevuen beſtellt zu werden, und wurde dafür zum Carneval invitirt. Der König wird ſehr kurze Zeit demſelben beiwohnen; das zuſammengeſchmolzene Licht fängt an, ſeinen Leuchter glühend zu machen, einzelne aufſchlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöſchung an.

Der Winter iſt mit einem immer trüberen Himmel eingetreten, heute hat es zugeſchneit, ich kann noch nicht zu dem ſeligen Zuſtande der Thiere gelangen, welche ſo einer vorzüglichen Paſſivität unter der weißen Decke in ihren Höhlen genießen; mich drückt der Winter entſetzlich, und der Mangel einer guten Eisbahn entzieht mir auch den einzigen Troſt, welcher uns ſonſt übrig blieb. Gewaltig ſehne ich mich nach der Nähe der Sonne, meine nicht zunehmende Geſundheit macht dieſe Sehnſucht hauptſächlich lebhaft. Auch meiner Frau würde Wärme beſſer thun, als dieſer ekelhafte Winter; Pyrmont hat ihr gar nicht geſchadet, ihre Geſundheit aber nur um ſehr Weniges verbeſſert. Sie leidet fortwährend an den Eingeweiden, und ihre Schwangerſchaft trägt nicht zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes bei.

Goethen bekommt der December beſſer als in alten Zeiten; auch Herders ſcheinen nicht zu leiden. Lavater magnetiſirt, und hätte gern, daß die Fürſten Deutſchlands ex officio Verſuche damit anſtellen ließen. Die öffentliche Geſellſchaft in unſern Mauern iſt dieſen Winter ſo inſipid wie möglich. Da meiſt Alles verheirathet, und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art iſt, daß ſie leicht häusliche Unruhe verurſachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen ſehr an Männern fehlt, ſo ermangelt ein Hauptintereſſe ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend Jemandem das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch perſönliches Intereſſe viel zu gewinnen; deßwegen bekümmert ſich Niemand um den Andern, und man ſieht ſich ordentlich nur zur Frohne. Unſere Geſellſchaft iſt wirklich die allerennuyanteſte vom ganzen Erdboden. So lange kein Froſt war, jagten Einige, und die Andern fürchteten ſich vor den böſen Einflüſſen Pöllnitzens; ſeit erſteres Vergnügen und des Letzteren Gegenwart aufgehört hat, iſt auch dieſer Nagel, an welchen eine Menge Menſchen ſich hingen, ausgeriſſen. Etwas ſchien ein neuer Comödienplan

einige Zeit zu beſchäftigen, da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haſelnüſſe hart ab, und der moraliſche Magen blieb abermals leer.

Etwas erfriſcht das beſſere Publikum Kayſers Compoſition zu Goethe's neueſter Operette und des Waldhorniſten Hey's vortreffliches Blaſen. Dieſer iſt von Paris wiedergekommen, wo er Punto's Lehre ein und ein halbes Jahr ausnehmend gut benutzt hat.

Leb wohl, mein Lieber!

C. A., H. z. S.

23.

Weimar, den 21. Juni 1786.

Recht lieb iſt es mir, mein lieber Knebel, daß Dir die ſcharfen Dichtungen des Vater Roſen auch gefallen haben; ſo abgedroſchen Einem hie und da Narrheiten darin vorkommen mögen, ſo iſt's doch gewiß, daß man die allerſimpelſten, bekannteſten Sätze nicht genug wiederholen, bewundern und ſtets anders eingekleidet vortragen kann. Denn dieſe werden beſtändig im gemeinen Leben aus der Acht gelaſſen; indem man die feinſte Moralität ausſpintiſirt, ſo überſtolpert man oft die einzigen Grundfeſten der menſchlichen Güte. Der Menſch hat einen fürchterlichen Hang zu Ausnahmen von der Regel in ſich, welcher ihn unerwartet recht ſcheußliche Handlungen begehen machen läßt, betreffen ſie auch oft nur ein Schnitzel Papier. Dergleichen verborgene und doch abgedroſchene Wahrheiten kommen mir leider täglich vor's Geſicht, und verbittern das Blut. Als Dichter ſcheint Vater Andreas mehr in ſeiner chymiſchen Hochzeit; es iſt eine unmäßige und wenig geordnete Einbildungskraft in dieſem proſaiſchen Gedichte, aber man findet Michel Angeloſche Einfälle.

Lavater hat mir heute von Offenbach geschrieben; den 22. dieſes, alſo morgen, iſt er zu Göttingen; wenn er nicht in Bremen ein paarmal predigen muß, ſo kommt er hierher und nach Deſſau. Weiter etwas Beſtimmtes weiß ich nicht von ſeinem Reiſeplan, auch nicht einmal, ob er den Bremer Ruf angenommen hat oder nicht.

*** hat das Mühlthal ſo mißfallen, daß ihm auch Deine gute Bewirthung Jena nicht verſüßen konnte Seiner Frau mag's auch vor Jena grauen, da die Studenten nicht immer gens à sentiments ſind und ſie wirklich beinahe zu unkörperlich (oder mager) für vollſaftige Jünglinge iſt. Dieſen ihren Unwerth mag ſie wohl fühlen und behilft ſich lieber mit uns. Wieland hat ihr gerade in's Geſicht geſagt, daß es unerträglich wäre, ſie immer von ſich ſelbſt reden zu hören.

Goethe iſt ſeit geſtern Abend wieder wohl hier angelangt. Beiliegendes kannſt Du, wenn Du es gebrauchen willſt, dem Förſter Schievoigt und Conſorten vorzeigen und mittelſt dieſer Ägide dem dortigen Wildpret mit Deinen Engländern zu Leibe gehn. Grüße letztere recht ſehr von mir. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

24.

Weimar, den 24. Juli 1790.

Den heutigen Tag hatte ich beſtimmt, Dir meinen Dank für Deinen Brief mündlich abzuſtatten; ich wollte Goethen nach Jena begleiten, geſtern Abend aber langte ein Kammerherr Buchwald aus Dänemark an, welchen ich vor Zeiten in Deſſau ſah; dieſem zu Ehren muß ich hier bleiben. Von Goethe habe ich gar nicht Abſchied genommen; ich begleitete dieſen Morgen den Herzog von Braunſchweig und kam eine Viertelſtunde nach

Goethe's Abfahrt an; richte Du ihm doch meinen Abſchiedsgruß aus.

Dir und Deinen engliſchen Freunden danke ich recht herzlich für den Antheil, welchen Ihr an dem mich angenehm betroffenen Zufall genommen habt; da wir jetzt hier ganz ruhig ſind, ſo hoffe ich, bald bei gutem Genuſſe mein Vergnügen mit Dir zu theilen.

Meine Frau und ihr Kind ſind ſehr wohl; meine Frau iſt alle Tage lange Zeit außer dem Bette. Vom Propheten mündlich ein Mehreres. Lies Caglioſtro's Memoiren, ſeine Klage betreffend; nach Durchleſung erbitte ich mir ſolche zurück.

Die Zeit des Rehblattens iſt jetzt vorhanden; verſäume doch nicht, ſie den Lord in Waldeck genießen zu laſſen.

Leb wohl!

C. A., H. z. S.

25.

Weimar, den 24. Juli 1786.

Beiliegenden Brief beſorge ſo bald als möglich, wenn ich bitten darf; hier ſchicke ich Dir ein kleines Werkchen, welches Einem die Haare ſträubt, wenn man bedenkt, daß noch ein Land exiſtirt, wo ſo ſcheußliche Handlungen ungeſtraft begangen werden, und wo ſo eine beſtialiſche Art Menſchen, wie die Mönche en gros genommen, Gewalt über die reinere Claſſe haben mag; ich bitte, mir die Schrift bei Gelegenheit zurückzuſchicken.

Die Rehjagd betreffend muß ich noch bemerken, daß die Blattzeit nicht länger als bis zu Ende dieſes Monats und alſo nur noch wenige Tage dauern wird. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

26.

Weimar, den 17. September 1786.

Dein Beispiel, mein lieber Knebel, hat mich gewitzigt, mit dem Pyrmonter Brunnen so vorsichtig als möglich umzugehen; ich habe mich alles Lesens, Schreibens und dergleichen Beschäftigungen enthalten, welche die Säfte nach dem Kopfe locken, und nichts als die sinnlichsten Zeitvertreibe zu Hilfe genommen. Dieses geistige Regim ist die Ursache, daß ich Dir für die Mittheilung des Briefes Deines Bruders noch nicht gedankt habe, er ist mir sehr angenehm zu lesen gewesen; ein eigenes Verhängniß wollte, daß wir einander am Tage meiner Ankunft nicht treffen sollten. Du warst in Weimar, wie ich nach Jena kam, und ein anderer Weg als der gewöhnliche führte Dich wieder nach Hause, gerade in der Zeit, wo ich meine Heimath zu erreichen, die Straße ging, die Du eigentlich hättest fahren sollen: indessen, denke ich, wirst Du mir bald meinen Verlust ersetzen und nicht lange säumen, mich zu besuchen. Dein Gesundheits- oder vielmehr Krankheitszustand ist mir recht kläglich beschrieben worden, ich begreife nicht, wie Du jetzt zu allen denen Schärfen und scorbutischen Säften kommst, welche auf eine so unangenehme Art ihr Dasein zu beweisen suchen; wäre Dir dieser Zufall vor zehn oder fünfzehn Jahren zugestoßen, so hätte man sich leichter eine Ursache Deines Übelbefindens denken können. Ich schiebe die Schuld auf einen Mangel an Bewegung. Alle sitzende Lebensart ist beim Gebrauche des Brunnens höchst schädlich; die metallichten Theile des Wassers wollen durch die engen Wege durchgearbeitet sein; kommt man ihnen nicht zu Hilfe, so bleiben sie im Magen liegen, oder machen Stockungen, welche dann unangenehme Folgen verursachen. Vielleicht wollen aber die Erdgeister nicht, daß Du ihnen zu nahe auf die Spur kommst und blenden deshalb mit ihren Schätzen Dein: Augen. Hoffentlich sollst

Du bald wieder hergeſtellt ſein, wenn Du zumal eine ganz entgegengeſetzte Lebensart von derjenigen führſt, welche Du bis jetzt beim Pyrmonter gewählt haſt.

Des großen Königs Tod erſchallte ſo ſehr in Aller Ohren und Herzen, daß man ſich nicht ſchämen darf, noch immer davon zu ſprechen. Wer ihn nicht betrauert, ſoll zur Strafe alle gereimte und ungereimte Gedichte auf ſein Ableben leſen. Hier ſchicke ich Dir eine Abſchrift ſeines Teſtamentes, welches noch etwas beſſer lautet, als dasjenige, was meine Mutter bekommen hatte. Der Nachfolger hat, ſo viel ich weiß, noch bis jetzt keine Blöße gegeben, welche vermuthen ließe, daß er nicht würdig wäre, den großen Fußſtapfen zu folgen, wenigſtens ſcheint er ſie noch ziemlich ſchicklich auszufüllen; ſollte er auch keine neuen in die Laufbahn treten, ſo halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewiſſen Tritt auf der ſehr beſchneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie ſein Vorfahr, ſo leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitſchen; einen ſolchen Schlittſchuhläufer giebt's aber auch nur alle fünfhundert Jahre, und kaum dann.

Der Obriſt Stein wird täglich hier erwartet, ich habe indeſſen den Hofmarſchall nach Berlin geſchickt, den König zu becomplimentiren. Da der König aber zu nahe an ſeiner Abreiſe war, ſo ließ er ſagen, daß Klinckowſtröm bis zum 26ſten warten möchte, wo die Rückkunft aus Preußen erfolgen wird. Biſchofswerder iſt nichts mehr als Obriſt-Lieutenant und Flügeladjutant geworden, ich bin neugierig, ob er einigen Einfluß behalten wird.

Es iſt jetzt ein junger Holländer mit Namen Jeſus in Jena und wohnt bei Döderlein; es iſt noch ein bloßes Kind, und läuft alſo um ſo mehr Gefahr, verderben zu werden. Seine Bildung hat etwas Einnehmendes, und man nimmt gern Theil an ihm; ſuche doch ein wenig für ihn zu ſorgen, und mache, daß er Dir zuweilen nahe iſt.

Hier hat ſich ein Engländer, Major Scrott, im Voigt-

schen Hause eingemiethet, es ist noch ein ganz junger Mann, und so viel ich höre, von vielem Vermögen; er war schon etliche Jahre in Neuwied und Cassel, besitzt schon recht gut unsere Sprache und spricht das Deutsche besser wie Haaren; sonst scheint es ein ganz gewöhnlicher Mensch zu seyn; es begleitete ihn noch ein Kamerad, Capitain Lee, welcher aber gestern abgereist ist; ich kann noch nicht recht aus dem Menschen und seinen Absichten klug werden.

Imhof hat sich recht artig im Carlsbad betragen und gar schön gemalt; es hat ihm geglückt, eine Dame und einen polnischen Juden sprechend gleich zu malen. Der Brunnen ist ihm gut bekommen. Mir hat der Sprudel und das tägliche Bad treue Dienste geleistet; der Pyrmonter besorgt nun die Nachkur.

Komm bald zu mir und heile Dich von Deinem Übel. Leb wohl!

C. A., H. v. S.

27.

Berlin, den 2. December 1786.

Es ist sonderbar, mein lieber Knebel, daß eben an dem Tage, wo ich Deinen Brief erhielt, ich mich innerlich in meinem Gemüthe mit dem Gegenstande beschäftigte, über welchen Du mir schreibst; nämlich mit C.'s Schicksal und mit dem Einfluß, welchen dessen Bestimmung auf unser Aller Wohl oder Weh haben könnte. Diese Materie ist so wichtig, daß sie der reiflichsten Überlegung bedarf. Die Folgen derselben sind so empfindlich, daß man auch nicht einen Schritt übereilen darf. Bei meinem jetzigen Aufenthalte kann ich doch nichts thun; einzeln darf ohnehin hierin nicht gehandelt werden, sondern die Sache muß allseitig behandelt werden; sie wäre zu weit-

länftig, um ſie in einem Briefe zu faſſen; meine Zeit iſt mir auch dazu zugemeſſen. Mündlich aber deſto ausführlicher und gründlicher darüber. Was Du mir ſagſt, iſt ſehr wahr und gut geſehen, noch Mehreres kann ich hinzufügen. Nun noch ein Wort, was Dich und mich betreffen kann; aber dieſes ganz allein für uns Beide, kein ſterblicher Menſch darf eher ein Wort davon wiſſen, bis es Zeit iſt. Alſo auch Niemanden darüber um Rath gefragt, als Dich ſelbſt. Die Sache iſt folgende: ich werde genöthigt, noch dieſen Winter eine Reiſe von etlichen Wochen höchſt wichtiger Urſachen wegen zu machen; ich wünſchte: Du begleiteteſt mich auf derſelben. Die dazu erforderliche Garderobe beſteht blos in Fracks und in einem ſchwarzen Hofkleide. Du kannſt mir von Nutzen und Bequemlichkeit bei dieſer Unternehmung ſein; mehr kann und darf ich Dir darüber noch nicht ſagen; bedenke alſo wohl, ob Du dieſen Antrag annehmen kannſt oder nicht, und gieb mir Nachricht darüber. Wie ich ſchon geſagt: die Sache bleibt bis zu ſeiner Zeit das undurchdringlichſte Geheimniß zwiſchen Dir und mir.

Du verlangſt wohl nicht, daß ich Dir über hieſige Gegenſtände ſchreibe; es iſt viel zu viel darüber zu ſagen, als daß ich es unternehmen und wagen könnte, dem Papier etwas anzuvertrauen; mündlich deſto mehr. Goethe iſt in Rom, ein Brief, welchen ich heute der Stein ſchicken werde, ſoll Dir Mehreres kund thun. Für dieſes Mal begnüge Dich mit dem Wenigen; glaube mir, daß ich Dir nichts von Dem zu verſichern brauche, was Du mir biſt, und leb wohl.

C. A., H. z. S.

28.

Weimar, den 4. März 1787.

Deinen Brief, mein lieber Knebel, habe ich gestern richtig erhalten, und ich würde Dir gleich geantwortet haben, wenn ich nicht den ganzen Tag zwischen dem Marquis Lucchesini, einigen Briefen, die ich für ihn schrieb, und einem Flußfieber gleichsam getheilt gewesen wäre; letzteres hat mich bis auf einen kleinen Nachtrab verlassen, Ersterer aber hat seinen Stab nach Italien weiter fortgesetzt. Von Goethe erhielt ich zwei Briefe, deren einer Dich mit betrifft und Dir Nachricht vom fleckigen carrarischen Marmor giebt; die Stein soll Dir den Brief zuschicken.

Ich danke Dir, daß Du meinen Auftrag besorgt hast; ich bin gewiß, daß Du die Leute, die nicht an einem Strange ziehen wollen, leicht überreden kannst, daß sie besser thun, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, als sie zu unterlassen; vermöchtest Du doch auch, ihnen etwas von der Feinheit und Richtigkeit Deines Geschmacks beizubringen, damit sie ihr Leben, Treiben, Wissen und Forschen darnach modelten; sie empfangen aber mit stumpfer Zunge, und lernen nie, ihre Speisen Anderen genießbar zuzubereiten. Goethe's Iphigenie habe ich blos gesehen, nicht gelesen, sehr neugierig bin ich darauf.

Viel Glück zu allen Unternehmungen; hier einige Briefe unseres alten Königs; schicke sie mir aber recht bald wieder. Sowohl in diesen, als in noch vertrauteren an die Markgräfin von Baireuth finde ich überall eine bloße wißbegierige, wissenschaftliche Politursucht ohne Wärme. Vielleicht irre ich mich.

Leb wohl, Lieber!

C. A., H. v. S.

29.

Weimar, den 11. März 1787.

Ich danke Dir recht ſehr, lieber Knebel, für die aufgeſetzte Antwort an B.; ſie iſt ſehr gut, und ich werde ſie abſchreiben und abgehen laſſen; ich zeigte ſie geſtern dem Fürſten von Deſſau, ſie hat ihn ſehr gefreut; er hat mich wieder verlaſſen und läßt Dich grüßen.

Hier ſchicke ich Dir die projectirten Antworten an den Markgrafen von Baden und an Edelsheim. Verfahre ſtreng damit und laß mich Deine Meinung darüber wiſſen. Glaube, daß, wenn ich mich beſtrebe, ein wenig beſſer zu ſeyn, als man es im gemeinen Leben für gut paſſiren läßt, ich es hauptſächlich thue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde würdig zu ſeyn, deren wahres und ſeltenes Verdienſt ich zu erkennen glücklich genug bin.

Erzeige mir den Gefallen, inliegendes Blatt abzuſchreiben; ich habe ſehr gute und für mich ſehr ſchmeichelhafte Briefe aus Mainz erhalten. Leb wohl. Grüße Haaren. Es iſt ein Engländer, Obriſt Gordon, angelangt; ich weiß nicht, ob er heute kommt, ich kenne ihn von Magdeburg.

C. A., H. z. S.

30.

Weimar, den 14. März 1787.

Vielen Dank, lieber Knebel, für Deine Abſchriften; ich ſchicke Dir immer viel trockene Mühe auf den Hals; dafür habe ich auch die meinige. Seit Sonntags Mittag, da ich den Brief an den Markgrafen aufſetzte, bekam ich, da ich eben den Brief endigte, Ohrenzwang im linken Ohr, welcher geſtern

Abend, mit Kopfschmerz verbunden, so heftig wurde, daß ich schier unsinnig geworden wäre, und eine weniger feste Natur als die meinige hätte gewiß üble Folgen davon gespürt. Durch viele Fomentationen habe ich den Schmerz zum Erleiden gebracht; wahrscheinlich sitzt ein Geschwür in den äußeren Gehörgängen, denn vorgestern Mittag, als ich geritten war, kam Blut und Eiter aus dem Ohr; taub bin ich auf der linken Seite wie ein Fisch. Was Du mir über meinen Brief gesagt hast, ist sehr wahr und nur leider zu wahr; ich fühle allzu lebhaft, daß im Grunde bei jetziger Lage der Sachen fürs Allgemeine nicht viel zu thun sei; ich suche daher nur das wahrscheinlich Möglichste heraus, um dem Markgrafen nicht ganz roh zu sagen, daß ich Alles für unmöglich halte. Herder, den ich auch um Rath fragte und ihm Dein Urtheil vorlegte, stimmt Dir bei; sobald mein Kopf nur irgend wieder brauchbar ist, will ich suchen, mein Werk ins Kurze zu ziehen und mich hauptsächlich auf Reichards Antrag einlassen.

Heute Morgen acht Uhr ist unser Äsculap heimgegangen und wird nun bald von Hippokrates und Galenus überführt werden, daß er sich in vielen Stücken über die menschliche Natur und zumal über die meiner Frau geirrt hat.

Im Stein'schen Hause trägt man sich seit gestern mit der Nachricht, daß Dein alter Vater gestorben sei, ich weiß nicht, ob es wahr ist.

Sage dem alten Bentheim meinen Antheil an seiner glücklichen Genesung. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

Mein Schwager Christian ist bei meiner Mutter, wenn er nach Haus kommt, will ich ihm Dein Compliment vermelden.

31.

Den 18. März 1787.

Die Zeitungs-Nachricht, welche Du mir gestern schriebst, würde mich sehr verwundert haben, wenn ich nicht schon den Schlüssel dazu hätte. Der kaiserliche Gesandte wurde benachrichtigt, daß einer der Söhne des Königs von Preußen katholisch und Coadjutor zu Mainz werden sollte; nach seiner gewöhnlichen unüberlegten Art machte er großen Lärm und brach los; eine noch offene Präbende, die der Kurfürst zu vergeben hatte, gab vielen Stoff hierzu. Der Kurfürst declarirte aber öffentlich, daß alles dieß falsch sei, setzte einen Trumpf auf den, der diese Nachricht verbreitet hätte, und vergab die Präbende; hierauf wurde Alles ruhig, und so ist es noch, wie ich gewiß weiß. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Morgen muß ich mit meinem Schwager nach Eisenach reisen, komme aber den Freitag wieder: eine Person, die ich in dortiger Gegend sprechen muß, veranlaßt dieses. Recht sehr bedauere ich Dein Hauskreuz.

Schreib' Goethen, er möchte mir den Sermon, den er schreiben wird, schicken. — Leb wohl!

C. A., H. z. S.

32.

Den 1. April 1787.

Die Fama hat Dir wahr berichtet, mein lieber Knebel, daß ich ganzbeinig gestern vor acht Tagen von Eisenach zurückgekehrt bin; seit der Zeit habe ich schon wieder manches Abenteuer bestanden, und erwarte mit Anfang dieser Woche, das heißt: morgen, übermorgen oder auf den Mittwoch, das Ende unserer Ritterzüge, wo es sich zeigen muß, ob unsere Pläne

gelingen werden oder nicht. Die Herren an jener Flußecke haben durch Übereilung so viel verdorben, als wir durch Eile und Weile gut gemacht hatten; doch hoffe ich, daß die Sache durch meine Mittel wieder gut gemacht sein wird; hauptsächlich werde ich darin bestärkt, weil gestern Abend mein Kammerdiener Wagner wiederkam und mir meldete, daß die Colonne Hilfstruppen, die er anzuführen hatte, gleich über den Rhein gegangen ist. Mündlich viel Details davon. Gestern waren wir nahe bei Jena auf der Schnepfenjagd am Magdalischen Forst. Morgen geht's nach Tannroda, wo ich mich herzlich auf mein eingerichtetes Haus freue. Meinem Schwager sind dergleichen Ausflüge angenehm und gesund. Er empfiehlt sich Dir recht sehr. Wenn es gut Wetter wäre, könntest Du wohl morgen Abend ein wenig zu uns kommen; wir sind auf den Geschmack französischer Tragödieen verfallen, und ich werde einige derselben mitnehmen. Meine Hundefamilie ist mit zwei Stück vermehrt worden; der König hat mir zwei gar schöne Neufundländische Wasserhunde geschenkt.

Deine Klage, daß man sich nicht entscheiden könne, Götter zu glauben oder zu läugnen, kam gerade an dem Tage bei mir an, wo wir Abends vorher uns von Wieland eine Scene aus dem Lucian hatten vorlesen lassen, wo ein Stoiker dem Epikur beweist, daß es Götter geben muß, weil doch Altäre vorhanden wären. Dein Brief kam gar gut dazu, und so wurde die Abhandlung dieser Materie weiter fortgesetzt. Ein neuer Beweis für das Dafür wird diese Woche gegeben werden, indem der Hof communicirt, und würde dieses wohl geschehen, wenn keine Götter wären?

Dein Plato ist mir lieber wie der ganze Zwist und was daraus entsteht; für unseren Zustand, für unsere Beschränktheit, kann es vielleicht gleichgültig sein, unter welchem Namen wir uns Dessen erinnern können, was mächtiger und erhabener ist als wir; sehn wir aber einen unsres Gleichen, der so viel weiser und besser ist als wir, ach, dann hören wir

gern seinen Namen und suchen in ihn zu bringen und an ihm zu saugen, so viel wir können. Sei Du mir dazu behilflich und schicke mir zu Zeiten etwas, wenn Du mit der Übersetzung eines Stückes fertig bist.

Goethen habe ich vorgestern einen sehr langen Brief geschrieben, auf dessen Beantwortung ich sehr neugierig bin. Diesem Menschen scheint's gewaltig wohl zu gehen, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt.

Ich hätte gern das Königsbuch wieder, der Herzog Ludwig will es lesen. Grüße Haaren. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. p. S.

33.

Tennroda, den 4. April 1787.

Der Statthalter von Erfurt ist mit einer Mehrheit von funfzehn Stimmen den 1. dieses zum Coadjutor von Mainz erwählt worden. Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, sind nicht werth, daß man sie nennt, gewiß ist kein Groschen dabei veruntreut worden. Kein ehrlicherer Coadjutor ist seit langer Zeit auf eine ehrlichere Weise und durch ehrlichere Leute zu Stande gebracht worden, als Dalberg. Das Schicksal gebe, daß die Vorbedeutung des 1. April nur auf die Gegenpart und nicht auf uns deute. Die Nachricht habe ich gestern Nachmittag durch einen Courier erhalten und sie gleich durch den Grafen la Valette als Courier nach Potsdam weiter befördert; ich hoffe, zweien Leuten, die mir angehören, zugleich ihr Glück befördert zu haben: dem Statthalter durch's Kurfürstenthum, dem la Valette, der eine gute Nachricht bringt, durch Anstellung im preußischen Dienste.

Da Du gewiß recht lebhaften Antheil an meiner Freude über dieſen glücklichen Zufall nimmſt, weil er mich ſo nahe angeht, ſo gebe ich Dir gern bald Nachricht davon.

Ich wünſchte, daß Haaren ſich ſo einrichtete, daß er nicht ganz von Deutſchland Abſchied nähme; er hat in ſeinem Vaterlande keine Civilſtelle, im Militair iſt da nichts zu thun; großes Vermögen braucht er, glaube ich, nicht zu verwalten; ich dächte, er könnte bald wieder heraus; mir ahnet, daß wir einander zu etwas gut ſein können. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

Deine pecuniaire Angelegenheit ſoll dieſe Woche beſorgt werden; ich gehe heute wieder in die Stadt.

34.

Weimar, den 6. April 1787.

Hier ſchicke ich Dir, mein Lieber, etliche Pläne des Herrn Kobel zurück, mit einer Bemerkung darüber; es ſind einige Dinge in den Plänen vergeſſen oder falſch angezeigt, die verbeſſert werden müſſen. Der Plan, den ich gewählt habe, iſt wohl der wenigſt regelmäßige; es iſt aber etwas Buntes und Genialiſches in ſeiner Form, das mir Freude macht. Die zwölf Zeichnungen erwarte ich; verlange doch den Preis der mir überſchickten Pläne.

Hier ſchicke ich Dir das erſte Wieneriſche Produkt wieder, mit meiner alten Sünde; man wird ſo mißtrauiſch durch dergleichen Indiscretionen, daß man ſich zuletzt ſcheut, eine Feder anzugreifen. Vor der Nicolaiſchen Elendigkeit fürchte ich mich nicht ſonderlich; ich bin mit Reſignation gewappnet, indem ich recht gut fühle, daß Sünden ihre Strafe haben; überhaupt aber glaube ich, daß Meiſter Nicklaus mich für zu gut gepflanzt

auf einem Grund und Boden hält, wo er nicht rechten kann, als daß er mich öffentlich beleidigen möchte.

Tannroda iſt mir als Zufluchtsort lieber als Dornburg; letzterem fehlen die ſchönen Waldungen und zumal das Schwarzholz, welches für mich einen ganz beſondern Reiz hat; nebenher iſt keine Unterhaltung in Dornburg, welche dagegen die Jagd in Tannroda gewährt. Leb wohl, mein Lieber.

C. A., H. z. S.

Bertuch wird Dir wegen Deiner Gelder Alles in Ordnung bringen.

35.

Weimar, den 8. April 1787.

Dieſe vergangene Woche hat ſich für mich ſo angenehm geſchloſſen, als ſie ſich angefangen hatte; la Valette, den ich als Courier mit der erfreulichen Botſchaft nach Potsdam ſchickte, iſt durch die Gnade des Königs als Rittmeiſter à la suite des Huſaren-Regiments von Kroſecky angeſtellt worden; der König bezahlt ihn einſtweilen aus ſeiner Taſche, und will ihn eheſtens einrücken laſſen. Geſtern Abend brachte la Valette dieſe gute Nachricht ſelbſt. Der König hat eine erſtaunliche Freude über den Coadjutor gehabt. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

36.

Eiſenach, den 8. Juli 1787.

Deinen Brief, mein Lieber, habe ich richtig erhalten; es iſt mir leid, daß Du Dich mit dem Gedanken der Auszehrung

ſo bekannt gemacht zu haben ſcheinſt, daß Du ihr entgegen zu ſehen glaubſt, wie dem kommenden Herbſt. Laß dieſe Überzeugung nicht Wurzel greifen. Das Lebendigſein iſt doch im Grunde das Solideſte, Beſte, was wir beſitzen. Der Gedanke, dieſes bald zu verlieren, benimmt ſchon den Genuß, und man muß ſich jeden Genuß ſo ſehr als möglich zu verlängern ſuchen. Du nagſt viel an Dir ſelber, man ſollte Dich Dir ſelber mit etwas Bittrem beſtreichen, wie den Kindern die Finger.

Ich lebe hier in der allerunangenehmſten Beſchäftigung, und genieße gar wenig von der ſchönen Jahreszeit und Gegend. So eben läuft ein Brief von meiner Frau ein, die mir recht gute Nachricht giebt; ſie iſt mit ihrem Aufenthalt zufrieden und findet einige Leute, mit denen ſie gern umgeht. Die berühmte Demoiſelle Olive iſt in Aachen. Leb wohl, mein Lieber!

C. A., H. z. S.

37.

Berlin, den 31. Juli 1787.

Deinen Brief, mein lieber Knebel, erhalte ich ſo eben, und den Regierungsbericht, den Ackermann betreffend, bekam ich dieſen Morgen. Ich habe gleich dem G. R. R. Hetzer geſchrieben, daß die Sache auf ſich beruhen und der thörichte Verbrecher, der in einem leeren Schranke ſein Heil ſuchte, ſeinem Schickſal überlaſſen werden ſoll. Ich danke dem Grafen von Solms recht ſehr für ſeinen Antheil und Vorſorge; bezeuge ihm dieſes Gefühl von meinetwegen.

Für Deinen Bruder habe ich hier zu Lande gethan, was ich habe thun können; ich habe ſeinetwegen mit dem Oberſten von Geiſau, dem jetzigen General, geſprochen und dieſer brave Mann wird gewiß für ihn thun, was er kann.

Daß ich nach Schleſien gehe, wirſt Du wiſſen; ich freue mich ſehr darauf, dieſes Land und hauptſächlich die leichte Cavallerie in demſelben zu ſehen. Dem König hat es ſehr angenehm zu ſein geſchienen, mich dort zu ſehen. In ſeiner Suite zu reiſen, habe ich der Bequemlichkeit wegen nicht gewünſcht. Die kriegeriſchen Ausſichten werden ſich hoffentlich in Kurzem in die allerfriedlichſten verwandeln; Frankreich giebt nach, ladet England und Preußen zu Mediatoren ein und contremandirt das Lager bei Givet. Die Eröffnung einer Negotiation ſchien bei jetziger Lage der Sache nöthig zu ſein, da man zumal vermuthen konnte, daß Frankreich keinen Krieg haben wollte.

Die hieſigen Truppen werden in wenig Tagen manoeuvriren. Unſere Gerichts-Angelegenheiten fangen an, blühende Ausſichten zu bekommen, die zur Reife gedeihen können, wenn wir nur noch einige Zeit Frieden behalten. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

Den zurückgekommenen Curgäſten wünſche ich Glück; Beiliegendes gieb dem Fräulein von Tümpling und bitte ſie, Dir ein Mäulchen dafür zu geben. Das Weitere werde ich mit dem General von Götz ausmachen.

Da ich den Brief zumachen will, bemerke ich, daß aus Verſehen die Beilage verbrannt iſt. Es war ein Brief des Herrn von Götz, der mir ſchrieb, daß er den jungen Tümpling als Junker bei der Revue einſchreiben laſſen wolle.

38.

Mainz, den 22. Januar 1788.

Auf zwei Briefe von Dir will ich zu gleicher Zeit antworten; die häufigen Geſchäfte, welche mir während meines Uebelbefindens nicht einmal Ruhe ließen, hinderten mich, Dir

auf jeden einzelnen etwas zu erwiedern, da ich Dir nicht, nach Villoisons Vorschlag, beim Friſiren auf den Knieen ſchreiben wollte. Mein Körper iſt nun nach einer langwierigen Cur ſo weit wieder hergeſtellt, daß ich zu Ende dieſer Woche wieder abgereiſt ſein würde, wenn nicht ein Nebenumſtand einträte, der mich noch etliche Tage länger hier bindet. Zwei Prinzen, die ich nicht verſäumen darf, kommen auf drei Tage hierher, mit dieſen reiſe ich dann nach Darmſtadt, wo ich nur kurze Zeit bleibe und gleich nach Hauſe eile.

Daß mir der König das Rohriſche Cüraſſier-Regiment übertragen hat, wirſt Du ſchon wiſſen und Dir leicht einbilden, daß ich kurz nach meiner Ankunft nach Aſchersleben reiſen muß, um mein Völkchen zu übernehmen. Dieſe Abweſenheit wird aber kaum vier Tage dauern. Erſt in der Exercierzeit werde ich in Aſchersleben, jedoch ab- und zugehend, einige Wochen bleiben. Der Erbprinz von Deſſau iſt als Obriſtlieutenant der Cavallerie in preußiſche Dienſte getreten und ſoll in Potsdam bei der Garde du Corps den Dienſt lernen; ich ſchrieb, da ich dieſe Veränderung vermuthen konnte, ſeinem Vater, und empfahl ihm, im Fall er ſeinen Prinzen einem guten Officier in die Aufſicht geben wollte, Deinen Bruder; aus Nachrichten von Berlin habe ich geſehen, daß man dort vermuthet, der Fürſt würde meinem Vorſchlag Gehör geben.

Niemand hat wohl in neueren Zeiten, wo die Gelegenheit ſo ſelten iſt, den wahren Göttern des Olymps zu opfern, beſſer und vollkommener den Dienſt der Nemeſis verehrt, als der Herzog von Braunſchweig. Die kriegeriſchen Handlungen waren das Wenigſte, was ſeine Thaten krönte, denn er verſcheuchte blos von Schritt zu Schritt ein Harpyen-Heer, das weiter nichts thun konnte, als die Speiſen der Königstafel zu verunreinigen; ſelbſt die Einnahme von Amſtelfere, die einzige wirklich kriegeriſche That, vermehrt um nicht viel ſeinen Ruhm als Feldherr. Die Nothwendigkeit verurſachte den kühnen Schritt, den Feind im Rücken anzugreifen, und der Herzog hat bei

dieſer Gelegenheit ſich der Gefahr auf eine Art ausgeſetzt, wo er gerechten Tadel erwarb, wenn er unterlag, und keine Lorbeeren erntete, da er ohne Noth vier und eine halbe Stunde nach ſich ſchießen ließ und dadurch ſeinen Hauptzweck doch nicht erreichte. Die feſte Hand aber, mit der er den ganzen Auftrag dieſes Feldzuges ausgerichtet hat, dieſes giebt ihm einen unſterblichen und den ächteſten Ruhm, den je ein Mann erhalten könnte.

Die Urſache meines langen Aufenthaltes in hieſiger Gegend, die Du kennſt, nämlich, daß ich dem Herzoge nicht gleich folgte, ſondern etliche Wochen im Haag blieb, war ſehr wichtig, obgleich ſie den Erfolg nicht hatte, welcher eine Zeitlang ſehr wahrſcheinlich war. Mündlich mehr hiervon.

Die Erſcheinung der Gore's zu Weimar hatte eine ganz beſonders gute Wirkung, welche ich nicht einmal zu hoffen mich unterſtand. Noch vortrefflichere Folgen erwarte ich von dem ausgezeichneten Beifall, den meine Frau und auch meine Mutter dieſer ſo reich begabten Familie geweiht; noch nie habe ich meine Frau Jemanden ſo loben hören, und Wenige haben die Verdienſte meiner Frau ſo rein erkannt und gefühlt wie Emilie. Dieſe Engländer werden endlich ſicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutſchland beſonders liebte, kann in ihren und meiner Frau alten Tagen vielleicht mit uns ein Bündniß knüpfen, das Beiden nöthig iſt, indem meine Frau ganz einſam in der Welt lebt, ohne irgend eine weibliche Creatur zu haben, die ihrem Bedürfniß nach Freundſchaft Genüge thäte. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdienſten, aber zu häuslich und zu wenig à leur aise, ſind ihr zu leicht. Meine Frau, da ſie ſelbſt kein Talent übt, welches ihr Weſen geſchmeidig erhielte, läuft Gefahr, zu abgeſchloſſen zu werden und gänzlich das Bewußtſein einer gewiſſen Lieblichkeit zu verlieren, die ſo nöthig zur Exiſtenz iſt. Gore's hingegen ſind ſehr mit Künſten bereichert und haben eine Art, ſie mitzutheilen, die, mit ſolidem Antheil verknüpft, fähig iſt, die ſtarrſte Seele aufzuthauen. Da ich mich dem Dienſt unſers allgemeinen Va-

terlandes habe verpflichten müſſen, kann ich meiner Frau nicht immer die Geſellſchaft gewähren, die ſie braucht, und bloßer Umgang mit Männern iſt Weibern nicht zuträglich; ſie verlieren das ſchöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswürdig finden konnte.

Von der hieſigen Welt, die Du kennſt, kann ich Dir nichts Intereſſantes ſchreiben, weil ſie ſo iſt, wie Du geſehen haſt. Eine Bekanntſchaft jedoch, durch meine Krankheit veranlaßt, iſt mir werth; es iſt die eines neu erfundenen blutreinigenden antiſeptiſchen Mittels und die ſeines Erfinders, des G. R. Hartmann. Das Mittel wird Dir auch zuträglich ſein, ich bringe es mit; meinem Jäger hat es in zwei Tagen den heftigſten Gichtanfall geheilt. Goethe hat mir vier vortreffliche Briefe geſchrieben; Beiliegendes an ihn gieb der Frau von Stein zu baldigſter Beſorgung. Leb wohl.

C. A., H. z. S.

39.

Weimar, den 15. October 1789.

In einer Zeit, wo verſchiedene Bankerotte von hieſigen, anſehnliche Stellen bekleidenden Dienern ausbrachen, habe ich mich verſchiedentlich geäußert, daß ich künftighin viel genauer auf die Ökonomie meiner Dienerſchaft ſehen müſſe, als ſonſt, um ſolche beſchimpfende Beiſpiele für die Folge zu vermeiden, wie die Vergangenheit geliefert hat: ich weiß, daß ich einige, deren Haushaltung ich nicht viel Gutes zutraute, warnen ließ, und genaue Nachfrage nach ihren Umſtänden hielt; ich beſinne mich ſogar, daß ich auch zum Überfluß diejenigen, von deren Wirthſchaftlichkeit ich überzeugt war, deren Schickſal mir aber mehr am Herzen lag, ermahnte, in ihrer guten häuslichen Ordnung fortzufahren, und es mir geradezu anzuvertrauen, wenn

unvorhergeſehene Umſtände an ihrem Fonds rüttelten, damit ich ihnen bei Zeiten helfen könnte; es iſt mir aber nicht erinnerlich, daß ich Dir jemals in dieſer Art geſprochen habe, oder mich in dieſer Abſicht gegen Dich geäußert hätte, etwa Dir gar durch einen dritten Mann einen Verdacht gegen Deine häusliche Ordnung hätte bemerkbar machen laſſen, oder auch nur über Deine Wirthſchaft mit Jemandem mich unterhalten hätte. Würde ich für nöthig gehalten haben, genauere Aufmerkſamkeit auf Deine Ökonomie zu richten, ſo hätte ich mich gewiß des einfachen Mittels bedient, Dir geradezu meine Beſorgniß zu eröffnen; ich wußte aber, daß Du mit einer mäßigen Einnahme leidlich auszukommen verſtehſt und Dir keine läſtigen Verbindlichkeiten auflade: ich begreife daher nicht, durch wen, auf welche Art und warum Dir iſt glauben gemacht worden, ich ſetzte einiges Mißtrauen in Deine Häuslichkeit, und weswegen Du ſo leicht einen verhaßten Werth auf einen vielleicht ganz müßigen Discours eines Dritten gelegt haſt, welcher Dich nun glauben machen wollte, Dein hieſiges Verhältniß ſei verdorben und Du müſſeſt anderswo Zufriedenheit ſuchen. Ich glaube, dergleichen Mißverſtändniſſe entſtehen daher, weil Du öfters die Geſellſchaft vermeideſt, wo Du gern geſehen biſt, und in welcher ſich jedes Mitglied derſelben bemüht, Dich ſo oft zu beſitzen, als es nur möglich wäre. Ich vermag nicht, zu läugnen, daß es mir oft leid that, da ich ſah, Du ſuchteſt andere Wege zur Zufriedenheit, als die des freundſchaftlichen Umgangs, welchen wir, Deine hieſigen Freunde, Dir ſo dringend anboten. Deine Beharrlichkeit, den Cirkel guter Geſellſchaft, deſſen wir hier genießen, durch Deine Abweſenheit verkleinern zu wollen, iſt eben kein mir ſehr lieber Entſchluß; da Du aber eine Reiſe für nöthig hältſt, um Dich aufzumuntern, ſo will ich Dir den verlangten Urlaub nicht verſagen, ſondern den Wunſch hinzufügen, daß Du Deinen Endzweck ganz Deinen Wünſchen gemäß erreichen und recht bald und vergnügt zu uns zurückkehren mögeſt. Ehe Du aber uns auf einige Zeit

verlässest, so komm doch herüber, und zwar in den ersten Tagen, weil ich noch den 25. dieses mich auf vierzehn Tage in's Eisenachische begeben muß. Endlich habe ich ein Wort des Wiederkommens von meiner Mutter gehört; sie schreibt mir vom 22. September, daß sie ihre Rückreise noch vor künftigem Frühjahr antreten wolle. Einsiedel ist in Neapel für einen Luftschiffer gehalten worden, und die ganze Stadt ist ihm neulich auf der Straße nachgelaufen, um einen so berühmten Mann zu sehen; man wählte dazu einen Augenblick, wo er ganz unbekannt zu einer Buffa schleichen wollte, um — Lehrstunden auf der Guitarre zu nehmen. Hüte Dich, daß im Auslande Du nicht auch einmal auf einem so gesegneten Wege gestört und aufgehalten werdest! In Jena und Weimar bist Du sicher vor so einem Anfall. Leb wohl!

Carl August, H. z. S.

40.

Weimar, den 27. Mai 1790.

Die Götter haben Dir eine schwere Last aufgelegt, mein lieber Knebel;*) ich habe mit herzlichem Schmerz und theilnehmender Wehmuth erfahren, welche Wunde Dir das Schicksal beigebracht hat. Ich danke Dir, daß Du meiner freundschaftlichen Neugier durch Deinen Brief zuvorgekommen bist, ich war eben im Begriff, Dich zu fragen, was an den traurigen Gerüchten wahr sei, und wie Du Dich dabei befändest, als ich das schriftliche Zeichen Deines Andenkens erhielt.

Mich trösteten die Briefe, welche Du hierher geschrieben hast; sie sagten mir, daß Dein Muth Dich bei einem der

*) Betrifft das tragische Ende des jüngeren Bruders von Knebel, dessen in der Biographie ausführlicher gedacht wurde.

ſchrecklichſten Fälle aufrecht erhalten hatte; ich wünſche Dir Glück dazu. Jedermann hat ſich hier innig mit Dir betrübt, und Jeder wird Dir gern ſeinen Antheil bezeigen, ſo gut er kann; nimm den meinigen mit dem guten Glauben der Freundſchaft an. Bei jedem Ereigniſſe iſt es erlaubt und gut, ſich ſeine eigenen dabei aufſteigenden Empfindungen zu erklären; mir iſt's immer ein tröſtliches Gefühl geweſen, wenn ich gehört habe, daß ein Menſch ſein Leben eigenmächtiger Weiſe endete. Während des ganzen Erdenwallens iſt man ſo blindlings Sclave des Schickſals, daß man auch nicht auf einen Tag die Richtung ſeiner Exiſtenz beſtimmen kann; wie frei, wie ſchöpferiſch aber iſt nicht die Gewalt, Feſſeln abzuſchütteln, an denen man unnöthig oder vergeblich nagte? So wie derjenige gelobt wird, welcher entſchloſſen Verhältniſſe zerreißt, die ſeine Würde ſchmälerten, ſo ſehr der Billigung würdig iſt auch der Selbſterlöſer, ja ſeine Handlung ſollte beneidenswürdig erſcheinen.

Wir ſprechen hier unter Deinen Freunden viel von den Einrichtungen, welche zu Deinem und des weiblichen Theils Deiner Familie Beſten nun künftig gereichen könnten, und faſt einmüthig glauben wir, wenn Du Deine Mutter und Schweſter beredeteſt, nach Jena oder hierher zu ziehen, ſo würde dies am ſicherſten eure gemeinſame Ruhe befördern. Einige Schwierigkeiten, welche ſich gegen dieſen Vorſchlag hervorthun, würden vielleicht Mitteln weichen, die ich anzuordnen im Stande bin, und welche ich gewiß gern in Ausübung bringen werde. Ob aber das Alter Deiner Frau Mutter nicht das unüberwindlichſte Hinderniß einer Ortsverwechſelung ſein möchte, kann ich nicht beurtheilen, aber ich befürchte es. Der Markgraf wäre gewiß leicht zu bereden, Deinen Verwandten zu erlauben, außer Landes die Penſion zu verzehren, welche ſie von ihm erhalten; auf alle Fälle könnte ein Brief von mir dies bewirken. Verlaſſe aber bald einen Ort, wo jeder Gegenſtand auch unangenehme Empfindung wecken muß. Dem braven Max macht es Ehre, daß er nicht unter ſolchen Pflanzen leben konnte, als jener Bo-

den nähet; es muß eine schändliche Verwirrung, Wegwerfung und allgemeiner Verdruß in Ansbach herrschen.

Schreibe mir bald, wie es Dir geht, und welchen Entschluß Du genommen hast.

Krieg oder Frieden ist auch nicht entschieden.

Leb wohl!

Carl August, H. z. S.

41.

Weimar, den 21. October 1790.

Dein Brief, mein lieber Knebel, vom 12. September, hat mich in Schlesien sehr langsam aufgesucht, da er mich aber dort nicht fand, so kam er erst vor wenigen Tagen hier an. Es freut mich sehr, daß Du dasjenige, was ich für Dich thun kann, als einen Beweis meiner Freundschaft und meines Antheils an Deinem Wohlsein annimmst. Es wird mir recht angenehm sein, wenn Du Deine Mutter und Deine Schwester bereden kannst, sich zu mir zu wenden, und ich zweifle nicht, daß der Markgraf von Ansbach — sollte auch ein Schreiben von mir dazu nöthig sein — ihnen verstatten wird, ihre Pensien außer Landes zu verzehren. Goethe wird auch hoffentlich gern und leicht ein Unterkommen in Jena verschaffen.

Die Inspection war eine natürliche Folge meines Dienstes, und so lange ich eine Stelle in demselben bekleide, ist es mir lieber, daß ich sie habe, als ein Anderer.

Mein vermeintlicher Tod hat mir das Vergnügen verschafft, Empfindungen Anderer kennen zu lernen, die mich sehr rühren und mir schmeicheln.

Der lange Aufenthalt in Schlesien gab mir Gelegenheit, menschliche und staatswirthschaftliche Verhältnisse kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir nachahmen zu können

wünsche. Deines Bruders Gegenwart in dem Cantonnement hat mir recht gut gethan, ich hätte ihn bei einem Haare verheurathet.

Leb wohl, mein lieber Knebel, und laß bald wieder etwas von Dir hören. C. A., H. & C.

42.

Weimar, den 29. März 1791.

Morgen früh, mein lieber Knebel, trete ich wieder meine diesjährige militairische Sendung an; alle Revuen, selbst die schlesischen, sind schon bestellt; diese Einrichtung läßt vermuthen, daß man in Preußen die Hoffnung hat, sich mit den Russen nicht schlagen zu müssen; ich wünsche dieses recht sehr und bitte das Schicksal, daß es uns endlich erkennen lehre: man solle mit Gelde, Menschen und politischer Thätigkeit sparsam sein.

In dem Zwischenraume der Exercierzeit denke ich einige Mal hierher kommen zu können; hoffentlich treffe ich Dich alsdann hier an; ich freue mich recht sehr darauf, Dich wieder zu sehen und Deiner Schwester Bekanntschaft zu machen.

Wedell hat eine schwere Operation unterdessen ausgehalten; die Waldner hat fast das Gesicht verloren, und der Oberstallmeister ist von einem Schlagflusse gelähmt worden; alle Drei erholten sich langsam. Du wirst also bei Deiner Rückkunft einen Theil unsrer Gesellschaft sehr verstimmt finden. Zum großen Ärgernisse Loders wendet sich Alles an Starke. Das Glück bleibt diesem Operateur treu. Ansbach könnte eine große Veränderung erleiden, wenn der Markgraf so klug wäre, wieder eine legitime Gemahlin zu nehmen.

Wenn kein Krieg entsteht, so rechne ich darauf, mit meiner Frau den Monat Juni im Eisenachischen zuzubringen und das Kuhlaer Bad zu besuchen.

Im Monat Mai wird unſer neues Theater ſeinen Anfang nehmen; ob wir gleich dieſes Unternehmen ſehr mäßig beginnen, ſo hoffe ich doch, daß es mehr Vergnügen ſchaffen wird, als aus den zeitherigen Schauſpielen zu ſchöpfen war.

In Frankreich ſieht es wahrlich noch nicht viel klarer aus, als in unſern März-Acheln; bricht auch zu Mittag die Sonne endlich durch, ſo fehlt doch die alte Wetterregel nicht, daß hundert Tage darauf ein Gewitter entſteht.

Neulich las ich die Reiſe und Schickſale des Grafen Benjowsky, der ſich aus Kamtſchatka flüchtete; kennſt Du dieſes Werk noch nicht, ſo empfehle ich es Dir.

Da die Sprache, ſie werde durch die Zunge oder durch Zeichen ausgegeben, der Ausfluß vom Innerſten ſein ſoll, ſo kannſt Du leicht auf das meinige ſchließen, wenn ich Dir ſage, daß Du mir recht lieb biſt und Dir recht zu leben wünſche.

C. A., H. p. E.

43.

Wilhelmsthal, den 28. Juni 1791.

Wenn im Jenaiſchen Thale Euch das Wetter ſo günſtig iſt, wie uns hier, ſo wird Deine Fräulein Schweſter das Bild des ſteinigten Arabiens mit Vergnügen genießen; die hieſigen Wälder und Berge laſſen ſich beinahe wie Obſt pflücken, ſo brauchbar für unſere Endzwecke ſind hier Luft, Licht und Boden. Das Ruhlaer Bad brauche ich täglich: mir ſcheint es, als ſchadete es mir nicht, ſondern hätte einigen gelinden guten Einfluß.

Sehr leid that es mir, Deinen Bruder verſäumt zu haben, ich hoffe, ihn auf der Rückkehr zu ſehen. Sein Charakter ſchien mir immer ſich in einem ſehr vortheilhaften Lichte zu zeigen, wenn die ihm zur Natur gewordene Ordnung und ſein

zweckvoller Gang durchleuchtete. Die Willkühr der Menſchen wird wohl ſo lange dauern, als die Willkühr das erſte Triebrad in menſchlichen Schickſale bleibt, aber die preußiſche Ordnung iſt wohl eine der beſten Erfindungen, um die Willkühr im Allgemeinen nützlich zu ſtören.

Leb wohl, geſund und vergnügt!

C. A., H. p. S.

44.

Wilhelmsthal, den 6. Juli 1791.

Der Wunſch des Landmanns iſt ſo ſehr erfüllt worden, daß wir darüber faſt gar nicht mehr aus dem Hauſe gehen können. Die Ernte wird dieſes Jahr ſehr gut, wenn auch gleich vom Heu kein ſonderlicher Vorrath geſammelt werden kann. Uns beſucht die Nachbarſchaft, wir aber wenig das Ruhlaer Bad, indem noch keine Gäſte dort ſind und das Waſſer des Morgens hierher gefahren, nichts von ſeiner wenigen Kraft verliert. Die hieſige Gegend beſitzt wirklich Reize, welche einzig in ihrer Art ſind und ihres Gleichen meines Wiſſens nicht in Deutſchland haben; der Genuß dieſer natürlichen Schönheiten und die Entfernung von verdrießlichen Gegenſtänden mag auch wohl jenem Waſſer Dasjenige an Güte zulegen, was ihm die Natur verſagt hat; denn es iſt wirklich wahr, daß ich an mir einigen Nutzen ſpüre, ohne ſonderlich merkwürdige Beſtandtheile der Quelle zu kennen. Indeſſen iſt doch nicht Alles durchs Waſſerbad gemacht; ich werde wohl am Ende noch einen Nachſchuß brauchen müſſen, welcher den Punkt auf das i ſetzen kann. Es iſt mir lieb, daß es Deiner Schweſter in Jena gefallen hat. Über Dein Urtheil, den Mangel an Lebensweiſe im preußiſchen Dienſte betreffend, kann ich weiter nichts Ver-

nirgends sagen, als daß man die preußische Armee nicht nach der Potsdamer Garnison beurtheilen muß, weil bei dieser Alles übertrieben ist und der natürliche Stand des Soldaten, zu welchem gleich die Philosophie seines Lebens gehört, so eine Uniform bekommen hat, daß man dort lauter Drahtpuppen zu sehen glaubt, — ein Begriff, der Einem wirklich nicht beifällt, wenn man die Regimenter, die in anderen Orten stehen, zu sehen bekommt — lauter Dienstthuer, lauter Sclaven, nicht ein freiwillig dienender Mensch, fast kein Beurlaubter. Dieses Alles sind Dinge, welche in der That gar nicht zu dem übrigen Sinn der Armee passen, nach welchem wirklich der Soldat der erste Bürger des Staates ist.

Der selige König, der fast nie sich von einem Begriff losmachen konnte, der ihm in der Jugend eingeprägt worden war, konnte auch den der Potsdamer Wachtparade seines Vaters nicht abschütteln. Die Steifigkeit, welche bei jener war, behielt er durch den ganzen Charakter seines Dienstes bei, und nur nach und nach kamen geschickte Leute in den Landgarnisonen dahinter, daß die Potsdamer Methode nicht die rechte sei, führten eine andere ein, und erreichten das Ziel, das der selige König erlangt wissen wollte, aber selbst, als einzelner Muster-Meister genommen, nie erreichte. Ich wünschte, Du sähest nur einmal ein Potsdamer Regiment mit einem Magdeburgischen Regimente zusammen.

Wie hat Dir denn die Geschichte in Frankreich geschmeckt? Leb wohl!

C. A., H. z. S.

43.

Erfurt, den 13. Januar 1793.

Lange kam mir nichts Erfreulicheres in mein Haus, als das Lied, was Du mir schicktest; sein Inhalt ist wahr, und seine Form recht passend zu seinem Inhalte: ich danke Dir dafür. Das hessische Volk hat eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute und trotz aller Raisonnements derben Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Wirten entgegensetzte. Gäbe es nur ein Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern flieht, allgemein und in Einem Augenblicke wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, wie jetzt in diesem Moment. Möchten doch die Engländer kräftige Mittel einschlagen, um uns zur Ruhe zu bringen!

Gern käme ich diesen Winter nach Hause, aber ohne feste Winterquartiere ist nicht daran zu denken, daß Einer, der sich noch etwas rühren kann, die Armee verlassen dürfte. Die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzosen etwas gedemüthigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen. Das Avancement in der Armee ist außerordentlich stark, fast alle Leute rangiren sich aus; vier meiner Junker sind Officiere geworden.

Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir Freude, auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe; ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geist derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es

ſonſt nennen will) den Franken, dieſer Nation, bei der ſonſt alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloſchen iſt?

Der Menſch war nie, die Zeit, unter der er lebt, mag ſein, wie ſie wolle, er war nie, ſage ich, zur Treibhauspflanze beſtimmt. Sobald er dieſe Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzoſen falſch, wenn man glaubt, ihre Reiſe habe ſie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten ſelbſt ihre alten Beherrſcher, weil dieſe nachläſſig und ſtupid waren. Nicht das mindeſte Moraliſche liegt dabei zum Grunde, ſondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philoſophiſche Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es iſt nichts Neues mehr unter der Sonne, ſagte ſchon Salomo, und dieſes iſt lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald ſo alt ſein, daß auch der mindeſte Grad von Neuheitsſucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei Euch und theilte Gutes und Böſes mit meinen Freunden. Grüße Deine Schweſter, behalte mich lieb und leb wohl!

C. A., H. z. S.

46.

Weimar, den 4. März 1797.

Nie werde ich aufhören, an Deinem Schickſal den lebhafteſten Antheil zu nehmen und thätig, ſo viel als die Umſtände erlauben und Dein eigener Wille es zulaſſen wird, beizutragen, es zu verbeſſern. Wenn Du noch Willens biſt, eine Abweſenheit zu machen, ſo hoffe ich, Dich von ungewohnten Gegenſtänden erfriſcht wieder zu ſehen. Ich glaube, Dich avertiren zu müſſen, daß es wahrſcheinlich iſt, daß der Miniſter von Har-

denberg die Direction der Markgrafthümer nicht behalten, sondern daß der Minister von Arnstedten vielleicht an seine Stelle kommen wird. Leb wohl!

C. A., H. d. S.

47.

Ettersburg, den 23. September 1787.

Egloffstein sagt mir, daß er Dich in Nürnberg auf dem Markte in einem Haufe verlassen hätte, wo Du unter einem Wust von Büchern begraben lägest. Für Deinen neulichen Brief und Deine Erinnerung an meinen Geburtstag sage ich Dir den verbindlichsten Dank. Da Du mir selbst bekennst, Du findest, es ginge bei uns noch leidlicher, als an manchen und den meisten anderen Orten zu, so bestätigt mich dieses in der Meinung, daß man es bei uns aushalten könne. Es ist sehr zu bedauern, daß die Maßregeln, welche man in Franken nimmt, die Reputation der preußischen Politik so ziemlich zerstören, und gerade in einem Augenblick, wo jeder ehrliche Mann eines Anhaltens bedarf und es bei Preußen sucht.

Den Präsidenten von Schuckmann habe ich immer als einen vorzüglichen Mann gekannt; es freut mich, daß er der Reputation seines Charakters treu bleibt.

Hier bin ich mit der Hirschbrunst beschäftigt; ich habe mir diesen Aufenthalt sehr zugeeignet und gefalle mir sehr darin. Die Zeit wird mir nie lang, obwohl ich ganz allein mit Dumanoir hier bin; jeder Gang im Walde unterhält mich; zu Anfang Octobers denke ich ein paar Tage nach Leipzig auf die Messe zu gehen.

Seebachen erwarte ich alle Tage mit seinen Pferden aus England zurück; er wollte schon den 9. von Hull abfahren mit etlichen vierzig Thieren. Morgen kommt die Erbprinzessin von

Baden nach Weimar mit ihrer angehenden Königin von Schweden. Sie reisen zwei Tage darauf weiter nach Stralsund. Der große Brand, den wir gehabt haben, soll uns bessere Häuser verschaffen. Die Scheunen sollen hinaus aufs Feld kommen und neue Häuser auf den Schweinemarkt.

Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird.

Von Engländern wimmelt's in Weimar. Neurier's Institut fängt an, sich zu bevölkern, das wird wohl englisches Blut in die Nasen bringen und gerodere Kreuze, als bisher.

Viel Glück zu allen Deinen Unternehmungen und leb wohl!

C. A., H. z. S.

48.

Weimar, den 21. (ohne Jahreszahl.)

Deine Übersetzung der Elegieen von Properz hat mir Herder, sehr schön gedruckt und gebunden, überschickt und den Brief beigelegt, den Du an mich geschrieben hast. Ich danke Dir für Dein Andenken und für das angenehme Geschenk. Solche Meisterstücke der älteren Kunst uns, die wir der Lesung des Originals nicht gewachsen sind, genießbar zu machen, ist ein wohlthätiges, nützliches, verdienstvolles Bestreben, das ich für meinen Theil dankbarlich erkenne und benutze. Den ganzen Werth Deiner Arbeit kann ich nicht beurtheilen, nur von meiner Erfahrung darüber rede ich, und sie wird ein Beitrag zu Deinem Lobe sein; ich las nämlich Deine Übersetzung mit vieler Bequemlichkeit, der Rhythmus derselben ist mir angenehm, und die Gedanken, welche die Elegieen enthalten, knüpfen sich in meinem Sinn leicht und dauerhaft an einander.

Dir wünsche ich Glück, daß Unternehmungen dieser Art

Dir wohl gerathen, und daß Du ſie aufführen magſt; es begleite Dich dieſes Glück ſtets und führe Dir mehrere ſo angenehme Beſchäftigungen zu. Leb wohl!

C. A., H. z. S.

49.

Weimar, den 4. Januar 1800.

Für Dein Andenken, mein lieber Knebel, beim Wechſel des Jahres, ſage ich Dir den beſten Dank; möge dieſe neu eröffnete Lebensbahn Dir Zufriedenheit und Geſundheit gewähren und bringen; immer werde ich mich freuen, wenn es Dir gut geht und ich dazu habe beitragen können.

Heute Abend haben wir Guſtav Waſa von Kotzebue zum erſten Male; ein gutes Winterſtück; die Schauſpieler können nicht darin frieren, denn ſie laufen unaufhörlich auf und ab, ziehen ſich etliche Male um, indem faſt jeder zwei und drei Rollen zu ſpielen hat. Wie es den Zuſchauern dabei gehen wird, iſt eine andere Frage. Die Sprache des Stücks iſt hübſch, die Verſe fließend, und da ſich der Autor nie ſehr erhebt, ſo kann er auch nicht ſehr tief fallen.

Die Überſetzung Mahomets von Goethe ſoll hoffentlich eine Epoche in der Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks machen.

Steinkohlen finden wir im Weimariſchen wie Sand am Meer.

Leb wohl! C. A., H. z. S.

50.

(Ohne Jahreszahl.)

Es iſt mir unmöglich, den 10. in Jena einzutreffen, gehe alſo gerade fort nach Weimar, und erzähle dort überall, daß

Du ſtatt meiner einen Brief von mir in Augsburg gefunden hätteſt, wo ich Dir ſchreibe, daß ich nach Frankreich gegangen ſei und noch nicht wiſſe, wenn ich wiederkomme. Sollte mein Schwager mit Dir ſein, ſo ſage ihm, daß er dieſe Lüge mit beſtärke und erzähle. Meine Frau iſt von Allem unterrichtet; Du mußt Dich aber öffentlich anſtellen, als ob Du einen Brief von mir an ſie mitbrächteſt. Leb wohl, Lieber!

C. A., H. J. S.

31.

(Ohne Jahreszahl.)

Du ſcheinſt Dich beobachtet zu haben, wie Einer, der dreißig Jahre alt iſt, und dem einen Arzt zu brauchen nicht mehr verſtattet iſt. Du biſt durch Krankheit und Wohlſein ſo oft in den Fall gebracht worden, die feinſten Verbindungen, Stärken und Mängel Deiner Natur zu bemerken, daß Du mit Sinn wohl hinter das, was Dir nützen oder ſchaden kann, gekommen ſein kannſt. Es iſt unweiſe, einen Arzt in der Behandlung eines Kranken, den er lange beobachtet hat, durch unſicheren Rath zu behindern; handle Du alſo mit Dir ſelber, wie der verpflichtete Phyſikus in ſeinem Amte. Impfe Dir ein, purgire Dich, ſchreibe Dir Bewegung vor oder Ruhe.

Der Zweck meiner Reiſe iſt nicht wichtig genug, die mindeſte Geſundheit eines Menſchen zu verlangen. Ich dachte Dir in vielerlei dadurch wohl zu thun, geſchieht's aber damit nicht, ſo treibe Dich ſelber wie Du willſt, nur ſei und lebe wohl und froh.

C. A., H. J. S.

Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar,

—

Knebel.

1.

Ettersburg, den 1. Januar 1780.

Sie haben mir wieder, lieber Knebel, einige ſehr vergnügte Augenblicke, ſowohl mit Ihrem Brief, als auch mit dem Reiſe-Journal, gemacht, das mir Goethe mitgetheilt hat. Ihre Beſchreibung von Marie-Einſiedel hat mich ganz an den Ort verſetzt, ich glaubte das Alles zu ſehen und zu empfinden, was Sie geſehen und empfunden haben. Machen Sie eine Beſchreibung davon an die Madame la Roche, Sie werden ſie hierdurch wunderbar begeiſtern, und uns ein neues, auf ihre Art gezeichnetes Gemälde in ihren Briefen verſchaffen. Die Tusnelde ſchickt Ihnen einen Brief für dieſe ſonderbare Frau; ſuchen Sie Ihr Herz frei zu behalten, wenn es möglich iſt; ſie hat vollkommen die Gaben, eine lebhafte Imagination noch lebhafter zu machen. Machen Sie von mir viel zärtliche Complimente, ſowohl an ſie, als auch an den la Roche. Wenn Sie nach Düſſeldorf kommen, werden Sie auch den großen Fritz Jacobi kennen lernen, der Sie im Anfang ſehr einnehmen wird, wie's aber auf die Dauer gehn wird, weiß ich nicht. Wir leben noch immer hier auf unſere alte Weiſe, die Beſtändigkeit iſt unſere gute Seite. Ich freue mich ſehr auf die Zeichnungen, die Sie mir mitbringen wollen, und erwarte ſie nebſt Ihnen mit vielem Verlangen. Ich bin ſtets Ihre

ſehr wohl affectionirte Freundin

Amelie.

2.

Ettersburg, den 28. Juli 1780.

Sie wissen, lieber Knebel, was Illusion beim Menschen vermag, wie ihm Alles, was er nicht sieht und nicht genießt, so schön und vollkommen sich darstellt, und wie die schmeichelnde Einbildungskraft ihm entfernte Dinge lieblicher verspiegelt, als Alles, was wirklich um ihn lebt und er besitzt. Darum sind auch wohl Reisebeschreibungen und Journale wie süße Träume für eine lebhafte Imagination. Ihr Brief aus Zürich war mir mehr noch als das; urtheilen Sie also, wie lieb er mir gewesen ist.

Was Sie mir von den Menschen in der Schweiz sagen, ist sehr gut. Es muß für einen Reisenden höchst interessant sein, die wunderbaren Modificationen der Menschheit in der Nähe zu sehen. Denn nur dadurch sind sie, wie ich glaube, in sich unterschieden, und ich bin sehr überzeugt, daß vom Südbis zum Nordpol sie sich alle gleichen und nur in stärkerm oder schwächerm Schatten und Licht sich uns darstellen.

Ich glaube gern, daß für Sie einer der interessantesten Gegenstände in der Schweiz Freund Lavater muß gewesen sein. Wenn ihm ein **Rendez-vous** nicht anstößig wäre, möcht' ich's ihm wohl vorschlagen, aber ich fürchte, er würde weiberscheu werden, weil sie ihn so ängstlich mit ihren Physiognomien und Lobeserhebungen quälen. Doch verspreche ich, bescheidener zu sein, als die französische Dame, wollte auch gern eine Maske vorthun, wenn ich ihn nur sehn und sprechen könnte.

Mein alter Oser ist bei mir gewesen, er war sehr vergnügt und heiter, er hat mir wieder gar schöne und herrliche Sachen mitgebracht. Im Herbst kommt er vielleicht wieder, um mit mir nach Ilmenau zu gehen, welche Gegend er sich sehr zu sehn wünscht.

Was Neuigkeiten betrifft, damit wird Sie wohl Constantin versehen, es steht noch immer Alles beim Alten.

Die Ettersburger Compagnie grüßt Sie sämmtlich. Ich bin immer

Ihre Freundin

Amelie.

3.

Weimar, den 7. December 1781.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die überschickten Kunstsachen. Ich habe sie meistens behalten, die übrigen schicke ich hier mit dem Gelde, was sie kosten. Hier leben wir nach der Weisen Lehre in Zucht und Ehrbarkeit; mein Sohn, der Herzog, ist nach Eisenach auf die Jagd. Ich! ich lebe wie ein Fuhrmann, der die Pferde antreibt, den beladenen Karren aus dem Koth zu ziehen, aber leider steckt er so tief, daß viel dazu gehört, ihn vom Flecke zu bringen. Es wird viel und allerlei von Comödien gesprochen, französischen und deutschen, aber man hat noch nichts zu Stande kommen sehn; ich habe mit einem Schattenspiel das Theater eröffnet, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentirt; was darauf erfolgen wird, steht zu erwarten. So viel von unsern Neuigkeiten. Wenn Sie von schönen sieben Sachen wissen und hören, so theilen Sie mir etwas davon mit. Noch lieber wird es mir sein, wenn ich immer hören werde, daß Sie wohl und vergnügt sind.

Leben Sie wohl und vergessen nicht

Ihre Freundin

Amelie.

Wenn Sie Imhoffs weiblich und männlich Geschlecht sehen, so grüßen Sie. Hier folgt auch das berühmte Tiefurter Journal.

4.

Weimar, den 15. Januar 1782.

Eine Menge Neujahr-Briefe haben mich bis hieher abgehalten, Ihnen, lieber Knebel, für Ihren Brief und die Bratwürste zu danken. Ich thue es hiermit, und auf Ihr Wohl habe ich mir letztere wohl schmecken lassen. Sie werden aus dem Brief von der Göchhausen und aus der Beilage gesehen haben, wie wir unser Leben hinbringen, das Tableau muß man mit Augen sehen, um sich eine lebendige Vorstellung davon zu machen. Ich bin ganz stolz, so einen Schatz zu besitzen; aber Sie, lieber Knebel, scheinen mir wirklich mit Beten und Essen beschäftigt zu sein, Gott gebe seinen Segen dazu, doch denke ich, daß der heilige Geist noch nicht ganz über Sie ausgegossen sein wird, darum wage ich's, Ihnen ein Kunstprodukt zu schicken, vom Witte an mich dediciret.

Die letzten Briefe von Constantin waren aus Rom, und eben jetzt bekomme ich wieder einen, der auch von Rom datirt ist; er scheint sich vorzüglich da zu gefallen, er ist sehr gesund und vergnügt; von Albrechten habe ich auch Nachricht, der sehr zufrieden ist. Ich schicke Ihnen auch die Adresse, ich habe es meinem Sohn geschrieben, daß Sie Ihren Winter in Nürnberg zubringen. Wir sind in großer Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; auf den Geburtstag der Herzogin wird sich's aufklären; Goethe ist abermals der Schöpfer davon. Adieu, lieber Knebel, vergessen Sie nicht Ihre Weimarischen Freunde.

Amelie.

Mein Sohn, der Herzog, läßt Sie fragen, warum Sie ihm nicht antworteten, da er Ihnen doch vor vier Wochen geschrieben hätte. Wenn Sie nicht bald antworten, so sollte das — — — — — Sie holen.

3.

Weimar, den 23. März 1782.

Ich danke Ihnen, lieber Knebel, für das neue Kunstwerk, was Sie so gütig waren, mir zu schicken; es iſt das Erſte von der Art, was in meine Sammlung kommt, und auch das Erſte, was ich geſehen habe. Der Künſtler muß mehr Geduld als ich gehabt haben; was können doch Menſchenhände hervorbringen! Wenn doch auch Menſchen durch Kunſt das Wetter beſſer machen könnten! Jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, fällt ein ſo gräßlicher Schnee, daß die Leute auf der Straße darin waten müſſen; das Wetter macht Einem den Kopf ſo verwirrt, wie die heutige Politik.

Der heilige Papſt kommt heute in Wien an, Gott gebe, daß Se. Heiligkeit keinen Katarrh von der rauhen Luft bekommen.

Ich erwarte in ein paar Tagen meinen Freund Öſer, auf den ich mich herzlich freue. Tobler*) hat mir auch geſchrieben und hat mir einige artige Sachen geſchickt; das eine, der befreite Prometheus, kommt in den Merkur; er will den Sommer nach Italien, mir ſcheint, es mißfällt ihm ſehr in ſeinem Vaterland. Meine letzten Briefe von Conſtantin waren aus Neapel, er wird aber ſchon wieder zurück nach Rom ſein, um da die heilige Woche zuzubringen. Er hat ſich auch entſchloſſen, was mir viel Freude macht, über Frankreich nach England zu gehen. Ich werde den Sommer wieder in Tiefurt's Hainen zubringen; werde ich Sie auch da finden? Adieu, lieber Knebel, ſein Sie geſund und vergnügt, und vergeſſen Sie nicht die immer ſein wird

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

*) Ein Schwager Lavaters.

6.

Tiefurt, den 23. Juni 1782.

Ich kann Ihnen, lieber Knebel, nicht genug ſagen, wie ſehr Sie mich mit Ihrem Brief erfreuet haben, ich hätte Ihnen auch ſogleich wieder geantwortet, wenn nicht die fürſtlichen Viſiten, die wir à foison gehabt haben, daran gehindert hätten. Nun bin ich, Gott ſei's gedankt! ruhig in dem lieben Tiefurt, und ſuche es auf alle Art zu verſchönern. Könnte ich mit Villoiſons Superlativen und mit ſeinem Brennſpiegel Sie damit herlocken, würde ich mich gewiß glücklich ſchätzen; kommen Sie auf ein paar Tage zu mir, und ſehen Sie ſelbſt mit Ihren eigenen Augen, ob ich Ihrem ſchöpferiſchen Geiſt nachgekommen bin. Der theure Villoiſon, der durch ſeine wohlgenährte Behaglichkeit (die uns hier ganz unbekannt iſt) etwas beſchwerlich wird, aber doch auch wiederum durch ſeine Wiſſenſchaften und ſeine kindliche Gutmüthigkeit lieb wird, gefällt ſich bei uns noch ſehr. Ich ſchicke Ihnen eine Abſchrift von einer kleinen Correſpondenz, die ſich ſeit ein paar Tagen zwiſchen uns angeſponnen hat. Sie müſſen wiſſen, daß ich unſern drei Genien ihre Büſten in dem Lohhölzchen aufgeſtellt habe, und Villoiſon bat, er möchte die Inſchriften dazu machen; da nun ſeine Feder einmal angeſetzt und unaufhaltſam fort läuft, ſo habe ich denn auch ein ganzes halbes Dutzend dergleichen bekommen. Seit Villoiſons Hierſein habe ich das Griechiſche angefangen, ich kann ſieben Anakreontiſche Oden leſen und verſtehen, ich bin aber auch une Princesse pleine de génie. Knebel, was ſagen Sie dazu? wären Sie hier, wie wollten wir die Sprache der Götter treiben. Es macht mir wirklich unendlich viel Freude und bringt mir viele Stunden ſehr angenehm hin.

Conſtantin hat ſeinen David von Venedig zurückgeſchickt und einen andern Bedienten angenommen, der mit fremden Sprachen beſſer fertig werden kann; ich werde ihn ſo lange bei

mir behalten, bis mein Sohn zurückkommt; er hat mir viel Gutes von meinem Sohn erzählt, daß er an Gesundheit und Stärke sehr zugenommen, und die ganze Zeit ihm gar nichts gefehlt hätte. Jetzt muß Constantin in Paris sein, wo er sich nur ein paar Wochen aufhalten wird, um von da nach den Niederlanden über Ostende nach England zu gehen, wo er den ganzen Winter sich aufhalten wird. Leben Sie wohl, lieber Knebel; ehestens werde ich Ihnen ein schönes Kunstwerk von hier schicken, wovon Sie gewiß Freude haben werden.

Amelie.

Tasnelde läßt Ihnen viel Schönes sagen.

7.

Tiefurt, den 29. August 1782.

Ich schäme mich meines langen Stillschweigens, lieber Knebel; große Plaisirs oder wichtige Geschäfte haben mich nicht dazu verleitet, aber wohl eine langwierige Brunnencur, und mein großer Fleiß in der griechischen Sprache. Was das Erste betrifft, so ist sie nun glücklich geendigt; das Griechische aber nimmt mit großen Schritten seinen glücklichen Fortgang. Wie habe ich doch so verlassen sein können und nicht eher diese Sprache der Seele gelernt! Mir ist es, als wär' ich in einer ganz andern Welt; meine Seele flattert so leicht mit dem liebenswürdigen Täubchen, welches aus Anakreons Hand sein Brod pickt.

Mit der fahrenden Post bekommen Sie endlich das versprochene große Kunstwerk. Ihre Sagacität wird Ihnen leicht das Räthsel auflösen. Villoison hält's noch immer bei uns aus, und man weiß noch nicht, wenn er weggehen wird; künftiges Frühjahr macht er einen Spaziergang auf den Berg Athos, ein glücklicher Sterblicher, der so seine abgeschiedenen Freunde besuchen kann! —

Conſtantin iſt in Paris, vielleicht auch ſchon weg und auf dem Wege nach England. Von hier kann ich nicht viel Neues benachrichtigen. Auf meines Sohns Geburtstag gebe ich eine kleine Fete in Ettersburg, die ſich mit einer Farce endigen wird, betitelt: „das Urtheil des Paris;" Einſiedel iſt der Verfaſſer davon. Prinz Auguſt iſt hier, der uns durch ſeinen leichten und angenehmen Umgang ſehr wohl thut. Vergeſſen Sie nicht, lieber Knebel, Ihre Überſetzung fürs Tiefurter Journal zu ſchicken, welche Sie mir in Ihrem letzten Brief verſprochen haben.

Leben Sie wohl, lieber Knebel.

Amelie.

8.

Weimar, den 8. November 1781.

Sie können glauben, lieber Knebel, daß mich Ihre guten Wünſche bei Gelegenheit meines Geburtstags ſehr gefreut haben; ich bin überzeugt, ſie kommen aus dem Herzen eines Freundes; und meine Freunde machen mir dieſen Tag lieb, denn ſie machen mir durch ihre freundſchaftliche Theilnehmung das Leben ſüß. Wie innig würde es mich freuen, wenn ſie mir Gelegenheit gäben, ſie überzeugen zu können, wie ſehr ich ihnen ergeben bin. Goethe hat mich durch ein Geſchenk von allen ſeinen ungedruckten Schriften ſehr erfreut; ſollte das Einem nicht ſchmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz ſtolz darüber.

Da Ihnen Tusnelde von meinem Aufenthalt in Wörlitz einige Nachrichten gegeben hat, ſo will ich weiter nichts davon ſagen. Aber das müſſen Sie wiſſen, daß meine Imagination etwas gelitten hat, denn ich ruhe und raſte nicht, bis ich Tiefurt in einen (dürft' ich doch ſagen!) beinahe ähnlichen Zuſtand

gebracht habe. Kaum war ich wieder zurück, ſtürmte ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erſtaunt über meine erhabenen Ideen; und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeſchaffen und in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, daß Faunen und Nymphen ſich nicht zu ſchämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu haben. Ich will Ihnen einen Plan ſchicken, den mir Goethe für die Entree im Garten hat machen laſſen, die, wie Sie wiſſen, etwas enge im Raum iſt. Sie kennen ja wohl das bekannte Sprüchwort: les petites choses engendrent des grandes. —

Das Portrait, was Sie mir von dem Herzog von Gloceſter machen, gefällt mir ſehr, es iſt etwas ſelten, aber deſto liebenswürdiger. Von Fürſten haben wir hier nichts; hingegen ſind wir immer mit ſonderbaren Menſchen geſegnet; wir beſitzen für jetzt einen großen Theoſophen, Namens Oberreits aus der Schweiz; das Myſtiſche wird ſo Mode bei uns, daß alle Damen ſich hier mit myſtiſchen Wohlgerüchen parfümiren; dieſer Brief, welcher damit geſalbt worden iſt, ſoll Ihnen einen kleinen Echantillon davon geben.

Mein alter Oſer iſt hier geweſen und war ſo galant, daß er zu meinem Geburtstag kam, und viele ſchöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht ſo vergnügt und ſo gut geſehen, als dieſes Mal. Villoiſon läßt viel Schönes ſagen, die kleine Werthern desgleichen; ſie läßt Ihnen noch ſagen, ſie wolle morgen recht viel tanzen, und das bei mir. Hiermit endigen ſich meine Neuigkeiten; ich kann aber nicht endigen, ohne Ihnen ernſtlich zu verſichern, wie ſehr ich aufrichtig bin

Ihre Freundin

Amelie.

Ich habe vergeſſen, Ihnen zu danken für den ſchönen Beitrag für das Tiefurter Journal. Wollten Sie auch wohl ſo gut ſein und hübſches Spielzeug ausſuchen für unſer kleines Kind, denn Weihnachten naht heran.

9.

Tiefurt, den 27. October 1783.

Lieber Knebel! Wie könnte ich Ihnen meine Freude und Verwunderung über das schöne Geschenk beschreiben, was ich am 24. October von Ihnen erhalten habe! Das Gefühl von Dankbarkeit und das von Ihrer dauernden Freundschaft gegen mich waren in mir so gemischt, daß ich mir selbst nicht bewußt war, welches von beiden das überwiegende war, und doch soll es so verbunden noch zur Stütze meiner immerwährenden Freundschaft gegen Sie bleiben.

Sie wissen, daß ich lange abwesend gewesen bin; es ist mir im Braunschweig'schen sehr gut gegangen, mein Bruder, der Herzog, ist sehr liebenswürdig und zum Regenten gemacht, ich wünschte, daß Sie ihn so kennten, wie ich ihn kenne. Doch hat mich der Genuß meines Tiefurts wieder gefreuet; der herrliche Herbst, den wir haben, macht, daß ich jetzt noch größere Freude daran habe, als in den allzuheißen Sonnenstrahlen dieses Sommers. Ich bin jetzt sehr mit Anpflanzungen und mit Bauen beschäftigt, ich habe eine ganze Wand von Felsen am Ufer und im Lohholz anbauen lassen; wie wünschte ich, daß Sie es sehen könnten! gewiß würde es Ihre Approbation haben, denn wirklich, es macht einen gar schönen Effect.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und sein Sie von der aufrichtigen Freundschaft versichert, mit welcher ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

10.

Weimar, den 4. Januar 1784.

Da ich mir gewöhnlich zum heiligen Christ den Spaß mache, meinen Freunden ein kleines Andenken zu bescheeren, so

ſchicke ich Ihnen hier auch eins; und wenn wir Deutſchen nicht ſo ſchwerfällig wären, und könnten ſchon Luftreiſen, wie unſere lieben Nachbarn, die Franzoſen, thun, ſo würde ich ſelbſt auf einem Globe aërostatique angefahren kommen, um es Ihnen ſelbſt zu beſcheeren. Indeſſen wünſche ich von Herzen, daß es Ihnen ſo viel Spaß, als mir Vergnügen macht, Ihnen darzuthun, wie gern ich alle Gelegenheiten ergreife, Ihnen meine aufrichtige Freundſchaft zu zeigen.

Unſere größte Neuigkeit wird Ihnen ſchon bekannt ſein, daß wir nämlich eine Truppe deutſcher Komödianten haben, die ganz leidlich iſt und mir gewiß mehr Spaß macht, als alle die Scenen, die le Conſiturier Saxon mir immer bemüht iſt zu geben. Mein Fleiß im Griechiſchen geht mit großen Schritten, dieſen Winter ſtudire ich den Ariſtophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland leſe; ich finde an ihm ſehr viel Vergnügen, ſein beißender Witz iſt unerſchöpflich, und mit allem dem hat er ſo viel Grazie, daß man ihm Alles gern verzeiht, auch ſelbſt ſeine ſchmutzigen Sachen. Ich habe mit den Fröſchen den Anfang gemacht, die ſo gut auf unſere Zeiten paſſen, daß, wenn Ariſtophan jetzt noch lebte, er nicht beſſer über unſere *Μουσικὴ χελιδονῶν* und *λωβητοὶ τεχνῆς* ſprechen könnte!

Wieland hat abermals ſeinen Witz auf mich ſchießen laſſen, Thusnelde wird es Ihnen abſchreiben und ſchicken; es iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich was darüber ſagen könnte; des alten Poeten Witz iſt einer Grube gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und laſſen Sie bald was von ſich hören.

Amelie.

11.

Tiefurt, den 4. Februar 1784.

Ich kann Ihnen jetzt, lieber Knebel, nur mit zwei Worten für Ihr freundschaftliches Andenken danken. Herders ſind bei mir und ich will Ihre Zeit nicht aufhalten.

Sie ſind in einem gelobten Lande, wo ſolche Früchte wachſen; in einer ſolchen Gegend und bei dieſer Koſt kann man es mit Fledermäuſen und Profeſſoren zur Noth noch aufnehmen. Es grüßet Sie Alles, und wir wollen Ihre Geſundheit eſſen und trinken. Amelie.

12.

Weimar, den 30. November 1785.

Ja wohl iſt es lange, daß ich nichts von Ihnen gehört habe; wenn ich nicht zuweilen durch die dritte Hand vernommen hätte, daß Sie in der Welt herumſchweiften und ſich's wohl ſein ließen, würde ich vielleicht gar an Ihrer Exiſtenz zweifeln; doch, lieber Knebel, ohne rancune, Ihr Brief von München hat mich ſehr gefreut, und mir iſt es wohl geworden, zu vernehmen, daß Sie vergnügt ſind und ſich Ihre Lebensgeiſter mit neuen und reizenden Gegenſtänden zu erfriſchen ſuchen.

Ihre kurze Beſchreibung von Tyrol hat meine Imagination etwas in Bewegung geſetzt und mir ſchöne Bilder verſchafft.

Es freut mich, daß Ihnen die bairiſche Nation gefällt, ich habe immer eine heimliche Neigung zu ihr gehabt, beſonders ſoll das ſchöne Geſchlecht ſehr reizend, geiſtreich und dabei gutherzig ſein; was will man denn mehr?

Was ſoll ich Ihnen von hier ſagen? Es geht immer ſo ſeine alte Weiſe fort, die Imhoff iſt hier, ihr Mann aber noch

nicht; ſie wohnt in dem ehemaligen Graf Wertherſchen Hauſe, alſo nahe bei mir, und wir ſehen uns oft; ich für meine Perſon exiſtire dieſen Winter in der Muſik, ſie iſt ein Cordial für ſchwarzes ſchweres Blut, denn es ſteht in der Bibel, daß König Saul ſeine ſchwarze Melancholie damit vertrieben habe; glauben Sie darum nicht, lieber Knebel, daß ich mich in Umſtänden Sauls befinde.

Alle Ihre gute Freunde und Freundinnen laſſen Sie herzlich grüßen, auch die Herzogin läßt Ihnen viel Schönes ſagen, und ich, lieber Knebel, bin immer die Ihrige.

Amelie.

13.

Rom, den 18. November 1788.

Man ſollte glauben, lieber Knebel, daß es leicht wäre, von Rom aus zu ſchreiben, und dennoch iſt nichts Gewiſſeres, als daß es eine ſehr ſchwere Sache iſt. Stellen Sie ſich eine Perſon vor, die an einer ſehr guten und ſchmackhaften Tafel ſitzt und deren Magen nicht gehörige Verdauungskräfte hat, ſo können Sie ſich meinen Zuſtand vorſtellen. Der Genuß iſt hier groß, man iſt umringt mit dem Schönſten und Vollkommenſten, was man in der Welt wünſchen kann. Lieber Knebel, könnte ich Sie hierher zaubern und Sie in das Heiligthum des Tempels der Muſen führen! Apoll ſteht umringt von den neun Muſen, ſelbſt als Muſe bekleidet, er ſpielt auf der Leier, ſein ganzes Weſen iſt Harmonie, man hört den himmliſchen Geſang, wird entzückt, und die Seele wird ſelbſt zur Harmonie. Der Geiſt des Künſtlers muß über Herder gekommen ſein, als er das Saitenſpiel dichtete, es iſt ganz der Nachklang dieſer vortrefflichen antiken Statue. Leſen Sie es mit Bedacht und Sie können ſich eine Vorſtellung dieſes himmliſchen Werks machen.

Ihre kleinen ſüßen Verſe, die Sie an Herder geſchickt haben, ſind bei der Angelika vorgeleſen worden, als ich mich von ihr malen ließ. Mein Portrait, oder vielmehr das Tableau, was die Angelika von mir macht, iſt die ſchönſte Poeſie, die man auf mich hätte machen können, ich finde mich dadurch ſehr geſchmeichelt; mit der Zeit ſollen Sie Alles erfahren. Jetzt iſt die Zeit kurz, ich muß ſchließen.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und vergeſſen Sie nicht die, die immer Ihre Freundin ſein wird.

Amelie.

14.

Portici, den 29. Mai 1789.

Ich bin Ihnen, lieber Knebel, für Ihr Andenken ſehr verbunden. Das Gute und Schmeichelhafte, was Sie mir ſagen, iſt von einer Art, daß, beſäße ich mehr Eigenliebe, ich ſtolz darüber werden könnte; es ſoll mir aber vielmehr zur Ermunterung dienen, mich noch mehr zu befleißigen, meinen Freunden nützlich zu werden, um bei meiner Zurückkunft in meinem Kreiſe ſo viel wie möglich mitzutheilen, was ich hier in Italien empfangen habe. Unterdeſſen bitte ich Sie, lieber Knebel, leſen Sie den ſechſten Geſang der Äneide Virgils, Sie werden darin Alles finden, was ich jetzt faſt beſtändig vor Augen habe; wie ſehr wünſchte ich, daß ich es mit Ihnen genießen könnte!

Der Veſuv, zu deſſen Füßen ich jetzt wohne, hat die große Höflichkeit und giebt mir alle Abende ein kleines Feuerwerk. Für Jemanden, der nie dergleichen ſah, iſt es eine große Erſcheinung. Vor einigen Tagen war er mit Wolken ganz umkränzt, die Mündung ausgenommen, die eine dunkelrothe hohe Flamme ausſtieß; die glühenden Steine, die er auswarf, tanz-

ten leicht in der Luft, alsdann kam die Lava, die ſich mit den Nebelwolken miſchte und ſie zertheilte. Der Wiederſchein der Lava machte über den Berg eine dunkelrothe glühende Glorie, die bis tief in die Nacht dauerte. Es war das ſchönſte Schauſpiel, was ich in meinem Leben geſehen habe; ich ermangele auch nicht, alle Abende meine Andacht dem Veſuv gegenüber zu halten, und kann mir recht gut vorſtellen, wie es Nationen giebt, die das Feuer anbeten.

Herder iſt jetzt von mir weg. Es thut mir ſehr leid, daß er nicht bei mir geblieben iſt, denn viel genoſſen hat er nicht in Portici, doch kommt er nicht leer zurück.

Der Frau von Kalb danken Sie für ihr Andenken an mich; ich erwiedere es ihr gewiß, grüßen Sie ſie auf das Freundſchaftlichſte; auch meinen alten Wieland, der mich ganz vergißt. Sie, lieber Knebel, bleiben Sie immer mein Freund, ſo wie ich Ihre Freundin ſein werde.

Amelie.

13.

Neapel, den 13. September 1789.

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr Sie mich durch Ihr liebes Andenken erfreut haben; ſein Sie verſichert, lieber Knebel, daß, ob ich ſchon im Genuß der ſchönſten Natur lebe, mir doch eine liebe bekannte Stimme von dort her ſehr willkommen iſt. Wie ſehr wünſchte ich, daß ich auf Art der Napolitaner mit Allegorien und feinen Sprüchwörtern die Schönheit der Natur hier beſchreiben könnte, um Ihnen Luſt zu machen, ſie ſelbſt einmal in Augenſchein zu nehmen. Die Napolitaner ſagen wohl mit Recht: **è un pezzo di cielo caduto in terra.**

Könnten Sie nur einen hiesigen Mondenschein sehen, wenn er, schöner als die Thüringische Sonne auch in den wärmsten Abenden bei uns untergeht, hier majestätisch hinter dem Vesuv hervortritt, auf der Spitze desselben ruht und die ganze Gegend begrüßt, deren glühender Purpur nur dem neuen Lichte weicht. Der dunkelblaue Himmel, dessen brillantirte Sterne den Mond zu umkränzen und lieblich um ihn zu tanzen scheinen; die funkelnde Milchstraße mit ihren Millionen Sternen, die, wie der Gürtel der Venus, den ganzen Erdkreis mit Liebe zu umgeben scheint; dieses Alles doppelt in dem silbernen Meere wiederscheinend, das ruhig und still alles das Schöne aufnimmt, womit es rund umgeben ist. Aber ich komme mir ordentlich wie ein elender Schmierer vor, der ein Gemälde von Rafael copirt, indem ich eine Scene der Natur beschreibe, die nur durch Anschauen und Gefühl kann genossen werden; auch will ich schweigen und es Ihrer fruchtbaren Imagination überlassen, sich selbst ein Bild davon zu machen.

Was die französische Revolution betrifft, so traue ich mir nicht, darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zustand der Franzosen einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: chez vous les sages discutent et les foux décident. Bis jetzt ist es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren. Man erwartet hier viele französische Prinzen mit Weib und Kindern.

Sagen Sie Herdern von mir tausend schöne Sachen, und melden Sie, daß Mr. Caco oder Sacco ein determinirter Antiroyalist geworden sei und dadurch seine stumpfe Nase noch einmal so hoch trüge und noch viel decidirter geworden sei.

Die Zeit ist zu kurz, Ihnen, lieber Knebel, mehr zu schreiben. Grüßen Sie den alten Wieland mit seiner schönen geflickten Robe und die Frau von Kalb von mir; wie geht es denn ihrem Manne? Man sagt, alle fremde Regimenter sollten abgedankt

werden. Adieu, bald hoffe ich, Ihnen mündlich ſagen zu können, wie ſehr ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

16.

Belvedere, den 3. Auguſt 1790.

Ich glaube, lieber Knebel, daß Sie von der guten Geſinnung, die ich gegen Sie habe, vollkommen überzeugt ſind, daß ich nicht nöthig habe, Sie erſt davon zu verſichern und Ihnen zu ſagen, wie ſehr Sie mich mit Ihrem lieben Brief erfreuet haben.

Ich denke noch mit vielem Vergnügen an die paar Tage, die ich mit Ihnen und Ihrer lieben Schweſter zugebracht habe, und wünſche von Herzen, daß Sie mit ihr zu uns kommen, um zu wiederholen und zu verlängern, was ich in einer allzu kurzen Zeit genoſſen habe.

Seitdem ich mich nun wieder im Thüringer Land befinde, iſt es mir nicht anders zu Muthe, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf, und alle die ſchönen und glücklichen Tage, die ich in Italien gelebt habe, wären nur ein ſchöner Traum geweſen; auch habe ich noch alle Muſe, davon zu träumen.

Ich habe mich auf die Höhe begeben, und wohne in Belvedere. Mein Haus in der Stadt und Tiefurt ſind ziemlich beſchädiget worden von der letzten Überſchwemmung, ſo daß ich weder in dem einen, noch in dem andern wohnen kann. Ich ſuche mir einen Kreis von guten Menſchen zu machen. Herders, Goethe und Wieland ſind fleißig bei mir. Herder wird bei mir wohnen, um hier eine Brunnen-Cur zu gebrauchen; Goethe hat leider nach Schleſien reiſen müſſen, wohin ihn mein Sohn hat kommen laſſen. Ich hoffe, daß mein Sohn, weil

nun Friede iſt, in der Mitte oder am Ende Auguſts hier ſein wird. Der kleine Auguſt Herder wohnt bei mir, und macht mir recht gute Augenblicke; es iſt ein recht liebes und geſcheidtes Kind. Mit den Kunſtſachen, die ich mitgebracht habe, habe ich mir hier ein kleines Muſeum arrangirt. So lebe ich denn nun hier ſo in dem Genuß des Vergangenen, und ſuche, ſo viel es in meinen Kräften ſtehet, mitzutheilen.

Sagen Sie Ihrer lieben Schweſter recht viel Schönes von mir; ihr lieber, ſanfter Umgang macht ſie allen denen, die ſie kennen, werth und ſchätzbar.

Der kleine Auguſt läßt Sie grüßen. Ich bin

Ihre Amelie.

17.

Weimar, den 4. November 1790.

Ihre Theilnehmung, lieber Knebel, an meinem Geburtstag iſt mir ſehr ſchmeichelhaft; er wird mir dadurch werth und ſchätzbar, weil meine Freunde veranlaßt werden, ſich meiner zu erinnern.

Für die guten Wünſche, die Sie bei dieſer Gelegenheit thun, bin ich Ihnen recht ſehr verbunden; möchte ſie doch der Himmel erfüllen, damit ich Ihnen noch lange Zeit Beweiſe meiner Freundſchaft geben könne.

Ich bin nun ſeit einigen Tagen wieder in Weimar. Das Laub fällt ab; ich ſah alſo nichts auf meiner Belvederiſchen Höhe als nackte Bäume, die eben nicht den ſchönſten Auftritt auf der Schaubühne der Natur bilden. In der Stadt iſt es zwar nicht viel beſſer; doch ſuche ich mich hier mit meinen italieniſchen Kunſtſachen zu beſchäftigen, um mein Gemüth in Heiterkeit zu erhalten.

Die Geſellſchaft der Frau von Berlepſch, die den ganzen

Winter hier zubringen wird, trägt durch ihren leichten Witz und angenehmen Ton auch viel dazu bei, daß in meinem kleinen Kreiſe Munterkeit und guter Muth herrſcht; es fehlt nichts, als daß Sie durch Ihre Gegenwart den Kreis vervollkommneten. Daß die italieniſchen Prinzeſſinnen und Damen nicht gefallen haben, kann ich mir recht gut vorſtellen. Ich glaube die Sache mit den Farben vergleichen zu können: die neapolitaniſche Nation liebt ſehr die lebhaften und ſtarken Farben, die des reinen Himmels wegen unverfälſchten Lichtſtrahlen bewirken in den Augen eine angenehme und fröhliche Empfindung. Sollten nun ſolche Farben ſich in einem dicken und nebelichten Horizont finden, ſo würden ſie ſehr grell und hart auffallen. So iſt es mit der ganzen italieniſchen Nation. Man muß ſie in ihrem eigenen Lande ſehen, um ſie kennen zu lernen, hier in Deutſchland kann ſie nicht gefallen.

Sagen Sie viel Liebes von mir an Ihre Schweſter und behalten Sie mich in freundſchaftlichem Andenken.

Ihre Amelie.

18.

Weimar, den 27. November 1790.

Lieber Knebel! Ich hätte Ihnen ſogleich auf Ihren Brief geantwortet, wenn ich nicht umringt wäre mit lauter Prinzen von Sachſen und von Heſſen, die ſich wohl hier einige Zeit aufhalten werden.

Sein Sie ſo gut, lieber Knebel, und laſſen von den beſten geſchnittenen Steinen, welche Sie für die vorzüglichſten halten, Abdrücke entweder in Siegellack oder in Schwefel, und die Cameen etwas tiefer abdrucken als die Intaglios, alsdann ſchicken Sie ſie mir; es iſt ſelten in Deutſchland ſo etwas zu finden; wer nur recht viel Geld hätte — es wäre der Mühe

werth, die ganze Sammlung zu kaufen. Ich bin vor einigen Tagen in Erfurt geweſen und habe da die deutſche Nationalverſammlung geſehen, es ging recht manierlich und ordentlich zu. Conſtantin iſt vierzehn Tage bei uns geweſen, ich habe ihn ſehr zu ſeinem Avantage verändert gefunden, bei dem Regiment iſt man ſehr mit ihm zufrieden. Ich endige, weil die Poſt will abgehen. Ich bin Ihre

Amelie.

Viel Liebes an Ihre Schweſter.

19.

Weimar, den 20. December 1790.

Ich ſchicke Ihnen hier, lieber Knebel, die kupfernen Platten zurück. Ich bewundre die Mühe und den Fleiß, die der verſtorbene Chriſt angewandt hat, ſein Cabinet ſelber zu ſtechen, und ſo viel aus den Platten ſich erſehen läßt, müſſen es ſchöne Steine ſein; doch glaube ich in Schwefel-Abgüſſen oder in Siegellack kann man noch mehr und beſſer von der Arbeit urtheilen; ich denke alſo, lieber Knebel, Sie ſind wohl noch ſo gut, und ſorgen dafür, daß ich einige dergleichen Abdrücke bekomme.

Ob wir zwar hier keine Staats-Umwälzung zu befürchten haben, ſo ſcheint doch die Natur mit uns eine ſehr unangenehme Veränderung im Sinne zu haben, daß ſie aus vernünftigen Geſchöpfen Schwämme machen will, denn ſeit zwei Monaten haben wir nichts als Regen und die abſcheulichſte feuchteſte aller Witterungen gehabt; ich bin wie ein Fiſch, der nach Luft ſchnappt, und muß vergehen, wenn es nicht bald anders wird.

Meine kleine Societät iſt ein wenig in Unordnung gerathen, und das durch lauter fürſtliche Durchlauchtigkeiten, die

aber alle heute weggehen, und ſo mit dem heutigen Tage fängt auch mein kleiner Cirkel wieder an.

Von literariſchen Neuigkeiten kann ich Ihnen nichts ſagen, ich weiß gar nichts, als Calender von Schiller und Schulze, die Sie wohl ſchon haben werden. Wieland beſchäftigt ſich mit Dialogen, von welchen einige im Merkur ſchon ſtehen; zwölf läßt er in einem aparten Bändchen drucken; ich glaube, Neujahr kommen ſie heraus.

Tauſend Grüße an Ihre Schweſter, und ich bin immer

Ihre Amelie.

20.

Weimar, den 7. Februar 1791.

Goethe wird Ihnen, lieber Knebel, geſchrieben, wegen der geſchnittenen Steine, die Sie an ihn geſchickt, und ſeine Meinung darüber mitgetheilt haben; alſo will ich weiter nichts davon ſagen, und Ihnen nur danken für Ihre gütige Vorſorge, mir etwas Gutes zuzuwenden.

Die Hoffnung, die Sie mir machen, künftiges Frühjahr mit Ihrer Schweſter zu uns zu kommen, freut mich unendlich, nur wünſche ich, daß es Ihrer Schweſter bei uns ſo ſehr gefalle, als ich mich auf ihre Geſellſchaft freue.

Seitdem ich wieder in Deutſchland bin, habe ich leider gefunden, daß die deutſche Literatur nicht an Geſchmack und Feinheit zugenommen, ſondern vielmehr verloren hat; das Wenige, was ich noch davon geſehen habe, iſt kaum zu verdauen. Was Sie mir von den Heften von Riga ſchreiben, iſt mir noch unbekannt, ich werde aber ſuchen, ſie anzuſchaffen, denn ich ſehne mich ſehr nach etwas Gutem. Indeſſen halte ich mich an die franzöſiſche. **Les voyages du jeune Anacharsis** iſt ein ſehr unterhaltendes und inſtructives Buch; mir iſt es beſonders

interessant, wo es von Großgriechenland handelt, wovon ich einen Theil gesehen, und gefunden habe, daß daselbst noch Vieles von den alten Sitten beibehalten ist.

Unser Carneval ist sehr brillant; wir haben viel Fremde. Das Theater ist etwas verbessert durch einen Acteur und seine Frau von Mannheim, welchen der Herr von Dalberg erlaubt hat, einige Zeit hier zu spielen; H. Beck und seine Frau (so heißen sie) sind Leute von Talent; der Mann spielt mit vieler Kunst, Verstand und Feinheit; er ist noch aus der Schule des Eckhoff. Seine Frau hat eine hübsche Stimme und singt sehr gut; leider aber reisen sie in ein paar Tagen wieder von uns.

Ich bin, lieber Knebel,

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

21.

Tiefurt, den 5. Juli 1790.

Ihr Überschicktes, lieber Knebel, bekam ich gestern zu spät, um Ihnen meinen Dank dafür zu sagen. Ich thu's also jetzt und das mit dem wärmsten Dankgefühl.

Ich wünschte, daß das erste Schema, nämlich:

In dem Thal, wo du den Lenz der Jahre genossest,

aufgesetzt würde; nach meinem Gefühl deucht es mir passender für den Verstorbenen und Hinterlassenen zu sein, und auch einfacher. Ohne erst Goethe zu befragen, welcher sich nicht mehr mit solchen Sachen abgeben zu wollen scheint, bitte ich Sie, lieber Knebel, es mit großen Buchstaben abschreiben zu lassen, damit auf dem Monument kein Schreibfehler passire, und alsdann dem Klauer zu geben, damit er es auf dem Stein einhauen kann.

Das Wetter iſt freilich nicht ſo reizend, daß man Jemanden darauf einladen könnte, aber doch iſt es immer angenehmer hier in Tiefurt, als vor dem Thor von Weimar, wo man nur mit Krautländern umgeben iſt. Indeſſen leben Sie wohl, lieber Knebel.

Ich bin immer Ihre

Amelie.

22.

Weimar, den 29. October 1798.

Wie ſehr Sie mich mit Ihrer Überſetzung des Properz überraſcht haben, und das Vergnügen, was Sie mir damit gemacht, iſt ſchwer mit Worten auszudrücken. Eben ſo iſt es mit dem ſchmeichelhaften Compliment, was Sie mir machen, indem Sie mir einen kleinen Theil an dieſem Werk der Kunſt und des Geiſtes, womit Sie dem gelehrten Publicum ein ſo ſchönes Geſchenk machen, zueignen wollen; ich kann es nur annehmen als eine poetiſche Empfindung, die Sie auf einen Augenblick getäuſcht hat. Indeſſen nehmen Sie meinen wärmſten Dank für Ihr Andenken und für die guten Wünſche, die Sie mir am 24. October zuſchickten. Nichts könnte mich mehr freuen, als wenn ich überzeugt wäre, daß Sie vergnügt und wohl ſind; dies iſt, was Ihnen mein Herz wünſcht. Ich bin

Ihre Freundin

Amelie.

23.

Weimar, den 28. April 1802.

Ich danke Ihnen, lieber Knebel, für die zurückgeschickten Manuscripte. Das schmeichelhafte Compliment, was Sie mir darüber sagen, könnte mich stolz machen, wenn ich nicht wüßte, daß oft die Freundschaft mit einem Gefühl der Güte Fehler bedeckt, die vielleicht Andere mit schärferer Kritik nicht so billig ansehen würden, als Sie; auch war es immer meine Meinung gewesen, daß ich es nur für sehr billige Freunde und zu meiner eigenen Erinnerung der glücklichen Tage, die ich genossen hatte, aufsetzte. Ihre Schwester wird Ihnen gemeldet haben, daß unsere liebe Caroline confirmirt worden und mit vielem Anstand sich dabei betragen hat. Herder hat wieder dabei nach seiner Gewohnheit durch seine schöne Rede, die er hielt, die Herzen der Menschen an sich gezogen, sie war abermals seiner ganz würdig.

Nach allen großen Incongruitäten des Winters in politischer Welt genießen wir die Ruhe und freuen uns auf den schönen Frühling, den wir haben, und welcher uns hoffen läßt einen schönen Sommer. Ich schicke Ihnen hier das Moden-Journal. Die Lotte Kalb ist bei uns; sie ist noch nicht bei mir gewesen, sie soll aber noch die nämliche sein. Grüßen Sie Weib und Kind, und ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

24.

Weimar, den 7. Januar 1804.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, lieber Knebel, für die überschickten Gläser, sie sind sehr gut ausgefallen.

Daß ein ſo großer und edler Mann, wie Herder, ſterben muß, iſt unverzeihlich, doch wird er immer leben bei guten Menſchen. —

Wegen des kleinen Jungen, für welchen Sie ſich intereſſiren, will ich in der künftigen Woche mit Ihnen weiter ſprechen, meine Reiſe nach Dresden hat es in Vergeſſenheit gebracht. Warum kommen Sie nicht zu uns, ein Phänomen in der Geſtalt der Frau von Staël kennen zu lernen? Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt voll Liebenswürdigkeit ohne Egoismus, ohne Prätenſionen; ſie weiß zu ſchätzen, was zu ſchätzen iſt in jedem Menſchen. Man muß ſie ſelber kennen, um ganz andere Ideen von ihr zu bekommen; faſt alle Abende bringt ſie bei mir zu. Künftige Woche wird ſie noch wohl bei uns bleiben. Der Bote eilet, ich ſchließe alſo mit der aufrichtigen Freundſchaft, womit ich ewig ſein werde

Amelie.

Die Staël hat einen ſehr klaren Begriff über Goethe.

25.

Weimar, den 26. October 1804.

Die guten Wünſche, die Sie, lieber Knebel, mir bei Gelegenheit meines Feſtes ſchriftlich thun, ſagen mir, daß die Freundſchaft Ihre Feder geleitet hat, um mir ſo viel Schönes zu wünſchen; ich nehme ſie an mit einem dankbaren Herzen, und wünſche mit Ihnen, daß der Himmel ſie mag in Erfüllung bringen, um Ihnen ſtets zeigen zu können, wie freundſchaftlich ich gegen Sie denken werde.

Danken Sie in meinem Namen Ihrer guten Frau für den ſchönen Roſenſtock, der mich ſehr gefreut hat, ich pflege ihn ſelber, und täglich finde ich ein neues ſchönes Knöspchen. Gebe der Himmel, daß die neu aufgehende Sonne, die wir erwarten, durch ihre Strahlen uns Roſen erblühen läßt.

Sie werden doch zum Einzug kommen? Der Herzog iſt dem jungen Ehepaar entgegen gegangen bis Cüſtrin, auch die Herzogin wird bis Naumburg gehen, und ich werde ſie in Geduld und Demuth an der letzten Stufe der Treppe erwarten.

Leben Sie wohl, lieber Knebel.

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

26.

Weimar, den 22. Juni 1805.

Ihr freundlicher und wohlwollender Brief, lieber Knebel, den ich durch den Herrn Robinſon bekommen habe, hat mir ſehr viel Freude gemacht, nicht nur allein, daß er mir Gelegenheit gab, den Herrn Robinſon noch genauer kennen zu lernen, ſondern auch, daß Sie an mich denken und Freund von mir ſind.

Das ſchmeichelhafte Compliment, was Sie mir machen bei Gelegenheit unſerer liebenswürdigen Erbprinzeß, iſt für mich das ſchönſte Lob; ſie iſt wirklich eine ausgezeichnete Perſon, die das Schöne und Gute in ihrer Jugend in einem gewiſſen Grad von Vollkommenheit beſitzt; dies iſt wohl Alles, was man nur wünſchen kann. Kommen Sie, und ſehen ſelbſt; es iſt nicht hübſch, da Sie doch ſelbſt ein Verehrer des Schönen und Guten ſind und es zu ſchätzen wiſſen, und nicht kommen, um ihr ein kleines Opfer darzubringen.

Der Herr Robinſon gefällt mir ſehr, ſein ſchöner reiner und umfaſſender Verſtand, dabei ſein edles gefühlvolles Herz, haben mich für ihn ganz eingenommen; es thäte mir recht leid, wenn wir ihn verlieren ſollten wegen eines albernen Prozeſſes, womit der Herr Profeſſor gewiß nicht viel Ehre ernten wird.

Die arme Prinzeß Caroline leidet noch ſehr am Ohr, und

das mit ſo vieler Geduld, daß ſie Einen recht dauert, wenn man ſie ſieht. Mit Einſiedel geht es auch endlich beſſer, aber er kann noch nicht ausgehen.

Bleiben Sie geſund und wohl, und ſagen von mir tauſend Schönes an Ihre Frau und Kind. Ich verbleibe ſtets

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

27.

Weimar, den 29. October 1805.

Komme ich zwar etwas ſpät mit meinem Dank für Ihren freundſchaftlichen und theilnehmenden Brief, den ich den 24. October von Ihnen bekommen habe, ſo habe ich dennoch nicht minder gefühlt Ihre guten Wünſche, die Sie mir an dieſem Tage machen, und ſollten ſie alle in Erfüllung gehen, ſo wünſchte ich es nur um meiner Freunde willen, die ſo gut es mit mir meinen, als um mich ſelber; auch die zarten und lieblichen Verſe des kleinen Carl haben mich ſehr gefreuet, und beiliegendes Billet wird ihm ſelbſt ſagen, wie lieb ſie mir ſind; ſie ſagen mehr als die wortreichen Herameter des guten alten Voß.

Ein Nordſtern iſt angekommen in Berlin, auch wir hoffen, daß er uns erſcheinen wird; der Erbprinz hat ſogleich nach Berlin gemußt. Es geht ſehr bunt in der Welt zu, doch muß man nicht Alles glauben, was der große Buonaparte ſagt. Der Erzherzog Ferdinand hat ſich mit vierzig tauſend Mann durchgeſchlagen und iſt glücklich durchgekommen — ſchöne Thaten werden aber verſchwiegen — ſo ſind die Franzoſen. Doch wird immer am Frieden gearbeitet, wie man ſagt, auch ſcheint es, daß der große Napoleon nicht gern Preußen zum Feinde haben möchte. Im Grunde wiſſen ſie alle nicht, was ſie

wollen, auch ſelbſt Buonaparte, der nur ſeinem tollen und blinden Stolz und Übermuth den Zügel laufen läßt, und ſucht wie weit er kommen kann.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und ſein Sie verſichert von meiner Freundſchaft, mit welcher ich bin

Ihre Amelie.

28.

Weimar, den 9. März 1806.

Ich finde mich ſehr geſchmeichelt, lieber Knebel, durch das gute Zutrauen, das Sie in mich ſetzen. Wollte der Himmel, es ſtände in meiner Macht, den lieblichen Traum der Vorwelt, der Sie begeiſtert zu haben ſcheint, wahr zu machen! aber leider! fühle ich zu ſehr, wie wenig meine Kräfte hinlänglich ſind, dem gewaltigen Dämon zu widerſtreben, der die Herzen aller Menſchenkinder zuſammendrückt, und die Welt ſelbſt aus ihren Angeln zu heben droht. Nur im Stillen kann der gute Wille mit Liebe und Freundſchaft in einem kleinen Kreiſe von Freunden auch das Gute wirken. Sollte die Natur mit dieſen Gaben mich verſehen haben, ſo würden Sie, lieber Knebel, die erſten Früchte derſelben davon tragen.

Ihre Amelie.

29.

Weimar, den 13. Mai 1806.

Ein heftiger Huſten, der weder Tag noch Nacht mich in Ruhe gelaſſen und mich genöthigt hat, beinahe den halben Tag im Bette zu liegen, iſt die wahre Urſache meines Stillſchweigens auf Ihren freundſchaftlichen Brief; aber das anhaltend

ſchöne Wetter hat mich ganz wieder hergeſtellt, und mein Erſtes iſt, daß ich Ihnen herzlich danke, lieber Knebel, für Ihr Andenken, und mich ſehr freue, wenn es mir einigermaßen gelungen iſt, Ihnen bei Ihrem Hierſein einen Beweis von meiner wahren Freundſchaft, die ich für Sie und für die Ihrigen habe, geben zu können.

Was ſagen Sie zu dem ſchnellen Tode des Doctor Herder? mir iſt er ſehr empfindlich; Alles iſt in mir wieder erweckt an traurige Erinnerungen; noch die einzige Sproſſe ſeines Vaters, was von ihm bei uns zurück blieb, muß ihm ſo ſchnell folgen! Was wird die arme Mutter leiden, die nichts von der Krankheit ihres Sohnes weiß, und den Tod allein erfährt; es wird für ſie ein neuer ſchmerzhafter Kampf entſtehen. Welches Schickſal für die arme Frau!

Der Rath Starke wird Ihnen Alles erzäht haben von der Krankheit des Verſtorbenen; leider mag er wohl ſelbſt Schuld an ſeinem ſchnellen Tode geweſen ſein. Jedermann betrauert ihn, auch iſt der Verluſt für Weimar ſehr groß.

Die Zeit her, daß ich nicht wohl war, habe ich nicht viel mit der großen Welt gelebt, daher kann ich auch nicht viel davon ſagen. Hingegen ſchicke ich Ihnen ein kleines Werkchen, was Sie vielleicht intereſſiren wird, es iſt hübſch erzählt, und beſonders finde ich darin eine ſehr wahre Schilderung des franzöſiſchen Charakters.

Leben Sie wohl und grüßen Sie von mir Frau und Kind.

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

30.

Tiefurt, den 8. Auguſt 1806.

Es iſt für mich das größte Vergnügen, von Ihnen, lieber Knebel, zu hören, daß Sie zufrieden ſind von den paar

Tagen, die Sie bei mir zu Tiefurt zugebracht haben, und auch dadurch meine Wünsche erfüllt worden sind, Ihnen meine Freundschaft zu bezeigen. Daß die berühmte Sauce à la Jartoux nicht mag so gut gewesen sein, als gewöhnlich, daran mag wohl nichts Anderes schuld sein, als, wie Goullon le grand faiseur des sauces sagt: daß die verschiedenen Kräuter, womit sie assaisonnirt ist, sauer geworden und nicht mehr ganz frisch waren. —

Das Leben von Schmettau beweist hinlänglich, daß Österreich immer das war, was es jetzt ist.

Auf den Mittwoch werde ich Ihnen Hugo Grotius schicken; der Autor dieses Buches wird Professor der Geschichte in Jena, und ist ein sehr guter Freund von Johannes Müller und vom Geheimenrath Hufeland.

Eine traurige Nachricht muß ich Ihnen mittheilen, die Wieland bekommen von der Frau von La Roche, welche uns Alle hier sehr bestürzt hat, und Ihnen gewiß leid thun wird. Nämlich sie schrieb, daß die Verfasserin von verschiedenen schönen Gedichten, Fräulein von Günderode, vor acht Tagen sich selbst entleibt hat. Sie lebte viel in dem Hause der La Roche und war eine Busenfreundin der Bettina Brentano, die auch sehr exaltirt ist und bekannt durch tolle Streiche, die sie vorgenommen hat. Man weiß aber nicht die Ursache, wie die La Roche schreibt, warum sie eine solche That an sich begangen habe. Die einzige Vermuthung wäre ein Brief, den sie den Abend vorher bekommen haben sollte, der sie traurig gemacht hat. Den andern Morgen fand man sie mit zwei Dolchstichen im Herzen am Ufer des Rheins todt, auch vermuthet man, daß sie sich habe in den Fluß stürzen wollen, wenn die Stiche nicht tödtlich gewesen, denn man fand, daß sie ziemlich große Steine um den Hals gebunden hatte.*) Welche schreckliche

*) Siehe „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I., S. 75—110, wo Bettine in einem Brief an Goethes Mutter diese Begebenheit

That! Der Idealismus hat ſchon manche Opfer dem Charon zugebracht.

Indem bemerke ich, daß ich einen dummen Streich gemacht und falſche Seiten beſchrieben habe; vergeben Sie es mir, ich kann es nicht mehr ändern, weil die Zeit zu kurz iſt. Der Bote will fort. Leben Sie denn wohl und machen tauſend Grüße an Frau und Kind.

Ihre Amelie.

---

ausführlicher und genauer erzählt. — über Caroline von Günderode, die ihre Gedichte unter dem Namen Tian herausgab, vgl. Schindel, die deutſchen Schriftſtellerinnen, Bd. I., S. 176—178. Aus den genaueren Zuſammenſtellungen über ihr Leben geht jedoch hervor, daß Bettine die eigentlichen Motive ihres Todes, die zum Theil in einer unglücklichen Liebe zu ſuchen, in ihrer Darſtellung völlig unbeachtet gelaſſen hat. D. Red.

Louise,

Großherzogin von Sachsen-Weimar,

an

Knebel.

1.

Weimar, den 26. October 1806. (1)

Ihr Andenken und die Verſicherung Ihrer Freundſchaft hat mich ſehr gefreut. Auch kann ich Ihnen nicht genug für Ihre Art von mir zu denken danken; obgleich es blos ein Beweis Ihrer Güte iſt; denn ich kenne mich ziemlich genau, und habe durch dieſe Kenntniß die Überzeugung bekommen, daß meine Exiſtenz auf keine andere wirken kann.

Ich hoffe noch immer, daß Ihre Familienumſtände Ihnen erlauben werden, bald zu uns zu kommen. Und dann freue ich mich ſchon von weitem, Ihre Geſinnungen für Frankreich verändert zu finden; denn jetzt iſt es doch in der That unmöglich, daß Sie dieſes Reich, ſammt ſeinen Demokraten, ſeinem Schickſal und ſeinen philoſophiſchen Träumen nicht überlaſſen ſollten. Der neue Kaiſer wird in Ihrer Gegend geweſen ſein. Alles ſcheint ſich über ihn zu freuen, und will einen Weiſen an ihm haben. Friedlich geſinnt mag er wohl auf allen Fall ſein; und gewiß war es bei den gegenwärtigen Umſtänden ein Glück für die Ruhe Deutſchlands, daß er und ſein Gegner gelindere Geſinnungen als ihre Miniſter hatten. Leben Sie recht wohl, und ſein Sie des wahren Antheils verſichert, den ich Zeitlebens an Allem, was Ihnen widerfährt, nehmen werde.

L., H. z. S.

2.

Weimar, den 9. Februar 1810.

Sie sind so gütig gewesen, meines Geburtstages sich mit so vieler Theilnahme zu erinnern, daß ich Ihnen dafür nicht genug zu danken weiß. Ich wünsche aber sehr, daß Sie die Überzeugung bekommen mögen, daß Ihr Andenken mir immer wohlthuend ist. Sie haben auch die Güte, Antheil an der bevorstehenden Verheirathung meiner Tochter zu nehmen, wofür ich eben so dankbar bin. Dieses Ereigniß ist aus mancherlei Rücksichten recht erfreulich. Wir leben seit vielen Wochen in einem etwas lästigen Taumel, der durch die Ankunft der durchziehenden Truppen noch vermehrt wird. Man macht uns jedoch Hoffnung, bald durch etwas Schönes erfreut zu werden, nämlich durch die Vorstellung Ihres Saul. Ich freue mich recht darauf, und hoffe, daß Sie alsdann hierher kommen werden. Leben Sie so wohl, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

L., H. z. S.

3.

Weimar, den 25. September 1810.

Ich war Ihrer Theilnahme an dem unglücklichen Schicksale Eisenachs versichert, und Ihr gütiger Brief überzeugt mich noch mehr davon. Es ist schrecklich und empörend, mitten im Frieden ein solches zu erleiden. Bald wird man in allen Zeitungen einen Beweis der kaiserlichen Gnade und Milde zu lesen bekommen, denn heute kommt nach Eisenach, auf Befehl des Kaisers Napoleon, Martin d'Hedouville, sein Gesandter am fürstlichen Primatischen Hofe, um an Ort und Stelle den Schaden zu besehn und zu beurtheilen.

Es freut mich, daß Sie gute Nachrichten von Ihrer Fräulein Schweſter erhalten haben, und wünſche, daß es immerfort ſo gut gehn möge.

Sie hätten doch hierher kommen ſollen, um Iffland ſpielen zu ſehn, denn er leiſtet viel in ſeiner Kunſt. Leben Sie ſo wohl und zufrieden, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünſche.

L., H. z. S.

4.

Weimar, den 5. Februar 1811.

Durch Ihre fortgeſetzte Theilnahme an meinem Geburtstage wird meine Dankbarkeit für Ihre gütigen Geſinnungen gegen mich immer von Neuem rege. Ich wünſche, daß Sie dieſe auch in Zukunft mir erhalten mögen; da es in jetzigen Zeiten, wo Alles los und ſchwankend iſt, dem Gemüthe beſonders wohlthut, auf längſt bewährte Geſinnungen ſich berufen zu können.

Ihre Neigung zur eingezogenen Lebensart begreife ich ſehr gut, und beneide Jeden, der ſich ihr überlaſſen kann, denn auf dieſe Weiſe, dünkt mich, wird das Leben eigentlich benutzt und erfreulich. Wenn aber Saul aufgeführt wird, ſo werden Sie ihr doch auf einige Tage entſagen müſſen, denn es wäre unbillig, wenn Sie nicht zugegen wären, und ich wünſche es deſto mehr, um Sie bald zu ſehn.

Leben Sie aufs Beſte wohl.

L., H. z. S.

5.

Weimar, den 2. Januar 1813.

Ich bin durch einen böſen Finger verhindert worden, Ihnen früher für die Zurückſendung der Bücher zu danken, und freue mich, die Reiſebeſchreibung zu leſen, von der Sie mir ſo viel Gutes ſagen. Mit dem guten Wieland will es leider noch nicht beſſer werden, obſchon heute ein gutes Zeichen ſich geäußert hat, nämlich ein Anfall von ſehr übler und heftiger Laune. Der Arzt hat ihn zwar noch nicht ganz aufgegeben; er meint aber: ſeine Jahre ſeien eine Krankheit, die ſchwer zu überwinden wäre. Die Erbprinzeſſin bekam geſtern die Nachricht vom Tode ihres Schwagers, des Prinzen Georg von Oldenburg, und iſt ſehr darüber bekümmert. Schade iſt es um ihn, denn er war ein recht braver junger Mann, der ſeinen Tod im Lazareth geholt hat, wohin er, ohne die geringſte Vorſicht zu gebrauchen, aus Menſchlichkeit gegangen war. Leben Sie ſo wohl und zufrieden, als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünſche.

L., H. z. S.

6.

Weimar, den 6. Februar 1813.

Jeder Beweis Ihres Andenkens iſt mir erfreulich, und ich danke Ihnen recht ſehr für Ihren ſo gütigen theilnehmenden Brief. Unſern lieben guten Wieland vermiſſen wir alle ſehr. Sein langes und glückliches Leben und ſein ganzes Weſen hatte ſo viel Wohlthuendes, daß ich ihn noch immer als lebend mir vorſtelle, und glaube ihm irgendwo zu begegnen.

Mit den beſten Wünſchen für Ihr Wohlbefinden während des ſonderbaren Winters bitte ich Sie, ferner mir Ihr gütiges Andenken zu erhalten.

L., H. z. S.

7.

Weimar, den 29. September 1813.

Für die Mittheilung beiliegenden Journals bin ich ſehr dankbar. Mir ſcheint die Geſchichte des jungen Menſchen doch etwas Romanhaftes zu haben; obgleich die Sache nicht ganz unmöglich iſt. Ihre Ruhe wird, wie ich höre, nächſtens geſtört werden, und die unſrige, die wir erſt ſeit geſtern genießen, wird auch nicht von Dauer ſein. Ruſſen und Schweden ſollen bei Langenſalza und Eiſenach ſein, und ſo kommt es denn bald wieder zu blutigen Auftritten. Der Himmel bewahre uns nur vor ihrer zu großen Nähe. Mein Vorſatz, nach Jena zu reiſen, findet immer neue Hinderniſſe, und es wäre mir ſehr unangenehm, ihn nicht ausführen zu können, und dadurch die Freude, Sie wieder zu ſehn, aufgeben zu müſſen.

Wenn Sie nach Mecklenburg ſchreiben wollen, ſo bitte ich, Ihren Brief nächſten Sonnabend mir zu ſchicken. Leben Sie aufs Beſte wohl.

L., H. z. S.

8.

Weimar, den 16. Februar 1814.

Die Gelegenheit, deren Abgang ich Ihnen anzeigte, wird zwar in den nächsten Tagen nicht erfolgen; indessen können Sie aber versichert sein, daß der Brief an Ihren Sohn richtig besorgt werden wird, und sollte es ganz an einer Gelegenheit fehlen, so sende ich ihn nach Brüssel an ein sicheres Haus, wohin die Briefe an den Herzog adressirt werden. Ihr Sohn wird Hamm nicht belagern, da die Festung den 20. den Alliirten übergeben wird. Man überläßt den Holländern die Belagerung der Festungen, die noch von den Franzosen besetzt sind. Bei Antwerpen bleiben acht tausend Mann und die Engländer, und der Herzog geht mit seinem Corps vorwärts. Seine letzten Briefe waren vom 11. aus Brüssel, wohin er den 7. angekommen war. Seine Gesundheit war gut, und er scheint zufrieden zu sein. Die Brüsseler waren sehr artig gegen ihn. Die Brabanter wollen durchaus wieder österreichisch werden. Den 11. wurde das sächsische Corps erwartet, was durch die vielen Überschwemmungen sehr aufgehalten worden war. Nach Briefen von der alliirten Armee scheint es, daß der Kaiser Napoleon sich nach den Niederlanden zurückzieht, und so könnte ihm der Herzog leicht begegnen. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, und erhalte uns Alle, die uns werth sind. Ich theile Ihnen diese Nachrichten mit, weil ich glaube, daß sie Sie interessiren werden, und wünsche Ihnen recht wohl zu leben.

L., H. z. S.

9.

Weimar, den 9. April 1814.

Sie werden verzeihen, daß ich, durch Verſchiedenes abgehalten, Ihren Brief nicht früher beantwortet habe, und werden hoffentlich verſichert ſein, daß es nicht aus Mangel an Theilnahme an Ihrer Zufriedenheit geſchehn iſt. Ich freue mich, daß Ihr Wunſch erfüllt iſt, obgleich ich keinen Theil daran habe.

Heute früh brachte Jagemann die Nachricht von dem Einzuge des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen in Paris. Der Herzog hatte die Nachricht bekommen und theilte ſie uns ſogleich mit. Am 30. kam es noch zu einer Schlacht, und den 31. geſchah der Einzug beim Jubel und Applaudium des Pariſer Volks. Der Oberſt Egloffſtein und unſre Leute haben ſich ungemein brav in Tournay gehalten. Der General Maiſon wollte die Stadt einnehmen, wurde aber zweimal zurückgeſchlagen mit vielem Verluſt. Der Kronprinz von Schweden will nicht vorrücken, und bringt dadurch den Herzog in manche Verlegenheit. Überhaupt iſt ſeine Lage oft ſehr kritiſch. Der Himmel hat ihm bis jetzt geholfen und hoffentlich noch ferner. Ich wünſche Ihnen recht wohl zu leben.

L., H. z. S.

10.

Wilhelmsthal, den 25. Juli 1815.

Recht ſehr freut mich die Anſtellung Ihres Sohnes bei der preußiſchen Armee, und ich danke Ihnen, daß Sie ſo gütig geweſen ſind, mir dieſe Nachricht mitzutheilen. Daß Bern-

hard*) so gut jede Gefahr überstanden hat, macht mich sehr glücklich.

Mein Aufenthalt in dem schönen Thale ist, durch das böse Wetter, nicht ganz erfreulich, denn es regnet fast beständig, und dabei ist es meistens so kalt, daß man einheizen muß.

Die Franzosen bleiben sich in ihrem Leichtsinn und ihrer Niederträchtigkeit treu. Welch elendes Volk! Sie machen schon wieder Calembours, und nennen Ludwig XVIII.: Louis deux fois neuf.

Leben Sie mit den Ihrigen aufs Beste wohl und gedenken meiner.

L., G. H. z. S.

11.

Weimar, den 18. Juni 1817.

Die guten Wünsche, womit Sie die Güte haben, meine Reise begleiten zu wollen, erfreuen mich sehr, und werden mir Glück bringen. Ich bin des Reisens so entwöhnt, daß ich Mühe haben werde, mich darein zu finden.

Daß Sie große Freude an den Japanesern haben würden, war ich überzeugt. Es ist ein merkwürdiges Volk, sowohl in Hinsicht seiner Bildung, als wegen seiner großen Klugheit und Menschlichkeit. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den Chinesern. Behalten Sie die Bücher so lange Sie wollen, und hierbei sende ich Ihnen ein anderes Werk, von dem viel Gutes gesagt wird, und das, nach meiner Zurückkunft, ich mir wieder ausbitten werde. Leben Sie mit den Ihrigen recht wohl, und behalten mich in gutem Andenken.

L., G. H. z. S.

*) von Weimar.

12.

Weimar, den 31. März 1819.

Die Beilagen werden Ihnen ſagen, daß leider der jetzige Augenblick nicht günſtig für Ihre Angelegenheit war. In einiger Zeit werde ich Graf Görtz nochmals daran erinnern, und da ihm der König von Baiern ſehr wohl will, ſo hoffe ich, daß er's durchſetzen wird. Am guten Willen wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Kotzebues Ende iſt in jeder Rückſicht ſchauderhaft. Ich wußte, was an ihm war und ſchätzte ihn nie, auch hat ſein albernes Geklatſche uns viele Unannehmlichkeiten zugezogen, aber abſcheulich bleibt doch die That. Soll denn ein Vehmgericht wieder in Deutſchland eingeführt werden? Die großen Schreier über Mangel an Freiheit ſind doch wohl die größten Despoten, denn ſie dulden ja nicht einmal eine ihnen entgegengeſetzte Meinung.

Es wird bei Ihnen ſchon recht grün ſeyn? Hier fängt es auch an hübſch zu werden; wenn wir nur einmal die Aequinoctial-Winde überſtanden hätten.

Ich wünſche Ihnen recht wohl und geſund zu leben.

L., G. H. v. S.

13.

Weimar, den 25. Februar 1828.

Durch Ihr ſo gütiges Schreiben, bei Gelegenheit meines Geburtstages, haben Sie von Neuem bewieſen, daß Sie Ihre gütigen Geſinnungen mir immer erhalten, wofür ich ſehr dankbar bin.

Mit wahrer Freude höre ich, daß, trotz des unbegreiflichen

Wetters, Ihre Gesundheit sich gut erhält. Goethe, der Beschützer des Barometer, fängt an, an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln, und weiß nicht recht, wie er dessen unbegreifliches Steigen und Fallen entschuldigen soll. Vielleicht habe ich, zur Zeit der Baumblüthe, das Vergnügen, Sie in Jena zu sehn, was mir viele Freude machen wird. Leben Sie indessen recht wohl und zufrieden, und behalten mich in gutem Andenken.

L., G. H. z. S.

L. H. von Einsiedel

an

Knebel.

1.

Düſſeldorf, den 30. Juni 1775.

Dir, dem zu jeder Zeit und Stund'
An Leib und Seel' iſt weh und wund,
Wohneſt in Paläſten prächtig und hoch
Und neideſt d'rum doch die Maus im Loch,
Sitzeſt am Waſſerfall klar und rein
Und ſehnſt Dich zu des Pachters Schwein —
Weißt eben nicht, was Dir frommen mag,
Und Wünſche käuſt den ganzen Tag:
So daß von Deiner Finger Spitz
Nicht mehr zu ſehn der Nägel Sitz.
Dir ſei zu Deinem Troſt und Heil
Geweiht dieß Brieflein — ganz oder zum Theil!
Was Dir daran däucht zu kurz oder zu lang,
Zu glatt oder rauh, zu dick oder ſchlank,
Magſt Du auf Deine Rechnung ſchreiben,
Wir immer unſer eigen Weſen treiben;
Laſſen uns auch wenig modificiren,
Wie Du wirſt bei der Rückkehr ſpüren:
So daß Faun-Ohr und Hinterfuß
Dir machen wird noch viel Verdruß —
Indeß Deiner Unbehaglichkeit uneingedenk
Ich Dir ein freundlich Andenken ſchenk'
Und in jovialiſchem Behagen
Dir Folgendes thu' in Proſa fürtragen: —

Da es unter den Philoſophen lange Quäſtion geweſen iſt, ob das Lebloſe der Schöpfung über das Belebte im Maß der Proportion rangeriren möge, und der Chimboraſſo mit einem Sommervogel verglichen werden könne: ſo habe ich, wegen der Dir angebornen Präciſion, lange Anſtand genommen, womit ich den Anfang machen ſoll, Dir das Detail unſrer Reiſe vorzulegen. Um indeß irgendwo anzufangen, ſo ſei es mit den Menſchen, die uns von Ort zu Ort aufgeſtoßen ſind — die

Herrlichkeiten der Natur sollen nachstehen. Unser erster dauernder Aufenthalt war zu Frankfurt einige Tage lang. — Von Goethes Mutter weiß ich nichts zu sagen: sie ist über alle Beschreibung erhaben, und Du kennst sie selbst. Wir haben die Bekanntschaft vom Merk gemacht, der von da aus unser Reisegesellschafter geworden ist; ohne alle poetische Zuthat, ist dieß einer der vorzüglichsten Menschen, die ich je gesehn habe, dabei mit allen gesellschaftlichen Talenten begabt, die sich nur denken lassen, und das Gefallen, das die Herzogin an ihm hat, trägt nicht wenig zu unserm allgemeinen Wohlbefinden bei. — Außerdem haben wir in Frankfurt sehr beträchtliche sehenswürdige Gemälde-Sammlungen gesehn, und im Concert ein Kind von zwölf Jahren mit unglaublicher Geschwindigkeit und Präcision auf dem Violoncello spielen hören. Bis Coblenz sind wir immer auf dem Wasser gewesen — nur hier ein paar Worte von Madame de la Roche: Wenn Du Dir die Frau von Bechtelsheim zu Eisenach auf einem höhern weiblichern, mehr individuellen Grad idealisiren kannst, so weißt Du mehr, als ich zu beschreiben im Stande bin; dabei hat sie ein außerordentliches Talent, über Alles zu raffiniren und so viel darein zu poetisiren, bis ganz und gar nichts Wahres mehr an der Sache wahr bleibt — diese Fertigkeit geht so weit, daß ich keinen Menschen kenne, der sie zu beleidigen im Stande wär', und von dem sie sich nicht höchst flattirt glaubte. Ihr Mann ist ein sehr hellsehender thätiger Geschäftsmann, mit dem sich's gut leben läßt. In Neuwied haben wir uns einen ganzen Tag lang aufgehalten, am gräflichen Hofe zu Mittag und Abend gespeist, und an der dasigen jungen Gräfin eine sehr interessante Frau kennen lernen; es befindet sich daselbst eine beträchtliche Colonie Herrnhuter, deren Einrichtungen Du zu gut kennst, als daß ich mich mit der Beschreibung aufhalten sollte.

Nunmehr etwas von Düsseldorf, unserm jetzigen Aufenthalte. Der Director der hiesigen Maler-Akademie, Herr Krah, ist ein sehr dienstfertiger, gefälliger, freundlicher Künstler; von

jungen Malern, deren mehr als zwanzig hier ſind, iſt ein einziger, Namens Heß, merkwürdig, von dem wir Arbeiten mit uns bringen. Der Hof-Kammerrath Jacobi iſt einer der liebenswürdigſten, edelſten Menſchen, die ich je geſehen habe, von ſchöner körperlicher Geſtalt und gefallendem Betragen — ſeinen Bruder, den Dichter, kennſt Du.

Zum Beſchluß etwas von der Reiſe ſelbſt. Wie unausſprechlich ſchön die Rheingegenden ſind, darf ich Dir nicht erſt ſagen — mir hat die zweckloſe Eilfertigkeit unſerer Waſſerreiſe einen großen Theil des Genuſſes geraubt und wahren Schmerz gemacht, daß ich Alles nur als ein Traumbild habe vorüberſchwinden ſehn. In Cöln iſt höchſt ſehenswerth — über alle Beſchreibung ein Gemälde von le Brun, vorſtellend die Familie eines Kunſtliebhabers, Namens Inbach — das Andenken daran ſeit dem Eintritt ins Haus des ehemaligen Bewohners iſt mir zu heilig, als daß ich etwas davon ſagen mag.

Die hieſige Bildergallerie muß man ſelbſt ſehn. — Merk iſt ein großer Mentor für alle Kunſtſachen, und ſieht für tauſend Kenner und Künſtler gewöhnlichen Schlags.

Nun hab' ich Dir, denk' ich, genug erzählt, vielleicht mehr, als Deine Geduld ertragen mag. Du kannſt dieſen Brief als eine Zeitung brauchen und mir einen Theil meiner Correſpondenz erleichtern, wenn Du ihn für Alle, die ſich für unſre Reiſe intereſſiren, preisgeben willſt.

Leb wohl, empfiehl mich des Herzogs und des Prinzens Durchlaucht zu gnädigem Andenken. Grüße, wer ſich meiner erinnert, und glaube, daß ich an allen Orten und Enden unveränderlich bin ganz der

Deinige

Einſiedel.

2.

Rom, den 3. December 1788.

*) Ich habe Dich oft zu uns gewünscht, lieber Knebel! und mein Wunsch war das Gefühl unserer Aller; wenn wir von der Blüthe dieses Landes genossen, und uns seiner Süßigkeit freuten — in solchen glücklichen Augenblicken dachten wir stets an Dich, und wenn wir diese ätherischen Nahrungen einst bei guter Muße wiederkäuen werden mit denen, die sich hier nebst uns daran labten; so wird es uns doppelt schmerzen, daß Du diesen Genuß nicht vollkommen mit uns theilen kannst. Wenn Du also das Wohl Deiner Seele recht vor Augen hast, so ziehe dann auch einst in dieses Land; wir wollen uns mit der Nachkost unterhalten, bis Du wiederkehrst — dann folgt ein anderer unserer Freunde Deinem Beispiel! — dann wieder ein anderer! und auf diese Art verpflanzen wir das Beste, Schönste, Herrlichste dieses Landes in unsere einheimischen Gefilde; indem wir dem Genuß davon, durch Tradition bewährt im eignen Anschauen, steten Geschmack und stete Dauer geben. Was dünkt Dir von diesem Plane? — er erfordert zur Ausführung nichts, als Geld, Gesundheit und Freiheit — drei Stücke, ohne welche ein honetter Sterblicher gar nicht existiren sollte. Ich meines Theils bin dermalen blos mit dem mittleren dieser Güter versehen, und doch behelf ich mich dabei so gut ich kann — die Leichtigkeit und Anlockung, ein jedes derselben zu vergeuden, stellt sich hier überall Einem entgegen; doch wer weiß nicht eben so gut als Alkmenens Sohn, was rechts oder was links ist?

Wir haben hier Herdern und Dalberg gefunden, auch die kleine artige Seckendorff, deren schöne schwarzbraune Augen

---

*) Einsiedel war der Begleiter der Herzogin Amalie auf ihrer Reise in Italien. D. Red.

ſich in Italien gut ausnehmen. Unſer Leben iſt ein wenig bunt; gelehrt und ungelehrt, vertraulich und im Gleis der Etiquette, mit großer und kleiner Welt — doch im Ganzen nicht ohne wahren geiſtigen Gewinn für unſere ganze Zukunft. Die Herzogin iſt ſehr geſund und vergnügt, doch wünſche ich, daß ſie die warmen Monate nicht erwarten möge, denn ihr phyſiſches Wohl beſteht und gedeiht blos in mäßiger Kälte — ihr Entſchluß wird nach der Reiſe nach Neapel, die wir Anfang Januars antreten, vermuthlich erſt eine Beſtimmung bekommen, denn jetzt begreift ſich's leicht, daß ſie nicht entſchloſſen ſein kann.

Wie lebt man denn in Weimar? Wie geht es Dir in Jena? Es iſt ſeit unſerem Abſchied von einander ſchon eine lange Zeit verſtrichen, und beim Empfang dieſer Zeilen beginnt ſchon ein neues Jahr! — Möge ſich in dem Zeitraume, der uns noch trennen wird, nichts verändern, das uns beim Eintritt in die vaterländiſche Gegend ein ſchmerzliches Vermiſſen erregen möge! Doch die verderbliche Zeit wird ja den kleinen Kreis unſerer Freunde und Freundinnen verſchonen.

Auf Neapel freu' ich mich ſehr, man ſagt allgemein, daß die Luft und die Menſchen allda eine leichtere Exiſtenz geben — von den Römern kann man ſagen, daß ſie eigentlich blos Verſtand haben: die Göttin Thorheit mit ihrem fröhlichen Gefolge wohnt hier gar nicht, und noch iſt mir Italien nirgends als das Land des Tanzes, des Geſanges und der Freude erſchienen, wie man ſich's denkt und vorſtellt. — Neapel ſoll die Ausnahme machen, vielleicht gefällt es uns dort, um bis Oſtern zu verweilen.

Wenn Du mir einmal ſchreibſt, ſo werde ich's als einen Wink anſehn, daß ich Dir mit einer umſtändlicheren Correſpondenz nicht unwillkommen bin; bis dahin verſchließe ich die geſammelten Schätze meiner Weisheit, die leider ohnedieß noch in Scheidemünze ausgeprägt ſind — zu Medaillen braucht man reine Formen, und reines Gold!

Ich endige dieſes Blatt und ſage Dir das freundſchaftlichſte Lebewohl! Es ſoll mir nicht ſchwer werden, einſt dieſem ſchönen Lande lebe wohl! zu ſagen; wenn ich mir dabei denke, daß ich Euch, meine Lieben! wiederſehe.

Einſiedel.

3.

Neapel, den 30. September 1789.

Meine Feder, liebſter Knebel, war abermals ein träger, ſäumender Dolmetſcher meines Andenkens! Zwar verweilte die regere Phantaſie gern und oft in Deiner Nähe; ſie zeichnete mit zartem Griffel Manches zu ihrer Ergötzung auf; doch dieß will und darf ich Dir für keinen Brief anrechnen — und ich ſäume daher nicht länger, Dir in ſichtbaren Lettern ein Zeichen meines Lebens zuzuſenden.

Wir haben uns dieſer Stadt und dieſem Lande zum zweiten Male genähert, und dieß beweiſt Dir ſchon, daß es ſich allhier gut wohnen läßt! Zwar wird man nicht weiſer an Kunſt und Wiſſenſchaft unter dieſem Himmel: doch giebt es Blumen und Blüthen genug, um den Kranz des Lebens ſich ſo bunt als möglich damit auszuſchmücken — und wer nährt ſich nicht gern mit Glanz und Duft, und läßt die ſolidere Frucht Dem, der auf rauherem Boden für die Zukunft, für den Winter und für die Zeit der Mißernte ſammeln muß? Indeß begreifſt Du leicht, daß dieſe Philoſophie blos auf den Moment meiner gegenwärtigen Lage calculirt iſt, und das leichte, lockere Fundament derſelben mag die vaterländiſche Luft immerhin einſt verwehen!

Wäreſt Du bei uns, liebſter Freund! — wie ich es oft und herzlich gewünſcht habe! — ſo würdeſt Du aus dem Innern des Veſuvs manchen Schatz für Dein Cabinet ſammeln, denn die Naturkundigen harren mit Ungeduld der abgekühlten

Lava, die kleine, aber den ganzen Sommer lang dauernde Eruptionen ans Tageslicht brachten; Du würdeſt Deine profane Liebhaberei an den Gräueln der Vorzeit, bei dem Anblick der Tempel zu Bajá und Päſtum ſehr gelobt haben; Du würdeſt die klaſſiſche Erde mit leiblichen Füßen betreten, und ſo manche Scene aus der Dichter-Welt anſchaulicher genoſſen haben — vorzüglich aber würde die ſchönſte aller Künſte, welche Ovid ſang, Dir recht praktiſch und leicht geworden ſein.

Unſere Freuden ſind Thalia in der Schellen-Kappe der Opera bulla, die wir oft beſuchen; zuweilen auch die im eigentlichſten Sinn verſtümmelte Melpomene der Opera seria; Spazierfahrten zu Meer und Land; Concerte in den großen Kreiſen der neapolitaniſchen großen Welt, und in kleinerer Geſellſchaft bei uns; die ſchönen Ausſichten aus jedem Balcon unſerer Wohnung; das milde, wohlthätige Klima; und — weiter nichts! Was braucht auch ein Sterblicher weiter, wenn ſeinem materielleren Theile Maccaroni zur Speiſe, und Lacrymá Chriſti zum Tranke dabei nicht fehlen? Der guten Freunde, getreuen Nachbarinnen und desgleichen gedenke ich nicht; weil dieſe Lebens-Bedürfniſſe in der Haus-Tafel des neapolitaniſchen Katechismus keine Rubrik haben — falſche Freunde und ungetreue Nachbarinnen aber giebt's hier, wie überall, und man behilft ſich damit ſo gut man kann. Damit ich indeß, über den ſchönſten Genuß unſers Daſeins, und über das reinſte, höchſte Gefühl menſchlicher Weſen Dir nicht leichtſinnig oder gleichgültig ſcheine; ſo geſtehe ich Dir gern, daß der Mangel von Verhältniß zu denen, unter welchen man lebt, die gänzliche Verſchiedenheit und Abgeſchnittenheit von ihnen, durch andere Art zu denken und zu empfinden, auf die Dauer drückend iſt, und oft unmuthig macht! Wen das Schickſal nicht ſehr früh aus ſeinem Vaterland verpflanzte, der bleibt ein ewiger Fremdling unter einem fremden Volke. —

Ich höre, daß man ſich in den Mauern Weimars ſehr luſtig macht, welches mir eine willkommene Nachricht iſt; denn

ich halte es ſehr mit der Freude, und ich gedenke, dieſer Göttin, auch als ein Ultramontanus, fortzudienen, wenn ich wieder bei Euch bin — welches oft mein Wunſch war und ſein wird bis zu dem ſchönen Augenblick der Erfüllung! Wo ich dann auch Dich, liebſter Knebel, wiederſehe und von Herzen umarme! — Einſiedel.

4.

Tiefurt, Sonnabend den 4. Oct. 1794 Nachts.

Der Regengott, der für die neuen Franken
Im erſten Kampfe ſo entſcheidend ſtritt,
Vereitelt unſern Wunſch: die Trauben-Hügel
Der Saale, ſammt der Muſen Sitz, zu ſehn!
Er ſchüttet ſeinen allzureichen Segen
Auf die ſchon trunkne Flur mit ſolcher Macht
Herab, daß zwei der Elemente — die
Nach ihrem Range zwar die letzten ſind —
Uns rüſtig Stirn und Tatze bieten, um
In uns die Luſt des Kampfes zu vertilgen. — —
So eine Fickleneſt, im ſchönſten Plane!
Wird Jungfer Wunderlich — die Meiſterin
Der Kocherei, des Gaumens ſchaffende
Patronin — zwar durch ihren Namen ſchelten;
Allein die Noth hat kein Geſetz; und der
Unmöglichkeit gebietet ſelbſt der Wink
Der Freundſchaft hier umſonſt! — Drum zürne nicht,
Wenn Thee und Kuchen, Obſt und Chocolate
Auf Deinen Sälen lieblich aufgetiſcht,
Vergebens lockt und prangt. — — Ein gläubiges
Gemüth bedarf der Koſt der Sinne nicht,
Es ſchmeckt im Geiſt! und ehrt des Gebers Güte,
Mit reinerm Danke, ohne Eigennutz.

Noch ein Wort in Proſa, liebſter Freund! Es dünkt mich, die Herzogin ſei nicht ganz wohl, denn heute nahm ſie Medicin, und ich möchte bei dem böſen Wetter ſie nicht zu einer Excurſion bereden, ſo ſehr ſolche mich und die jungen Geſell-

ſchafterinnen freuen würde. Vielleicht entſcheidet der dauernde Regen ſogar für die Retour nach der Stadt.

Mit dem Gelde eilt es nicht — doch freut es mich, daß mein Caſſen-Vacuum Dich nicht allzuſehr beläſtigt hat, da das edle Metall ſchon in Deiner Hand iſt.

Lebe wohl und vergnügt — und wenn es Dir einſam dünkt, ſo kehre wieder zu Deinen Freunden!

Einſiedel.

5.

Weimar, den 12. September 1797.

Ich nahm Deine liebe freundſchaftliche Zuſchrift, in der vorigen Woche, mit mir nach Jena, um daſelbſt mit beſſerer Muße als hier eine Antwort aufs Papier zu bringen — denn in Gedanken erſchien mir Alles, was ich Dir, in Erwiederung Deines liebevollen Vertrauens, zu ſagen hätte, ſchon beim Leſen dieſer Blätter; allein es iſt nun Zeit, daß ich es niederſchreibe, und den langen Verzug verbeſſere, den dießmal ganz ungewöhnliche Hinderniſſe und Zerſtreuungen, bei meinem Aufenthalt in Jena, veranlaßt haben.

Unſere menſchliche Exiſtenz iſt eine wahre chroniſche Krankheit, die man wohl lindern, aber nicht heilen kann; und je mehr innere moyens der Menſch hat, viel Exiſtenz zu haben, je mehr äußere bedarf er, um jenes größere Maß von Exiſtenz wirklich zu erlangen. Dieſe Betrachtung iſt eigentlich eine Art von Apologie für die ſogenannte Reſignation, die früher oder ſpäter immer unſer Loos wird, und je williger man ſich mit dieſem Palliativ unſeres Zuſtandes bekannt macht, je ſicherer iſt dann ſeine Wirkung. Wenn ich mich nicht irre, ſo gehen Deine Überlegungen über die pours et contres, eine neue Laufbahn zu betreten, von dieſer Betrachtung aus, oder ſie führen

Dich vielmehr auf dieſelbe zurück. Unter den Gründen für die Negative iſt einer der wichtigſten: unſer beunruhigtes Zeitalter, und die Unſicherheit und Entfernung der Kriſis, die Alles wieder ausgleichen und befeſtigen ſoll. Ich komme nach dieſer Einleitung nun näher auf den Inhalt Deiner lieben Zuſchrift.

Es kann und wird gewiß Niemand mit Grund Dir darüber einen Vorwurf machen, daß Du geneigter biſt, die Früchte und Vortheile eines ſchon gemachten Weges ruhig zu genießen, als Dir erſt einen neuen Weg zu bahnen, um jenes Erworbene ganz oder zum Theil miſſen zu wollen.

Die große Hamletiſche Frage iſt alſo blos die: ob außer der bekannten und gewohnten Scene des Lebens ein genüglicher Erſatz Dir auf einem noch unverſuchten Wege werden kann? und dieſe Frage haſt Du ſelbſt beſtimmt entſchieden, da Du auf verſchiedene Weiſe mit Dir ſelbſt darüber zu Rathe gegangen biſt — mithin brauche ich keine Zweifel einzuſtreuen und mir ein weiſes Anſehen zu geben, da Deinen Entſchluß Zeit, Entfernung und eigne Überlegung gereift hat.

Was die Ausführung Deiner künftigen Lebensplane betrifft, ſo weißt Du ſchon, daß die Herzogin Deine Anträge hierüber überhaupt kennt,*) und daß ſie, mehr die Sorge, eine Geſellſchafterin zu verlieren, als Finanz-Rückſichten, über eine feſte Erklärung noch unentſchlüſſig macht, obwohl ſie den Antrag ſelbſt nicht überſpannt findet. Der Herzogin ſehr geſchwächte Geſundheit hat mich zeither abgehalten, ihr die Nothwendigkeit einer beſtimmten Entſchließung dringender vorzulegen. Jetzt befindet ſie ſich beſſer, und ich würde meinem Brief einen reelleren Inhalt geben können, wenn ich nicht erſt einen Präliminar-Punkt dieſer Unterhandlung mit Dir bereden müßte, und dieſer beſteht darin: ohne des Herzogs Vorwiſſen wird die Herzogin nichts beſchließen, und ich halte es auch zur Befeſtigung des Entſchluſſes nöthig, den Herzog dazu beitreten

*) Bezieht ſich auf die beabſichtigte Verheirathung Knebels mit dem Fräulein von Rudorf.

zu laſſen; darüber aber, lieber Knebel, muß ich erſt Deine Meinung hören, und um ſo mehr, da Du zu dieſem Schritt nicht geneigt ſcheinſt. Ich kann freilich das Geheime dieſer Angelegenheit nicht mehr verbürgen, wenn der Herzog eine Mittelsperſon dabei wird; allein da er der Zukunft halber eine Hauptperſon ſein muß, ſo kann man ihn ſchon um deßwillen nicht übergehen, ungerechnet daß ihm dieſer Mangel der Offenheit auffallen könnte. Wenn Du dieß mit Dir ſelbſt überlegt haſt, ſo wäre es gut, wenn ich, oder vielleicht noch beſſer, wenn die Rudorf einen offenſiblen Brief dazu von Dir erhielte, und in beiden Fällen kannſt Du auf mich zählen.

Ich ſage Dir dießmal nichts von meiner Reiſe nach Kiſſingen und Würzburg, wo ich einen Theil des ſchönen Frankenlandes geſehen habe, noch von andern Dingen, und ſpare es auf, weil ein angekündigter Beſuch mich zum Schluſſe dieſes Briefs treibt — doch bald ein Mehreres. Leb wohl und erhalte mir Dein freundſchaftliches Andenken, welches ich herzlich erwiedere.

Einſiedel.

6.

Weimar, den 31. December 1797.

Das Datum des beiliegenden Briefes von Du Bau iſt der Ankläger meiner Saumſeligkeit; ich beſſere mich mit dem Schluſſe des Jahres nun a nuovo conto zu ſündigen.

Dein letzter Brief, liebſter Freund, hat mich veranlaßt, ein paar Viſiten zu machen, die mir als Reſultat viele Betheuerungen einbrachten, daß man Deine Fräulein Schweſter durch keine widrigen Eindrücke beunruhigen wolle. Die fürſtlichen Kinder erſcheinen auch wieder in der Herzogin Haus ſeit einiger Zeit, und es ſcheint Alles gemildert zu ſein. Wenn Glück und eine, auch den Augen Anderer anſchauliche Zufrie-

denheit Deiner neuen Lebensbahn folgt, wie ich es mit ganzem Herzen wünsche; so wird alles Gespräch zerfallen, und die Bessergesinnten werden sich freuen.

Ich weiß nicht, ob dieß Blatt Dich noch in Nürnberg finden wird, doch ich hoffe, Du hast eine Adresse hinterlassen, daß es Dir nach Anspach nachfolgt.

Die R — ist an den Feiertagen zu ihren Verwandten gereist, und kommt Ende dieser Woche aufs Späteste wieder. Diese kleine Excursion war mir ganz lieb, denn sie entfernt den embarras der Concerte, und gewöhnt die Herzogin an die Nothwendigkeit der Trennung.

Deine Freunde in Jena, deren Organ Loder war, wünschen, daß Du ihre Stadt zum Aufenthalt wählen möchtest, und hoffen, daß Du wenigstens als Versuch die Quellen der Ilm mit den schönen Saal-Ufern vertauschen möchtest. Gewiß ist es, daß in Jena viel Interesse und Leben ist, und die Menschen, die nicht Privatinteresse dort trennt, meinen es mit dem Kreise ihrer Freunde redlich, und haben mehr Gemüthliches, als wie hier.

Ich bin in meiner Lebensweise blos auf mich selbst reducirt, und träume mir Mährchen vor, deren zwei fertig sind, und eins davon, das Du nicht kennst, hat man ziemlich goutirt. Ich erwarte jetzt Göschens Antwort, um eine Theorie „über die Schnitzel-Kunst" zu schreiben; die allgemeine Skizze davon hat Göschen schon gedruckt, und ich werde Dir diese allgemeinen Sätze mittheilen, wenn Du uns näher bist.

Diese Autor-Occupationen haben etwas Beruhigendes, und machen mich manches Leere und Lästige vergessen — ich kann sie also als probat empfehlen.

Nun lebe wohl, liebster Knebel, möge ein freundlicher liebreicher Genius Dich in das neue Jahr hinüber geleiten und Dich vergessen machen alles Beunruhigende des vergangenen!

Dein Einsiedel.

7.

Weimar, den 20. December 1798.

Ich habe Deinen ſchönen Properz und Deinen lieben Brief erhalten, liebſter Knebel, und für beide danke ich Dir freundſchaftlichſt. Was unſere Sprache an Schärfe des Ausdrucks — die Kürze und Nachdruck mit ſich führt — und an Eleganz vermag, das haſt Du Deiner meiſterhaften Überſetzung gegeben, und ich leſe ſie recht con amore, das heißt bei mir: wenig auf einmal, und immer in den beſten Stunden.

Du erinnerſt Dich bei Deinen Werken auch meiner literariſchen Beſtrebungen: davon habe ich eigentlich nichts zu produciren, als einen langen, trocknen, einförmigen Plan zu einem **Dictionnaire français-allemand du bon ton**, unter dem Titel: „Die franzöſiſche Sprache in ihrer Reinheit und Schönheit, ein Nachtrag zu den Wörterbüchern und ein Studium für die Deutſchen.“ Ich habe dieſe ſterile Arbeit, wobei man jedoch die franzöſiſche Sprache ſehr cultivirt, ſeit vorigem Winter angefangen und neuerlich auch Mitarbeiter bekommen, ſo daß dieſe ganz neue Art von Wörterbuch im nächſten Jahrhundert gedruckt erſcheinen ſoll. Ich habe es ſchon lange auf dem Herzen gehabt, Dir dieſen Plan mitzutheilen, und Dich zur Theilnahme daran einzuladen; allein da ſich ſo etwas beſſer mündlich als ſchriftlich proponirt und verabredet, und da ich immer hoffte, daß wir uns ſehen würden, ſo haſt Du nichts davon erfahren. Scharfſinnige Leſer, die das Feine und Eigene der franzöſiſchen Sprache empfinden, und die unſere Sprache gut kennen, ſind mir würdige Mitgehilfen — alſo wären Dein Beitritt und Deine Beiträge mir hoch willkommen. Es iſt wenig Ruhm, aber etwas Gold bei dieſem Unternehmen zu gewinnen. Wieland und Jean Paul haben mich am meiſten ermuntert, den Anfang zu dieſer Sammlung von Sprachformen, die den ſittlichen, eigenen Charakter der franzöſiſchen Sprache darſtellen,

zu etwas Ganzem werden zu laſſen. Das beiliegende Blatt ſtellt, beſſer als Worte, den Zweck dar, und ich bitte Dich, mir zu ſagen: ob Du in müßigen Stunden, die der Lektüre eines guten franzöſiſchen Autors gewidmet werden, an dem Vorhaben Theil nehmen und mir etwas ſenden willſt. — Doch genug davon! — Auch mir, liebſter Freund, würde es eine wahre Erquickung ſein, wenn wir uns nur einen oder ein paar Tage ſehen könnten, doch damit muß es nun wohl bis nach dieſem Winter anſtehen, und mit dieſer Hoffnung will ich mich indeß unterhalten.

Unſer Freund Richter wohnt allerdings bei uns, und gefällt ſich ſehr wohl. Ich ſehe ihn zuweilen bei der Herzogin, doch ſelten ſehen wir uns allein beiſammen; ihm und mir ſind die Morgenſtunden theuer, und des Abends, wo er umherwandelt zu den geiſtreichen Frauen und Jungfrauen, da bin ich gebunden — mithin genieße ich ihn leider zu wenig. Es iſt ein liebenswürdiger guter Mann, der Herz und Kopf immer bei der Hand hat, um Alles leicht und ſtark zu empfinden, zu faſſen und Ideen zu erwecken. — Ich wünſchte Dir ſeinen Umgang zuweilen auf einige Wochen; und dieß kann geſchehen, denn er iſt ein großer Fußgänger, wenn's beſſere Jahreszeit iſt.

Nun lebe wohl, hoffentlich ſchreibe ich künftig thätiger. Sage Deiner lieben Frau viel Schönes und Freundſchaftliches, heute kann ich nur Dir ſchreiben, und das in Eile. Erhalte mir Dein liebes Andenken. Einſiedel.

8.

Weimar, den 18. Januar 1799.

Daß Du, liebſter Freund, meinen letzten Brief, den ich nach einem langen Stillſchweigen ſchrieb, erhalten haſt, hat mir Auguſt Herder geſagt, und ich habe auch von ihm ver-

nommen: daß Du zu der steriten Arbeit, Phrasen zu sammeln, Deine Hand mit bietest, welches mich, meiner Seits, gar sehr ermuntern wird, das begonnene Werk zu fördern. Ich habe über achtzehnhundert ächte Gallicißmen und eigenthümliche Sprachformen; ich bemerke dabei, daß ich sichtbar in der französischen Sprachkunde zunehme, und achte dieß für einen Gewinn, da diese Mundart in Deutschland eher mehr verbreitet, als verdrängt werden wird.

Du hast indeß einen patriotischern Plan in petto, der mir sehr gefällt; um Dich zu überzeugen, daß ich über diesen Plan, wenigstens en gros, speculirt habe, so sende ich hier ein Blatt, das meine Idee davon enthält, ich bitte Dich, mir dagegen die Deine zu senden, und Herder kann ebenfalls so einen Grundriß über das Ganze entwerfen — dann wollen wir uns über die zu wählenden Gegenstände dieses Journals vereinigen. Du, Richter, Herder, Böttiger, Scheerer, Meyer, mein Bruder August und ich machen schon eine Partie Mitarbeiter aus. —

Da ich heute gar zu eilig schreiben muß, so endige ich lieber, und antworte Dir sogleich, sobald ich über den ganzen Inhalt dieses Briefs von Dir etwas höre.

Sage Deiner lieben Gefährtin viel Freundschaftliches und Verbindliches von mir.

Ganz Dein

Einsiedel.

9.

Weimar, den 3. März 1799.

Ich habe Deine letzte liebe Zuschrift erhalten, und ich freue mich des guten wohltönenden Inhaltes derselben; davon also zuerst ein paar Worte — den andern Theil des Inhalts,

der unter diejenigen Accorde der Lebens-Melodie gehört, welche blos Stiefschwestern und Halbbrüder des reinen Dreiklanges sind; diesen Theil will ich ein anderes Mal berühren, und wie ich hoffe, nicht auf eine disharmonische mißfällige Weise.

Du hast sehr Recht, daß in unsern Tagen eine Zeitschrift zu schreiben, die Alles, was die Menschheit interessirt, effleuriren soll, ein schweres Unternehmen ist; indem der Geist der Zeit, der durch die Ereignisse der Zeit in seiner Richtung geleitet wird, den Verstand, das Gefühl und die Phantasie der Menschen über die literarischen, poetischen, kritischen Gegenstände, die eigentlich den Inhalt eines Journals ausmachen sollten, nicht ganz rein und unbefangen läßt; auch ist nicht zu leugnen, daß wir sehr genirt sein werden, gegen diese Tendenz zu kämpfen, und aus Vorsicht Manches, das groß, neu und rein empfunden oder gedacht wäre, unterdrücken werden müssen. Doch diese Rücksicht soll die Ausführung nicht hindern, und die Anzeige des Journals wird also in der Ostermesse kund werden. Der Titel soll, nach Herders Idee, Aurora heißen: da wir mit dem neuen Jahrhunderte anfangen, so ist dieser Titel sehr glücklich gewählt, und noch ist kein Journalist auf den Gedanken gerathen, diese Gottheit à la tête seiner Zeitschrift zu stellen; mithin ist dieser Titel auch neu. Deine Zweifel, daß Du nicht gestimmt seist, an der Unternehmung recht thätigen Antheil zu nehmen, brauch' ich nicht zu widerlegen; denn die Macht, es zu wollen, liegt blos in Deinem Entschlusse dazu, und diesen hoffen wir durch unser Beispiel zu bestimmen und zu befestigen. —

Einsiedel.

10.

Weimar, den 11. Februar 1803.

Liebſter Knebel! Deine freundſchaftliche Zuſchrift und Theilnahme iſt mir ſo erfreulich, daß ich — ſo wenig wortreich mein Dank auch jetzt ſein kann — mit dem zurückkehrenden Boten Dir antworte.

Ich dränge Alles, was ich Dir außer dieſen Gefühlen mittheilen möchte, kurz zuſammen. Ich habe einen ſchlimmern Huſten gehabt, als den gewöhnlich hergebrachten, der mich im Winter beſucht. Doch bin ich ſeit einigen Tagen wieder ausgegangen. Krankheit und eingezogene Entfernung von meiner Dienſtpflicht haben immer den Vortheil für mich, daß ich leichter Urlaub bekomme, um meine Geſundheit zu beſſern — und ſo ſind ſie mir willkommen. Auch habe ich Muße gehabt, ein Mährchen für den künftigen Almanach zu machen, und das Nostrum medicum dem Buchhändler abzugewinnen.

Die „Mohrenſclavin" wird vielleicht ſchon in der nächſten Woche gegeben. Ich habe ſie ganz und gar umgearbeitet: weil man Vieles noch ſehr unſittlich fand — ich glaube mit Recht, weil das Haus der Thais und ihr Verhältniß zu hetärenmäßig iſt, und Chäreas Triumph über die violirte Pamphila zu klar und zu laut. Der erſte Akt iſt ganz neu erfunden, und der vierte faſt auch. Es hat mir Mühe gemacht: doch nun iſt die Mohrenſclavin ganz weiß gewaſchen! Ich ſpreche von dieſer Arbeit, weil Du Dich derſelben ſo freundſchaftlich erinnerſt. Noch etwas von fremder Autorſchaft: Schiller hat ein tragiſches Stück mit Chören gemacht: die Braut von Meſſina. Vortreffliche Arbeit!

Die Muße begleite Dich bis zum glorreichen Ende, in Deinem Lukrez! Ich freue mich auch auf ein Fragment davon: es wird, als Magnet, auch das Ganze emporheben.

Ich ſchäme mich der unleſerlichen Schrift; aber der Bote

muß jetzt den Brief empfangen, weil ich Nachmittags nicht wieder nach Hause komme.

Ich empfehle mich Dir, liebster Freund, und Deinem Hause mit herzlicher Freundschaft. — Lebe wohl!

Ganz der Deine.

Einsiedel.

Die Finanzen können harren, bis ich erscheine: denn wir sehen uns gewiß in diesem Jahre!

11.

Weimar, den 1. Mai 1811.

Du hast mir, Lieber, durch die überschickte Übersetzung der Novellen des Cervantes eine sehr große Freude gemacht: es war das Angenehmste, was mir gestern an meinem Geburtstage erschienen ist! Deine Güte bereitet mir einen dauernden Genuß, der sich auf meinen Aufenthalt zu Wilhelmsthal fortverbreitet.

Sehr gut war es, daß Du mir die ältere Übersetzung — von der ich nichts wußte — empfohlen hast: sie geht der späteren unendlich vor; am sichtbarsten erscheint ihr Vorzug aus den Versen.

Es ist mein Vorsatz, das Zigeunermädchen in Wilhelmsthal zu übersetzen. Großmüthig und sehr hilfreich wäre es, wenn Du die Romanzen, die darin vorkommen, zu übersetzen übernehmen wolltest: ich würde Dir das Spanische ausschreiben, und eine ganz wörtliche Verdeutschung beifügen, weil viele Stellen allerdings schwer zu verstehen sind.

Die Prosa ist in dem Altfranzösischen sehr getreu und im Geist des Originals, und mir ein guter Wegleiter: aber die Verse kann ich, ohne Deine Beihülfe, nicht so zu Stande bringen, wie es sein muß. Wenn Du noch den Entschluß faßtest,

unſern romantiſchen Sommeraufenthalt mit uns zu theilen, ſo würdeſt Du in ſchönen Stunden die Dichtungen des Cervantes noch lieber gewinnen. Eben las ich eine Anekdote von Cervantes: er iſt an demſelben Tage und in demſelben Jahre geſtorben, wo Shakespeare ſtarb, nämlich am 23. April 1615. Beide Dichter hatten eine helle, weite und tiefe Einſicht auf Menſchen und Welt, und ihre Werke gehören allen Jahrhunderten an.

Unſere Damen empfehlen ſich Dir: ſie theilen meinen Wunſch, Dich in Wilhelmsthal zu ſehen.

Lebe wohl und behalte mich in liebendem Andenken

Dein

Einſiedel.

12.

Weimar, den 27. Januar 1812.

Ich habe, liebſter Freund, Deine Zuſchrift vom 21. und die des Tages darauf, nebſt dem zurückkommenden Manuſcript und Buch, erhalten; empfange meinen herzlichen Dank für Deine Verwendungen zum Beſten der großen Zenobia; Du haſt ihr durch die meiſterhaften Stanzen unſeres Freundes Gries eine große Zierde verſchafft: ſchade iſt es freilich, daß er die Stanzen des Wechſelgeſprächs zwiſchen Aurelian und Zenobia nicht, zu eben der vollendeten Überſetzung wie jene, aufgenommen und das Stück damit geſchmückt hat. Doch es wäre unbeſcheiden, ihn mit Bitten noch mehr zu beſtürmen, da ihm allerdings ſeine Zeit zu eigenen Arbeiten mit gutem Gewiſſen nicht geraubt werden darf.

Du haſt ſehr Recht, das Ungeregelt-Genialiſche des Calderon ihm zu einem Fehler, vorzüglich als dramatiſchem Dichter, anzurechnen; oft hat es mich verwundert, daß er über

Wahrſcheinlichkeit ſo leicht hinweggeht, da er doch unverkennbar das Ganze des Stücks, als Gang und Anordnung der Scenen, mit ſehr dramatiſchem Geiſt und Sinn behandelt, und darin conſequent iſt.

Seine Stücke ſind mit großer Pracht aufgeführt worden; ſein König, ich glaube Philipp der Dritte, war dem Aufwand in Allem ergeben, und liebte Calderon; dadurch iſt er wohl verleitet worden, den Augen viel zum Beſten zu geben.

Ich gehe heute wieder aus, und habe zum erſten Ausgang dieſes mildere Wetter abgewartet.

Von unſeres Wielands letzten Tagen werde ich nun hören; ich weiß blos durch ein Billet von Frau von Welzogen, daß ſein Abſcheiden ſehr ſanft war. Da mich Niemand zu beſuchen pflegt, ſo habe ich keine Nachricht weiter. Huſchke, der ſein Arzt war, hat mich nur beim Anfang meiner Krankheit beſucht, und ſchien wenig Hoffnung für ſeine Erhaltung zu haben.

Lebe wohl, und gedenke meiner, nebſt den Deinen, mit freundlichem Wohlwollen. Einſiedel.

13.

Weimar, d.n 18. Januar 1813.

So eben erhalte ich die Überſetzung der Zenobia von Goethe, nebſt einem Billet — denn wir ſind beide nicht zum Ausgehen geeignet — welches mir ſein großes Wohlgefallen an den Stanzen ſchildert, er nennt ſie „eine wahrhaft ſonnige Erſcheinung," und denkt nun mit Ernſt an die Aufführung dieſes Stücks.

Ich ſende Dir, mein theuerſter Freund, die Überſetzung, die Freund Gries leſen will, und bitte Dich, ſie ihm zukommen zu laſſen; aber, wie das Sprüchwort ſagt: ein Unglück

folgt dem andern; ſo folgt hier ein unbeſcheidenes Anliegen dem anderen: die vortrefflichen Stanzen ſtehen gar zu herrlich und wohlgefällig hervor, ſchön wär' es, wenn das Übrige ſich ihnen näherte. Dieſer Wunſch iſt in Goethen erwacht, da ich ihm ſchrieb, daß Gries die Überſetzung zu leſen wünſche, „möchte er bei Leſung des Stücks gereizt werden, weiter fortzufahren, und das Überſetzungsbemühen mit dichteriſchen rhythmiſchen Zierden bekrönen!" Dieſem Wunſche ſtimme ich freilich gar ſehr bei; vorzüglich hatte ich ſchon in Jena ein Anliegen auf dem Herzen, wegen eines Wechſelgeſprächs in Stanzen von ſechs Zeilen, die ſich pag. 227 in der Überſetzung, und pag. 89 im Original befinden, allein ich wagte es damals nicht, gar zu viel zu bitten; jetzt hat unſer Gries, durch die Vortrefflichkeit der erſten Stanzen, eine Annäherung und Gewogenheit ſchon zu den bemerkten Stanzen im zweiten Akt — und wenn das Ganze ihn intereſſiren kann, ſo erhört er auch wohl den Wunſch von Goethe im Allgemeinen des Stücks.

Auch Du alſo, liebſter Freund, ladeſt Dir durch eine Güte der Verwendung, da ſie ſo ſchöne Frucht gebracht, das Anliegen auf, ſie abermals zu erneuern, und der Zenobia hülfreich zu ſein; wer weiß, ob Dein Geiſt dieſer hohen Frau nicht ſchon einſt, in Longins Geſtalt, zugethan war.

Goethe wird Dir heute oder nächſtens ſelbſt ſchreiben.

Lebe, unter den freundlichſten Grüßen, recht wohl! und empfiehl mich Deinem lieben Hauſe freundſchaftlichſt!

Der Deinige.

Einſiedel.

14.

Weimar, den 17. Januar 1813.

Ich war gestern ein kranker Mann, und konnte Deine liebe Zuschrift nicht beantworten; heute habe ich mich vom Lager erhoben, um Dir, theuerster Freund, ein paar Worte zu schreiben. Die Dichtung unseres Freundes Gries ist höchst meisterhaft, ich habe mich ganz verjüngt und gesund gestern, mitten in fieberhafter Dunkelheit, gefühlt, als ich diese schönen Stanzen las, und heute bewundere ich mit mehrerem Sinn die Vortrefflichkeit derselben, indem ich sie mit dem Original verglich; der ganze Sinn des Spanischen ist so treu, so wohltönend und mit solcher Leichtigkeit wiedergegeben, daß durchaus nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wenn mir das Schreiben nicht so schwer würde, und wenn ich nicht befürchtete, daß ich den Meister Gries mit einer Antwort belästigte, so würde ich ihm selbst dieß Alles sagen, und meinen frohen und wärmsten Dank ihm darbringen; sei Du, als ein Mann von beredter weiser Lippe, mein Stellvertreter. Empfange auch Du meinen liebevollen Dank für die thätige Verwendung und den regen Eifer, welche dieser schönen Dichtung das Dasein gegeben haben.

Erst heute konnte ich Goethen die Stanzen senden, und das Manuscript der Zenobia von ihm für Gries begehren; ich erwarte seine Antwort. Um jedoch die reitende Post nicht zu versäumen, so sende ich dieß Blatt ab, und schreibe Dir morgen mit der fahrenden Post wiederum, wenn ich das Manuscript der Zenobia nebst dem Original Dir für Gries sende.

Also für einen kurzen Zeitraum ein herzliches Vale.

Der Deinige.

Einsiedel.

15.

Weimar, den 17. Juni 1815.

Lieber Freund!

Damit ich nicht ganz ſchamroth werde — was eigentlich der Jugend angehört und auch dem Alter nicht unanſtändig wäre — wenn ich vor Dir erſchiene, ſo will ich Deine freundliche Zuſchrift vom 5. dieſes Monats nicht länger unbeantwortet laſſen und dieſes anſprechende Merkmal Deines lieben Andenkens erwiedern.

Du fragſt, lieber Freund, wie ich mein Daſein verlebe? Ich kann darauf blos die wenig intereſſante Antwort geben, daß ich mich dem Geiſt, oder, anſpruchsloſer zu ſagen, der Gewohnheit der großen Maſſe gleichſtelle, die den verworrenen, ſchwer zu entwickelnden Zeichen der Zeit neugierig entgegenſchaut; in dieſer Hinſicht iſt es mir lieb, daß ich kein Prophet bin, ich würde mich ſelbſt überleben, und nichts zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten haben. Du ſiehſt aus dieſem Selbſtbekenntniß, daß ich den goldenen Spruch: vive tibi, noch nicht ganz zu Herzen genommen habe.

In der nächſten Woche beginnt ein Sommeraufenthalt in Wilhelmsthal, der unſerer Großherzogin ſehr wohlthätig ſein wird. Ich wünſchte ſehr, daß Du Dich ſo wohl befinden möchteſt, dieſen anmuthigen Wohnort mit uns zu theilen!

Ich komme, aber nur für einen Tag, zum Hofgericht nach Jena, und hoffe Dich zu ſehen. Empfiehl mich freundſchaftlichſt Deinem lieben Haus. Lebe wohl!

Dein

Einſiedel.

16.

Mein alter, ehrwürdiger und lieber Freund! Ich habe lange geſäumt, Dir für Deinen Lukrez — ich nenne ihn ſo, weil Du ihn Dir ganz angeeignet haſt — meinen herzlichen Dank darzubringen; um Dir ſagen zu können, daß ich zwei Bücher deſſelben geleſen habe.

Das Meiſterhafte Deiner Überſetzung iſt erkennbar, wenn man die Urſchrift auch nicht vor Augen hat, ſo wie ein getroffenes Portrait die Wahrheit des Originals bezeichnet, das uns unbekannt iſt.

Ich möchte, daß Du unſerer Großherzogin, durch Frau von Stein, ein Exemplar Deiner Überſetzung ſendeteſt; ich vermuthe, daß ſie es erwarten könnte.

Unſer ländlicher Aufenthalt iſt von der Witterung nicht begünſtigt; es iſt kalt und feucht. Der nächſte Monat läßt uns beſſere Tage erhoffen.

Ich grüße Dich und die Deinen freundlichſt und herzlich. Lebe wohl, mein Beſter, und gedenke mein!

Ganz und für immer der Deinige!

Einſiedel.

Karl von Dalberg

an

Knebel.

1.

Mannheim, den 27. Februar 1787.

Ich bin ſo begierig auf die herrlichen Balladen aus Oſſians Vaterlande, die Sie, würdiger Mann, uns verſprachen, daß ich Sie hieran ſowohl, als an Hamanns Schrift zu erinnern wage. Die guten und zum Theil philoſophiſchen Stunden, ſo ich mit Ihnen verlebte, gebaren beiliegendes philoſophiſches Geſtändniß, das Ihnen gewidmet iſt. Theilen Sie es doch auch dem edlen Herder mit, weil mir das Motto meiner Schrift vorzüglich am Herzen liegt. —

Dem Herzog empfehlen Sie mich zu Gnaden — und dem gütigen Andenken der Frau von Schard —

Ihr gehorſamſter

Palberg.

2.

Mannheim, den 1. März 1787.

Hochwohlgeborner Freiherr! Durch Überſendung beigefügten dramatiſchen Gedichtes, welches Sie bei der Vorſtellung hier mit Ihrem Beifalle beehrten, erfülle ich hiermit mein Verſprechen; mög' es Ihnen bei der Lectüre nicht auch ganz mißfallen, und ſehen Sie es immer mehr als Verſuch in dieſer Gattung, als ſchon etwas Vollendetes an. Schmeichelhaft und zugleich belehrend wird mir immerhin Ihr Urtheil über dieſes Trauerſpiel ſein.

Unvergeßlich ſind mir noch die wenigen Augenblicke, welche Sie uns hier geſchenkt haben; möge die Rückerinnerung an das ſchöne Heidelberg immer noch den Gedanken und zugleich

den Wunsch in Ihnen erhalten, unsere Gegend zur angenehmen Sommerszeit wieder zu besuchen; ich hätte dann gewiß die Hoffnung, Ew. Hochwohlgeb. Gesellschaft etwas länger genießen zu können.

Ich habe die Ehre, mit vorzüglichster Hochachtung zu sein Ew. Hochwohlgeb.

gehorsamster Diener,
Palberg.

Darf ich bitten, Beigefügtes Herrn Wieland zuzustellen?

3.

Mannheim, den 9. März 1787.

Daß ich auf Ihren letzten lieben Brief nicht früher antwortete, mögen Sie entschuldigen, wegen tausend mannichfacher Abhaltungen.

Sie beurtheilen mich zu gütig! mein an Sie gesandtes Bekenntniß hat das Gepräge der Wahrheit, das ist sein erstes und beinahe einziges Verdienst.

Hier ein kleines musikalisch-metaphysisch-moralisches Schriftchen, das die Verhältnisse der Musik zur Harmonie der Seele angeben soll; wollten Sie doch unserem Herder in meinem Namen eines überreichen.

Auf seine Schrift: Gott! bin ich äußerst begierig. Wenn der edle Mann mir sie gütigst zusenden wollte, würde ich ihm unendlich dankbar sein.

Was sagen Sie zu Jacobi's neuem Glauben von David Hume? Ich liebe diese Art metaphysischer oder vielmehr dialektischer, oder besser sophistischer Irrgärten nicht. Ich weiß nicht, verliert der Leser den Knaul? oder hatte der Schriftsteller selbst keinen? Genug, beide kommen nicht zusammen, und man weiß oft nicht, wohin der Weg gehen soll!

Leben Sie wohl. Ihr Palberg.

4.

Mannheim, den 29. März 1787.

Hochwohlgeborner Herr, verehrungswürdiger Freund! Ihr Tadel iſt Lob; und ich bin nicht wenig ſtolz darauf. Sie haben Recht, manche Dialogen ſind noch etwas zu tiradenreich und zu ſehr gedehnt in meinem Trauerſpiel; ich fühlte es beim Bearbeiten, und wollte doch manche Schönheiten des Originals beibehalten, daher meine Schüchternheit, welche allerdings die ſcharfe Kritik veranlaſſen kann, über ſtellenweiſe Weitſchweifigkeit billige Klagen zu führen.

Mathildens Wahnſinn, welcher Ew. Hochwohlgeb. Gefühle etwas zu beleidigen ſcheint, iſt nach meinem Bedünken weſentlich, um die Thränen einer Wittwe über den Verluſt ihres Gemahls nach unſeren Begriffen dem Zuſchauer wahrſcheinlich zu machen. Zerrüttete Phantaſie rechtfertigt gewiſſermaßen den funfzehnjährigen täglich wachſenden Schmerz eines Weibes, welcher noch durch Einſamkeit und den Anblick einer höchſt romantiſchen Gegend vermehrt und erhöht wird. Mein Ideal war freilich eine Siddons, als ich Mathildens Charakter nach Cumberland anlegte und ausführte, und daß leider die deutſchen Bühnen noch keine ſolche Schauſpielerin haben, iſt zu bedauern. Doch werden Sie in der Vorſtellung gefunden haben, daß Madame Rennſchüb Mathildens Charakter höchſt intereſſant und angenehm dargeſtellt hat, vielleicht würde die allzuwahre und getreue Darſtellung des Wahnſinns, welche die Siddons bis zur Raſerei ſchildert, unſer etwas delicateres deutſches Publikum beleidigen.

Ihre Zufriedenheit über meine Verſification ſchmeichelt mir ungemein. Solcher Kenner Beifall iſt Lohn für langjährige Arbeit, welche die Feile der Jamben erforderte; in demſelben Sylbenmaaße (welches ich der theatraliſchen Declamation ſo höchſt angemeſſen finde) hab' ich ein Drama beinahe ſo weit fertig. Der Stoff dazu iſt ein wohlthätiger Zug aus

des groſsen Montesquieu Leben. Ihre Nachsicht und Güte sagen mir, daſs Sie mir erlauben, auch bald Ihr gründliches Urtheil über diesen zweiten Versuch fordern zu dürfen.

Sehr begierig zu vernehmen wäre ich, ob Wieland mit meinem Mönch zufrieden oder unzufrieden gewesen ist; fast sollte ich Letzteres glauben, da ich auf meinen Brief keine Sylbe Antwort erhalten habe. Wielands Kritik wäre mir eben so wichtig, als ein Beweis von ihm, daſs er mich nicht ganz vergessen hat.

Für die überschickten herrlichen Briefe empfangen Ew. Hochwohlgeb. meinen wärmsten Dank. Daſs ich das Versprechen des Geheimnisses halten werde, sein Sie ganz versichert.

Ich habe die Ehre, mit unbegrenzter Hochachtung zu sein

Ew. Hochwohlgeb.

ganz gehorsamster Diener,

Falberg.

3.

Herndheim bei Worms, den 5. August 1787.

Seit langer Zeit habe Ich nichts von Ihnen gehört, lieber Herr von Knebel; nur unser braver Herzog sagte mir letzt, Sie seien wohl. Die Ursache, warum ich nicht geschrieben, liegt in der Unruhe dieser Zeitläufte und den Festivitäten der Gegend, die kein Ende hatten, und durch die meine Seele wider Willen aus ihrer philosophischen Ruhe gezogen ward.

Müſsig bin Ich doch nicht gewesen; das schöne letzte Werk unseres Herder, sein „Gott," (das er mir zuschickte) interessirte mich so, daſs ich darüber in eigene Spekulationen gerieth, und um ins Klare zu kommen, meinem alten Wege folgte, nämlich die Geschichte, Entstehung, Bildung dieser Idee aus mir selbst entwickelte.

Das Reſultat davon lege ich unſerem Herder vor; da Sie mir einmal über denſelben Gegenſtand ſchrieben, ſo bitte ich, lieber Freund, es zu leſen und mir Ihre Gedanken zu eröffnen. Ich glaube, wir kommen ſo ziemlich überein, oder ſcheiden wir uns auch in Manchem, ſo gewiß doch in nichts Weſentlichem.

Nach meinem Sinn kann ein Vernunft-Beweis Gottes, und zwar lediglich der Spinoziſtiſche (allen anderen entſage ich willig) ſtatt finden. Aber dieſer Beweis zeigt mir nichts als die ewigen nothwendigen Geſetze dieſer Vernunft, d. h. das, was von Gott in ihr liegt. Weiter kann ſie wohl in der Erkenntniß dieſes Weſens nicht bringen; — nebſt dieſem Weg nehme ich den der geſchichtlichen Ueberlieferung, und den inneren (oder der Intuition) an, alſo weder Vernunft allein, noch Glaube allein, ſondern beide zuſammen und vereint führen, dünkt mich, zu Gott. Und den näheren Bezug des Menſchen zu Gott lehrt uns Chriſtus — oder wenn Sie wollen, jeder geoffenbarte Glaube.

Laſſen Sie mich doch wiſſen, in wie fern ſich unſere Gedanken treffen.

Oft und viel ſpreche ich mit der lieben, edlen Frau v. Seckendorf von Ihnen. Sie ſind uns in ſtetem Andenken. Leben Sie wohl.

Dem Herzog empfehlen Sie mich zu Gnaden, ſo auch der Frau v. Schard.

Ihr Halberg.

6.

Beſter edler Freund! Ich danke für Ihren letzten Brief. Ihr Andenken und das Bewußtſeyn, von Ihnen nicht vergeſſen zu werden, iſt mir unſchätzbar.

In dieſer Welt, wo alles wandelt und wechſelt, woran hielten wir uns noch, wenn nicht

„Zwo Knöpfchen unter allen hier,
Lieb' und die Freundſchaft, blieben mir?"

Ach! nur ſie verſüßt uns die Sattigkeit und den Ekel, der uns oft ſo unwillkührlich über das bunte Schauſpiel der Lebensſcenen anwandelt. Ich habe auf Ihren Rath ſogleich Turgots Leben geleſen, das ich noch nicht kannte. Es iſt reich an Welt- und Lebenskenntniß — und zugleich das ſchöne Bild eines reinen thatenreichen Menſchen, kräftig und warm hingemalt. — Doch ſagt man, die Memoires ſollen noch beſſer ſein — ſie ſind aber vergriffen; auch hier habe ich ſie noch nicht ausfindig gemacht.

Ich wünſchte, ein guter Kopf machte ſich hinter der Wuſt des neuern franzöſiſchen Finanz- und Regierungs-Weſens — und ſtellte dieſes in einem hellen Lichte dar; man ſagt mir, Jacobi habe dieſe Idee. Ich weiß aber nicht, ob ſie durch ihn hell werden wird.

Sie wiſſen doch ſchon die neuen Münchner Auftritte, — daß Hompeſch per Litteras pacis vom Kurfürſten wieder berufen ward — weil der Karren gar nicht mehr aus dem Schlamm wollte. Er ward vom bairiſchen Ludwig XV. als ſein Erretter empfangen — entwarf einen Plan — legt' ihn vor, verſprach, die Landſchulden (von drei bis vier Millionen) in einem Jahre ohne neue Auflage, ohne Gehaltsabzüge zu tilgen; Baiern und die Stände frohlockten, aber Oberndorf und Conſorten brüteten Verderben unter ſüßem Hofläcbeln. Hompeſch hatte des Schurken Stubenrauch Entfernung als Conditio sine qua non ſeiner Direktion geſetzt.

Dies ward Motiv und Wirkurſache ſeiner Entfernung. — Stubenrauch und Oberndorf benutzten einige Stunden des Nachmittags, wo der Kurfürſt im Weintaumel lag — und Abends ließ er Hompeſch ſagen, er könne gehen, wo er hergekommen — auch trat er ab und betrug ſich im Ganzen as a man; aber

das Volk hätte beinahe revoltirt, wollte ihn nicht weglaſſen, warf Stubenrauch die Fenſter ein, drohte ihn an die Hausthüre zu hängen, wenn er ſich blicken ließe. Der Burſche mußte entweichen, und der Kurfürſt iſt gezwungen, ihn aus den Geſchäften zu entfernen. Indeſſen hat Oberndorf das ganze Finanz-Ruder in Händen — und im Lande geht's bunt.

Können Sie uns nicht einmal beſuchen; unſere Frau von Seckendorf und ich ſprechen oft von Ihnen! — und wir ſind hier Gott Lob! ſo fern von der Politik — daß ruheliebende Menſchen ſich recht pflegen können. Ihr Dalberg.

7.

Lieber würdiger Freund! Ich hätte gewiß früher auf Ihren letzten Brief geantwortet, wäre ich nicht durch manche Berufsgeſchäfte verhindert worden; denn hätte ich meinem Herzen folgen können, würde ich Ihnen ſogleich meine Freude über den Inhalt Ihres Schreibens bezeigt haben. Es trägt ganz das Gepräge der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe; Eigenſchaften, ſo ich am Menſchen vor Allem ſchätze. Im Ganzen ſind wir auch gewiß eines Sinnes; denn ob ich gleich eine metaphyſiſche Erforſchung des Daſeins und der Natur eines erſten Weſens nicht ganz verwerfe, ſo dünkt mir doch (wie Ihnen), man könne hierin nicht vorſichtig genug ſein, und die Unterſuchung laufe immer Gefahr, auf irgend einer Seite Blößen zu zeigen; Blößen — die um ſo gefährlicher ſind, als ſie auf den praktiſchen Gebrauch unſerer Vernunft ſo großen Einfluß haben.

Denn wer über dieſen Gegenſtand apodiktiſche Gewißheit oder Anſchauung a priori verlangt, geräth endlich in gleiche Verlegenheit, wie der Idealiſt, oder beſſer der Pyrrhoniſt, der, um conſequent zu ſein, die Exiſtenz der Dinge (ſelbſt ſeine eigene) leugnet, weil ſie ihm nicht bewieſen iſt; da nun dieſer Zuſtand

offenbar eher eine Krankheit des Verſtandes, als eine Folge richtiger Vernunftſchlüſſe iſt, und die ſchädlichſten Folgen daraus entſtehen können, muß der Menſch, um nicht ungewiß und ohne Compaß in der hohen See zu ſchwanken, irgend einen Hafen ſuchen, in den er einlaufen kann. Ich glaube den meinigen in der Vorſtellung gefunden zu haben, daß die Erkenntniß Gottes beim Menſchen (da ſeine Vernunft nicht bis zu dieſem höchſten von ihm ſo verſchiedenen Weſen reicht) durchaus hiſtoriſch ſei, und ſein müſſe; daß die Idee dieſes Weſens und das Bedürfniß darnach virtualiter zwar in der Seele liege, von außen aber als ein poſitives Faktum dem Menſchen verkündet werde, ſo per Traditionem von den erſten Tagen der Schöpfung an durch alle Geſchlechter fortgepflanzt, ſich nach Maaßgabe der gereinigten Begriffe der Menſchen auch reiner und intuitiver darſtelle; daß alſo der Unterricht über die Gottheit gleichſam pädagogiſch im Menſchengeſchlechte fortgehe, und wahrſcheinlich auch weiter als dieſe Welt fortgehen werde, je mehr wir uns dieſem erſten Prinzip nähern. Dies iſt auch der Sinn meiner Schrift, und die Urſache, warum ich bei Unterſuchung meines Begriffs von Gott genetiſch zu Werke ging.

Ihr Urtheil über dieſelbe zu vernehmen, bin ich ſehr begierig. Frau von Seckendorff ſchreibt mir: eine vortreffliche Frau (Frau von Schard) habe ſie mit Beifall geleſen; verſichern Sie ſie doch meiner warmen Verehrung. Ich lege Ihnen ein neues Lied mit Muſik für Sie bei. Wie gern unterhielt ich mich noch länger mit Ihnen, aber — Geſchäfte rufen mich ab.

Leben Sie wohl.

Ihr Halberg.

Unſerem vortrefflichen Herder empfehlen Sie mich, und danken ihm in meinem Namen für das Ueberſandte.

K. L. von Knebel's

literariſcher Nachlaß

und

Briefwechſel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Mit Königl. Würtembergiſchem Privilegium.

Zweiter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1835.

Inhalt des zweiten Bandes.

Briefwechsel. (Fortsetzung.)

	Seite
Knebel an seinen Freund Gilbert	1
Ramler an Knebel	29
Anna Louise Karschin an Knebel	45
Gleim an Knebel	49
Friedrich Jacobi an Knebel	69
Boie an Knebel	75
Friedrich Nicolai an Knebel	147
Großmann an Knebel	153
Knebel an seine Schwester Henriette	179
Wieland an Knebel	207
Herder an Knebel	229
Caroline Herder an Knebel	315
Knebel an Herder	355
Knebel an Caroline Herder	371
Lavater an Knebel	397
H. Meyer an Knebel	407
Jean Paul Friedrich Richter an Knebel	415
Matthisson an Knebel	431
Hegel an Knebel	443
Fernow an Knebel	457
J. D. Falk an Knebel	464

J. H. Voß an Knebel 467
Franz Paſſow an Knebel 469
Oken an Knebel 496
Fr. L. Zacharias Werner an Knebel 501
J. A. Wolf an Knebel 504
Chr. G. Schütz an Knebel 508

Briefwechsel.

(Fortsetzung.)

Knebel

an ſeinen Freund

Gilbert.*)

*) S. Bd. I. Knebel's Biographie, S. XIV unten.

1.

Potsdam, den 2. Februar 1765.

Mein guter Gilbert! Endlich habe ich das Ziel aller meiner Wünsche erreicht, und bin den 1. Februar 1765 wirklich zum Junker ernennet worden. Die Umstände sind dabei so besonders, daß ich sie Dir nicht verhehlen kann, da ich weiß, daß Du an allem dem, was mir Glückliches begegnet, einen besondern Antheil nimmst. — Vorgestern, als den andern Tag nachdem der König wieder hieher gekommen, ließ mir der Adjutant beim König, Capitain von Razmer sagen, ich sollte mich auf das Schloß verfügen, allwo er mich dem König präsentiren wollte. Als ich mich dahin begeben, und eine geraume Zeit gewartet hatte, kam endlich der König, welcher vorher ein paar hundert unrangirte Truppen, die man hatte kommen lassen, Mann für Mann ausrangirte. Als er hiemit fertig war, ging er sogleich wieder fort, und hatte mich selbigen Tages nur ein paarmal, als er dicht an mir vorbeiging, stark angesehen. Capitain Razmer sagte mir also, ich sollte morgen wiederkommen, und da ich erschien und beinahe in Gefahr stand, mir in der Antichambre die Füße abzustehen, hieß es endlich: Se. Majestät würden heute gar nicht herauskommen; zugleich kam Capitain Razmer, welcher mir sagte, Se. Majestät hätten mich unter des Prinzen von Preußen Regiment als Junker gegeben, doch sollte ich sogleich das Portepée erhalten, und hätte Hoffnung, in kurzer Zeit Officier zu werden. Ich hätte mir es müssen gefallen lassen, und wenn er gesagt hätte, ich

sollte gehängt werden. Ich ging darauf sogleich mit ihm zum Prinzen von Preußen, welcher eben von der Parade kam. Dieser unterhielt sich ein paar Minuten lang auf das Gnädigste mit mir, und versicherte mich in vielen Ausdrücken seiner Gnade, und daß es ihn sehr erfreue, daß ich unter sein Regiment käme. Hierauf ging ich noch zu Major Bornstett, welcher dermalen das Regiment commandirt, und hiermit war ich zum Junker völlig initiiret.

In der That, mein lieber Gilbert! so possierlich es Dir auch vorkommen mag, daß Dein Knebel, welcher ehemals zu Halle einen Fähndrich für ein Geschöpf hielt, welches der Himmel nur in seinem Zorn erschafft, jetzt noch Junker wird, so sehr bin ich doch davon entfernt, mein Loos für das unglücklichste zu halten, und ich gestehe es freiwillig, daß ich lieber ein Jahr lang Junkersdienste thue, als noch ein halb Jahr Student bin; da ich hier doch Hoffnung habe, einigermaßen wieder in Ruhe und Ordnung zu kommen, welche ich so lange habe entbehren müssen, und woran mir Alles gelegen ist. Übrigens kann ich mir hier desto eher Hoffnung machen, weiter zu kommen, da der Prinz, wie es heißt, den König selbst ersucht hat, mich unter sein Regiment zu thun.

Doch einmal genug von diesen Possen! — Was macht Ihr denn, meine lieben Freunde? Ich denke so oft an Euch, daß ich beinahe glaube, Ihr habt mich vergessen. Heute erhalte ich von dem kleinen Plotho ein allerliebstes Schreiben, da ich eben die ganze vorige Nacht von ihm geträumt hatte, und eben, bei Sonnenaufgang Willens war, ihn förmlich in den Bann zu thun, wenn er mir nicht bald schreiben würde. Küsse ihn dafür einstweilen zweitausendmal, und sage, daß ich es nächstens selbst schriftlich thun wollte. Wird der alte Plotho nicht bald pro gradu Signiferi gravioris armaturae disputiren? und welchen Theil des Criminal-Processes wird seine Disputation abhandeln? Ich Idiot hoffe noch ohne Disputation Fähndrich zu werden. —

Weiter weiß ich nichts, als daß ich morgen zum ersten Male in meiner neuen Montirung Staat machen werde, und daß ich mit Leib und Seele bin Dein und Euer aller

aufrichtigster Freund und Diener

K. L. von Knebel.

2.

Potsdam, den 5. August 1766.

Bester Gilbert! Daß Du, als ein Kettenhund der Themis, gegenwärtig nur sehr wenig Umgang mit den Musen pflegen könnest, das bedaure ich; und um desto mehr, da ich Dich zu beider Gottheiten Dienst wenigstens gleich geschickt hielte. Thue hierin, was einem Geiste, gleich dem Deinigen, anständig ist zu thun, und vereinige sie wenigstens beide mit einander. Wisse dabei, daß die Lorbeern, welche Aganippens heilige Quelle beschatten, nur allein dauerhaften Ruhm verschaffen, und daß also die Eicheln, oder höchstens die Kartoffeln, welche in den Gärten der Themis wachsen, und die nur den Leib mästen, aber nicht das Haupt krönen, ihrer lange noch nicht werth sind.

Der Lorbeer, den Apoll uns weiht,
Entreißt uns der Vergessenheit.
Laß die, die andern Göttern dienen,
Auch andrer Götter Huld verdienen.
Was ist das beste Glück der Welt,
Das in Vergessenheit zerfällt? —
Nein, Freund! Die Dichter jeder Zeit
Vergnügte nur Unsterblichkeit.

Wo ist ein Doctor beider Rechte,
Der aus des Grabes finstrer Nacht
Nur halb so viel zurücke brächte,
Als uns Homer zurückgebracht!

Sie liegen meist, von finsterm Staub zerfressen,
Im Leben unbekannt, im Tode ganz vergessen;
Ihr Ruhm, Ihr Glücke und Beschwerde,
Begräbet sich zugleich mit ihnen in die Erde.

Ihr beſtes Glück entflieht,
Wann um des Dichters Haupt noch ſpäter Lorbeer blüht;
Wann ſich mit jeder neuen Zeit
Aufs Neue auch ſein Ruhm verneut;

Wann blühende Unſterblichkeit,
Die Schrift in mehr als Marmor gräbet,
Die ſeines Namens Ruhm erhebet;
Wann Enkel ihn frohlockend preiſen
Und die ihn kannten, glücklich heißen —
Sieh! welches Glück uns nicht die Muſe leiht!
Nur Lorbeern, die Apollo weiht,
Entreißen uns der Sterblichkeit.

— Doch ſo war wohl unſer Vertrag nicht? Ich mußte Dir verſprechen, Briefe zu ſchreiben, aber ſie mit mittelmäßigen Reimen anzufüllen, das war wohl eine andre Sache, von der bei dem Verſprechen nichts erinnert wurde, und die ich auch beinahe nicht vermuthen kann, daß Du ſie ſo leicht würdeſt zugegeben haben. [Denn es iſt keine ſo ſchwere Sache, ſchlechte Verſe zu ſchreiben, aber ſie zu leſen? — Beantworte die Frage! — Doch dieſes mußt Du nun ſchon einmal meiner Metromanie verzeihen, die, wenn ſie uns andere Dichter einmal überfällt, unbändiger iſt, als die Phantaſie im hitzigen Fieber.

Wir Dichter, kommen wie ins Reimen,
So gehet das ohn' Unterlaß,
Wir fangen an bei Cederbäumen,
Und reimen fort bis zu dem kleinſten Gras.]

Doch nun nicht weiter. —

Die Lieder der Deutſchen des Herrn Ramlers habe ich geleſen, und beſitze ſie ſelbſt. Ich glaube, der Einfall der Verbeſſerung, den er dabei gehabt hat, iſt ziemlich beſonders, und, auf dieſe Art wenigſtens, in der Literatur beinahe unerhört. Ich fürchte, daß er ſich dadurch von allen Seiten her viele Feinde und Widerſprecher zugezogen hat. Von den Herren Hamburger Zeitungsſchreibern hat er ſchon etwas Empfindliches, wegen der darin befindlichen Lieder des Herrn v. Hagedorn, abgekriegt. Sie werden auch vermuthlich hierin nicht die Einzigen bleiben. Es bleibt allemal unrecht, was er gethan hat, und ſeine Ver-

beſſerungen, wenigſtens die ich Gelegenheit gehabt habe zuſammenzuhalten, ſind auch hin und wieder ziemlich ſteif und gezwungen, indeſſen kann man ſie doch immer als feine Kritiken, über diejenigen Lieder, die er gewählt hat, gebrauchen, und in dieſem Betracht können ſie einem Fremden, deſſen Eigenliebe dabei nicht intereſſirt iſt, ziemlich ſchätzbar ſein. Ich verwundere mich aber, demungeachtet, über ſein Unternehmen und über ſeine Dreiſtigkeit.

Die Lektüre, welche Du mir zugeſchickt haſt, divertirt mich, da ich überhaupt die Lebensbeſchreibungen großer Männer außerordentlich liebe. Ich werde ſie ſo lange behalten, bis Du ſie abholſt. Aber ich werde bald damit fertig ſein, wirſt Du auch alsdann ſchon da ſein? —

A propos! Du kennſt ja unſern Freund Horaz? Und Du liebeſt ihn gleich mir? Du weißt, daß ich es ſchon ehmals verſuchte, einige Oden von ihm zu überſetzen. Du kenneſt die Schwierigkeit der Arbeit, und ich brauche Dir nicht zu ſagen, daß man dabei gar wohl eines Gehülfen benöthiget iſt. Seit verſchiedenen Tagen habe ich mich wieder an eine Ode von ihm gewagt, welche mir nicht weniger Hinderniſſe als die andern darbeut. Es iſt die neunte im vierten Buche, Ne sorte credas etc. Wann ich die Überſetzung davon vollends werde zu Stande gebracht haben, ſo will ich ſie Dir überſchicken. Du wirſt ſo gut ſein, und mir die Schwierigkeiten, die ich noch darin finde, auflöſen, und mir zugleich meine eignen Fehler entdecken.

Lebe wohl! Sei verſichert, daß Niemand mit mehr Zärtlichkeit und Aufrichtigkeit ſein kann, als ich

Dein treuſter Freund

v. Knebel.

3.

Potsdam, den 28. November 1766.

Mein guter, lieber Gilbert! Unser Freund kann wohl nichts dafür, daß er Dein Individuum, in einer so weitläuftigen Stadt, wie Berlin ist, und in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes daselbst, nicht hat finden können? Wer mußte Dich just in die neue Grünstraße verbannen, um Dich dem nachspürenden Fleiße eines Freundes desto mehr zu entziehen? Jedoch, Glücks genug! daß ich Dich demungeachtet gesprochen habe, ich habe doch dadurch erfahren, was ich vielleicht, wenn es blos auf Dich angekommen wäre, niemals mehr erfahren hätte, daß Du nämlich noch unter den Lebendigen bist.

Wie glücklich, wie angenehm würde mir eine Überraschung von Dir hier in Potsdam sein! Aber ich überlasse es nun auch dem treuherzigen Juden Appella, diese Versicherungen zu glauben, seitdem ich nun schon einmal seit verschiedenen Monaten sehr vergebens auf ihre Erfüllung gewartet habe.

Daß Du Deine Zeit so gut gebrauchst, dazu wünsche ich Dir Glück. Für mich ist dieses verloren. Ich opfere zwar auch noch dann und wann den Musen, aber es scheint, als wenn solche an meinem Weihrauch keinen sonderlichen Gefallen trügen. Freilich wollte ich, daß Du etwas weniger über die Last Deiner übrigen Arbeiten zu seufzen Ursache hättest. Aber wo ist dieses anders?

> τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
> Ἀθάνατοι —

und wenn Du Dir durch Deine Geschäfte Ehre und Unterhalt erwerben willst, so wird solches niemals ohne Arbeit und Mühe geschehen können. Ich glaube noch dazu, daß Dich Deine Geschäfte nicht einmal so von dem Umgange der Musen zerstreuen, als die unsrigen, welche zwar eigentlich nichts sind, aber doch diejenige Zusammenfassung der Seele, welche zu

jeder Wiſſenſchaft gehört, mehr hindern, als die entfernteſten Studien.

Zu der Bekanntſchaft mit Ramlern und Leſſing wünſche ich Dir gleichfalls ſehr viel Glück! Die Beſtimmung des Letztern iſt mir zum Theil ſchon bekannt; ich wünſche nur, daß ſolche von gutem Erfolge ſein möge. Ungeachtet der Entfernung dieſes wird Dir doch der Umgang mit Herrn Ramler ſehr viel zu der Liebe zur dramatiſchen Dichtkunſt beitragen können, welche Du gegenwärtig beſitzeſt. Ich lobe ſolche, und ich muß geſtehn, daß ſie mich ſeit einiger Zeit gleichfalls mehr eingenommen hat, als ſonſt. Stelle Dir vor, ſie hatte mich jüngſt ſchon beinahe ſo weit verführt, daß ich mir ſelbſt ein Sujet zur Bearbeitung eines theatraliſchen Stückes ausſuchte. Fürchte nichts! Ich habe ſeitdem ſchon wieder allen Muth und Gedanken dazu verloren. Kein Plan! Kein Entwurf! Nichts blieb mir, als eine einzige Scene, welche ſich aber in alle Trauerſpiele der ganzen Welt ſchickt — oder vielleicht in kein einziges! Indeſſen hoffe ich doch, daß ich in kurzem ein paar ungedruckte Trauerſpiele von einem Freunde bekommen werde, die ich vielleicht ihr Glück auf hieſiger Bühne — wenn ſolche wieder hieher kommen wird — verſuchen laſſe.

Die Nachricht von einer neuen Ausgabe der Gedichte des Herrn Ramler hat mich ſehr erfreut. Ich bin ungemein begierig darauf. Ich habe mir von Berlin die kürzlich herausgekommene mitgenommen, worin ich aber nichts Neues — ich nehme die Ode an Krauſe aus, welche mir noch nicht bekannt war — gefunden habe.

Auf Herrn Leſſings Schriften freue ich mich gleichfalls. Sie hatten vielleicht hie und da eines kleinen Umſchmelzens nöthig. — Nun habe ich genug geplaudert! Lebe wohl, beſter Freund! ſchreibe mir bald wieder! und melde mir doch mehrere dergleichen angenehme Nachrichten! A propos! darf ich nicht

die zärtlichen Lieder ſehn, die Du aus ſiebenfach tönenden Saiten ziehſt? — Ich bin bis in den Tod

Dein treuſter, zärtlichſter

Amadeus.

Soll ich Dir noch zum neuen Jahre Glück wünſchen? oder darf ich glauben, daß Du ſo etwas nicht mehr von mir verlangſt?

4.

Potsdam, den 22. October 1767.

Umſonſt! Es iſt umſonſt, mein Wertheſter! daß ich Briefe von Dir erwarten kann. Es ſcheint, daß Deine Faulheit — oder Dein Fleiß ſich in dieſem Punkte wider die Erfüllung meiner Wünſche verſchworen haben. Was ſoll ich ſagen? Ich befürchte, Dein Phlegma dadurch nur wenig in Aufruhr zu ſetzen, wenn ich Dich einen Treuloſen nenne. Einen Treuloſen? — Und dieſer biſt Du. Wie ſoll ich anders ein Verfahren benennen, welches eine Sache ſo freventlich vernachläſſiget, welche ſo heilig angelobet werden? Oder meineſt Du, ich habe nur im Scherze eine Sache verlangen können, welche mich ſo nahe intereſſirt, wie Deine Briefe? — Ich will nichts von der Verbindlichkeit ſprechen, welche Dir ſo rechtmäßig obgelegen hätte — und doppelt, als einem — aber leider! wie ich ſehen muß, nur heuchleriſchen Prieſter der Themis — den Empfang des überſchickten Geldes anzuzeigen. Ich weiß nicht, wie ich, alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, Deinen Charakter mehr retten ſoll? In der That, ſie ziehen einen ziemlich ſchwarzen Firniß über denſelben, und ich zweifle, daß Deine Geſichtsbildung und Deine rabenfarbenen Locken etwas Finſtreres prophezeihen könnten, als Dein Betragen gegen mich, in dem Du einen Freund erkennen willſt, bezeugt.

Nur Eine Ausflucht bleibt mir hierbei zu Deiner Entſchuldigung noch übrig; und ob ich auch hierin meiner Hoffnung nicht vergeblich geſchmeichelt habe, dieß ſoll mich die Zeit lehren. Ich bilde mir nämlich ein, daß Du mir nur darum nicht eher geſchrieben, weil Du noch nicht die verſprochenen Gedichte ſämmtlich abgeſchrieben, welche ich ſo ſehnlich von Deiner Hand erwarte, und weil Du mir, ohne dieſelben, nicht gern ein Schreiben überſchicken wollteſt. Iſt es dieſes? — Hier haſt Du die Hand zu unſerer Verſöhnung, mein Theuerſter! — Wo nicht! ſo fürchte die raſende Furie meiner Verfolgung, welche Dir, mit entblößtem Dolche, mit der flammenden Fackel in der Hand, in jedem Winkel Deines Aufenthaltes nachſpüren wird. — Hier haſt Du Dein Loos! Bedenke es und richte Dein Verfahren darnach ein!

In dieſer Erwartung, und in der Erwartung, daß Du mich mit Deiner unendlich ſchätzbaren Freundſchaft noch ferner beglücken wirſt, bin ich Dein

aufrichtigſter treuſter Freund
v. Kleiſt.

5.

Potsdam, den 11. December 1767.

Mein lieber Gilbert! Endlich ſehe ich, daß Dein Herz gegen Deine Freunde erweicht! Endlich hoffe ich, daß Du das Gefühl wieder bekommen werdeſt, welches das Geräuſch der Themis bei Dir ſchon beinahe ſtumpf zu machen anfing. Sehnlichſt erwünſchte Palinodie! die ich unſerer Freundſchaft ſchon lange zu ſingen Luſt empfand. Du willſt mich beſuchen! Und zum Unterpfand Deiner Perſon ſoll ich einſtweilen die koſtbaren Kleinodien von zwei Kamleriſch-Horazſchen Oden haben! Dieſes iſt für mich ein Wechſel, auf den ich jedes Capital meines

Glaubens und meiner ſichern Zuverſicht willig ausleihe. Aber warum derſelben nur zwei! Warum darf ich ſie nicht alle haben? Ein halb zurückbehaltenes Herz iſt kein Herz, und ein halb verſicherndes Schwur kein Schwur. Ich will ſie alle haben! Durchaus alle. Und die Epilogen der Madame Döbbelin noch oben zu. Sonſt ſollſt Du zu einem übeln und ſchlecht eingerichteten Zimmer noch einen widrigen und verdrüßlichen Wirth finden, der bei jeder Gelegenheit Dich an die übrige Hälfte Deines Verſprechens erinnern wird. Dennoch ſollſt Du mich zum Wirthe finden — und mich allein. Das rathe ich Dir! Iſt mein Zimmer gleich nicht bequem, einen Freund zu empfangen, ſo iſt es mein Herz deſto mehr; und dieſes erwartet Dich mit dem ſehnſuchtsvollſten Verlangen. Auf Kleinigkeiten ſiehſt Du nicht. Eſſen und Trinken und zur Noth ein Bette wirſt Du bei mir finden. Um eines Freundes willen mußt Du ſchon im Übrigen Deine Bequemlichkeit auf ein paar Tage außer Augen ſetzen. Lebe wohl! Ich danke Dir nochmals für das Gedruckte und für das göttliche Stück Alexanders-Feſt. In Erwartung Deiner und des Obengedachten bin ich Dein

aufrichtigſter Freund und Diener
von Knebel.

6.

Potsdam, den 17. Juli 1791.

Mein lieber Gilbert! Hier überſchicke ich Dir die bittere Satire auf den Grenadier. Zugleich danke ich Dir nebſt Deiner Frau Gemahlin für die mir in Berlin erwieſene Gütigkeit.

Ich bin geſtern ſchon um halb acht Uhr hier geweſen, ſo ſehr hat der Eifer, nicht zu ſpät zu kommen, meinen Braunen angetrieben. Derſelbe hat auch verurſacht, daß ich bei meiner Abreiſe etwas mürriſch geweſen, welches Du Deinem alten wunderlichen Freunde verzeihen wirſt; denn in den Koſten zu

kommen wäre für dießmal kein Spaß für mich geweſen, und ſo bin ich ihm noch entronnen.

Grüße den Herrn Kamler, wo Du ihn nur ſiehſt, von mir. Sage ihm, daß ich es ſehr deutlich empfände, daß Ein Tag bei ihm mehr werth ſei, unendlich mehr, als ein ganzes halbjähriges Collegium über die ſchönen Wiſſenſchaften. Bitte ihn aber zugleich, daß er in Zukunft nicht mehr miſstrauiſch gegen mich ſein möge, und mir unbeſorgt ſeine Heiligthümer anvertrauen könne.

Die andern Manuſcripte, ſo ich von Deiner Frau Gemahlin erhalten, werde ich erſt abſchreiben, und dann mit vielen Händeküſſen überſchicken. Lebe wohl indeß, mein Theuerſter! Opfere dem Ulpian nicht zu ſehr, ſondern zuweilen auch den guten Muſen, und liebe und denke an Deinen

treuſten Freund

v. Knebel.

7.

Potsdam, den 6. November 1770.

Endlich darf ich doch zu meinem Gilbert kommen! Bis er von ſeinem Freunde aus Rathenau wird zurückgekehrt ſein, ſo dacht' ich, ehe willſt du ſeine Ruhe nicht ſtören. Nun iſt er es; oder mein ganzer Calcule müßte vernichtet werden ſein! —

Was machſt Du denn, mein ehelicher Freund? — Oder darf ich Dich noch meinen Freund nennen? — Gewiß! Die ganze Sympathie meiner Seele ſagt es mir. Gewiß, mehr das Ernſte als das Weithinflatternde zu wählen, geſchaffen, tief in der Seele und redlich und zärtlich zu empfinden, und — wollte Gott! daß dieſes Alles bei mir mit Deiner reifen Klugheit verbunden wäre! — wie könnten ſich ſolche Seelen trennen!

Aber nicht weiter auf diesem Wege! Es ist nicht unser, den Werth unsrer Freundschaft aufzudecken! Er sei bedeckt mit einem heiligen Schleier!

Was machst Du also, edler Freund? Welche neue Bestimmungen ruft Dir Deine edle Seele zu? Darf ich sie wissen, o so gieße sie aus! Hier, in diesen Busen, der nach Deinen Geheimnissen, nach den Regungen Deines Herzens schmachtet!

Ich selbst, ich darf Dir von mir nichts sagen! Mein Herz ist unruhig, unruhig wie die Wogen des Meeres. Kannst Du die Krankheit meiner Seele heilen? O sei dieser gütige Arzt! Aber es ist schwer, eine Krankheit zu heilen, deren Grund so verborgen und so tief in den Fäserchen unsers Herzens liegt.

Wir haben Gleim und Jacobi*) diese Zeit hier gesehen. Sie sind zu verschiedenen Malen bei mir gewesen. Gegenwärtig sind sie in Berlin, und ich hoffe, daß Du ihre Bekanntschaft machen wirst. Jacobi hat mir recht sehr gefallen. Er hat ein einem Dichter anständiges Herz. Ich bin so glücklich gewesen, in den Besitz desselben zu gerathen; und dieß ist nicht schwer.

Sage mir doch, wie sie mit Ramlern zusammen gewesen sind? Und überhaupt von ihrer Aufnahme in Berlin. Jacobi hat mir geschrieben, daß er sich sehr daselbst gefällt. Sie werden künftigen Montag abreisen, und alsdann werde ich sie bei Gleims Bruder wieder sprechen. Ich hoffte, diese Zeit noch nach Berlin kommen zu können, aber es wollte nicht gehen.

Was macht Deine liebe Gemahlin, die gute Dorilis? Empfiehl mich ihr ganz, und küsse mir Deine lieben Kinder.

Unserm Dichter Ramler empfiehl mich, so viel Du kannst. Aber zeig' ihm meinen Brief nicht! Noch ist er mein Lieblingsdichter, ob er gleich derjenige ist, der mir den Weg zum Parnaß, wenn ich ihn jemals besteigen soll, am sauersten gemacht hat.

---

*) Der Dichter Joh. Georg Jacobi. D. Red.

Ich habe hier einen neuen Dichter auf der Spur, der auch wie wir einen blauen Rock und ein Port d'Epee trägt. Er verſpricht mir viel Gutes. Urtheile aus dieſem einzigen Gedanken, den ich aus einem Stücke herausgeriſſen habe. —

Die Weisheit liegt verſteckt auf Jupiters Thron,
Der bis zum letzten Himmel reicht. —

Wenn eine ganze Ode in dieſem Geiſte verfertigt wäre, ſollte es nicht ein Meiſterſtück einer moraliſchen Ode ſein? Und moraliſche Oden fehlen uns noch ſo ſehr, da Romler dieſe Bahn nicht betreten will. —

Lebe wohl! Ich muß in dieſem Augenblick zu meinem neuen Dichter eilen. Könnte ich doch bald Dir etwas Würdiges von ihm überſenden! Aber Du ſchweigſt! —

Antworte mir, wenn es Dir gefällt, bald; damit ich weiß, wo Du Dich aufhältſt, und Dir auch ohne Antwort ſicher ſchreiben kann.

Für das ſchöne Gedicht Deines Freundes danke ich Dir von ganzem Herzen. Es ſagt den Werth meines Gilberts ſtark, und doch nur zur Hälfte.

Ich umarme Dich und bin Dein Kinebel.

8.

Potsdam, den 27. (November) 1770.

Winaucke kommt von Berlin zurück und ſagt mir, daß mein Gilbert noch, wie ſonſt, mein alter Freund ſei. Ich glaubte ihn beleidigt zu haben, und mußte daher etwas zweifeln. Seine Großmuth, ſein Herz läßt mir keinen Zweifel übrig.

Du läßt mir nicht ein Wort ſagen, ob Du meinen letzten Brief erhalten haſt? Ich möchte es doch wiſſen, zumal da der Brief von Deinem Freund Blume darin befindlich war.

Winancke sagt mir, daß vermischte Gedichte von diesem herausgekommen sind. Ich bin begierig, sie zu lesen. Der Mann denkt sehr gut. — Was sagst Du aber wohl zu Deinem faulen Freunde, der sich nicht einmal noch durch ein gutes Liedchen Deiner Freundschaft würdig gemacht hat? Was Du sagest? — Du suchest die Freundschaft nicht in der Kunst zu dichten — und Du hast Recht! Denn gewiß, wenn man von dem freundschaftlichen Herzen auf die Gabe zu dichten schließen wollte, mein Gilbert müßte der erste Dichter unserer Zeiten sein. — Aber doch sollst Du an Deinem Freunde noch nicht ganz verzweifeln, daß Du nicht seinen Namen auch einmal unter den Dichtern finden wirst. Er liebt sie zu sehr; ihre Kunst zu sehr. Er ist auch vielleicht auf dem Wege des wahren Geschmacks! Noch fehlt ihm nur Begeisterung, die er sich von seiner Jugend zurückzurufen wünscht, und die ihm nur die Ruhe allein wiedergeben kann — und wird, sobald sie ihn unter ihre Schatten nimmt. — —

Nichts von Gleim und Jacobi's Aufnahme in Berlin? Nichts von den dortigen Musen? Ramler soll ja krank sein? Apollo, der Arzt und Dichter, wird seinen ersten Sohn nicht fallen lassen! Und ihn — meinen Freund! Versteht sich der Gott nicht auf die Freundschaft? Ach, wie kann der Gott der Dichtkunst ohne Gefühl für die Freundschaft sein! Er soll mir ihn heute noch gesund machen, und ihm zehnfach verlängertes Leben für diesen kurzen Verlust seiner Gesundheit geben! —

Mit was beschäftigt sich denn sonst Dein Herz? Doch nicht mit Akten? Wie glücklich bin ich, daß ich damit nichts zu thun habe! Ich hasse in aller Art die Processe und auch nur die Kenntnisse davon — ob ich ihnen gleich sonst ihren Ruhm lassen will. Aber die Beschäftigung mit uns selbst ist ein weit besserer Gegenstand unserer Seele. Sie unterhält und nützt — und nützt unendlich. Sie soll daher, so lange ich in diesem Stande bin, da ich der Welt ohnehin nicht viel nützen kann, meine Hauptbeschäftigung bleiben. Ich habe mir in

dieſer Idee vor einigen Tagen ein Journal oder Tagebuch meines Lebens gemacht, worin ich mir Alles, was in meiner Seele vorgeht, aufzeichne, und keinen Tag vorbeilaſſe, ohne mir etwas davon geſagt zu haben. Ich hoffe noch gute Früchte daraus zu ziehen. Es ſoll der Cenſor meines Lebens werden. Die Redlichkeit und Unparteilichkeit hab' ich mir ſelbſt, — ſoviel man ſich dieß kann, — zugeſchworen. Ich will darin als ein mittelmäßiger, oder guter, oder ſchlechter Mann erſcheinen; aber wenigſtens der, der ich bin. — Dieß iſt mein großes Vorhaben! Zwar nur für mich groß, aber, wenn es auf die Selbſtverläugnung ankommt, manchem andern nicht zu vergleichen.]

Lebe wohl, mein liebſter Gilbert! Ich ſchreibe Dir bald wieder, oder beſuche Dich wenigſtens einmal, zu der Oper Montezuma. Empfiehl mich Deiner lieben Gemahlin, die ich — beinahe ſo ſehr liebe, als Dich! Ich küſſe ihr die Hand und bin Dein

treuer Knebel.

9.

Potsdam, den 29. Juni 1771.

Mein guter Gilbert! Ich muß Dir in Eile eine äußerſt verfängliche Sache berichten, wonach Du, gebührendermaßen, Deine Maaßregeln ergreifen wirſt. Ein gewiſſer Lieutenant Rappin hat ſich ſeither der halb Verſemacher- halb Dichterkunſt des ehrlichen Soldaten Naufeyſen*) (aus ſeinem Regimente) bedient, um einer gewiſſen Prinzeſſin daſiger Gegend, unter ſeinem eigenen Namen, Wappen und Schilde die Cour damit zu machen. Jetzt erfährt dieſer Menſch, daß ein Theil dieſer Gedichte in fremder Leute Händen ſei, daß dieſelben als von Naufeyſen ſollen gedruckt

*) Ein damals bekannter Naturdichter. D. Red.

werden, daß also dadurch sein Betrug sichtbar werde, und indeß jenes Namen blühend werden soll, der seinige an den Pranger komme. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß, zumal da die Liebe mit dabei interessirt ist, dieses ihm nicht gleichgültig sein könne. Er ist daher äußerst darüber entrüstet, insanit, furit, er schreibt an unsern Byern die verzweifeltsten Briefe, er will die — nun nicht mehr seinigen — Gedichte wieder, und schwört, er müsse sich an dem Verräther rächen. Das Leben des Menschen ist ein edel Ding. Von Mutterleibe an werden wir mit Mühe und Sorgfalt von unsern Eltern erzogen; dann, wenn mir allgemach männlicher werden, was wenden wir nicht Alles selbst an, uns solches zu erhalten? Welche Gefahren scheuen wir? Welche Drangsale, oft bitterer als der Tod, aber doch noch immer süßer, so lange wir noch dabei das süße Fünkchen Leben glimmen sehen. Selbst das entblätterte Haupt des Greises neigt sich tiefer und will die Sense des Todes über sich hinweggehen lassen, noch an dem Rande seines Grabes setzt er sich nieder und hofft daselbst ein Weilchen ausruhen zu dürfen. So werth ist das Leben der Menschen.

Wenn Dir also dieses Leben auch werth ist, so sende, ich bitte Dich, eilend die Gedichte des Soldat Kaufseyen wieder an mich wohlbehalten zurück. Es ist die äußerste Gefahr, ich warne Dich! Irgend eines Sterblichen Leben oder Untergang hängt sich auf der Schneide eines Scherenmessers!

Im Vorbeigehen muß ich Dir nur noch sagen, daß mir Boie geschrieben und mich äußerst gebeten hat, ihm doch einige Stücke von Herrn Kamler, entweder von diesem selbst oder von dessen Anonymus, zum Beitrage seines künftigen Musenalmanachs zu verschaffen. Da ich nicht weiß, wie bald ich nach Berlin kommen kann, indem mir für's Erste noch immer Potsdam, wo ich zu drei Nächten auf die Wache ziehen muß, und wo man der Göttin Freundschaft einen Tempel von weißem Marmor errichtet hat, recht gut gefällt, — da ich dieß also nicht weiß, so ruf' ich Dich als meinen Heiligen an, obi-

ges Werk ſtatt meiner zu verrichten. Du wirſt gewiß allen gebührenden Dank davon einernten. Aber vernimm dabei die vorſichtige Ermahnung des Horaz:

Si validus, si laetus erit, si denique — quasi — poscet,
Ne studio nostri pereas. —

Lebe wohl, und glaube, daß in Potsdam, auch noch außer dem Marmortempel, ein Herz ſchlägt, das die Freundſchaft zu bewahren gewürdiget hat. Ich empfehle mich Deiner Frau Gemahlin, Dir und den Deinigen, und bin Dein

v. Knebel.

10.

Potsdam, den 26. October 1771.

Ich kann nicht anders, mein lieber Gilbert, ich muß meine letzthin an Dich gethane Bitte wieder erneuern. Das iſt nicht hübſch, ſeine Freunde auf dieſe Art zu beläſtigen! Aber wer kann dafür, wenn uns die Noth zwingt, eine Zeitlang Schutz bei ihnen zu ſuchen? Wahrlich, mein lieber Gilbert, meiner Ehre und meiner ganzen Exiſtenz liegt zu viel daran, daß ich das erwähnte Geld in kurzer Zeit beſitze. Wie würd' ich Dir ſonſt ſo inſtändig anliegen, da ich weiß, daß Du kein Gripus biſt und keines Gripus Schätze haſt. Du mußt aber ein Mittel erfinden, mir dazu zu verhelfen. Bei unſerm größtentheils mit Recht übel beſchriernen Soldatenſtande geht ſolches für mich gar nicht an, und wenn ich nach Hauſe ſchreibe, ſo laufe ich Gefahr, von meinem Vater dießmal eine abſchlägige Antwort zu bekommen, der mir ſonſt noch nicht leicht etwas abgeſchlagen hat. Ich beſchwöre Dich alſo, Dich noch einmal der rufenden Freundſchaft anzunehmen! Die Göttin, die Dein redliches Herz kennt, wird es gewiß belohnen.

Mein Oberſter hat mir geſtern erzählt, daß er mich das

zukünftige Jahr ohne Zweifel auf Werbung in das Reich schicken müßte. Sollte dieses sich zutragen, so könnte ich alsdann desto leichter Anstalten zur Wiederbezahlung treffen. Aber ich muß mir vor Allem das gute Zutrauen, das man hier in mich setzt, erhalten. — Mit Gilbert, dem Musenfreunde! —

Ich muß Dir nur sagen, daß ich die neulich bei Dir hergeschrieene Ode auf die Tonkunst wieder gelesen und sie in den kürzlich herausgekommenen Gedichten (wenn man die versähnlich gedruckten vielen Zeilen so nennen darf) Eures Herrn Geheimen Raths Himm (oder wie er heißt) gefunden habe. Ich glaubte sie damals von Blum, und fand sie noch so so, erträglich. Jetzt aber auch dieses nicht mehr. Euer Arzt Zimmermann ist, wie ich höre, gestern hier angekommen. Aber, ich Unglücklicher! ich habe die Wache, und kann nicht zu ihm kommen.

Die Musen bekommen jetzt ganz neue Reize für mich, mein Gilbert! Ein musenloses Leben kommt mir ganz betrübt vor, und ihnen alle Tage desselben weihen zu können, das süßeste Loos. Ich selbst mache noch Versuche, aber ein stärkerer Gott soll mich noch dereinst bewaffnen — wenn erst, vielleicht, mein Leben mit etwas dauerhafterer Seide wird durchflochten sein.

> Carmina secessum scribentis et otia quaerunt;
> Me mare, me venti, me fera jactat hyems.
> Carminibus metus omnis abest; ego perditus ensem
> Haesurum jugulo jam puto jamque meo.
> Da mihi Maeoniden, et tot circumspice casus,
> Ingenium tantis excidet ille malis! —

Ich will Dir hier ein paar von meinen Versuchen abschreiben. Ich habe sie Ramlern gegeben, und, soviel ich errathen kann, haben sie seinen Beifall. Er will sie noch etwas feilen. Sage ihm aber nichts davon, und zeige sie überhaupt keinem Menschen, bei aller unsrer Freundschaft!

Ich empfehle mich Deiner Frau Gemahlin und küsse Deine lieben Kinder!

Lebe wohl! ich umarme Dich! v. Knebel.

An Daphnen.

Sei ruhig, Daphne! laß nicht den nächtlichen Gram
In immerwährender Fluth die Wange bethaun.
Die Götter lieben dich; sie haben
Der Menschheit höheres Loos dir erwählt.

An deiner Wiege stand einst Cythere, und sah
Das süßerlächelnde Kind gefälliger an,
Und gab ihr dieses Wohlgefallen,
Und diesen grazienähnlichen Reiz:

Da blickte Amor erstaunt, und flattert' und rief
Den rosenfiedrichten Schwarm, und füllte mit ihm
Die umgestürzten leeren Köcher
Hoch bis zum goldenen Kranze hinan:

Und Zeus sah schmeichelnd herab von himmlischer Burg,
Und sprach: Auch Weisheit geb' ich, und edles Gefühl,
Und einst ihr dieses Herz! — da schuf er
Mich, der vor deinem Altare hier kniet.

An Fuskus.

Den Sieg des Amors und wie Lycimnien
Er unter dein Joch mächtig gebändigt hat,
Dann deinem Schlaf die Myrth' umwunden,
Sann ich, mein Fuskus, der neuen Laute:

Allein Apollo griff in mein Saitenspiel,
Verwegner, schalt er, in fremde Gunst vertieft
Wagst du ein sterblich Lied zu singen,
Jetzt, da Lykoris Huld dich beglücket!

Sie, deren Liebe dir diese Laut' erwarb,
Die durch sie herrlich glänzender strahlen soll,
Als dorten Orpheus Leyer strahlet,
Oder die Laute des Hesperiden,

Der einst im Thale einsamer Liebe pflog;
Ihm rauschte fühlend heiliger der Buchenhain,
Und jeder hohe Wipfel neigt sich
Bei der unsterblichen Laura Namen.

11.

Potsdam, den 3. September 1772.

Ich kann wohl meinen einsamen Nachmittag auf der Wache nicht besser anwenden, als wenn ich an Dich schreibe, mein Geliebter! Erhalt' ich auch gleich keine Antwort, was ist daran gelegen! wenn ich nur weiß, daß Dich mein Brief erreicht hat.

Laß Dir also fürs Erste erzählen, daß ich auf den gestrigen guten Abend bei Dir eine ziemlich gute Nacht und heute einen Morgen gehabt habe, der nicht schöner sein konnte. Ich wollte eilen, den Sonnenaufgang erst hinter Zählendorf zu erblicken; die Königin des Tages übereilte mich aber, und stieg im einsamen Pomp, begleitet von kühlen Winden, noch eine gute Strecke vor meinem gesetzten Termin auf. Sie forderte meine Begrüßung, und ich ertheilte ihr solche, beinahe ein paar Minuten. — Aber alsdann wieder auf den Braunen los, und gegen halb 7 Uhr war ich in Potsdam. Ich fand einen Brief von Boie auf meinem Tisch. Er war mir nicht unlieb, da ich gar nichts Neues von Berlin mitgebracht hatte. Herr Boie läßt unsrer Erwartung große Augen über seinen künftigen Almanach machen. Herr Wieland besetzt allein einen ganzen Bogen darin. Nichts von Gleim, von Jacobi, von Käßner, aber ein Denis, als Romanzenschreiber, ein Michaelis, verliebt, ein Dusch, Barde; das sind lauter Phänomena, die allda erscheinen werden. — Und hier, siehe, ein Briefchen an Herrn Ramler, das Du wohl besorgen wirst, und eine kurzweilige Schnurre, von dem Dichter, dessen Ausbrüche an die Phantasie ich Dir gestern vorlas! Es ist eine Parodie der Ode Aequam memento etc. — Aber ich brauche lateinische Lettern und dazu eine andere Feder! — Nun! —

Parodie.

Stets wohne Gleichmuth, wohne Zufriedenheit
In deiner Seele, wenn dir der Recensent
Ein Weihrauchhörnchen streuet, oder
Spöttischen Tadel und Grobheit ausströmt.

Des ernsten Weisen, welcher bis an den Bart
In Büchern sitzet, Bogen auf Bogen schreibt,
Des Tändlers, der den Tag verhaset,
Harret die Klaue des Knochenmannes.

Drum lass ins Zimmer, wo dir der Ofen und
Der Lehnstuhl winken, blauer Wachholderduft
Vom Rauchfass strömt, und Frühlingsscenen,
Vögel und Blumen die Wände schmücken.

Die Knasterrollen, Pfeifen und Fidibus,
Zum Trunke bringen, den Martinique zeugt,
Bevor die Parze deinen Faden,
Mitten im Fluge der Spindel, kürzet.

Dann wird die theure Bibliothek verkauft,
Die zentnerschweren Bücher in Folio,
Die Dichter, die mit bunten Blumen,
Goldenen Titeln und Schnitten prangen.

Des Todes Sichel mähet dein Leben ab,
Du magst mit Ramlers Fluge der Ewigkeit
Entgegenfliegen, oder braunem
Pfeffer und Würze zur Hülle dienen.

O Freund, der Pressen Ewigkeit ist ein Traum
Das Schicksal stürzet früh oder spät das Lied
Des schaalen Reimers und des Dichters
In der Vergessenheit Nacht hinunter.

Wie gefällt Dir das? — Es ist nicht ohne Laune! Ich erhalte noch eines an die platonische Liebe von demselben Dichter, und ein paar andere von einem andern, die nicht ohne Verdienst sind. Auch Deine Lieblingsode, wie Du mir sagtest, Sic te diva potens Cypri etc. erhalt' ich übersetzt. Wenn ich wieder nach Berlin komme sollst Du Alles haben. Abschreiben mag ich nicht gern.

Ich muß auch heute damit aufhören. Das nächste Mal schreib' ich mehr. Unsere Krieger sind aus Schlesien wiedergekehrt. Lebe wohl, und nimm meinen herzlichsten Dank für die gute Bewirthung, und ein Gleiches, nebst meiner Empfehlung, an Deine Frau Gemahlin. Die guten Kleinen küsse ich.

v. Knebel.

12.

Potsdam, den 6. Mai 1773.

— Unsern vortrefflichen Ramler liebe und bewundere ich gleichfalls täglich mehr. Danke ihm nicht minder für seine mir erzeigte Freundschaft. Ich brauchte wenigstens ein halbes Jahr, um mich mit ihm gehörig zu besprechen und seiner Einsichten hinlänglich zu genießen. Jetzt hab' ich nur Eines von den Hauptstücken bei ihm vergessen, und dieß ist, ihn zu bitten, mir über die folgenden Verse, meiner Probe aus dem Virgil, gleiche Kritik zu geben, wie er solche den zwölf ersten so vortrefflich von ihm übersetzten Zeilen beigefügt hat. Ohne diese Hülfe kann ich schlechterdings nicht fortfahren, auf seiner Bahn weiter zu gehn, wenn ich ja noch so stolz werden sollte, dieses zu versuchen. Du wirst, mein Liebster, diese Bitte für mich anbringen, und ich erwarte mir von dem reichen und freigebigen Dichter bald Erhörung.

Meine Aussicht auf Berlin, die ich Dir zuletzt kund that, verschwindet. So lange der Hofrath Borckward da ist, sagt man mir, würde ich nicht reüssiren. Man verspricht mir, sogleich nach der Revue, also ungefähr in vierzehn Tagen, meinen Abschied. Was dann? Ich werde geradezu in das Haus meines Vaters zurückkehren, und von dort aus sehen, wie ich noch einst mein Projekt, mich in Berlin zu etabliren, ausführen kann.

Von Blum hab' ich auch bei meiner Rückkehr einen Brief vorgefunden. Er gesteht es mir, daß er an einer moralischen Schrift in Prosa arbeite, wovon nächstens der erste Theil erscheinen werde. Weiter sagt er mir nichts davon.

Ein Buch zu Deiner und eines zu Deiner Frau Gemahlin Lektüre will ich mit beischließen. Ich werde mir solche schon selbst wieder abholen. Das mitgenommene Tuch konnte ich nicht besser anwenden, als solche dahinein zu packen. Den guten Ludwig küss' ich tausendmal und auch den kleinen Karl.

Lebe wohl! Ich liebe Dich von ganzer Seele und bin Dein

treuer Knebel.

13.

Potsdam, den 31. August 1773.

— Gestern Abend habe ich noch ein sehr unerwartetes Vergnügen gehabt. Der Capitain v. Diericke, der Verfasser der schönen Ode, die Vergänglichkeit, in dem letzten Göttingenschen Almanach, kommt von Werbung zurück und besucht mich. Ein Mann von dem sanftesten Charakter, mehr will ich vor der Hand nichts von ihm sagen. Heute wollen wir länger beisammen sein. Er wird morgen oder übermorgen nach Berlin gehen, und dann will ich ihn Dir und Deiner Freundschaft empfehlen. Ich würde ihn selbst begleiten, wie er mich darum gebeten, aber durch meinen Ritt von Berlin hieher hab' ich ein Geschwür an der Lende bekommen, davon ich noch nicht ganz geheilet bin.

Was meinst Du, daß ich sonst hier anfange? — Nichts als verliebte Gedichte mach' ich, und die dazu noch recht herzbrechend sind. Einen Abschied an Amiren hab' ich schon seit Berlin zu Stande bekommen, und den sollst Du Dir lesen lassen. — Meinst Du nicht, daß es Zeit sei, daß ich

Potsdam verlaſſe, ſonſt bringt man mich etwa gar ins Tollhaus? Laß es gut ſein! Eine Schwachheit mag ich Dir ſchon von mir geſtehn, und das iſt die Zärtlichkeit, im allerweitläuftigſten Verſtande. Ich kann auch gegen ein Grashälmchen zärtlich ſein; aber bei Seelen gegen keine andere, als die mit mir gleichgeſtimmet ſind, die auch zärtlich und gut fühlen und denken. Reiz, Schönheit und Jugend, und alle andere bunte Zierrathen des Zufalls machen bei mir gar nichts. Aber die feineren guten Seelen, — o, wie lieb ich die! Rathe nun, wie ich gegen Dich geſinnt ſein muß! — Lebe wohl!

v. Knebel.

14.

Potsdam, den 11. September 1773.

Dieß iſt ſchon der zweite Brief, mein lieber Gilbert, den ich an Dich ſchreibe. Der erſte, den ich ſogleich nach meiner Rückkunft aus Berlin an Dich ſchrieb, war mir ſelbſt zu melancholiſch. Errathe Du es nun ſelbſt, was darin mag geſtanden haben, und ob der melancholiſche Geiſt, weshalb ich ihn nicht gut hieß, aus etwas Anderm als der tiefſten Zärtlichkeit meines Herzens könne entſtanden ſein. Ich will ihn alſo hier nicht wiederholen, aber ich liebe Dich, — dieß iſt es Alles, was ich Dir nochmals ſagen kann!

Was machen unſre Freunde? Herr Nicolai hat uns noch einen ſehr glücklichen Abend verſchafft. Himmel, könnte ich ſtets in ſolcher Geſellſchaft ſein, wie ſie da auf dem Weidendamm war! So bunt ſie Dir auch vorkam. Aber ſie war es nur dem Äußern nach. Ich habe Herrn Mendelsſohn, ſogleich nach Deinem Abſchiede, nach Hauſe begleitet, und in ihm ſtets mehr den würdigſten Weiſen gefunden. Auch Herr

Eberhard iſt ein vortrefflicher Mann — und nun wieder mein guter Gilbert — nein, ich will das Portrait, warum ich Dich gebeten, nicht mehr haben! Es möchte Ein Zug von dieſem edlen Bilde verloren gehn, das ich ſo tief in mein Herz gegraben habe.

Und nun, werde ich wohl auch von Deiner liebenswürdigſten Gemahlin Verzeihung erhalten, daß ich nicht den letzten Abſchiedskuß von ihrer Hand genommen habe? Und dann noch der kleine Ludewig, für den ich das Herz ſeines Vaters habe! Ich ſehe Euch wieder; dieß ſagt mir mehr als mein Genius. Ich werde auch nicht aufhören, mich darum zu bewerben, wieder in dieſe Gegenden zu kommen, wozu ich erſt geſtern die gewiſſeſten Ausſichten — ſo weit ſo was gewiß ſein kann — erhalten habe.

Künftigen Mittwoch, als den 15. dieſes, iſt meine Abreiſe zuverläſſig feſtgeſtellt. Ich gehe erſt nach Leipzig, dann nach Weimar, und da bleib' ich — ich weiß nicht wie lange. Ich werde daſelbſt viele unbekannte Freunde treffen; doch wollt' ich, ich hätte von Dir auch einen Brief dahin, und ſollte Herr Ramler wieder zurückkommen, auch ein paar Zeilen von dieſem an Herrn Wieland. Beklage mein Schickſal gegen unſern theuern Ramler, daß ich ihn nicht noch einmal habe ſprechen dürfen. Doch ich ſehe ihn wieder! Und dieß ſoll mir mein Genius ſagen!

Nun erlaube mir, daß ich unſere Verſprechungen hier wiederholen darf, das heißt, daß ich Dir Alles, was ich auf meinem Herzen habe, ohne Umſtände ſchreiben darf. Alles, was ich in Verſen ſündige, magſt Du dabei auch haben, und Du wirſt mir zu ſeiner Zeit ein bene oder male, wenn Du es nöthig findeſt, zurufen. Mein Abſchiedslied an Amiren ſoll heute dazu den Anfang machen. Es iſt eine ſehr flüchtige Phantaſie; zeige ſie alſo Niemand.

Diericke hat mir von Paris aus geschrieben, und rühmt Deine Freundschaft sehr. Grüße mir vor allen unsern guten Fasch! Vergiß es nicht!

Und nun erlaube, daß ich den letzten Abschiedskuß von Deinem Munde nehme! Adieu, mein Bester! Lebe tausendmal wohl!

v. Knebel.

Ramler an Knebel.

1.

Berlin, den 27. Februar 1769.

Hochwohlgeborner, hochzuehrender Herr! Für die überſandten Liederchen ſage ich Ihnen meinen verbindlichſten Dank. Das erſte, wo der Dichter von der Liebe zum Wein und vom Weine zur Poeſie übergeht, und zuletzt wünſcht, alle drei ewig zu vereinigen, hat denjenigen Plan, den ich in unſern Liedern ſo gern ſehe. Eben dieſer Ihr Gedanke läßt ſich auch ſo in ein Ganzes bringen: „In der ſchönen Jahreszeit opferte ich der Liebe, im Herbſte dem Weingott, im Winter den Muſen. Wird der Frühling wieder zurückkehren, werde ich ihnen dann wohl wieder ungetreu werden? Nein, ehe ich dieß werde, will ich lieber durch alle Jahreszeiten Muſen, Wein und Liebe vereinigen.“ — Weil wir keinen eigentlichen Gott haben, der ſie alle in ſich vereinigt, ſo müſſen wir es ungefähr ſo ausdrücken. Wie, wenn Sie, mein liebſter Herr von Knebel, da Sie ſo viel einzelne poetiſche Schönheiten anzubringen haben, es allemal ſo machten, wie ich es in dieſem Pröbchen verſucht habe, und ſich den Hauptgedanken ganz zuerſt mit ein paar Worten entwürfen? Alsdann iſt es noch Zeit, daß ich Ihnen meine Meinung von dem Geiſte des Liedes ſage. Iſt der Gedanke aber einmal eingekleidet, ſo nützt der Rath des ganzen Parnaſſes in corpore nicht viel mehr: er kann alsdann nur Kleinigkeiten beſſern.

Die Beſchreibung der Wolluſt*), die Sie unſerm gemein-

*) S. Bd. I. S. 35.

ſchaftlichen Freunde zugeſchickt haben, iſt ſo reizend, ſo verführeriſch reizend, daß die bittre Nachreue kaum vermag die erſten ſchönen Eindrücke zu verdrängen. Dieſes Stück kann durch eine kleine Einleitung einen vortrefflichen, nützlichen, rührenden Plan erhalten. Doch ich darf mich jetzt, da ich ſo ſehr mit Arbeit überladen bin, in ſolche Feinheiten der Kunſt nicht einlaſſen. Wenn Sie aber wieder einmal nach Berlin, oder wir zu Ihnen kommen: ſo wollen wir uns einen Tag einſchließen und die Muſen mit uns. Leben Sie wohl und lieben Sie Ihren

aufrichtigſten Freund und ergebenſten Diener

Hamler.

2.

Berlin, den 2. Auguſt 1771.

Mein liebſter Freund! Hier haben Sie meine verſprochenen Beiträge für den Herrn Boie. Begleiten Sie ſolche mit den Ihrigen, und thun Sie es ja bald, damit wir nicht zu ſpät kommen. Heut' tritt unſer Gilbert ſeine Wittwerſchaft an: wir hoffen, daß Sie ſie ihm (nach dem 10. Auguſt) auf etliche Tage verſüßen werden. Ich verſpreche, immer der dritte Mann zu ſein; es ſei, daß wir ins Grüne gehn, oder uns von den Comödianten etwas wollen vorſpielen laſſen. Heute ſoll ich aufs Dorf fahren, und werde alſo ein Stück verſäumen, das ich gern einmal von andern, als den bisherigen Pantomimen, vorgeſtellt ſehen möchte, nämlich Schlegels ſtumme Schönheit, woraus die meiſten eine alberne und faſt verrückte Schönheit gemacht haben. Das Hauptſtück, die Poeten nach der Mode, welches heute gleichfalls geſpielt wird, iſt mir ſchon zur Genüge und zum Überfluß aufgeführt worden; auch ſchäme ich mich, wenn das Divertiſſement geſungen wird. Wer kann,

ohne heiß und kalt zu werden, ſich öffentlich abſingen hören? Die komiſchen Opern verdrängen uns alle Tragödien und regelmäßigen Komödien. Im Dorfbarbier war es geſtern außerordentlich voll; in den Brüdern, woran doch Terenz und Romanus, Beide um die Wette, gearbeitet haben, war es ſo leer, als es noch nie geweſen iſt. Nur die Hälfte von der Unterſtützung, die der Ausländer erhalten hat, wünſchte ich dem alten Koch. Er iſt ein vortrefflicher Haushälter; er würde mit dieſer Summe weiter kommen, als Jener mit der doppelten; und Alles würde auf das Theater, nichts auf Schmauſereien gewendet werden. Wer über das Alter und die Schönheit der Schauſpielerinnen hinwegſehen kann, der wird mit den ſeinigen zufriedener ſein, als mit den franzöſiſchen. Herr Weiße ſchreibt mir, daß es in Paris eben ſo gegangen iſt, wie in Deutſchland. Er habe noch keine ſchöne Schauſpielerin geſehen, die zugleich in ihrer Kunſt vortrefflich geweſen wäre; und die Pariſer hätten hierin ſolider gedacht, wie die Berliner. Als eines Tages eine junge ſchöne Mademoiſelle Huß die Lucinde in dem Orakel geſpielt hätte, ſo hätte das ganze Parterre gerufen: Mademoiſelle Gauſſin, Mademoiſelle Gauſſin! und dieſe hätte es den folgenden Tag ſpielen müſſen, und wäre 54 Jahre alt geweſen. — Ich rathe alſo unſern Berlinern, die Schönen auf ihren Stuben, und die Kunſtverſtändigen auf dem Theater zu bewundern: ſo ſteht Alles an ſeinem Orte, und man kann ein doppeltes Vergnügen haben. Morgen wird die berühmte Minna (von Barnhelm) zum erſten Mal aufgeführt werden. Leſſing kann ſich nicht beſchweren, daß wir undankbar gegen ſeine Muſe ſind. Wir haben ſie hier zwanzigmal hinter einander geſpielt; wir haben ſie in Kupfer ſtechen und in die Kalender ſetzen laſſen; wir haben dieſe Minna ſogar auf die Punſchnäpfe malen laſſen. Nur hat ſie ihm nichts eingebracht: das iſt Alles, worüber er ſich beklagen kann. Die Pariſer Poeten werden von Einem ſolchen Stücke geſpeiſet, getränkt, gekleidet, beherbergt; und von ſechs guten Stücken können ſie

gar reich werden. Ohe! jam satis est. Ich umarme Sie mit dem wärmſten Herzen als Ihr

ewig getreuer

Lamler.

5.

Berlin, den 18. September 1771.

Ein kleines und eilfertiges Brieſchen, mein Allerliebſter! aber beſſer ein kleines, als ein zu ſpätes. Die ſeit Eberts Abreiſe angeſchwollenen Berufsarbeiten haben mich von einer neuen und mir angenehmern Arbeit abgehalten. Hier empfangen Sie dieſe, ſo gut es mir möglich geweſen iſt, ſie zu machen. Die Urſachen der Änderungen habe ich nicht beiſchreiben können: vielleicht ſprechen wir einmal davon. Das letzte Stück, das Sie mir überſchickt haben, verdient eine horaziſche Ode zu werden: ich muß es alſo bis auf eine glücklichere Stunde verwahren.

Mit dem Briefe des guten Kaufeyſen und mit zwei Gedichten von ihm, die ich unſerm Gilbert abgeliehen habe, hoffe ich ſo viel Lärm zu machen, daß man ſich hier ſeiner annehmen ſoll. Man hat ſich ſchon nach ſeinem ehemaligen Lebenslauf erkundigt, und will wiſſen, daß er zweimal Soldat geworden iſt, daß er, vor ſeinem letzten Entſchluſſe, Soldat zu werden, magister legens geweſen iſt; man will jetzt wiſſen, wie er nunmehr ſich aufführt; ob er Luſt zu einer Bedienung hat, die zwar klein, aber doch beſſer iſt, als die Bedienung eines Musketiers. Alsdann würden Sie mir zugleich ein Mittel an die Hand geben, wie man ihn am beſten los bekommen könnte. Vielleicht durch Stellung eines andern Menſchen an ſeinen Platz; vielleicht durch Bitte an den Prinzen. — Wie heißt der Capitain, unter deſſen Compagnie er ſteht? —

Ich empfange, indem ich dieſes ſchreibe, ein kleines Briefchen von Ihnen, aber ein leeres, begleitet mit einer Schachtel, die 17 Loth wiegen ſoll. Ich will doch warten, und indeſſen rathen, was darin verborgen ſein mag. O rathen kann ich es nicht! Liege du ſo lange ſtille, mein Briefchen, bis der Bote wieder von der Poſt kommt. — —

Ei! warum konnte ichs doch nicht rathen! Einen Fremdling Ananas ohne königliche Krone! (denn die ſchenkt er ſeinem Sohne ꝛc.) Tauſendfachen Dank, mein Beſter! für dieſe wohlriechende Götterſpeiſe. Ich werde den beſten Wein, den König der Weine, auf Ihre Geſundheit dazu trinken. Nun muß ich ſchließen: weil die Stunde zu meiner Arbeit ſchlägt. Ich umarme Sie mit der zärtlichſten Freundſchaft und bin

Ihr getreueſter

Ramler.

4.

Berlin, den 6. Juli 1772.

Liebſter, beſter Freund! Ich weiß, Sie ſchreiben fleißiger, als ich, an Ihre Freunde, ungeachtet ich es mir nicht nehmen laſſe, meine Freunde eben ſo herzlich zu lieben, als Sie es thun. Hier gebe ich Ihnen alſo Gelegenheit, einmal wieder an unſern Boie zu ſchreiben. Ich weiß ſeine Titel nicht, und könnte ihn wohl gar zum Magiſter machen. Daß er ein guter Kalendermacher iſt, das weiß ich wohl, und eben deswegen ſende ich ihm hier einen kleinen Beitrag. Sie haben dieſe Stücke bereits bei mir geleſen; ſie ſind von dem beliebten Anonymus. Herr Gilbert iſt ein Strohwittwer. Kommen Sie jetzt doch zu ihm, und ſeien (in Züchten und in Ehren) auf acht Tage ſein Weibchen. Er war geſtern in der deutſchen Komödie, wo er mir erzählte, daß die franzöſiſche Komödie, die er ehe-

gestern besucht hätte, ihm sehr schlecht gefallen habe. Es war die Gouvernante von La Chaussée. Sie werden sich selbst von ihrem Werthe mit Augen und Ohren zu überzeugen Gelegenheit haben, denn jetzt sind sie ja in Potsdam. Man hat ihr Schauspielhaus schon bei der zweiten Vorstellung hier ziemlich leer gelassen. Geklatscht haben nur Diejenigen, die dazu bestellt waren, sagt G., und er selbst, nebst noch Andern, haben trefflich applaudirt, sobald sie abgekündigt hätten, daß sie jetzt, auf Befehl, ihr Theater in Berlin auf kurze Zeit schließen würden. Koch läßt einen Pränumerationsplan herumgehen, der Beifall bekommen wird, weil man sich nur monatsweise engagiren darf. Es wäre zu wünschen, daß der Mann vom Publikum unterstützt würde. Seine Gesellschaft ist zahlreich und kostbar. Besonders kosten ihm die Operetten, Berlins Lieblingsstücke, viel Geld. Hiller componirt fleißig an dem Kriege von Goldoni, wozu [wir, ich wollte schreiben] Herr Weiße ihm die Arien gemacht hat. Den Anfang der musikalischen Composition hat Hiller bereits eingeschickt, woraus ich sehe, daß es nunmehr sein ganzer Ernst ist, dieses lange schon gelegte Ei endlich auszubrüten. Sie zeigten mir bei Ihrem letzten Besuch ein Liedchen im Bauertone. Ich hätte mir es von Ihnen ausbitten sollen. Meiner kleinen Geheimen Räthin gefiel es so wohl, daß ich es ihr zu gefallen wohl unter die Lieder der Deutschen aufnehmen möchte. Ich muß aber dafür ein anderes verfassen. Doch die Kunstrichterin soll diese Mühe selber über sich nehmen, das alte Lied auszujäten, indessen ich dieß neue beputzen und beschneiden werde (wenn es dieses anders nöthig hat).

Ich bin neugierig, zu wissen, was der General B. macht. Erfahren Sie nichts von ihm? Ich wäre auch wohl neugierig, zu wissen, ob dem Obersten O. meine neuen Sächelchen gefielen. Doch diese letztere Neugierde möchte mir theuer zu stehen kommen; denn billig und von Rechtswegen müssen sie einem feinen Hofmanne nicht gefallen. Dieser muß nicht sagen:

Pulchre, bene, recte! ſondern: o wie ſchwer! wie hart! wie aufgedunſen iſt doch die deutſche Muſe! Das Exemplar, das dem Helden beſtimmt war, der am meiſten darin gelobt worden iſt, ſteht, wohl eingeklemmt, in meinem Bücherſchrank. Stat aeternumque stabit infelix liber. Ich getraue es mir nicht vor die Ohren eines im Rouſſeau und Greſſet ſo beleſenen und ſelbſt eben ſo ſchön dichtenden Meiſters zu bringen. Für einen ſo bequemen Briefſchreiber, wie ich bin, ſind doch drei Seiten genug? Ich küſſe Sie mit der aufrichtigſten Freundſchaft und bin Ihr

Anonymus;
aber nicht der, der die anonymiſchen Lieder
gemacht hat.

Daß ich unſre lieben Freunde tauſendmal grüße: unſern Herrn v. Byern und v. Wahrensdorf ꝛc., das verſteht ſich, und zwar, wie man ſagt, am Rande.

B.

Hier empfangen Sie, mein liebſter Freund, ein kleines eilfertiges Briefchen, und zwei kleine, aber gar wenig eilfertige Muſenalmanache (einen in Seide, einen in Pergament), die ſchon lange in Berlin gelegen haben, ehe ich ſie zu Geſichte bekommen habe. Wenn ich gewußt hätte, ob Sie den einen etwa dem Herrn Gilbert geben wollten, ſo hätte ich ihn zurückbehalten; denn Herr Boie hat dieſen Freund nicht mit auf ſeine Liſte geſetzt. Auch empfangen Sie Ihr rothes Büchelchen, nebſt den einzelnen poetiſchen Blättern, hiemit dankbarlich zurück.

Tauſendfachen Dank für die ſchöne Ode an N. Dieſer wird Ihnen gewiß in kurzem die griechiſche Leier abtreten, das ſehe ich aus Ihrer Ode. Und damit es deſto geſchwinder ge-

ſchieht, will ich Ihnen einige, aber unmaßgebliche und unvorgreifliche Vorſchläge thun.

Strophe 3, V. 1 lies: freudig.
V. 2, 3, 4. Und im f. gl. ſher, w. d. d. Angeſicht
Deines — ⏑⏑ Gottes*)
— ⏑ — ⏑⏑ — ⏑ ſchöft.

Strophe 6 bis zur letzten Strophe (inclusive), dünkt mich, würde folgende Wendung (die aber erſt auszufüllen und zu verſificiren iſt) das Lied ſehr horaziſch beſchließen:

Zu dem Vater der Harmonie in den Olymp emporzuſteigen, von dort auf der verlaſſenen Erde jedes Jahrhundert bald (das ꝛc.) zu ſehen, bald (das ꝛc.) oder:

zu ſehen, wie ꝛc. und wie ꝛc. und wie ꝛc.

Sehen Sie zu, was ſie in dieſen äußerſten Umriß hineinbringen können. Ich küſſe Sie als

Ihr ganz eigner

Uamler.

6.

Berlin, den 3. September 1772.

Hier empfangen Sie, mein Beſter, die beiden Gedichte: das eine mit meinen Leſearten, das andre mit Randgloſſen. Ich bin über der Arbeit von einem ſanften Schwindel überfallen worden, der mich nöthigte, ſchleunig abzubrechen. Vielleicht werden Sie die Schwäche des Kopfes noch an der letzten Arbeit, an den Randgloſſen, ſehn. Ich kann ſie aber nicht noch einmal überſehn; gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Bitten Sie nun die Poeten, unſre Freunde, mich ein Jahr lang von dieſer Art der Arbeit ausruhen zu laſſen; es iſt die ſchwerſte, die ich kenne, und die mich unvermerkt ſchwächt und entkräftet. — Ich werde leider! ſchon mit einer neuen komiſchen Oper geſchreckt. — Sie ſelbſt haben das eine Lied ſo

*) Nämlich des Phöbus Apollo.

genau und glücklich verbeſſert, daß ich große Luſt hätte, Sie zum Adjutanten zu wählen, wenn unſre komiſchen Operndichter Arien verbeſſert haben wollen. Einige Hülfe muß ich doch haben, wenn meine Lampe des Lebens noch zehn Jahre brennen ſoll. Mein ſo herzlich beſungener Held hat kein Oel für die Lampe ſeines Poeten. Ich bin auch nicht unwillig darüber. Er gebe das Öl denen, die ihr Leben ſo oft wagen. Ein Sänger, den er nicht gedungen hat, kann keine Belohnung fordern. Das Häufchen, das ihn verſteht, iſt überdem all zuklein; das größere Häufchen, das ihn nicht verſteht, würde ihm lieber eine Strafe gönnen, als eine Belohnung: denn er beſchimpft ihren Verſtand. — Ich muß wirklich wieder kränker geworden ſein, denn ich falle ja in einen klagenden Ton, den ich ſonſt, bei geſunder Seele, ſo gern und ſo leicht vermeide. Wenn Sie mit dem vortrefflichen E. P. v. Br. ſprechen werden, ſo gedenken Sie doch einmal eines Mannes, der dieſen Herrn unter allen deutſchen Herren ſo vorzüglich ehrt und liebt, daß er ſich oft an Eberts Stelle gewünſcht hat; oder, noch lieber, ihn an die Stelle eines Kaiſers, und ſich zu ſeinem Vaſallen und Dichter. Ich umarme Sie und bin mit dem wärmſten Herzen ganz Ihr

Uamler.

Empfehlen Sie mich doch dem Herrn Hauptmann von Aſchersleben, bei dem ich dieſes Jahr keinen Kranken habe einquartieren mögen, dem ich aber auf das künftige Jahr einen Beſuch in der Geſellſchaft des vortrefflichen und erzgeſunden Dichters Weiße zugedacht habe. Grüßen Sie auch die Herren von Byern und von Wahrensdorf, und kommen Sie bald mit ihnen im ſchönſten Trio zu uns. Adio!

7.

Berlin, den 14. November 1772.

Mein liebſter Freund! Werde ich Sie bald wieder einmal, aber auf längere Zeit, bei uns ſehen? Jetzt hätten wir Beide Zeit, einander als Kranke Geſellſchaft zu leiſten. Mich läßt die Gicht nicht ausgehen, und Sie — — ? — Es freut mich, daß der Dichterſoldat eine ſo hübſche Cantate gemacht hat, und noch mehr, daß wir ihm, wenn ſie hier componirt und aufgeführt wird, ein Stück Geld zu ſeiner Ranzionirung dadurch verſchaffen können. Ich merke Ihre hülfreiche Hand in dieſem Stücke, die meinige, die krank iſt, werden Sie auch an ein paar Stellen finden. Ich glaube, das Stück wird geſtern ſchon in die Druckerei gegeben ſein, und der Herausgeber einen Vorbericht dazu gemacht haben. Der Oberſte Quintus hat die Ode an den Fabius einmal überſetzt. Könnte ich nicht durch Ihre, oder durch die Vermittelung eines Ihrer Freunde, eine Abſchrift davon bekommen? Ich würde Sie in dieſem Falle erſuchen, ſie mir mit nächſter Poſt zu ſchicken. — Aus dem neueſten Almanach habe ich bereits das Wiegenlied für gewiſſe Schönen mut. mut. geraubt, und bin jetzt mit Anſtalten zu einem neuen Raube beſchäftigt. Ich wollte die Minne gern ein wenig, ein klein wenig ändern. Die erſte Strophe iſt geändert, und heißt jetzt:

Ich will mein Spiel mein Lebelang
Dem jugendlichen Reihen,
Und meinen langen Lobgeſang
Der holden Minne weihen.

Und dieſer Strophe zu Folge muß die zweite, dritte, vierte und fünfte ganz umgeſchmolzen werden. Mit der vierzehnten Strophe wollte ich ſchließen und die beiden letzten weglaſſen. — Das Minnelied: Der Winter hat mit kalter Hand iſt bereits eingeſchrieben. Die letzte Strophe habe ich blos verändert und ſie dem Sammler, aber zu ſpät, zugeſchickt. Er

ſchreibt, er wäre in Verſuchung gerathen, das Blatt umdrucken zu laſſen; indeſſen hätte er vorher doch ſchon an dieſer Strophe gekünſtelt gehabt, und ſtatt der außerweſentlichen Bänder die Locken hingeſetzt. — Aber auch die Locken ſäuſeln nicht wie die Blätter in den Bäumen. Überhaupt ſieht unſer B. wohl, was fehlt, aber übrigens haben Sie völlig recht in dem, was Sie von ſehr vielen ſeiner Verbeſſerungen ſchreiben. — Wenn ich den Almanach noch länger leſe, ſo fürchte ich, werde ich in Verſuchung gerathen, noch an mehrere die Feile anzuſetzen. Ihre Ode, worin Sie Ihren Freund, als Dichter, loben, iſt ſo ſchön, daß die Leſer ganz gewiß ſagen werden: der Gelobte hat ſelbſt keine ſchönere gemacht. Und nun iſt es Zeit, daß der Kranke ſchließt, Sie küßt und ſich von ganzem Herzen unterſchreibt als

Ihren ewiggetreuen

Uamler.

8.

Berlin, den 25. Januar 1773.

Es iſt eine wahre Freude für mich, daß ich ſehe, wie Sie, mein liebſter Dichter und Freund, das vollkommenſte Werk unſeres alten Virgil unſerm Deuſchland in ſeiner eigenen Sprache ſchenken wollen. Ich weiß, daß Sie dazu alles das poetiſche Colorit haben, was dazu nöthig iſt. Nun fehlt Ihnen nichts mehr, als daß Sie alle die Hülfsmittel um ſich herumliegen haben, die zu dieſem wichtigen Werke die unentbehrlichſten ſind. Sonſt pflegt es den Poeten, die feurig und erfindungsreich ſind, ſo zu gehen — wie Sie wohl wiſſen: ſie drücken ſich ſchön aus, ſchreiben den ſchönſten Vers hin, der den herrlichſten Verſtand ausdrückt, nur nicht den Verſtand, den der Originaldichter ausgedrückt haben wollte. Hierzu helfen uns die Wortklauber

und Commentarienschreiber oft am besten; so wenig diese Leutchen selbst Eine Zeile würden haben übersetzen können.

Ich werde, wenn ich noch zwanzig Jahre leben sollte, mit der fröhlichen Idee aus der Welt gehen, daß ich Deutschlands goldenes Alter erlebt habe. Es ist erstaunlich, wie sich unser Land seit den verlaufenen letzten zehn Jahren gebessert hat. Zu unserer Verbesserung gehören ganz unstreitig die guten Übersetzungen der Alten, wozu jetzt so viel gute Köpfe Lust bekommen. Die allernöthigsten Hülfsmittel zur Übersetzung des Virgilischen Landbaues sind wohl Heyne's Virgilius, und von französischen mit Commentarien begleiteten Übersetzungen habe ich drei geprüft, nämlich die Übersetzung des St. Remy, die von Catrou und die von Des-Fontaines. Der selige Advocat Krause, der sich eine ganze Bibliothek von Alten mit den französischen Übersetzungen durch meine Vermittelung anschaffte, hat mir Gelegenheit gegeben, mich darum zu bekümmern. Ich will Ihnen, wenn Sie mir Ihren Willen schreiben, wenigstens den Des-Fontaines und den Heyne von unserm Voß holen lassen, und roh oder gebunden übersenden: damit ich doch auch etwas zu dieser Übersetzung beitrage. — Wenn ich Sie erst bei mir sehen werde, welches ich alle Tage hoffe, und wenn ich Sie gar frei sehen werde, welch ein Fest wird das für mich sein! Ich schreibe dieses als ein Gichtbrüchiger, der bisweilen beim Schreiben einen kleinen Ausruf, ein Au und ein Auweh macht. Ich werde also aufhören müssen, so viel ich Ihnen auch noch zu sagen hatte. Die von Herrn v. W. mitgebrachten Poesien soll ich Ihnen wieder zurückschicken? Hier sind sie. Ich habe zwei davon ein wenig geändert für meine Liedersammlung die noch ungedruckt zum Glücke! bei mir liegt. So oft ich ein schöneres Lied erhalte, verstoße ich ein schlechteres. Werde ich bei den Verfassern der beiden Stücke die Verschwiegenheit und an die Vögel auch wohl Vergebung erhalten, daß ich ein paar Lesearten gewagt habe? Es sind nur Vorschläge; wenn die Dichter etwas Besseres hineincorrigiren wollen, so

bitte ich mir ihre Verbeſſerungen aus. Grüßen Sie doch Herrn Boie. Ich hatte einen langen Brief an ihn angefangen, der aber ſo angelegt war, daß ich ihn als ein Kranker nicht endigen konnte. Wiſſen Sie nicht, wer die oben genannten Lieder gemacht hat? Ich umarme Sie, und werde Sie erſt als meinen Kleiſt umarmen, wenn das Schickſal Ihnen erlaubt, ſich ein paar Monate hier in Berlin aufzuhalten. Ich bin

Ihr ewig getreuer

Uamler.

9.

Berlin, den 18. September 1780.

Verehrungswürdigſter Herr und Freund! Obgleich viele Jahre ohne Briefwechſel unter uns verfloſſen ſind, ſo weiß ich, daß Sie mich doch noch lieben werden, wie ich Sie liebe. Sehr oft wird Ihr Andenken durch die Officiere aus Potsdam, die mich noch immer beſuchen, bei mir erneuert. Viele unter dieſen lieben die Wiſſenſchaften mehr, wie vor Zeiten, und ſuchen in Ihre Fußtapfen zu treten. Ob aber Potsdam für die deutſchen Muſen jetzt der rechte Boden iſt, wiſſen Sie ſelbſt. Ich bekomme eben einen Ihrer Briefe von 1772 in die Hand, worin Sie ſchreiben: unſer Vaterland iſt undankbar, nicht nur bis zur Gleichgültigkeit, oft bis zur Verfolgung. — Von dem Theil des deutſchen Vaterlandes, den Sie jetzt bewohnen, kann man dieß nicht ſagen. Ihr Herzog ſchätzt die eingeborenen Deutſchen nicht allein wegen ihrer Redlichkeit, ſondern auch wegen ihres Kopfes zu den Künſten. Nach einem unſrer Meiſter kann ich mich bei Ihnen am beſten erkundigen, nämlich nach unſerm vortrefflichen Wieland, dem ich das große Vergnügen zu danken habe, das mir ſein Oberon gemacht hat.

Mit dieſem habe ich es eben ſo gemacht, wie mit allen ſeinen vorigen Gedichten. Sobald er herauskam, las ich ihn in ſieben oder acht Sitzungen drei geiſtreichen Frauenzimmern vor, nahm ihn aber immer wieder mit nach Hauſe, damit ſie dieſes Vergnügen nicht ohne mich genießen ſollten. Wie fein, wie zärtlich iſt nicht die Niederkunft ſeiner Heldin beſchrieben! Man darf ſie einem vierzehnjährigen Mädchen und Knaben vorleſen. — Sie ſelbſt aber, mein liebſter Freund, was haben Sie in ſo vielen lieben langen Jahren ausgearbeitet? Gefeiert können Sie unmöglich haben. Nennen Sie mir die Sammlungen, wo ich Sie ſuchen ſoll. Seit einigen Jahren habe ich nur wenig periodiſche Schriften zu leſen Zeit gehabt. — —

Aber Herr Groſchke, der junge reiſende Kurländer, der Ihnen dieſen Brief überweiſen ſoll, unterbricht mich. Er ſtudirt, auf Koſten ſeines Herzogs, die Medicin, und iſt begierig, an den Örtern, wo er durchreiſet, die würdigſten Männer kennen zu lernen. Ich umarme Sie mit der Zärtlichkeit eines alten Freundes und bin

ewig der Ihrige.

Gamler.

Anna Louiſe Karſchin

an

Knebel.

Mein dichterisch verbrüderter Freund!

Ich wollt' es wagen, Ihre Hymne umzuschreiben, aber dazu gehört wirklich die Meisterhand des Gewaltmächtigen vom Apollo, des Aristarchs, welcher sich jetzt am Bettufer befindet; indessen versucht' ich einige Kleinigkeiten, ich wollte das „stolze Haupt" nicht lassen, weil ich für's Erste keinen rechten Grund zum Stolze fand, und für's Andre bald darauf die Lilie stolz nennen mußte; den Amor ließ ich hier weg, weil es auf der dritten Seite an der letzten schönen Stelle heißt, daß er unter allen Göttern die Rose am meisten liebt, und man muß, wie Sie wissen, nicht eine Sache zweimal sagen. Hernach gefiel mir das Einerlei nicht in den zwei Versen: Sei's wie Deine Lippen duften. Laß auch meine Lippen duften; auch das: prang' in allen Deinen Reizen, daß ich wütig von Dir singe, wollte mir nicht anstehn. Sodann nahm ich anstatt der kleinen Veilchen die größern gelben, weil diese mit der Rose zu gleicher Zeit blühen, und jene schon lange dahin sind. Auch dünkt mir, daß die Heldin des Stücks nur allein mit dem Königlichen Beinamen „purpurne" beehrt werden muß. Ich ließ die niedre Erde weg, weil die Erde unter dem Namen und dem Bilde der Tellus vergöttert wird, und die Lilie nur die kleinen kriechenden Blümchen, nicht aber die Erde selbst verschmäht; allenfalls können Sie die Nelke dicht nach der Lilie nehmen, und die gerundetere Tulpe zuletzt, es kommt mir vor, als ob sich's besser schicke.

Ich möchte den Mai statt des Lenzes, weil bald darauf der Frühling wirklich verkommt, und der Mai allerdings der schönste sein muß, weil ihn Mamsell belang. Ich möchte nicht gern die gefallenen Blätter haben, weil Sie die Rose zur Verbrenner

machten, und man von einer einzelnen Sache nicht sagen kann, daß sie herumgestreuet werde, aber, wie gesagt, ich versuchte nur diese Änderungen, und gebe sie für keine Züge der Vollkommenheit aus, und überlasse Ihnen die Umgießung der folgenden Stellen; es wird leicht sein, sobald Sie nur wollen, weil Sie kein Reim bindet; nur das Beiwort „sanft" müssen Sie nicht mehr nehmen, weil es schon zweimal da ist. Ich muß mich noch rechtfertigen wegen der Weglassung des Verses: „Strahlt sie nicht an jedem Himmel;" er ist wohlklingend, aber ich finde den Gedanken nicht, der darin liegen soll. Wenn Sie dem Kunstrichter die Hymne schicken, dann bitt' ich Sie, sagen Sie kein Wort davon, daß ich die Ehre gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen und die Hymne zu sehen. Ich bin ein viel zu kriechendes Geschöpf in seinen Augen; er nimmt Ihnen diese Herablassung gewiß übel und sendet das Lied unangerührt zurück. Sie kennen diesen großen Geist nicht zur Hälfte, ich habe meine Kenntnis theuer genug erkauft, und noch langer Zeit, und noch tausendmal empfundener Erfahrung. Seine Kunst verdient Bewunderung und seine Dichterweisheit Verehrung, aber eben diese Bewunderung, diese Verehrung der Größe des Dichters machten, daß der Mensch Ihnen kleindenkender ward, so wie mancher armgewesene Mann durch zugefallene Reichthümer zum Harpax wird, oder zum unerträglichen Gesellschafter. Lassen Sie uns niemals in diesen Fehler fallen, mein lieber Dichter! Sie können vielleicht noch Ihrem Vorgänger nachkommen, Sie sind auf gutem Wege, bleiben Sie so, wie Sie sind. Nehmen Sie mir jetzt meine Freimüthigkeit nicht übel, und erinnern Sie sich künftig unter dem Schatten Ihres errungenen Lorbeers an das aufrichtigste unter allen Weibern. A. L. Klopstock.

Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, und geben diesen Brief an Herrn Tiefen, wenn es Ihnen beliebt. Er wird auf Ihre Versuche vielleicht machen, daß ihn der König selbst entbehrt, und ich werde Ihnen künftig, wenn Sie wollen, die Ursache davon beilegen.

Gleim an Knebel.

1.

In Ziesar im Posthause, den 14. Juli 1769.

Drei Meilen hindurch, mein liebster Herr von Knebel, von Brandenburg bis Ziesar, dacht' ich an Sie! Ein trauriger Gedanke war darunter, der, ich würde Sie wohl nimmer wiedersehn. An diesem war Schuld, daß ich durch meine Reise nicht gesund geworden bin. Der angenehmern Gedanken waren viel, zuletzt flossen beiderlei zusammen in die kleinen weissagenden Verse an den Herrn von Knebel:

Die Liebe bildete Dein Herz,
Die Weisheit Deinen Geist,
Du zeigst Weisheit, Liebe, Scherz,
Du wirst der zweite Kleist,
Und einst, so ganz, wie er, mein Freund,
Werd' ich von Dir beweint.

Empfehlen Sie mich dem Herrn von Uhsen, wenn Sie ihm schreiben, und dem Herrn von Byern, wenn Sie ihn sehen.

Gleim.

2.

Halberstadt, den 25. August 1769.

Glücklich, mein theuerster Freund, sind Sie! Sie sitzen auf der Wache, die Muse bei Ihnen!

In Finsterniß, in Nacht, in Nebel,
Den keine Sonne leicht durchbricht,
Sitz' ich, und, o mein lieber Knebel!
Bei mir, die Muse nicht!

In Finsterniß? in Nacht? in Nebel? fragen Sie. Ja, mein Geliebter, da sitz' ich traurig unter Cypressen. Das Leben meines Kleist's*) las ich,

Und lachte schwarze Lästerungen,
Und dachte, was die Wahrheit ist:
Der Gottes Lob so hoch gesungen,
Der dachte groß und war ein Christ.

Indem ich es dachte, ward Ihr süßer Brief mir in die Hand gegeben. Ich las, und

Nacht und Nebel war zerstreuet,
Meinen zweiten Kleist dacht' ich,
Wie die Freude selbst sich freuet,
Freund, so freut' ich mich!

Krank bin ich nicht, das bergische Vergnügen machte mich gesund, aber eine Last von Geschäften liegt auf den Gedanken an meine Freunde. Sobald sie weggewälzet ist, schreib' ich Ihnen zuerst, mein liebster zweiter Kleist! Kleine Züge dieses süßen Briefes, der die Gedanken an die böse Welt so leicht zerstreuete, verrathen mir ganz die Stimmung mit dem Ersten. Ja, mein theuerster Freund, so wie Sie anfangen, so müssen Sie einmal ganz meinen Kleist ersetzen!

Nicht meiner Lamprechtin allein gab ich das kleine niedliche Gedicht, ich gab es auch meinem Jacobi. Wer könnte solch eine niedliche gutherzige Grazie verborgen halten? Ihr und ihm gefiel es nur ein wenig, weniger als mir! und mir, o wie mußt' es mir gefallen! Den sanftesten Kuß gab mir ja die gutherzige Grazie.

Noch mehr solche Gedichtchen, und Sie mögen immer erröthen bis hinter die Ohrläppchen. Ich bin ihr

ganz gehorsamster Freund und Diener

Eleim.

*) In Schmids Biographie der Dichter, wo gesagt wird, Kleist sei kein Christ gewesen.

(Beilage.)

[illegible] des Herrn von Kleist, nicht besungen hatte.

[illegible]

Von allen Redlichen beweinet
Starb Kleist, von Keinem mehr, als mir!
Von allen Tugenden vereinet
Und allen Musen waren wir!
Uns sangen wir einander Lieder,
Nicht einer sangen wir der Welt,
Verbundener, als Brüder,
In einem Kriegeszelt.

Den oft gewünschten Tod der Helden
Starb er für dich, o Vaterland!
Und meinem Herzen es zu melden,
Kam mir ein Brief von seiner Hand!
O Himmel, welche Thränen flossen,
Zu lindern alle meine Last,
Aus keinem Aug' vergossen,
Gequollen in der Brust.

Die Kriegs-Muse, die auf Leichen
Mit hartem Herzen muthig tritt,
Die ließ sich meinen Gram erweichen,
Schwieg ihren Trost und weinte mit.
Vom Himmel fleht' ich ihn zurücke,
Der meiner Seele Hälfte war,
Den stummen Schmerz im Blicke,
Den mir sein Tod gebar!

Nun wollt' ich auch in Klagen brechen,
Besingen wollt' ich seinen Tod.
Nicht Wort, das Herze sollte sprechen,
Das Herz empörte dem Gebot.
Nach allen meinen lieben Musen
Sah ich mit starrem Blick mich um,
Empfindung lud den Busen,
Die Musen blieben stumm!

Noch weint' ich hier von seinem Bette*)
Wo bist Du, mein geliebter Kleist?
Hält Dich Elysiums Kette?
Bin ich von Sinnen? Du, von Geist!

*) Es war in einem Zimmer, wo Kleist's [illegible]

Dich, meinen Kleist, ach! Meinen, meinen,
Zu singen wäre meine Pflicht!
Dich denkend kann ich weinen,
Dich singen kann ich nicht!

Ihnen, mein liebster Freund, gebe ich das Gedichtchen zu lesen. Es ist meines Kleist's bei weitem nicht würdig genug; aber ich schwör' Ihnen bei unserer noch künftigen Freundschaft ich kann ihn nicht singen.

3.

Halberstadt, den 22. September 1769.

Welch ein harmonisches Liedchen, gütiger Freund, denn nur von dem Liedchen mit Ihnen zu sprechen, hab' ich die Zeit! Aus ihrem Gürtel gäbe Venus Ihnen das Beste dafür, den besten Kuß gäb Ihnen die jüngste der Grazien, Anakreon seine Leier!

Was giebt Ihnen Ihr Gleim? Alles, Alles möcht' er geben, wenn mit Allem, was er hat, das Liedchen zu belohnen wäre. Seine Leier? Ein kleines, unansehnliches Ding, aber von dem Holz einer tausendjährigen Eiche, fortgepflanzet von denen, unter welchen unser Hermann seinen Helden erzog; giebt ihr dieß einigen Werth, so sei sie die Ihrige, doch daß sie vorher, ehe sie verschenkt wird, noch einige Lieder der Freundschaft singe, der Liebe sang sie schon zu viel! Denn mit keinem Kusse ward der Leiermann dafür belohnt, mit keinem einzigen Kusse! desto gütiger belohnt die Freundschaft ihn!

Zwei der niedlichsten Liederchen ließ die Göttin durch ihren Knebel ihm singen.

Liederchen, ihr singet
Edeles Gefühl
Mir ins Herz! Ihr klinget
Wie das Saitenspiel,

Das Tändelnde schläfert
Mit geschmeidiger Hand,
Wenn sie Lieb' erzeuget
Für das Vaterland,

Oder, wenn sie Jugend
Ihr zu herzen zwingt,
Und ihr Keim der Tugend
In die Seele singt!

Liederchen, ihr klinget,
Dem Gesange gleich,
Den die Liebe singet,
Euch, ihr Barden (Weisen)*), Euch.

Oder Euch, Ihr Schönen
An der freien Spree,
Welche Graun in Tönen
Unterrichtete,

Daß sie Lieder spielten,
Welche Holz und Stein
Zwangen, daß sie fühlten!
Zärtlich, edel, fein,

Lieblich und erhaben!
Ich zerfließe schon!
Welche Götter gaben
Euch den sanften Ton!

Sangen unter Nymphen
Euch die Grazien
Göttern? oder Hirten
In Arcadien?

Den Hirten in Arcadien sang sie, mein gütiger Knebel, und die Grazien sagten: sie wären dem Griechen gesungen, der Deutsche, sein Schüler, hätte so fein sie nicht verdient.

Wenn Sie, mein Freund, schon 1766 so sangen, was für Liederchen müssen unter Ihren Papieren noch liegen. Suchen Sie doch nach, und senden mir Alles! Sie begeistern mich damit, und dann geb' ich Ihnen, wie meinem Kleiß, Lied für Lied!

*) Es giebt Kunstrichter, denen das Wort „Barden," anstößig ist.
Gleim.

Hermanns Schlacht dünkt mich so vortrefflich, wie Hermanns Sieg; die Prosa, wie Thusnelda so schön; die Bardengesänge so frei, muthig und stark, wie Siegmar oder Horst. Eingeweihet aber zu den Geheimnissen dieser Gesänge muß man sein, wenn man wie ein ehrlicher Deutscher hören und urtheilen will! Klopstock selbst wird unser Weihepriester sein! An seiner Abhandlung vom Sylbenmaaße, viel beträchtlicher als die vor dem dritten Gesange des Messias, wird gedruckt. —

Und Sie wollen über Leipzig nach Ansbach und nicht über Halberstadt gehn? Bei der Freundschaft, der wir einen Gott erschaffen wollen, beschwöre ich meinen Knebel, das kleine Halberstadt dem prächtigen Leipzig vorzuziehn, oder über Halberstadt nach Leipzig zu gehn, ein Umweg von etlichen Meilen! Meinen Jacobi finden Sie dann schon wieder zu Halberstadt! Im Herzen aber werd' ich Angst empfinden, wenn ich zu meinem Uz Sie nicht begleiten kann! Mit einem Briefchen hat er mich gestern erfreut, er weiß, daß ich einen Knebel vom Himmel zum Geschenk erhalten habe, bald soll ers noch besser wissen. Ihr Gleim.

4.

Halberstadt, den 20. November 1769.

Täglich, mein theuerster Freund, täglich und stündlich dacht' ich daran, Sie mit meinem Briefchen bis nach Ansbach zu verfolgen! Aber, der Himmel weiß es, von wie viel tausend bösen Geistern ich daran verhindert wurde.

Eine große, große Bitte, mein Theuerster, ehe ich sie vergeße!

Mein Uz hat mir sein Portrait geschickt, so abscheulich gemalt, daß ichs in meinem Cabinet unmöglich aufstellen kann! Ich kann mir keine Vorstellung von der Möglichkeit machen,

daß in der markgräflichen Reſidenz Ansbach kein nur mittelmäßiger Maler ſein ſolle! Von Ihrem Markgrafen hat man mir ſo viel Gutes geſagt, daß doch Alles nicht wahr ſein kann, wenn er nicht ein Liebhaber der ſchönen Künſte zugleich iſt. Es muß alſo dort ein guter Maler ſein, und von dieſem guten Maler bitte ich meinen Uz malen zu laſſen auf meine Koſten! Wär' ich Miniſter des Markgrafen, ſo müßte mein gnädigſter Herr einen Uz, einen ſo großen Mann, von Mengs malen und von Adam in Marmor hauen laſſen, oder ich nähme meinen Abſchied, und wäre lieber Canonicus, als Miniſter! Iſt Uz nicht unſer Horaz?

Auf Ihrer Reiſe begegneten Sie wohl ſchwerlich einem ſo ehrlichen Jeſuiten, wie der, der meinem Jacobi begegnete! Seines Gleichen mögen Wenige ſein! Denis, der Überſetzer Oſſians, iſt einer, ich hab' einen Brief von ihm, in jeder Sylbe ſpricht der ehrliche Mann.

Unſern Subſcriptions-Plan ſoll ich Ihnen ſchicken? Sie gütiger, freundſchaftlicher Mann! Er iſt aber noch nicht fertig! Ich habe keine Minute Zeit dazu, und mein Jacobi, der ſich Ihnen und meinem Uz beſtens empfiehlt, hat auch bisher keine gehabt. Verſchiedene ſehr nichtige Kleinigkeiten hat er nach der Sommerreiſe herausgegeben. Ich legte gern ſie alle bei, habe aber nur ſeinen Scherz über den Apollo bei der Hand!

O geben Sie doch, mein theurer Herr von Knebel, geben Sie doch meinem Uz in meinem Namen einen recht zärtlichen Kuß! Der vortreffliche Mann wird ganz gewiß auch von Ihnen zärtlich geliebt!

Ich hoffe, daß es Ihnen nicht möglich ſein wird, einen andern Rückweg als über Halberſtadt zu nehmen. Ich bin

durch und durch der Ihrige

Gleim.

Die Maaße zu dem Portrait hat Herr Uz vermuthlich noch.

3.

Halberſtadt, den 3. April 1770.

Vergeſſen hat mein liebſter Knebel mich nicht; er kam von ſeiner weiten Reiſe zurück, und dachte täglich ſeinem Freunde zu ſchreiben, täglich, dacht' er, ſiehet mein Gleim einem Geſpräche von ſeinem Uz entgegen, immer kamen Zerſtreuungen dem guten Vorſatz in den Weg. — Zerſtreuungen, andere Abhaltungen mögen es immer ſein, die Sie verhinderten, mein liebſter Freund, mich mit einem Briefchen zu erfreuen, Krankheit ſoll es nur nicht ſein, die Sie verhindert hat. Mein Uz erzählte mir nur wenig von meines Knebels Aufenthalt bei ihm, traurig macht' er mich mit der Nachricht, daß ich auf der Zurückreiſe nicht die Freude haben würde, meinen Knebel zu ſehen!

Wär' es meinem Knebel möglich geweſen, er iſt ein Menſchenfreund, er hätte mir die Freude gemacht!

Nun denk' ich darauf, meinem Knebel die Freude zu machen, ſeinen Gleim zu ſehen. Der König, ſagt man, geht nach Ollmütz zu einer Umarmung ſeines Freundes, des Kaiſers, unterdeſſen, dacht' ich, könnte Gleim ja wohl ſeine Freunde zu Potsdam umarmen, nicht, weil der König von mir gefürchtet wird, ſondern weil ich glaube, daß bei der Abweſenheit des Königs meine Freunde mehr ihr eigen ſind.

Was ſagen Sie dazu, mein theuerſter Freund? Würd' ich Ihnen, würd' ich dem Herrn von Aſchersleben willkommen ſein? Auf zween Tage nur?

Meinen Jacobi brächt' ich gern mit, er iſt aber geſtern, nachdem er meinen Geburtstag wie einen hohen Feſttag gefeiert hatte, nach Düſſeldorf zu ſeiner Familie ſchon wieder abgereiſt! Das Lied, das ſein allzugütiges Herz mir dabei geſungen hat, das darf ich, ohne Stolz, meinen Freunden wohl zu leſen geben! denn es iſt, dünkt mich, eines ſeiner beſten Lieder, würdig

des Namens, den er ihm gegeben hat; die Grazien ſelbſt begeiſterten ihn, ſo vortrefflich dünkt es mich.

Die Grazien, mein beſter Freund, begeiſterten unſern Wieland jüngſt zu einem Werkchen über ſie ſelbſt. Ich hab' es in der Handſchrift eben jetzt bei mir, o dürft' ichs meinem Knebel zu leſen geben, welche Freude würd' ich ihm machen! Ich darf es aber aus den Händen nicht geben!

Von unſers Jacobi letztem Werkchen leg' ich einige Exemplare für dortige Muſenfreunde bei! Sein Elyſium iſt erhaben wie die hohe Tugend! Ohne Zweifel haben Sie es ſchon! Von dem Werkchen an die Einwohner von Zelle ſind nur für Freunde der Muſen Exemplare gedruckt, deswegen leg' ich einige für die dortigen bei. Denn Sie ſagten mir, es wären ihrer mehr, als ich es wohl glaubte! Tauſend Empfehlungen an den Herrn v. Aſchersleben, Herrn v. Byren, Alle, die meinen Knebel lieben.

Ewig Ihr

Gleim.

6.

Berlin, den 29. November 1770.

Ein kleines Unglück, mein liebſter Freund, iſt Schuld daran, daß ich vermuthlich einige Tage länger hier verweilen muß, folglich auf den Montag nach Berge nicht abgehen und meinen Knebel daſelbſt nicht erwarten kann. Ich hatte nämlich den Mittwoch Abend den großen Mann Mendelsſohn bei mir, ich wollt' ihn nach Hauſe begleiten, ſetzte mich zu ihm in den Wagen, mein Bedienter wollte mitfahren, ich wollt' ihm ſagen, zu Hauſe zu bleiben, und ſtieß mit dem Kopfe an das aufgezogene Fenſter, zerbrach es, und machte dadurch mir eine kleine Wunde, ſo ergiebig an Blut, daß ein Held, der die

Hälfte davon für das Vaterland vergossen hätte, wahrlich ein großer Held gewesen wäre. Zwölf Unzen, sagte der Arzt,

Wären wie ein Strom dahingeflossen,
Wären für die Freiheit, für die Liebe
Nicht vergossen.

Man hatte Mühe, das Blut zu stillen; einen Herrn von Boeck, der von ungefähr in die Tragödie kam, in welcher meine Freunde Mendelssohn und Jacobi die Helden waren, die an dem Tode des Blutenden allzuzärtlichen Antheil nahmen, hinderte durch kühne Zuhaltung der getroffenen Pulsader die gänzliche Verblutung! Diesen Morgen werd' ich zum ersten Male verbunden! ich hoffe mit einer kurzen Cur davon zu kommen; um viel Vergnügen aber hat das kleine Mißgeschick mich schon gebracht.

Gestern Mittag war ein Fest der Musen und der Freundschaft bei unserm Lamprecht, und ich mußte zu Hause bleiben, doch machte die Frau Karschin mit ihrem Geiße mich einen Theil des verlornen Vergnügens vergessen.

Ich soll nicht sprechen und nicht schreiben; ich fühl' auch, daß es mir schadet. — Also noch zwei Worte! — Wir lassen Sie es wissen, welchen Tag wir nach Berge von hier abreisen. Unser Jacobi schläft so sanft, sonst bät' ich ihn, noch Eines und das Andere meinem Knebel zu sagen!

Dem Herrn von Aschersleben, Herrn von Borcn und Allen, die Gleim und Jacobi so freundschaftlich zu Sparta (Potsdam) begegneten, mach' ich meine besten Empfehlungen.

Der Gleim.

7.

Berlin, den 6. December 1770.

Von einer wohlthätigen Gottheit wurde meine Wunde geheilt, beſter Freund! Der Wundarzt ſelber geſteht, er habe ſo geſchwinde Heilung nicht erfahren.

Den Montag früh reiſen wir zu meinem guten Bruder ab, und bleiben bis den Donnerſtag Mittag.

Kommen Sie, mein beſter Freund, aber nicht zu Pferde, das Wetter iſt zu rauh. Machen Sie Geſellſchaft mit dem Herrn v. Aſchersleben und Herrn v. Boyen, und hüllen Sie meinen Knebel in den wärmſten Pelz.

Unſerm Jacobi gefällt es unendlich in dem prächtigen Berlin, aber er hört und ſieht auch Manches, das ihm ſehr mißfallen kann! Geſtern z. E. waren wir bei dem guten Oberprieſter Sack! Mit dem dritten Worte, das er mit meinem Jacobi ſprach, rieth er ihm, wohlmeinend zwar, in Wahrheit aber ſtolz und wunderlich genug, ſeinem Mädchen Witz (es ſind ſeine Worte) den Abſchied zu geben, und, ein anderer Addiſon, mit der Dame geſunde Vernunft ſich zu vermählen. Mir ſelber ſagte der ehrliche Mann, ich dürfte ſeinen guten Rath nicht hören, an mir ſei alle Bekehrungs-Mühe verloren; er meinte, wir bahnten durch unſern Witz zu grober Wolluſt den Weg!

Wie ſo verſchieden ſind die Meinungen der Menſchen, und, nicht der unvernünftigſten. Denn wir Alle, die wir Scherz und Liebe ſingen, meinen wir nicht, den Geſchmack an grober Wolluſt damit auszurotten, und zum Tempel der Tugend auf einem Wege voll Roſen unſre Leſer hinzuführen? Und ſangen wir denn nichts als Scherz und Liebe!

Ganz vergeſſen hatte ſchon der ehrliche Mann, daß Jacobi die Tonne beſtieg, und Gleim, in Fabeln und in Kriegsliedern, nicht von Wein und Liebe ſang!

Heute ſchmauſen wir beim Miniſter von Dorſchen, der die Muſen liebt. Morgen ſind wir bei Sulzer, dem armen Mann, dem Ramlers Venus Urania nicht ſchmeckt.

Moſes Mendelsſohn bekam von uns den erſten Beſuch, Ramler den zweiten, und zu dreien Malen waren wir in Geſellſchaft.

Jacobi ſchläft noch ſo ſanft, und doch werd' ich grauſam ſein, und ihn wecken laſſen; ſelber kann ich ihn nicht wecken, er dauert mich, er ſchläft ſo ſanft, aber er muß auf, denn er ſelber ſoll meinem Knebel ſagen, wie lieb er ihn hat.

Gleim.

(Nachſchrift von Johann Georg Jacobi.)

Wer würde nicht gern ſich wecken laſſen, um mit einem Knebel zu ſprechen, wenn er, ſo wie ich, ihn kennte, und, wie ich, ſein ſanftes Herz, ohne Weichlichkeit, mit allen Tugenden des Kriegers verbunden, zu ſchätzen wüßte? Ja, mein lieber Freund, meine Freundſchaft iſt Ihnen gewidmet; von Ihnen geliebt zu werden, und Sie lieben zu dürfen, iſt ein ſüßes Glück für mich. Weniger traurig verlaſſ' ich das ſchöne Berlin, wo ich, nicht der großen Paläſte, ſondern der guten Menſchen wegen, die ich darin fand, gerne länger verweilte; weniger traurig verlaſſ' ich es, weil ich Ihnen entgegeneile, weil ich die Hoffnung habe, Sie bei dem redlichen gutherzigen Bruder meines Gleims zu umarmen. Unterdeſſen leben Sie wohl.

Ihr Jacobi.

8.

Halberſtadt, den 13. October 1772.

Meinem theuerſten Knebel muß ich heute ſchreiben, und wenn ich von Entkräftung, weil ich ſchon den ganzen Tag Urthel und Rügen und Vehmungen geſchrieben habe, ſterben müßte! Denn ich habe die Abdrücke ſeines Geiſtes im neuen Göttingenſchen Almanach mit Entzückung geleſen, und ich kann nicht undankbar ſein, ich muß es ihm ſagen, daß er meinem Geiſt und meinem Herzen großes Vergnügen gemacht hat. Herr Schmid, den wir unſern Petrarch nennen, hat ſich alle meines Knebels Stücke ſogleich ausgeſchrieben, weil er ſelbſt noch kein Exemplar bekommen hat, ſo ſympathetiſch mit ſeinem Genie hat er meines Knebels Stücke gefunden; er hat ihn noch bei ſich, den Almanach, ſonſt ſagt' ich über eines und das andere Meiſterſtück Ihnen meinen lauten Beifall. Unſern zweiten Kleiſt prophezeiht' ich meinem lieben Vaterlande vor zwei oder drei Jahren, als ich die erſten Verſuche meines Knebels zu ſehn bekam! Wir ſind an der Pforte der Erfüllung! Wahrlich, mein beſter Knebel, ich kann nicht ſchmeicheln; wenn ich's kann, ſo ſollen alle Muſen ewig meine Feindinnen ſein, aber ich muß es ſagen, daß Sie den Meiſter übertreffen, wenn Sie ſo fortfahren.

Weinten Sie, mein theuerſter Freund, als Sie, vom Herrn von Aſchersleben vermuthlich, die Nachricht von unſres hoffnungsvollen Michaelis Tode hörten, nicht auch eine patriotiſche Thräne? Wir haben zuverläſſig in ihm einen großen Mann verloren. Er wäre, wenn man doch Genies mit Genies vergleichen ſoll, unſer Pope geworden. Deſſen Genie kam er eigentlich am nächſten. Mit einigen Jahren mehr, hätt' er Popens Präciſion und Deutlichkeit und Wohlklang im Ausdruck zuverläſſig bekommen. Er gab bei ſeinen letzten Werken ſchon ſich alle Mühe, dieſe Tugenden eines Autors zu erreichen. Sie

werden nächstens sehr schöne Kinderfabeln von ihm zu lesen bekommen; wir wollen sie zum Besten seiner armen Eltern, die er hat ernähren müssen, drucken lassen.

Was für Nachrichten haben Sie von Ihrem Casselschen (ich weiß ihn nicht anders zu nennen) Herrn Bruder? Von unserm Grandison? Wir, ich und meine Nichte, gaben ihm diesen Namen zu Cassel. Wohin schreib' ich an ihn? Denn ich muß einmal wieder gewiß sein, daß ich in der Seele meines Knebels, mit dem ich zu Cassel so geschwind, wie ehemals mit meinem Kleist, freundschaftlich mich umarmte, daß ich in der noch lebe! Tausend Empfehlungen bitt' ich bei Gelegenheit ihm von mir zu machen. Unser Schmid empfiehlt sich meinem Knebel, und ich bin ewig meines theuersten Knebels getreuster Freund Gleim.

Herr Boie macht seine Sachen vortrefflich! Wir wollen ihn zum Intendanten auf dem Parnaß machen.

9.

Halberſtadt, den 16. April 1773.

Ich eile, mein beſter Freund, Ihnen zu antworten, hauptſächlich Ihnen zu ſagen, daß ich etwas beſſer mich befinde; wegſcherzen möcht' ich den Tod nicht, ſondern nur die Kränklichkeit. Der Tod iſt mir bei weitem nicht ſo fürchterlich, als ein langes ſieches Leben, wiewohl, wenn nur, wie bisher, der Kopf befreit bleibt, ſo ſeh' ich, bei meinem faſt beſtändigen Kränkeln, nur ſelten finſter; denn mit meinem Schickſale bin ich wahrlich ſo zufrieden, als irgend ein Menſch auf der Welt es mag geweſen ſein; bin ich's mit den Menſchen weniger, wer, der nur irgend weiß, es recht eigentlich weiß, wie böſe ſie mit Recht von mir geſunden ſind, wer von Denen kann mir's verdenken?

Einer meiner fröhlichſten Tage war derſelbe Tag, mein theuerſter Freund, an welchem Ihr Herz an mich gedachte; vermuthlich in demſelben Augenblick, in welchem Sie mir ſchrieben, dacht' ich auch an das Ihrige. Meine hieſigen Freunde feierten denſelben Tag (den 2. April), meinen Geburtstag; ihre Muſen beſchenkten mich mit Liedern, ich war in hohem Grade vergnügt; in der Fülle dieſer Freude dacht' ich an meinen erſten und an meinen zweiten Kleiſt, und wünſchte, daß ſie gegenwärtig wären. Herr Jacobi, Herr Schmid und ein dritter junger Freund, den Sie künftig als eines unſerer beſten Genies werden kennen lernen, meine Nichte, die von der Frau Karſchin Chlorinde getauft iſt ꝛc., wir Alle ſtimmten ein Concert von Wünſchen an, das den dritten des Brachmonats, als an welchem Tage wir mit einigen andern Freunden, dem Oberbürgermeiſter Schulze zu Haldensleben und dem Hofrath Köpke zu Magdeburg, im Tempel der Freundſchaft (beim Amtsrath Urſinus zu Ummendorf, drei Meilen von hier)

beiſammen ſein werden, ohne Zweifel wiederholt werden wird! Möchten Sie doch einmal, mein theuerſter Freund, mit Ihrem Beſuche mich erfreuen!

Herr Jacobi hat, wegen gefährlicher Krankheit ſeines Dechants, ſeine Düſſeldorfer Reiſe verſchieben müſſen, und iſt alſo noch hier; er empfiehlt ſich, nebſt Herrn Schmid. Beide danken nebſt mir für die Mädcheninſel, ein vortreffliches Stück*), Ramlers würdig, und wenn nicht viele harte Verſe Zweifel erregten, Ramlers eignes vortreffliches Stück! Welch ein ſchöner ſimpler Plan, welche meiſterhafte Bearbeitung! Wegen Härte mancher Verſe kann ich den Verfaſſer nicht errathen; Herr Blume könnte es vor vielen Andern ſein.

Virgils Georgica wollte mein erſter Kleiſt ſchon in Hexametern überſetzen. Ich rieth ihm ab, und wir bekamen ſeinen Frühling. Mit meinem zweiten Kleiſt möcht' ich's auch ſo machen; er kann ſo vortrefflich ſelbſt dichten; ſo viele kleine Verſuche, nebſt dem letzten für Madame Koch beweiſen es. Ich danke Ihnen, mein beſter Freund, für die Mühe der Abſchriften! Das Petrarchiſche Sonett Ihres Herrn Bruders iſt mir beſonders angenehm geweſen, ich ſend' Ihnen nächſtens daſſelbe nach meiner und noch eines Andern Manier! Laſſen Sie doch ja dem vortrefflichen Bruder das Vergnügen, den Muſen zu opfern! — Ich umarme meinen theuerſten Knebel, und bin mit der zärtlichſten Freundſchaft ganz der Seinige.

Gleim.

Eben da ich den Brief zur Poſt ſenden will, werd' ich mit einem Schreiben von meinem Uz erfreuet, und mit einer Überſetzung der Oden des Horaz! die uns das ſein wird, was des Batteux Überſetzung den Franzoſen; unſre Weltleute werden ſie leſen. Schade, daß ſie ſo ſchlecht gedruckt iſt.

---

*) Vergl. Bd. I. S. XX.

Herrn Schmids Elegieen ſind noch nicht fertig. Ich ſende ſie nächſtens. Geſtern beſchenkte der gute Mann mich mit einem kleinen ſehr niedlichen Gedicht, das ich aber verlegt habe; find' ich's vor Abgang der Poſt, ſo leg' ichs bei.

10.

Halberſtadt, den 12. Mai 1773.

Da hat mein Bedienter vergeſſen, mein Schreiben vom 16. April auf die Poſt zu geben, und nun, mein beſter Herr von Knebel, nun kann ich unſers Petrarch Schmids Elegieen an ſeine Minna beilegen. Ich wünſchte, daß nicht ein fataler Umſtand daran Schuld wäre, daß ich eigne Productchen nicht beifügen kann.

Freund Jacobi reiſt morgen ab nach Düſſeldorf!

Seine Graziengeſchichte mag im deutſchen Mercur bis jetzt das Beſte ſein. Die Herren Fabrikanten deſſelben hätten in ihren erſten Stücken die Erwartung billig übertreffen ſollen!

Iſt's nicht ein Jammer, daß ſogar die Wielande, die Jacobi dem Kitzel, durch Streitkolben berühmt zu werden, nicht widerſtehen können? Ich habe von aller Einlaſſung in kritiſche Händel ſo ernſtlich abgerathen, es hat nichts geholfen.

Ich werde mich hüten, an irgend einem ſolchen Spectakel auch nur auf die entfernteſte Weiſe Theil zu nehmen.

Ich habe Herrn Blume, ſo groß meine Hochachtung für den braven Mann auch iſt, noch nicht geſchrieben. Seien Sie doch ja mein Advocat! Er nähme gewiß mir es übel, daß ich ſchriebe, wenn er wüßte, was für ein geplagter Menſch

ich bin. Ich habe noch nicht die Zeit gehabt, in meinem kleinen Sans-Souci die Nachtigall zu hören.

Tauſend Umarmungen, beſter Knebel! Empfehlen Sie doch ja mich dem vortrefflichen Bruder im Heſſenlande!

Ihr ganz treuer

Gleim.

Friedrich Jacobi an Knebel.

1.

Pempelfort, den 6. November 1789.

Seit Ihrem Erſcheinen und Verſchwinden, mein lieber Knebel, habe ich oft und viel an Sie gedacht und über unſere Bekanntſchaft mich gefreut. Das Billet, das Sie zurückließen, war mir ein lieber letzter Blick.

Den 18. November.

Ich behalte dieſes angefangene Blatt, um Ihnen zu beweiſen, daß ich den guten Willen hatte, Ihr angenehmes Schreiben ungefähr mit umlaufender Poſt zu beantworten. Es blieb unvollendet, weil eine verkehrte Arznei mich auf verſchiedene Tage krank machte; eine dumme Verdrießlichkeit ſtieß dazu; und ſo iſt es heute geworden.

Glauben Sie, mein lieber Knebel, daß Ihr Andenken mir recht ſehr theuer und werth iſt, und daß ich gern thun will, was ich kann, um das meinige eben ſo bei Ihnen zu erhalten.

Was ich mache, das haben Sie zum Theil geſehen, und zum Theil hab' ich es Ihnen geſagt, ſo gut als es ſich ſagen ließ. Ich dichte und trachte. — Es ſoll mir lieb ſein, wenn Sie mir ſagen wollen, was Ihnen an und bei mir gefallen, und beſonders, was Ihnen mißfallen hat.

Noch werd' ich vierzehn Tage, wenigſtens, auf dem Lande bleiben, weil mein Haus in der Stadt nicht fertig werden will. Ich bin mit dieſem Unglück ganz wohl zufrieden. Es vergeht kein Tag, wo mir nicht das Herz vor Freude über noch nie geſehene Dinge hüpft. Was ich Ihnen hier einmal ſagte, iſt ſo ganz wahr, daß ich nämlich ganz erſtaunlich dem Bilde

gleiche, das Rousseau in dem Briefe an Malherbes von sich macht. Lesen Sie diese Briefe, mir zu Ehren, noch einmal, in der Ursprache. Es ist auch ein Punktum über die Eitelkeit darin. Ich wiederhol' es, das ganze Bild ist mir zum Sprechen ähnlich.

Als ich Ihren Brief las, fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir zu Mannheim war, über Lavater mit ihm zu reden kam. Mein Freund Lavater, sagte Klopstock, ist sehr eitel; der gute Mann weiß es selber nicht, wie sehr! — Einige Tage darauf erwähnte Goethe einer gewissen Dame gegen mich, die Herder der Eitelkeit beschuldige und sich nicht mit ihr vertragen könne, weil er selbst der eitelste unter allen Menschen sei. — Was Goethe von Herder sagte, sagt ganz Deutschland wieder von ihm: er sei aus Eitelkeit und Hochmuth zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopstock geurtheilt wird, ist Niemand unbewußt; und von Lessing heißt es gar, daß er sich aus Eitelkeit dem Teufel ergeben habe.

Nun frag' ich, ob wir Alle schuldig, oder ob wir Alle unschuldig sind?

Goethe hat einmal einen Kupferstich von mir erhalten; er ist mir nicht sehr ähnlich, aber ich hätt' ihn gern wieder. Eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich wer weiß was dabei denken. Ich habe schon vor Jahr und Tag Wielanden darum ersuchen wollen.

Ich bin dem verdammten Oberon recht von Herzen gram, weil er zwischen mir und Wielanden eine neue Gelegenheit zur Uneinigkeit geworden ist. Die letzten Abschnitte der Abderiten habe ich mit Bewunderung und Entzücken gelesen.

Mit den Versen meines Bruders hat es gute Weile. Er und wir Alle grüßen Sie herzlich. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gut. Ich umarme Sie von Herzen.

Ihr Fritz Jacobi.

2.

Pempelfort, den 16. Mai 1781.

Ich habe ſeit drei Wochen gewaltig an Zahn-, Ohren- und Kopfſchmerz gelitten. Auch darum war ich ungeduldig, beſſer zu werden, weil ich Ihnen ſo gern antworten wollte. Aber ich harrte und harrte; konnte endlich die Angſt nicht länger dulden, daß Sie mein Stillſchweigen übel auslegen möchten; und ſo nahm ich die Feder, ſchrieb und ſchreibe.

Der Winter iſt mir ganz erträglich hingegangen. Erſt gegen Ende December bin ich in die Stadt gezogen. Ich habe mich viel mit den Alten beſchäftigt, auch beſonders mit Plato; den größten Theil der Morgen aber mit Selbſtarbeiten zugebracht. Etwas von mir werden Sie im Muſeum finden; worüber ich ſehr begierig bin, Ihr Urtheil zu hören; auch was Andre in Ihrer Gegend davon meinen. Sagen Sie aber von dem, was ich Ihnen ſchreibe, kein Wort, bis die Sache ſelbſt gegenwärtig iſt. Da ich meinen Namen habe vordrucken laſſen; ſo brauch' ich Ihnen den Titel nicht zu ſagen.

Ich höre, Wieland arbeitet von Neuem an einem großen Heldengedicht. Können Sie mir etwas Näheres hierüber melden?

Als Ihnen Leſſings Tod zu Ohren gekommen iſt, haben Sie gewiß an mich gedacht. Den Mann, den ich an ihm hatte, und den Freund, ſind' ich ſchwerlich wieder. Mitten in meiner tiefſten Trauer über dieſen Verluſt, hatte ich eine der angenehmſten Überraſchungen. Die Fürſtin von Gallitzin, mit ihren Kindern, mit meinem jüngeren Sohne, den ſie bei ſich hat, und mit Hemſterhuys, traten an einem Sonntag Nachmittag unverſehens in mein Zimmer. Sie blieben acht Tage, in welchen jeder Augenblick genoſſen und auch für die Zukunft merkwürdig wurde. Aber Leſſing — war todt, und blieb todt. — Hier ein Lied auf ihn vom Canonicus. Und hier ein Bild von mir nach Hemſterhuys. Das Auge iſt nicht gerathen; die

Stirne zu hoch, die Naſe zu gedehnt, und das ganze Geſicht zu lang: aber es iſt doch gut, und bei weitem die beſte Zeichnung, die je von mir gemacht worden iſt. — Den Ariſtee und den Sophile von Hemſterhuys kann ich Ihnen ſchicken, wenn Sie es wünſchen. Aber ſagen Sie mir doch, auf welchem Wege der Simon nach Weimar gekommen iſt; denn ſo hieß die Handſchrift, die Sie bei mir ſahen.

In meinem Innern iſt es ſtill. Ich glaube und ich zweifle, wie Sokrates. An gewiſſen Dingen nimmt mein Glaube, an andren nehmen Zweifel zu. Aber an innerer Feſtigkeit, an Muth und Friede gewinn' ich alle Tage.

Alles, was zu mir gehört, grüßt Sie von Herzen. Ich umarme Sie mit aufrichtiger Freundſchaft. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Ihr Fritz Jacobi.

Voie an Knebel.

1.

Göttingen, den 10. Juli 1770.

Hier iſt denn endlich Ihr fauler Freund mit ſeiner Antwort auf den liebenswürdigſten, angenehmſten Brief, der gleich auf der Stelle beantwortet werden ſollte und, trotz ſeines Vorſatzes, nach ſechs Wochen noch unbeantwortet da liegt. Können Sie mir vergeben? Ich bitte nur das, ſtatt aller Entſchuldigung, deren ich viel machen könnte, aber immer noch nicht genug, um nicht Vorwürfen Platz zu laſſen. Ich habe die allerverdrießlichſte, unzufriedenſte Laune gehabt, eine Laune, die mich für meine liebſten Beſchäftigungen gleichgültig und unfähig machte. Man muß nicht ſo ſein! Es iſt Pflicht, die Wolken zu zerſtreuen! Ich weiß es, aber ich bin noch nicht Philoſoph genug dazu... Halb krank ſein; Freunde, auf die man baute, nicht ſo finden; mit einem Mal gewahr werden, daß das Leben nicht ſo roſenfarben iſt; zwei bis drei Projekte mißglücken ſehen, die mich wegen des künftigen unbeſorgt machten...; nehmen Sie Alles das zuſammen, mein liebſter Freund, und denken Sie ſich noch Arbeiten dazu, die bei einem munterern Kopfe nicht ſchwer geworden wären — ſo werden Sie mich wenigſtens entſchuldigen können und mein Stillſchweigen nicht durch das Ihrige beſtrafen. Sie ſollen mich gewiß nicht wieder ſchuldig finden. O wenn ich einen Herrn von Knebel hier gehabt hätte! An ſeinem Buſen hätt' ich meine Unluſt gewiß eher vergeſſen! Mein ſchönes Projekt, wieder nach Berlin zu kommen, — o daran darf ich jetzt nicht mehr denken. Warum war ich ſo thöricht, wegen eines Vielleichts wieder hieher zu gehen?

Genug! Befürchten Sie keine Klagelieder mehr. — Ich bin ein paar Wochen auf dem Lande bei einer sehr würdigen Dame gewesen, die die besten Schriften fast in allen lebenden Sprachen lesen kann, und mit einem sehr feinen Geschmack ein Herz verbindet, das noch seltner ist. Ihr muß ich es verdanken, wenn meine Übersetzung, der „Waise", bis über das Mittelmäßige kommen sollte. Ich bin schon lange fertig, aber ich möchte das ganze Ding wieder ins Feuer werfen, wenn ich das Original lese, das ich mit allen seinen Irregularitäten und, wenn man will, Absurditäten für eins der größten Meisterstücke halte. Ich übersetzte das Stück, mit einigen andern englischen Trauerspielen, schon vor einigen Jahren, um mich zu üben. Einer unserer besten Köpfe sah es von ungefähr, und dem mußt' ich die Ausführung versprechen. Die andern sind schon vernichtet. Dieses hat mir schon eine Arbeit gekostet, die mir Niemand verdanken und auch wohl nie ihm die Güte geben wird, die ich sehe, aber nicht erreichen kann. Befürchten Sie sich nichts. Dieß soll der erste und der letzte Versuch sein. Meinen Eremiten haben Sie mit zu vieler Güte aufgenommen. Ich hab' ihn sehr gefeilt, und werd' ihn nächstens nebst einigen ähnlichen Stücken von Gotter und mir drucken lassen. Wie schön hätt' ich nun Ihre Anmerkungen nützen können, wenn Sie sie mir hätten geben wollen.

Ihre Anmerkungen über mein Geschwätz, das Sie Kritik nennen, sind mir unendlich angenehm gewesen. Wenn doch alle Kritiken so freundschaftlich aufgenommen und so beantwortet würden! Mehr Privatkritik, weniger öffentliche! Die Nation würde gewiß noch einmal so reich sein, als sie ist. So lange sich aber die, meistens so kurzsichtigen und boshaften, Bettelvögte des Parnasses bemächtigt haben, welcher junge Musensohn wagt da hervorzutreten, wenn er nicht eine eiserne Stirn hat! Sie haben sich größtentheils gut gerechtfertigt. Aber die dunkle Strophe muß deutlicher sein, wenn auch zwei daraus werden sollten. Ihr Gedicht an die Wollust ist voll Feuer und

Stärke. Nichts als vielleicht eine zu überladene Manier und einige Hiatus, die ſich ſo leicht wegbringen laſſen, wüßt' ich daran zu tadeln. Es verdient ſehr unter Ramlers Hand zu kommen. Wenn er nur nicht zauderte! Ich wünſchte ſo ſehr, den Almanach damit zu zieren. Ihr Name bleibt bei mir heilig verſchwiegen, ſo wie nur Sie und Gotter die Kleinigkeiten wiſſen ſollen, die ich einrücken werde. Ich ſollt' es vielleicht gar nicht thun, da die Afterkritik ſo ſehr über mich die Zähne zu fletſchen anfängt. Die Beiträge Ihres Freundes ſollen mir alle ſehr willkommen ſein. Es thut mir unendlich leid, daß ich das Stück über den Adel nicht brauchen kann. Aber die Hymne werd' ich mit ein paar kleinen Änderungen ſehr gerne brauchen. Könnte der Verfaſſer das Stück an den Adel nicht umarbeiten? Es verdient es ſo ſehr. Es hat treffliche Stellen. Die kleine Erzählung hat noch ihre Nachläſſigkeiten, die ich ſchon wegzubringen hoffe. Das Epigramm leſe ich ſo:

Die Erde ſchluckt ſo viel nicht Tropfen Waſſers ein,
Als Storax, der hier liegt, in ſeinem Leben Wein;
Er wollte, daß man ihn ein wenig tief begrabe,
Damit er wenigſtens im Grabe Waſſer habe.

Ich war im Mai in Gotha bei meinem Gotter. Wir lebten vierzehn ſelige Tage mit einander. Ich habe ihm den Freund gemalet, den mich mein gutes Glück in Potsdam finden ließ. Er kannte Sie ſchon, wo ich nicht irre, durch einen Herrn von Aſchersleben, den er in Wetzlar gekannt hat, und durch den Sie die Stücke von ihm haben, die ich mich in Ihrer Hand zu ſehen ſo ſehr wunderte. Er bittet Sie ſehr um Ihre Freundſchaft, und er verdient ſie viel mehr als ich, der ich mich in Allem gern von ihm übertreffen laſſe, nur nicht im Herzen, das ich nicht gern ſchlechter als ſeines wiſſen möchte. Er hat wieder einige treffliche Sachen gemacht. — Wir waren mit einander in Erfurt, wo wir einen Nachmittag mit Herrn Wieland zubrachten, und die andern Herren, bis auf den Großen Schmid, ſahen. Herr Wieland iſt in aller Abſicht ein außer-

ordentlicher Mann. Es dauert mich, ihn mit Leuten verstrickt zu sehen, die seiner in keiner Absicht würdig sind. Er scheint sehr impatiens strictura zu sein. Was sagen Sie zu seinen neuern Schriften? Gombabus scheint mir ein Meisterstück der Erzählung. Gellert würde dieses nicht keuscher erzählt, aber vielleicht gar nicht erzählt haben. Das prosaische Buch, so sehr es mir gefällt und gefallen muß, ist mir zu rhapsodisch und vielleicht in mancher Absicht zu gefährlich. Warum lebt der Mann nicht in Berlin, oder an einem andern Orte, wo er mehr égaux hätte? Er würde noch weit vollkommener sein. — — Sie sind in Berlin gewesen — glücklicher Freund! Haben mich alle meine Freunde vergessen? Ich habe nur von Lessing, Nicolai und der Karschin Versicherung des Gegentheils. Was macht unser ehrlicher Gilbert? Er muß ja mein Freund bleiben! Durch ihn ward ich der Ihrige! — — Ich lege Ihnen einen Brief an Sappho bei, den Sie nicht aufhalten werden. Wer in aller Welt hat Ramlers Lied an G. in dem Correspondenten drucken lassen? Ich fürchte nur, daß der Dichter, der mir das Stück gegeben, mich der Verrätherei fähig hält. Nun werd' ich es doch zum Almanach brauchen können. — — — Geschwind will ich Ihnen noch einige Dingerchen herschreiben, darüber ich Ihr Urtheil wissen möchte. Meine Muse ist eine sehr schwächliche. Sie ist gleich außer Odem! Höchstens dann und wann ein Quartreim. Weiter wagt sie sich selten. Ich habe eine Romanze an Gleim und ein paar Liederchen auf dem Lande gemacht, die ich Ihnen nächstens abschreiben werde, weil sie sich noch selbst nicht unter die Augen der Freundschaft wagen wollen.

P.

2.

Göttingen, den 29. October 1770.

Wie angenehm war mir Ihr letzter Brief, mein liebster Herr von Knebel! Halb verzweifelte ich schon, wieder etwas von Ihnen zu hören. Ich will nicht leugnen, daß diese Furcht mir den Brief nicht noch angenehmer gemacht, aber Sie doch bitten, sich dieses Mittels künftig nicht wieder zu bedienen. Ich schreibe so geschwinde wieder, als ich kann, und hätte gleich mit der ersten Post wieder geantwortet, wenn nicht allerlei Zerstreuungen mich gehindert hätten. Ehe ich zu Ihrem Brief gehe, will ich Ihnen gleich von mir eine Nachricht geben, die Ihre Güte für mich Ihnen sicher angenehm machen wird. Ich bin seit zwei Monaten wieder engagirt, und zwar ziemlich nach meinem Wunsche, da ich nun länger und ruhiger hier bleiben kann. Ich trage wieder die Fußkette des Hofmeisters, aber sie ist nicht so eng als die vorige. Mein Eleve ist ein junger Engländer, bei dem ich mehr Gesellschafter, als Hofmeister bin. Wenn ich nicht so viel zu thun hätte, könnt' ich mir für's Erste nichts Besseres wünschen, aber das hat auch seine Vortheile in mancher Absicht. Ich bin in der Nothwendigkeit, beständig englisch zu reden, da sowohl mein junger Freund, als die andern Engländer, mit denen ich zu thun habe, und denen ich Unterricht im Deutschen gebe, noch keine andere Sprache verstehen. Im Anfange fiel es mir mit dem Englischen nicht wenig schwer, aber nun geht es besser, und ich freue mich über die Gelegenheit, eine der ersten Sprachen von Europa besser zu lernen, als man sie gemeiniglich lernen kann. Eine angenehme Aussicht für mich ist die Hoffnung, wenigstens einen Theil von Deutschland und England bei dieser Gelegenheit zu sehen. Wenn Alles so geht, wie ich es denke, darf ich beinahe darauf rechnen, Sie künftigen Sommer zu umarmen und Berlin wieder zu sehen. Schon die Hoffnung dazu macht mich

ſehr zufrieden, und o! wenn ſie erſt erfüllt wird! Ich ſollte billig mit dieſer Freude nicht zu ſehr mir ſchmeicheln, aber ich kann wirklich mich nicht erwehren. Wenn nun ein Hinderniß dazwiſchen käme, es würde mir gar zu nahe gehen. Nun auf Ihren Brief! Ich dank' Ihnen ſo ſehr ich kann für Ihren gütigen Beitrag zum Muſenalmanach. Die Fabel von der Nachtigall und den Fröſchen werd' ich brauchen; aber ich habe noch nicht genug darüber nachgedacht, um Ihnen von meinen Vorſchlägen und Aenderungen zu ſagen. Was ich zu erinnern habe, betrifft meiſtens die zu hors d'oeuvres und gehäuften Zierrathen. Die Grabſchrift eines Ehepaares erinnere ich mich ſchon irgend beſſer und kürzer ausgedrückt gefunden zu haben. Das Gedicht des Frauenzimmers brauchte noch wohl zu viel Feile. Das Epigramm auf den Säufer — meine Änderung gefällt mir nicht, aber — darf ich es ſagen? Ihre und Herrn R.'s auch nicht. Allein Ihr eignes gefällt mir deſto beſſer. Mit dieſer Lesart:

O Wand'rer, hüte dich, hier Thränen zu vergießen!
Des Waſſers ärgſter Feind liegt unter deinen Füßen.

iſt es — ſchon gedruckt. Sie ſchmälen doch nicht? Der Unentſchloſſene gefällt mir ſehr. Der letzten Zeile wünſcht' ich nur etwas weniger Härte.

Vier Bogen ſind jetzt vom Almanach gedruckt, und ich ſchmeichle mir, daß einige ſehr gute Stücke darunter ſind, und, wenn ich noch die erhalte, die man mir verſprochen hat, denke ich, es ſoll eine ganz gute Sammlung werden. Von Gleim ſind einige ſehr gute Sachen darin. Ich bat Ramlern, die Bekanntmachung des ſchon gedruckten Hochzeitgeſanges auf Gilbert mir zu erlauben, hab' aber noch keine Antwort. Von Madame Karſchin hab' ich auch einige artige Sachen. Aber das Meiſte, was ſie macht, kann man nicht brauchen. Es iſt oft ſo gemein, ſo alltäglich, daß man nicht begreift, wie eine Frau, die wirklich Genie hat, ſo ſchreiben kann. Sie iſt ſehr wider Ramler aufgebracht. Ich bin darüber und über die

Freiheit, mit der ich ihr von ihren Nachläſſigkeiten geſchrieben, in eine ſehr warme Correſpondenz mit ihr gerathen. Sie will keine Kritik vertragen, und keiner braucht ſie doch mehr, als ſie. Wenn ſie nicht in ſich geht, geb' ich alle Hoffnung auf. Sie will nichts als Impromptüs machen; und was fragt die Welt darnach? — — Wie begierig wär' ich, Ramlers neue Ode zu leſen! Hat er auch nicht die in Breslau herausgekommene Hymne an die Freude gemacht? Ich vermuthe nur, denn noch hab' ich ſie nicht geleſen. Verkennen läßt er ſich ſonſt nicht. Der Bruch zwiſchen ihm und G. ſcheint immer größer zu werden. Das Trauerſpiel, die Brüder, hatte er ſchon, wie ich in Berlin war. Es wird aber nun ſehr verbeſſert ſein. Meines liegt, und ich zweifle, ob ich je wieder daran denken werde. Ich kann nicht dahin kommen, wohin ich ſo gerne wollte, und je mehr ich engliſch lerne, deſto mehr verzweifle ich daran. Glücklicher S., der alle die Bedenklichkeiten nicht fühlt und uns jede Meſſe mit einem neuen Bande engliſcher Dramen erfreut!

Haben Sie geleſen, was Kl. (Klotz) von mir geſchrieben hat? Ich habe ſeinen Unwillen in einem ſehr hohen Grade auf mich gezogen, aber antworten werd' ich, Alles bedacht, gar nicht. Vinco aut vincor, semper maculor. Anders gehts mit der unverſchämteſten Kabale nicht, die jede neue Literatur angeſteckt hat. Namen nennen, die nicht genannt ſein wollten und durften, verdrehen, lügen, auf Perſonalitäten anſpielen, und unverſchämt und ohne Gründe behaupten, das iſt ihr Geſchäft, und die Leute werden nicht einmal mehr roth. Ich will meinen Weg fortgehen, ohne mich nach ihnen umzuſehen. Nichts ärgert mich mehr, als die Art, wie man unſerm Gotter, einem auch der Tadelſucht ſelbſt hoffnungsvollen jungen Dichter, mitſpielt. Von mir möchten ſie noch ärgere Dinge geſagt haben.

Ich habe von G. dießmal einige Lieder, ein gefühlvolles Gedicht über die Freundſchaft und die Elegie auf einem Dorfkirchhof nach dem Gray. Ich werd' ihn meiſtens nennen, und

Alle nennen, die genannt werden können. Die Andern wird schwerlich einer entziffern können, da ich keinem, selbst Gottern nicht, die Namen genannt habe. In diesem fühlenden philosophischen Tone, den ich, wie Sie, liebe, wird Gotter, hoff' ich, noch einst ganz Original werden. Sonst wird er wohl zum Drama übergehen, und ich verspreche dem rührenden Lustspiele viel von seinen Talenten, wenn er je an einen Ort kommt, wo eine gute Bühne ist. Nun ist er wieder in Wetzlar als gothaischer Legationssecretair. Von da ist weder für die Dichtkunst, noch die Bühne viel zu hoffen, da die Fackel der Kritik noch nicht bis in die Gegenden gedrungen ist, und die Muse von dem Gefolge des Kammergerichts verdrängt wird. Wenn Sie noch den Einfall, ihm zu schreiben, ausführen, so schließen Sie mir nur den Brief ein.

Was macht Gilbert? Ist er noch mein Freund? Ich höre von ihm ganz und gar nichts, und Sie, der Sie ihn doch gesehen haben, sagen auch kein Wort.

Klopstock ist nicht mehr in Kopenhagen, und würde wohl nicht mehr in Dänemark sein, wenn die Güter des großen Bernstorfs, dessen Schicksal er gefolgt ist, nicht da lägen. Ich verliere durch den Fall des Grafen alle Hoffnung und alle Aussicht, die ich noch in meinem Vaterlande hatte. Aber das Land und alle Redlichen verlieren noch mehr. Klopstocks Freunde fürchten, er möge gar nach Wien gehen, wohin man ihn gerne haben wollte. Haben Sie die Grazien schon gelesen? Es ist erstaunend, daß Wieland so viel und zugleich so gut schreiben kann. Dieß neue Werk scheint mir vollendeter in seiner Art, als irgend ein vorhergehendes, die Sprache ist feiner und das Ganze ausgearbeiteter. Aber leer — wird der steife Leser sagen, ich fürchte für die große Welt, für die das Werkchen geschrieben ist, immer noch an manchen Stellen zu gelehrt und zu voll. Das Meiste ist ein Gewebe von feinem Scherz und feiner Erdichtung. Die Einleitung scheint mir nur ein wenig gedehnt — sehr oft ein Fehler des Verfassers. Das Compliment an Gleim

und Jacobi hat mich gefreut. Aber sollten sie wirklich die drei einigen Dichter allein sein? In Kopenhagen lebten drei in einer Stadt und waren alle Tage bei einander, Klopstock, Gerstenberg, Cramer. Wer hat von deren Mißhelligkeit je etwas gehört? Sie lebten wie die zärtlichsten Freunde und edelsten Menschen mit einander. — — — Keine Vergleichungen! Gl. und J. geschieht in Berlin zu viel. Das bläset den Streit nur immer auf und hilft zu nichts. Gl.'s unerreichliche Naivetät wird verkannt und ihm Nachlässigkeiten hoch angerechnet, die von jeher mit der leichten, kummerlosen Dichtart vergesellschaftet sind. Gl. hat Lieder gemacht, die kein Deutscher übertroffen, und hauptsächlich unter seinen neuen Liedern, die man so gern in üblen Ruf brächte. Wer wollte Jacobi's Feinheit und unübertroffene Leichtigkeit nicht bewundern? Er allein hat mit den Franzosen in einer Art gewetteifert, worin ihnen alle Nationen den Vorzug zugestanden. Ich bin eben so wenig, als Sie, ein Freund von seinen Zeitschriften und von der philosophischen Miene, die er sich geben will. Aber schrieb' er mehr Briefe! Das hab' ich ihm alle Tage gesagt, wie er hier war, und ich hoffe, daß meine Bitte nicht unerfüllt bleibt. Er ist wirklich ein liebenswürdiger Mann. Auch den großen Herder hab' ich hier kennen lernen. Aber mein Papier ist voll, und ich habe nicht Zeit, ein neues Blatt anzulegen. —

Ihr Boie.

3.

Göttingen, den 8. Jenner 1771

Die langsame Reise meines Briefes ist nun ganz natürlich, da ich Gleims Reise nach Berlin weiß. Ich schickte ihm ein großes Packet, bei welchem ich, da ich nichts weniger vermuthete, als daß ein Gleim zu solcher Jahreszeit reisen könnte,

meinen Brief an Sie legte. Ich habe nun ſchon zweimal erfahren, daß das Einſchließen meiner Briefe an Sie ſie aufhält, und ich werde künftig immer geradezu an Sie ſchreiben. Ich büße zu viel dabei ein, indem Ihre Antworten auch immer dadurch verzögert werden. Ich umarme Sie tauſend Mal für Ihren letzten Brief, mein theuerſter Herr v. Knebel. Er iſt ſo voll von Freundſchaft, von Nachrichten, von Kritik und den feinſten Bemerkungen, daß ich nicht weiß wie ich ihn, und zumal heute, da mir der Kopf von einer eben zurückgelegten Reiſe und von tauſend Zerſtreuungen und Briefen, die ich ſchreiben muß, wüſte iſt, beantworten ſoll. Sie übertreffen mich in Allem, nur nicht in der Freundſchaft. Gewiß, Sie können nicht lebhafter für mich fühlen (ich bin ſtolz und froh, daß ich das ſagen darf), als ich für Sie empfinde. Wie ſeufze ich der Stunde entgegen, da ich Sie wieder an mein Herz drücken kann. Der Genius der Freundſchaft wird ſie bald herzuführen, das Vertrauen hab' ich völlig. Dann — o dann werd' ich Ihnen noch weniger ſagen können, wie laut mein Herz für Sie ſchlägt, als ich es Ihnen bei unſrer erſten Umarmung ſagen konnte. Das Uebermaaß der Empfindung wird meine Sprache erſticken. Was damals nur Wunſch war, iſt jetzt Wirklichkeit — Knebel iſt mein Freund! O aber, wird er mich ſo finden, wie jetzt ſeine gar zu warme Freundſchaft mich vermuthet? Gewiß nicht! Er kennt mich noch nicht ganz mit allen meinen Thorheiten, meinen Schwachheiten. Wird er mit allen dieſen, womit ich täglich kämpfe, mich noch lieben können? Ein guter Menſch zu ſein, war lange das Ziel meiner gereinigtern Wünſche, und das bin ich noch lange nicht. Möcht' ich's nur werden! — — Ich bin mit einem Theil unſrer jungen Briten während der Ferien in Caſſel geweſen. Den andern werden Sie in Potsdam geſehen haben, oder noch ſehen, und durch ihn ein Briefchen Ihres Freundes erhalten. Sie begreifen leicht, daß eine Reiſe mit jungen feurigen Engländern (die jüngſten waren bei mir), denen man ſich oft in kleinern Thor-

heiten gleich ſtellen muß, um größere zu verhüten, nicht anders als ſehr zerſtreut geweſen ſein kann. So iſt die meinige auch in der That geweſen. Und für den Almanach war ſie noch dazu ſehr ungelegen. Fertig war er vor meiner Abreiſe, aber noch nicht gebunden. Wie weit es nun damit iſt, weiß ich nicht, da ich noch keinen Menſchen in G. geſprochen habe. Ich fand geſtern Abend Ihren Brief vor, und eile gleich, ihn zu beantworten. Sobald ich einiger Exemplare ohne Calender habhaft werden kann, ſchick' ich ſie Ihnen. Einſtweilen wird der Brief fertig. Entſchuldigen Sie dieſen mit den Umſtänden, unter welchen ich ſchreibe. Ich muß noch an Alle ſchreiben, deren Güte mich unterſtützt hat, und das Alles in dieſer Woche. Arbeit genug!

An Ramler ſchreib' ich ſelbſt. Ich bin ſehr froh, daß Gleim und er ſich geſprochen haben. Es wird immer ein Schritt zur Ausſöhnung ſein. Ich freue mich, daß Sie in mein Urtheil von Jacobi einſtimmen. Mehr Feſtigkeit des Charakters und etwas weniger ſchriftſtelleriſche Eitelkeit werden ihn gewiß dahin bringen, wohin ihn der zu warme Eifer ſeiner Freunde ſchon geſetzt hat. Seine beiden neuern Stücke unterſcheiden ſich ſehr vortheilhaft von manchem vorhergehenden.

Einer der vornehmſten Verfaſſer der Neuen Zeitung behauptet, daß wirklich die Nänie von dem daſelbſt angegebenen Vf. ſei. Ich glaube es nicht. Nächſt Gerſtenbergen und dem Anonymus rathe ich auf Herder, von dem ich Stücke geſehen habe, die meine Muthmaßung rechtfertigen. Schmid hat in ſeinem A. die Nänie zu verbeſſern gewagt. Einen größern Gefallen hätt' er mir nicht thun können. Sollte Ihr Tadel nicht zu ſtrenge ſein? Unrecht haben Sie nicht ganz, das fühle ich. Zum Unterſuchen und Entwickeln hab' ich noch keine Zeit gehabt. Ich gäb' indeß für dieß Eine Stück gern Alles, was ich gemacht habe und noch machen kann.

Von Gerſtenbergs neuem Stücke weiß ich nichts, als daß es der Waldjüngling heißt, und daß er darin die

Empfindungen eines Menschen, der außer sich noch nichts gesehen, entwickeln will. Ein dreistes Unternehmen, wozu das ganze Genie eines G. gehört! Er bessert jetzt an seinem Ugolino. Sonst hab' ich in länger als vier Monaten nichts von ihm gehört. Ich fürchte, daß die Verwirrungen in Kopenhagen auch ihn treffen werden. Klopstock ist mit seinem erhabenen Freunde *) diesen Winter in Hamburg, und beschäftigt sich im Ernste mit der Herausgabe seiner Oden. Hätten wir sie nur erst, und könnten wir sie doch mit einander lesen!

Die Verfasser des Almanachs verrath' ich Ihnen erst, wenn Sie mir Ihre Meinung gesagt haben. Dann hör' ich zugleich, welchen von Ihren Freunden ich mehr Dank schuldig bin.

Ich bin jetzt vielleicht im Stande, mich um die deutsche Literatur etwas verdient zu machen. Wie? — das bleibt ganz unter uns. Ein londoner Buchhändler hat mir und einigen andern (Männern von ganz anderm Verdienste) den Antrag zu einem Werke gethan, das die deutschen Musen einer Nation bekannt macht, die unter die edelsten der Welt gehört, und sie noch gar nicht kennt. Es soll etwas in dem Geschmacke des Journal étranger werden. Ich werde einen Versuch machen, Klopstocks Tod Adams zu übersetzen, ob ich gleich noch lange nicht Stärke genug im Englischen habe. Mag man doch in England die Sprache verbessern!

Herder kommt nach Bückeburg in Abbts Stelle, als Consistorialrath und Hofprediger. Er verläßt den Prinzen in Straßburg. Ein vortrefflicher Mann! Der Graf, der das Verdienst so zu schätzen weiß, mußte freilich suchen, Abbts Stelle auf die einzige Art zu ersetzen, wie sie ersetzt werden konnte. Ganz heimlich kann ich Ihnen noch sagen, daß H. an einem Werke über die Künste arbeitet. Kenner, die es gesehen, sagen, daß es das einzige seiner Art ist. Er leitet aus den einfachsten Grundsätzen Wirkungen her, die bisher noch gar

*) Grafen von Bernstorf. D. H.

nicht zu erklären gewesen sind. Friste nur der Himmel sein Leben! Wir sind in großer Gefahr gewesen, ihn zu verlieren, und sind es noch immer, denn er ist von einer gefährlichen Krankheit noch nicht wieder hergestellt. Solche Leute sterben, und ein Klotz, ein Schmid leben und schreiben, bis ihre Finger abgenutzt sind. O Genius der deutschen Literatur, wo bist du!

Sie verstehen doch Englisch? Warum ich so frage? O! ich wollte gern von Ihnen etwas über den Shakespeare hören, den ich jetzt von Neuem zu lesen und mehr zu fühlen anfange. Welch ein Genie! Ich glaube, nur in barbarischen Zeiten war ein solches Genie möglich. Unsere Erziehung macht uns zu künstlichen Uhrwerken, wenn's hoch kommt, und pflanzt so viele Dinge in unsern Kopf, die nicht darin geboren waren, und der Begriffe sind so viele, daß wir immer weniger sie in eigne Nahrung werden verwandeln können. Meine Arbeit mit dem Ottway ist nun ganz vergebens gewesen. Weyße nahm mir den ersten Gedanken, die Waise auf unser Theater zu verpflanzen, und glücklicher Weise! Schmid hat sie jetzt von Neuem für sein Theater übersetzt. Gewiß, weil er wußte, daß ich es Willens war. Find' ich indeß noch Zeit zum Durchsehen, so will ich Ihnen doch die fertigen Akte schicken, um Ihre Meinung darüber zu hören. Ich bin

Ihr B.

4.

Göttingen, den 20. Januar 1771.

Bis heute ist der Brief liegen geblieben, aber heute geht er doch endlich fort. Ich konnte bis jetzt keinen Almanach bekommen, da, während meiner Reise nach C., alle fertigen ausgegeben waren und nun der Buchbinder zögerte. Ich wollte

Ihnen keinen mit dem Calender ſchicken, um Ihnen einen Verluſt zu erſparen, den Sie vielleicht dadurch haben könnten.

Jacobi konnte in Berlin nicht wohl Beifall finden, die beſten Leute ſehen ſeine gedruckten Schwachheiten in einem zu hellen Lichte, und waren ſchon vorher wider ihn eingenommen. Gleim hatte noch mehr wider ſich. Wenn Ramler und er nur ein wenig näher gerückt wären! Trauen möchten Sie ſich immer nicht, wenn ſie es nicht mehr können, aber andre Leute ſollten es nicht wiſſen. Gleim hat ſich durch ſeine Schwachheit gegen Klotz unerſetzlichen Schaden gethan. Ich kann ſie erklären, ohne ſeinem Herzen, das ich verehre, zu nahe zu treten, aber alle Leute können oder wollen es nicht. Klotz haſcht allenthalben nach Anekdoten, und weiß ſie, wahr oder nicht wahr, von Freunden oder Feinden, in ein ſo verhaßtes Licht zu ſtellen, daß es gefährlich iſt, von ihm gekannt oder bemerkt zu werden. Vor Allem möcht' ich ſein Freund nicht ſein. Als Feind wird er ſo viel nicht geglaubt. Er erzählte hier Dinge von G. und auch von J., die meinen Unwillen aufs Höchſte reizten. Verachtung iſt die einzige Empfindung, die ihm gehört, und er ſieht auch ſelbſt ein, daß ein Mann von Gefühl für Tugend und Sitten keine andre für ihn haben kann.

Ich ſchicke Ihnen drei Almanache. In den einen ſchrieb ich ein Verschen, das Sie nur ausreißen dürfen, wenn es Ihnen nicht gefällt.

Ich ſehne mich von dieſem Augenblicke an nach Ihrer Antwort, und bin ewig

der Ihrige.

P.

Haben Sie noch nichts vom Wandsbecker Boten geleſen? Das erſte Stück wird Ihre Erwartung ſehr reizen.

33.

Göttingen, den 1. März 1771.

Einen sehr angenehmen, reichhaltigen Brief haben Sie mir geschrieben, mein theuerster Herr von Knebel, und gewiß, ich hätte nicht so lange mit meiner Antwort gewartet, wenn ich ganz mir selbst gelassen gewesen wäre. Aber ein Mann, der neun Stunden des Tages zu schulmeistern hat, dabei oft in den Stunden selbst, wo er sein eigner Herr sein wollte, gestört wird, und in Rechnungen vergraben ist, kann wohl auf eine kleine Nachsicht Anspruch machen. Eine große verlang' ich nie von Ihnen. Ihr Briefwechsel macht mir zu viel Freude, als daß ich nicht Alles aus dem Wege zu räumen suchen sollte, eher als mich derselben zu berauben. Ich war seit meinem letzten Briefe dazu krank, ich besserte mich wieder, als ich den Ihrigen erhielt, und er hat vollends meine Besserung bewirkt. Ihr Lob ist mir nicht wenig angenehm gewesen, und Alles, was Freundschaft Sie sagen macht, abgerechnet, bleibt noch genug für mich übrig, mich ein wenig stolz zu machen. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie mich nicht dazu bringen. Nichts ist einem Autor (ein Herausgeber ist doch ein Stück davon) leichter erregt, als Stolz. Für Ihre Mühe, so sehr in's Detail zu gehen, bin ich Ihnen unendlich verbunden. Sie haben mehr gethan, als noch ein Kunstrichter gethan. In die Quere gelobt und getadelt, und dann ein Stückchen aus der Vorrede abgeschrieben, weiter gehen die meisten der Herren nicht. Ich folge Ihrem Urtheile, und sag' Ihnen dabei die Verfasser in's Ohr, und vielleicht Eines und das Andere von meinen Grillen. G., für den Sie sich so verbeugen, ist Ramlers Anonymus, und seine Stücke sind ein Geschenk dieses Dichters. Vortrefflich und original sind die meisten. Viel nur von ihm, so bin ich künftig geborgen. Der Verf. des Stücks an Herdern ist — Gleim. Schade, daß es ein paar sonder-

bare Späße hat! Das Übrige ist freilich artig. Über unsern G. ist Ihr Urtheil leider sehr richtig. Jacobi ist auch noch im Werden, aber er wird immer mehr. Sind Sie nicht immer gegen die Karschin ein wenig zu ungerecht? Ohne Geschmack, ohne Kunst bringt sie doch zuweilen aus sich vortreffliche Sachen hervor. Aber oft freilich nicht, und auch in ihren besten Stücken hat das Auge des Kenners viel zu übersehen. Käſtner macht treffliche Sinngedichte, aber das mala plura der Epigrammatisten trifft bei ihm im hohen Grade ein. Viele von denen, die hier gedruckt sind, hätt' ich nach meinem eigenen Geschmacke nicht gewählt, und Sie können mir glauben, daß noch unwichtigere ausgelassen sind. Ihm fehlt nichts als Geschmack. Schade, daß er den mit seinen andern großen Talenten nicht immer verbindet! Das bittere Sinngedicht hab' ich ganz wider meinen Willen drucken lassen müssen. Der Verfasser verlangte es. Er stehe denn auch dafür! Gellerts Tod ist von einem jungen Menschen, aber freilich nur nach der Idee; das Andere mußte ganz umgearbeitet werden. Aber der gute Freiherr v. — — ich bin nicht ganz mit Ihnen einig, zumal wegen des zweiten Stückes nicht. Nachläſſigkeiten seh' ich die Menge, aber wahre Empfindung scheint es mir zu haben. Vielleicht hat der Name des Verf. mein Urtheil ein wenig zu früh bestimmt. Er ist kein Dichter, weil er nicht die Zeit hat, einer zu werden, aber ich glaube gewiß, daß er in einer andern Lage ein sehr guter geworden wäre. Das dritte Stück ist auch von ihm. Es ist der würtembergische Premierminister Freih. v. Gemmingen; aber das ganz unter uns! Das an Phöbus hat ein gewisser Herr Kraut, Advocat zu Lüneburg, gemacht, ein junger Mann, der noch bessere Sachen machen muß und wird. Das an einen Musenalmanach ist von dem Hrn. Geh. Reg. Secretair Flügge zu Hannover, einem Mann von vielem Genie von dem ich treffliche Romanzen in Händen habe, aber nur für den Almanach zu lang. Der Sänger des Bachus heißt Bürger und hält sich hier auf. Ein junger Mann von Genie,

Laune und Gelehrſamkeit. Von ihm ſollen Sie auch bald eine gedruckte komiſche Romanze haben, die Ihnen nicht mißfallen wird. Empfindungen bei Nacht ſind von einem gewiſſen Herrn Reinwald, deſſen Name leider! ſchon auf dem Titel einer ſchlechten Sammlung ſteht. Die Brille iſt von Leſſing. An die kleine Lucinde iſt von dem Rector Crome zu Hildesheim. K. iſt Klopſtock. G. Gleim. B. N. kennen Sie ſo gut, als ich. B. und K. Ramler. Von den kleinen unter allerlei Buchſtaben gehören manche mir, ſo wie die arme Wittwe. Laſſen Sie ſich in Ihrem Urtheil nicht ſtören. Sie haben recht, das Ding bedeutet nicht viel, und es iſt auch nur eine Überſetzung.

Gut nur, daß die Herren von der Kabbala den B. nicht wiſſen. Schändlich iſt ein Druckfehler. Auch in dem Stück Ihres Freundes hab' ich geirrt, und ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, etwas ſo Nöthiges auszulaſſen, und es jetzt erſt zu ſehen, nun Sie mich erinnern. Aber wir wollen das und noch viel mehr beſſern, wenn es zu einer neuen Auflage kommt, und die — kommt vielleicht bald. Für Ihre Verſe dank' ich Ihnen eben ſo warm, wie Sie mir für die Meinigen. Wenn nur Apollo auch mich einmal begeiſtern wollte! Ich möchte Ihnen ſo gern auch einmal was ſchicken, aber zu Ende bringe ich nichts. Nicht einmal Quartrimes mehr. Der böſe Apollo! So wollt' ich Ihrer Freundin, der Sie ja fortfahren müſſen, mich zu empfehlen, gern eins in ihr Exemplar ſchreiben, aber es wollte mir nicht gefallen. Hier iſt eins, das ich in eins für ein liebes Mädchen ſchrieb, die mich mit einem allerliebſten paar geſtickter Manſchetten beſchenkt hatte:

Der Freundin kleine weiße Hand
Verſchönerte für mich das niedlichſte Gewebe;
Wenn in den Blumenſtrauß, den ich ihr übergebe,
Mein Finger nur kein Unkraut band!

Ihre Oden muß ich ja ſehen, ſobald ſie ſich ſehen laſſen. Dafür könnt' ich Ihnen eine ganze Reihe neuer Klopſtock'ſcher zeigen, wenn ich bei Ihnen wäre. Aus meinen Händen darf ich ſie nach meinem Verſprechen aber nicht geben. Ich muß

Ihnen doch erzählen, daß der Dichter mir viele Freundschafts-versicherungen gemacht hat. So wenig man auch solcher Gesinnungen sich würdig weiß, so angenehm sind sie doch. Das neuste Stück von ihm ist eine Eisode — das originellste, das Sie sich denken können, nur sehr dunkel. Sie müssen wissen, daß Klopstock der größte Schlittschuhläufer ist. Von Herdern schick ich Ihnen sobald etwas, als ich es habe, und das, hoffe ich, soll bald sein. Wunderbar ist es freilich, daß ein solcher Kritiker zugleich Dichter sein kann, aber er giebt es nur für entwischte Stücke, und was ich gesehen, war voll Feuer, aber trotz seiner Kritik — sehr uncorrect. Ich habe überhaupt seit einiger Zeit vortreffliche Köpfe entdeckt, die nicht geschrieben haben, nicht schreiben und nicht schreiben wollen, und doch herrliche Sachen zum Spaße machen. Ein Freund hat mir neulich etwas von einem deutschen Chapelle verrathen, der sich so wenig um Grammatik und Kunst bekümmert, als jener, aber, wenn er will, eben so viel werden kann. Ich soll ihn bald kennen lernen, und dann vielleicht kann ich Ihnen mehr sagen. Schade, ewig Schade um Ihren Soldaten! Bei aller seiner Länge, seinen Auswüchsen, seinem Mangel an Plan sehe ich, wie Sie, einen verloren gegangenen Dichter in ihm. Ich dank' Ihnen sehr für die Mühe, die Sie sich genommen haben, es abzuschreiben. Sollte aus seinen Sachen nicht noch etwas für den künftigen Almanach zu retten sein? — Blums Gedicht an Gilbert muß ich doch sehen. Für Ramlers Gedicht dank' ich. Die Neue Zeitung hatte es schon weggefischt; aber sein Sie doch so gut, mir nicht vorzuenthalten, was sonst etwa in den Berliner Zeitungen erscheint, die man hier gar nicht zu sehen bekommt. Den Wandsbecker Boten müssen Sie lesen. Er ist sehr originell, und wird es noch mehr werden. — Nun auf Ihr hartes Urtheil über den Barden Rhingulph. Ich fürchte, Sie haben mehr Recht, als mir's um den guten Barden lieb ist, aber ganz beistimmen kann ich Ihnen doch nicht. Warum sollten wir denn nicht solche vaterländische Gedichte,

und ganz in unſerm eignen Tone, ſingen können? Sollte der Dichter, der es, ſelbſt nur mit dem Glücke dieſes Barden, wagte, ganz für die Vergeſſenheit ſingen? Ich glaub' es nicht, ob ich gleich glaube, daß wir dieſen Ton, ſo wie bisher jeden, in den wir von ungefähr gefallen ſind, übertreiben werden. Treffliche, empfindungsvolle, maleriſche und ſelbſt originelle Stellen ſind in dieſem letzten Gedichte, aber bei ſehr vielen, und gemeiniglich bei dem Ton des Ganzen hab' auch ich den Kopf geſchüttelt. Sollten Sie wohl glauben, daß Männer, die ſich für Kunſtrichter geben, dieſen jungen feurigen, aber brauſenden, ungleichen, ſchwärmenden Dichter einem Klopſtock an die Seite zu ſetzen, nein, ihm vorzuziehen gewagt haben? Wer kann Beide geleſen haben und ſo ſagen? Aber Klopſtock iſt freilich auch nicht der Dichter jedes Kunſtrichters, der ſonſt ſein Lob aus Mode mitpoſaunt, einigen möcht' ich's unterſagen, ihn gar nicht zu nennen. Ich umarme Sie, mein Beſter, und bin ewig

der Ihrige.

H.

6.

Göttingen, den 28. Mai 1771.

Hier iſt mein Brief — ich komme nicht nach Berlin, ich umarme meinen theuren Knebel dieſes Jahr nicht! — — O, mein Beſter, ich habe eine ſehr üble Laune gehabt, ſeit ich mein Lieblingsprojekt vernichtet weiß. Aber was hilft Alles? Ich will von nun an gar keine Hoffnungen mehr nähren, auch meine liebſten will ich unterdrücken, ſelbſt wenn ſie ſchon Gewißheit ſcheinen. Ich bin zu Revolutionen geboren, und ich habe wieder eine erlebt. Vermuthlich wird es nicht die letzte ſein. Hören Sie meine Geſchichte. Ich nahm, wie Sie wiſſen,

meine jetzige Stelle unter ganz günstigen Aussichten an. Die Bedingungen waren leidlich, und ich fand Neider die Menge, aber ich fühlte bald, daß man nicht Ursache hätte, mich zu beneiden. Mein Eleve, ein junger Mensch von gutem und wohlwollendem Herzen, hatte nicht die geringsten Begriffe vom Guten und Bösen, von Wissenschaften, von seiner künftigen Bestimmung, von nichts! Wie seine Gesellschaft war, so war er. Aber ich war so glücklich, sein Vertrauen zu finden: ohne selbst zu empfinden, daß er besser würde, bildete er sich wirklich aus; er fing an, meine Gesellschaft und meine Freunde zu lieben, und lernte wenigstens deutsch reden und verstehn, wenn ich ihn gleich noch nicht zum Lesen bringen konnte. Alle, die ihn kannten, fingen an, ihn verändert zu finden, und ich schmeichelte mir mit der süßen Hoffnung, etwas aus ihm zu machen. Siehe da fällt es dem Vater mit einemmal ein, daß sein Sohn zu viel Geld braucht, und daß er ohne Hofmeister wohlfeiler leben könnte, und nun bricht er Contract und Alles. Er sucht eine Ursache hervor, und schreibt mir, daß er meiner Dienste nicht mehr brauche. Der junge Mensch, der auch etwas davon erfährt, schreibt, daß er ohne mich nicht in Deutschland bleiben wolle, daß er platterdings einen Hofmeister brauche u. s. w. Alles hilft nichts. Er schreibt ihm den unvernünftigsten Brief, und ich schreibe ihm nun mit allem Stolze der gefühlten und beleidigten guten Absicht, und wir sind geschiedene Leute. — Glücklicher Weise leid' ich nicht viel dadurch, und ich will so viel suchen, als ich kann, daß der junge Mensch auch nicht bei dem Unverstand seines Vaters leiden soll. Er bleibt bei mir, und man wird hier unsre Trennung nicht einmal wissen. Ich kann und will ihm ohne Sold nützlich sein. Sie aber, mein Freund, mußten den unangenehmen Zufall nothwendig wissen, dessen unangenehmste Folge die ist, daß er mich hindert, meine berlinischen Freunde und Sie zu sehen. Ich kann ohne die Hofmeisterstelle durch den Unterricht leben, den ich andern Engländern im Deutschen gebe. Und ich be-

komme um Johannis ſchon wieder einen andern jungen Engländer, der der einzige Sohn iſt und einen vernünftigen Vater haben ſoll. Ich wag' einen mißlichen Schritt, das fühl' ich wohl, mich mit Leuten in Verbindung zu ſetzen, die ich nicht kenne, aber ich muß nun ſchon mehr ſolche Schritte machen, da ich einen gemacht habe. Der Himmel wird mich ja nicht immer ſtrafen! Meine letzten Klagen über Zeitverluſt waren in ſehr unzufriedener Laune aufgeſetzt. Sie haben mich völlig widerlegt, und ich will nie mehr klagen. Hab' ich keine Kenntniſſe eingeſammelt, ſo hab' ich, was mehr als alle Kenntniſſe werth iſt, Erfahrung, Anwendung gelernt, tauſend Dinge, von denen man ſich auf ſeiner Stube und unter ſeinen Büchern keinen Begriff macht. — In den Pfingſtferien bin ich mit den Grafen v. Reventlov, Söhnen des ehemaligen däniſchen Staatsminiſters, in Braunſchweig geweſen. Die Reiſe war ſehr angenehm. Sie fühlen, daß die tägliche Geſellſchaft eines Jeruſalem, Leſſing, Schmid, Gärtner, Zachariä, Ebert kein kleines Glück iſt. Von Ebert darf ich ſagen, daß er mein Freund iſt. Ich kannt' ihn ſchon vorher, wie alle die andern würdigen Männer, aber die Eroberung hab' ich gewiß jetzt gemacht. Wie ſehr wünſcht' ich, daß auch Sie ihn kennten. Ich konnte nicht umhin, ihm zu ſagen, welch einen Freund ich an Ihnen habe, und er wünſcht ſehr, Sie auch von Perſon kennen zu lernen. Er lobte einige Ihrer Sachen im Almanach ſehr, ohne zu wiſſen, daß ſie von Ihnen wären, und wie ich's ihm ſagte, wurde ſein Wunſch noch lebhafter. Von Leſſings Sinngedichten werden Sie ſchon gehört haben. Ein Einfall nach ſeiner Art, daß er jetzt nicht geſchickt ſei, zu arbeiten, macht, daß wir das Vergnügen entbehren müſſen, ſie jetzt zu leſen. Sie machen mit drei Abhandlungen über das Sinngedicht und die vornehmſten Dichter dieſer Art den erſten Theil ſeiner vermiſchten Schriften aus. Die Abhandlungen hab' ich nicht einmal ganz durchleſen können. Er hat ein neues Luſtſpiel, die Matrone von Epheſus, fertig, das er im vollen Un-

willen über einige mißlungene Verſuche, das Sujet zu behandeln, verfertigt hat. Zeigen wollt' er mir's nicht, und Gott weiß, wenn wir's leſen, denn er mag jetzt vom deutſchen Theater nichts hören. Er ſprach mit vieler Güte von dem Almanach, und ich kann Ihnen überhaupt die Freude über den Beifall nicht verbergen, den er in Berlin und ſogar bei Hofe erhalten hat. Dieſer hat mir einige vortreffliche Beiträge und die Freundſchaft von einigen liebenswürdigen Männern und Mädchen verſchafft. Wahrhaftig, ich kann nun nicht mehr unzufrieden ſein, daß ich ihn unternommen, wie ich vor einiger Zeit war. Ich erhielt Ihren Brief erſt nach meiner Zurückkunft, aber er muß doch der erſte von allen ſein, die ich beantworte, denn mich dürſtet recht, bald wieder Briefe von meinem Knebel zu haben. Er lebt nun wieder ſich ſelbſt, und nun wird er mich nicht wieder ſo lange warten laſſen. Dieſem Eilen müſſen Sie es aber auch zuſchreiben, wenn ich Ihnen Manches nicht ſage und ſchicke, was Sie ſonſt bekommen hätten. Ich muß morgen ſchreiben. Die Episode hätt' ich Ihnen aber doch abgeſchrieben, wenn ich auch einen Theil der Nacht dazu hätte brauchen ſollen, aber ein vortreffliches Buch, worin ſie mit einer andern, die ich noch nicht kannte, abgedruckt iſt, erſpart mir dieſe Mühe. Ich meine die neue Ausgabe des „Hypochondriſten," die Sie ja nicht müſſen ungeleſen laſſen. Schade, daß ſie nicht einige Erläuterungen aus der nordiſchen Mythologie hat, die ich Ihnen jetzt auch nicht geben kann. Aber Klopſtock thun Sie, durch die elende zuſammengeraffte Ausgabe ſeiner Oden verführt, gewiß Unrecht. Die Hälfte iſt nicht von ihm; ein Viertel der andern hat er verworfen, und das zweite Viertel zum Theil ſo ausgebeſſert, daß die Stücke kaum kenntlich ſind. Ramler übertrifft ihn ſicher nicht an wahrem Wohlklang. Das ſollte mir nicht ſchwer fallen zu beweiſen. Ramler braucht Sylben genug kurz, die nicht kurz ſind. Ich erſtaune über Klopſtocks Nachdenken darüber in ſeinen neuern Stücken. Aber ſeine Sylbenmaße ſind oft

fremd. An der neuern Ausgabe wird wirklich gedruckt. — Was ſagen Sie aber? Die Nänie iſt gewiß von Ramler! trotz Allem, was er darüber geſagt, geſchrieben und kritiſirt hat, von ihm. Ich, der Ramler gewiß wie ein Enthuſiaſt verehre, hätte nicht geglaubt, daß er ſie machen können, ſo ſehr fand ich ſie außer ſeiner Manier. Die neuen Oden muß ich ja ſehen. Unſer Freund hat mir nichts geſchrieben, nichts geſchickt. Die Erfindung des Punſches hab' ich ſchon.

Ich möcht' Ihnen einige Lieder abſchreiben, die Sie dem Dichter zeigen ſollen, wenn ſie Ihnen nicht mißfallen. Ich habe mehrere, aber ich habe heute nicht Zeit. Reden Sie doch für mich, daß ich eins und andere von ihm erhalte. Ich verlange keine Hauptſtücke, denn ich will ihm nichts nehmen, was er ſelbſt brauchen kann. Beſonders ſuchen Sie ihm ein paar Kleinigkeiten von dem Anonymus abzuſchwatzen. Von Ihnen ſelbſt muß ich auch was haben. Dießmal ſicher das Gedicht über die Wolluſt! Blum hat mir eine artige Idylle und ein ſchönes Lied von dem Herrn v. Bismark geſchickt. Kretſchmann hat mir unter andern ein vortreffliches Gedicht eines Frauenzimmers mitgetheilt, und Denis die Antwort auf den Geſang Rhingulphs an ihn. Ich glaube, meine Sammlung erhält ſich trotz der Kabalen. Sie hat mich ſchon wieder zu vernichten geſucht. Aber ich lache nun. — Gleim überraſchte mich kurz vor meiner Reiſe hier auf die angenehmſte Art. Er geht nach Marburg, ſeinen Bruder zu beſuchen, und will bei ſeiner Rückkunft einige Tage hier ſein. Trotz ſeines Alters, über den ich freilich geſeufzt habe, iſt er ein vortrefflicher Mann. Aber muß man denn jeden ungefeilten Verſuch drucken laſſen? Gebe doch nur der Himmel, daß man die neue Sammlung mit Wahl macht. Geſchieht das nicht, ſo verliert er unwiederbringlich. Er liebt Sie beinahe wie ich, darum möcht' ich ihn noch mehr lieben. — Herr v. Thümmel hat mir ſeine Inoculation mit einem ſehr verbindlichen Schreiben geſchickt. Sie gefällt mir nur um der entzückenden Tiraden willen. Das Ganze

hätte intereſſanter werden müſſen und können. Wielands Amadis kann man nicht anders als bewundern. Die Fehler ſieht man ſo leicht, aber wer erſetzt ſie durch ſolche Schönheiten, als W.! Leſſing war eben ſo voll davon, aber über die leichtſinnige Anwendung ſeiner Talente ſprach er ernſthafter, als ich's von ihm erwartet hätte. Er läßt ſchon wieder einen goldenen Schlüſſel in zwei Bänden drucken. Vermuthlich ein crebillon'ſches Mährchen. Wir wollen nicht zu viel ſagen, ſo lange er noch Werke wie den Amadis ſchreibt. Blums Gedichte haben mir ſo wenig gefallen, im Ganzen nämlich, als Ihnen. Wenige hätt' ich drucken laſſen, wenn ich der Dichter geweſen wäre. Da bekomm' ich auch eine Bardenfeier und andre Oden von Denis, die mich bedauern machen, daß dieß glückliche Genie keinen denkenden Kunſtrichter oder kälteren Freund um ſich hat, der es auf übertriebene Nachahmungen des Oſſian, Sprache, Correction, Sylbenmaß u. ſ. w. aufmerkſam mache, und es beſonders die Kunſt nicht Alles zu ſagen und aufzuhören lehre. Unter allen iſt kein Stück, das mir nur halb ſo gut gefiele, als das, was ich für den Almanach habe. — Ich bin mit dem wärmſten Herzen

der Ihrige.

B.

7.

Göttingen, den 14. Auguſt 1771.

Ich will geſchwind auch Ihr letztes Briefchen beantworten, mein theuerſter Herr von Knebel, damit meine Antwort eher bei Ihnen ankomme, als Sie mir meinen letzten Brief beantworten. Wie ſehr bin ich Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeit auf mein Vergnügen verbunden! Sie haben mir in der That durch die geſchwinde Beförderung des Einſchluſſes ein ſehr

großes gemacht. Aber warum erbrachen Sie den Brief nicht? Sie wußten ja, daß Ramler mir nichts schreiben konnte, was Sie nicht lesen durften. Wie soll ich Ihnen nun zu lesen geben, was er mir geschickt hat? Auf die Post mag ich's nicht wieder geben, und zum Abschreiben hab' ich keine Zeit. Doch, Sie dürfen ja nur R. selbst bitten, es Ihnen zu zeigen. Es sind die beiden Oden an die Könige und an Philibert, mit sieben Stücken von dem Dichter N. Dieser vortreffliche Mann hat mir von selbst geschrieben, und mir ein paar nicht weniger schöne Sachen mitgetheilt. Ich konnt' es wohl denken, daß R. das Stück an die Zephyren billigen würde. Aber ich wünschte doch, daß der Dichter unsere Erinnerungen noch vor dem Drucke beherzigte. Ich habe bei dem ersten, auf Herrn Blums Veranlassung, seinen Namen genannt; ich darf es doch hier auch? Aber Sie dürfen mir ja nicht ganz ausbleiben. Ich will keinen Almanach machen, an dem mein Knebel ganz und gar keinen Theil hat.

Ich versprach meinem vorigen Briefe schon eine Klopstockſche Ode beizulegen, und vergaß es; hier ist sie. Damit Sie sich wegen der Ramlerschen Stücke trösten können, legt' ich noch eine andere bei, die noch vom ältern Datum ist, und erbitte sie mir gelegentlich wieder zurück. Sie ist theilweise vortrefflich. Sie gehört unter die, die nicht leicht werden gedruckt werden.

Auch will ich Ihnen noch ein paar Reime von Ihrem Freunde beilegen, an denen sich Ihr kritischer Zahn versuchen mag. Ich will auch suchen die Erinnerungen wegen der Alten zu heben. Ich kann Ihnen nun ganz gewiß einen Almanach versprechen, der im Ganzen besser ist, als der vorige. Ich habe gestern wieder einige sehr vorzügliche Stücke bekommen. Wären Sie mir nur ein wenig näher, daß Sie mir könnten anordnen, feilen, verbessern helfen! Ich bin hier zu sehr mir selbst überlassen.

Sie wissen es doch, daß Herr Ebert in Berlin ist? Er

wird eben ſo gewiß nach Potsdam kommen, und Sie werden ihn ſehen.

Vor einigen Tagen hatten wir hier eine ſeltſame Erſcheinung an Herrn von Santen, einem jungen holländiſchen Gelehrten, der blos aus Liebe zur deutſchen Muſe, die er eben kennen zu lernen anfängt, eine Reiſe nach Deutſchland unternimmt. Er war mir von Caſſel aus empfohlen, und ich habe mich recht über die angenehme Bekanntſchaft gefreut. Von hier geht er über Braunſchweig und Halberſtadt nach Berlin. In Potsdam werden Sie ihn ſehen, und ihm eben ſo gern behülflich ſein, ſeine Abſicht zu erreichen, als ich es hier geweſen bin. Ich hab' ihm Sie als meinen Freund genannt, und er kennt Sie auch ſchon durch Ihren Herrn Bruder in Caſſel. Durch ihn hab' ich unſerm Ramler ſchon ſelbſt für ſein Geſchenk gedankt. Ich bin ſehr für den jungen Mann eingenommen. Sein offenes, ſanftes Geſicht redet gleich für ihn, und man braucht ihn nicht lange zu kennen, um ihn wegen ſeines Geſchmackes, ſeiner Einſichten und ſeiner Beſcheidenheit zu lieben. Die Muſe Latiums iſt ihm ſehr hold geweſen, und Sie werden vielleicht ein paar lateiniſche Elegieen von ihm leſen, die einen Mann verkündigen, der ganz von Tibulls Geiſte genährt iſt.

Unſre Schönen fangen auch an, mehr als geſchmackvolle Leſerinnen zu ſein. Ich habe von mehr als einem Frauenzimmer artige und ſelbſt vortreffliche Sachen in Händen.

In dem letzten Stücke, das ich Ihnen abgeſchrieben habe, iſt vielleicht etwas wider die Grammatik. Ich wollte nicht gern Vettern ſagen, weil mir dadurch ein komiſcher Reim verdorben wird, und doch ſollt' es wohl ſo heißen. Doch vielleicht findet in dem drolligen Tone eine licentia poëtica ſtatt. Ich wünſchte, daß ich Ramlern fragen könnte. Denken Sie ja nicht, daß alle die Dinger für den Almanach beſtimmt ſind. Ich werde kaum zwei oder drei aufnehmen. Ich habe noch einen ganzen Vorrath ſolcher Sächelchen, die Sie alle nach

und nach leſen ſollen, wenn Sie anders die Geduld haben. Ich denke, daß der Tauſch noch zu dunkel iſt. Wenn Ihnen etwas daraus genug gefällt, ſo zeigen Sie's bei Gelegenheit Herrn Ramler. Vergeſſen Sie aber nur ja nicht, mir Ihr verſprochenes Stück bald zu zeigen. Gute Nacht! — Ihr Gedicht auf die Wolluſt iſt mir wieder in die Hände gefallen. Ramler läßt uns zu lange warten; ich habe einſtweilen etwas verſucht, und das Stück nach meiner Art umgeſchrieben. Die Idee des Stückes iſt herrlich, und die Ausführung war, nach meiner Meinung, vortrefflich, und konnt' es an vielen Stellen leicht werden. Ich erwarte nicht, daß Sie allenthalben mit meinen Änderungen zufrieden ſein ſollen; ich bin es ſelbſt ſo wenig; aber manchmal, hoffe ich doch, werden Sie mir Recht geben. Die vielen Hiatus zu vermeiden, mehr Wohlklang zu erhalten, und das Stück etwas von zu ſchwelgeriſchen Bildern zu reinigen, iſt hauptſächlich mein Augenmerk geweſen. Beherzigen Sie dieß Alles noch einmal, beſſern Sie, wo ich unglücklich gebeſſert oder etwas überſehen habe, und geben Sie mir wenigſtens das Stück für meine dießjährige Sammlung. Warum ſollten wir es nicht des Druckes würdig machen können? Das Detail über meine Veränderungen finden Sie dem Stücke ſelbſt angeſchrieben. — Und nun auch nichts mehr, als daß ich unausgeſetzt bin

der Ihrige.

Boie.

8.

Göttingen, den 4. October 1771.

Ich erwartete Ihren Brief, mein theuerſter Freund, nicht einmal ſo früh, als ich ihn erhielt; deſto angenehmer war er mir aber auch, und gewiß, ich muß es Ihnen ſehr anrechnen,

daß Sie mitten in dem kriegeriſchen Lärme noch an Ihren Freund haben denken können. Ich bin Herrn R. und Ihnen Dank ſchuldig, daß ich noch mit der Wolluſt meine dießjährige Sammlung zieren kann.

Noch ein Freund der Muſen unter den Söhnen des Krieges? Wenn die preußiſchen Helden ſo fortgehen, ſo werden ſie bald den Feind mit Geſang wie mit dem Schwerte ſchlagen. Ich erſtaune zuweilen in Gedanken, daß an dem Orte, wo Kleiſt einſt ſo ſorgfältig ſelbſt ſeine Liebe zu den Muſen verſtecken mußte, man jetzt ungeſtört dieſen Göttinnen opfern darf. Ich ſehe ſchon die Zeit, wo man ſich mit Wetteifer zu ihrem Heiligthume drängen wird. Machen Sie mich doch, bei mehrerer Muſe, genauer mit dem neuen Sänger bekannt. Ich will Sie ſchon auf andre Art für Ihre Mühe ſchadlos zu halten ſuchen. Einige Stücke im Almanach ſollen Sie gewiß recht ſehr überraſchen. Wiſſen Sie von dem Verfaſſer der freundſchaftlichen Poeſieen eines Soldaten nichts? Der Verfaſſer verräth doch Genie. Schweigt er jetzt ganz?

Ramler iſt oft gegen ſich und Andere zu ſtrenge, und oft — darf ich's ſagen? — nicht ſtreng genug. Ihre beiden Oden haben mich entzückt. Ramlers erſte waren gewiß nicht ſo gut. Das iſt gewiß Ihr Feld! Singen Sie doch mehr. Ihr Vertrauen werd' ich nie mißbrauchen. Selbſt das von einem Unbekannten iſt mir heilig, wie ſollte es das Vertrauen eines Freundes wie Sie nicht ſein? Ich bin für die zweite Ode, in der ich nichts als einige Dunkelheiten und Härten zu tadeln wüßte. Das Sann ich der neuen Laute will mir z. E. nicht recht ein. Herr Heyne, ein Kenner, auf deſſen Urtheil ich viel baue, dem ich ſie als Stücke, die mir ohne Namen zugeſchickt worden, zeigte, hielt ſie für frühere Arbeiten Ramlers, und verſpricht ſich von dem Dichter, wenn es ein unbekannter iſt, außerordentlich viel. Sie gehen mit ſtarken Schritten voraus, mein Theuerſter, und bald werden Sie Ihren Freund, der mit ſchwachem Tone wohl nie etwas anders als kleine

Lieder ſingen wird, weit hinter ſich zurücklaſſen. Gehen Sie immer; ich will Ihren glücklichſten Fortgang mit der reinen Freude ſehen, der nur ein Freund fähig iſt, der Sie liebt, wie ich. Von meinen Sächelchen wird wenig oder nichts in dem Almanach abgedruckt, da beſſere Dichter mich ſo reichlich mit guten Stücken verſorgt haben. Ich werd' Ihnen bald wieder neue Lieder, und auch vielleicht eine Epiſtel zuſchicken.

Wie hat Ihnen Ebert gefallen? Herr von Santen iſt ſicher ein liebenswürdiger Jüngling. Ich habe noch nichts wieder von ihm gehört. Ramler hat einen Prolog gemacht, den ich ſehr zu ſehen wünſchte. Auch hat mir Jemand von einer Ode an Roden geſagt, die er von ihm gehört haben will. Auf Gleims Werke hab' ich trotz aller Mühe nur dreißig Pränumeranten zuſammengebracht. Die letzte Geſchichte thut ihm vielen Schaden. Ich ärgere mich über den Wiſch, den Michaelis geſchrieben hat, gewaltig. Wenn verdiente Männer ſich übereilen, und ihrer Würde vergeſſen, wie können Andere das Feuer noch mehr anblaſen? Ich haſſe dieß Geſchäft aus allen Kräften. Ich habe nicht unterlaſſen können, Gleim darüber meine Gedanken zu ſagen. Wie er's aufnimmt, muß ich ſehen, aber ich hab' als ſein Freund gedacht und geſchrieben, und bin es gewiß mehr, als manche von den Männerchen, die ihm ſchmeicheln, und ihn zu Schritten verführen, die er ſicher einſt nicht gethan zu haben wünſchen wird. Einer in den Erfurtiſchen Zeitungen, ich denke und wünſche, Wieland, hat darüber eine Erklärung gethan, die ihm Ehre macht. Es iſt in Wien ein Brief der Gräfin v. Wartensleben an dieſen großen Mann gedruckt, der ihr und ihm gleiche Ehre macht.

Prof. Schlözer hat mit Baſedow einen Krieg angefangen, der ſeinem Charakter wenig Ehre macht, und leider! wieder boshafte und müßige Zuſchauer auf Koſten der Wiſſenſchaften vergnügt. B. hat ſo herzhaft geantwortet, daß ich darüber erſtaune, und ich fürchte, daß der angreifende Theil nicht den Vortheil des Gefechts haben wird.

Ich glaube nicht, daß uns die Meſſe viel Neues und Wichtiges mitbringen wird. Es wird ein neues Journal zu Lemgo erſcheinen, das allen andern den Krieg ankündigt. Als wenn wir nicht dergleichen genug hätten. Ich bin von manchem zum Mitarbeiter geladen worden, aber mein Entſchluß, nie einen öffentlichen Kunſttadler oder Lobredner abzugeben, iſt unveränderlich. Die Pflichten eines wahren Kunſtrichters erſcheinen mir in einem zu ehrwürdigen Lichte, und die Kniffe der Afterkritiker ſind mir zu bekannt, als daß ich Luſt hätte, den Reigen zu vermehren. Als Knabe hab' ich über Männer geurtheilet, als Mann möcht' ich mich im Stillen an den Schönheiten anderer Schriftſteller beluſtigen und an ihren Fehlern lernen.

Sie kennen alſo auch den Herrn Kirchenrath Wund? Er iſt mein vieljähriger Freund. In Jena vergaßen wir unter einander die Rohigkeit, in der wir leben mußten, und hier machte er mit Gotter und mir einen Umgang, nach dem ich noch immer ſeufze, und der mir ſeit der Zeit noch nicht erſetzt iſt. O, nur einen Freund, in deſſen Schooß ich meine geheimſten Gedanken ausſchütten, der meine Freude mitfühlen, meinen Schmerz theilen könnte! O wären Sie der Freund! Ich würde Alles wiedergefunden haben, was ich verlor. Ich bin ſtolz und froh über die Verſicherungen, daß Sie mich immer noch ein wenig lieben, und bin ewig

der Ihrige.

Boie.

9.

Göttingen, den 4. November 1771.

Mein letzter Brief an Sie, geliebteſter Freund, iſt an eben dem Tage auf die Poſt gegeben worden, als ich ihn

ſchrieb; wie es kommt, daß er ſo ſpät in Ihre Hände gelangt, begreife ich nicht, denn ich ſchickte ihn geradezu.

Ramlers Prolog iſt in ſeiner Art vortrefflich. Ich denke, das iſt juſt der Ton, der ſich ſchickt. Blum muß ja nicht nachahmen, und — ja noch nicht ſo viel drucken laſſen. Er büßt ſein bischen Ruhm ſonſt leicht ein. Er hat noch keinen Ton für ſich ſelbſt und keine feſte Manier.

Ich kann es unmöglich billigen, daß Ramler in die Werke eines ſchon verſtorbenen Dichters ſeine Änderungen hineinbringt. Wann bekommen wir ſeine verbeſſerten horaziſchen Oden? Ebert iſt von Kl. vielleicht zu enthuſiaſtiſch eingenommen; Sie wiſſen, daß ich ziemlich hierin auf ſeine Seite hange, aber, daß er, Recht oder Unrecht, ſeine Geſinnungen Ramlern verrieth, war ſehr unüberlegt.

Ich glaub' es mit dem „Boten" und einigen andern Kritikern, daß Wielands neuere Schriften wirklich der Tugend gefährlich werden können, wenn ſie nicht denkt. Mit der denkenden hat's keine Noth. Da ich alle perſönlichen Reflexionen haſſe, konnte mir ſonſt der Artikel nicht gefallen, ſo witzig und wahr er in mancher Abſicht ſein mag. Wieland iſt immer gegen ſeine Kunſtrichter ungerecht, und ſie oft gegen ihn. Ich glaube nicht, daß der Aufſatz von Leſſing iſt. Amadis iſt auch mein wahres Lieblingsgedicht. Einige longueurs abgerechnet, iſt es ein wahres Gegenmittel für den Spleen.

Ich hab' ein neues Genie entdeckt, von dem ich mir ſehr viel verſpreche. Ein Stück, das ich juſt, zu einem andern Behufe abgeſchrieben, vor mir liegen habe, leg' ich Ihnen bei. Es hat Auswüchſe und ſelbſt Sprachunrichtigkeiten, aber Sie werden das Talent des Verfaſſers darin nicht verkennen. Er iſt ein junger Menſch, der, durch Armuth verhindert, noch keine Univerſität hat beſuchen können, und einſtweilen bei einem Landjunker informirt. Ich gebe mir Mühe, hier Oſtern eine freie Stelle für ihn auszumachen, und hoffe, glücklich in meiner Bemühung zu ſein. Heyne und Käſtner unterſtützen ſie; ſo

kann ſie nicht leicht fehlſchlagen. Im Almanach ſteht ein correcteres Stück von ihm. Er dichtet in der höhern Gattung, und auch mit Glück in der leichtern. Der erſten möcht' ich ihn gern erhalten; in der andern haben wir genug. Sie ſollen aus dem Almanach noch einige brave Unbekannte mehr kennen lernen; aber einige darf ich ſelbſt Ihnen nicht nennen. Ein Freund von mir hat das Pervigilium veneris ſo überſetzt, daß ich es Ramlern zeigen muß, ſobald es ganz überfeilt iſt.

Ich habe zu viele Zerſtreuungen und zu wenig Anlaß zum Dichten, als daß ich viel und was Gutes machen könnte. Ich verſuche jetzt die leichte epitre; vielleicht glückt's mir darin ein wenig. Nur ein Mädchen, das die Muſen liebte und Geſchmack hätte, ſo käme gewiß mehr heraus.

Ramler ſoll eine Ode an Roden gemacht haben, von der ich viel Vortreffliches höre. Sie werden gewiß, wenn Sie nur fortfahren, ein Sänger im höhern Chore. Das prophezeiht nicht meine Freundſchaft, ſondern meine Überzeugung.

Was die Änderung mit meiner Sammlung betrifft, ſo müßt' ich dazu noch viele Gründe haben. Der Titel Almanach verkauft gewiß die Hälfte der Exemplare, und bringt das Büchelchen in Hände, in die es ſonſt gewiß nicht käme. Wenn Sie mich von dem Gegentheile überzeugen, ſo ſuch' ich einen andern Verleger. Mit dieſem iſt nichts Rechtes anzufangen.

Herr Gotter hat eine Arbeit übernommen, die nicht nach meinem Geſchmacke iſt, aber, ſo viel ich davon geſehen, gut executirt iſt. Er hat zum Behuf der Seilerſchen Geſellſchaft aus dem Oreſt des Voltaire und Crebillon einen neuen in gereimten Alexandrinern gemacht. Jetzt wird eine Operette von ihm zu Weimar geſpielt. Von der Aufnahme hab' ich noch nichts gehört. Aber ich liebe auch die Operetten nicht. Der Geſchmack, den unſer Publikum daran zu finden beginnt, droht auch die Hoffnung zur wahren Komödie zu erſticken, die uns noch gänzlich fehlt. Herr Bode, der Überſetzer des Yorick, hat ein Stück gemacht, das ſehr vielen Beifall zu Hamburg

gefunden hat: die Schule der Freundschaft. Aber es ist aus der rührenden Gattung.

Herrn v. Hallers Roman ist hier, noch hab' ich ihn aber nicht gesehen. Ich denke mir ein Werk voll gründlicher, politischer Reflexionen, aber etwas steif und wenig unterhaltend. Seine Betrachtungen über die Religion werden Punkte betreffen, worüber der Philosoph sich selten erklärt, die Mysterien der Versöhnung. Es wird auch bald fertig sein.

Leben Sie wohl, mein Bester, und lassen Sie mich bald wieder was von Ihnen hören. Hier sind noch ein paar Kleinigkeiten. Ich fürchte, ich komme nie höher. Lieben Sie

Ihren Freund

B.

10.

Göttingen, den 30. December 1771.

Ich bin sehr froh, mein Wertbester, daß Ihnen die frühere Übersendung des Almanachs Vergnügen gemacht hat, und eben so froh, daß Sie mir über manche Stücke Ihre Meinung sagen. Wenn Freundschaft Ihr Urtheil nicht besticht, so hab' ich Ursache, das Urtheil des Publikums nicht zu fürchten. Ich habe schon viele schriftliche und mündliche Beurtheilungen der Sammlung gehabt; aber keine stimmt mit meinem Privaturtheil mehr überein, als die Ihrige. Gotters Lied auf die Prinzessin v. W. ist nur wegen des gothaischen Hofes abgedruckt. Sonst bedeutet es nicht viel. Die mit G. bezeichneten Stücke sind auch von ihm. Claudius ist ein Landsmann von mir, der zu Hamburg lebt, und größtentheils den Boten schreibt. Viele drollige und originelle Stücke darin sind von ihm. Zur Zeit der Literaturbriefe studirte er zu Jena, schrieb nach Gerstenberg Tändeleien, und wurde sehr gemißhandelt. Die

Kritiker würden es nicht gethan haben, wenn sie in die Zukunft gesehen hätten! Claudius wäre sonst lange schon bekannt. So ist es mit der Kritik! Sie kann auch ein Genie abschrecken, wenn es sich noch nicht ganz fühlt. Ihren B. hätten Sie in allen Buchstaben gekannt? doch wohl nicht in allen? Eschenburgs Elegie hätten Sie nicht übersehen sollen. Die andern Stücke opfere ich Ihnen auf. Der Verfasser ist einer meiner ältesten Freunde, und sonst ein verdienstvoller Mann. Ihr Urtheil über Gleims Stück war auch das meinige. Hensler ist ein Bruder des berühmten Arztes und Landsyndikus zu Stade. Ich will Ihnen noch ein paar Stücke herschreiben, die ich nicht drucken lassen mochte.

An eine Alte.

Wahrhaftig, du bist klug!
Mich wolltest du die Liebe lehren!
Hältst Du mich frevelhaft genug,
Um meiner Väter Aschenkrug
Mit Hörnern zu beehren.

Brautnachtsgespräch.

„Du dauerst mich, mein Kind, macht unser Zeitvertreib
Dir einstens schmerzenvolle Stunden!"
O fürchte nichts, mein Schatz, spricht das vergnügte Weib,
Ich werde leicht entbunden.

Auf einen Filz.

Hier liegt ein Mann, der wohl zu nehmen wußte;
Doch wiedergeben konnt' er nicht.
Man gab ihm ein Klystier, woran er sterben mußte;
Denn wiedergeben konnt' er nicht. u. s. w.

Schmidt ist aus Nürnberg und Verfasser des Wochenblatts ohne Titel. Jetzt lebt er bei Pastor Langen in Laublingen. Von Ihrem S. hab ich nichts gesehen, bin aber begierig darauf. Der Verfasser der Rückkehr — und der drei Oden, die ich Ihnen abschrieb, heißt Voß. Ostern hoff' ich ihn bei mir zu haben. Auch zum Leichten hat er viel Talente, wie Sie

bald ſehen ſollen. Stücke vom erſten Range hab' ich noch zu ſpät bekommen. Darunter zwei von Jacobi, vielleicht die beſten, die er gemacht. Ich möchte doch, daß Ramler die Voſſiſchen Stücke ſähe. Mich dünkt, es iſt ſehr viel Anlage darin. — Die Ode, die Sie mir abgeſchrieben, kann vortrefflich werden. Sie hat nur zu viel Länge, einige Incorrection und Hiatus, und zu gehäufte Beiwörter. Ich wünſchte, daß der Verfaſſer noch einmal Hand anlegte, und ſie mir dann zu meiner künftigen Sammlung gäbe. Ich verſpreche mir von dieſem Dichter ſehr viel. Es iſt doch nicht Rauſeyſen? Sie haben recht, ernſthafte poetiſche Stück fehlen uns noch. Darin *kann* einer der Erſte noch werden. Ihre Bemerkungen über Voß ſind ſehr richtig. Mein Freund Bürger ſchlägt nun auch ſeinen eignen Weg ein, und wird ſicher vortrefflich darauf werden. Sein Pervigilium ſollen Sie für ſich und Ramler haben, ſobald wir es Ihres Anblicks würdig halten.

Ihr Urtheil von dem Barbenton hat viel Richtiges. Ich ſeh' aber doch nicht, warum ein Poet nicht die Geſtalt annehmen ſoll, die ihm gefällt, ſobald er ihrem Charakter treu bleibt. Rhingulph und Sined ſchwanken freilich in ihrem Ton noch zu ſehr. Große Schönheiten hat doch auch das letztere Stück. Aber das Lied der Nais hätten Sie nicht ſollen überſehen. Die Verfaſſerin iſt wirklich ein junges Frauenzimmer, deren Vergleichung die Karſchin nicht aushalten wird, wenn ſie mehr ſolche Stücke ſingt. Sie hat's halb verſprochen.

Die jüdiſche Kritik über das Berliner Parterre möcht' ich ſehen. Die Gedichte des Litthauers ſollen auch jetzt gedruckt ſein. Sie haben Recht, die jüdiſche Nation verſpricht ſehr viel, wenn ſie einmal erwacht. Über Sulzer hab' ich ſchon oft den Kopf geſchüttelt, doch hat er auch vortreffliche Artikel.

Unſer Miniſter Baron v. Behr, um deſſentwillen Ihr Bruder eigentlich hieher kam, iſt vor einigen Tagen geſtorben. Es verwelken tauſend Hoffnungen mit ihm. Unſre Univerſität

verliert sehr viel. Den Brief an den Grafen Hodiz soll also Ihr Bruder mir geben.

Also doch noch über Klopstock? Sie wissen schon, daß Sie in diesem Punkte mit einem Enthusiasten zu thun haben, mit dem nicht viel mehr darin anzufangen ist, als mit Ebert. Ihnen ins Ohr will ich's also sagen, daß ich Klopstock für den ersten und beinahe für den einzigen Dichter unsrer Nation halte. Ramler ist ein sehr correcter, feuriger, harmonischer — Nachahmer des Horaz und der Alten. Wo ist bei ihm aber eine Spur von dem großen, ungestümen Feuer, das uns bei Klopstock hinreißt, in die Wolken erhebt und das ganze Herz erschüttert? Das thut nur der wahre Poet. Und von solchen hat nicht einmal jedes Jahrhundert einen. Ramler macht mich glühen, wenn ich ihn lese; Klopstock macht mir das Herz schlagen, der Athem wird mir zu enge — ich muß aufhören zu lesen. Und nun, wenn ich wieder anfange zu lesen, fühl ich ihn erst recht. Er ist wohl nicht ohne Fehler — welches Originalgenie hätte die nicht? Aber schwerlich hatte ein Originalgenie je so viel Geschmack. Brevis esse laboro, obscurus fio; so geht es ihm oft. Er sucht die Sprache der Poesie von der Prosa zu unterscheiden, und sucht es vielleicht zu sehr. Die Berliner machen ihm den Vorwurf, er sei zu hart, zu unharmonisch. Man braucht ihn nur etwas mehr zu studiren, als sie bisher gethan haben, um die Ungerechtigkeit des Vorwurfs zu fühlen. Klopstock ist viel bestimmter in seiner Prosodie, als selbst Ramler, wie ich leicht beweisen wollte. Sie fühlen es, wie sehr mein so freies Urtheil allein für Sie ist. — Über Rhythmus, Harmonie, Versification läßt sich nicht in Briefen etwas sagen, weil man zu weitläuftig und doch nicht deutlich wird. Viele seiner neuern Versarten sind nichts als freie, harmonische Ergießungen des Gefühles. Um über seine neuen Versarten recht zu urtheilen, müssen wir erst seine Abhandlung über die Prosodie erwarten, davon Sie die beiden gedruckten Fragmente kennen werden. Ich leg' Ihnen

einen abgeschriebenen Bogen bei, dadurch Sie sich vielleicht etwas mehr helfen können, ich muß ihn aber wiederhaben. Gott, Mädchen und Vaterland ist sein Thema. Einer meiner Freunde meint, daß man Mädchen, Vaterland und Gott nach der Art sagen müsse, wie er sie behandelt. Mir gefallen nicht alle Stücke gleich, und das können sie auch nicht. Die Ode hat leichtere und höhere Flüge; Klopstock hat beide. Die von Ihnen getadelte: Heinrich der Vogler, gehört zu den allerleichtesten, und Klopstock könnte darauf seinen Ruhm nicht bauen. Sie stand unter anderem Titel schon in den Bremischen Beiträgen. Wegen der an Cidli bin ich nicht Ihrer Meinung. Veränderungen großer Dichter sind eigene Sachen, wenn der Liebhaber die erste Lesart schon liebt und im Gedächtnisse hat; noch mißlicher werden sie, wenn der Dichter, wie Kleist, sein ganzes Mythologiesystem umwirft. Verschiedene Änderungen, die mir Anfangs gar nicht gefielen, entzücken mich jetzt, da ich mich damit familiarisirt habe. Wegen der nordischen Mythologie weiß ich Ihnen noch nicht anders als zu Mallets Monumens de la poëzie celtique zu rathen. Ich hab' eine kleine Abhandlung über den Gebrauch der vaterländischen Mythologie unter Händen, die ich vielleicht drucken lasse. Ich höre, daß ein sehr guter Kopf an einer ganzen Mythologie dieser Zeiten arbeitet. Diese allein kann ihr aufhelfen. Aber Klopstock ist zuweilen griechisch, wo er einen ganz andern Ton affectirt. Bonus dormitat Homerus, aber vielleicht ließe sich auch beweisen, daß er es an der Stelle nicht ohne Ursache war. — — Über das Gedicht des Skalden, das sicher erst vortrefflich wird, wenn man es studirt hat, steht ein schöner Commentar in den Schlesvigschen Literaturbriefen, die die Kabale halb aus den Händen der Liebhaber gerissen, und die doch mehr Vortreffliches enthalten, als in allen ihren Journalen und Zeitungen zusammen steht. Unter allen fast gefallen mir der Rheinwein, unsre Sprache, mein Vaterland, unsre Fürsten am besten. Stieteburg ist eine kleine Insel im Mecklenburgischen, dem

Grafen Bernſtorf gehörig. Nun verſtehn Sie die Ode. Ich möchte Ramlers offenherziges Geſtändniß über die Oden wiſſen. Billigen kann er ſie bei weitem nicht. Sie ſind ganz wider ſein Syſtem und ſeine Manier. Aber unſre Nation iſt glücklich, zwei ſo vortreffliche Odendichter zu beſitzen. Auf zwei entgegengeſetzten Wegen gehen Beide ſicher der Unſterblichkeit zu, wenn einer vielleicht auch ſchon allein zu dem innern Tempel gelangt. Noch ein dritter Dichter kann vielleicht ſich in der Ode zwiſchen Beide ſtellen, und keinem weichen und keinem ähnlich ſein. Das Feld der höhern moraliſchen Ode iſt noch unbearbeitet. — Doch genug davon. Ich habe ohne Ordnung und ohne Zuſammenhang viel und Ihnen vielleicht ſchon zum Ekel geſchwatzt. Ich brauch' Ihnen nicht erſt weitläuftig zu ſagen, wie ſehr ich Ramler verehre.

Aber genug für heute. Leben Sie wohl, mein beſter Knebel, und ſein Sie ewig mein Freund. B.

Woher mag wohl mein Herr College die Ramlerſche Ode auf den Frieden haben? Ich beneid' ihn ſehr darum. Wenn ich gewußt hätte, daß der Prolog gedruckt wäre, ſo ſollt' er ihn nicht allein haben. In der Beurtheilung meiner vorigen Sammlung hat er eben nicht viel Beurtheilung gezeigt.

11.

Göttingen, den 30. Januar 1772.

Wie angenehm, mein Wertheſter, mir Ihr letzter Brief geweſen, ſag' Ihnen meine geſchwinde Antwort. Nicht um die ſchmeichelhafte Verſicherung zu wiederholen, die Sie mir geben, aus vollem Herzen ſag' ich Ihnen, daß mir Ihre Briefe immer angenehmer werden und beinahe alle andre verdrängen. Ihnen allein antwort' ich jetzt ordentlich, und nach Ihren Briefen ſehn' ich mich am meiſten. — — Ihre neuen Einwürfe wider Klopſtock muß ich erſt beherzigen. Ich will das

erſte Buch und alle Bücher wieder ſtudiren, und dann Ihnen meine Meinung ſagen. Pindar iſt er nicht, darin haben Sie recht. Alcäus eher.

Mein lyriſcher Freund gefällt Ihnen alſo im Ernſt? Er lebt in Mecklenburg als Informator bei einem Landedelmann. Er würde freilich gern nach Potsdam gehen, aber der arme Mann hat noch keine Akademie geſehen, und, obgleich ich eben nicht glaube, daß da allein Weisheit zu finden iſt, ſo glaub' ich doch nicht, daß er gern die Hoffnung, Oſtern nach Göttingen zu kommen, aufgeben wird. Ich denke, daß meine Bemühungen, ihm von Hannover eine Unterſtützung zu verſchaffen, nicht umſonſt ſein werden, und, wenn auch, ſo will ich ihm fürs Erſte ſchon forthelfen.

Das Verzeichniß, das mein Herr College von den ſchlechten Stücken meiner vorigen Sammlung macht, iſt freilich ſehr luſtig. — — Der Vorwurf, den Sie uns Dichterlingen in Abſicht franzöſiſcher Nachahmungen machen, iſt ſehr gerecht. Ich will mich beſſern. Faulheit iſt gemeiniglich Schuld daran. Man lieſt einen kleinen Einfall, ſucht ihn ſich in Gedanken zu überſetzen; unvermerkt wird ein Verschen daraus. So iſt es mir mit vielen Nachahmungen gegangen. Ich ſetzte mich eben nicht hin, ſie zu machen. Ich habe ſo etwas im Kopfe, das keine Nachahmung iſt, aber Zeit und hauptſächlich Ruhe des Geiſtes fehlt mir. Machen Sie ſich einmal an die tibulliſche Elegie. — —

Die Ode Ihres Freundes gefällt mir, bis auf einige Kleinigkeiten, durchaus. Wenn Sie ihn nur bereden könnten, einige Hiatus herauszubringen, die der reimloſe Vers durchaus nicht duldet. Er ſoll es ſelbſt thun. Darin haben Sie Recht. Es giebt wenige Fälle, wo Verbeſſerungen von fremder Hand erlaubt ſind. Hauptpunkte müſſen ſie nie betreffen, aber auch in den Kleinigkeiten des Wohlklangs iſt es mißlich. Auch das feinſte Gefühl fühlt nicht allemal richtig. Ramler hat Proben genug davon gegeben.

Wir bekommen nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es ſind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege ſind. Ich ſuche das Völkchen zu vereinigen. Gegenſeitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt. Ich denke Sie zuweilen mit unſern Verſuchen zu unterhalten. Ein Geſang an die Hoffnung, den ich beilege, gehört ſchon dazu.

Ich habe mit Jacobi einen großen Streit über die Delicateſſe. Seine geht mir zu weit, meine vielleicht nicht weit genug. Nach ihm würde keine Schnurre, kein Wortſpiel u. ſ. w erlaubt ſein. Die franzöſiſchen Kunſtrichter ſagen das auch, aber ich glaub' es nicht. Man muß nur das Ding für nichts mehr halten, als es iſt, ein Nichts, worüber ich einmal lache. Lauter Erhabenes ermüdet, Ernſthaftes ſchläfert ein, am Süßen überißt man ſich leicht; eine Poſſe mit darunter macht uns lachen, und bringt Alles wieder in Ordnung. So iſt es im Leben, warum auch ſo nicht in Schriften?

Unter den Liedern, die Herr Ramler Ihnen vielleicht zeigen wird, iſt auch eines von Voß, das an Doris. Ich wünſchte überhaupt, Sie ſähen, was ich ihm geſchickt habe. Correctes iſt eben nicht darunter, ich glaube aber doch etwas Neues. Von dem Almanach wünſch' ich Ramlers Urtheil ſehr. Das einzige Urtheil im Wandsbecker Boten war noch ſo was; das in der N. Zeitung bedeutete gar nichts. Haben Sie im Boten ein Lied einer Bergnymphe über den jungen Hercules geleſen, ſo ſagen Sie mir Ihre Gedanken darüber. Es iſt auch von Claudius.

Der P. im Muſenalmanach iſt ein trefflicher Kopf. Es iſt der Geh. Secr. Parz zu Hannover. Er kann unſer Chaulieu werden, wenn er will. Schade nur, daß man ſeine beſten Stücke gar nicht drucken laſſen kann. Nichts als wirkliche Perſonen und Sachen ſind ſein Gegenſtand. Und noch dazu reimt er gemeiniglich mit den Namen der Perſonen. Aber ſo recht. Ein Dichter der Geſellſchaft macht nur Gri-

masse, wenn er fürs Publikum schreibt. Seine Stücke werden schon ohne sein Zuthun bekannt werden, wenn sie's verdienen, und dann lernt man seine Gesellschaften gern mit kennen.

Gleim scheint ganz menschenfeindlich zu sein, wenigstens lauten seine Briefe so. Er hat mir letzt ein Sterbelied geschickt, das nicht so gut ist, wie seine ehemaligen Freudenlieder. Die Ausgabe seiner Werke wird noch bis Ostern aufgehalten, und so lange bleibt auch die Pränumeration offen. Jacobi hat mir neulich ein paar Stücke geschickt, die mir in der That sehr gefallen. Seine letzte Cantate auf das Geburtsfest des Königs hat auch viel Vorzügliches.

Die dänische Revolution ist schrecklich. Solche Begebenheiten legen von den Sitten unsers Jahrhunderts kein vortheilhaftes Zeugniß ab. Ich bin wegen des Schicksals vieler meiner Bekannten und Freunde dabei besorgt.

Leben Sie wohl, liebster Knebel, und vergessen Sie nicht Ihres P.

12.

Göttingen, den 2. März 1772.

Wie soll ich Ihnen, mein Bester, das angenehme Geschenk erwiedern, das Sie mir gemacht haben? Doch ich kann es vielleicht bald, und dann soll es gewiß geschehen. — — Unser Horaz hat sich, in dem Einen Stücke, das an Delien mein' ich, fast selbst übertroffen. Es hat mir durchaus, und so gefallen, daß ich's beim zweiten Lesen schon auswendig wußte. Es ist nicht allein Wohllaut, es ist Bewegung darin. Klopstock soll, hoff' ich, noch mehr heilsame Einflüsse auf ihn haben, ihn reizen, auf seinem eigenen Wege noch weiter zu gehen.

Voß also gefällt auch Ramlern. Wie wird das den jungen Mann aufmuntern, wenn er's hört! Aber er soll es nicht

eher wiſſen, bis er hier iſt. Ich wünſchte, daß R. ſeine beſſernde Hand an die Winterode legte, und dem B. in einem Beiſpiele zeigte, welche Fehler er zu vermeiden, welche Vollkommenheiten zu erreichen hat. Ich lege zwei neue Stücke von ihm bei, die einigen der vorigen nicht beikommen, doch aber auch ihre Schönheiten haben. Unſer Parnaß wird ſich aufnehmen. Oſtern kommt der junge Kramer, ein Sohn des lübeckſchen Superintendenten, hieher, der ſchon Gelehrſamkeit beſitzt, und von dem ich auch einige vielverſprechende Verſuche in der Poeſie geſehen habe. Das Lied an die Hoffnung hat freilich einen ſchönen Ton. Das Minnelied, das Dörfchen und die Stücke im Almanach mit U. bezeichnet ſind von eben dem Verf. Er heißt Bürger. Heute leg' ich Ihnen von einem andern Verf. ein Bauernlied, und vielleicht das Pervigilium Veneris bei, von welchem ich Ramlers und Ihre Meinung wiſſen muß, weil es Oſtern gedruckt werden ſoll.

Sined's Ode iſt vortrefflich. Ich ärgerte mich ſchon, daß ich ſie nicht leſen konnte, als ich ſie im Wandsbecker Boten gedruckt erhielt. Die beſte faſt, die ich von ihm geleſen habe. Angenehm war mir die Nachricht von der Sammlung ſeiner Oden. Wenn ich kann, will ich Ihnen eine andere an Gleim abſchreiben.

Der Verf. des Liedes der Bergnymphe iſt ein gewiſſer Herr Schönborn in Hamburg, von welchem auch die vortreffliche pindariſche Ode in den Schleswigſchen Merkwürdigkeiten iſt. Ein vielverſprechender Kopf!

Ich habe acht der ſchönſten Tage gehabt. Herr Herder iſt hier geweſen, und jeden Abend ſind Herr Heyne, er und ich bei einander geweſen. Er iſt mein Freund geworden, und dieſe Verbindung iſt mir für Geiſt und Herz gleich angenehm. Sie wiſſen noch nicht halb, welch ein tiefdenkender Kopf er iſt. Und Gelehrſamkeit mit ſo viel Gefühl und Genie vereinigt kannt' ich noch nie. Wir haben noch wichtige Sachen von ihm zu erwarten. Seine Preisſchrift werden Sie ſchon geleſen

haben. Er hat ſehr viele Unterſuchungen über unſere ältere Sprache und Poeſie angeſtellt. In den Schleswigſchen Merkwürdigkeiten erſcheint Oſtern die erſte Probe davon. Aber nennen Sie den Verf. nicht.

Eine Frankfurter gelehrte Zeitung werden Sie noch gar nicht kennen, und am wenigſten vermuthen, daß ſie vortrefflich iſt. Von Baſedows Agathokrator, Sulzers Lehrbuche, dem Uſong, der Frl. v. Sternheim hab' ich keine beſſern Kritiken geſehen, als darin ſtehen. Der gute Ton verbreitet ſich doch durch ganz Deutſchland, und die ganze Sektirerei nimmt ab.

Ramlers Prolog hab' ich eben erſt bekommen. Ich hatte die Altonaiſche Zeitung, worin er gedruckt ſtand, überſchlagen. Er ſcheint mir ſehr gut, nur möcht' ich wiſſen, wie ſich Hexameter vom Theater ausgenommen. Von den Oden muß ich noch einmal reden. Die an Delia ſcheint eine beſondere Veranlaſſung zu haben; denn ſonſt dürfte wohl eben nicht der Tajo der Sitz der trotzigen Kriegsſchaaren ſein. Die moraliſche Idee des Stücks könnte nicht vortrefflicher ſein. Den Hiatus, worauf Sie anſpielen, hab' ich nicht ausfinden können. Überhaupt haben Sie wohl, was ich darüber geſchrieben, nicht recht gefaßt, oder ich habe mich nicht recht erklärt. Ich weiß es, es giebt Fälle, wo der Hiatus erlaubt, wo er eine Schönheit iſt. Aber ihrer ſind nicht viele. Ich wollte faſt wetten, daß Sie mir kein Beiſpiel anführen könnten, wo das weiche e der Zeitwörter vor einem Selbſtlauter nicht verſchlungen werden muß. Bei den nominibus, pronominibus und adjectivis dürften wohl Ausnahmen zu machen und zu dulden ſein. Ich möchte nicht leicht mit Gleim Ein' arme Wittwe ſagen. Am Schluſſe der Periode hat es gar kein Bedenken. So S. 190 im Almanach: die Tonkunſt alle. Allzumal. Wenn ich wider die Hiatus eifere, ſo rede ich faſt allein von dem weichen e und hauptſächlich in den Zeitwörtern; da beleidigt mein Ohr allemal der Hiatus. O möchte es iſt ein deſto ſchlimmerer Hiatus, weil zwei e zuſammenkommen. Ich will

das letzte Stück Ihres Freundes nach meinen Grundsätzen durchgehen. Die flüchtige Scene in ist schwerlich zu dulden. i ist ein zu weicher, zu verwandter Vocal. o oder a hätte nichts zu bedeuten. So ließ ich keine Allmacht gelten. Das e in entkräftete Alter kann nicht abgebissen werden, und doch beleidigt es mein Ohr. Deine erhabenen geht auch schwerlich. (Beiläufig, das Stück wird mir immer lieber, und würde, ein wenig mehr bearbeitet und kürzer gemacht, einen hohen Rang bekommen.) Klopstock hat die Hiatus so sorgfältig vermieden, wie Ramler. Sie zu vermeiden muß also doch möglich sein. Wenn ich aber einen schönen Gedanken nicht anders auszudrücken wüßte, so würd' ich getrost den schlimmsten Hiatus wagen. Sonst nie. In den alten Versarten haben wir eine gute Ausflucht. Wir setzen das Adjectiv mit dem weichen e am Ende des einen Verses, und fangen mit dem folgenden Vocal den andern Vers an. Das nicht zu erlauben, wie Ramler in seinen ausgearbeitetsten Stücken, geht wohl gar zu weit. Schwierigkeiten überwinden ist gut; sie sich selbst schaffen leitet oft zur Künstelei.

Ihr lieber Bruder hat mir einen sehr freundschaftlichen Brief geschrieben, und mir, auf meine Bitte, das Warnungslied aus den künftigen Liedern der Deutschen mitgetheilt. Werden diese auf Ostern erscheinen? Ich bin äußerst begierig darauf. Die Lieder, die ich Ramlern mittheilte, waren alle noch uncorrect, aber alle, wie mich dünkte, einer Verbesserung würdig. Einige darunter sind von Voß, und von Thomson das an die Nachtigall. Von der nahen Verbesserung seiner Umstände, die ich beinahe gewiß hoffe, werd' ich Ihnen schon geschrieben haben.

Wieland hat wieder auf seinen Agathon ein Auge geworfen. Man hat eine prächtige Ausgabe projectirt, die auf Subscription erscheinen soll. Sie wird aus drei Bänden bestehen, und auch das Leben der Danaë, die Reisen Agathons und einen würdigern Schluß enthalten. Hoffentlich wird er

nun ganz zeigen, quid virtus et sapientia possit. Geßner giebt uns Ostern neue Idyllen, die nach dem Zeugnisse eines Freundes, der sie gesehen, selbst seine ersten übertreffen sollen. Diese waren die Werke eines Jünglings; die neuen sollen von dem Mann sein. In Paris wird, unter Diderots Augen, eine prächtige Ausgabe seiner Werke mit Kupfern von seiner eignen Hand erscheinen, worin er größere Figuren gewagt hat.

Um das Packet nicht zu sehr zu beschweren, leg' ich einige Sachen bei Seite, die Sie heute haben sollten. Das Pervigilium hab' ich für Sie abgeschrieben. Der Verf., der sehr mein Freund ist, und auch der Ihrige zu werden verdient, empfiehlt sich Ihnen.

Das ist ein ganz literarischer Brief geworden, nicht als wenn ich mit meinem Knebel nur Literatur schwatzen möchte, die Feder ist mir so hingelaufen, und unvermerkt war der Brief voll. O könnt' ich Sie einmal wieder umarmen! Aber das ist noch lange, lange vielleicht ein vergeblicher Wunsch. Erhalten Sie mir Ihre Liebe und schreiben Sie mir bald.

Boie.

13.

Göttingen, den 29. März 1772.

Der Geiz ist die Wurzel alles Übels, theuerster Freund, und ist auch Schuld, daß Sie meinen letzten Brief so spät erhielten. — — Um wo möglich den Fehler gleich wieder gut zu machen, will ich auf der Stelle antworten, und gleich morgen meinen Brief auf die Post geben. Halten Sie sich jetzt nicht mit langen Antworten auf, mein Bester; so unschätzbar mir Ihre Briefe sind, so will ich doch nicht, daß sie Ihnen die geringste Unbequemlichkeit machen sollen. Die Exercierzeit mag immerhin Ihre Briefe kürzer machen, wenn sie mich nur

nicht ganz darum bringt. Mein Freund ist Ihnen für Lob und Tadel seines Gedichtes verbunden. Schreiben Sie ja künftig Alles, was Sie auf dem Herzen haben, wir wollen es mit der größten Aufmerksamkeit zu nutzen suchen. — —

Aber, Sie böser Mann! Hätten Sie mir doch die Emilia Galotti beigepackt! Ich habe sie nicht allein noch nicht gelesen, sondern wußte nicht einmal, daß der Druck geendigt wäre. Wie würd' ich gestrebt haben, Ihnen ein ähnliches Vergnügen zu machen. Jetzt, wenn nicht ein Ungefähr mir noch zu dem Stücke verhilft, muß meine Neugierde sich noch bis zur Messe behelfen.

Von Voß hoff' ich Ihnen bald mehr sagen zu können. Gleich nach Ostern kommt er hieher.

Über Ramlers Oden bin ich schon fast Ihrer Meinung. Die Ode an Roden hält mehr das Studiren aus, als die andere. Sie fangen an, wie die Nachwelt, von einem großen Dichter zu urtheilen.

Doch ich eile auf Ihre eignen Stücke. Meine warme, innige Umarmung, wenn ich bei Ihnen wäre, sollte Ihnen besser mein Gefühl erklären, als es meine Worte können. Unsre Freundschaft ist über Complimente weg, also werden Sie meinen Beifall für die Sprache meiner Empfindung halten. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst Ihnen vorher das dichterische Talent nicht zugetraut hätte, das daraus hervorglänzt. Ich glaube, Sie sind bestimmt, in unsrer lyrischen Poesie einen Mittelweg zwischen Ramler und Klopstock zu finden. Von dem Einen werden Sie sich die feine ausgesuchte Sprache nehmen, von dem Andern die Bewegung. Ich will Schritt vor Schritt gehen. 1) An Ramler. Beinahe ein Meisterstück, und kann ganz eines werden. Auch nichts wüßt' ich an den drei ersten Strophen zu tadeln. Idee, Ausdruck, Wohlklang — Alles ist darin. Ob die vierte und sechste Strophe recht zusammenhängen, weiß ich nicht. — Beseelt — dann das stolze — ich weiß nicht, was das dann soll. Die Paren-

theſe iſt herrlich. In goldnen Träumen — in Entzückungen — fehlt bei dem erſtern nicht das oft, oder ſind die Begriffe nicht zu verwandt? Der Schluß kommt dem Anfange nicht bei. Aber wider die erſte Strophe deſſelben hätt' ich nichts. Die ſterblichen Göttinnen wollen mir nicht gefallen. Überdem ſagt man nicht Göttinnen, ſondern Göttinnen. Das Beiwort einſamdämmernder thut keine gute Wirkung, zumal da Weiſen ſchon ein Beiwort hat. Die letzte Strophe ſcheint mir dunkel und verunglückt. 2) Die Idee des Abſchiedes iſt allerliebſt, die Ausführung ſchön, nur dürften wohl Sprache und Wohlklang eine neue Bearbeitung erfordern. Dergleichen kleine Verſe ohne Reime erfordern die ſorgfältigſte Ausarbeitung. Ich möchte ſogar nicht einmal Zauberein contrahiren. Den Hiatus e e werden auch Sie ſich nicht erlauben. Allzulang — ich würde das weiche e am Ende nicht abbeißen. Die dritte Strophe gefällt mir vorzüglich. Sanftbelaubt ſcheint mir nicht das rechte Beiwort. In der Roſe — aufgelöſt in dir das in rückt ſich hier zu nahe. Von des Haines Chor ſchleppt. 3) Ich bin in großer Gefahr, den Ariſton wegen dieſes herrlichen Stückes zu beneiden, das mir deſto mehr gefällt, je mehr ichs leſe. Mein Tadel wird nur mikrologiſch werden. Der Anfang der zweiten Strophe ſcheint mir durch das entſtrahlen geſucht — und dunkel, weil man, wegen des weggelaſſenen e des dativi in Haupt nicht gleich den Verſtand erräth. Ich weiß nicht, was gegoßner Himmel iſt. Was nun folgt, iſt vortrefflich. Ich dächte, Tempel der Tugend wäre edler als Haus. Das ſo oft und nachdrücklich wiederholte durch ſollte wohl am Schluſſe der Strophe nicht weggelaſſen ſein. Sollte der Schluß nicht ein wenig ſinken? Beſonders will das jener und dieſer mir nicht recht einleuchten. 4) Vortrefflicher Gedanke, vielleicht nicht genug ins Licht geſetzt. Ich glaube nicht, daß man das vor ſo oft weglaſſen kann, als Sie's thun. Den Gefahren erblaſſen — der Gefahr niederſchauen — das letzte beſonders fällt mir auf.

Das in in rückt ſich auch wohl wieder zu nahe. Der ganzen Strophe fehlt noch was, weil das Verbum beim zweiten Satze fehlt. Reifſchwellender? — doch es läßt ſich vertheidigen. Aber — ſich gerungner kämpft — das iſt doch wohl nicht allerdings deutlich? 5) Iſt ſo überſetzt, daß Ramler ſie gemacht haben könnte, nur den Schluß hätt' er vielleicht ein bischen anders gegeben. — Das iſt eine recht mikrologiſche Kritik! Nicht wahr? Sie werden aber doch wenigſtens den Willen, etwas zur Vervollkommnung Ihrer Stücke beizutragen, darin finden. Auch mißgeglückt bleibt es immer guter Wille. Ich wiederhole mein Lob, und der Verf. der Nachtfeier, dem ich die Stücke, ohne Sie zu nennen, vorgeleſen habe, ſtimmt völlig darin ein. Eine große Freude hoff' ich bald zu haben. Dieſen liebenswürdigen Mann auf eine gute Art in der Nachbarſchaft von Göttingen placirt zu ſehen. Ich bin glücklicherweiſe das Werkzeug dazu geweſen. Seine Stelle wird ihm Muße zum Arbeiten laſſen, und die Nachbarſchaft von Göttingen ſeine Bekanntſchaft mit der Literatur unterhalten. Wir haben ſicher herrliche Sachen von ihm zu erwarten, aber in der leichtern Art. Ich ſchreib' Ihnen ein Lied ab, das Ihnen gefallen muß. Das Bauernlied iſt von einem Andern, der auch Aufmunterung verdient. — Ihnen das Vergnügen, das Sie mir durch Ihre Stücke gemacht haben, zu vergelten, hab' ich heute nichts. Ihrem Bruder ſchick' ich ſie gleich; ich muß eilen, ihm ein ſolches Vergnügen zu machen. Noch ein Stück leg' ich bei, das con amore gemacht iſt, und dem Sie deßwegen alle Nachläſſigkeiten verzeihen werden.

Noch eins. In der Ode an Ariſton Strophe 2 ſcheint's mir eine große Härte — der Flur Reiz ſich —

In Halberſtadt iſt wieder ein neuer Dichter aufgeſtanden, der was verſpricht, aber leider! ſchon ein paar Bändchen mit einem Male hat drucken laſſen. Schmidt, der Verf. der verunglückten fröhlichen Gedichte, hat vermiſchte Gedichte und petrarchiſche Phantaſieen herausgegeben, worin viel Gutes und

viel Mittelmäßiges ſteht. Die halberſtädtiſchen Dichter ſollten ſich jetzt beſonders hüten, da ein großer Theil des Publikums wider ſie iſt.

Nun, mein Beſter, ſchreiben Sie bald wieder, wenn's auch nur wenige Zeilen ſind, und lieben Sie Ihren

Boie.

14.

Göttingen, den 1. Mai 1772.

Ich weiß nicht, liebſter Freund, wie es zugeht: Ihre Briefe werden immer gleich beantwortet, und zu andern bin ich jetzt ſo träge — ſo träge, wie ich zu allen andern Dingen bin. Den langen Brief, mitten unterm Exercieren geſchrieben, rechn' ich Ihnen ſehr hoch an. Könnte ich Ihnen nur lebhaft genug ſagen, welche Freude er mir gemacht! Zu allererſt muß ich geſchwind etwas von der allerliebſten Kleinigkeit an die Bienen ſagen, einem Gedichtchen, das ſo niedlich und ſüß iſt, wie es ſein mußte. Ich wußt' es gleich auswendig; die Hendekaſyllaben ſind Ihnen ſehr gut gelungen. Das Wort Speiſe würd' ich in Beute verändern, welches mir edler ſcheint. Das Stück iſt Beute für den Almanach. Ihre Rettungen gegen meine Kritik haben ſie zuweilen entkräftet; immer nicht.

Emilia Galotti — ich habe ſie endlich bekommen, und bin allen meinen Freunden wieder gut, die ſie mir nicht geſchickt hatten. Welch ein Stück! Ich glaube, man kann tadeln, aber daß mir nur Niemand ein deutſches oder ein ausländiſches Stück mit Emilia Galotti vergleiche! Was darin vielleicht nicht nach unſerm Geſchmack iſt, das iſt nicht ſo, weil's der Verf. nicht anders, nicht beſſer, ſo Gott will, machen konnte, nein, weil er's ſo machen wollte. Alles iſt nach ſeinem Syſtem. Die ganze Emilia war ſicher in ſeinem Kopfe

ſo da, wie ſie iſt, ohne ein Wort niedergeſchrieben zu haben. Selbſt der Streit über dieß Stück, der hier und da ſich regt, iſt mir ſehr, ſehr lieb. Er iſt ein Beweis, daß uns die ſchönen Wiſſenſchaften nicht mehr ſo gleichgültig ſind, wie vor zehn Jahren. Minna erregte wenigen Widerſpruch; Sara gar keinen. — Der Weſtindier iſt auch ein gutes Stück, aber nicht von der außerordentlichen Art wie Emilia. Der Überſetzer, Herr Bode, hat mir ihn mit der überſetzten school for lovers geſchickt. Beide Arbeiten ſind herrlich gerathen, beſonders die erſtere. — Kl.'s David kenn' ich noch gar nicht. Der „Bote" hat Emilia vortrefflich angekündigt. Den Brief darüber in den N. Zeitungen werden Sie auch ſchon geleſen haben; ich bin begierig auf die folgenden. — Die lyriſchen Gedichte unſers Ramler ſchicken Sie mir ja gleich. Ich bekomme ſie ſonſt erſt nach der Meſſe. Auch des Königs Epître à Noël wird mir angenehm ſein.

Der Verfaſſer des Minneliedes iſt Herr Bürger, der freilich einen ſehr braven Liederdichter verſpricht. Ich finde ſogar das alte lebt und webt an der Stelle ſchön. Das Lied des Gefangenen iſt nicht von ihm. Es iſt eine flüchtige Nachahmung eines altengliſchen Stücks, das ſchon unter Karl I. gemacht iſt, und in den Reliques of ancient english Poetry ſteht, und hat als Copie vielleicht mehr Verdienſt, als ſo für ſich genommen. Der gute Bürger iſt noch nicht wieder in Göttingen, weil die Sache wegen ſeines Amts noch nicht in Richtigkeit iſt.

Vor einigen Tagen kam Herr Voß hier an. Er wohnt in einem Stübchen dicht an mir. Für's Erſte unterſtütz' ich ihn, bis die Vorſicht ihm wichtigere Hülfe verſchafft. Ich erwarte ſie von Hannover. Er widmet ſich der Theologie. Es iſt ein beſcheidener ſanfter Jüngling, dem man ein gutes Herz in den Augen lieſt. Er hat Alles gelernt, was man auf einer elenden Schule und in einer uncultivirten Gegend lernen kann; da bleibt nun freilich hier ſeinem Fleiße viel übrig. Selbſt in

den schönen Wissenschaften kennt er, außer Horaz und Ramler, fast noch nichts. Das läßt mich noch bessere Sachen von ihm erwarten. Ich will schon dafür sorgen, daß er nicht zu viel liest. Wir haben sonst noch einen Dichter hier bekommen, einen gewissen Ewald, der Ramlers gereimte Oden in Jena nachahmte, und, wie Riedel sagte, übertraf. Ich habe noch nichts von ihm gelesen, das Genie verkündigte, vielleicht hat er's aber doch. Die Launen von Riedel werden Sie schwerlich gesehen haben, und ich leider! habe sie gelesen. Er nennt Ramler in einer Note einen gewissen Dichter einer gewissen Zeit. Thut er das, in Wien zu schmeicheln, so bedaur' ich ihn; edle Männer in Wien reden von Ramler ganz anders. Riedel mag sehen, ob er zum Lobe seines Cäsars besser jubiliren wird. Die Nachricht von Diderots Ausgabe der Geßnerschen neuen Idyllen ist doch wahr. Es sind zehn große Kupfer von dem Dichter dabei, und die Ausgabe kostet achtzehn Livres. G. soll seinen Tod Abels selbst parodirt haben, und zwar auf eine Art, die die größte Feinheit voraussetzt, und die strengsten Forderungen der Kritik beinah erschöpft. Ich habe das Werk nicht gesehen, aber ich wünsche dessenungeachtet doch, daß der Verf. nicht parodirt hätte. Er würde meinem Herzen nicht mehr so lieb sein, wie sonst.

Diderot's regrets sur ma vieille robe chambre werden Sie zweifelsohne schon gesehen haben. Ein Freund, der es aus Paris bekommen, hat mir das Stück mitgetheilt. Zwei Erzählungen von ihm werden der französischen Ausgabe von Geßners Idyllen angehängt.

Ein junger Buchhändler aus Berlin, Herr Spener, der vier Jahre außerhalb seines Vaterlandes gewesen und recht artige Kenntnisse mitgebracht, wird Sie vielleicht in Potsdam sehen, und Ihnen von mir einen Gruß bringen. Er ist ein angenehmer, bescheidener junger Mann, dessen Bekanntschaft Ihnen auch vielleicht in Absicht der ausländischen Literatur wichtig werden kann.

Auf den Meßkatalogus bin ich dießmal nicht wenig begierig. Man klagt über die Dicke und Leere deſſelben, aber, wenn jeder nur ein paar Originalſchriften, wie ſeit einiger Zeit, enthält, wie reich wird unſre Nation werden!

Nun leben Sie wohl, mein Theuerſter, und leben Sie, nach überſtandner Arbeit, recht ruhig, recht glücklich, und denken Sie ſein oft Ihres Boie.

13.

Göttingen, den 4. Juni 1772.

— In Abſicht Geßners denk' ich mit Ihnen ſehr gleichförmig. Aber was ſagen Sie zu Diderots angehängten Erzählungen? Wieland hat mir ſeinen goldnen Spiegel, mit einem ſehr freundſchaftlichen Briefe begleitet, geſchenkt. Er gefällt mir in hohem Grade, und er ſteht mir weit über dem Uſong, mit dem er eine ähnliche Abſicht hat. Rabeners Briefe ſind theils vortrefflich, theils verbreiten ſie ein Licht über ſein Leben und ſeine Denkungsart. Den ganzen Briefwechſel mit der Charitas und manche andre Briefe hätt' ich doch nicht drucken laſſen.

Herr Ramler mag die Nachtfeier der Venus gern für ſeine Lieder haben, und auch daran ändern, wenn er will. Der Verf. fühlt die Ehre, von ihm eingeführt zu werden, zu ſehr, um ſie nicht gern anzunehmen. Wir möchten zwar die Änderungen gern wiſſen, doch ſchreiben wir nichts vor. Ich nehme die Ramlerſchen Beiträge mit der größten Freude an. Nur wünſcht' ich ſie bald zu haben, weil ich gar gern früher erſcheinen möchte, als gewöhnlich.

Herr Kramer, ein junger Mann von Feuer und Talenten, der mir den Verluſt Gotters, der mir hier noch nicht erſetzt iſt, zu erſetzen verſpricht, kennt Sie durch Herrn Ebert und mich,

und wünſcht ſehr, Ihr Freund zu werden. Seine Ode auf Bernſtorf kennen Sie, und jetzt hat er ein Trauerſpiel aus dem Däniſchen überſetzt, das Sie leſen müſſen: Rolf Krage. Er macht aus der orientaliſchen Philologie ſeine Hauptſache, und wird einen vortrefflichen Prediger geben. Unſer guter Voß ſtudirt aus allen Kräften griechiſch, und verſucht zur Übung in Vers und Wohlklang und Sprache zuweilen eine horaziſche Überſetzung, davon Sie, wenn ſie fertig wird, eine Probe haben ſollen. Unſer Parnaß kommt immer weiter. Ich hab' eine Menge von recht glücklichen Verſuchen von allerlei Verfaſſern vor mir liegen. Meiſterſtücke müſſen Sie nicht gleich erwarten. Wir haben unſre wöchentlichen Zuſammenkünfte, wo wenigſtens nicht geſchmeichelt wird. Sie ſollen mit der Zeit ſchon etwas mehr ſehen.

Ich bin ſonſt jetzt ein recht geplagter Mann. Ich bin mit verſchiedenen Versmachern in Verbindung gerathen, die zum Theil in der Welt etwas ſind. Alle wollen in den Almanach, und zulaſſen kann ich ſie nicht. Sonſt fehlt's mir nicht an beſſern Beiträgen. Beſonders gehören dazu die Lieder eines Gefangenen, die Sie durch manche Schönheit überraſchen werden. Paſtor Denis hat mir eine gereimte Geſpenſterromanze geſchickt, die weder Sie noch ich ihm zugetraut hätten.

Ich dachte dieſe Pfingſten meine Freunde in Braunſchweig zu ſehen, aber es wird nichts daraus. — — Nun kann ich Herrn Herder bald wieder erwarten, er will hier einen Theil des Sommers zubringen. — — Wir haben hier noch einen jungen Poeten, der nicht ohne Genie iſt, ob er gleich noch dieſe Meſſe ſchlechte Oden hat drucken laſſen — Herrn Ewald. Der große Kunſtrichter Riedel hat ihn verführt.

Diderots Regrets hab ich juſt nicht zur Hand, und den Zimmermann'ſchen Brief hab' ich noch ſelbſt nicht. Beides aber hoff ich Ihnen mit meinem nächſten ſenden zu können. Ich bin ganz der Ihrige. **B.**

Des Königs Epître hab' ich geleſen mit einer an Stellen

nicht üblen Übersetzung von Gleim. Die Lieder für's Volk sind doch besser, wie manche neuere Sachen von ihm. Das angehängte Fragment versöhnt mich wenigstens. Er ist in Berlin, und Sie werden ihn vermuthlich gesprochen haben. Hat er nicht über mich geklagt?

16.

Göttingen, den 6. Juli 1773.

— Gleim's Hypochonder konnte durch seine Berlinische Reise nicht geheilt werden. Ich bedaure ihn herzlich. Er sieht jetzt Alles durch ein gefärbtes Glas an, und ist in Gefahr, seine besten Freunde zu verkennen. Auch gegen mich ist er kalt geworden, und sehr unverdienter Weise; ich glaubte mich als sein Freund zu zeigen, und er hielt mich auch wider sich eingenommen. Doch man gehe nur den geraden Weg; am Ende klärt sich Alles auf. — — —

Von Voß leg' ich zwei Parodieen bei, die doch wohl beweisen, daß er in Göttingen nicht verlernt. Er studirt sehr fleißig griechisch, und besonders jetzt den Pindar, von dem er ein paar Oden nicht unglücklich deutsch gemacht hat. Er wünscht sehr eifrig, Sie zu kennen, und ist auf Ihren Gruß recht stolz. Bald sollen Sie mehr von ihm haben, jetzt empfiehlt er sich Ihnen nur. Er ist ein edler Jüngling, und ich liebe ihn täglich mehr. So bescheiden, so gut, so durstig nach Kenntnissen — ich bin auf keinen Zufall meines Lebens stolzer, als daß mein gutes Glück mir gegönnt hat, ihm nützlich zu werden. Der Verfasser der Nachtfeier hat Verbesserungen versprochen, ob sie aber erfolgen werden, weiß ich nicht. Er hat mit den Einrichtungen seines neuen Amtes so viel zu thun, ist in so vielen Verwirrungen und Geschäften, daß ich in der That nicht einmal weiß, ob er kann. Die Musen wollen, wie Sie wissen,

völlige Ruhe der Seele. Gottlob indeß, daß er nun doch in einem Hafen ist! Ich glaube, daß wir noch viel Herrliches von ihm zu erwarten haben. Ihr Tadel mag sehr richtig sein, doch glaub' ich das zur Vertheidigung des Verf. sagen zu können, daß er sein Gedicht aus einem andern Gesichtspunkt gearbeitet, als Sie und Ramler es nun ansehen. Er wollt' ihm eine antike Manier lassen, weil er gar keine Rücksicht auf die Damen nahm, die vielleicht noch im achtzehnten Jahrhundert die griechische Venus besingen wollten. Der Verf. ist sehr stolz auf Ramlers Änderungen. — — Das Liedchen: der Blumengarten hat alle die Fehler und Tugenden, deren Sie es zeihen. Ich denk' indeß, es soll noch sehr artig werden. Der Verf. heißt Miller, ein Sohn des ulmischen Rectors, der gewiß mit der Zeit ein sehr welcher Liedersänger werden wird, wenn andre Geschäfte ihn nicht davon abrufen. Ich werde dieß Lied, das an die Ringeltäubchen, und das Bauernlied mit Verbesserungen in meine Sammlung nehmen. Ein andrer unsrer jungen Köpfe heißt Hölty, ein so wenig versprechendes Gesicht, daß man sich nichts über die armselige Figur denken kann, die er macht; er hat indeß Genie, und vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube. Schmidt hat sehr unreife Sachen von ihm in seine letzte Anthologie gesetzt. Ich hab' Ihnen ein andres Stück beigelegt, worin zwar der Verf., wie alle jungen Dichter, sich zu sehr von der Phantasie auf die Bilderjagd treiben läßt, das aber nach meinem Gefühl etwas sehr Gutes verräth. So viel von den Göttingischen Musen, und vielleicht schon zu viel.

Ihre beigelegten kleinern Stücke sind' ich allerliebst, und viel zu gut zum Wegwerfen. In beiden entzückt mich die Idee. Ich würde nichts als einige Verkürzungen vorschlagen und hin und wieder einen weichern Vers wünschen. Was Sie zum Almanach schicken wollen, schicken Sie nur, denn in nächster Woche wird mit dem Druck angefangen. Sagen Sie mir doch bald, was Sie in den schon von Ihnen gedruckten Stücken

geändert haben wollen, und was ich Ihnen fälſchlich zugeſchrieben habe. Ich denke ſtark an eine neue Auflage der bisherigen Almanache. — — — Sollte Ramler auch nicht bald ſchicken, was er verſprochen hat? Ich will und muß früher fertig ſein, wie ſonſt. Einige Sachen von Wichtigkeit hab' ich ſchon, und viele artige.

Petrarchs Phantaſieen ſind zum Theil vortrefflich, aber alle Stücke ſind noch nicht reif genug. Man freut ſich, endlich wieder einen jungen Dichter zu finden, der Phantaſie, Feuer und Wärme hat. Der Nürnbergiſche Schmidt, der auch einen Theil von Petrarchs Geiſt hat, wird mit ihm um den Kranz eifern. Haben Sie gewiſſe „kleine Verſuche" geſehen? Einige Sachen ſind artig darin. Eins iſt mir zugeſchrieben. Der Verf. heißt Unzer. Ein gewiſſer Göcking! hat einige artige Epigramme gemacht. Plura mala freilich, aber es geht in dieſer Dichtungsart nicht anders. Gleims neue Stücke — o wenn unſer guter Gleim doch nicht ſo oft erſchiene, und nun hauptſächlich, da ſo Viele wider ihn ſind! Es iſt in Halberſtadt ein guter junger Kopf geſtorben, der Feldprediger Jöhes; er ſoll einige ſehr artige Sachen hinterlaſſen haben. — — Bewundern Sie nicht Wielands goldnen Spiegel? Es iſt doch wohl gut, daß er ſich durch einige Frivolitäten den Weg in die Cabinette der Großen gebahnt, die ihn nun allenfalls doch leſen werden, und ſich ſonſt wenig um einen deutſchen Philoſophen bekümmert hätten. Ich bewundere beſonders die Leichtigkeit, mit der er von den wichtigſten Dingen redet, und ſie anſchaulich macht. Einige von Ramlers Verbeſſerungen gefallen mir außerordentlich, andere nicht ſo ganz. Am wenigſten hätt' ich bei ihm ſo viele Härten vermuthet, wie ich wirklich noch finde.

Nun ſagen Sie mir doch: Sind Sie Freimaurer? Und was denken Sie von der Verbindung? — — Gotter hat ſeinen vortrefflichen Vater verloren; er wird vermuthlich in Altenburg placirt werden.

Ich bin der Ihrige. B.

17.

Göttingen, den 8. August 1772.

Den beſten Dank für Ihre zwei angenehmen, freundſchaftlichen Briefe, mein theuerſter Knebel; möchte meine Antwort Ihnen nur auch ein wenig Vergnügen machen! —

— Ramler hat die Nachtfeier der Venus an einigen Stellen außerordentlich glücklich geändert, an andern, nach meinem und des Verf. Gefühl, nicht ſo glücklich, und an wenigen ſogar verdorben. Das letzte glaub' ich aus der Grille, ein Lied für deutſche Mädchen daraus zu machen. Da konnte freilich nicht Begattung und Hainumſchattung und nicht der vortreffliche Vers ſtehen bleiben: Erycinens Hauch durchdringet. Ich halte die altrömiſche Miene des Stücks für einen Vorzug, und der Verf. iſt noch Willens, einmal das Ganze dem Lateiniſchen noch näher anzuſchmiegen. Er nimmt ſonſt, wie er muß, Ramlers Verbeſſerungen für große Ehre, und ſieht die Einrückung in die Lieder der Deutſchen ſehr gern. Am wenigſten bin ich mit den Änderungen in den Bürgerſchen Liedern zufrieden, und beſonders mit denen im Traum. Ich ſehe ſogar keinen Grund der neuen Lesarten. — — — Dem Stück an die Phantaſie haben Sie Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der Verf. iſt ein junger Menſch, der hier ſtudirt, mit Namen Hölty. Sehr rohe Sachen von ihm ſind von ungefähr in Schmidts Anthologie gekommen. Er iſt einer von den ſonderbarſten Köpfen, die ich kenne; gar nicht für Welt und Geſellſchaft gemacht. Ich hatte ihm ſchon ähnliche Einwendungen gemacht, und er hatte ſchon manche der Ihrigen durch neue Lesarten gehoben; die andern wollen wir noch nutzen. Ihr Urtheil über Voß's zweite Tabaksode war gleich das meinige und nun auch des Verf., der ſich Ihnen herzlich empfiehlt, und von dem, wie von Hölty, noch einige Beilagen dieſen Brief begleiten ſollen. Der Letzte iſt ganz über Ihr Lob

entzückt, und bittet sich sehr angelegentlich Ihr Urtheil über seine andern Versuche aus. — — — Werden wir aber nicht recht poetisch in Göttingen? Kramer wird auch ein sehr guter Dichter werden. Dann haben wir noch Miller, den Vers. des Bauernliedes, und noch Andre, die mit der Zeit noch viel Schönes liefern können. Mich müssen Sie ja nicht unter die Poeten setzen. Ich bin keiner und werde keiner werden. Ich reime so 'mal die Idee eines Andern, die mir gefällt, oder was mir so von ungefähr selbst durch den Kopf geht; das ist Alles. Vielleicht wenn ich einmal so an einem murmelnden Bache eine Zeitlang ganz mein eigner Herr wäre, und eine Chloe hätte, die Lieder fühlte und liebte. —

Wieland hat mir geschrieben, daß er einen Beitrag für mich abschreiben läßt. Ich bin sehr neugierig darauf. In Würtemberg ist, wie Kretschmann mir schreibt, ein junger Barde erwacht, der viel verspricht. Er hat ihm ohne Namen einige Stücke geschickt, und Rhingulph wird im Almanach antworten. Ihr Burmann ist gar kein übler Kopf. Ich habe viel von ihm gehört, auch Einiges gelesen, aber nichts, das mir so gefallen hätte, als das Lied an die Quaterne.

Ich wollte eigentlich nur mit dieser Post schreiben, daß ich mitten im Drucken bin; der Kopf ist mir von Rechnungen und Geschäftchen so wüst, daß ich weiter nichts kann.

B.

18.

Göttingen, den 27. August 1772.

Ich versprach, noch Allerlei zu schreiben und zu schicken, lieber Knebel, wenn ich Ihnen den Brief an Ramler sendete; das Letzte geschieht, aber aus dem Ersten wird nicht viel werden, weil der lange Brief mir alle Zeit so genommen, daß ich kaum

ein Viertelſtündchen vor Abgang der Poſt habe. Dieſes ſoll Ihr ſein, mein theuerſter Freund. Die Gedichte ſind von ihren Verfaſſern, Voß und Hölty, für Sie abgeſchrieben worden, und Beide wünſchen ſehnlichſt, Ihre Gedanken darüber zu hören. Unſer Parnaß hat wieder ein paar herrliche Köpfe bekommen, von denen Sie in meinem nächſten Briefe etwas leſen ſollen. Ich habe Herrn Ramler wider Manches Erinnerungen gemacht, und ich hoffe nicht, daß er ſie übel nehmen ſoll; ſchriftlich läßt ſich ſo was freilich nicht einmal ganz und von allen Seiten ſagen, oder mit Beweiſen unterſtützen. Wider den „Traum" hab' ich am meiſten; der iſt, in meinen und des Verf. Augen, nun ordentlich verdorben. Die ganze Idee iſt verfehlt. Das kann ich noch allenfalls begreifen, warum der Schluß der erſten Strophe weggeblieben; Ramler will nichts Überirdiſches in ſeinen Liedern haben; aber warum der Anfang der letzten fehlt, wahrlich, das kann ich nicht einſehen. Die Nachtfeier hat an Stellen unendlich gewonnen; einige Einwürfe hab' ich doch gemacht; aber ich möchte am liebſten das mündlich mit ihm überdiſputiren, da läßt ſich mehr ausmachen, und man kommt ſich leichter nahe. -

Vom Almanach ſind ſechs Bogen fertig, und der ſiebente iſt unter der Preſſe. Von den Phänomenen will ich Ihnen nur Denis als Romanzenſänger, Michaelis als Dichter der Liebe, und Duſch als Barden nennen. Ich habe Ramlern noch um ein paar ſeiner Impromptüs gebeten. Wieland nimmt einen ganzen Bogen ein. Gleim, Käſtner, Jacobi werden ganz fehlen. Aber die beiden Schmidt ſind da; der nürnbergiſche iſt mir der Petrarchiſche, der halberſtädtiſche der Phantaſieenſchmied. Der erſte hat ſicher vom Petrarca mehr. Bürger iſt da als Minneſänger, welches er von nun an oft und meiſtens ſein wird. Auch ein Chineſer erſcheint der uns nicht übel von dem unterhält, wie es bei ihm iſt. — — Ich wollt' Ihnen noch mehr erzählen, mein Beſter, aber meine Zeit iſt aus. Von Ihrem Bruder weiß

ich ſeit langer Zeit nichts. Wenn Sie noch Ihre Beiträge nicht abgeſchickt haben, wenn dieſer Brief kommt, ſo eilen Sie. Ich umarme Sie. B.

19.

Göttingen, den 20. September 1772

Eh' ich noch Ihren erſten lieben Brief beantworte, mein theuerſter Freund, erhalt' ich ſchon den zweiten, und beide ſind ſo vollgeſchrieben, ſo freundſchaftlich, ſo reichhaltig, daß ich heute ſehr übel wegkäme, wenn ich nach der ſtrengen Gerechtigkeit vergelten ſollte.

Zehn Bogen des Almanachs ſind nun fertig, und der elfte iſt unter der Preſſe. Im zehnten ſteht Ihr Stück an Ramler, und zwar mit ausgedrucktem Namen: es war ſchon nicht mehr zu ändern, wie ich geſtern Ihren Brief erhielt. Das iſt ſehr ſonderbar, daß ich juſt die beiden angezeigten Stellen bemerkt, und juſt ſie ſo verändert hatte, wie Sie's haben wollten: nicht das erſte Mal geht es mir ſo. Auch in der Nachtfeier hatt' ich ein paar ganze Zeilen ſo verändert, wie Ramler ſie nachher wollte geleſen haben. Ihre Ode hat unter ſeinen Händen ſehr gewonnen. Anſtatt heilger Höh, welche Zuſammenziehung mir ganz unausſtehlich iſt, und die Ramler in ſeinen eignen Stücken ſicher nicht dulden würde, hab' ich nur geleſen lichten Höh. — — —

Ihr Urtheil über die Verſuche unſrer jungen Poeten iſt vollkommen gerecht, und von ihnen ſelbſt ſo erkannt: ich fürchte nur, daß Ihnen das noch viel mehr zuziehen wird. Die erſten Sachen waren von Hölty, das an den Mai von Voß. Sobald ich nur mein Büchelchen zu Ende gebracht habe, wollen wir noch Manches ausputzen und machen, das ſich, denk' ich, ſchon ſehen laſſen ſoll. Es iſt noch Einer aufgeſtanden, der

ſie vielleicht Alle überfliegen wird. Alle, die hier von den Muſen geliebt werden, lieben ſich unter einander, und ſind mehr Freunde noch als Dichter. Das wird ſie heben. Was im Almanach von ihnen ſteht, will ich Ihnen anzeigen, und nachher noch mehr Früchte ſchicken. Wären Sie und Gotter und zwei — drei andre junge Dichter mehr doch auch unter uns; wie wollten wir ſteigen! Ich ſelber würde, und würde gern zurückbleiben, wenn ich nur zuſehen und allenfalls ein wenig helfen könnte. Der Almanach und nun unſer Parnassus in nuce hindert mich ſo, ſelbſt was Erträgliches zu werden: mag es doch, wenn ich nur immer beſſere Sachen veranlaſſen kann! — Ihre Ode an Ariſton, und wo möglich auch noch die an Daphne, wird gebraucht.

Macht denn Weiße noch immer Operetten? Mit ſeinen Liedern bin ich, trotz allen Beſſerungen, noch immer nicht ſo zufrieden, daß ich ihnen die ſchöne Ausgabe gönnte, die ſie erfahren haben.

Die Nachricht von Kamlers Erſcheinung bei Hofe iſt mir doch ſehr angenehm geweſen. Es kommt doch immer weiter mit den deutſchen Muſen. Der braunſchweigiſche Hof würde ſicher viel thun, wenn er könnte. Ohne Zweifel hat Ebert Ihren Namen dem Erbprinzen genannt: auch meine Wenigkeit verlangte er zu ſehen, wie ich voriges Jahr in Br. war; ich konnte aber nicht erſcheinen, weil Trauer bei Hofe war, und ich kein ſchwarzes Kleid bei mir hatte. Hoffentlich ſeh' ich unſern lieben Ebert nächſtens: ich denke eine Reiſe in den Ferien zu thun, und, wenn das Glück gut will, bis nach Hamburg zu gehen. Virgilium vidi! werd' ich Ihnen dann doch zurufen können, und Sie werden mich ein bischen beneiden. Nicht wahr? Ebert iſt jetzt bei ihm. Auch den vortrefflichen Grafen von Bückeburg dacht' ich dieſen Sommer zu ſehen: ich wollte einige Tage bei Herrn Herder zubringen, aber tauſend kleine Hinderniſſe haben mich abgehalten. Ich wundere mich doch über den Einfall, Klopens Briefwechſel drucken zu laſſen, ob mich gleich

eigentlich nichts von der Art mehr wundern sollte. Er hat von mir auch einige, da wir noch gute Freunde waren; aber sie enthalten nichts, als den jungen Menschen, so wie seine Antworten den eitlen Mann zeigen. Gilbert bedaur' ich sehr, bei der Verlegenheit, worin er ist. Wir leben in abscheulichen Zeiten; Sie haben Recht! Da hat der Mitsprecher Murr zu Nürnberg auch Klotzens Leben beschrieben, und bei der Gelegenheit alle Briefe drucken lassen, die er von ihm gehabt, und den Wisch hat er noch dazu Käſtnern dedicirt. Freilich ist der gute Käſtner durch seine Gefälligkeit gegen Skribler aller Art zu dergleichen Auftritten selbst die Schuld. -- — Gleims Museum wird sicher noch viele Briefe hergeben. Aber keine Spaldingische und Boysensche mehr. Die letzten sind doch abscheulich. Wer mag sie haben drucken lassen? — — Ich hebe freilich die Briefe auf, die ich mehr als einmal lesen will, aber sie sollen sicher vor mir aus der Welt kommen. Einen von jedem braven Mann, mit dem mein gutes Glück mich verbunden, ausgenommen, der wenigstens meinen Zurückbleibenden zeigen soll, daß ich von vielen der besten meiner Zeitgenossen geliebt und geschätzt ward.

Leben Sie wohl, liebster Knebel. Ich bin der Ihrige.

Boie.

20.

Göttingen, den 29 November 1772.

— Wegen des ernsten Pathos haben Sie durchaus Recht. Es macht unsrer Poesie keine Ehre, daß es so selten ist. Deßwegen gefiel mir des Herrn v. D. Ode im Almanach so vorzüglich, und ich wünschte, daß er von der Art mehr arbeitete.

Ich glaube, Sie machen Voß, wegen des Gedichtes an mich, mit Unrecht zum Barden. Ich schickte nur Ihnen das Gedicht, wegen der sehr vorzüglichen Wendung am Ende. Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht,

ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, deutſchen Geiſt und Patriotismus zu ſingen, aber Barden wollten ſie durchaus nicht ſein, wie wir jetzt das Wort nehmen, keine Bardenmythologie brauchen, und überhaupt, wie einige neuere, nicht die Bardenpoeſie blos zum Rüſtzeuge und zur Stickerei unbardiſcher Gedichte anwenden. Die deutſchen Stücke im Almanach, die man ſehr unrecht für bardiſche nehmen würde, ſind aus ihren Verſuchen. Ich munterte den Bund ſehr auf, und ſie, die ſich unter einander zum Spaße alte Namen gegeben hatten, gaben mir den von Werdamar. Das Stück kann und wird ſonſt nie bekannt werden, faſt jede Strophe bezieht ſich auf etwas, auf irgend eine kleine Anekdote. Wegen der Art zu loben haben Sie recht. Das Lob, das nur ſtreifweiſe kommt, kitzelt mehr, iſt mehr für den feinen Geſchmack. Aber der Altdeutſche, und jeder, der ſeinen Ton annimmt, kann und muß ſo nicht loben. Nur Falſchheit hat das feine Lob oder die Schmeichelei eingeführt. Er iſt ſich keiner unedlen Abſicht bewußt; warum ſollte der Mann nicht gerade heraus ſagen, was er auf dem Herzen hat? Wenn der altdeutſche Dichter wie Horaz ſänge, ſo hätt' er ſeine Abſicht verfehlt. Beſſer kann Horazens Manier ſein, aber das kümmert mich hier nicht. Sie ſollen, ſobald ich Zeit habe, mehr deutſche Stücke ſehen, und dann ſelbſt ſie gewiß nicht mehr für Bardenmanier halten. Die Recenſion von Denis und Kretſchmann im letzten Stücke der Allg. Bibl. iſt ganz aus meiner Seele genommen. Ich fühlte durchaus ſo, hätt' aber mein Gefühl nicht ſo ganz herausſagen können, wie dieſer Mann. Die Compoſition von Wir und Sie hat auch mir außerordentlich gefallen. Der Componiſt iſt hier und noch jung. Ich glaube, ein großer Mann liegt in ihm verborgen. Wie wenn Sie für's Künftige auch von einem Ihrer großen Muſiker eine Compoſition verſchafften?

Über Klopſtock mag ich heute nicht mit Ihnen zanken, liebſter Knebel. Wir ſind und werden über dieſen Dichter

schwerlich Einer Meinung. Daß Wieland ihn nicht liebt, weiß ich, aber daß Wieland sich, bei wahren Kennern, durch sein Urtheil über ihn nur schaden wird, weiß ich auch. Ich verehre Klopstock gewiß nicht abergläubisch, und eine Dikussion über ihn, wenn anders wahres richtiges Urtheil über einen Zeitgenossen nicht der Nachwelt aufbehalten ist, soll mir herzlich willkommen sein. Aber Wieland wird und kann diese Dikussion, die ich haben will, nicht liefern. So großer Mann er in seiner Art ist, so hat er nie Begriffe von dem wahren poetischen Rhythmus und Numerus gehabt. — Lesen Sie alle seine Gedichte, alte und neue, und widersprechen Sie mir dann! — Poetischen Geist hat er, das weiß ich, aber seine Muse ist eine Tochter der Phantasie, der Philosophie, der Laune, und nicht der Empfindung und der Harmonie, weder der der Seele, noch des Ohres. Wie kann ein solcher Mann Empfindung und die tiefste Seelenharmonie, die allemal da mit dem Ohre zusammentönt, wo der Dichter diesen Zusammenklang nicht, durch gesuchte Härte, verhindert, wie die Tiefen der Kunst beurtheilen, die er nie zu ergründen Lust gehabt hat? — Ich lese eben ein musikalisches Vorspiel von Wieland auf den Geburtstag der Herzogin von Weimar, das meinen harten Ausspruch ganz bestätigt. Sie hätten sich gewiß selbst nicht vorgestellt, daß ein Wieland so sinken könnte, sobald er aus seiner Sphäre geht. Seine Muse ist nur im Negligée schön.

Über Ihren Austritt aus dem Soldatenstand freu' ich mich, weil ich glaube, Sie müssen in einem andern Stande, nach Ihrer Denkungsart, glücklicher sein. Lassen Sie mich doch bald mehr davon hören.

Boie.

21.

Göttingen, den 7. März 1773.

Ich fange früh mit meiner Antwort auf Ihren letzten Brief an, liebster Knebel, ob ich aber auch so früh fertig werde.

das — weiß ich nicht: meine Absicht ist es wenigstens doch. Meine Muse hört gern das Lob, das Sie ihr geben, auch selbst mit den Einschränkungen. Einheit, glaub' ich, wäre doch durchaus in den Schäferlehren an B. Er hat eine herrliche Antwort darauf gemacht, die Sie auch lesen sollen.

Die Mädcheninsel hab' ich glücklich überlesen, und jetzt hab' ich die Anthologie nicht zur Hand. Schmid hat an einen meiner Freunde geschrieben, daß Götz der Verfasser sei. Wie kommt mein Herr College denn an Blum und nach Berlin? Daß Herr Blum mir Lieder geben will, und daß Sie sie vorher sehen, ist mir beides gleich lieb. Laß ihn die Äneis übersetzen! laß ihn! Und Sie die Georgica! Und Bürger den Homer! Und Voß den Pindar! und wer weiß, welche alten lyrischen Stücke noch mehr! So haben wir doch was. Unsre Nation und unsre Sprache wird dabei gewinnen, wenn ich gleich nicht glaube, daß die Alten alleinigen und den größten Einfluß auf neueres Genie haben müssen. Wer macht sich an den Lucrez? Unsre Sprache schickt sich, wie keine, zu poetischen Übersetzungen. Wir werden ihrer gewiß mehrere bekommen, wenn wir nur erst im Gange sind. Von Pindar werden Sie schwerlich heute was zu sehen bekommen. Aber etwas aus dem Horaz und der Sappho leg' ich bei, davon ich, wo möglich, auch Ramlers Gedanken gern wüßte. Es sind einige Varianten zur Seite, wo vielleicht der Ausdruck zu alt oder zu gewagt war. Ein paar Stellen hat der Verf. noch geändert, die ich aber nicht zur Hand habe. Ich habe noch recht viel Artiges und Schönes, das Sie auch gern lasen, wenn ich's nur weggeben dürfte, und wenn der Weg nicht so weit wäre. Nächstens sollen Sie Minnelieder sehen, von denen ich eine kleine Sammlung von verschiedenen Händen habe, die ich vielleicht bald einmal mit einigen Gedanken über Sprache des Herzens im Liede und alten Ton von Einfalt und Würde drucken lasse. Der Kunstrichter vom gewöhnlichen Schlage wird sprudeln und schreien;

ich bin aber ſicher, daß Kennern und Liebhabern der einfachen Natur die Erſcheinung nicht unwichtig ſein wird.

Sie wollen über den Anfang Ihrer Überſetzung genauer meine Gedanken? Hier ſind ſie, ſo weit ſich auf dem Papiere kritiſiren läßt. Mit Ihrem Herameter bin ich am wenigſten zufrieden; Ihr Daktylos iſt oft nicht rein genug; und der ganze Versbau iſt dadurch zu hüpfend geworden, daß Sie der Daktylen zu viele brauchen, höchſtens Trochäen, und, ſelten oder nie, Spondäen. Im Gebrauch der letztern liegt viel von Klopſtocks lange nicht genug geprieſenem und einzigſchönem Herameter. Mehr ins Detail. Wenn ich dabei ein bischen ſchikanire, ſo bedenken Sie, daß das die Kritik ſo mit ſich bringt. Der erſte Vers müßte die virgiliſche Cäſur haben:

Was die Saaten erfreut!

Der Artikel müßte ja nicht gleich Anfangs am Ende der Zeile ſtehen. Nach **gebeut** dürfte wohl **und** nicht fehlen. **Aufſicht** ſcheint mir ein Spondäus. Warum nicht **Sorge**? Vorher **macht**, und nun **gebühre**? Es reimt ſich dazu halb mit **führen**. **Vorſicht** iſt wohl auch ein Spondäus. Vielleicht wäre der Vers beſſer ſo.

Wie mit erfahrnem Fleisse die sparsame Biene gepflegt wird,

und doch fehlt noch immer der Fall des Lateiniſchen, vielleicht daher, weil im Lateiniſchen jeder Vers ſich mit einem Daktyl, im Deutſchen mit einem Trochäus anfängt, auch wohl daher, weil der Überwurf des Satzes in den folgenden Vers nicht beobachtet worden iſt. **Iſt's** darf wohl nicht kurz gebraucht werden. **Geſchenke** ſchleppt. Praesentia numina agrestum iſt ganz und gar nicht erreicht. Der folgende Vers hat im Lateiniſchen einen ſo ſchön hinhüpfenden Klang; und im Deutſchen? Vollends das **ſinge** am Ende! So wäre wenigſtens der Fall beſſer:

Eilet im Tanz | ihr Faunen herbei | und ihr jungen Dryaden.

Mächt'ger iſt erſtlich zu hart und hernach für magno! **Schneeweisse** iſt durchaus kein Daktylos, ſo wenig als

Geburtshain und Schutzgott Trochäen. Selbſt du verlaſſend — dünkt mich zu lateiniſch, ſo wie auch das vorige iſt's euer Geſchenke gewiß nicht deutſch iſt. Saltus iſt nicht Trift. Schoss der Cypresse — warum das teneram nicht geradezu ausgedrückt?

die entwurzelte junge Cypresse.

Feldbau iſt ein Spondäus. — Doch Kleinigkeiten genug gerügt! Im Ganzen hat mir Ihre Überſetzung doch Vergnügen gemacht, aber da ich bei der Gelegenheit die Georgica wieder zur Hand nehme, ſo vergrößern ſich bei mir mehr und mehr die Schwierigkeiten der Überſetzung. Aber

In ne cede — sed contra audentior ito.

Ich ſchicke Ihnen vom Pindar und Horaz meine Abſchriften und möchte ſie gern bei Gelegenheit zurückhaben. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und vergeſſen Sie nicht Ihres

B.

22.

Göttingen, den 5. Juni 1773.

Ich würde heut' und die ganze Woche wohl noch nicht ſchreiben, wenn mich nicht ſehr verlangte, einmal wieder mit Ihnen zu ſchwatzen, mein liebſter Freund. Ich habe von dem Vergnügen und der Ermüdung einer angenehmen kleinen Reiſe aufs Land kaum ein wenig ausgeruhet. Wenn mein Brief die Spuren dieſes kaum hat, ſo wiſſen Sie nun die Urſache. Freilich haben Sie's dießmal ſehr lang gemacht; weil Sie aber noch mein Freund ſind, ſo mag das — auch ohne Anmerkung ſo hingehn. Ich freue mich nur, daß Sie geſund ſind, und Ihre böſe Exercierzeit überſtanden haben.

Blums Idyllen hab' ich noch nicht geleſen, ob ſie gleich ſchon ſeit acht Tagen in unſern Läden liegen. Die Alten haben unſtreitig ihr Verdienſt, und, wenn Sie wollen, antikes Ver-

dienſt. Aber Localſchönheit, Situation, Intereſſe — Sieht man's dem Dichter nicht allenthalben ein wenig an wirklichem Gefühl des Dichters fehlen? Alles nur von den Alten angezündet! Indeß darin bin ich völlig Ihrer Meinung, daß B. ein Mann iſt, der unſrer Nation Ehre macht, wenn er gleich nie auf der erſten Stufe ſtehen wird. — — Sebaldus Nothanker hat auch mir viel Vergnügen gemacht. Hätten wir nur erſt ſolch einen Roman für den deutſchen Menſchen, wie dieſer es für den deutſchen Gelehrten iſt! Wie Ramler einen Anton empfehlen, und Sie ihn billigen können, das begreif' ich in der That nicht. Ich finde, das Allen Bekannte abgerechnet, nur Machtſprüche und Mangel an innerm poetiſchen Ohre. Seine Vorſchlagsſylbe, die faſt überall den Rhythmus zerſtören muß, beweiſt das Letzte ſchon hinlänglich. Laßt uns doch warten, bis Klopſtocks Proſodie heraus iſt.*) Und dann ſage Ramler ſeine Erinnerungen, ſeine Abweichungen laut — die Wahrheit liegt vielleicht zwiſchen Beiden in der Mitte. Ich entſcheide nichts. Ich bin vielleicht für den erſten zu parteiiſch, wie Sie für den letzten. Meiner Hochachtung und Enthuſiasmus für R. unbeſchadet — das wiſſen Sie! Warum aber zeihen Sie Klopſtock proſodiſcher Sünden in den ältern Geſängen, die er noch ſehr überarbeiten wird? Ich habe die kleine Ausgabe nicht zur Hand, und kann alſo die Stellen nicht zu Rathe ziehn. So ſind ſeine ältern Oden ſo voller Härten (ich meine die erſten Ausgaben davon, und die in der großen Ausgabe nicht abgedruckten); man ſieht den Dichter, der noch mit Sprache und Sylbenmaß herumkämpfte und noch lernte. — — Jetzt ihm Härte vorwerfen — doch wahrlich über Ohr und Wohlklang läßt ſich nicht gut ſchriftlich diſputiren. Ramler will doch nicht, daß nach ihm Niemand mehr den Horaz überſetze? Sonſt kann er nicht dieſen Überſetzer mit den Küttners und den andern, die ihm ſo ſchaaren-

*) Es wird ſchon daran gedruckt.

weiſe nachfolgten, verwechſeln. Mein Freund wollte nie den Horaz überſetzen, und machte nur den Verſuch, um daran zu lernen. Ich ſchickt' ihn Ihnen, weil er mir mehr als Verſuch ſchien. So iſt es ebenfalls mit dem Pindar, der in unſrer Sprache, auch in einer noch beſſeren Überſetzung, nicht gefallen kann. Der Verf. wird nichts mehr überſetzen, und auch dieſes, wie den Horaz, für ſich behalten. Grillo's Überſetzung, nach dem, was ich davon geſehen, und nach den griechiſchen Chören zu urtheilen, iſt offenbar bei weitem die ſchlechtere. G. hat gar kein Ohr und keinen Begriff von Poeſie. Lauter Buchlyrik und sesquipedalia verba. — — Denis Oden, die ich eben geleſen, haben mein Ohr, mein Gefühl, wenige Stellen und Stücke ausgenommen, ſehr beleidigt. Sie werden dem Ihnen und Ihren Freunden mit Recht ſo verhaßten modernen und affektirten Bardenton mehr Schaden thun, als alle, meiſtens noch ſo unbeſtimmte und oben abgeſchöpfte Deklamationen der Kunſtrichter. Wo ich von Ihrem allgemeinen Urtheil wider die Barden abweiche, wiſſen Sie ſchon, und ich bin ſicher, daß auch Sie noch einlenken werden. Wie kann man aber doch Klopſtock und Gerſtenberg mit Denis und Kretſchmann in einem Athem nennen? Und es geſchieht doch alle Tage! Kr. iſt mir doch mehr werth als D. Wenn er nur endlich einmal ſeinen eignen Ton träfe! Er würde noch ein ganzer Mann werden. Schirach hat mich und den Almanach in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt. Das Unglück iſt, daß der arme Mann faſt lauter Buchſtaben angebellt, wo er ſehr demüthig den Hut unter den Arm genommen, wenn er den ganzen Namen gewußt hätte. Die Lemgoer Bibliothek wird meinen Triumph noch vermehren, und auch, wie ich höre, ſehr arg ſchimpfen. Mit dem Ton der Beurtheilung im Merkur bin ich durchaus, und mit den Urtheilen faſt immer ſehr zufrieden aber — mit dem Merkur nur wenig. Das muß ganz anders werden, oder der erſte Jahrgang iſt der letzte. Die Briefe über Alceſte — o! — doch warum greif ich Ihrem Urtheile vor? —

Was macht unſer vortrefflicher Ramler? Keine Oden, nichts mehr? Auch ſchreiben thut er nicht mehr! Q. hat mir geſchrieben, daß er mir neue Stücke von ihm geben würde, und ich bekomme ſie nicht, und möchte ſie ſo gern haben, weil der Druck jetzt angefangen wird. Und o wer was von ihm ſelbſt hätte! O liebſter Knebel, iſt's möglich, ſo verſuchen Sie. Ich hätte dann von faſt allen unſrer großen Dichter was Neues. Von den meiſten ſchon wirklich, von andern freilich nur noch Verſprechungen. Ich ſchick' Ihnen und Ramler die Bogen.

Nun noch etwas, welches zu unterſtützen und zu befördern ich Sie recht ſehr bitte. Klopſtock giebt ein ſehr intereſſantes proſaiſches Buch in zwei Bändchen auf Subſcription heraus. Er muß Beförderer und Collecteurs in allen Gegenden Deutſchlands haben, und warme, weil er keine Gedichte à la Grecourt und dergleichen, die der Menge gefallen, ſchreibt. Ich kenne Sie, und weiß, daß Sie in Potsdam mit allem Eifer die Subſcription unterſtützen werden, wenn Sie da bleiben, und, wenn nicht, ſo werden Sie Klopſtock, wenn Sie wollen, oder mir einen Andern (noch beſſer einige) nennen. Der gedruckte Brief, den ich beilege, iſt von ihm ſelbſt. Das Buch ſoll ich nicht eher nennen, bis der Plan etwas ſicherer gedruckt werden kann. Aber intereſſiren wird es Sie gewiß. Theuer wird es nicht. Klopſtock iſt bisher immer der geweſen, der bei ſeinen Schriften faſt nichts gewonnen hat. Ich ſchreib' eben deßwegen an Herrn Blum, und bitte Sie, den Brief zu befördern. Für Ihre Gedichte, die mir im Ganzen alle gefallen haben, dank' ich ſehr. Ins Beſondere kann ich heute nicht gehen. Ich bin ewig der Ihrige. B.

Können Sie in Berlin noch einige Beförderer nennen, ſo thun Sie es ja, und auch in Ihrem Vaterlande, und wo Sie nur immer warme Freunde Klopſtock's wiſſen. Antworten Sie ja auf dieſen Punkt bald.

Friedrich Nicolai an Knebel.

1.

Berlin, den 15. Februar 1772.

Hochwohlgeborner, inſonders hochzuehrender Herr! Ich ſollte zwar billig ein wenig auf Sie ſcheiten, daß Sie neulich in Geſellſchaft des Herrn von Byern in Berlin geweſen, und mir gar nicht einmal ein Wort davon haben merken laſſen. Ich habe gute Spione. Man hat Sie wohl in der Komödie bemerkt, ob Sie ſich gleich hinter Ihrem geiſtlichen Geſellſchafter wie ein Apollo tectus nebula haben verſtecken wollen; man weiß auch etwas von dem ungeiſtlichen Punſch, den Sie denſelben Abend in dem engliſchen Hauſe getrunken haben u. ſ. w.

Ich ſchreibe Ihnen dieß Alles nur, um Ihnen zu verſtehen zu geben, daß es vergeblich ſein wird, wenn Sie unternehmen ſollten, ins Künftige unerkannt nach Berlin zu kommen, ohne ſich bei mir zu melden. Ich bin rachgierig! Wenn Sie wieder nach Berlin kommen, ſo können Sie unter keiner andern Bedingung von mir erlangen, daß ich Sie Ihrem Commandant nicht verrathe, als wenn Sie Mittag und Abend bei mir bleiben. — Zwar vielleicht werden Sie auf ſo harte Bedingungen lieber nicht nach Berlin kommen wollen! — Doch Sie werden, wie Fabull ſeine Abendmahlzeit mitbrachte, auch die gute Geſellſchaft mitbringen, weil ich vorausſetze, daß Sie entweder in Geſellſchaft der Herren von Byern oder von Knobloch, oder Beider, kommen werden.

Hier bekommen Sie nun die „Neuen Zeitungen" vom vorigen Jahre, die ich nun erſt zuſammen bekommen habe. Desgleichen den zweiten Band des engliſchen Ossian, davon

Ihnen der Herr v. K. den ersten Band wird mitgebracht haben, und endlich Michaelis drei Schreiben. Die Zeitungen und den Ossian bitte ich mir, wenn Sie sie nicht mehr brauchen, wieder zurück aus.

Empfehlen Sie mich den Herren v. Byern und v. Knobloch. Ich bin mit vollkommener Ergebenheit

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

Fr. Nicolai.

Noch sende ich Ihnen Jacobi's Cantate auf des Königs Geburtstag, wofür, laut der Zeitungen, der König sich bedankt hat. Jener Morgenländer verehrte seinem König einen Trunk Wasser! Wäre ich König, so müßte das Wasser sehr unrein sein, wenn ich es nicht lieber annähme, als solche Cantate. Wirklich an des Königs Geburtstag wenigstens sollte Herr J. doch wohl Festtagsverse machen!

2.

Berlin, den 28. Juni 1773.

Hochwohlgeborner, insonders hochzuehrender Herr und sehr werther Freund! Ihr Vorwurf darüber, daß ich Sie bei meiner Durchreise durch Potsdam nicht besucht habe, ist gerecht. Aber ich war nur auf eine Stunde in Potsdam, um Pferde zu wechseln. Herr Engel nahm uns am Thore in Empfang, um bei ihm zu Mittage zu speisen, und ließ uns nicht eher weg, als bis angespannt war. Jetzt bin ich sehr erfreut über die Hoffnung, Sie in Berlin zu sehen. Herr Ramler hatte mir Hoffnung gemacht, daß Sie, wenn Sie Ihren Abschied bekämen, ganz in Berlin bleiben würden. Dieß würde mir sehr angenehm sein.

Ich habe von Leipzig aus eine Reise nach Jena, Wei-

mar, Erfurt, Deſſau gethan. Von meiner perſönlichen Bekanntſchaft mit Herrn Wieland, und von dem weimariſchen Theater (wo Eckhoff den Odoardo über allen Glauben vortrefflich ſpielte, und wo ich auch die Alceſte des Herrn Wieland nach der Compoſition des Herrn Schweizers habe aufführen ſehn) verſpare ich die Nachricht, bis ich mündlich mit Ihnen davon ſprechen kann, welches, wie ich hoffe, bald geſchehen wird.

Ich ſende Ihnen mein neues Bücherverzeichniß, aber keine Neuigkeiten, weil ich nicht weiß, ob Sie bei Ihrem bald zu verändernden Aufenthalte einige zu haben wünſchen. Ich bin mit vollkommenſter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter Diener

Fr. Nicolai.

In großer Eile!

3.

Berlin, den 7. September 1773.

Hochwohlgeborner, inſonders hochzuehrender Herr! Ich habe die Ehre, Ew. Hochwohlgeb. die verlangten Bücher zuzuſenden, von Ramdohr Vom Schönen habe ich Ihnen mein Exemplar ablaſſen müſſen, weil es eben in allen Läden abgegangen war. Auch folgt die verlangte Rechnung anbei.

Den verſprochenen Brief an Herrn Muſäus in Weimar ſende ich auch. Sie werden an ihm einen guten und ſehr dienſtfertigen Mann finden.

Mit ergebenſter Empfehlung bitte ich das anliegende Promemoria Ihrem Bruder zu übergeben, welcher mir verſprochen hat, in Heſſen, wo noch Anverwandte von Schlüter befindlich ſein ſollen, davon Nachricht einziehen zu wollen.

Ich empfehle mich von Herzen Ihrer fernern Gewogen-

heit. Lieben Sie mich ferner, ſo wie Ihr Andenken bei mir immerwährend ſein wird. Empfehlen Sie mich in Leipzig Herrn Weiße, Engel, Zollikofer und wer ſich meiner erinnert. In Weimar Herrn Wieland, Muſäus Wolf, und deſſen würdigen Gemahlin und Demoiſelle Benda, auch dem Herrn C. M. Schweizer und dem vortrefflichen Eckhoff. In Ansbach aber Ihrem und meinem Freunde, Herrn Uz. Suchen Sie ihn zu bereden, daß er einmal in der Meßzeit nach Leipzig reiſet. Leben Sie nochmals wohl.

Ich bin von ganzem Herzen

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter Diener

Friedrich Nicolai.

Grofsmann*) an Knebel.

*) Der Verfasser von „Nicht mehr als sechs Schüsseln."

1.

Berlin, den 20. Juli 1772

Warum war ich doch ſo leichtſinnig, etwas zu verſprechen, deſſen Erfüllung weder Ihnen noch mir Vergnügen machen kann? Die Sächelchen, womit ich dieſe Blätter anfüllen werde, ſind nichts als Impromtüs; als ſolche könnten ſie in dem Augenblick, da ſie gemacht wurden, belacht werden, aber wenn ſie außergelegentlich geleſen werden, können ſie nicht anders als froſtig und ſo wäſſericht als Wegners Wochenſchrift ſein. Da iſt kein Sylbenmaß, keine Richtigkeit des Reims beobachtet: kurz es iſt ſchlecht gereimte Proſa. Ich würde dem Verfaſſer daher einen wirklichen Dienſt leiſten, wenn ich ſeine Gedichtlein unterdrückte. Aber ich bin ein ſolcher Sklav von meinem Worte, daß ich Jenem lieber einen ſchlimmen Dienſt leiſte und Ihnen Langeweile mache, als daß ich meinem Worte nicht treu bleiben ſollte. Wappnen Sie ſich mit Geduld und hören Sie die erſte Mißgeburt, die auf einen Schweden gemacht wurde, der lange Jahre Bibliothekar geweſen war, aber ſich dieß ſo wenig zu Nutz gemacht hatte, daß er im letzten Jahre noch ſo dumm war, als im erſten.

An den Bibliothekar Batill.

Von dem, was Dir vertraut, hältſt Du für Deine Pflicht,
Nichts zu entwenden; ja, Du nutzeſt es auch nicht.
Weil ehrlicher kein Mann, als Du, Batill, kann ſein,
Setzt zum Schatzmeiſter Dich der König billig ein.

An eine ſchlechte Actrice, als der große Stier Piſon zu ſehen war.

Du biſt ſchon alt und denkſt an eine Heirath nicht,
Und Ungeheuer ſelbſt die müſſen nicht vergehen:
Nimm Piſon Dir zum Mann: wenn Kinder draus entſtehen,
So fehlet es der Welt an Ungeheuern nicht.

Hymen und Amor.

Es ſtritten Hymen einſt und Amor um den Rang,
Merkur vernahm den Streit, und ſchlichtet ſo den Zank:
Gott Hymen iſt der Fürſt, der blos das Wild erleget,
Das Jäger Amor ihm gejaget und geheget.

Die ſchlechten Zeiten.

O was ſind jetzo hier für ſchlechte Zeiten!
Kein Koch will mir für Geld ein Kälberhirn bereiten.
Ich muß nach Geban ziehn, dort mangelt's nicht daran,
Weil Kälber man ſogar im Rathhaus finden kann.

Die Weiber.

Der Männer Klagen ſind gerecht,
Die Weiber ſind ein bös Geſchlecht.
Allein den will ich Gottes Meiſter nennen,
Der aus der Rippe von dem Mann,
Da Gott es ſelbſt nicht zwingen können,
Was Beſſres machen kann.

Ich weiß nicht, wie dieſes Ding mit einiger Veränderung in eine Wochenſchrift: „Die alte Frau," gekommen. Sonderbar wär' es, wenn verſchiedene Verfaſſer einerlei Gedanken gehabt; es würde zur Rechtfertigung des von Bayle angeführten Falles dienen.

An drei Schweſtern, als ſie Klee ſuchten.

Ihr ſucht ſo emſig Klee?
Das ſchönſte Kleeblatt, ſo ich ſeh,
Seid ihr, weil ihr vereint
Drei Grazien zu ſein mir ſcheint.

An die Frau Hofſiskalin G., als ſie Schach ſpielte.

Im braunen Feld die weiße Königin
Ums weiße Angeſicht, Dein dunkelbraunes Haar,
Dagegen geb' ich gern mein Spiel verloren hin.
Wer mag wohl gegen Dich zu ſpielen? — G. war
Es dreiſt, allein er wurde matt,
Sobald er Dich erblicket hat.

An Herrn Bibliothekar Leſſing.

Nicht Vieles, ſondern viel, ſagt Leſſing, ſoll man ſchreiben,
Und dieſer Ausſpruch muß nicht ohne Beiſpiel bleiben:
Er ſchrieb Emilia
Und der Beweis war da.

An den kupfrichten Philint.

Man ſagt: Philint ſei reich. Ich ſtreit' es nicht,
Er hat ein Kupferwerk ja gar in dem Geſicht.

Das Original hiervon kann allhier in Augenſchein genommen werden. Folgen ein paar Grabſchriften.

Die Erde deckt allhier Hans Hinzens Gattin zu.
Das gute Weib! Sie ſtarb zu ſein' und ihrer Ruh.

Carl Valentin liegt hier, ſein Weib ließ ihn begraben,
Es war ihr zweiter Mann, ſie wollt' den dritten haben.

Ihnen zu zeigen, daß unſer Verfaſſer in allen Gattungen ſchlecht iſt, ſo will ich noch ein paar Gedichte herſetzen, die ſich von den vorigen durch nichts als durch die Länge unterſcheiden.

Die belohnte Tugend.

Eine Erzählung.

Am Kaffeetiſch und von Bewunderern umgeben
Saß Madam Degarmin,
Gleich einer Huldgöttin
An Grazie: ſie wußte Leben,
Witz, Anmuth dem Geſpräch zu geben.
Die Neider ſahen ſcheel und ließen
Verläumdung in die Reden fließen:

Sie wagten es, die Tugend einer Frau zu schelten,
Die zur Königin von Welten
Vor allen würdig wäre,
Wenn die unbescholt'ne Ehre
Nicht zu groß für Throne wäre.
„Wann böse Zungen stechen,
„Wir Glimpf und Namen brechen,"
Sagt schon ein alter Dichter,
Und — ja nun fehlt der Reim auf: ichter.
Kein Jäger ist aufs Wild erpichter,
Aufs Geld nicht so ein schlimmer Richter,
(Den guten nehm' ich billig aus,
Dem schickt man nur den Wein ins Haus),
Aufs Versemachen nicht Herr Gl....,
Als ich auf einen guten Reim.
Dank sei es, Muse, dir!
Du hilfst auch diesmal mir
Aus der Verlegenheit.
Ich reime demnach ungescheut
Auf Dichter:
Erpichter;
Und fahr' in der Erzählung fort.
Wo blieb ich schon? — Ja! dort
Am Tisch saß Madam Degermin,
Und neben ihr, zum Schatten, wie es schien,
Ein Mensch von häßlichem Gesicht,
Der warf, aus Vorsatz freilich nicht,
Den heißen Trank, o Venus, weine!
Ihr auf der schönsten Hände Eine.
Doch standhaft blieb ihr holdes Angesicht,
Sie fühlte Schmerz und klagte nicht.
Sie merket mit Gelassenheit,
Wie schnell des Feuers Heftigkeit
Die schöne Hand mit Blasen
überzieht; sie geht, setzt sich auf einen Rasen,
Die Hand nachlässig hingestreckt
Und nur mit frischem Laub bedeckt.
Mit so entschlossner Seele,
(Damit es nicht am Gleichnis fehle)
Ertrug Calpurnia gelassen,
Als [illegible]
Es ihr unrichtig ging, den Schmerz,
So wie ein wahres Römerherz.

An hämischem Urtheil fehlt es nimmer,
Drum sagt auch hier ein Frauenzimmer:
„Mir fällt hierbei der Alten Feuerprobe ein;
„Die mußte von bewährter Keuschheit sein,

„Um ſolche Probe auszuhalten.
„Doch Jugend war nur Mode bei den Alten!“
Da zürnte Pallas, die die Tugend ſchützet,
Nicht leidet, daß man ſie beſchimpfet,
Einſt den Tireſias,
Als ſie im Bade ſaß
Und er ſie drin erblickte,
Mit Blindheit von ſich ſchickte:
Auch Ajax Flotte ins Verderben ſendete,
Weil er Mamſell Caſſandren ſchändete,
Und nicht Minervens Macht erkannt.
Sie kommt — berühret die kranke Hand —
Die Blaſen öffnen ſich — es fallen
Waſſertropfen aus den Blaſen allen
Zur Erde — aus jedem Tropfen ſteigt
Schnell eine Lilie empor — und jede zeigt
Vor Madam Degarmin die weiße Kron';
Parthenos ruft: Dieß iſt der Tugend Lohn!
Die Schaar der Neider ſieht
Beſchämt das Wunder — und entflieht.

Wenn es nicht mehr koſtete, etwas in die Blumenleſe einrücken zu laſſen, als in einer Zeitung, ſo wendete ich wohl die etlichen Groſchen daran, um vorſtehendes Gedicht darin zu ſehen, kaufte alsdann die Blumenleſe und ſchenkte ſie der Madame Degarmin, einer unſerer liebenswürdigſten Damen. Das wäre eine artige und dabei wohlfeile (ein Hauptpunkt bei den jetzigen nahrloſen Zeiten!) Galanterie.

Aber nun, mein Beſter, auch keine gereimte Zeile mehr. Man muß es nicht zu grob machen: ich denke, wenn Sie vorſtehende Doſen mit ſchwediſchem Biere werden eingenommen haben, Sie ſollen die Wirkung wohl empfinden.

Herrn Ramler habe ich noch nicht geſprochen, um ihm nach Gebühr ſeine Nachläſſigkeit zu verweiſen; oder iſt großen Leuten Alles erlaubt? Zwar ſagt Gilbert zu ſeiner Entſchuldigung, der Inhaber des Zimmermann'ſchen Briefes habe Schwierigkeit gemacht, ihn mitzutheilen, und dann habe ich Unrecht; ich will aber doch mein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, als bis ich dieſen Brief habe, nach welchem ich nun um ſo neugieriger werde. Ein ſolches Briefchen trägt oft viel zur

geheimen Geſchichte großer Männer bei. Die Erfahrung hat man! Noch kürzlich mit Rabener's Briefen, und nun aus einigen Stellen Klotziſcher Briefe, iſt es beſtätiget worden.

Die neuern Gedichte der Frau Karſchin werden Ihnen wohl nichts Neues mehr ſein. Finden Sie nicht, daß die gute Frau aus Begierde, Alles zu beſingen, oft das ungewaſchenſte Zeug ſingt? Nicht aus allerlei Holz kann man Pfeile ſchnitzen, um ein franzöſiſches Sprichwort zu vermutterſprachen; das ſollte ſie bedenken. Sie kommt mir wie die Fliegen vor, die ſich bald auf Confekt, bald auf einen Miſthaufen ſetzen. So putzt ſie ſich bald mit dem Feldherrn Ferdinand, bald mit der Frau Henken, leider noch lebenden armſeligen Schauſpielerin! herum. Eigentlich will ich das Putzen nicht tadeln, denn zum Teufel! ſo viel weiß ich auch wohl von der Poeterei, daß die Poeten mit den Göttern des Himmels und der Erde Brüderſchaft getrunken haben: ich will nur ſagen, daß ſie oft ſehr unedle Gegenſtände zu ihrem Singſang wählet. Dafür iſt ſie auch in den Deviſen artig angeranzt worden.

Sonſt haben die Buchläden nicht viel Neues. Das nußbraune Mädchen nach dem Prior; Launen an meinen Satyr; an meine Minna: das Alles werden Sie ſchon kennen, ſonſt hätte ich mich wohl nicht entblödet, meine Meinung darüber zu ſagen. Ich urtheile ſo frei wie ein Quäker, aber auch richtig? Das iſt eine andere Frage.

Damit es nicht laſſe, als wenn ich meinen Brief nach dem Papier abmäße, ſo will ich ſchließen. Doch muß ich Sie vorher bitten, es mich nicht durch Ihr Stillſchweigen entgelten zu laſſen, daß ich ſo unbarmherzig mit Ihnen umgegangen bin und Sie mit einem ſo langen Briefe gemartert habe. Schreiben Sie mir vielmehr bald und lieben Sie mit allen ſeinen Schwachheiten, ſeine Reimereien ausgenommen,

Ihren biederherzigen

Groſsmann,

wohnhaft auf dem franzöſiſchen Hofe.

2.

Berlin, den 20. Juli 1772.

Il faut vous mettre à votre aise, das ſeh' ich, ſonſt werden Sie Ihre Meinungen immer auf Schrauben ſetzen. Ich ſage Ihnen alſo, mein Beſter, daß ich ſo ſehr von der Erbärmlichkeit meiner poetiſchen Geburten überzeugt bin, als nur irgend Jemand, und ich es nicht übel nehmen werde, wenn Sie mir gerade heraus ſagen, daß Sie ſie abſcheulich finden; denn Sie ſagen mir dadurch nichts Neues. Ihrem Briefe ſeh' ich es an, daß Sie anders gedacht, als niedergeſchrieben haben; thun Sie das künftig nicht, ſondern ſchreiben Sie mir nur geradezu: das iſt ſchlecht, das iſt elend!

Wer Teufel heißt mich denn auch dichten? Ich habe dazu ſo viel Beruf, als Herlitz zum Schauſpieler. Die Pierinnen haſſen mich, ſie fliehen mich und ſuchen Dich. Aber trotz dem Haſſe der Schweſtern vom Parnaſſe kann ich zum Zeitvertreib, auf meinen eignen Leib, manchmal ein Verschen machen und ſolo drüber lachen, wenn die Gelegenheit mir einen Vorwurf beut. Den erſten beſten Thoren, den nehm' ich bei den Ohren, ich waſche ihm den Kamm und mach' ein Epigramm. Denn darauf zu ſtudiren, darüber ſpintiſiren, verzerren das Geſicht, iſt meine Sache nicht. Acht Tage ſitzt Philint, wird mager wie ein Stint. Wovon wird er ſo hager? Etwan vom harten Lager? Ach einen Reim ſucht er, und der wird ihm ſo ſchwer. Acht Tage einen Reim zu ſuchen! So wollt' ich's Dichten ja verfluchen. Ich meſſ' den Vers nach Ellen, wer Teufel wird ſich quälen! Sie haben Recht, die Ausarbeitung iſt nicht Jedermanns Sache, am wenigſten verſteh ich es. Mein längſtes Gedicht koſtet mich zwei Stunden, Epigramme mach' ich in zwei Minuten, auf der Straße, zu Pferde, zu Fuß, zu Mädchen, zu Waſſer und zu Lande, wo ich nur einen lächerlichen Gegenſtand finde, aber das weiß Gott und ich: es wird auch

danach! Daß Sie es nun auch wiſſen, gereicht Ihnen zu einer gerechten Strafe. Ich hätte Sie ſehen mögen. Ha, ha! Wie werden Sie ſich gewunden haben, was wird Ihr Ohr, der ſeichten Töne entwöhnt, und nur der feinen gewöhnt, nicht ausgeſtanden haben!

Die Ausbildung, die Sie dem Klee-Gedicht gegeben, iſt vortrefflich. Ich finde die drei einſylbigen Wörter auf z nicht anſtößig. Wenn Sie gleiche Warmherzigkeit an dem Dinge thun, das Madame G. zum Vorwurfe hat, ſo wird wohl auch noch etwas daraus. Ich erſtaune überhaupt, wie der alte Geronte in den Poeten nach der Mode. Wirancko hat mir die Verwandlung mit Radicon mitgetheilt. Sie iſt ſehr gut, und ich fühle die Wahrheit von dem, was Leſſing ſagt: Wenn ein Narr einmal einen guten Einfall hat, ſo muß ihn ein kluger Mann ausführen.

Auch das: half ihn begraben, iſt gut, ſehr gut. Geſtehen Sie nur: nicht zu lang iſt das Gedicht, die belohnte Tugend, denn ich kenne längere in der Blumenleſe, ſondern zu langweilig.

Das Zimmermannſche Schreiben laſſen Sie nur immer aus Heſſen kommen. Th. will es nicht herausgeben. Es iſt franzöſiſch und deutſch. Könnten Sie beides bekommen, ſo wäre es noch beſſer.

Rolf Krage ſoll geleſen werden; noch habe ich es nicht leſen mögen. Les deux amis à Lyon, Drame, hat ſich hier bereits vergriffen. Ich danke für die Complimente und erwiedere ſie von Herzen. Noch eins: ſchicken Sie mir doch mit der erſten Poſt, ich bitte Sie inſtändigſt, das Gedicht auf einen Pfeifenkopf: es ſoll nur einem einzigen Tabakraucher vorgeleſen werden, wenn Sie es nicht verbreitet haben wollen. Hatten Sie nicht außerdem etwas zum Lobe des Tabaks?

Ich umarme Sie und bin jusqu' à la fin de la farce

der Ihrige.

Groſsmann.

3.

Weimar, den 14. August 1772.

Ich bin Ihnen, und Winancko mir einen Brief schuldig: um diesem ein gutes Beispiel zu geben, und ihn zur Nachahmung zu ermuntern, will ich Ihnen schreiben. Es ist eine so nützliche Sache um die Emulation, ohne sie würden wir wenig denkende Köpfe haben, besonders in dem lieben Deutschland, dessen Inwohner so wenig zum Denken aufgelegt sind. Ich sage dieses nicht aus mir selbst, sondern einem großen Könige nach; der kann es auch wohl thun und sich mit hunderttausend Bajo[illegible] wenn er angegriffen wird: ich würde so etwas nicht wagen, weil ich [illegible]ächtig angeranzt werden würde. Denn ob es gleich einen Deutschen nicht an der Ehre angreifen heißt, ihm das Denken abzusprechen, so ist doch jetzt ein so verzweifelter Ton eingeführt: sich über jede Lumpenkleinigkeit zu entrüsten und zu den Waffen zu greifen, daß ich lieber aus Liebe zum Frieden keine Fehde beginnen will. Aber Emulation, meine Herren, das bitt' ich mir aus. Sie in der Vielschreiberei, Winancko in der Ostschreiberei.

Sie müssen mir viel schreiben, ich hätte hier gern: Vieles gesagt, wenn es Lessing nicht profanirt hätte. Sie müssen mir, sage ich, viel schreiben, wenn Sie Wort halten und mir über gewisses gereimtes Zeug Ihr Urtheil sagen wollen. Und das will ich mir ausbitten; bis jetzt weiß ich nur: daß das Zeug schlecht sei; aber ich möchte gern demonstriren können, warum und aus welchen Gründen.

Den Zimmermannschen Brief schicken Sie mir doch ohne fernern Aufschub, wäre es auch unter bloßem Einschlag, wenn Sie sich etwa nicht die Mühe geben wollten, dabei zu schreiben.

Und nun will ich Ihnen mein Urtheil über Daphnen sagen, nicht als Kunstrichter, nicht als Kenner, sondern als

Liebhaber. — Mit dem Herumlecken wäre es Ihnen gelungen, ich bemerke wenigſtens keine Ecken, überhaupt gehört dieſes nicht zu meinem Urtheil, denn ich verſtehe nicht viel vom Sylbenmaß und von der Eleganz eines Verſes. Aber die Abſicht, den Vorwurf des Gedichts und wie dieſer behandelt, wie jene erreicht iſt, davon wage ich eher ein paar Worte zu reden. Wenn ich den Plan herausziehe, ſo finde ich folgenden: Daphne iſt bekümmert, betrübt, ſie weint. Ihr Geliebter tröſtet ſie und entlehnt dazu die wichtigſten Gründe aus ihr ſelbſt, von ihren Trefflichkeiten, mit welchen die Götter ſie beſchenkt, und daß, um ſie glücklich zu machen, die Götter ihr des Dichters Herz beſtimmt haben. Ich glaube, daß dieſes ungefähr der Entwurf ſei; ich kann mich [illegible], wenn er es aber iſt, ſo wünſche ich, daß er etwas ausführlicher behandelt wäre. Warum iſt Daphne unruhig, warum weint ſie? um einer geringen Urſache kann es nicht ſein, mit Weisheit von Zeus begabt iſt man ſtandhaft und über kleine Verdrießlichkeiten erhaben. Es muß alſo ein wichtiger Kummer ſein, und dieſen wünſchte man zu kennen. „Die Götter haben der Menſchheit höheres Loos dir erwählt.“ Iſt das nicht ein wenig zu ruhmredig, wenn dieſes höhere Loos von dem Herzen des Dichters verſtanden wird? So auch in der folgenden vortrefflichen Strophe: der götterbeſiegende Blick, wenn dieſer Blick am Ende doch nur den Dichter beſiegt. In der darauf folgenden: „bereitete dir den allerſchönſten ſeiner Pfeile.“ Das „bereitete dir“ könnte ſo verſtanden werden, als wenn Amor den allerſchönſten ſeiner Pfeile bereitete, um Daphnen zu treffen, man verſtehet wenigſtens den ſchönen Gedanken: daß Amor ihr Auge zu einem auf ewig verletzenden Pfeil macht, nicht gleich. In der letzten Strophe gefällt mir das Beiwort: „ſchmeichelnd“ nicht recht. Es iſt wohl der Würde Jupiters nicht angemeſſen; freundlich, lächelnd, gnädig, mit Huld, oder ſo etwas Ähnliches, wäre wohl etwas anſtändiger. Ohne dem Vater Zeus die Weisheit abzuſprechen, hat man ſie doch zu einem Hauptprädikat der

Minerva gemacht, warum soll sie es nicht sein, die Daphnen Weisheit giebt? Ob Zeus sich auch mit Herzenverschenken befassen, und Amorn ins Handwerk fallen dürfe, weiß ich nicht. Ich habe schon geäußert, daß es mir etwas Ruhmredigkeit zu verrathen scheine, wenn der Dichter Daphnen mit so vielen Vortrefflichkeiten ausschmückt, blos um sie mit seinem Herzen zu beglücken; nicht als wenn dieses Herz nicht einer solchen Daphne würdig sei, aber daß er es von sich sagt, dünkt mich zu stolz, weil ich von Herzen demüthig bin. „Der vor deinem Altare hier kniet.“ Kniet er blos wie ein Götzendiener vor seinem Abgott, oder kniet er bei der Ceremonie der Vermählung? Ist das Letzte, so begreife ich den Kummer der Daphne noch weniger. Dieses, mein Bester, ist meine offenherzige Meinung, ich habe sie Ihnen gesagt, weil Sie es verlangt haben. Vielleicht bin ich zu verwegen gewesen; vielleicht habe ich sogar Unverstand verrathen; vielleicht habe ich das Gedicht aus einem ganz falschen Gesichtspunkte betrachtet: dieses Alles schadet meiner Treuherzigkeit nicht, und Sie werden mir verzeihen, und meiner Unwissenheit wegen mich nicht weniger lieben. Damit ich aber die Falschheit meines Urtheils erkennen lerne, so bitte ich es mir von Ihnen zur Freundschaft aus, mich darüber zu belehren.

Ich habe auf meiner Reise viele Bekanntschaften gemacht, für einen Brief ist es zu weitläuftig, Ihnen davon Bericht abzustatten. — Hagen ist kein übler Mann, es giebt der Hagen drei, bei dem Bernburgschen Regiment; ehe ich den Schriftsteller ausgeforscht, habe ich possierliche Auftritte gehabt; endlich fand ich ihn, wie und wo, können Sie aus beiliegendem Billet ersehen. Wäre ich doch erst bei Ihnen, ich würde Ihnen recht viel erzählen. Auch von der Seite des Herzens ist Hagen schätzbar. Ich habe solches aus seinem Betragen gegen die Wittwe Kloz abnehmen können. Er giebt jetzt eine Sammlung der Briefe an Kloz heraus. Es wird die schönste und unterhaltendste Sammlung in dieser Art werden. Ich habe einige Briefe von Sonnenfels, von Weiße und von Andern

mit groſſem Vergnügen geleſen, ſie ſind mehrentheils ſehr intereſſant und verbreiten über manche Sachen ein groſſes Licht. — Der Hofrath Heermann allhier iſt ein recht guter und beſonders beſcheidener Mann; ich habe ihm mein Urtheil über die Dorfdeputirten ſehr freimüthig ſagen dürfen. — Muſäus iſt ein poſſierlicher Mann, man hat es ſehr bequem in einer Unterredung mit ihm, denn er ſpricht allein. Er hat mir die neue Auflage ſeines Gärtnermädchens mitgetheilt, die wegen des Vorberichts gegen den Gießen'ſchen Schmidt merkwürdig iſt. Ich bringe Ihnen alle dieſe Seltenheiten mit. Vom Hofe, von den Sitten des Landes, der Manier der hieſigen Gelehrten, dem Theater werde ich Sie mündlich unterhalten. — Der hieſige Schmid iſt Hofrath; ein höflicher Mann, Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften und in vielen Theilen derſelben ein Kenner. Er hat zu dem Schmidtſchen Almanach einige Beiträge geliefert.

Der Profeſſor Schmidt ſetzt ſeine Theaterchronik nicht weiter fort; ſein Vater hat den Fluch darauf geſetzt. Was auch den guten Alten dazu bewogen hat, er verbindet ſich das Publikum ungemein.

Den Concertmeiſter Wolf habe ich noch nicht geſprochen. Da ich ihn beſuchte, fand ich nur ſeine Gemahlin zu Hauſe. Ich halte nicht viel von Etiquette, aber hier ſehe ich mich genöthiget, erſt ſeinen Gegenbeſuch abzuwarten. Vielleicht reiſe ich ab, ohne ihn zu ſehen; es müßte denn morgen auf dem Schloſſe ein Concert geſchehen. — Schweizer iſt ein ſehr geſchickter Tonkünſtler, der Mann verdiente einen anſehnlichen Poſten. Er hat Elyſium componirt und den Beifall der Kenner erhalten. Pygmalion, ebenfalls von ſeiner Compoſition, iſt ſchön, voll Feuer und Ausdruck; ich habe ihn beſonders in den Übergängen vom Heftigen zum Sanften bewundert. Jetzt ſetzt er Ariadne auf Naxos in Muſik; es iſt nach dem Rouſſeau dialogiſirt, und ſehr fähig, die Geſchicklichkeit eines Tonkünſtlers zu beſchäftigen.

Der Graf Görz iſt ein vortrefflicher Mann, beſitzt ſeine Kenntniſſe; er hat wider Baſedow etwas geſchrieben.

Ich umarme Sie und bin ewig

der Ihrige.

Groſsmann.

Sagen Sie Winancko, daß ich ihn mit Brandes ausgeſöhnt. Die kleine Frau ſchickt ihm ihren beſten Kuß.

4.

Berlin, den 26. September 1772.

Daß die verzweifelte Poſt nicht warten, ſondern gerade durchfahren wollte, iſt nun ſo etwas, worüber ſich zu ärgern ſchon erlaubt iſt. Ich hatte Ihnen ſo viel und ſo mancherlei zu ſagen; und es ſchwatzt ſich doch immer beſſer, als es ſich ſchreibt. Jenes muß ich verſchieben, bis Sie einmal zu uns kommen, und das könnten Sie wohl bald thun, da das Herbſt-Manoeuvre vorbei iſt, oder bis ich hinüber komme, und das iſt eben keine Seltenheit. Jetzt will ich Ihnen ſchreiben und damit den Anfang machen, Sie zu ſchelten, daß Sie auch nicht eine kleine Zeile an mich geſchrieben; Sie, der Sie es mir ſo herzlich verſichert hatten. Einen zureichenden Grund müſſen Sie gehabt haben, und den will ich wiſſen; ich muß ihn wiſſen, ſonſt werde ich recht unruhig ſein, und das werden Sie nicht wollen; dazu haben Sie mich zu lieb.

Ich bin Ihnen von dem, was ich geſehen, was ich gehört habe, Rechenſchaft ſchuldig. Wie viel reichhaltige Materie zu einer Unterredung! Öfer, der vortreffliche Öfer, erinnert ſich Ihrer mit Vergnügen, und empfiehlt ſich Ihnen. Ich habe nie einen liebenswürdigern Alten geſehen. So leutſelig, ſo geſprächig, ſo gefällig, daß man ihn lieben muß. Es iſt erha-

dene Wollust, seinen ehrwürdigen Kopf zu küssen, wider den noch nicht die verderbliche Zeit, nicht ehemalige Ausschweifungen der Jugend angekämpft haben. Sein munteres, heiteres Aussehen, die Stirne, worauf Weisheit geprägt ist, sein nackter Scheitel und das herunterfließende Silberhaar sind des Pinsels eines Rembrands würdig. Ich traf ihn an, da er eben die Arbeiten junger Künstler beurtheilte; er that es mit so vieler Sanftmuth, und ungeachtet er jeden kleinen Fehler rügte, so ging der junge Mensch doch so vergnügt hinweg, als wäre er mit Lobeserhebungen überschüttet worden. „Sehen Sie," sagte er, als sie ihn verlassen hatten, „so muß man es mit jungen Genies machen; allzufrühes Lob verdirbt sie, macht sie nachlässig; sie haben ohnehin Eigenliebe genug, ihre Arbeiten für unverbesserlich zu halten. Man muß sie nur auf ihre Fehler aufmerksam machen; was sie gut gemacht haben, wissen sie am besten, über jene aber sehen sie gern hinweg." Er zeigte mir darauf verschiedene seiner eignen Gemälde, woran ich vorzüglich die Zeichnung bewundert habe; sein Colorit, dünkt mich, ist zu schwach. Im Winklerschen Cabinet habe ich ein Gemälde von ihm gefunden: Saul und die Hexe zu Endor. Ein Stück, das dem Künstler Ehre macht und jedem Cabinet zur Zierde gereichen würde. Von andern Meistern besitzt er wenig. Dem verstorbenen Winkelmann, seinem gewesenen Schüler, hat er ein vortreffliches Denkmal gestiftet, oder vielmehr nur erst das Modell dazu verfertigt. Es würde unter meiner Beschreibung verlieren, man muß es sehen. Ein paar Köpfe von sächsischem Marmor sind ihm auch besonders schön gerathen. Sollten Sie glauben, daß der unermüdliche Fleiß dieses Mannes bei zweihundert und funfzig Marmor-Arten in Sachsen aufgefunden hat, die alle des Meißels fähig sind? Aber was Sie befremden wird, ist: daß man aus diesem trefflichen Schatz bisher Kalk gebrannt hat, und daß die sächsische Kammer noch gar nicht daran will, das dem Meißel zu überlassen, was der Ofen so ungerecht verschlingt. Ich könnte Ihnen von Ofen noch einige

Seiten voll plaudern, aber ich will mir Gewalt anthun, und zu andern Gegenſtänden übergehen.

Hiller iſt ein ganz guter Mann, aber er muß ſeine Sachen nicht ſelbſt ſpielen. Als ich ihn zuerſt beſuchte, traf ich Neſen bei ihm an (der die Apotheke componirt hat) und einen andern Muſikus. Dieſer ſang; Neſe ſpielte den Flügel mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit, und Hiller ergriff eine Violine, die er ſehr artig ſpielte, und ſo gaben ſie mir ein kleines Concert, das ich um manches größere nicht vertauſcht hätte. Hiller ſetzt mit vieler Leichtigkeit, ſeine Ideen entſtehen ſo ſchnell, als ihre Mannigfaltigkeit groß iſt. Sein Vorſatz iſt, zwölf Operetten zu componiren und dann aufzuhören, in dieſem Fache zu arbeiten.

Weiße kennen Sie; ich werde Ihnen alſo weiter nichts von ihm ſagen, als daß er eine neue Operette: „Die Jubelhochzeit" geſchrieben hat. Drei entſetzliche Acte, übel dialogiſirt, ohne ſonderliche Handlung, voll gemeiner Scherze, voll mittelmäßiger und nachläſſiger Verſe, laſſen uns das Vergnügen, etliche ſchöne Arien zu leſen, ziemlich theuer erkaufen. Er ſoll auch wieder an einem Trauerſpiel arbeiten.

Baſedow wird Ihnen aus ſeinem Elementarbuch als Lehrer bekannt ſein; als Menſch gehört er unter die ſonderbaren. Der Fürſt von Deſſau verſchrieb ihn zum Rector einer neu zu errichtenden Schule, die aber wegen der Hungersnoth nicht zu Stande kam. Baſedow ging alſo nach Leipzig, um ſein Buch zu ſchreiben. Er arbeitet mit ungemeinem und anhaltendem Fleiße.

Bauſe und Graf ſind ein paar Männer, die ſchon zu rühmlich bekannt ſind, als daß ich nöthig hätte, Ihnen etwas davon zu ſagen. Im perſönlichen Umgang aber iſt Bauſe vorzuziehen. Graf gehört unter die gar zu beſcheidenen Künſtler, denen man Alles abfragen muß. Er iſt wie eine Uhr, die man erſt aufziehen muß, um den ſchönen Schlag zu hören. Bauſe iſt nun auch mit Mendelsſohns Kopf fertig, der ihm vortrefflich

gerathen ist. Von solchen Männern sollten sich die mittelmäßigen Köpfe stechen lassen, so wären sie der Verewigung gewisser, als durch ihre Arbeiten. Sobald ich nur mittelmäßig sein werde, will ich sehen, daß ich das Geld auftreibe, um mich durch den Grissel verewigen zu lassen.

Vom Winklerschen Cabinet kann ich Ihnen sagen, daß es mit vielen kostbaren Stücken vermehrt worden; man hat eine andere Anordnung gemacht, und Kreichauf hat einen Katalog davon verfertigt. Die Sammlung ist ansehnlich und schön, und die Gemälde alle sehr gut conservirt.

Ich muß wirklich von meinem Vorsatz abgehen, Ihnen vor Allem schriftlich Rechenschaft zu geben. Wieland allein würde ein paar Seiten wegnehmen, und ich habe Sie noch um etwas zu bitten. Nämlich zu dem Herrn Benda zu gehen, ihm und den übrigen Gliedern der Familie von der Frau Concertmeisterin Wolf und der Demoiselle Benda tausend Empfehlungen zu machen, und mir die Erlaubniß auszuwirken, solche zu wiederholen, sobald ich selbst nach Potsdam komme. Madame Wolf steht bei der Herzogin Durchlaucht in ganz besondern Gnaden; die Hochschätzung dieser großen Prinzessin leistet sichern Gewähr für die Verdienste des Künstlers.

Ich umarme Sie und bin mit der aufrichtigsten Zuneigung

Ihr treuergebenster

Grosmann.

3.

Berlin, den 24. November 1772.

Mit Ihren und Ramlers Änderungen ist aus dem Kaufferfenschen Gedichte ein Ding geworden, das sich schon vor Leuten sehen lassen kann. Ich habe den Druck so schleunig als möglich besorgt und heute die ersten Bogen erhalten, wovon

ich hier einen beiſchließe. Meine ganze Bekanntſchaft iſt angeſpannt, um eine reiche Ernte für den Sänger zu ſammeln. Ich ſchreibe heute an Byern nach Ruppin: daß er dem Kaufseyſen aufgebe, ſeinen Lebenslauf, mit Verſchweigung der bedenklichen und nachtheiligen Umſtände, und ſeine Wünſche und Abſichten aufzuſetzen, im Fall es uns gelingen ſollte, ſo viel zuſammenzubringen, um ihn von dem Gewehre zu befreien. Dieſen Aufſatz will ich alsdann den Leuten vorzeigen laſſen, die künftig die Beſchützer des Sängers ſein können. Es wird ſich ja wohl ein beſſer Stück Brod für ihn finden, als das, was die Muskete einbringt. Noch eine kritiſche Anmerkung muß ich machen. S. 9 in dem Recitativ heißt es am Ende: in ihm den milden Gott der Reben anzuflehen. Dieſes letzte Wort iſt ſicher blos des Reimes und des Componiſten wegen da, der gern am Ende eines Recitativs ein Wort hat, das er ſchleifen kann. Denn ſonſt halte ich dafür, daß das: anbeten beſſer geweſen ſein würde, weil es Dank ausdrückt; anflehen hingegen enthält eine Bitte; und die Schäfer hatten vom Bacchus nichts mehr zu bitten, da er ihnen eben ein ſo herrliches Geſchenk gemacht hatte. Die Kerls wären unverſchämt geweſen, wenn ſie noch mehr verlangt hätten.

Sollte Ihr Freund Benda das Ding nicht componiren wollen? Es liegt ſehr viel für den Componiſten darin. Sprechen Sie doch mit ihm darüber. Man könnte die Muſik alsdann einer Ausgabe der ſämmtlichen Kaufseyſenſchen Gedichte anhängen. Dieſe müſſen freilich von Ihnen erſt die Politur erhalten. Die Mühe, welcher Sie ſich unterziehen, kann nur durch die Vorſtellung, einen Menſchen glücklich gemacht zu haben, verſüßt werden.

Was ſoll ich aber, liebſter Knebel, zur Ausbeſſerung der Gedichte beitragen? Ich mit den Muſen ganz Unbekannter? Darüber fordere ich eine Erklärung, oder ich muß glauben: Sie haben bloß ſcherzen wollen, da Sie es hingeſchrieben.

Ihr Urtheil von den Hirtenliedern unterſchreibe ich ſehr

gern. Dem verklagten Amor giebt Wielands Name wohl das größte Gewicht. Ich werde nächstens seinen Epilog: Diana und Aurora, und seine Operette: Alceſt, erhalten, von welchen beiden man mir schreibt, daß ſie auch des Vorurtheils des Wielandſchen Namens bedürfen. Man ſetze ſich einmal in ein gewiſſes Anſehen, ſo mögen wir hernach ſchreiben, was wir wollen, wenn es nur nicht ganz ſchlecht iſt (ich muß Ihrem Einwurfe mit Gleim entgegenkommen); ſo werden wir geleſen und bewundert. Sind Leſſing, Weiße und Andere mehr nicht davon lebende Beiſpiele?

Boie ſoll ja nicht der Verfaſſer, ſondern nur der Herausgeber der Naivetäten und Einfälle ſein. Wenn Sie viel Schönes darin finden, ſo will ich Ihnen auf Ihr Wort glauben. Ich habe hauptſächlich nur die letzte Schnurre, wie Sie es nennen, angetaſtet, und ſelbſt mit Ihrer Entſchuldigung: daß es nach dem Franzöſiſchen ſei, laſſe ich es nicht paſſiren. Darüber ſchreien wir ja eben nun ſchon ſo lange, daß wir die Franzoſen auch in ihren Narrheiten, Albernheiten und Seichtheiten nachahmen.

Ich habe vergeſſen, mit Nicolai wegen der Leipziger Bibliothek zu ſprechen: ich werde es noch thun; ſchicken Sie mir nur den neuen Theil. Den Muratori, weil er gut gebunden iſt, habe ich nicht auf der Poſt ſenden mögen, ich werde ihn mitbringen; ſo lange müſſen Sie ſchon warten.

Der Barde, der bisher die Stube hüten müſſen, iſt dieſe Woche zum erſten Male ausgegangen. Lange lebe er und ſei der Führer der Sprechbarden! Ich habe mit ihm wegen Ihrer Veränderung nicht geſprochen. Er ſingt zu Ihrem Vorhaben? ſagen Sie. O laſſen Sie mich doch ſeinen Geſang hören. Von dem erſten Dichter Deutſchlands iſt Alles ſchön.

Ich bitte um die verſprochenen Lieder, und wenn ich es nicht erſt aus dem Munde der Koch hören ſoll, um die von

Ihnen verfertigte Antrittsrede. Ich habe trotz dem geheimnißvollen Kamler davon gehört.

Ich umarme Sie und bin

der Ihrige.

Crosomann.

6.

Berlin, den 3. December 1772.

K..... Dank, mein Bester, für die Besorgung einer Sache, wozu die Menschlichkeit uns verpflichtete. Erreichen wir unsern Zweck nicht ganz, nämlich den Dichter zu befreien, so erreichen wir ihn doch zum Theil, und erleichtern ihm durch eine Zubuße die Strenge seines Schicksals. Denn ich habe nicht allein die vorgeschossenen Druckerkosten wieder, sondern es ist überdieß schon eine kleine Summe vorräthig. Ich muß hier der liebenswürdigen Frau unsers Gilbert gedenken, welche durch ihre Bemühungen das Meiste dazu beigetragen hat. Die vortreffliche Frau! Welche Beflissenheit! sobald es auf die Erfüllung menschlicher Pflichten ankommt.

Dem hiesigen Benda ließe ich die Composition gern antragen, aber Hymen hindert ihn an einer geschwinden Ausführung. Der Meinung bin ich nicht, es Wolfen aufzutragen. Er würde es nicht herzlich thun, und dann weiß ich nicht, ob er der leichten Tonsetzung gewachsen sei. Ich werde wohl noch Jemanden finden. Schreiben Sie mir doch, wie Ihre Cantate für Benda ausgefallen ist.

Und nun wieder zu Raufeysen. Ich strenge zwar Alles an, allein je mehr Canäle, je besser. Sie kennen ja Lamprecht, und noch ein paar Andere hier. Wollen Sie nicht an sie schreiben? Ich will die Briefe nebst den Exemplaren übergeben. An Kochius habe ich einige geschickt. Für einen Prediger schickt

ſich das Sammeln recht gut. Aber nun ſagen Sie mir, hat es mit der Entlaſſung des Dichters auch ſeine Richtigkeit? Wird der Hauptmann ihn für 40 Thlr. losgeben? Wie fängt man es an; wer wird es betreiben?

Wenn Sie mich denn, Kraft Ihrer Autorität, zum Kunſtrichter ſchlagen, ſo will ich in den Orden treten, und nach meinem beſten Vermögen die Gelübde deſſelben zu erfüllen ſuchen. Shafteſbury, der Heermeiſter, ſoll mich leiten. Justness of thought and stile, ich ſetze hinzu: elegance, lineness and correctness, und nun kommen Sie her, Herr Kaufeyſen! In der erſten Strophe frage ich blos: ob es nicht einen Contraſt mache, daß Kleiſt von Grazien und Liebesgöttinnen [illegible], Gott in Donnerwettern geſungen habe? In der dritten Strophe macht das: doch ſanfter, eine anſtößige Wirkung. In der erſten hatte er Gott in dem Reize junger Flur, wahrſcheinlich ſanft geſungen, und nun ſollte er bei Wein und Freuden ſanfter ſingen! Die drei erſten Strophen beſchreiben überhaupt die Art ſeiner Geſänge, der Anfang der vierten aber erwähnt blos Wein und Liebe; in Rückſicht dieſer wäre der Trieb fürs Vaterland freilich edler, aber Gott zu ſingen müßte dagegen nicht in Anſchlag gebracht werden. In der erſten Zeile der dritten Strophe gefällt mir das: hat er in Lauben, nicht, ich läſe lieber: wann er in Lauben. In der ſechsten, dünkt mich, iſt die Conſtruction zu verwerfen. Das: „und ſtritt, der edle Patriot," iſt zwar ſehr Gleimiſch, aber eben darum — — In der ſiebenten ſcheint die Tugend blos den Krieger allein, nicht den hohen, nicht den ſanften Sänger zu beweinen. In der achten gefällt mir das Beiwort: großen, nicht: ich wünſchte ein anderes, z. E. ächten, edlen und dergl. Das: verdienen, in der zehnten iſt wohl zu proſaiſch: und dann die frohen Mienen des Freundes drücken die den Beifall genug aus?

Dieſe Anmerkungen ſind ſehr leicht gemacht; aber geſetzt: ſie wären gegründet, ſind ſie ſo leicht abgeändert? Doch das kann ein Knabe leicht thun! Ich will Ihnen kein Compliment

machen, mein Beſter, es iſt meine wahre Meinung. Sonſt finde ich das Gedicht recht niedlich, und den Plan nach einigen Berichtigungen recht gut angelegt.

Wegen Ihrer Antritts-Rede verſtehe ich Sie nicht. Ich habe weder von Ramler, noch von Benda etwas davon gehört. Aus Ihrem Unwillen aber glaube ich abnehmen zu können, daß Sie den Auftrag zur Rede von Benda erhalten, und dieſer geplaudert hat; ich meinte, Ramler habe es Ihnen aufgetragen. Doch was geht es mich am Ende an, wenn ich ſie nur höre, und ſollte ich darum hinüber kommen. Hier weiß man von Kochs Ankunft nichts, und ich habe auch keine Briefe aus Leipzig.

Darf ich nicht um das Kronegkſche Lied und die Lieder Ihrer Freundin bitten?

Leben Sie wohl und bleiben Sie zugethan Ihrem Sie liebenden

Groſsmann.

7.

Berlin, den 30. März 1773

Ich dachte, Sie würden mich ſchelten, daß ich ohne Ihre Erlaubniß die Antrittsrede an Ramler gezeigt hatte. Ich bin alſo nicht wenig vergnügt, daß Sie anſtatt einer mercuriale, mir vielmehr meinen Vorwitz danken. Man muß zuweilen etwas wagen! Der gute Barde iſt noch immer nicht recht wohl. Vielleicht haben die deutſchen Thalien eben den Einfluß auf ihn, als auf Sie, und dann ſollen ſie uns um ſo willkommner ſein, die guten Dinger! Heute iſt der Nachtrupp angekommen, und morgen geht es los. Der geadelte Kaufmann eröffnet den Tanz, nachdem wir werden geſungen haben — — oho! ich denke, ich bin auf der Kanzel; nachdem Madame Koch eine Rede wird gehalten haben, die gar fein iſt, die Herr Ramler

unter drei andern approbirt hat, und die ich Ihnen morgen schicken werde. Sie werden daraus ersehen, daß die Truppe eher wiedergekommen ist, als Schwalb' und Lerche und mehr dergleichen dichterische Einfälle. Brückner ist heute bei mir gewesen: er empfiehlt sich Ihnen. Er hat mir mit einer Esserschen Miene gesagt, daß er als Esser vor dem vierten Theil des englischen Theaters in Kupfer gestochen zu sehen sein werde. Ob ihm das englische Theater von Schmid oder er dem Theater die Unsterblichkeit dadurch geben wird, das soll uns die Nachwelt sagen, wenn die Nachwelt ausgestorben, sie uns im Elysium oder in Pluto's Reich antreffen wird. Um dem Trauerspiele nicht den Credit zu benehmen, meinte Ramler, man sollte nicht ausbreiten, daß es von Schmid sei. Als wenn Schmid gar nichts Taugliches machen könnte! Es ist doch hart, wenn man so ein ungünstiges Vorurtheil wider sich hat, das wenige Gute wird alsdann auch verkannt.

Ehe ich weiter gehe, frage ich mit der geheimnißvollen Miene eines Arztes: wie steht es um Ihr Herz? Hat die kleine Tyrolerin nicht etwa aus Versehen ein Theilchen davon in ihr Krämchen gepackt? Die Creaturen sind schlau genug dazu; sie mausen, wo sie können, nichts ist ihnen zu heilig! Nun! Nun! Kommen Sie nur und holen sich es wieder. Sie soll es Ihnen herausgeben müssen oder wenigstens sagen: warum nicht. Daß, wenn man liebt, das Liebe sei, darüber kann der Professor Heynatz nicht genug lachen. Ich weiß nicht, wie mir das eben bei Ihnen und der Tyrolerin einfällt. Wenn Sie herüber kommen, will ich bei der schönen Krämerin ein Band kaufen und es Ihnen mit den Versen überreichen, die Ramler einmal auf einer Judenhochzeit machte:

„Du von den Huldinnen gewebtes Band,
„Dich hab' ich vom Gürtel der Venus entwandt.
„Sei fröhlich! Du sollst mir zwei Liebende binden,
„Und den verlornen Himmel dort finden.

Wenn Sie nun nicht lachen, liebster Knebel, so will ich

auf ewig das Handwerk eines Spaßmachers verfluchen, und Jokus und Phantasus sollen mich auszischen.

Miß Sara Stark, da haben Sie Recht, ist für — ja so! wie hämisch! für ein deutsches Parterre sagen Sie, nicht mehr jung genug? Herr Satyriker, was wollen Sie damit sagen? Trauen Sie den Deutschen nicht so viel zu, daß sie eines vortrefflichen Spiels wegen einmal die Augen zudrücken könnten? Ich bitte mir das aus. Koch hat unsere Augen und Ohren ohnedieß zur stärksten Illusion gezwungen. Er gebietet uns nicht selten, Jünglinge für Greise, und entzahnte Weiber voll Ungebärden für junge Nymphen zu halten. Bleiben Sie mir mit Ihren Stichelreden weg, oder ich stichle wieder. Verstehen Sie mich! Und kurz und gut, Madame Stark ist zu alt zu der Rolle in Potsdam, Berlin, London, Paris, und von einem Pol zum andern. Damit gut!

Ich habe Ramlern die Mädcheninsel gegeben. Sein Anonymus ist der Verfasser davon. Ihre Potsdamsche und die anthologische Ausgabe sind unrichtig. Es sind viel Veränderungen in Ramlers Insel; er hat mir die Gnade gethan, mir die seinige vorzulesen. Ja, ja! auf der Insel geht es noch weit besser zu. Er wollte mir die Änderungen nicht geben, sonst hätt' ich sie Ihnen gern geschickt. — Seine Virgilsche Übersetzung will er Ihnen auch selbst vorlegen. Eilen Sie also, herüber zu kommen. Er hat eine italienische Übersetzung von Annibal Caro aufgestochert, die Sie bei ihm nachschlagen können. Er meint aber, Sie wären schon mehr, als Caro.

Monimie von Otway oder die unglückliche Waise liegt schon seit acht Tagen eingepackt, und der verf. Fuhrmann holt den Koffer nicht ab.

Hier erzählt man eine Mordgeschichte auf Rechnung des Feldpredigers Koli. Er soll am Sonntage, die Herren können ja das Maul nicht halten! von der Kanzel geschimpft haben, wie oder was, das weiß ich nicht. Der König hat darauf dem Obersten Bornstädt Befehl zugeschickt, dem Pfaffen funfzig

Prügel aufzählen zu laſſen, welche Bornſtädt aber aus beſonderer Milde in Fuchtel verwandelt. Fünf und dreißig habe der Prieſter aber nur aushalten können, da ihm der Oberſt die übrigen erlaſſen, ſich aber über die volle Summe quittiren laſſen. Man weiß ſogar den Dialog zwiſchen dem Oberſten und dem Prieſter, den möcht' ich von Weirauch hören.

Schreiben Sie ja bald! ich ſchriebe gern mehr, aber das Papier iſt zu Ende. Ich liebe Sie und bin

ganz der Ihrige.

Groſemann.

Knebel

an ſeine Schweſter

Henriette.*)

*) Vgl. über ſie Knebel's Biographie, Bd. I. S. XLI folg. Briefe an ſie von Wieland ſollen ſich mitgetheilt in der „Zeitung für die elegante Welt," 1835. Nr. 127—135.

1.

Potsdam, den 3. Mai 1770.

Auch Du, mein liebes Kind, biſt traurig und klagſt über Deinen Stand? Du haſt Recht. Wir Menſchen werden uns doch unſer altes Vorrecht nicht nehmen laſſen, mit unſerm Stand unzufrieden zu ſein. Aber Du haſt ohne Zweifel ein gegründeteres Recht dazu, als die meiſten Menſchen, die ſich um nichts beklagen. Ich erkenne es, meine liebe Henriette, und wünſchte, daß ich der glückliche Sterbliche ſein möchte, der Dich aller Urſache zum Klagen beraubte. Hiezu bin ich leider! zu ſchwach, zu unvermögend, und Dein Karl kann weiter nichts thun, als daß er in dem Schooße ſeiner Henriette mit Ihr klagt. Gutes Kind, beruhige Dich! werde ich noch ſagen. Die Zeit wird beſſere Stunden herbeiführen, und die Sanftmuth hilft viel Übel ertragen. —

Daß Ihr Beide mit Euerm älteſten Bruder nicht recht zufrieden ſeid, iſt mir gar nicht lieb. Erinnert Euch, was ich Euch während meines Aufenthalts in Ansbach geſagt, und leget ihm nicht Alles zur Schuld, woran vielleicht ſeine Umſtände, ſo gut wie die Euern an Euerm Mißvergnügen, Theil haben. War ich nicht ſelbſt in Ansbach bisweilen ſo aufgebracht, daß ich mit Euch ohne Urſache zankte — ich, der ich ſonſt mit keinem Menſchen in der Welt gern zanke. Die Umſtände machen Leute, ſagt man; und hier iſt es nur zu ſehr wahr. Indeß habe ich dem Wilm ſelbſt etwas von Euerm Mißvergnügen gegen ihn geſchrieben. Ich hoffe, es wird ihn gefälliger gegen Euch machen, ohne Euch Verdruß zu erwecken. Ich bin ihm dieſes ſchuldig. Denn ich liebe ihn und Euch,

und ich bin verſichert, daß er es im Grunde doch wirklich gut mit Euch meint.

Was machſt Du ſonſt, mein gutes Kind? In der That, Du ſchreibſt mir zu wenig hiervon, denn ich wollte gern Alles von Euch wiſſen, wenn gleich Eure Händel mit ſehr vieler Geſchmackloſigkeit ſtets verknüpft ſind.

Ja, meine liebe gute Herzens-Henriette! Wenn wir doch ſo beiſammen wären, und ich mich öfters mit Dir, gutes Kind, unterreden könnte! Wie viel Freuden würden alsdann meiner Seele zufließen, die ſie jetzt nicht kennt. Aber das Schickſal hat es ſo haben wollen, und ich bin feſt überzeugt, daß, was dieſes will, gut ſein müſſe. Sucht nur, ſo viel an Euch iſt, Eure Seele von den lumpichten Umſtänden loszureißen, in denen Ihr Euch noch gegenwärtig befindet. Es muß bald anders werden. Suchet Euch, ſo viel Ihr könnt, Weisheit anzuſchaffen! Dieſe iſt an allen Orten, unter allen Umſtänden, groß, edel, frei. Das Übrige iſt doch Alles Gaukelſpiel, verfliegt wie ein Traum, und läßt unzufrieden im Genuß, wie im Verlangen danach. Tugend und Weisheit ſind ewig, und ewig ſchön.

Du, mein liebes Kind, lies ja fleißig! Ich wollte, daß Du Deine meiſte Zeit darauf verwendeteſt. Dieß iſt, was Deiner Seele Nahrung und Ruhe geben wird. Gute Bücher kannſt Du ja wohl von meinem Uz haben. Schaffe Dir zuweilen auch welche!

Adieu, mein Henriettchen! Was macht unſer Liſettchen? Ich darf wohl nicht ſagen, die ſchöne? Könnte ich Küßchen einpacken, ich wollte Dir eine hübſche Anzahl für Euch beide überſchicken. Aber ſo vergiß nicht, Ihr wenigſtens Einen recht herzlichen Kuß in meinem Namen zu geben. Du ſollſt Tauſende dafür haben, wenn ich Dich nur erſt wieder ſehe.

Lebe wohl, noch einmal wohl, mein beſtes Kind!

Ich bin ganz

Dein Karl.

2.

Potsdam, den 12. November 1772.

Meine liebe Henriette,

Mit der zärtlichsten Freude erhalte ich gestern Dein liebes Briefchen. Es ist mir ein großer Trost, daß ich sehe, daß ich noch von Dir geliebt werde; bis ich aber zu Dir komme, werde ich noch manche Dornen zu betreten haben. Doch was schadet es, wenn wir unser verlangtes Ziel nur erreichen; — wenn wir es, sag' ich, nur erreichen! Der gegenwärtige Lärmen von Krieg hält mich zurück, daß ich meinen Abschied vor dem Frühjahre nicht fordern kann. Es ist gewiß nichts Andres, als ein blinder Lärmen und Schrecken, den der König machen will; aber dessenungeachtet steht es mir im Wege. Denn wenn es Krieg geben sollte, so gehe ich mit.

Aber Du versprichst mir ja so viele schöne Rosen, und nur fünf Lilien, und zwei ganze Tulpen — das sollte mich wohl abhalten! Doch, ohne diese, denke ich solche bei Dir und in Deinem Umgange zu finden, den ich allen Blumengärten in der Welt vorziehe.

Hiebei, meine liebe Schwester, überschicke ich zwei Porte d'Epées für den Max, die ich erst gestern aus Berlin erhalten habe, und ein kleines Büchelchen, zum neuen Jahre, für Dich. Da Du selbst schon so schöne Briefe schreibst, so kann ich nicht anders glauben, als daß Du einen kleinen verstohlenen Umgang mit den Musen haben mußt. Laß Dich hiezu stets mehr ermuntern! Sie allein geben, mit der Weisheit, wahres Vergnügen, so viel man es in dieser lumpichten Welt haben kann. Das meiste ist doch Tand und Possen; laßt uns also Possen treiben, die uns feiner, glücklicher und klüger machen. Es ist nicht mehr lächerlich, wenn Du Dich in einem von Dir selbst aufgesetzten Briefe oder Liede besiehst, als wenn Du Dich, mit schön geschminkter Wange, in einem reichen Kleide, im Spiegel

beſäheſt. Die Narrenwelt kann keinen andern Werth auf uns ſetzen, als den wir ſelbſt auf uns ſetzen laſſen. Im Übrigen kümmert uns ihr Urtheil nicht. — Die wenigen Stücke des Muſenalmanachs, v. K. bezeichnet, ſind von Deinem Bruder.

Küſſe dem Papa und der Mama von uns die Hände, und grüße den lieben Max! Lebrecht werde ich dieſen Nachmittag Nachricht geben, und er wird ſich Dir ſicherlich wieder empfehlen. Dem Max wünſchen wir zu deſſen Geburtstage tauſendfaches Glück. Dir aber, liebe Schweſter, kann ich für jetzt nicht mehr ſagen, als daß ich ganz bin der

Deinige.

K. v. Knebel.

Verzeihe, meine gute Henriette, daß mein Schreiben ſo kurz iſt, aber dieſes iſt der dritte Brief, den ich heute wegſchicke. A propos! Iſt Dir das Mährlein des Prieſters von Wakefield bekannt? Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo ſuche es ja zu bekommen, und laß es unſre Brüder leſen. Es ſcheint ſo ziemlich für unſre Familie geſchrieben zu ſein. Herr Uz wird es wohl haben. Da ich noch eine halbe Stunde übrig behalte, ehe der Brief auf die Poſt kommt, ſo wollt' ich Dir noch mit ein paar Verſen dieſe vierte Seite anfüllen. Ich bin aber heute zu unpoetiſch, als daß ich etwas machen könnte, das Deiner würdig wäre. Nimm alſo dieſe paar Zeilen, die ich vor etlichen Tagen an des hieſigen Concertmeiſters Benda Tochter gemacht habe. Sie ſind blos den Raum auszufüllen.

Adieu, meine liebſte, meine allerliebſte Henriette!

An eine Sängerin.

Süß iſt der Nachtigall Geſang:
Und wenn der frohe Lenz beginnt,
Da ſingt ſie dem Hain ihn vor.
Und jeder Schäfer ſteht entzückt,
Und ihm lauſcht jede Schäferin,
Denn ihn hat Liebe ſie gelehrt.

Süß iſt, o holde Sängerin,
Auch dein entzückender Geſang!
Und wann du ihn den Hainen ſingſt,
So lauſchet ihm der Schäfer Chor,
Es lauſcht ihm jede Schäferin —
Hat Liebe dich ihn auch gelehrt?

Empfiehl mich in Deiner Nachbarſchaft und allen Deinen Freundinnen! Lebe nochmals wohl!

3.

Potsdam, den 6. Juli 1773.

Mit dem beſten Glückwunſche zu Deinem Geburtstage, melde ich Dir, meine liebe Henriette, daß ich endlich vor kurzem meinen Abſchied richtig erhalten habe. [Ob ich gleich noch zur Zeit keine nähere Perſpective zu einem feſteren Etabliſſement habe, ſo kann ich Dir doch verſichern, daß das Bewußtſein der Loslaſſung von einem für mich ſo gebundenen Stande mir die Seele um ein Großes leichter macht. Es gehe nun, wie es wolle! Ganz ſchlecht wird es mir nicht ergehen; dazu hab' ich noch die Zuverſicht in den Himmel und mich, und in ein Theil meiner Verwandten und Freunde.] Ich habe dem König, auf Anrathen einiger Freunde, um meinen Abſchied als Capitain geſchrieben. Es war ein Verſuch, und ich konnte wohl vermuthen, daß Er es nicht abſchlagen würde. Er hat mir aber den Abſchied als Lieutenant ertheilt, und die Erlaubniß, die Uniform von der Armee zu tragen. Da ich auf das erſte Mal nicht damit zufrieden war, ſo ſchrieb ich deßhalb noch einmal an ihn, und ſtellte ihm meine **großen Meriten** — als Fähndrich — vor, worauf ich noch geſtern Abend dieſes gnädige Schreiben erhielt:

Je suis faché de ne pouvoir rien changer sur Votre lettre du 4 de ce mois, à la reponse que Je Vous ai faite il y a quelques Jours, relativement au titre de Capitaine, que Vous souhaiteriez d'obtenir avec Votre congé. Quittant le service comme Enseigne, et n'aïant point fait de campagne, le titre de Lieutenant, que Je Vous ai accordé, doit Vous suffire, et Vous conviendrez, pour peu que Vous y réfléchissiez, qu'un officier, qui sort du service comme Enseigne, ne sauroit prétendre au grade de Capitaine; et sur ce Je prie Dieu qu'il Vous ait etc.

Frédéric.

Au Lieutenant de Knebel.

Du wirſt vielleicht denken, meine liebe Henriette, daß mein Verlangen an den König etwas zu dreiſt war. Aber das hat nichts zu ſagen. Ich kenne die hieſigen Umſtände, und daß man lieber etwas zu dreiſt ſein muß. Meine Briefe haben gewiß keinen böſen Eindruck auf den König gemacht; wir kennen ihn in dieſem Falle.

Meine Adreſſe iſt alſo ins Künftige: Lieutenant des Armées de S. M. Prussienne.

Werde ich denn bei Euch, meine lieben Geſchwiſter, die Ruhe finden, die ich mir verſpreche, oder die ich vielmehr wünſche und gebrauche? Ich weiß es wohl, Ansbach iſt Euch ein verhaßter Ort! Aber was ſollte der Ort auch immer thun, und was können vereinte Kräfte nicht bezwingen? Wenn wir nur bei dem Sturme nicht noch ſelbſt toben, wenn wir ruhig ſind, die Begebenheiten des Lebens, alle und jede, als Kleinigkeiten anſehen, und der ſtillen Freude und Zufriedenheit, wo wir können, den Blick öffnen, was könnte man bei einer ſolchen Gemüthsart nicht für Übel ertragen?

Ich ſage nicht mehr, meine geliebte Schweſter! die Zeit wird mir zu kurz, mich länger heute mit Dir zu unterhalten. Aber laß uns nur der Weisheit, der ſtillen Weisheit alle unſre Tage weihen! Mit ihr allein ſind wir durch's ganze Leben

glücklich, und gewiß auch nach dieſem Leben. Dieſes iſt genug! Lebe wohl und liebe Deinen

zärtlichſten Karl.

Unſern lieben Eltern wirſt Du aufs Zärtlichſte die Hände von mir küſſen. Was macht der Wilm? Iſt er noch in Erlangen? Grüße ihn tauſendmal, und auch den guten Max!

4.

Paris, Abends den 14. März 1775.

Eben komm' ich von Verſailles zurück, meine liebe Henriette! Ich finde mich aufgelegt, zu ſchreiben, welches ich die vierzehn Tage, die wir hier ſind, nicht gefunden habe. Hier haſt Du meinen Tag! —

Morgens bald nach ſechs Uhr aufgeſtanden. An mein Fenſter, das, ob es gleich im vierten Stockwerk iſt, doch Flügelthüren hat, die bis auf den Boden aufgehn, und eiſerne Stangen davor. Ein Flügel hat nur drei Scheiben, ſo groß ſind ſie. Der Morgen war heiter. Ich ſuchte meine noch von geſtern glühenden Kohlen aus dem Kamin hervor, rief meinem St. Jean, und ließ ihm das Übrige beſorgen. Ich raſirte mich mit einem neuen Pariſer Meſſer, zeichnete einſtweilen eine Hand, denn ich zeichne hier faſt alle Tage, fing an, ein Billet an Mr. Dorat zu ſchreiben, deſſen Bekanntſchaft ich machen will, der Friſeur kam, Herr Voß kam, der Geheime Rath Koch kam, man ſagte, es wäre Zeit; ich zog mich eilend an, ging herunter zu den Prinzen, fuhr um halb neun Uhr mit dem Oberſten v. Sinclair, Geh. Rath Koch, und unſerm Medicus, dem Hofrath Engelhart, nach Verſailles. Der Tag war ſchön, obgleich der Boden ſchmutzig. Nur in großen Städten oder auf dem Lande iſt's, wo ich wohnen mag. Paris gefällt mir ſo ſehr, als mir noch irgend eine Stadt gefallen hat. Die

großen Hôtels vorbei, die prächtigen Plätze, Statuen, von Stein, Marmor und Erz, ſitzend, ſtehend und reitend, herrliche Façaden, jetzt die place de Louis quinze, ſeine Statue equestre von Erz, dort die Tuilleries, jetzt an der Seine, die entfernte Brücke hinunter, jenſeits das Hôtel des Invalides, zu meiner Seite hier die Champs élisées, dort wieder die Académie militaire, Champ de Mars, drei kleine Häuſchen, die darauf exercieren, und nun der Weg nach Verſailles. Von hier nach Verſailles wird vier Stunden gerechnet, der Weg iſt ganz gepflaſtert, wie in der Stadt, und es iſt beinahe eine aneinanderhängende Kette von Gartenhäuſern, Luſthäuſern und Aubergen bis hin. Die Straße iſt den ganzen Tag ſo belebt, wie nimmermehr die ſchönſte Straße in Nürnberg oder Ansbach. Hier ein Marquis, dort eine Comtesse, oder ein Abbé, oder ein Evêque, oder ein Wagen, wo zwanzig Perſonen drauf ſitzen, zehn Cabriolets, Mohren hinten drauf, oder da einer unter der Hausthüre, denn Alles hat Mohren hier; da ein paar Kerls, die eine neue Commode, oder einen Tiſch, oder ein halb Dutzend Stühle nach Verſailles tragen; Eſel auf allen Seiten, mit Körben und alten Weibern drauf, rechts die Gärten vorbei, die auf anmuthigen Hügeln liegen, wo die franzöſiſchen Damen im Frühjahr das Waſſer trinken, welches wie jedes andere geſunde Waſſer der Erde ſchmeckt; aber ſie lieben das Waſſer um deßwillen, was dabei iſt; ſo fort, vor tauſend Überſchriften über den Hausthüren vorbei, wo gut zu eſſen und zu logiren iſt, für Mann und Roß; hier St. Cloud vor uns liegend, am Fuße des Berges, über die Seine bei Serr, die ſchöne Porzellain-Fabrik vorbei, dort vorüber bei einem neuen Luſthaus, das Louis le bien aimé einer Dame ſeiner Liebe hat erbauen laſſen, alle Toiſen-Zeiger, in den Park von Verſailles. Angenehme Wälder, mit breiten Alleen ausgehauen, rund umher, und ſchöne Gegend. Wir fahren weiter, hier iſt Verſailles, das iſt eine Stadt, größer wie Ansbach. Hier iſt das Palais, das der vorige König der du Barry hat erbauen laſſen, nur

ein Flügel iſt davon fertig, ſchöne Gärten umher, voilà les grandes écuries et voici les petites et ici le manége. Durch die Öffnung der Thore hindurch ſah ich einige franzöſiſche Ritter ſehr übel zu Pferde ſitzen, wie es denn ihre Gewohnheit ſo iſt. Alte là, à l'hôtel des ambassadeurs; der erſte Anblick in dieſem Augenblick, daß wir hielten, waren ungefähr ein halbes Dutzend elende, äußerſt zerlumpte Figuren, die uns anbettelten. Man iſt aber in dieſem Lande dieſes Anblicks ſo ſehr gewohnt, daß man gar nichts mehr dabei fühlt; alſo ohne dabei etwas zu denken, weiter, abgeſtiegen, das Eſſen beſtellt, und au château royal, was dicht dabei liegt. Da wäre mir nun beinahe ein närriſcher Streich begegnet, denn ich hatte das ganze königliche Schloß, l'unique dans son espèce, wie die Franzoſen davon ſagen, vor mir, und hätte es kaum gemerkt. Ich raffte mich aber ein bischen zuſammen, und nach Dem, was ich aus den Kupferſtichen davon wußte, ob mich gleich dieſes Anfangs zum Irrthum mochte verführt haben, beſann ich mich und ſagte, das iſt das königliche Schloß, und es war es. Das ſchöne Wachhaus, als Zelt von Holz, vorbei, die doppelten eiſernen Barrièren durch, das Schloß hinan, hinauf, Alles ziemlich gewöhnlich, die Messieurs, Garden u. ſ. w. links und rechts nicht beobachtet, durch die Vorzimmer, in die Gallerie. Das iſt ſchön. Halbgewölbtes Plafond, mit den herrlichen Malereien des le Brun; in den Niſchen, an den Thüren, lebensgroße Antiken, überall goldene Figuren, die lustres tragen, von Kryſtall, die Thüren, mit Tapeten des Gobelins behangen, ſiebenzehn Fenſter in einer Reihe, auf der Wand gegenüber eben ſo viel große trumeaux; das iſt ſchön! ſagt' ich, und beſah halb mit Ekel und halb mit Vergnügen die herrlich gemalten Prahlereien des vierzehnten Ludwigs, und mit herzlicher Luſt die ſchönen Antiken; ich trat ans Fenſter, und ſah den längſt erwünſchten Garten vor mir liegen, deſſen Bäume jetzt alle ausgehauen ſind, und freute mich doch, die marmornen Bewohner derſelben zu erblicken, und die weiten Baſſins, mit Figuren und Vaſen

von Bronze beſetzt. Wir gingen die Zimmer nacheinander hindurch, wo herrliche Gemälde hängen, einzelne vortreffliche Statuen ſind, von denen man ſämmtlich die Beſchreibung in dem Buche des environs de Paris findet. Von da in die Kapelle, dann in den salle de théâtre, von da in den salle de l'Opera — Alles herrlich, bunt, golden und ſchön. Ich kroch auf den oberſten Boden hinauf, um la charpente, das heißt, was zu den Maſchinen in der Oper gehört, zu ſehen, fand es groß und koſtbar, ließ mir den Donner und den Hagel vormachen, und bezahlte meinen kleinen Thaler, um geſchwinde wieder in die Gallerie zu kommen. Der König geht gleich hier durch in die Kapelle. Ich wartete, er kam, ein Schwarm rund herum, Monsieur und le comte d'Artois voran, und ſchon hatt' ich, wie natürlich, den König überſehn, weil er zuletzt kam, in einem ſimplen gelblichtſammetnen Kleide. Alſo nach in die Kapelle. Ich ſah ihn gehen, etliche Male ſich verweilen und ſprechen, und hatte Gelegenheit, ihm in der Kapelle ziemlich gerade in das Geſicht zu ſehen, wo er mir ungefähr in zwei Minuten nicht öfter als dreimal ganz von Grund des Herzens entgegen gähnte. Ich hatte Luſt, mitzugähnen, und fand, daß die königliche Würde ſchwer ſein müſſe. Von der Kapelle heraus, geſchwind in des Königs Zimmer. Man ließ uns mit vieler Höflichkeit hinein, Ordensbänder, Kreuze, Brillanten, Alles nichts. Da iſt die Kammer, wo der König ſchläft, Leuchter von gediegenem Golde, die mit Glocken von Glas bedeckt waren, auf dem Tiſche, in der Mitte eine gläſerne Bouteille mit Waſſer, hier iſt das Bett, wo Louis quinze geſtorben iſt; Gott Lob, daß er todt iſt! dacht' ich; hier iſt die chambre de conseil, voilà l'apartement du roi. Beinahe in der Mitte des Zimmers iſt ein Piedeſtal, worauf die Statue des Louis XV. von Bronze ſteht, eine vortreffliche Penduluhr, porzellainene Vaſen auf den Tiſchen, Camins, kleine blühende Hollerbäumchen auch daſelbſt. In dem Vorzimmer noch die herrlichen antiken Büſten von Porphyr des Alexander und des Scipio

Africanus. So durch wieder in die Gallerie; der König kam zurück von der Kapelle, hielt ein grünes Buch in der Hand, worin er blätterte, und welches man ihm vermuthlich eben präsentirt hatte. Die Königin muß ich sehen, sie kommt um halb Eins hier durch, in die Kapelle. Man muß warten. Unterdessen setzte ich mich hin ans Fenster, zog mein Fernglas heraus, und lorgnettirte etliche Male nach dem Plafond, und endlich alle die vorübergehenden Gesichter, die in der Gallerie auf und ab spazieren gingen, und mit mir die Ankunft der Königin zu erwarten schienen. Arme croix de St. Louis, Pflaster auf den Köpfen, mit schwarzen Röcken von schlechter Beschaffenheit und gelben Perrücken, einen ganz jungen Abbé mit einem großen Herrn im schönen bunten sammetnen Rocke, einen schlecht conditionirten Militairrock, mit verfallenem Angesicht, ob vor Hunger oder Debauchen, weiß ich nicht, der lange allein auf und ab ging, bis er endlich, zu seiner großen Freude, wie es schien, sich mit einem gleichfalls abgetragenen braunen Rocke mit goldenen Knöpfen vermählen konnte. Ein paar étrangers mit Fracks gingen auch durch, und schienen mir die manvais plaisants zu machen. Vier schöne rothe Absätze, eilends auf und ab. Ein croix de St. esprit, dem der Born des Lebens versiegt war, und der kaum mehr dem Vergnügen des Hofs nachschleichen konnte. Aus den Gesichtern selbst konnte ich nicht viel lesen. Ein Jeder sucht hier eine anständige und kalte Geberde zu erhalten, und alsdann wird Einem diese Schrift zu geschwinde unter den Augen fortgerückt, daß man sie nicht genug unterscheiden kann. Noch Einen bemerkt' ich, der mit einem steifen Beine und einem, vermuthlich in dem Felde der Liebe verfochtenen Auge, vor oder hinter der Königin drein hinkte. Er war ziemlich gut gekleidet und dreist, und schien mir daher ein Stück von einem Herrn bei Hofe zu sein. O, dacht' ich, gehen doch auch hier alle Gesichter, alle Figuren und fast alle Kleider mit! Verzweifle du an nichts! Es kommt Alles auf Zeit, Umstände, Gewohnheit und die Art an, wie man

seine Rolle spielt. Übrigens freut' ich mich sehr über die Freiheit, die hier herrscht, alle Leute unbestraft, und selbst unbemerkt, in Einem Zimmer mit ihnen, so frei lorgnettiren zu dürfen. Ich habe nicht Einen gefunden, der nur deßhalb eine Miene auf mich gemacht hätte, ob ich gleich sehr deutlich zu bemerken war. Aber die Königin! Sie kam, und die konnt' ich leichter bemerken, als vorhin den König, denn sie war prächtig angezogen und die Erste. (Schön ist sie, wie ein Engel, wenigstens so angekleidet, geschminkt, geputzt — und Königin.) — K.

5.

Nürnberg, den 21. August 1797.

Ich komme mir selbst wundersam vor, mich in dem alten Nürnberg wiederzufinden. Und doch ist mir der erste Eindruck davon nichts weniger als widrig. Ein Anderes ist es mit den blauen Schildwachen, die ich vor den Thoren fand. Diese stehen gerade wie der Wolf vor dem Schafstalle.

Doch bevor ich Dir von dem hiesigen Aufenthalte das Mindeste sage, muß ich Dir meinen Abschied von Baireuth recapituliren. Erst den 19. ging ich da ab, nachdem wir noch vorher ein paar sehr heiße Tage hatten. Ich habe Alles wohl verlassen, und ich glaube, daß auch ich keine Unzufriedenheit zurückgelassen habe. Man ist mir überall mit Liebe begegnet. Vorgestern des Morgens um vier Uhr verließ ich Baireuth, in Begleitung des Lieutenants Segemann. Ein Dr. Seebeck, ein sehr vorzüglicher junger Mann, begleitete uns zu Pferde, und dieser ist vollends mit mir hieher gefahren, da Segemann von Streitberg aus wieder zurückgeritten ist. Wir gingen unter einem, sich bald seltsam mit colorirten Wolken färbenden Himmel auf, und der Weg war sehr angenehm. Von Truppach

aus ſetzt' ich mich zu Pferde. Ich kam an den Speckberg, der wegen ſeiner übeln Paſſage verrufen iſt. Was aber den Füßen des Reiſenden oftmals beſchwerlich iſt, iſt ſeinem Auge deſto ergötzender. Ich hatte ein tiefes Thal, zwiſchen einem doppelten hohen Bergſtrich, vor mir, der mit rauhen veralteten Felsgruppen, mit grünen Wäldern und Geſträuche, von beiden Seiten weit hinaus garnirt war; unten die ſanfte grüne Matte, vom rauſchenden Bach durchſchlängelt. Die Anſicht war ein Gemiſch von rauher Wildheit und ſanftem Grün, und die ſich gegenüber eben thürmenden ungeheuern Gewitterwolken gaben ihr ein ſehr romantiſches Anſehn. Ich ſtieg vom Pferde, und ging mit eignem Gefühle von der einen Berghöhe durch das Thal auf die Spitze der andern. Bei dieſen größern Gegenſtänden der Natur ſcheint ſich die Seele erſt gänzlich ſich ſelbſt anzugehören, und es drängt ſich mit Gefälligkeit das aus ihr hinweg, was von kleinern Sorgen zwiſchen ihr und den Dingen lag. Mein Vergnügen dauerte aber nicht allzulange, als ich eine Strecke über den Speckberg hinaus war; denn die finſtern Wolken, die ich erſt über den Bergen liegen ſah, wurden nun zu Donner, Blitz und Regen, und ich kam ganz durchnäßt in Streitberg an.

Die Natur führt gegen alle Übel ihre Heilmittel ſtets wieder bei ſich. Die Empfindung der Durchnäſſung dauerte nicht lange, ob es gleich beinahe den ganzen Tag fortfuhr, zu regnen. Wir nahmen nur kalte Mahlzeit und guten Wein, den der Dr. Seebeck mitgebracht hatte, und machten uns gleich nach dem Mittage auf, die Muggendorfer Höhle zu beſuchen. Muggendorf liegt eine Stunde von Streitberg. Ich nenne Dir dieſen Namen mit Fleiß noch einmal, weil er jetzt in der mineralogiſchen Geſchichte berühmt wird, und die Franzoſen ſchon la pierre de Muggendorf nennen, als denſelben Stein, der die Grundfeſte des Montblanc ausmacht. Dieſe Entdeckung hat Humboldt gemacht, welcher gefunden hat, daß dieſelbe Kalkgebirgſtrecke ſich von Krakau aus bis an den Montblanc

zieht. An dieſer liegt nun Ruggendorf. Aber wir kamen ſo beregnet dahin, daß wir unterwegs ſogar Halt machen mußten. Dieſer Weg dahin iſt aber dennoch der ſchönſte in der Welt. Gleich beim Ausgange aus Streitberg liegt zur Rechten das hohe Schloß Neideck. Schöner hab' ich noch kein Schloß liegen ſehen. Das ſanfte Thal ſteigt raſcher empor, mit Wald und Geſträuch bedeckt. Drauf erheben ſich die mächtigen Marmorfelſen, und ſteigen über einander gleichſam in geformten Pfeilern empor, auf deren mittelſten, höchſten, ſich das hohe Schloß in einer äußern fortgehenden Linie mit dem Felſen zeigt. Was Menſchen ausgedacht und geformt haben, ſieht man etwas länger und begieriger an, aber hier machen neue Eindrücke der Natur beinahe mit jedem Schritte das Vorige vergeſſen. Der hervorſteigenden wohlgeordneten Felſen ſind unzählige. Die fortlaufende Reihe der Berge iſt unter ſich wieder einzeln vertheilt; jede mit einem ſanften Aufſtieg, zuerſt aus dem Thale, dann Gebüſch und Wald, und dann die in Maſſe verſammelte hohe Felſengruppe. Wenn in Eiſenach Ein Mönch und Eine Nonne in Fels verwandelt wurde, ſo iſt hier wenigſtens ein ganzes Kloſter entlaufen. Die ſteinernen Liebeshändel zeigen ſich auf jeder Seite von anderer Art. Was aber dieſe Gegend wirklich zu einem heiligen Aufenthalte macht, ſind die Menge der koſtbaren Höhlen und Grotten, die beinahe jede Felſengruppe jedes einzelnen Berges verſchließt. Man zählt ihrer anjetzt funfzehn, die man in der Gegend von zwei Stunden hier entdeckt hat. Wahrſcheinlich aber hat jeder Berg ſeine eigene. Dieſe Kapellen oder hohen Kirchen der Natur ſind das Wundernswürdigſte, was ich je geſehen habe. Wir ſtiegen unter Regen und Zerhammern der Steine, wo wir überall die ſchönſten Verſteinerungen fanden, zu der neu entdeckten ſogenannten Roſenmüller-Höhle hinauf. Dieſe iſt bei weitem die ſchönſte und zierlichſte, und hat alle Erwartung meiner Phantaſie gänzlich übertroffen. Hier müßte ich Dir jeden Schritt beſchreiben, wenn ich Dir alles Merkwürdige und Überraſchende

ſagen ſollte — aber die langen Beſchreibungen mit der Feder ermüden. Wir waren nahe dem höchſten Gipfel des Berges. Wilde herrliche Baumgruppen, Felſen und duftendes Gras überall. Wir ſtiegen durch dickes hohes Laub und Geſträuch einen engern Pfad wieder hinunter, der wegen des unaufhörlichen Regens ſehr glittſcherig war. Wir kamen an eine hohe, rund umſchloſſene Felsmauer. Ein hoher Baum ſtand in der Mitte, und dickes Geſträuch hing umher. Wir ſahen an der Felsmauer eine gemachte Thüre, und dicht dabei eine dicke Barrière von Fels, über welche man tief in den bewachſenen Abgrund hinunter ſieht. Unſer Führer öffnete die Thüre, und ſtieg in die Tiefe hinein, da er uns bat, außen zu verweilen, bis er rufen würde. Wir warteten beinahe eine halbe Stunde und fühlten kaum den Regen, da wir uns auch etwas an den Fels lehnen konnten. Ich pflückte der Prinzeſſin beiliegendes ſchlankes Blümchen ab, das ich an dem Felſen fand, weil ich ihr gern etwas von dieſer Stelle ſchicken wollte. Steine hab' ich auch vom Felſen geſchlagen, aber die kann ich nicht wohl in den Brief bringen. Endlich hörten wir einen tiefen ſchallenden Ruf. Wir ſtiegen augenblicklich hinab an einer feſten Leiter von vierzig weiten Sproſſen, gerade wie man in einen Schacht hinabſteigt. Als ich unten war — was ſah ich? was ich nie geſehn, nie mir vorgeſtellt hatte. Hier iſt der geheiligte, geheime Tempel der Natur, ſagt' ich mir ſogleich. O Pfaffenwerk! das iſt nichts! ſo baut und decorirt die Natur. — Das Innere dieſer wundernswürdigen Höhle gleicht vollkommen dem Schiffe einer geräumigen Kirche, ungefähr ſiebzig Schuh Höhe, verhältnißmäßig die Breite und Länge. Der Einſtieg iſt an dem niedrigſten Ende, von da erhebt ſich der Boden, gleichſam in wolkichten Stufen mit tauſenderlei Figuren und Erhöhungen geziert, bis zu der Decke des gegenüberſtehenden Endes, ſo daß man dieſe zuletzt mit den Händen ergreifen kann. Unſer Führer hatte alle dieſe Abſtufungen mit Leuchtern erleuchtet und geziert, ſo daß es einen herrlichen Anblick gab. Die allerſchönſte

katholiſche Kirche hat nichts gegen dieſe Pracht, und wunderbar iſt es, daß das Ganze ſelbſt einer ſolchen Kirche ſo ſehr gleicht — ſo, daß der erhöhtere Theil dem Chor vollkommen ähnlich iſt, und man in der Mitte ohne große Anſtrengung der Phantaſie eine Kanzel erkennt. Aber was ſoll ich ſagen von allen den wunderbaren Geſtalten, die ſich durch dieſes ſeltſame Tropfwerk in Jahrhunderten gebildet haben? Hier muß man durchaus ſehen, man kann es nicht ſagen. Wirket doch die Kunſt ſo oft nur durch Effecte, warum will man der Natur keine Effecte erlauben? Alles läßt ſich chemiſch zerlegen und auflöſen, und zerfällt dann in die erſten primitiven Theile; aber die Art der Stellung und Zuſammenſetzung wirkt am meiſten auf das Gemüth des Menſchen. Glücklich, wer bewundern kann, wo die Natur wirklich den Effect des Wunderns ſcheint erregen zu wollen. Aber die meiſten ſind taub für ihren hohen Geſang, und verachten, wie Kinder, was ſie haben entſtehen ſehen, oder wovon ſie ſich die Entſtehung denken können.

Jb Den 22. Auguſt 1797.

Ich bin geſtern gerade an dem Theile meiner Höhle ſtehen geblieben, wo ich Dir am meiſten den Effect des ſüßen Staunens wollte fühlbar machen. Ich weiß nicht, ob ich das heute mehr vollenden kann, da die Wirkung unſrer Empfindung zurückweicht, nach Zeit und Raum, wie ſich die Dinge von uns entfernen, oder nachdem mehre Dinge dazwiſchen kommen. Wenn ich Dir ſage, daß ich durchaus die Empfindung von einem verborgenen geheiligten Tempel der Natur hier beibehalten habe, und daß die Grotte in dieſer Art ſelbſt unſerm Tempel gleicht, ſo kannſt Du von der Wirkung einigermaßen auf die Sache ſelbſt ſchließen. Das unterirdiſche Dunkle erhebt die Sache noch vielmehr, und die aufgeſteckten Kerzen machten einen großen Effect. Die ganze Decke oder das obere Gewölbe iſt mit Zapfen und Kryſtallen von unterſchiedlicher Form und Länge, auf mannichfaltige Art verändert, ausgeziert. Sie hängen

zuweilen gleichsam in breiten zusammengeflossenen Tüchern herunter, und haben wirklich das Ansehen von Fahnen oder Trophäen. Wenn man das Licht dahinter hält, geben sie eine röthliche Farbe, und schlägt man mit dem Hammer daran, so giebt es einen hellen Metallton. Trauben und tropfenartige Bildungen sieht man überall, und von dem Boden wachsen Altäre und hohe Kerzenhalter empor. Solltest Du die Beschreibung des Pater Tournefort — wo ich nicht irre — von der Höhle von Antiparos lesen, so wirst Du das finden, was ich Dir hier sagen will. Einer unsrer Reisenden, der mit mir war, und die Baumannshöhle gesehen hatte, zieht diese bei weitem vor. Sie ist werth, daß man ihrethalben einige Meilen umreist, und Du wirst künftig nie nach Baireuth kommen, ohne diese Höhle besucht zu haben. Was Schrecken erregen könnte, ist, daß man bei Eröffnung derselben zwei Menschengerippe gefunden hat, wovon das Cranium des Einen völlig incrustirt und so an den Boden angesteint war. Man hat sie nach Erlangen in die Sammlung gebracht. Knochen sah ich noch liegen. Kein Mensch aus der Gegend weiß, daß je Menschen in dieser Höhle gewesen seien. Vielleicht haben sich ein paar Unglückliche hieher retten wollen, und sind die vierzig Schuh hohe Tiefe hinunter gefallen, aus der sie nicht mehr heraus konnten. Wären es ein paar Liebende gewesen, so könnte die Fabel etwas von ihnen dichten.

Noch muß ich sagen, daß mir der wahrscheinliche Ursprung dieser Höhlen — von welchen ich selbst in Baireuth so viel habe deraisonniren hören — ziemlich bei näherer Untersuchung klar geworden ist. Der Fels spaltete sich nämlich, ließ von oben die Wasser herein, welche unten einen Ausgang fanden. So wusch sich nach und nach das Innere des Felsen aus. Die häufig zufallenden Felsstücke bildeten eine Art von natürlichem Aufstieg oder Treppe, gegen den obern Theil der Öffnung. Sie wurden durch die Fluthen abgewaschen, und nach und nach durch die herabfallenden kalkgeschwängerten Tropfen

überſintert, incruſtirt. Dieſe wurden ſeltner, indem ſich die Öffnungen von ſelbſt wieder gleichſam vereinten, nur wo ſie häufiger durchbrachen, ſetzten ſie ihre Kalkmaterie oben zu Tropfen, Stangen und Zapfen, und unten zu dichtern emporſteigenden Säulen ab. Hie und da begegnete ſich dann der obere und untere Abſatz, und wuchs förmlich zu Säulen zuſammen. Daher, natürlicherweiſe, durch anhaltende Dauer der Jahre und verſchiedene Lage und Zufall des Einzelnen, die mannichfaltigen, wunderlichen Geſtalten.

Wir kehrten, zwar meiſt immer unter Regen, und ich noch die Taſchen bepackt mit Steinen, zwar herzlich müde, aber doch ſehr zufrieden nach Hauſe, und verzehrten mit großer Begierde eine prächtige Abendmahlzeit von Forellen ꝛc.

Des andern Tages ließ ich Segemann zurück, und reiſte mit Seebeck weiter nach Erlangen. Der Tag war wegen des fortdauernden Regens und der ganz abſcheulichen Wege nicht holdſelig. Mein Reiſegefährte erfriſchte unſre Langeweile durch ein paar Geſchichtchen, davon ich Dir eine herſetzen will — damit dieſer Brief recht lang werde.

Wenige hundert Schritte hinter Streitberg liegt eine Mühle, in dem angenehmen Thale, bei der wir nicht fern vorbeifuhren. Der Müller daſelbſt hatte einmal einen Traum, daß er auf der großen Brücke bei Regensburg einen Schatz finden würde. Er konnte ſich von ſeinem Geſichte nicht losmachen, und reiſte alſo wirklich dahin, um ſeinen Schatz aufzuſuchen. Nach langem Umherſehen findet er, wie wohl zu erwarten war, auf der Brücke oben nichts. Endlich begegnet ihm ein Mann, der ihn fragt, nach was er ſich umſähe? Der Müller erzählt ihm ſeinen Traum. Nun, ſagt Jener, lieber Mann, da muß ich ihm was Wunderliches erzählen. Mir hat gerade etwas Ähnliches geträumt, nämlich daß in einer gewiſſen Mühle bei Streitberg — ich weiß nicht, ob er den Ort kennt? — ein großer Schatz verborgen läge, den man nur herausgraben dürfe. — Der Müller ſchweigt und ſagt nichts, wo er her

ſei, macht ſich aber eilig auf den Weg, um den Schatz bei ſich ſelbſt zu Hauſe zu ſuchen — gräbt und gräbt, und findet endlich einen großen goldenen Fuchs, von dem er ſich nachher eine beſſere Mühle erbauete.

Dieſe Erzählung, als Fabel gebraucht, iſt ſehr artig und lehrreich, und da uns die Geſchichte ſo nahe lag, war ſie es noch mehr. Wo werde ich meinen goldenen Fuchs finden? — —

Da Du dieſe Geſchichte angehört haſt, ſo magſt Du wohl auch noch eine geringere anhören, die mir unſer Freund erzählte. Es iſt eine Eſthiſche Fabel, und beide mußt Du Herdern mittheilen.

Der Haſe und der Fuchs gingen beide mit einander auf die Reiſe, und beide rühmten ſich, welcher von ihnen wohl am meiſten Kälte vertragen könne? Der Fuchs ging, in ſeinen Pelz gehüllt, vorwärts. Der Haſe galoppirte neben ihm. Endlich ſagte der Fuchs: „Nun, Camerad, wie geht's? Es iſt doch ziemlich friſch.“ — „Ha, ſagte der Haſe, und mir iſt es ſo warm!“ — und indem er ausblies, als wenn er die Hitze von ſich blaſen wollte, ſpaltete ſich ihm vor Kälte die Lippe. Seitdem haben die Haſen die Haſenſcharten. —

So vertrieben wir uns den böſen und dadurch langweiligen Weg. Sonſt iſt die Gegend ſchön. Wir kamen nach Erlangen. Ein elender Aufenthalt. Alles iſt dürre und ſandig da, und die Menſchen wohnen gleichſam in Schubladen, und ſind wie vertrocknete Thiere im Naturaliencabinet. — Nun ſeit vorgeſtern hier. Da iſt es doch anders. Es iſt noch Bürgerkraft hier und etwas inneres Leben. Die Bürger ſind klug und gut; der Magiſtrat war abſcheulich. Und jetzt, welche Behandlung! — Man ſagt mir, es ſei ein Brief von Dir hier angekommen, den ſie ſogleich nach Baireuth geſchickt haben. Nun muß ich ihn wieder hier erwarten. Ich logire noch im rothen Roß. Morgen ziehe ich in das Arwiſche Haus,

mitten auf dem Markt. Lebe wohl, grüße die Freunde, und theile ihnen auch den Brief etwa mit.

Immer Dein Karl.

5 X c

Den 25. August.

Noch habe ich Deinen Brief nicht erhalten, und nun fürchte ich, Du seist mit dem Könige von Schweden gar davon gereist. Ich wünsche, bald von Dir etwas zu wissen, und was sich bei der seltenen Erscheinung zugetragen hat.

Gestern war ich abermals bei den Strähterschen im Garten zu dem Bartholomäfest eingeladen. Frau von Hutten und Andere waren da, und es ging im alten guten Stil her, die Abendtafel war, bei etlichen zwanzig Personen, recht reich und gut besetzt. Ich saß neben Frau von Hutten, und ließ es mir ganz wohl sein. Die Frau erhält sich sehr gut, und hat ihre eigne, muntere, gefällige und verständige Art. Über die Lästigkeit der Markgräfin, die eben gestern zur Komödie hier war, beklagt sie sich sehr. Sie sagt: „Kein Mensch kann sich bei der erhalten, der nicht ihren Narren macht."

Die politische Unzufriedenheit, zumal über die Preußen, geht hier sehr weit. Jedermann sagt darüber, was er denkt, und sie werden laut detestirt. Der Ingrimm gerade der besten und wohlhabensten Bürger geht sehr weit. Gestern sagte mir Einer (Herr Merkel, den Du kennst, gerade der Reichste hier): „wir wünschen nicht, daß es besser werde; nein, es muß noch schlimmer werden!" und dieß verstand er, damit es zu einem Ausbruch kommen solle. Hier wäre, bei irgend einer Veranlassung, die Sache leicht geschehen.

Nach Ansbach werde ich morgen schreiben. Ich habe gar nicht Lust, fürs Erste dahin zu gehen, obgleich Herr von Hardenberg seit ein paar Tagen da ist. Vielleicht persuadire ich unsere Mutter, daß sie herüber kommt. Sie soll, außer den Augen, sehr wohl sein, und stärker werden.

Hier schicke ich Dir einige politische Neuigkeiten. Theile

ſie mit, denn ſie ſind doch merkwürdig. Das von Guſtav Hallo geht gegen Kretſchmann. Man glaubt die Sotiſen nicht, und doch ſind ſie wahr. Es kommen faſt täglich hier ſolche Schriften heraus.

Grüße Herders aufs Beſte. Warum höre ich ſo gar nichts von ihnen? Meine Adreſſe iſt im Merziſchen Hauſe auf dem Markt oder bei Frau von Schückart. Habe die Güte, beiliegenden Brief ſogleich in das Kalbiſche Haus zu ſchicken. Grüße Prinzeßchen tauſendmal. Sie iſt wohl ganz ſchwediſch geworden?

Der ſchöne Brunnen iſt um ſechstauſend Carolin verkauft.

Empfiehl mich überall, wenn Du es für gut findeſt. Mich verlanget von Dir etwas zu erhalten und zu wiſſen.

Lebe wohl, Du Liebe, und behalte mich lieb.

Dein Karl.

A propos! Gemälde ſind hier im Überfluß zu verkaufen, worunter die ſchönſten Sachen ſind. Viele Familien machen ſich davon los, und man könnte herrliche Sachen gewiß für geringen Preis haben — wenn man nicht das Geld für armſelige Kiſſinger Reiſen brauchte.

Ich habe hier ein treffliches Marienbild von Lukas Kranach vor mir hängen, das ich gar zu gern ſelbſt kaufen möchte.

6.

Confiance en soi-même.

Sans doute on fait des fautes, quand on a trop de confiance en soi; mais on en commet aussi, et plus souvent, quand on a trop de défiance.

Maudits poltrons, dirois-je volontiers à tant de gens qui empruntent un ton, un langage, une opinion, pourquoi n'avez-vous pas le courage d'être Vous-mêmes? Vous seriez mille fois mieux. Point de grâces, point d'onction, sans le naturel; rien de ferme aussi, rien d'imposant.

Ich wollte Dir diesen Morgen einige Auszüge aus Neckers Manuscripten machen, um Dir nicht einen ganz leeren Brief zu schicken; nun, da Du sie selber gelesen hast, so brauch' ich es nicht. Ich will also doch den Anfang auf der letzten Seite stehen lassen.

Daß die Oldenburger Prinzen Dir besser gefallen haben, ist mir lieb: hauptsächlich um ihretwillen. Es ist wahrlich nothwendig, daß Prinzen auch etwas Reelles seien, und nicht blos durch die Einbildung ihrer Hofleute leben.

Voß geht nun auch von hier, nach Heidelberg. Wir verlieren alle unsre guten Menschen. Es ist aber gut, daß man sieht, daß die Menschen noch irgend einen Preis haben. Voß erhält tausend Gulden. Aber die Art und Höflichkeit, mit welcher man die Menschen an sich zu ziehen sucht, ist doch auch was werth. In Weimar hat der Überfluß stolz — und wohl auch etwas grob gemacht. Der Mangel dürfte nachkommen.

Empfiehl mich Deiner Prinzessin aufs Allerdemüthigste. Ich bin noch immer etwas dumpf im Kopf, und da fallen mir keine Redensarten ein, wie sie ihr wohl gebührten. Sie soll also für dießmal das Herz nur allein still reden lassen.

Ich schreibe heute an Goethe, und schicke ihm den ersten hiesigen Spargel zum Frühjahr. Lebe wohl, Du Beste! Frau und Kind empfehlen sich. Du schreibst mir doch noch!

Häuser und Gärten sind jetzt genug hier zu kaufen, wer sie nur will. Niemand hat recht Lust, bei uns zu bleiben. Das ist doch wunderlich! — K.

7.

Jena, den 23. October 1811.

Deinen und Boschens*) liebe Briefe, vom 2. und vom 11. October habe ich, nebst dem Schächtelchen, schon vor einigen Tagen durch Fräulein von Staff erhalten. Ich danke für alles Gute und Liebe, das sie enthalten. Die Theemaschine ist sogleich bei Pflug bestellt, und so, daß sie den 20. November fertig sein soll, damit sie noch zu rechter Zeit abgehen kann. Pflug hat versprochen, sie aufs Sauberste zu machen. Für die Steinchen will ich dem lieben Boschen heute nur für mich und Karl, in Deinem Briefe danken — da mir die Zeit etwas kurz wird, indem ich vom längern Schreiben bin abgehalten worden. Sie sind gar artig und hübsch ausgesucht, und seltsam genug ist es, daß man die Steinart, von der sie sind, fast nirgends in Deutschland, noch in andern Gegenden, in Felsen selbst findet, sondern nur im Mecklenburgischen, und, so viel ich weiß, dort nur auf dem heiligen Damm bei Doberan. Die meisten, nämlich die so gefleckt aussehen, sind eine Art von Granit, aber, wie ich sagte, die man nicht bei uns in großen Massen und Felsen findet. Die mehr streifichten gehen in die Porphyrarten über. Erstere bestehen größtentheil aus Quarz, Feldspat, und weniger bemerkbarem Glim-

*) Karoline von Bose, eine Jugendfreundin Knebel's.

mer. In dem röthlichen Steinchen iſt das Röthlichfarbige thonartig, oder Feldſpath, der durch Zuſatz von wenigen Eiſentheilchen leicht röthlich wird. Das graulich-weißliche Quarz oder Kieſel, und das ſchwärzlich Eingeſtreute wahrſcheinlich Glimmer. Die milch-weißen halbdurchſichtigen Steinchen ſind eine Art Quarz oder Chalcedon, der ſeltner iſt. Vielleicht ſind ſie erſt durch das lange Abſpülen des Meeres durchſichtiger geworden. Den kernartigen bräunlichen halte ich für eine Art härtern Porphyr, der auch ſelten bei uns iſt. Die geſtreiften gehen zum Theil auch in das Porphyrartige über; manche in ſehr verhärteten Schiefer. Es iſt aber unmöglich, die Varietäten alle zu benennen. Das Grünliche kommt gemeiniglich von eingemiſchtem Serpentin her u. ſ. w. Wie geſagt, man findet dieſe verſchiedenen Miſchungen hauptſächlich nur in jenen Oberaner Steinen. Sonſt ſind die Materien mehr abgeſetzt und getrennt.

Dieſen Morgen war der Hofrath Stark bei mir, der mir von dem Befinden der Großfürſtin und Prinzeſſin Auguſte ſprach, und nun froh iſt, daß er ſeinen langen Aufenthalt in Weimar glücklich geendigt ſieht. Er ſagt, er ſei von dem vielen Eſſen vierzehn Tage krank geweſen, ſo, daß er gar nichts habe eſſen können. Das erſte Mal, als die Großfürſtin ausgefahren iſt, begegnete ſie auf der Chauſſee nach Belvedere Wieland, der eben auch zum erſten Mal ſpazieren gegangen war. Die beiderſeitige Freude und Rührung war groß.

Der Prinz De Ligne iſt gegen zwölf Tage in Weimar geweſen, und der Herzog hat ihn nun wieder zurück nach Teplitz begleitet. Sie erzählen Wunder von ihm, und daß er ein Buch daſelbſt geſchrieben habe, worin er unter Anderm ſagt: „J'estime Goethe, j'aime Wieland et j'adore le Duc.“ In franzöſiſchen Redensarten und Flagornerien iſt er bekanntlich ſtark. Er iſt beinahe acht und ſiebenzig Jahre alt, doch war er täglich mit auf der par force- und andern Jagden. Auch hat er Verſe auf Wieland gemacht. —

Ich wollte die Correſpondenz der Madame Du Deffant kaufen, man ſagt mir aber, ſie koſte vier Thaler in Leipzig. Dafür hab' ich mir lieber einen alten helvetiſchen Almanach vom Jahr 1808 verſchreiben laſſen, worin eine herrliche Anekdote vom Doctor Luther ſteht. Wenn ich ihn erhalte, ſo ſoll ihn Boschen zum heiligen Chriſt bekommen. Der junge Bülow iſt erſt vor wenigen Tagen von ſeiner Reiſe nach Böhmen zurückgekommen, und Karl hat ihm ſogleich das an ihn adreſſirte Buch nebſt Brief überbracht.

Es ſind wieder zu dieſen Wintervorleſungen ſieben neue Mecklenburger angekommen. Es iſt Schade, daß dieſe Menſchen faſt nichts hören, als was zu ihren Brotſtudien gehört. Voigt, der die Naturgeſchichte ſo trefflich lieſt, hat nicht einen Einzigen zum Zuhörer. Sie ſind überhaupt in ihrer Vorſtellungsart noch etwas altmodiſch, und wiſſen nicht, daß man ohne dieſe Studien kaum recht mehr in der Welt fortkommen kann, und daß ſie zu Allem nützlich ſind.

Hofrath Stark ſagte mir, daß der Erbprinz davon geſprochen, mich vielleicht auf der Reiſe nach Ludwigsluſt mitzunehmen, da Bielke nach Petersburg geſchickt worden. Ich habe ihm aufgetragen, wenn wieder davon ſollte geſprochen werden, zu ſuchen, es zu hintertreiben. Ich habe wohl berechnet, daß ich die Reiſe nicht wohl unter vierzig bis funfzig Friedrichsd'or mitmachen könnte, da ich mich doch in manchen Dingen ganz neu dazu equipiren müßte — und dieſe wüßte ich jetzt nirgends aufzutreiben. Auch würde mir die Reiſe in der Winterzeit wirklich etwas zu beſchwerlich fallen.

Empfiehl mich doch ja der lieben Prinzeſſin aufs Allerangelegentlichſte. Mir iſt es nur lieb, daß ich weiß, wo ſie ſitzt, ſteht und geht. Der Himmel wird es meinen Augen doch auch noch einmal vergönnen, ſie leiblich anzuſehen. Ich träume zuweilen ſchon von dem Wunderkinde, das ſie gebären wird.

Das ſoll gewiß unter allen Fürſtenkindern, außer der Mutter, mir das liebſte ſein.

Adieu, adieu — und lebe wohl! — Der alte Griesbach iſt wieder recht wacker, und wird künftigen Montag wieder anfangen zu leſen.

Dein K.

Wieland an Knebel.

1.

Weimar, den 13. Januar 1775.

Mich freut herzlich, liebſter Knebel, daß unſer junger Herzog Sie, wie es ſcheint, immer beſſer kennen lernt, und Sie auf einen ſo freundſchaftlichen Fuß behandelt, daß er Sie an den Empfindungen Antheil nehmen ließ, in die ihn mein aus der Fülle des Herzens übergefloſſener Brief ſetzte. Der letzte, den ich vor acht Tagen von ihm erhielt, hat mich ſehr glücklich gemacht. Ich wünſchte zehn Jahre jünger zu ſein, um deſto länger mit einem Fürſten und für einen Fürſten, der der Menſchheit ſo viel Gutes verſpricht, leben zu können. Was Sie mir, mein vortrefflicher Freund, bei dieſer Gelegenheit von Ihren eignen Geſinnungen für mich ſagen, macht mich nicht weniger glücklich. Glauben Sie mir, daß ich ganz und aufs Innigſte fühle, was es ſagen will, von einer Seele, wie die Ihrige, geliebt zu ſein. Ja, mein Beſter, Sie müſſen mein Freund ſein, ich muß und will der Ihrige ſein, unſre Herzen ſind dazu gemacht, und wenn die Klopſtocks, die Lenze, die Herder, und wie die Genien alle heißen, nicht auch unſre Freunde ſind, tant pis pour eux!]

Was Sie mir von den amoribus unſres neuverlobten Fürſtenpaars ſagen, iſt Alles ſehr nach meinem Sinn. Ich denke, Beide werden das für einander empfinden, was zum Glück des ehelichen Lebens (welches Fürſten ohnehin weniger empfinden, als Privatleute,) nöthig iſt; und das iſt genug, und, Alles wohl erwogen, beſſer, als wenn ſie Amandus und Amanda mit einander ſpielten.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondriſchen Anſtoß über Goethe ſchrieb. Ich bin inzwiſchen radicaliter von allem Mißmuth gegen dieſen ſonderbaren großen Sterblichen geheilt worden. Unfehlbar werd' ich ihn über lang oder kurz perſönlich kennen lernen — (ein dummer Ausdruck, an den wir angewöhnt ſind, wie wir zu ſagen pflegen, die Sonne tritt in den Steinbock, oder proſit, wenn Jemand nieſt). Genug, ich werd' ihn ſehen und ſprechen, und an meinem guten Willen ſoll's nicht liegen, wenn wir nicht Freunde werden können.

Ich bin begierig, zu wiſſen, was Sie zum kritiſchen Artikel im zweiten Stück des achten Bandes vom Merkur ſagen. Der Aufſatz hat einen Verfaſſer, der's nicht leiden kann, wenn ich ihm etwas ändere, und der zwar nicht immer nach meinen Ideen, aber doch, wie mich däucht, im Ganzen nicht übel urtheilt — wiewohl, à dire vrai, von großen Genien eigentlich gar nicht geurtheilt werden ſollte. Denn die ſind nun, wie ſie ſind, und es wäre ſelten deſto beſſer, wenn ſie anders wären. Herr Klopſtock wird ſich ohne Zweifel durch die Freiheit beleidigt finden, die dieſer Kunſtrichter ſich nimmt, von ſeiner gelehrten Republik zu urtheilen. Aber ich kann nicht helfen. Entweder keinen Merkur, oder Freiheit zu ſchreiben für Alle, die daran Theil haben; non datur tertium.

Mich verlangt herzlich nach Ihrer Wiederkunft, wiewohl ich nicht wünſchen kann, daß Sie gar zu bald wiederkommen. Denn ich glaube, daß dieſe peregrination unſerm Prinzen wohl bekommt.

Legen Sie mich unſerm theuern Carl Auguſt zu Füßen. — Leben Sie wohl — und ſchreiben Sie mir bald, wie Sie den Verfaſſer des Neuen Menoza gefunden haben. Unſre beſte Herzogin iſt zu Gotha; ſobald ſie wiederkommt, werde ich Sie ſo ſanft als möglich zu ihren kleinen niedlichen Füßchen legen. Gehaben Sie ſich wohl, mein liebenswürdiger Freund. Bertuch und Einſiedel salutant te in domino.

Wieland.

2.

Weimar, den 28. März 1775.

Was werden Sie von mir denken, mein liebenswürdiger Freund? Sie haben mir ſo ſchöne, ſo angenehm unterhaltende, ſo freundſchaftliche Briefe von Straßburg aus geſchrieben, und ich bin Ihnen noch immer ſogar meinen Dank darauf ſchuldig! Verzeihen Sie mir — die Umſtände, die Umſtände! — An meinem Herzen liegt's; denn mehr liebt Sie gewiß Niemand, als ich — und gerade darum, weil ich ſo viel für Sie empfinde, kann ich Ihnen nichts davon ſagen. Aber kommen Sie nur bald zu uns zurück; mein ganzes Leben ſoll es beweiſen, wie ſehr ich Sie liebe, wie ſehr ich nun, da ich Sie ganz kenne, Ihren ganzen Werth empfinde. In vier Wochen gehe ich auf acht Tage zu unſerm Gleim — wo wir Sie im Tempel der Freundſchaft im Geiſt umarmen, oft Sie zu uns, oft uns zu Ihnen wünſchen werden. Der Gedanke, daß Sie mein Freund ſein werden, hat einen unendlichen Reiz für mich. O kommen Sie bald, bald zurück! Einen Freund mit einem Geiſt und einem Herzen, wie das Ihrige, nahe, ſo nah als möglich bei mir zu haben, iſt ein Bedürfniß für mich geworden, ohne deſſen Befriedigung ich kaum leben kann. Entſchuldigen Sie mich unſerm liebenswürdigen Prinzen Conſtantin, daß ich ihm dießmal nicht ſchreiben kann. Ich denke, er iſt von meiner zärtlichſten Liebe und gänzlichen Ergebenheit verſichert; und was könnt' ich ihm Neues nach Paris ſchreiben, das ihn mehr intereſſirte, als Alles, was er da ſieht und hört?

Wir, mein beſter Knebel, müſſen unendlich viel mit einander zu ſchwatzen haben. Sie haben in dieſen wenigen Monaten ſo viel geſammelt, und ich prätendire meinen Antheil von Allem. Leben Sie wohl, Freund meines Herzens, edler,

guter Mann! — Und wenn's Ihnen möglich iſt, ſchreiben Sie mir nur noch ein paar Zeilen, wie Sie mit unſerm Prinzen zufrieden ſind. W.

3.

Weimar, den 26. Juni 1777.

Liebſter Knebel, Gleim iſt geſtern Abends mit ſeiner Nichte bei mir angekommen, und wird mir einige Tage ſchenken. Wünſchten alſo allerſeits unſerm ſo lange nicht geſehenen lieben Prinzen aufzuwarten, und die lieblichen Wohnungen, Paradieſe und Haine respective zu ſehen und wiederzuſehen, die Euer Liebden gepflanzt und unſer Herr Gott zuweilen etwas reichlicher, als vonnöthen wäre, begießt. Ohne Figuren und Umſchweife, ich bitte um Erlaubniß, den Freund Gleim und die Nichte nach Tiefurt zu bringen, und ihnen bei einem guten Fürſtenſohn und bei meinem, wie ich hoffe, noch auf den alten Fuß für mich denkenden Knebel einen glücklichen Tag zu verſchaffen. Sind Sie morgen zu Hauſe, ſo bitte ich, mich wiſſen zu laſſen, ob wir morgen kommen dürfen: wo nicht, ſo haben Sie die Gnade, und beſcheiden uns einen andern beſtimmten Tag. Adieu.

Ihr ganz eigner

Wieland.

4.

Weimar, den 8. December 1778.

Liebſter Knebel, ich wollte dieſen Morgen ſelbſt kommen, und Euch das Evangelium verkündigen, daß mir geſtern,

zwiſchen drei und vier Uhr Nachmittags abermals ein Sohn geboren worden. — Es ging leicht, glücklich und eilfertig dabei her; die Mutter iſt gar wohl, und der Junge iſt, dem Anſehen nach, das Paroli auf den Louis. Alſo, lieber Herr und Bruder, bleibt ihm um ein braver Kerl zu werden nichts übrig, als daß ein ſo braver Mann wie Ihr die große Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit unſerm lieben Herrn Gott in ſeinem Namen ſchließe. — Dieß iſt, mein Beſter, warum ich Sie heute in Perſon bitten wollte, ich konnte aber keine Pferde bekommen, und ſo ſchicke ich Ihnen dieß Message durch einen Boten. Freuet Euch alſo mit mir, und wenn's Euch lieb iſt, Mit-Vater zu meinem kleinen Buben zu ſein, ſo ſtellt Euch Morgen Nachmittag um drei Uhr, i. e. zwiſchen drei und halb vier, bei mir ein, und gebt dem Kindlein den beſten von Euern Namen. Ade, Lieber — legt mich und Alles, was mein iſt, unſerm Prinzen zu Füßen. Die Wöchnerin empfiehlt ſich ihrem Herrn Gevatter in spe aufs Beſte. Kommt alſo, und laßt Euch durch ein neues Band der Liebe und Treue an das Herz Euers Wieland binden.

5.

Weimar, den 11. December 1795.

Alle Sprache verläßt mich, liebſter Knebel, ſobald ich Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks ausdrücken will. Nehmen Sie alſo, mein Beſter! eine herzliche Umarmung im Geiſte anſtatt des Dankes, den ich Ihnen ſo gern auf eine beredtere Art für das meiner Idee ſo ſchön entſprechende Bild meines Agathodämon und für alles Freundliche und Aufmunternde zeigen möchte, was Sie mir mit einer Art, welche die Grazien nur Ihnen verliehen haben, über dieſen letzten Verſuch, ein ſchon ſo lange in meiner Seele liegendes Ideal abzuſchatten,

haben fügen wollen. Mein Herz iſt zu voll, als daß ich noch etwas hinzufügen könnte, als den Wunſch, noch lange mit und für ſolche Freunde leben zu können, wie Sie und diejenigen, die Sie mit dem Wörtchen Uns zuſammengeſchlungen haben.

W.

6.

Oſmanſtädt, den 1. Februar 1801.

Mein theurer verehrter Freund! Wie ungeheuer auch die Sünde eines Menſchen ſein kann, ſo iſt doch (ſagen die Kaſuiſten) Verzweiflung, Gnade erlangen zu können, die noch ſchwerere Sünde. Im Vertrauen auf die Richtigkeit dieſes theologiſchen Poſtulats wage ich es, Sie um eine zwiefache Gnade zu bitten: die erſte iſt, Sich, wo möglich, zu überreden, ich ſei in den letztverwichenen zwei bis drei Jahren gar nicht im Leibe geweſen, ſondern habe, wie der König Strauß in ah! quel conte, dieſe ganze Zeit über mit meiner ſämmtlichen Familie in den Planeten getanzt; die zweite: den Ariſtipp, der es hier wagt, Ihnen an meiner Statt unter die Augen zu treten, als einen Fremden, der Ihnen von einem todt geglaubten Freund Nachricht bringt, daß er noch lebe und Sie liebe und mehr als jemals liebe und ehre, freundlich aufzunehmen. Glücklich würde ich ſein, wenn er Ihnen in dieſem wenig angenehmen Winter einige frohe Stunden machen könnte! Noch glücklicher, wenn es mir in dieſem Leben noch ſo gut werden könnte, den Hain an Ihrer Seite zu beſuchen, der Ihnen die ſchöne Elegie eingegeben hat, die unter allen alten und neuern der Liebling iſt Ihres, bei aller ſeiner unverzeihlichen Nachläſſigkeit, ewig treuergebenen

Wieland.

7.

Jlefurt, den 7. Juli 1804.

Lieber Knebel! [Ihre Überſetzung des Lukrez, ſo weit ich ſie nach dieſem erſten Buche beurtheilen kann, iſt ein Meiſterwerk, woran Scharfſinn, Gewandtheit des Geiſtes, Geſchmack und eiſerner Fleiß gleichviel Antheil haben. Eine ſolche Überſetzung iſt das beſte Originalwerk werth, ja in Rückſicht auf die unſäglichen Schwierigkeiten, womit Sie zu kämpfen hatten, und die von Ihnen ſo tapfer als glücklich beſiegt worden ſind, mehr werth, als ein das Lukreziſche Werk weit übertreffendes Original.] Ich müßte mich ſehr irren, oder den Lukrez in gleichviel Verſen ſo zu überſetzen, war ungleich ſchwerer, als Voſſens treffliche Überſetzung der Ilias. Daß Sie Ihren wackern und gelehrten Vorgänger Meineke hundert Paraſangen hinter Sich gelaſſen haben, iſt das Wenigſte, was ich ſagen muß, um Ihnen einige Gerechtigkeit zu erzeigen. Ich habe Ihre Arbeit ſorgfältig mit dem Original verglichen, und ſie durchaus (es müßten mir dann nur, wo ſo viel zu loben iſt, unmerkliche maculae entwiſcht ſein) ſo getreu, ſo kräftig, ſo geiſtreich, in Allem, was an Ihrem Autor charakteriſtiſch iſt, ſo ganz Lukreziſch gefunden, daß ich Ihnen meine Bewunderung und (was vielleicht noch mehr iſt) meine gänzliche Befriedigung nicht genug auszudrücken weiß. Was zu dieſer Vollſtändigkeit meines Wohlgefallens an dieſer Ihrer herkuliſchen Geiſtesarbeit nicht am wenigſten beiträgt, iſt, daß es Ihnen, gewiß in einem hohen Grade, gelungen iſt, Ihrem geliebten Lukrez, ſo viel als in einer, ungleich mehr als ſeine damalige, gebildeten Sprache möglich ſcheint, ſelbſt in der öfters ſchmuckloſen Einfalt und Auſterität, oder, ſo zu ſagen, in der Roſtfarbe des Alterthums, ſo nahe gekommen ſind. In dieſer Rückſicht möchte ich Sie wegen deſſen, was Sie (zumal da verſchönern gerade das Leichteſte war) nicht gethan,

eben so sehr loben, als wegen dessen, was Sie gethan haben, denn, in meinen Augen wenigstens, ist es ein unvergleichbar größeres Verdienst, eine dem Original so getreu und doch mit so freiem Geist und sicherm Geschmack nachgebildete Kopie, als eine si Vis placet verschönerte Paraphrase eines Dichters wie Lukrez geliefert zu haben. Das Einzige, worin Sie ihn übertroffen haben und als Übersetzer übertreffen mußten, ist die Klarheit des Ausdrucks auch in den dunklern Stellen, wo eine noch nicht genug durchgearbeitete, spröde und ungelenksame Sprache, verbunden mit den natürlichen Schwierigkeiten der epikureischen Dogmatik, dem Autor nicht erlauben wollte, seinen Gedanken, oder den abstrakten Satz, den er darstellen wollte, bestimmt genug auszudrücken -- wobei Ihnen zuweilen eine Art von glücklicher Divination, immer aber das tiefe Eindringen in die Mysterien der epikureischen Philosophie und in den Geist Ihres Autors zu Hülfe gekommen zu sein scheint. Wie viel, liebster Freund, hätte ich noch zu sagen, wenn ich Alles, was ich an Ihrer trefflichen Arbeit zu loben finde, genauer angeben wollte. Sie erlauben mir aber, daß ich auch noch etwas auf die hoffentlich nicht gar zu ferne Zeit des Wiedersehens verspare. Gern möcht' ich nun auch, um Ihr in mich gesetztes freundschaftliches Vertrauen in etwas zu rechtfertigen, durch Handhabung des aristarchischen Amtes etwas zur möglichsten Vervollkommnung eines Werkes beitragen, wodurch Sie Sich ein so großes Verdienst um unsere Literatur gemacht haben — ein Verdienst, das um so größer ist, da es leider! nur von Wenigen aus connoissance de cause anerkannt werden kann. Aber, wenn ich auch hie oder da eine kleine Stelle, einen Vers oder so was gefunden hätte, wo mich ein Wunsch, das Gute noch besser zu sehen, angewandelt wäre, so würde mich schon der vergebliche Versuch, es besser zu machen (wie z. B. bei dem Gemälde des im Schooß der Venus zu ihr emporschmachtenden Mars), zurückhalten. Damit Sie indeß wenigstens meinen guten Willen sehen, an einem Mei-

ſterwerk, woran ich ſo Vieles hoch zu loben finde, auch etwas zu bekritteln, ſo lege ich, zur Probe, ein Blättchen bei, worauf ich einige von den paucis maculis bemerke, quibus non offendor, und die vielleicht, genau beſehen, nicht einmal maculae ſind.

Seit den letzten Tagen des Juni hat uns endlich die große Göttin Ihres Lukrez, Madre Natura, ein freundliches Angeſicht zugewendet, und ich genieße hier, in ihrem Schoße, unter den Flügeln der beſten Fürſtin und im Schatten der von Ihnen, lieber Knebel, gepflanzten Bäume, halcyoniſche Tage. Wie oft wünſche ich Sie mit Ihrer Adone zu uns, oder mich zu Ihnen in Ihre Thüringiſchen Schweizeralpen! Warum verurtheilt uns das Schickſal, die unvermeidliche Trennung, die uns bevorſteht, um ſo manches Jahr, das uns Jupiter nie wiedergeben wird, zu anticipiren.

Ich ſchmeichle mir noch immer mit der Hoffnung, Sie, über lang oder kurz, in Ihrem lieben Ilmenau zu beſuchen — aber wann ſie in Erfüllung gehen wird, wiſſen die Götter. Indeſſen behalten Sie mich lieb, empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin und bleiben meiner herzlichen Freundſchaft und Ergebenheit auf immer verſichert.

Wieland.

8.

Tiefurt, den 19. September 1803.

So eben, mein theurer und verehrter Freund, erhalte ich Ihren liebenswürdigen Brief vom 15. d. M.

Es iſt mir wirklich ſchmerzhaft, dem Zauber einer ſo freundlichen, ſo liebevollen, mir ſo viel Vergnügen von der beſten Art verſprechenden Einladung widerſtehen zu müſſen.

Schon zu Anfang des vorigen Monats hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, Sie auf einige Tage in dem mir noch immer neuen Ilmenau zu besuchen; aber immer schlich oder drängte sich bald dieses bald jenes Hinderniß zwischen den Vorsatz und die Ausführung. So schlüpfte eine Woche nach der andern vorüber, und nun haben wir bereits die Hälfte des Septembers hinter uns, und ich schreibe Ihnen dieß am 18., während es um mich her stürmt und regnet, und für einen Siebziger, wie ich, dessen dünnes filigranartiges Seelengehäuse von jedem rauhen Lüftchen in Unordnung gebracht werden kann, an eine Reise in Ihr Thüringisches Alpenland gar nicht mehr zu denken ist. Aber eilen wir nicht mit jeder Woche dem Jahr 1804 entgegen, und habe nicht auch ich das Privilegium des hohen Alters, mir zu schmeicheln, daß ich im nächsten Jahre noch leben und munter und stark genug sein werde, etwas auszuführen, was ich mir in diesem nicht zu unternehmen getraute? Also, liebster Knebel, mein Wort, mit Mund und Hand und Herz, daß ich im Sommer 1804 noch leben will, um zu Ilmenau die goldenen Wonnetage mit Ihnen zuzubringen, mit deren Bildern ich mich schon einige Monate durch in anticipirten wachenden Träumen so angenehm getäuscht habe. Haben Sie inzwischen, Sie und Ihre liebe Gemahlin, tausendfachen herzlichen Dank für Ihre so liebreiche Einladung und für Alles mir zugedachte Gute. Das Gefühl Ihrer mir unendlich werthen Freundschaft wird mich indessen nie verlassen, und eine Hoffnung, an welcher mein Herz so vielen Antheil nimmt, wird die Zeit, die ohnehin immer schneller mit mir davon eilt, doppelt und dreifach beflügeln.

Daß Ihnen meine Glycerion und die übrigen Kleinigkeiten einiges Vergnügen gemacht haben, freut mich herzlich. Es sind späte Blümchen, die sich an einem warmen Novembertage schüchtern hervorwagen, und eben dadurch, der matten Farben und des schwachen Geruchs ungeachtet, eine Art von Anmuthung erregen, wie die ungefähr, die man für schwäch-

liche, aber dem ungeachtet lebensfrohe, freundlich lächelnde Kinder fühlt.

Ich bin ganz beschämt, Ihnen, lieber Knebel, gestehen zu müssen, daß ich mich unter einer steten Abwechslung von Zerstreuungen, kleinen Geschäften und andern zufälligen Abhaltungen aller Art, noch immer nicht aufgelegt gefunden habe, Ihrem secundo Lucretii die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen. Ich bitte Sie um Nachsicht und Geduld, und bin gewiß, keine Fehlbitte zu thun.

Diesen Mittag erwartet unsre geliebte Fürstin die Gesellschaft der Prinzessin und Ihrer Fräulein Schwester, und da ich die Letztere um Bestellung dieses Briefchens zu ersuchen gedenke, so nöthigt mich die Zeit zu schließen. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, behalten Sie mich lieb und bleiben meiner herzlichen Anhänglichkeit und wahren Verehrung auf ewig versichert.

Wieland.

9.

Weimar, den 7. Januar 1804.

Die hier zurückkommende Elegie auf Herder's Tod hat meinen aufrichtigen Beifall; sie ist schön, herzlich, ungekünstelt ausgesprochenes wahres Gefühl — Herder's und Knebel's würdig.

Nur in der Stelle vom fünften bis zum achten Distichon ist — ich weiß nicht was, das mir nicht recht einleuchten will. Der Fehler muß entweder an mir oder an dem Dichter liegen. Es ist uns, wenn wir eine höchlich geliebte Person durch den Tod verloren haben, anfangs, und auch wohl eine ziemliche Zeit lang, natürlich, uns nicht überreden zu können, oder vielmehr nicht glauben zu wollen, daß sie todt sei. Wir können sie uns nicht anders als lebend denken; sie ist

nicht todt, ruft es immer in unſerm Innern, ſie lebt, ſie muß leben, ſie ſoll leben ꝛc. Iſt dieß das Gefühl, was Knebel ausdrücken wollte, ſo wünſchte ich das fünfte Diſtichon

Ruf ihm, Gattin! ihr Kinder klagt! ihr Freunde verrufet
Jegliche Hülfe! der Mann, wahrlich er lebt noch mit uns,
Denen mächtiger Liebe u. ſ. w.

etwas anders gewendet, und den achten Pentameter

Ach! ſo ein treuer Freund eilt nicht ſo ſchnöde davon!

ganz weggelaſſen zu ſehen — weil er der einzige ſchiefe Gedanke im ganzen Gedicht iſt. Gewiß lebte unſer Freund noch, wenn es bei ihm geſtanden hätte, ob er uns verlaſſen wolle oder nicht.

Wenn ich mich verſtändlich habe machen können, ſo wird der Dichter vielleicht hierüber gleicher Meinung mit mir werden, und die allenfalls zu wünſchende Änderung dieſer Stelle leicht bewerkſtelligen können. W.

10.

Weimar, den 5. November 1809.

Erlauben Sie, lieber Knebel, daß ich Ihre Gefälligkeit und Freundſchaft für mich in Anſpruch nehme, indem ich Sie um Erlaubniß bitte, Ihnen den angeſchloſſenen Brief mitzutheilen, den ich geſtern von der verwittweten Generalin Gräfin v. Götzen (Stiefmutter der Gräfin Magni zu Eckersdorf in der Grafſchaft Glatz) aus Breslau erhalten habe. Das Anliegen der guten Dame werden Sie aus dem Briefe ſelbſt erſehen. Ich habe mich deßhalb an unſern Herrn Kammerherrn v. Egloffſtein gewendet, der eine Hauptperſon bei unſerer dermaligen Landes-Commiſſion iſt, und beſonders Alles, was die hier liegenden Gefangenen und Bleſſirten angeht, zu beſorgen hat. Dieſer verſichert mich, daß von allen den Officieren, für welche

die beſagte Gräfin meine bona officia in Requiſition ſetzt, kein einziger ſich hier befinde; hat mir aber verſprochen, ſich in Erfurt und Naumburg nach ihnen zu erkundigen. Inzwiſchen iſt mir der Gedanke gekommen, daß vielleicht der eine oder andere dieſer Hülfsbedürftigen in Jena liegen könnte. Nun habe ich zu Jena Niemand, dem ich mehr Humanität für Nothleidende und mehr Gefälligkeit für mich zutraue, als Ihnen, beſter Knebel. Ich klopfe alſo hiermit an Ihrer Thür an, und bitte Sie angelegentlichſt, alle mögliche Erkundigung hierüber einzuziehen, und falls der eine oder andere dieſer verwundeten Officiere, für welche ſich die Gräfin Götzen intereſſirt, wirklich in Jena liegen ſollte, mir, ſobald es ſein kann, das Nähere davon zu berichten, inzwiſchen aber, in meinem Namen, ſich derſelben, ſo viel ſich thun läßt und die Noth erfordert, anzunehmen. Ich höre von Goethen, daß der gute Genius —

— mercurialium
custos virorum —

der ſich in den greulichen Tagen und Nächten vom 14. bis zum 17. October um mich her gelagert und mich und die Meinigen (blos ein Paar Dutzend de bonne grace nach und nach ausgelieferte Flaſchen Wein ausgenommen) vor allem Unfall bewahrt hat, auch Ihnen, theurer Freund, wie billig, zur Seite geſtanden, und daß Sie — was in ſolchen Fällen wohl der Hauptpunkt iſt — in dieſen kritiſchen Momenten Sich ſelbſt nicht verlaſſen haben.

Dabei möge es denn auch ferner bleiben! denn wer weiß, was noch bevorſteht, und was dieſe Tragödie, worin wir eine ſehr leidige Statiſten-Rolle ſpielen, für ein Dénouement haben wird? In jedem Falle malheur aux vaincus!! Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß wir hier ein trauriges Leben führen, das kaum dieſen Namen werth iſt. Ich weiß nicht, wie mir der Einfall gekommen iſt, mich zu dem alten M. Tullius Kikero zu flüchten und zu verſuchen, ob ich ſeine Briefe, oder wenigſtens einen Theil davon, leidlich und leslich verdeutſchen

könne. Es iſt ein ſehr gewagtes Unternehmen für einen Vierundſiebziger. Indeſſen am audo! ſoll's nicht fehlen; nur mit dem incipe! will's noch nicht gehen und ich bin noch in den Vorbereitungen begriffen.

Die Briefträgerin geht ab und ich muß ſchließen. Vale etiam atque etiam, et nos, ut facis, ama.

T. T. Wieland.

11.

Weimar, den 13. December 1800.

Ich weiß nicht, welcher Unſtern mir ſeit einiger Zeit tagtäglich bald dieß bald jenes in den Weg wirft, das mich in der ſelbſtgewählten Beſchäftigung (einer Überſetzung der ſämmtlichen Briefe des Cicero), die jetzt mein einziges Vergnügen iſt, ſtört und zurückwirft; denn bei einer ſolchen Unternehmung hat man im vierundſiebzigſten Jahre Urſache mit ſeiner Zeit zu geizen. Indeſſen habe ich es doch weder Ihrer Bitte, mein verehrter Freund, noch dem Andenken unſers Herders verſagen können, einen aufmerkſamen und die Copien mit den Originalen vergleichenden Blick auf die Oden zu werfen, die hierbei wieder zurückfolgen. Bei einigen habe ich nur mit einem oder zwei Worten bemerkt, wie ich ſie gefunden, und in allen die vernachläſſigte Interpunction verbeſſert. Überhaupt unterſchreibe ich Ihr Urtheil über dieſe Überſetzungen ohne Einſchränkung; ſie ſcheinen größtentheils (die erſte und zweite etwa ausgenommen) nur flüchtig, wiewohl mit der Herdern eigenen Genialität, auf's Papier geworfen, und bedürften, um ſeiner würdig zu ſein, theils mancher Verbeſſerung, theils einer gänzlichen Umſchmiedung. Und doch, wer wird die Präſumtion haben, Herdern die Lection corrigiren zu wollen? Alles überlegt, wünſchte ich doch, der guten Wittwe Herder's zu Gefallen, daß Sie

über dieſe Bedenklichkeit hinausgehen und, und da es Ihnen ſo wenig an Sprachkenntniß, Geſchmack und ſeinem Sinn für die Horaziſche Grazie als an Zeit gebricht, dieſen Oden eine ernſtliche Aufmerkſamkeit widmen wollten. Was aber die Überſetzung aus dem Griechiſchen betrifft, ſo kenne ich Niemand, dem man die Arbeit, ſie kritiſch mit den Originalen zu vergleichen und in correcten Stand zu ſetzen, ohne Indiscretion zumuthen dürfte. Übrigens, wenn ich bedenke, daß im Grunde Alles, was von Herdern kommt, auch das Unvollendetſte und Flüchtigſte, Funken und Strahlen ſeines Geiſtes (deſſen gleichen vielleicht in tauſend Jahren nicht wieder kommt) von ſich wirft, ſo ſehe ich nicht, warum man Bedenken tragen ſollte, auch dieſe Überſetzungen, ſo wie ſie ſind, in die Sammlung ſeiner omnium aufzunehmen.

Entſchuldigen Sie, lieber Knebel, die Kürze und Leere dieſes Briefes und bleiben meiner unabänderlichen Anhänglichkeit auf immer verſichert. W.

12.

Weimar, den 2. November 1807.

Theuerſter Herr und Freund! Eine mir äußerſt am Herzen liegende Sache dringt mich, Ihnen mit einer Bitte und einem Auftrage läſtig zu fallen, deren ich Sie recht gern überhoben hätte (wiewohl ich weiß, wie ſehr ich auf Ihre Güte gegen mich rechnen darf), wenn ich außer Ihnen einen vertrauten Freund in Jena hätte.

Da ich meinem Cicero nur Augenblicke ſtehlen darf, ſo weiß ich mir, um nicht einen großen Brief ſchreiben zu müſſen, nicht anders zu helfen, als daß ich Ihnen, im engſten Vertrauen, einen Brief von meinem Reinhold mittheile, woraus Sie ſein Anliegen, ſein dringendes Anliegen, einen Verleger zu

seinem neu ausgearbeiteten Werke über das Erkenntnißvermögen (welchem vielleicht rathsam wäre, einen andern Titel zu schöpfen) ausfindig zu machen, ersehen werden. Diß ist bei der jetzigen jämmerlichen Lage unsers Buchhandels, der Muthlosigkeit der Sosier, dem allgemeinen Geldmangel, und aus andern Umständen und Rücksichten, unsäglich schwer. In der Angst ist mir Ihr wackerer Fromman beigefallen. Haben Sie doch die Güte, bester Knebel, bei Ihm anzuklopfen und zu forschen, ob er etwa zu dieser, nicht sehr kostspieligen Entreprise sich entschließen könnte. Die Bedingungen will ich gern Ihnen und Ihm zu bestimmen überlassen, wenn der gute Reinhold nur nicht gar zu sehr dabei zu kurz kommt. Viel kann er nicht erwarten. Ich kenne Ihr Herz zu gut, als daß ich nur ein einziges Wort noch nöthig hielte, um dasselbe für diese Sache zu interessiren.

In Erwartung Ihrer Antwort und des hier mitgetheilten Briefes von R. umarme ich Sie und die Ihrigen mit innigster Freundschaft als

Ihr ganz eigener alter

Wieland.

13.

Weimar, den 10. November 1810.

Ich rechne zu sehr auf Ihre Nachsicht und Humanität, als daß ich nicht zuversichtlich hoffen sollte, mein verehrter und geliebter Freund, Sie werden von Selbst geneigt sein, die Verzögerung dieser Antwort auf Ihre freundliche Zuschrift vom 8. October d. J. eher allen andern Ursachen, die sich ersinnen lassen, als einer Veränderung meines Herzens gegen einen so werthen und so vieljährigen Freund beizumessen, und gern werden Sie mich daher von der leidigen corvée dispensiren,

Sie und mich durch eine lange Litanei von Entschuldigungen (die, wie viel oder wenig sie auch gültig wären, am Ende die Sache doch nicht besser machten) noch obendrein zu belangweiligen. Indessen muß ich doch gestehen, daß ich zum Briefschreiben, selbst an die Freunde, die meinem Herzen die nächsten sind, immer verdrossener werde. Ich möchte sie lieber von Angesicht zu Angesicht sehen, lieber ihre lebendigen Worte, den unmittelbaren Abdruck ihrer Gedanken und Gemüthsregungen mit meinen Ohren hören, und auch ihnen auf die nämliche Weise die meinigen mittheilen können, als durch Zeichen von Zeichen mit ihnen reden, die, da sie von einer erloschenen Imagination kein Leben mehr erhalten können, den Namen todter Buchstaben nur zu sehr verdienen.

Am 14. November.

Sie sehen, lieber Knebel, wie mir's geht; da setze ich ein den 10. angefangenes Blatt am 14. fort, und mußte ein eigenes dazu nehmen, um Ihnen begreiflich und anschaulich zu machen, wie es damit zuging. —

Herzlichen Dank für das schöne Geschenk Ihres „Hymnus an die Erde", welche wahrlich alle Ursache hat, in so trübseligen Zeiten, wie die unsrigen, sich eines so dankbaren und Alles zum Besten kehrenden Sohnes zu erfreuen. Ich habe diesen Lobgesang auf unsere almam matrem, wie jener Flötenspieler zu Aspendus, qui intus canebat, innerlich mitgesungen, und kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir in diesen unsern Tagen, da die Rehfueße und Streckfuße, und Langbeine und Kinde und Kindskinde ꝛc. alle Zugänge und Hügelchen des deutschen Parnasses besetzt halten, um's Herz wird, wenn so lieblich melodische Töne von den Höhen des Berges zu mir in mein prosaisches Thal herabtönen. Glücklicher Freund, dem die Musen, seiner grauen Haare ungeachtet, noch so freundlich und gefällig sind! — Ich sage dieß nicht, als ob ich mich beklagte oder bemitleidete, daß sie mich mit

ihren Gunstbezeigungen, deren ich doch nicht mehr froh werden könnte, unangefochten lassen. Ich könnte mich ohne große Undankbarkeit nicht über sie beschweren. Alles hat seine Zeit und währt seine Zeit, und ich finde mich noch überglücklich, wenn mir die prosaische Peitho günstig genug ist, mir in dem verwegenen Unternehmen, da ich einen Mann, wie Cicero, noch in seinem 1915ten Jahre deutsche Briefe schreiben lehren will, ihren Beistand nicht zu versagen.

Für die mitgetheilten Nachrichten aus den Briefen Ihrer Fräulein Schwester bin ich Ihnen sehr verbunden. Sie sind ein sehr erfreuliches Supplement zu denen, die ich selbst von dieser meinem Herzen ewig theuern Freundin vor mehrern Wochen erhalten habe. Unsere Prinzessin — der Liebling unserer Herzen, deren Trennung von uns nur durch den Gedanken, daß sie glücklich ist, erträglich wird — kann mit ihrem Verstand und Gemüth, in einer Lage wie ihre gegenwärtige — und in der That in jeder andern als der vormaligen — nicht anders als Glückliche machen und glücklich sein. Ganz vollkommen ist nichts unter dem wechselnden Mond. Mag doch der Erbprinz mitunter ein wenig wunderlich sein! Dieß giebt seiner Gemahlin nur desto mehr Gelegenheit, die ihr vorzüglich eigenen Tugenden und die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters zu bewähren, und ich müßte mich schrecklich an ihm geirrt haben, wenn die kluge Nachsicht und ruhige Sanftmuth, womit sie Alles, was etwa zu ertragen ist, an ihm erträgt, mit der Zeit (ohne deren Hülfe nichts reif werden kann) nicht wohlthätig auf sein Gemüth wirken, und für sie und ihn die erfreulichsten Folgen haben sollte.

Ich muß die Feder niederlegen, mein theurer Freund, wenn dieses Blatt die Post nicht versäumen soll. Daß wir uns in dem bevorstehenden Winter selten, ja vielleicht gar nicht, sehen werden, besorge ich auch — denn in manchen Fällen sind zwei oder drei Meilen so gut als dreihundert — aber können wir uns denn nicht schreiben? Und von dem Frühling des

nächſtkünftigen Jahres habe ich zum Voraus eine ſo günſtige Meinung, daß ich mir Hoffnung mache, einen Theil deſſelben in Jena zu verleben.

Gehaben Sie ſich wohl, Beſter! und bleiben wir einander, was wir ſchon ſo lange geweſen ſind, Freunde hasta la muerte! W.

14.

Der leidige Gott des Zufalls mag wiſſen, wie es zuging, daß mir, während Reinhold und ſeine Frau bei mir waren, die Anliegenheit, die Sie mir, lieber Knebel, vor ein paar Tagen in einem Billet, welches ich über Tiſche erhielt, vortrugen, ſo ganz aus dem Sinne gekommen iſt, daß ich ohne die ungefähre Vermittlung des wohlbeſagten Gottes, der es mir dieſen Moment in die Augen fallen läßt, vermuthlich bis an mein ſeliges Ende nicht daran gedacht hätte. Verzeihen Sie mir, wenn anders eine ſolche Todſünde gegen alle Geſetze der Urbanität jemals in dieſer oder jener Welt verziehen werden kann, dieſe supinam incuriam! Das Schlimmſte iſt, daß ich weder damals, da ich Ihren Auftrag erhielt, noch jetzt, da ich ihn beantworte, im Stande war, noch bin, den Wunſch der holden Damen G..e zu befriedigen. Denn ich beſitze auch nicht ein einziges meiner opusculorum weder ſchön gedruckt noch ſchön gebunden, noch in irgend einer äußern Form, deren Eleganz ſie zu einem Neujahrsgeſchenk qualificirte. Hätten die Damen acht Tage früher den Einfall gehabt, ſo hätte ich allenfalls ein Exemplar von den Göttergeſprächen von Leipzig kommen laſſen können, wiewohl auch da die Zeit zu einem zierlichen Bande zu kurz geweſen wäre; denn es iſt in Weimar nicht wie in London, wie Sie wiſſen, und wie unſere Engländer und Engländerinnen ſich nicht immer zu erinnern ſcheinen.

Ich dächte also unmaßgeblich, Herr Lewis könnte mit irgend einem andern Neujahrspräsent vorlieb nehmen.

P. S. So eben fällt mir ein, daß ich Horazens Briefe in einem zwar geschmacklosen, aber doch französischen Bande besitze. Allein erstens fürchte ich, zwei groß Octavbände haben eher die Miene, einem Vinnius Asella auf den Rücken gepackt, als von Grazienhänden einem eleganten jungen Herrn aus London überreicht zu werden, und zweitens gestehe ich auch, daß ich dieses Exemplar als das einzige, was ich selbst noch habe, nicht sehr gern hergeben würde. Gleichwohl, wenn es sein muß und kein anderer Rath ist, so steht es Ihnen zu Befehl.

Dominus vobiscum!

W.

Herder an Knebel.

1.

Weimar, den 11. September 1784.

Liebſter Knebel! Ihr doppeltes Andenken an uns hat mich ſehr gefreut, und wenn Sie ſo oft an mich, als ich an Sie, gedacht haben: ſo haben ſich unſre Geiſter im Abendroth und im Schatten der Bäume oft vereinigt. Mein Bächlein des Lebens hat dieſe Tage zwiſchen dem und jenem unwürdigen Felſen gebrauſet, daß ichs mehr als einmal lebhaft gefühlet, unter und zwiſchen welchem erbärmlichen Zickzack unſer kurzes Erdenleben hinſtreicht, wo wir Wochen und Jahre ohne Luſt und Gewinn verloren haben. Doch ſtill, mein liebes Herz, auch Dir werden beſſere Zeiten kommen, ehe die Grabſchaufel den Staub über Dich wirft und Du das Schlagen verlernt haſt. O Knebel, welch ein Glück haben Sie bei allen Ihren moraliſchen Mißfällen des Lebens! Sie haben doch immer die ſchätzbarſte Beute davon getragen, Freiheit und einen ſelbſtſtändigen ruhigen Genuß der Güter dieſes Lebens, ſo viel Sie brauchen. Sie ſind von außen Herr über ſich ſelbſt geworden (unter Tauſenden in Europa kann dieß nur Einer von ſich ſagen), und Sie haben in den wenigen Jahren Ihrer Entfernung ſo große Schritte gethan, es auch von innen über ſich zu werden! Männer ſchmeicheln einander nicht, und warum ſollte ich Ihnen ſchmeicheln? Aber die Theilnehmerin meines Herzens, meine Frau, weiß, was ich von Ihnen geſagt und was mir Ihr lieber Anblick geweſen. Genießen Sie dieſe Ruhe, oder vielmehr kämpfen Sie dieſen akademiſchen Kampf mit

ſich ſelbſt im ſchönen Thal der Saale weiter: eine unſterbliche Hand wird Sie krönen. Auf eine Ewigkeit, glaube ich, wird Ihr dortiger Aufenthalt nicht ſein; aber auf eine ſchöne, reich und vielfach-genoſſene Zeit, in der Sie Ihre zweite Jugend durchleben, indeß ich hier auf dem verödeten Zionsberge hinter den Kirchmauern wie ein Nachtvogel ſitze und in dem engen, ach engen Thal unſrer Ilm zuweilen wenigſtens die ſtummen Bäume zur Erholung grüße. Doch genug der Klagelieder, die nicht einmal mein Herz erleichtern.

Hier iſt Vanini. Die Ode iſt gezeichnet und in manchen Strophen dünkt ſie mich wie eine Überſetzung Ihres beſſern Athems oder Seufzers: Du, der Du biſt, das weiß ich. Sie hat übrigens Tautologieen und iſt zu lang; indeß immer merkwürdig, da man den, ſonſt freilich ſehr eiteln, armen Philoſophen als einen Atheiſten verbrannt hat. Daß Sie mir das Buch ſorgſam wiederſchicken, darf ich bei Ihnen nicht erinnern; es gehört zur fürſtlichen Bibliothek und iſt äußerſt ſelten.

Der Geheimerath Jacobi kommt her. Sein Anmeldungsbrief an Goethe hat dieſen nicht gefunden, und er hat deßhalb an mich geſchrieben. Ich hoffe, er wird ſeine Ankunft acht bis zehn Tage verzögern, und Goethe indeſſen hier eintreffen, nach dem ich mich herzlich ſehne. Auf den October hat ſich die Frau v. Reck (die von ihrem Mann geſchieden iſt) hier anmelden laſſen, und das Bethlehem in Juda wird alſo nicht leer. Die Weiſen beſuchen es; ich hoffe aber, daß ſie allmälig eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlaſſen, oder ſie an die eigenſinnigen Inhaber unſers heiligen Stalles, den bos et asinus, die das alte Kirchenlied preiſet, richten werden.

In Tiefurt haben wir heute vor acht Tagen den Dſchiggetai, Onager und die Indier in Aſtrakan aus Pallas geleſen. Ihr Skamozzi war nebſt dem übrigen Andenken angekommen und machte viel Freude. Die Fräulein von Göchhauſen hat die indianiſche Reiſe, von der ich Ihnen ſprach; ſobald ſie ſie wiedergiebt, ſoll ſie zu Ihnen. Sie iſt zwar gegen Haſtings

geſchrieben, hat aber doch einige ſchöne Nachrichten und Mitleid erweckende Beſchreibungen, geſetzt, daß dieſe auch nur halbwahr ſein ſollten. Leben Sie indeß am Oronoko und in den Luſtgärten des Jones glücklich fort und erfreuen uns, wenn's Ihnen wohl iſt, bald wieder mit einigen Zeilen. Grüßen Sie Eichhorn, und lernen Sie mit der Zeit arabiſch von ihm; es iſt doch ein ſeltner Schatz, und die Gelegenheit dazu noch ſeltner. Adieu, Lieber, ich umarme Sie herzlich.

Herder.

Hier iſt Lukrez, wenn Sie ihn mögen. Er iſt ein Menſch von Rieſenkraft, auch wo er die ſtupidſten Sachen demonſtrirt.

2.

Weimar, den 5. October 1784.

Sie kommen mir, liebſter Knebel, mit Ihrem Schreiben entgegen, gerade da ich an Sie ſchreiben wollte; dieß Begegnen unſrer Gedanken bekommt mir wohl.

Jacobi iſt ſehr gerührt weggegangen, inſonderheit von Goethe: unſre Bekanntſchaft wird ihm gewiß an Leib und Seele wohlthun. Claudius ſehnte ſich wie ein Vertriebener nach Hauſe, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Die ſo verſchiedene Gemüthsart dieſer zwei guten Leute hat mich in einem ſtillen Conflict zurückgelaſſen, ſo daß mir ihr ganzes Daſein hieſelbſt wie ein Traum, oder eine Art von Reiſe iſt, die ich ſelbſt gemacht habe. Ich bin alſo in eine ſonderbare Einſamkeit zurückgeſunken, zu der mich auch einige aufgeſchobene nothwendige Arbeiten nöthigen, und die endlich ein verſteckter Schnupfen befördern mag. Goethe's Abreiſe kam dazu, der noch in Ilmenau iſt und dem die Gegenwart der Fremden auch gut gethan hat. Er iſt nur einmal hier bei mir geweſen,

und vom Herzoge und ſeiner Reiſe iſt kein Wort vorgefallen, weil ich mit ihm von politiſchen Sachen ſo wenig als möglich ſpreche, obgleich auch mir die dumme Mähre zu Ohren gekommen war. —

Aber was machen Sie, daß Sie das Geld ſchicken? Hier iſt's wieder: Lukrez iſt einmal mein, und wenn Sie wollen, geben Sie mir dafür den Dürer oder etwas Anderes, was nicht Sie, aber ich wohl brauche. Ich bin in den beigehenden Carlsruher Beiträgen unter vielem Wuſt auf Stücke gekommen, die ich von Götz halte. Laufen Sie ſie doch durch mit Ihrem ſpürenden Sinn, und melden mir einmal, was Sie gefunden. In Göckings Journal Stück 6 ſteht, mit einem neuen Geſange Homers von Bürger, auch das Avertiſſement der Subſcription zu Götz's Gedichten.

Meine Frau grüßt Sie herzlich und dankt für die Trauben: die Kinder werden es gleichſam thun, wenn ſie ſie koſten. Beide danken wir Ihnen für den ſchönen Tag, den Sie uns, trotz des Windes, in Jena machten. Wir fuhren im ſchönſten Mondſchein, zwiſchen Schlaf und Wachen, gen Weimar, und wurden alleſammt mit Briefen erfreut; Claudius durch einen Brief von ſeiner Rebekka, und ich durch einen von Hamann. Leben Sie wohl, Liebſter, es gehe Ihnen aufs Beſte wohl. — Bald ſchreibe ich wieder.

Herder.

Wenn ich Ihnen nur ſagen könnte, wie wohl es mir bei Ihnen geweſen iſt! erquickt durch Ihre ſchöne Seele, die mich über das Alltägliche erhoben, fuhr ich vergnügt in der Mondnacht, wo Goethe uns vom Zuſtand der Seele nach dem Tode erzählte. Nur ein wenig nicht ſchwärmeriſch genug für das überirdiſche Licht, in dem wir dahingleiteten. Ich habe Ihnen täglich ſchreiben wollen, um Ihnen ein herzlich Wort für die ſüßen Stunden zu ſagen — aber es läßt ſich ja nicht ſagen. — Der Geiſt Ihrer herrlichen Gegend erquicke Sie dafür.

Die regierende Herzogin wünſcht die Überſetzung von Sueton zu haben — ſie iſt nicht hier; wiſſen Sie ſie in Jena aufzutreiben, ſo ſenden Sie ſie gefälligſt.

Caroline Herder.

3.

Weimar, den 6. November 1784.

Dank Ihnen, Lieber, für Ihr doppeltes gutes Andenken. So ſehr Sie es aber auch verbergen mögen: ſo ſitzt eine geheime Unruhe in Ihnen, wie das Küchlein im Ei; und um Gottes willen machen Sie nicht, daß es Wärme gewinne. Nehmen Sie ſich etwas Beſtimmtes zu thun vor; dieß iſt der einzige Weg, die Gedanken ſowohl als Begierden abzuthun, oder wenigſtens zur Form unſrer ſelbſt zurückzuzwingen. Gleich viel, was es ſei; aber der Menſch muß Tagarbeit haben: ſein inneres Weſen iſt zu weit und zu unbeſtimmt zum Kreiſe ſeines äußern Daſeins. Verzeihen Sie meiner flachen Philoſophie; ſie iſt aber die Erfahrung meines Lebens und ſelbſt der vergangenen Wochen und Tage, in denen ich nur ein iniquae mentis asellus zu Treibereien von außen geweſen. Ich eile, wie ein verſchmachteter Hirſch zur Quelle eilt, zu irgend einer zuſammenhängenden Arbeit, und fange ſie vielleicht ſchon mit dem morgenden Tage an, ob mir gleich, die Wahrheit zu geſtehen, noch das punctum saliens fehlt. Es muß aber in der Arbeit kommen, oder es kommt gar nicht. — — Machen Sie's auch ſo, Lieber, wir wollen in zwei verſchiedenen Bahnen laufen, zu Einem Ziel.

Vogts haben uns den Antrag gethan, Sie heute in ihrer Geſellſchaft zu beſuchen; aber meine Frau iſt niedergeworfen in ihrem Gemüth und Körper, theils durch Familiennachrichten, theils vielleicht durch die Jahreszeit. Und ich bin dieſe Woche

ſo nieder geweſen, daß ich drei Tage kein materielles, phyſiſches Wort habe ſprechen können und geweſen bin, wie eine verſchloſſene, ſtumme Wand. Alſo haben wir's abgeſagt und warten einer muntereren Zeit der Freuden.

Von meinen Fabeln könnte ich Ihnen Manches ſchon hinüberſchicken, wenn's — abgeſchrieben oder lesbar wäre. Ich will's in müßigen Stunden thun oder thun laſſen und ſodann Ihr Urtheil erwarten.

Von neuen Sachen iſt mir Einiges zu Geſicht gekommen; aber nichts, was mich im mindeſten erquickt hätte. Engels Mimik iſt ein tönender Schellenklang, ohne Herz, Geiſt und Abſicht; er kennt keine Geberdenſprache, als den Berlinſchen Schauſpieler, und am Ende keinen andern Zweck, als für das ſchöne Publikum, das er mit ſeinen kleinen klingenden Sylben in den Schlaf wiegen will, zu ſchreiben. Eberhard hat vermiſchte Schriften herausgegeben, in denen die Philoſophie mir wie alter Käſe riecht, und das Übrige iſt in demſelben Guſto.

Dagegen haben wir uns Abends an morgenländiſchen Erzählungen erbauet, die uns Gottfried vorlieſt, und die meine Frau geneigt iſt, zu ſammeln. Sie haben die deutſche Überſetzung des Cardonne; ſchicken Sie ſie uns doch, wenn Sie ſie nicht brauchen, und auch ſonſt, wenn Ihnen etwas Gutes der Art, auch in engliſchen Journalen, die Sie ja leſen, in die Hand fällt. Vielleicht kann Ihnen auch Büttner etwas ſagen und geben, ohne daß Sie ihm den Zweck ſagen. — Ihr Cevs ſollte mit hinüber, wenn ich ihn einer Gelegenheit anvertrauen wollte; er ſoll Ihren Händen entweder hier oder in Jena überantwortet werden. Und die poëzies des Königs von Navarra ſollen zum clariss. doctissimoque Buttnero auch zurück. In beiden iſt eigentlich nichts für meine jetzige Lage.

Goethe hat uns ſeine Abhandlung vom Knochen vorgeleſen, die ſehr einfach und ſchön iſt; der Menſch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen. Wir haben indeß neulich ausgemacht, daß er, alten Münzen

nach, einmal in Rom dictator perpetuus und imperator unter dem Namen Julius Caesar geweſen; zur Strafe aber nach beinahe achtzehnhundert Jahren zum Geheimerath in Weimar avancirt und promovirt ſei. — Laſſet uns alſo Fleiß anwenden, daß wir nicht noch ärger promovirt werden. Mit Ihnen muß etwas Ähnliches vorgefallen ſein: darum ſitzen Sie jetzt auf dem Schloß zu Jena.

Nun, lieber Knebel, alles Gute mit Ihnen! und inſonderheit wünſchte ich, dieſem Brief einen unſichtbaren, aber wackern Stachel, auf lateiniſch stimulum, ad laborem mitzugeben. Labor improbus omnia vincit. Nach Lukrez's Überſetzung habe ich vergebens gefragt; wie wärs, wenn Sie ſich nur zum Anſatz an einige ſeiner ſchönſten Stellen machten? — Ich umarme Sie mit Liebe und Freundſchaft.

H.

4.

Aufs Beſte danke ich Ihnen, Lieber, für Ihren unverhofften und deſto angenehmern Brief. Ihre ſtille Selbſtverbannung wußte ich ſchon von Auguſt, der Sie geſtern morgen vergebens ſuchte und traurig zurückkam, da er Sie nicht gefunden.

Seit wir uns beim ἀρχηγέτῃ verließen, iſt mirs ziemlich ſchlecht ergangen. Freitag blieb Gleim bis zwei Uhr Nachmittags, da wir ihn halben Wegs bis Jena begleiteten; und ſo lange war mirs im Geräuſch der Vergeſſenheit ziemlich. Der Abend kam, wie nach ſolchen Tagen ein Abend zu kommen pflegt, und dieſer noch dazu mit Huſten, Katarrh und allen Indiſpoſitionen, ſo daß ich geſtern Nachmittag mich zu Bett legen mußte, welches mir eine wahre Einſargung iſt. Ich habe heute bis zehn Uhr darin verweilet, fahre um fünf Uhr

nach Belvedere, habe täglich Stunden und Geschäfte, vor denen ich mich fürchte ꝛc.

So geht die Welt, mein Lieber, und so gehe sie denn! Eichhorn hat mich längst gedauert, ob ich gleich nicht ahnete, daß er seinen Zustand so tief fühle. Es jammerte mich seine Existenz in seine Seele. Ich bin in einem Zustande, den Hemann, der Esrahite, im 88. Psalm so ausdrückt, daß er ein Land sei, da man nichts gedenket. Daß ich mir von außen zuweilen eine freie oder frohe Laune gebe, ist ein Gewand, die Blöße zu decken. —

Ich bin neugierig, was E. für Vorschläge hat. Der Zettel, den ich Ihnen wies, sagte es meinem Herzen, ob es gleich mein Mund nicht sagte. Lassen Sie ihn seine Eröffnung nicht aufschieben; mich stört nichts.

Gehe es Ihnen dort glücklich! — Ein Mensch unter den — in —. Ihr Brief ist mir ein Herzenslabsal gewesen.

Neues kenne und weiß ich nichts. Die vermehrte Ausgabe von Lessings Laokoon hat nichts als vertrocknete Brotkrumen aus seiner Brieftasche.

Das beste herzlichste Lebewohl und nächstens mehr.

H.

3.

Ich danke Ihnen, liebster Guter, für Ihren Herzenswunsch und das Geschenk Ihrer Liebe an den kleinen Jungen. Er stand gerührt da, und ward blaß und roth, da ichs ihm zeigte; und eben so ist mirs, wenn ich Ihren Wunsch lese, die Kränze meiner Kinder sehe und mich dem Gedanken überlasse, was ich für sie und für Andre sein soll und nicht bin. Gebe uns Gott, was wir uns nur wünschen können, und insonderheit gebe er mir den ängstlichsten Wunsch dieses meines

Tages, meiner Frau Geſundheit und Zufriedenheit, und uns Beiden, was auch Sie uns wünſchen, an unſern Kindern Freude, von unſern Freunden Liebe, vom guten Schickſal Ruhe und das Nöthige unſres kurzen Lebens.

Ich reiche Ihnen meine Hand, Lieber! unſre Herzen werden nie mehr von einander geſchieden.

Die Werther und wahrſcheinlich auch die Schardt wollen heute Abend hier ſein; doch weiß ich's nicht von der Letzten. Treibt Sie auch ein guter Geiſt zu uns: ſo ſehen Sie wenigſtens die Kränze meiner Kinder. Ich hoffe, er wird Sie treiben.

Ihr

treuer H.

6.

Weimar, den 2. März 1785.

Mein Brief, liebſter Knebel, war neulich, drei Quartblätter lang, ſchon fertig, als die Kataſtrophe der Geburt zum Tode ihn abzuſchicken unnütz machte. Wie ich höre, iſt Alles bei Hofe vergeſſen, und warum ſollten wir denn außer dem Hofe daran gedenken?

Seckendorf iſt vergnügt und geht mit gutem Muth in ſeinen neuen Poſten, zu dem er auch, wenn mich nicht Alles trügt, den Beruf von der Natur hat. Er wird ſich ſeinen Weg wohl machen, und ich kann es nicht läugnen, daß mich ſeine Verpflanzung auf eine ſtille Art freuet. Die Schutzgeiſter haben ihm die Speiſe nach ſeinem Gaum bereitet, und es iſt für mich immer gut, das Werk ſolcher Schutzgeiſter zu betrachten. Er geht Sonnabend nach Gotha, ſodann weiter, und kommt im Mai wieder.

Der Herzog von Gotha iſt hier, zu tröſten und getröſtet zu werden: denn ſeine Madame Schneider iſt Sonntags begra-

ben. Er hat mir viel von der Qual eines zu empfindlichen Herzens gesprochen, was ich nicht verstand, weil ich die Veranlassung dazu nicht wußte, also auch nicht comme il faut beantwortet habe. Trödelkram! Trödelkram! lieber Knebel, ist das Meiste auf der Erde, und die Herzen der Fürsten sind kostbare Stücke in dieser Bude. Kaufe sie, wer will; mir ist ein Dreier lieber.

Ihr Virgilius Jambisatus hat mir eine gute Stunde gemacht; erlauben Sie, daß ich das Papier noch einige Tage hier behalte.

Auch der Princeps-miles ist hier, mit seinem Obersten, der, wie ich höre, im Vorzimmer Tabak raucht, weil es ihm sonst nicht heimlich wird. Eine schöne Gesellschaft!

An meinen Ideen wird schrecklich langsam gedruckt, weil Papier fehlet. Sie sind bis aufs fünfte Buch, das ich blos aus Trägheit zum Schreiben noch unterlassen habe, im Manuscript fertig. Ihnen habe ich nichts schicken mögen, bis das Ei ausgebrütet ist; lesen Sie's sodann in gedruckten Charakteren. Die Lust zum Schreiben ist mir ziemlich vergangen, und wenn sich die Materie nicht selbst hebt, ich will und mag sie nicht heben. In Deutschland ist Alles gleichviel, und je platter, je besser. Wir sind platte Barbaren und werden's bleiben. — Die Blätter sind meistens gedruckt, und Sie sollen bald ein Exemplar erhalten.

Ich lese jetzt die Mem. de Skott, die trotz aller Merkwürdigkeiten der Authenticität selbst für mich etwas langweilig sind. Haben Sie sie noch nicht: so will ich Goethe, von dem ich das Buch habe, an Sie erinnern, ob er wohl meine Erinnerung nicht braucht. Er hat Sie sehr lieb, und hat Ihnen einen Besuch zugedacht, der für Euch Beide erfreulich sein wird. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's Solcher?

Rechnen Sie mein Stillschweigen nicht für Vergessenheit,

Lieber: wir denken oft, oft an Sie; aber mir iſt mein Mund verſiegelt. Leben Sie wohl, Guter! Ich freue mich, Cook zu ſehen, der für Sie erkauft ſein ſoll. Leben Sie glücklich!!!

Herder.

Ich ſage Ja und Amen zu meines Mannes Brief, und muß nur noch ſagen, daß Sie in unſerm ſtillen Herzen als ein Mann und Überwinder der Welt eingeſchrieben ſind! Ihr Andenken, Ihre Freundſchaft erquickt uns, laſſen Sie uns Beides in dem ſtillen Herzen bewahren. Leben Sie wohl, lieber Weiſer, Sie haben das beſte Theil erwählt.

Caroline Herder.

7.

Weimar, den 22. Juni 1788.

Sonderbar iſt's, wie die Geiſter wirken. Eben ſtand ich heut am Feſt des St. Johannis vor Ihren zwei letzten Additamenten, zu denen ich durch einen unwiderſtehlichen Trieb eben unter dem Lauten zur Kirche getrieben ward, ob ich gleich wußte, daß ſie mich in meiner Johannspredigt ſtören würden, als der Bediente Ihren naſſen Brief heraufbrachte, den ein unſichtbarer Bote auf den Tiſch vor meiner Frau Zimmer gelegt haben muß. Er freute mich ſehr, und ich habe Alles ſogleich beſorgt. Hier iſt ein Brief von der Herzogin, deſſen heiliges Siegel ich nicht habe berühren mögen; ich habe alſo des Reiſers auf Madera Brief nicht geleſen. Hier ſind auch die verlangten Werke zur indiſchen Reiſe, denen ich Flügel wünſche, nach Ilmenau, England, Madera, Indien u. ſ. f. hinüberzufliegen.

Aber über Ihr Glück, einen alten Philoſophen gefunden zu haben, ſeien Sie nicht zu ſtolz; denn Sie haben Ihren rück-

kommenden Freund durch die Reise geradezu verfehlt. Er ist seit dem 18. Abends um zehn Uhr mit dem Vollmonde hier, ist gesund und wohl, und hat uns schon tausend Dinge erzählt. Das hat Ihnen Ihr alter Philosoph schwerlich gesagt: doch bin ich auf ihn sehr lüstern. Mich dünkte sonst, ich kennete alle alten Philosophen an ihren Bärten.

Diese Nacht gehen Diedens weg, und den 1sten treffen die Gore's ein: verlassen Sie also die Gebirge und kehren zur schönen Gesellschaft und zum Römer zurück. Das ist artiger und hübscher.

Das berlinische Buch, das Sie nennen, ist von Irwing. Ich kenne es nur aus einer langen Göttinger Recension in der Zeit, da es erschien, wo es mir merkwürdig vorkam; selbst habe ichs nicht gelesen. Viel artiger wäre es gewesen, wenn Sie mir ein paar Blätter Ihrer Additamente geschickt hätten, statt daß Sie solche blos anführen. Es wäre mir ein doppelt erwünschter Tag gewesen.

Die artige Gesellschaft hat mich sehr gehindert, an meine Reise zu denken. Morgen aber und fernerhin solls desto ernstlicher getrieben werden. Von Dalberg habe ich seitdem noch keine Zeile; vielleicht kommt sie heute.

Ich bin äußerst müde von der Hitze, von der Johannspredigt und von mancherlei Gedanken, so daß ich die Feder kaum halten kann, und also bitten muß, diesen ärmlichen Brief zu entschuldigen. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen aufs Schönste: die Kinder deßgleichen, und ich in meiner Mühseligkeit auch. Leben Sie wohl, lieber Waldphilosoph, und kehren bald wieder zu uns: zum Einsiedler sind Sie doch nicht geboren. Ich umarme Sie herzlich.

H.

P. S. Die Weiber (Frau v. Schardt und meine Frau) sind der Meinung gewesen, daß ich den Umschlag der Herzogin wohl aufbrechen könne, da er ohne Aufschrift sei. Ich bemerkte, daß ihre eigne Hand auf der Rückseite sogar zeigte, daß es ihr

eigner Umſchlag ſei, und entſiegelte den Brief, wo ſich denn auch zeigte, was die Prophetinnen geſagt hatten. Ich habe alſo den Brief geleſen, die Frau v. Schardt, die übermorgen nach dem Bade geht, auch; ſie empfiehlt ſich Ihnen aufs Beſte, und ich danke Ihnen, daß Sie mich den Brief des guten Menſchen haben ſehen laſſen. Bitten Sie ihn, daß er indiſche Poeſien, Lieder ꝛc. ſchicke, treuer aber, als Jones, und nur von Wort zu Wort überſetzt. Sagen Sie ihm auch von mir ein gutes Wort. Die Frau v. Schardt ſagt ihm viel Gutes; weiter bin ich nicht befugt geweſen, den Brief Jemandem zu zeigen. Vale.

8.

Ansbach, den 21. Auguſt 1788.

Aus Nürnberg, lieber Knebel, habe ich an Sie nicht ſchreiben mögen, weil ich zu zerſtreut war; jetzt ſchreibe ich am Tiſch Ihres Bruders, in einem ſo angenehmen und hübſchen Zimmer, als der Morgen und die Ausſicht ſchön iſt. Ich habe Ihrem wegweiſenden Blatt treu nachgelebt, und Sie alſo als den autor classicus meiner fränkiſchen Reiſe betrachtet; nur angefahren bin ich nicht vor dem Hauſe Ihrer Familie, weil ich auf Ihrem Zettel fand, daß, wenn man von Nürnberg um fünf Uhr ausführe, man um zehn Uhr in Ansbach ankommen müſſe; ich kam aber, da ich die lange Allee hin meiſtens geſchlafen hatte, und alſo der Fuhrmann, um mich nicht zu wecken, langſam gefahren war, erſt halb zwölf Mittags an. Ich ſtieg im Stern ab, Ihr Herr Bruder, der Ihnen außerordentlich gleicht, nur daß er jünger, flüchtiger, fröhlicher, alſo auch toller und kühner als Sie iſt, beſuchte mich ſogleich, weil vom Thor aus die Nachricht zu ihm erſchollen war; und ich habe den geſtrigen Nachmittag in Ihrer Familie faſt wie ein-

geboren gelebt, dieſe Nacht in gegenwärtigem herrlichen Zimmer wie ein Prinz geſchlafen, meine Pfeife zum Fenſter hinaus mit Ihrem Bruder fröhlich geraucht, und will jetzt an ſeinem Schreibtiſch Ihnen dieß signaculum vitae ſchreiben, daß, wenn Sie einſt herkommen, und auch in dieſem Zimmer ſind, Sie ſich auf dem ledernen Stuhl meiner erinnern mögen. Ihre Frau Mutter iſt eine ſo brave Frau, daß ſie ſo tolle und gute Söhne zu haben verdient: Ihre Schweſter iſt ein in ihrer Art einziges, zartes Weſen. Mir war beim erſten Anblick, als ob ich ſie ſchon einmal gekannt hätte und nur nicht hinzubringen wüßte; von Stunde zu Stunde ward ſie es immer mehr. Ein ſonderbar-ſchüchternes Täubchen an Beſcheidenheit, Güte und wunderbarer Zartheit der Seele. Alles hängt an Ihnen, lieber alter Mönch, zumal Ihre Schweſter; und ich kann Ihnen nichts Beſſers wünſchen, als im Kreiſe Ihrer Familie einmal die Tage leben zu können, die Ihr Herz wünſcht und auf die Ihre Seele feuert. Ich, für mich, danke Ihnen tauſendmal, daß Sie mir dieſen Zutritt und gütige Aufnahme, über die ich ganz beſchämt bin, verſchafft haben; Sie ſelbſt kenne ich jetzt viel beſſer, d. i. erklärbarer, als ich Sie bisher kannte. Nun geht's bald Ihren Geburtsort vorbei, und ich werde mich, wenn ich das Schloß anſehe, ſo wie den ganzen Ried herunter, Ihrer oft erinnern, wie ich es außerdem auch genug thue. Von Augsburg aus ſchicke ich Ihnen Ihr letztes Blatt, zu dem ich noch nicht habe kommen können, wieder. Dann lege ich deutſche Sprache und manches Andere hinter mich; nur die Meinigen, unter welche auch Sie gehören, nehme ich über die Alpen mit hinüber. — Sonſt mag ich über meine Reiſe und Ausflucht noch keine Reſultate geben; alle Reſultate taugen nichts, wenn man ſie von einem ſo unvollkommenen Anfange ſondert. Leben Sie wohl, lieber Guter, und denken an mich zuweilen mit Güte und Freundſchaft. In der Entfernung ſeid Ihr mir alle viel näher, als Ihr mir in der thüringſchen Atmoſphäre waret: ich rücke Euch aus dem dortigen Nebel, und Ihr ſeid andere

Geſtalten. Ich hoffe auch, eine dergleichen zu werden. Leben Sie wohl, Lieber, und gedenken meiner an einem ſo ſchönen Morgen, als an welchem ich jetzt an Sie ſchreibe.

G.

9.

Rom, den 13. December 1788.

Ihre beiden Briefe, lieber Knebel, und Ihre kleinen Denkverſe ſind mir höchſt erfreulich geweſen, ob ich ſie gleich ſo lange nicht beantwortet habe. Sie wiſſen aber, der Brief an einen Freund iſt wie eine Rechenſchaft, zu der man, ehe das Caput geſchloſſen iſt, ungern geht; im Gewühl endlich und in der Menge ſolcher Gegenſtände, als Rom enthält, läßt ſich eigentlich gar nicht ſchreiben. Deſto fleißiger habe ich an Sie gedacht, und bin oft mit Ihnen meine große Stube durchwandelt.

Wahrlich, lieber Knebel, Götter und Genien wandeln und ſpielen mit unſerm Schickſal, obgleich zuletzt Alles von natürlichen Urſachen, von den Leidenſchaften und Phantaſieen, der Vernunft und Unvernunft der Menſchen ꝛc. abhängt. So bin ich nach Italien gekommen: ſo lebe ich darin; ſo werde ich zurückkehren; und das Beſte, das man allenthalben davonbringt, iſt oder ſind wir ſelbſt. Gleichviel, ob man wie der S. Bartholomäus in Angelo's jüngſtem Gericht ſeine geſchundene Haut, oder wie die Venus den ſchönen Hintern vorweiſet. Allenfalls iſt's gut, wenn man ſich auf Beides gefaßt macht und das Beſte in ſich ſelbſt verwahrt.

Ich lebe in Rom fort, geſund, und ſeit ich in meiner Freiheit bin, ziemlich glücklich, wenigſtens ſo beſchäftigt, daß ich nicht weiß, wie Tage und Wochen entfliehen, ob ich ſie gleich nicht immer nach baarem Gewinnſt berechnen kann. Im Vatikan z. E. iſt's mir noch nicht geglückt, etwas zu finden;

ich kann aber auch nicht sagen, daß ich darin hätte suchen mögen, auf die Art, wie es mir daselbst zu suchen vergönnt ist. Man hat Befehl, mir vorzulegen, was ich begehre; den Katalog aber habe ich nicht in meiner Gewalt, er soll auch sehr unvollständig sein, und da läßt sich nicht viel begehren. Man verliert Zeit, und wo nähme ich Zeit her, auch nur gehörig abzuschreiben, wenn ich was fände? Aus dem Vatikan wird kein Manuscript verabfolgt, und der Vatikan ist eine halbe deutsche Meile von mir. Also, wenn das Glück mich nicht zu guterletzt sonderbar heimsucht, werde ich diese meine Hoffnung, die vielleicht auch eine kleine Eitelkeit war, wohl aufgeben und andern Glücklichern überlassen müssen. Ja, wenn ich zwei, drei Jahre hier bliebe, da ließe sich was suchen und finden.

In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißiger, und ich gebe Goethen in Allem Recht, was Er darüber sagt. Das einzige Schlimme dabei ist — aber ich will nicht einreden. Ich studire, so oft ich kann, täglich drei Stunden an diesen Gestalten der alten Welt, und betrachte sie als einen Codex der Humanität in den reinsten, ausgesuchtesten, harmonischen Formen. Mir verschwindet dabei Raum und Zeit; ich habe die Idee, aus der Alles ward, aber ich habe keine Sprache, sie herzustammeln. Sie läßt sich, wie Alles in der Welt, nur durch That, durch Schöpfung zeigen; in meiner Seele indeß soll sie bleiben. — Ich lese jetzt ein spanisches Manuscript vom Ideal-Schönen, und sehe, was es mit dem Schreiben für ein elendes Ding ist.

Die lebendige, große, mittlere und kleine Welt in Rom, die ich genug zu sehen Gelegenheit habe, ist auch ein Bild, das ich nicht so leicht vergessen werde. Auch hierin ist Rom einzig in seiner Art, ein sonderbares Wesen: man kann und muß in ihm, wenn man's recht sehen will, sich durch alle Zeiten durchleben. Man sieht in ihm Ägypten, Griechenland, den alten römischen Staat, das Juden- und endlich das päpst-

liche Christenthum durch alle Zeiten. Wer nur Augen und Zeit hätte, Alles zu finden, Alles zu erfassen und — zu ordnen. Ich bin aber ein armer Wicht; meine Augen reichen nicht weit, und mein Glas ist dunkel.

D. grüßet Sie sehr: er ist gestern früh mit der S. nach Neapel gereist und hat Rom wenig, ich will nicht sagen, genießen, sondern auch nur sehen können und dürfen. Das kleine Köpfchen war immer krank oder mißlaunig, und da mußte Er, der fröhlichste, beste Mensch, es ihr zu Gefallen, meistens mit sein. Gehe es ihnen recht wohl in Neapel, und möge die Frau da finden, was ihre Seele begehrt. Genug, mir hat sie die Reise verdorben, und meine verdammte Gutmüthigkeit hat mir mehr fatale und unnütze Tage gemacht, als ich mir durchaus hätte sollen machen lassen. Indessen habe ich mir jetzt um so weniger vorzuwerfen, und auch das ist, obwohl ein elender Trost. Ich lebe jetzt viel mit der Herzogin, und wir sind Alle sehr gut mit einander. Die Herzogin ist sehr vergnügt und hat es jeden Augenblick auch sein können, weil es ihr in Allem sehr wohl und glücklich geht. Ich gehe mit ihr nach Neapel; meine Rückreise über Florenz mache ich allein; gebe Gott, mit gutem Glück, helfen Sie es mir auch erbitten und wünschen.

Ihrer Schwester sagen Sie doch unendlich viel Liebes und Gutes, ihr Bild steht oder vielmehr sitzt mir oft wie ein heiliges Klosterbild vor, insonderheit sehe ich sie in ihrem eigenen Zimmer sitzen, am Garten, wo ich ein paar Augenblicke war. Von Neapel am Meer will ich an sie schreiben; auch an Andere, die meiner vielleicht im Guten gedenken. Grüßen Sie doch auch Max aufs Beste, die gute, gute, brave Seele. Er hat mir mehr als einmal auf's Innigste das Herz bewegt; das kommt mir immer bei seinem Andenken im Bilde zurück. Grüßen Sie ihn auf's Beste und wenn ich sagen kann, recht wie ein Bruder. Und wie geht's Ihnen, Lieber, mit Ihren Studien, mit Ihrer Philosophie u. s. w.? O wenn Sie mich einmal mit einem oder einigen Aufsätzen der Art erfreuten! Sie versprachen

es mir, haben mir aber nicht Wort gehalten. Wüßten Sie, wie unphiloſophiſch man hier lebt, wie abgeſchnitten man hier auch ſogar von allen Büchern der Art ſei, und wie ſchön ſich doch hier unter dem blauen Himmel bei Sonnen- und Mondlicht philoſophiren ließe; gewiß, Sie beſuchten mich wie ein ſtiller Geiſt mit Ihren Phantaſien, die mir immer ſo werth waren. Leben Sie wohl, liebe Seele, und vor allen Dingen, alter Philoſoph, lebe heiter. Heiterkeit iſt das höchſte Gut des Lebens, und nur Gleichmüthig- und Gleichgültigkeit vermögen uns ſie zu geben. Nur ein Hirtenknabe theilt den Apfel der Schönheit aus und die nackteſte Göttin empfängt ihn. Lebe wohl, Lieber, ein gutes Chriſtkindlein und glückliches 1789 zum neuen Jahr. — Der Brief iſt zu weit beſchrieben; er muß offen bleiben, was ſchadet's auch? Meine Frau darf ihn zwar, aber ſie wird ihn nicht leſen. Vale H.

10.

Weimar, den 10. October 1780.

Sehr angenehm war mir, lieber Alter, wieder einmal Ihre Hand zu ſehen; o, wie weit ſind wir aus einander, wie ſtill und ſchweigend! Eben ſo freute mich auch Ihres Bruders herzlicher muthiger Brief, grüßen Sie ihn aufs Beſte. Der Himmel gebe ihm eine glückliche Reiſe. Fällt mir noch etwas ein, was ich nach Rom oder Neapel beſtellen könnte, ſo ſoll's bald zu ihm hinüber.

Seit ehegeſtern iſt der Herzog und die Herzogin hier; Goethe iſt heut ſogleich wieder nach Leipzig gereiſt. Die Gore's ſind während der Abweſenheit des Hofes durchgegangen; ſo auch der Biſchof von Derri. Ich bin vorige Woche in Gotha ziemlich vergnügt geweſen. Dieſe Woche war ich beſchäftigt und zuweilen — traurig; meine Seele liegt ſehr darnieder.

Und was machen Sie? Kein Wort in Ihrem Briefe darüber. Muntern Sie ſich auf, Lieber; wir ſelbſt müſſen uns Muth geben und erwärmen. Meine Frau grüßt Sie beſtens. Die Kinder ſind durch die Maſern glücklich durch und danken für die ſchönen Früchte. Leben Sie wohl, lieber Bruder Kahlkopf; Gott weiß, wie oft ich an Sie denke. Leben Sie beſtens wohl. Herder.

11.

Vielleicht intereſſirt Euch, lieber ancien gouverneur, dieſer Hamanniſche Bogen, über die Klopſtock'ſche Orthographie-Reformation. Es iſt wohl nichts ſo Treffliches und Gründliches über ſolchen Gegenſtand geſchrieben, ſeit es Jeſianer gegeben; man müßte aber Klopſtock's und Campens Schriften darüber neuerlich geleſen haben, um Alles zu verſtehen. Der erſte Brief iſt an Klopſtock, der andere an Campe. Lebt wohl, lieber Capriccio, in Eurer Burg der Trägheit. H.

12.

Weimar, den 28. Auguſt.

An Goethens und Gottfrieds Geburtstage.

Verzeihen Sie, liebſter K., daß ich mein Wort ſo ſpät halte und Ihnen den zweiten Theil der Ideen erſt heut, am Geburtstage unſers Goethe, ſchicke. Wenn das Karlsbad keine Wirkung hat, ſo hat es die, daß es die vim inertiae in ihr altes urſprüngliches Eigenthumsrecht ſetzt, und da ich nach meiner Rückkunft hieſelbſt einige Tage in Gotha geweſen bin und ſonſt unter der kalten Witterung und dem Druck der hie-

ſigen Luſt gelitten habe: ſo wird mich der alte Spruch ultra posse hoffentlich entſchuldigen. Leſen Sie das Buch und öffnen Sie die Schätze Ihres Herzens unverholen darüber; der einzige Lohn für die ſaure Arbeit des Schreibers.

Nach Ihrer Abreiſe iſt in Karlsbad nicht ſo gar Merkwürdiges vorgefallen; die Alten zogen allmälig fort, und mit den Neuen machten wir uns wenig zu ſchaffen. Es war wie im Leben der Menſchen, wenn man zu Jahren gelangt. Goethe blieb noch da (wir zogen den 1. Auguſt), und er hat tapfer ausgehalten, die Fürſtin noch überlebt, und überhaupt die Cur wie ein vernünftiger Menſch gebraucht und abgewartet. Wir haben ſie nur durchjagt; zumal Sie, und überhaupt haben wir die Hauptlection des Lebens, „warten zu lernen", noch nicht gelernt. Dafür ſieht er auch ſehr wohl aus.

Von Einſiedel habe ich hier einen Brief vorgefunden, in dem auch ein Gruß an Sie ſteht. Sein Inhalt ſind einige Bemerkungen über ſchöne Gegenden des ſüdlichen Frankreichs, doch ohne Detail, und ein Lob des Klimas von Marſeille. Er geht gerade nach Tripoli, verſpricht mir auf Alles zu antworten, was ich ihn über die Barbarei fragen würde und keine Sylbe weiter. Geleite ihn Gott!

Der Hof iſt ſeit acht Tagen wieder hier und die Tafel an demſelben abgeſchafft. Die Herren Miteſſer bekommen Koſtgeld; die Damen ſpeiſen mit dem fürſtlichen Ehepaare auf des Herzogs Zimmer, und jedes Mal wird ein Fremder dazu gebeten. Sie können denken, was die Hofdamen dazu ſagen, und es iſt unbegreiflich, daß ſie nicht ſchon aus Furcht vor zukünftiger langer Weile zum Voraus verſchmachten. Die Herzogin Mutter iſt etwas gedrückt und friert in Tiefurt.

So ſteht's hier in dem wüſten Weimar, dem unſeligen Mittelding zwiſchen Hofſtadt und Dorf; Alles ſchleppt ſich oder kauzt auf den Ferſen; eine ſonderbare Empfindung, wenn man auch nur einige Wochen andere und mehr Menſchen geſehen hat. In Wochen oder Tagen geht Fr. Seckendorf als

Reichshofrath fort; er hat nach vielen edeln Thaten auch das edle Glück gehabt, die Frau v. S. mit ihrem Mann zu verſöhnen und von dieſem ſelbſt als Freund derſelben anerkannt zu werden. Möge das Band lange und immer dauern!

Leben Sie wohl, Lieber und ſchreiben bald, wie und wo Sie leben. Ich erinnere mich in dieſen Tagen Ihrer Ankunft vorigen Jahres, und des Abends am 25. Auguſt, da Sie, Einſiedel und die W. bei uns waren. Was hat das Eine Jahr nicht abermals verändert! Wenn Sie bei den Horen etwas vermögen: ſo bitten Sie Wärme herab; wir erfrieren in Kälte und Regen. Leben Sie wohl, Guter, meine Frau grüßt Sie und Ihre gute Schweſter herzlich. Herder.

13.

Weimar, den 19. Mai 1790.

Auf Ihren lieben Brief vermag ich nicht zu antworten, da ſeit ehegeſtern die traurige, ſchreckliche Nachricht vom Tode Ihres Max hier umgeht. Ich bitte Sie um Alles, ſchreiben Sie mir doch sub sigillo confessionis, was dem armen, braven, ſeltenguten Menſchen dazu vermocht hat; keine Seele ſoll es von mir wiſſen, wenn Sie mir darüber nur Einen Wink geben. Ich bitte Sie ſehr, mir nur Einen Wink der Wahrheit, ich muß ihn haben, da ich die treffliche Seele wirklich als Bruder geliebt habe. Es iſt wahrlich nicht Neugier, ſondern Unruhe in mir, die mit dem empfindlichſten Mitleid gegen Euch gemiſcht iſt. Ach Gott, die Schweſter! die Mutter! Und dazu haben Sie reiſen müſſen! Daher hat Sie der Geiſt von hier ſo traurig weggetrieben. Sehen Sie jetzt als Prädeſtination an, daß Sie zur Beruhigung Anderer da ſind, und thun Sie, was Sie können, inſonderheit die gute Schweſter aufzurichten und zu ſtärken. Und nochmals bitte ich auf's Beſte, ſchreiben

Sie mir bald. Meine Gesundheit ist noch nicht völlig wiederhergestellt, und mein guter Muth ist sonderbar gesunken. Verzeihen Sie also die Kürze meines Briefes, und geben mir bald Nachricht. Lebt wohl, und stärkt und tröstet Euch einander, so gut Ihr könnt. Lebt wohl. H.

P. S. Die Herzogin ist den 6. in Venedig eingetroffen und hat bald nach Himmelfahrt abziehen wollen; sie kann also bald hier sein. Leben Sie wohl, Lieber.

14.

Weimar, den 28. Mai 1790.

Endlich, lieber Knebel, komme ich ans Schreiben, nach dem ich mich fast eine Woche lang gesehnt habe. Sonntag vor acht Tagen kam uns die erste Nachricht von dem Unglück, das Sie getroffen, und uns eben so entsetzlich gerührt hat *); ich widersprach ihr vor der Gesellschaft; aber es fiel mir ein Schlag aufs Herz, daß ich nachher gleich zu meiner Frau sagte: „es ist nicht unmöglich!" Die wenige Zeit, da ich mit Ihrem Bruder lebte, bemerkte ich etwas so Hastiges in ihm, eine Unzufriedenheit mit sich selbst bei seinem ewig dienstfertigen, geschäftigen, thätigen Charakter, und eine gewisse innerliche Zusammengebundenheit, die nicht heraus aus sich kann, und die ich mir als einen Knoten des Daseins gedenke, den oft nur das Schicksal entwickelt; so daß ich immer noch an die bittere Thränenfluth denke, die zwischen Donauwerth und Augsburg aus seiner Seele so unversehens herausbrach, dergleichen ich nie sonst aus den Augen eines so festen, trefflichen, ganz guten Menschen hervorbrechen sah und hoffentlich nie mehr sehen werde. Ich glaube, ich habe Ihnen

*) Das freiwillige Ende seines Bruders Max v. Knebel.

davon erzählt; wenigſtens habe ich Ihnen den Eindruck, den ſowohl dieſe Stunde, als die ganze Bekanntſchaft mit ihm auf mich gemacht hat, nicht verſchwiegen. Ich kann alſo weiter nichts ſagen, als: „ruhe ſanft, lieber Tapfrer, du haſt deinen Kampf beſtanden.“ Ihn beklage ich nach meinen Grundſätzen nicht, ſondern Euch, die Ihr ihn überlebt habt. Die Wunde und der Riß muß Euch ſchwer werden. Wappnet Euch aber mit Geduld und Großmuth; das Ärgſte iſt geſchehen, und das Beſſere muß folgen. Seid Euch einander, was er Euch war und feiert ſein Andenken in Euch.

— So weit war ich letzten Freitag, als ein ungeheures Ungewitter uns umfing, das von ſechs bis zwölf Uhr Nachts dauerte und unſer ganzes Ilmthal mit Wolkenbrüchen und Überſchwemmungen erfüllt hat. Der Schade wird größer angegeben, als er iſt; es iſt indeß immer ein großer Schade für einzelne Menſchen. Die hohe Nobleſſe war zum Ball, der Abreiſe des Herzogs wegen, verſammelt; der Herzog iſt tapfer herumgewatet, und erſt einen Tag ſpäter, geſtern Morgen, fortgereiſt. Er hat vom Könige erlangt, dem Lager in Schleſien beizuwohnen und da etwa eine Brigade zu commandiren; ſein Wunſch iſt alſo erfüllt; ich glaube aber doch nicht, daß Krieg werden werde. Jetzt wieder zu unſerm Zweck.

Mit Ihrem Briefe bin ich ſo vorſichtig umgegangen, als mir es möglich war; dem Herzoge indeſſen konnte ich's nicht vermeiden, ihn zu ſchicken, da Sie ihn ſelbſt in einem Briefe an Ihn angekündigt und ſich darauf bezogen hatten, und er ihn, indem er mir Ihren Brief ſchickte, gleichſam legitimirte. Ich las ihn noch einmal über und durfte nur ein einziges Wort leiſe ändern, ſo wurde er im höchſten Grade nicht nur unſchädlich, ſondern wie für ihn geſchrieben; denn die Sprache des Herzens und der Wahrheit verfehlt nie ihren Eindruck. Sie hat ihn auch bei ihm nicht verfehlt, und ich leitete es durch ein Billet ſo bei ihm ein, daß er ſie nicht verfehlen

konnte. Kurz nach ihrer Wegreise, oder vielmehr denselben Tag besuchte er mich; es gab ein langes Gespräch von Ihnen; ich lag noch im Bette und hatte also die Muße, Alles nur ganz leise hinzuschieben, was ich sagen wollte. Den Tag nach dem Empfange Ihres Briefes schrieb er mir ein Billet, ob ich zu ihm kommen und mit ihm auf dem Zimmer essen könnte. Es war mein erster Ausgang; die Herzogin allein war dabei. Abermals also ein Gespräch von Ihnen, und die Herzogin dabei gar theilnehmend und freundlich, so wie ich die Wahrheit gestehen muß, daß er von Ihnen auch sehr gut denkt, und nur Vorurtheile hat, weiß Gott woher und wodurch sie verursacht sein mögen. Er äußerte recht angelegentlich den Wunsch, da die Ihrigen jetzt schwerlich mit Lust in Ansbach bleiben könnten, ob sie nicht mit Ihnen (vorausgesetzt, daß sie mit ihren Pensionen auch auswärts leben könnten, welches, wie er glaubte, leicht zu erhalten sein würde) in Jena leben möchten. Ich möchte Ihnen doch den Antrag thun, wie ihn die Frau v. Stein Ihnen schon gethan habe. Ich sagte ihm darauf gerade heraus, daß Sie von Ihrem jetzigen Gehalte nach Ihrer Denkart, die doch einmal von Ihnen unabtrennlich wäre, durchaus nicht leben könnten, und wiederholte, was ich ihm schon bei mir gesagt hatte, jetzt in Gegenwart der Herzogin zusammenhängender. Er sagte: „an einer Geldzulage habe es sich bisher nicht gestoßen: sondern daran, daß Sie haben placirt sein wollen, und das habe er in der That nicht gekonnt.“ Er führte hierbei Dinge an, die wir Beide wissen (in Absicht der Jenaischen Stellen) und die ich also nicht wiederholen will. Ich ließ die Sache fallen, da doch immer nur die Rede von etwas gewesen wäre, was noch nicht existirte, brachte sie aber auf das, was existirt, auf's Gehalt zurück, und daß Sie unter tausend Thalern gar nicht existiren zu können glaubten, zumal Sie doch manchmal bei Hofe sein müßten ꝛc. Er sagte, daß, wenn er hiemit zu Ihrer Zufriedenheit beitragen könnte, er es gern thun wollte,

und ich möchte Ihnen dieſes ſchreiben. Ich nahm dieß gern an, und ſo ging das Geſpräch weiter. —

Und nun, lieber K., dächte ich, Sie nähmen die Offerte auch gut an, weil ſie wirklich gut iſt. [Auswärtig können Sie doch nicht immerhin leben, das werden Sie ſelbſt ſpüren; nach einiger Zeit ſehnen Sie ſich doch wieder her, und müſſen ſich zurückſehnen. Das Ringen nach Stellen in unſerm Staat iſt doch auch nichts; Sie kennen ihn, und ich darf nichts darüber weiter ſagen. Ich an Ihrer Stelle würde mich gewiß nach keiner ſehnen. Die Idee, daß man Sie als Penſionair anſehe, will doch auch nichts ſagen; denn giebt's nicht mehrere ſolcher Penſionairs hier? ja, wer wäre es nicht? und wünſchte es nicht zu werden? Alſo bleibt wirklich Exiſtenz, d. i. Geld, die Hauptſache, mit der man ſich aufs Beſte abfinde.] Setzen Sie ſich mit dem Herzoge darin auf einen guten, reinen Fuß; mich dünkt, das iſt das Beſte, was zu thun iſt; denn abhängig von hier, Sie mögen ſo viel oder ſo viel haben, bleiben Sie doch immer. Wie Sie dieß angreifen wollen, überlaſſe ich Ihnen; überlegen Sie es und ſchreiben entweder an mich einen guten offenſibeln Brief, oder ſchreiben an ihn ſelbſt, wenn es Ihnen beſſer dünkt. Die Herzogin ſprach von Ihrer Fräulein Schweſter mit der Achtung, mit der Jeder von ihr ſpricht; und da doch einmal der Tod Ihres Bruders das Leitſeil kürzer gemacht hat, das Sie hin und her wanken ließ, ſo dächte ich, bequemten Sie ſich der oberſten Ordnung, und bänden ſich mit den Ihrigen auch im Aufenthalt und in der Lebensweiſe feſter zuſammen. Ich überrede zu Nichts; ich ſage nur, was ich zu ſagen habe und gebe zu überlegen. Im andern Geſchlecht iſt der heilige Geiſt; fragen Sie Ihre treffliche Schweſter, und laſſen ſich rathen. — Weiter hinzuſetzen will ich nichts; das beiliegende Briefchen meiner Frau iſt auch meine Stimme. Sagen Sie Ihrer Schweſter von mir die brüderlichſte Theilnehmung. O wer hätte das gedacht! warum bin ich von Regensburg nicht dahinübergekehrt! Aber ich war krank

und mir ſelbſt zur Laſt. Es ſollte nicht anders ſein, als alſo. — Die Herzogin Mutter wird bald zurückerwartet, aber vom Tage iſt noch keine Nachricht. Ich bin beſſer, aber noch nichts weniger, als recht wohl. Vielleicht wird's noch einmal werden. Leben Sie beſtens, beſtens wohl. H.

18.

Weimar, den 20. September 1790.

Es iſt lange Zeit, daß ich nicht geſchrieben habe, Lieber, Sie wiſſen aber auch, daß ich nicht ſchreibſelig bin und kennen meine Lebensweiſe. Ein rundes Vierteljahr war Lynker abweſend: ich brauchte den Egerbrunnen, obwohl unterbrochen von Arbeit, halb im Belvedere, halb hier. Es waren viel kalte Tage und jetzt ſind warme — kurz, was darf's über das vergangene Nichts viel Worte.

Das erfreuliche Etwas aus dieſer Zeit iſt die glückliche Ankunft meines Sohnes, Rinaldo Gottfried. Den 21. Auguſt ward er leicht und glücklich geboren, den 23. hielt ihn die Herzogin Mutter zur Taufe und gab ihm den erſten italieniſchen Namen; nach einigen kleinen Kinderunpäßlichkeiten ſcheint er ziemlich wohl zu werden; er iſt klein und fein, dem Anſchein nach das feinſte meiner Kinder; der Himmel gebe ihm einen glücklichen Genius durchs Leben. Die Mutter iſt heut zur Kirche geweſen, befindet ſich wohl und grüßt freundlich Sie und Ihre liebe Schweſter. Ich weiß, Sie geben dem kleinen Ankömmling auch einen freundſchaftlichen guten Wunſch auf ſein Leben mit.

Sonſt weiß ich Ihnen von hier aus wenig oder nichts Merkwürdiges zu melden. Der Herzog iſt mit Goethe aus Schleſien nach Krakau gereiſt, alſo noch abweſend. Die Herzogin Mutter iſt in Belvedere artig und gut; ſie erzeigt Auguſt

viele Liebe, der ſeine ganze Ferienzeit dort gehauſet hat; ich habe auch vor einigen Wochen ein paar Tage dort zugebracht; es war aber zu Zeiten nicht die beſte Witterung. Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten ſtillen Weiſe, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen, als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigſten Pſalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu ſchweigen und nicht mehr zu ſündigen mit meiner Zunge. Wieland hat mich in Belvedere abgelöſt und macht Göttergeſpräche, deren Sie eins im September-Merkur werden geleſen haben. Ein anderes, Jupiter und Juno, auch über die Zeitumſtände, hat mir noch beſſer gefallen, als das gedruckte; im Ganzen aber iſt man bei ihm nicht ſicher, ob er nicht in einem dritten oder vierten das Gegentheil behaupte. Ich für meine Perſon thue nichts und kann nichts thun; es fehlen mir dazu die drei Göttinnen aller guten Arbeit, Zeit, Luſt und Kraft. Die Präſidentin Kalb iſt auf dem Ried; ie Schweſter iſt dort geweſen und erwartet ihre Niederkunft mit einigen Beſchwerlichkeiten ihres Körpers. Die Frau v. Stein iſt auf dem Lande; die kleine Schardt hat mit ihrer Engländerin zu thun: was ſonſt die ſchöne Geſellſchaft auf der Promenade macht, weiß ich nicht, ich bin kaum zwei oder drei Mal darauf geweſen. Alſo, mein theurer Herr, Gönner und Freund, kann ich Ihnen von der ganzen ſchönen Welt, die Sie intereſſiren könnte, nichts melden. Ich bleibe meinem Webicht getreu und bin einſamer als jemals. Neue Bücher kommen nicht zu mir, und ſeit Ihrer Abreiſe habe ich kein neues franzöſiſches geſehen. Zu ſprechen iſt auch faſt mit Niemandem, wie man über ſolche Sachen ſprechen müßte; die Lilien der franzöſiſchen Monarchie ſind zu Weſpen geworden, gegen die Jedermann ſchreit, als ob ſie ihm dicht vor der Stirn flögen und er den Stich ſchon fühlte. Alſo iſt Pſalm 39, Vers 1, das beſte Motto, und an eine weitere vernünftige Entwicklung iſt nicht zu gedenken. Und Sie, was machen Sie in Ihrem Franken- nicht Franzenlande? Was macht Ihr Geiſt?

Ihre Lectüre? Arbeiten Sie an nichts? Das wäre doch sündlich! Kommen Ihnen keine bessern nova vor, als spaßhafte Reden aus Altorf? Man hat gesagt, Sie würden sich mit den Ihrigen nach Baireuth ziehen und uns von dort aus nur so zur Hälfte besuchen. Ist etwas daran? und wenn kommen Sie hieher? Sehen Sie eine Reihe von Fragen, die Sie mir wohl einmal beantworten könnten, wenn Sie der Genius dazu antreibt. — — Das Buch, das Sie mir nannten, die Republiken von Europa, ist nicht von Moser, sondern meines Wissens von einem Professor Voigt in Mainz; ich habe die zwei ersten Theile seit Jahren, aber noch keine Zeile darin gelesen. Der kleine Dalberg brachte sie mir mit, als er vor unserer Reise hier war. — Er wird mir nächstens ein Organon über die Musik schicken, und sein Bruder, der Coadjutor, hat einen Criminalcoder geschrieben, an dem, wie er sagt, schon gedruckt wird. Sonst lese ich nichts Neues, als was die Zeitungen sagen. Auch dieß ist die Ursache, warum ich, Ihnen einen leeren Brief zu schreiben, so lange verzog. August ist in Belvedere und schreibt also nicht; er grüßt Sie bestens.

Leben Sie wohl, Lieber, und Ihre gute Schwester mit Ihnen. Leben Sie tausendmal wohl und erfreuen mich bald mit einem Briefe. Addio. G.

16.

Weimar, den 7. Januar 1791.

Wenigstens muß ich Ihnen zum Eintritt in's neue Jahr Glück wünschen, lieber Knebel, und dadurch die auf mir haftende Schuld des alten einigermaßen abthun. Es ist vorbei mit Allem, was es uns gebracht und mit sich weggenommen hat; daher auch zur Entschuldigung meines Stillschweigens kein Wörtchen. Laßt uns mit guter, aber nicht mit zu viel

Hoffnung ins neue Jahr getreten sein: ist dieß, so rechnen wir den Gewinn um so höher, den Verlust um so geringer.

Gar sehr erfreute sich meine Frau über den unvermutheten Brief Ihrer Fräulein Schwester, und wird gewiß mit herzlicher Freude und Liebe antworten, sobald sie kann. Leider aber war der Ausgang des Jahres für sie eine ziemlich anhaltende heftige Krankheit, die sie noch nicht ganz los ist. Ein plötzlicher Anfall von Krankheit, zuerst des kleinen Rinaldo und jetzt Louischens, die in starkem Fieber liegt, sind dazu gekommen, und lassen, nebst dem bösen Winter, sie noch immer nicht recht gesund werden. Ich darf also für sie um keine Verzeihung bitten, denn dergleichen entschuldigt sich selbst nur gar zu sehr.

Von mir, d. i. von meinem Geist und Leben, kann ich Ihnen auch nicht ein Wörtchen sagen: so alltäglich ist mein Leben, und mein Geist ist, als ob er verschwunden wäre. Was mir hier und da einfällt, sind unkräftige Träume eines Kranken, die ihm auch selbst als Träume kein Vergnügen gewähren. In diesem Betracht sind wir für diesen Winter ziemlich herunter — desto mehr und fleißiger sehnen wir uns nach Ihnen. Und wenn Ihnen bei jeder Erinnerung an Sie das Ohr geklungen hat, so muß es Ihnen oft geklungen haben.

Die Frau v. Berlepsch, die sich mit uns unterweilen sehr ennuiirt, ist Eine von denen, die diesen Wunsch oft laut macht. Wir haben bei der Herzogin Mutter zuweilen Schauspiele gelesen, Nathan z. B., Iphigenia, Coriolan; da haben Sie immer gefehlt. Nicht da aber allein, sondern auch bei und zu viel andern Dingen, und ich vermisse Sie zwar am stillsten, aber auch vielleicht am innigsten. Leider ist jetzt Niemand, der mich bei meinem Lesen so angenehm wie Sie stört. Ich hoffe, daß dieß Jahr uns zusammenbringen werde, denn aus mehrern Ursachen glaub' ich, daß Sie nie so leicht mehr vermißt worden sind, als diesen Winter. Mit Ihnen hätten wir, insonderheit bei der Herzogin Mutter, die über alle Maßen

liebenswürdig und gut iſt, eine ſo angenehme Geſellſchaft, als ſich nicht leicht und oft zuſammenfinden möchte.

Daß Becks aus Manheim hier ſind, werden Ihnen mehrere ſchöne Damen bereits gemeldet haben. Sie ſingt, und er ſpielt ſehr gut, und Sie können denken, wie das mit dem Übrigen abſticht. Fremde Vögel auf unſerm Hoftheater, die aber auch wie Vögel in Kurzem entflogen ſein werden. Gut, daß Bellomo ihnen, zwar andern Weges (er geht nach Grätz), bald nachzieht.

Ich weiß nicht, ob Sie vor ein paar Jahren eine kleine Schrift von ein paar Bogen: „Erwartungen des Fürſtenbundes" geleſen haben? Sie iſt mir erſt jetzt in die Hand gefallen, zu meiner und meiner Frau groſſen Freude. Iſt ſie Ihnen noch nicht bekannt, ſo leſen Sie ſie ja; obgleich die Zeit vorüber, und der Zauber aufgelöſt iſt, lieſt man ſie doch, ſehr gern. Vielleicht wiſſen Sie auch gar den Verfaſſer: denn daß es Müller ſein ſoll, kann ich nicht glauben.

Goethe hat eine Zeit lang an ſeiner Oſteologie gearbeitet; neulich haben wir ihm ſehr zugeredet, wieder an ſeinen W. Meiſter zu gehen. Ob er's thun wird? mag die Zeit lehren. Wieland geht ſeinen Gang fort; ich möchte wohl wiſſen, wie Ihnen ſeine politiſchen Göttergeſpräche behagen. Lucian hat ihn in dieſe Manier geſetzt, und er ſcheint mehrere fertig zu haben, als er der Taſche des Götterboten anvertrauen kann. Ich möchte darüber, wie über ſo manches Andere, wohl Ihre Stimme hören.

Und nun fällt mir eben eine Gewiſſensfrage ein, die ich Ihnen gern als Beichtvater ans Herz legen möchte. Sie werden ſich wundern; aber nur damit heraus. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie Sie ſich mit der Eliſa Gore geſtanden haben? oder vielmehr, wie Ihr Gemüth, Ihr Sinn zu ihr ſtehe? — Die Frage wird Ihnen ſonderbar ſcheinen; Sie verbänden mich aber, wenn Sie mir darauf eine Antwort gäben. Die Urſache kann ich Ihnen nicht ſagen; Sie werden aber von

ſelbſt glauben, daß ich nicht aus Neugierde oder zur Perſiflage, ſondern als Freund frage; und Sie ſind durch die Antwort auf keine Weiſe gefährdet. Es intereſſirt mich indeſſen, nur einige unbefangene Worte von Ihnen darüber zu leſen, wie Sie ſich ſolche etwa ſelbſt ſagen würden. Da Sie mich kennen, ſo darf ich mich über die ſcheinbare Indiscretion wohl nicht einmal entſchuldigen; ſie iſt bei mir gar nicht im Spiele.

Und überhaupt, lieber Knebel, warum ſind Sie, wenn ich gleich nicht ſchreibe, gegen mich ſo ſtumm? Ich glaubte nicht, daß Sie es ſein würden, und hoffte, daß Sie wenigſtens von dem, was im Leſen oder ſonſt Sie intereſſirte, mir dort wie hier einen Nachhall würden zukommen laſſen. Sie thäten gewiß ein gutes Werk, wenn Sie mit dem neuen Jahr den Entſchluß gefaßt hätten. Sie können mich wecken; ich Sie ſchwerlich. Nächſtens gehe ich an den vierten Theil der Ideen. Gott befohlen. Den beſten ſchönſten Gruß von meiner Frau an Sie und Ihre treffliche, einzige Schweſter. Lebt wohl, Ihr Lieben, und Sie, Lieber, ſchreiben Sie bald.

H.

17.

Weimar, den 6. März 1791.

Ihr lieber Brief, mein theurer Herr und Freund, iſt mir mit der Abhandlung über die Sprache richtig zugekommen, und letztere ungeſäumt zum Apotecario del Mercurio, der nicht mehr il dolce, ſondern il politico e filosofico iſt, befördert worden, wo ſie im Monat März hinter Reinholds Moralität, der ſeinem Namen gemäß mit reinem Kantiſchen Herzen Gott ſchauen will, pranget. Daß ſie mich ſehr erfreuet hat, darf ich nicht erſt ſagen; der Eingang, dünkt mich, etwas allgemein, aber je weiter man lieſt, deſto mehr wird man mit ſei-

nen Anmerkungen belohnt. Die Idee von Fontana, das Gehirn gleichsam als ein Verdauungssystem zu betrachten, die glücklichen Ausdrücke, mit denen Sie die innere Gestalt des Menschen in der Sprache bezeichnen u. s. f., überhaupt der feine Umriß, den Sie jeder Ihrer Bemerkungen zu geben wissen, hat mir das Stück sehr angenehm gemacht; auch dem alten Wieland hat es sehr wohl behagt. Sonst habe ich noch mit Niemandem darüber gesprochen. Sie wissen, wie außerordentlich ich Ihre philosophische Muse liebe, und wie oft ich Sie bat, einige der Aufsätze, über die wir vor meiner italienischen Reise uns so angenehm unterhielten, dem Götterboten incognito anzuvertrauen. Sie sollten es noch thun; abgerissen, wie die Gedanken dastehn. Mich dünkt, Ihre Muse liebt abgerissene Gedanken; die Handwerkseingänge und Bindungen werden ihr beschwerlich. In Sachen dieser Art, über welche so unendlich viel geschrieben und radotirt ist, thut das Abgerissene, das medias in res rapit auch sehr wohl; und ich sollte fast etwas zürnen, daß Sie mit Ihrem Heft über des Menschen Natur noch gezögert haben. Mich dünkt, nach dem, wie wir uns über diese Gegenstände kennen, ist diese Bedenklichkeit kaum zu entschuldigen. Kann bei dem jetzigen Zustande der Philosophie etwas wünschenswerther sein, als Aufsätze mit so reinem Blick, mit so sanfter Humanität geschrieben? Und hat nicht Ihrem eignen System zufolge die Menschheit auf Ihre Gedanken, zu weiterer Verarbeitung und Anwendung ein größeres Recht, als Ew. Edlen irgend auf eine Traube haben, die Sie in Ihren Lebenssaft verwandeln. Also erwarte ich, Lieber, Ihre Abhandlung ohne weiteres Weigern mit Hoffnung und Freude, als eine Delicatesse für mich und Andere, wie Ihnen gewiß die Folge zeigen wird.

Was meine personulam betrifft, so gehe ich ut iniquae mentis asellus unter meinen Consistorial-, Superintendentur-, Ephoral-, Pfarrer- ꝛc. Geschäften, wie vormals, einher. Der gemächliche Lynker ist wieder den ganzen Winter krank gewe-

sen, bald an Augen, bald am Geschwür. — Seit dem Tode des guten Heinze habe ich, um die erste Classe einigermaßen mit zu versorgen, über Geßners isagoge einige Stunden in der Woche Lection gehalten; außerdem hundert andere Zerstreuungen solcher, und solcher Art gehabt, die die Verdauungskräfte meines Gehirns wenigstens literarisch ziemlich in Ruhe gelassen haben. Und bei alle dem habe ich noch das Herz gehabt, den vierten Theil der Ideen in abgerissenen Stunden wieder vorzunehmen, mit dem ich denn bis zum dritten Abschnitt gekommen bin. Ich unterliege aber beinahe dem tollen Ungeheuer von Entwurf dieses Buchs, und thue mir selbst nirgend Genüge. Nehmen Sie dieß Alles nicht nur als Entschuldigung an, warum ich so spät schreibe, sondern auch als Bitte, mir Ihren Aufsatz bald zu schicken, damit sich meine Seele an ihm erhole. Dafür sollen Sie auch zu seiner Zeit abermals einen kleinen Quartanten von mir zu lesen haben.

Goethe ist mit dem Herzog und Wedel ein paar Tage in Jena gewesen, wo der Letzte sich durch Starke seinen bekannten Kamm hat operiren lassen. Wie ich von August höre, glücklich; aber er ist noch dort geblieben, und Goethe, der gestern wiedergekommen ist, habe ich noch nicht gesprochen. Er ist auch auf seine Art fleißig, und arbeitet an einem Lustspiel. Wieland an Gesprächen, wo Eins, zwischen Jupiter und dem Unbekannten (Christus), sehr gelobt wird; ich habe es noch nicht gehört. Bei der Herzogin Mutter wird gewöhnlich Montags gelesen, weil die Frau v. Berlepsch am Lesen eine große Freude findet und selbst sehr gut liest. Einige Shakespearsche Stücke, Lessings Nathan und Emilie, Goethe's Iphigenia, Tasso, die Vögel ꝛc., Wielands Pergonte, Liebe um Liebe, das Vögelchen, der Zaum u. a. sind so vorgetragen worden; sehr anmuthig, und ich muß bekennen, daß Wielands Poesien mir noch nie in so reizendem Licht erschienen sind, als bei diesem Verlesen. Daß wir Sie dabei vermissen, können Sie denken; wie oft hat Sie die Frau v. Berlepsch in den Lesekreis gewünscht. Und

wie viel andere hübſche, ſchöne, artige und feine Damen mögen dieß, mir unbewußt, gethan haben, weil ihnen zur cortesia della conversazione den ganzen Winter durch il flor della cortesia gefehlt hat. Kommen Sie alſo ja mit dem Frühlinge, geliebter Herr, und laſſen uns nicht länger warten. Mir kommts ſo ſonderbar vor, Ihre Fräulein Schweſter in unſrer Gegend und bei uns zu denken, daß ichs faſt für einen Traum halte; und ſie wiederzuſehen wird mir doppelt ein Traum ſein. Empfehlen Sie mich und meine Frau ihr aufs Schönſte, die ſich auch auf ihre Bekanntſchaft freut. Kommt bald, liebes Paar, und kommt glücklich.

Für die kurze Lection, die Sie mir aus Ihrer Lectüre mittheilen, danke ich Ihnen aufs Beſte: ſie iſt mir gar angenehm, weil ich ſelbſt nichts leſe. Den Herrn v. Hollandt kenne ich aus Lamberts Briefwechſel von lange her als einen mathematiſch-metaphyſiſchen Pedanten. Das Buch des erreurs iſt mir immer abſcheulich geweſen. Mit dem Überſetzer Claudius habe ich mich deßhalb einmal als über eine Giftmiſcherei ordentlich überworfen. Zu Bruce habe ich noch nicht kommen können, obgleich der erſte Theil daliegt; was Sie von den Hieroglyphen ſchreiben, iſt auch meine Vermuthung geweſen, wie die Ideen zeigen. Wenn Sie herkommen, erwartet Sie hier eine entſetzliche Menge franzöſiſcher Schriften und Pamphlets, die ich, auf des Herzogs Befehl, alle auf die fürſtliche Bibliothek geſchafft habe, faſt ohne ſie anzuſehen; es ſcheinen ſchöne Sachen darunter zu ſein, inſonderheit einige hiſtoriſche Schriften. Das Blatt iſt voll und mein Brief folglich zu Ende.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und ſchicken Sie bald Ihr opus. Vale.

G.

18.

1781.

Ich kom... noch einmal zu Ihrer freundſchaftlichen Geduld, lieber Knebel, und bitte Sie, dieſe Kleinigkeiten anzuſehen, die im dritten Theil der Zerſtreuten Blätter hinten einen Winkel einnehmen ſollen. Sie ſind nichts als Jugendträume, wie ich ſie auch nennen werde, wenn mir kein beſſerer Name einfällt, und die meiſten ſehr alt. Der größte Theil derſelben ſind Allegorieen, die ich dem übrigen Inhalt des Buchs zu gut gewählt habe, um eine Art Ganzes hineinzubringen und den Vorwurf abzulehnen, als ob ich in der Geſtalt eines Dichters auftreten wolle. In den vierziger Jahren wäre dies zu ſpät. Haben Sie die Güte, frei anzuzeichnen, was Ihnen gefällt oder mißfällt? was Sie des Drucks werth oder unwerth achten? Auch bitte ich zu bemerken, wo Ihnen etwas zu einfach und gemein vorkommt: denn ich berge Ihnen nicht, daß mir in Gedichten Simplicität als die höchſte Kunſt vorkommt. In unſrer geſchmückten Zeit aber, da auch die Poeſie voll Wortblumen und gedrehter Phraſen iſt, muß dieſe Einfalt nothwendig an Gemeinheit zu grenzen ſcheinen. Eröffnen Sie mir über Alles Ihr Herz und Seele, als ob ich ein Fremder wäre: denn dieſe trifles of the youth ſind alt genug, daß ich ſie als Fremdlinge betrachte. Da die meiſten Abdrücke des Herzens ſind: ſo iſt die Hauptempfindung, die ſie mir erregen, dieſelbe, die Swift hatte, da er ſich im Spiegel anſah und die Achſeln zuckte; nämlich Bedauern.

Darf ich Eins bitten, ſo fangen Sie von vorn, „vom Kind der Sorge," nicht von hinten an.

Goethe hat geſchrieben und befindet ſich wohl. Spinoza iſt geſtern fort. Gott gebe ihm viel Glück auf die Reiſe.

In meinem Hauſe hat das Lazareth noch nicht aufgehört;

der kleine Flachskopf huſtet zum Erbarmen. Leben Sie wohl, Lieber, und verzeihen die Mühe, mit der ich Sie zutrauend beſchwere.

Herder.

19.

Aachen, den 15. Auguſt 1792.

Da nehme ich ein von meiner Frau ſchon überſchriebenes und datirtes Blatt, um Ihnen, lieber Guter, auch endlich einmal ein Lebenszeichen von mir zu geben. Wie froh wollte ichs anfangs thun! Mein Recidiv (das, unter uns geſagt, wohlthätig geweſen ſein mag) kam dazwiſchen. Ihr zweiter Brief kam, mit den Weisheitsverſen; im Bette ſelbſt, da ich kaum noch ſitzen konnte, antwortete ich Ihnen mit Bleiſtift; ein zwei und dreißigſtes Kapitel der Sprüche Salomo's, in dem ich größtentheils mich ſelbſt allein perſiflirte, wurde ſogleich gefertigt — und blieb liegen. Seitdem iſt mir, Sie können glauben, warum und woher? alle Luſt vergangen, ſelbſt mich zu perſifliren. Alſo habe ich mein zweiunddreißigſtes Kapitel Salomo's ins Waſſer getaucht und rein abgewaſchen.

Zur Antwort Ihres heutigen, Gottlob dritten Briefes, wofür Ihnen Ehre und tauſendfacher Dank ſei, ſende ich Ihnen das heute früh herausgekommene Bulletin; ohne Zweifel aber wiſſen Sie ſchon ſeinen Inhalt mehr oder minder.

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? iſt das geſchehen? Der Vers enthält bekanntermaßen die ſieben Kategorien des Ariſtoteles; alſo Alles, was man wiſſen ſollte und leider nicht weiß. —

Ich kann Ihnen den Eindruck nicht beſchreiben, den das Alles auf mich hier gemacht hat. Hier, hier, bei meinem Körper, in Aachen, die Franzoſen vor mir, in der Nähe des Rhein-

ſtroms. Wenige Tage, hier vielleicht die vier, fünf, die wir noch hier ſind, werden uns Manches enthüllen und lehren.

Der Herzogin obgleich langſam zunehmende Geſundheit freut mich innig: ſo wie mich ihr Zufall innig betrübte. Erhalte ſie Gott uns! Amen, Amen!

Ihre Fräulein Schweſter grüßen Sie aufs Herzlichſte und Schönſte; ſie kam in meinem zweiunddreißigſten Kapitel der Sprüche Salomo's als die Hauptperſon am Ende vor. Der Himmel erhalte ihr ihre liebliche Seele, und zugleich ihr reines, ſtätes Gemüth.

Darf ich bitten, allen holden und ſchönen Frauen Ihrer Bekanntſchaft, die ſich meiner, des Gichtbrüchigen am Teich Bethesda, etwa zu erinnern getrauen, meine reſp. demüthige, dankbare ꝛc. Gegenerinnerung zu melden. Im Anfange meiner Cur war ich mehrmals verſucht, zu ſchreiben, zuletzt war ich auf dem Punkt, und ſiehe:

Da kam der liebe Gott und ſchlug ihn auf den Schnabel.

Bald franchiren wir den Rhein und kehren zum Thüringerlande zurück. Da Alles mündlich.

Lebe wohl, lieber ſalomoniſcher Weiſer. Ich bin Agur, der Sohn Jake (Kap. 30. der Spr. V. 1, 2, 3.), und wünſche Dir herzlich Glück zu Deinem Garten der Weisheit. Ach Gott, in welche Zeiten ſind wir mit unſerm lahmen Bein gerathen. Indeſſen, Alles geht, wie es ſoll und kann. Leben Sie tauſendmal wohl, und gedenken, bis wir Sie bald, bald wiederſehen, unſer in Liebe und Freundſchaft. H.

20.

1796 (?).

Ich danke Ihnen aufs Beſte, lieber Knebel, für Ihre thätige Theilnehmung an meiner mühſeligen Arbeit. Schafft

Ihnen Ihr Buchhändler aber den Wolf nicht bald: so geben Sie sich keine fernere Mühe: denn auch ich habe ihn verschreiben lassen, und es kommt nun darauf an, wessen Brief zuerst ankommt. Verloren ist indessen keins: denn ich hatte dem Goethe damit ein Geschenk auf den Frühling zugedacht, da ich viele seiner Lieblingsideen in der rohen Anlage dieses Buchs gefunden, und entweder Sie oder ich können ihn sodann damit beschenken. Sagen Sie ihm aber, wenn er zu Ihnen kommt, nichts davon; ich habe ihm mit Fleiß den Namen verschwiegen. Erhalten Sie das Buch: so senden Sie mirs gütig, ob ich gleich den Abschnitt seiner Materie schon ausgearbeitet habe, und Sie nächstens damit, wenn Goethe ihn gelesen hat (ich bin eben jetzt bei Durchsicht desselben) heimsuchen werde. Sie werden darin sehen, daß das sechste Buch nur der Vorgrund war, und die Materien, an die Sie gedenken, sich allmälig erheben. Mich freut Ihre Zustimmung auch zu den Paramythien herzlich; wenn ich das siebente Buch durchgesehen habe, will ich mich an der Aussonderung der andern kleinen Stücke, an die ich zu Ende der Abhandlung vom Epigramm denke, erholen. Wir haben Ihnen einen Besuch zugedacht, aber nicht bei Ihnen: ich will ihn also nicht verrathen. Goethe kommt wahrscheinlich bald zu Ihnen hinüber.

Was soll ich Ihnen als strenna übersenden? Nichts als mein herzlichstes Glück, Glück zu zum neuen Jahr; für mich erbitte ich mir nur den einzigen Wunsch der siebenten Bitte, und den, hoffe ich, wird mir das folgende Jahr geben. Meine Frau grüßt Sie aufs Beste und verbindet Ihre Wünsche mit den meinen.

Ihr

ewigtreuer

H.

21.

Weimar, den 5. August 1797.

Ehe wir unſre Wallfahrt nach Halberſtadt zum guten alten Gleim antreten, muß ich Ihnen, Beſter, für Ihre zwei Briefe an mich und für den Brief an Auguſt aufs Schönſte danken. Den erſten an mich hatte ich ihm zu ſeiner großen Freude mitgetheilt; der an ihn, ſammt der Beilage, die in den Merkur kommen ſollte, geht morgen ab; beide werden ihm ein Feſt ſein. Die Beilage habe ich dem Merkur in ſeinen Reiſebeutel nicht gegeben; ſie hätte Sie (denn Sie ſind allenthalben kenntlich) und hätte Andere compromittirt: denn ſie iſt gar zu naiv, nackt und gutmüthig geſchrieben. Wozu das? Unſer deutſches Publikum, wie es jetzt iſt, iſt deſſen nicht werth; man richtet auch nichts damit aus, als daß man ſichs immer mehr zuwider macht. Sine mundum vadere uti vadit, merken wir uns dieſe Mönchsmoral, bei der man feiſt wird. Bei jeder andern kommt man ans X moraliſch und phyſiſch. — Ihr Präſident iſt ein wackerer Mann; und im Kreiſe der Thätigkeit will man auch durch Lob und Anekdoten nicht geſtört ſein. Laſſen Sie alſo Böttiger ſchmachten; er verſchmachtet nicht; er hat Anekdoten die Fülle und iſt jetzt in Berlin, ſich eine neue Welt zu ſammeln. Es holte ihn ein ganzer Troß ab.

Was Sie über den Geiſt der dortigen Einrichtung ſagen, iſt mir aus meinen Jugendjahren, da ich ein Preuße bin, tief verſtändlich. Bewahre Sie Gott vor dem Karrenweſen; über kurz oder über lang gingen Sie dabei zu Grunde. Zwei mächtige und übermächtige Damen erdrückten Sie; barbariſche Opulenz und geſchäftliche Präponderanz, denen beiden Sie nachlaufen müßten. Alſo wenn Ihnen nicht ein außerordentlicher Stern nach Bethlehem leuchtet und Ihnen Haus, Krippe ꝛc. mit der beſonderſten Aneignung für Sie und zu Ihnen zeiget (welches

vielleicht durch den Minister sein kann), so begeben Sie sich nicht auf die lange Bank des dortigen Dienstes. Prädilection muß Ihnen den Weg bereiten und die Stelle zeigen. Als Kreisdirector hätten Sie ja mit vielen Lasten weniger, als Sie hier ohne Last haben, wo Sie völlig leben können, wie und wo Sie wollen, und Ihr eigner Herr sind. Wenn Sie sich dort eine hübsche Aussicht öffnen und offen erhalten können: so kehren Sie mit Zufriedenheit zurück und ziehn nach Ilmenau. Da habe ich, als ich den Superintendenten vor drei Wochen einführte, eine Luft und ein Leben gespürt, das uns hier fehlt. Der alte ***, der eben zur Forstrevision da war, war vergnügter und verständiger, als ich ihn während seines ganzen Lebens gesehn und gehört. Was geht über eine Luft, die Gesundheit, Zufriedenheit und Verstand giebt? Leider war ich zu kurze Zeit dort, um von dem Letzten viel zu überkommen; und Ihr brauchts nicht, weil Ihr dessen zu viel habt. Kurz, sehen Sie Alles vergnügt, und eröffnen sich, wenn das gute Glück es so will, Aussicht, oder eine Situation, die für Sie gemacht ist; und kehren mit Zufriedenheit wieder. Vorigen Sonntag ist Goethe ipse cum sua und dem Sohne, wie man sagt, fortgereist: denn uns hat er keinen Wink gegeben. Man sagt, nach der Schweiz. — Schiller hat mir vier Balladen des nächsten Almanachs mitgetheilt, zwei von ihm, zwei von Goethe. In den letzten spielt Priapus eine große Rolle, einmal als Gott mit einer Bajadere, so daß sie ihn Morgens an ihrer Seite todt findet; das zweite Mal als ein Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt, und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zum warmen Leben priapisirt — das sind Heldenballaden! Sie werden schon allgemein gelobt, und Böttiger ist entzückt von ihnen. — Auch Hirt, ehemals in Rom, jetzt in Berlin, ist acht Tage hier gewesen. Denken Sie! Er hat achtzehnhundert Thaler fast ohne was zu thun zu haben: denn seine Vorlesungen bei den Akademieen sind ein Spielwerk. Er ist sehr vergnügt und

umgänglich. Für ſolche Leute iſt die Welt geſchaffen. Mir hat er viel angenehme Reminiſcenzen gegeben. — Seit drei Tagen iſt die Herzogin Mutter auch zurück. Doch das werden Sie ſchon wiſſen, und außerdem wüßte ich Ihnen von Neuigkeiten nichts zu ſchreiben. Das neue Haus iſt bezogen. — Nun, Beſter, leben Sie wohl, und genießen die auswärtige Luft zu Ihrer Erquickung und Stärkung. Ich habe mich müde und matt gearbeitet in dieſen heißen Tagen, und wenn ich wiederkomme, liegt eine neue Bürde vor mir. Der Doctor iſt fleißig und geſchäftig; Adelbert iſt nach Oberweimar zum Wiedertäufer gezogen; Louiſe haben wir nach Gotha in ein hübſches Inſtitut gebracht, dem eine ſehr verſtändige Frau vorſteht. Unſer Haus iſt alſo leerer. — Meine Frau, die eben mit dem Einpacken zur Reiſe beſchäftigt iſt, grüßt Sie aufs Schönſte, und dankt Ihnen für Ihr gutes Andenken. Alles im Hauſe bis auf den Rinaldo ſagt Ihnen das ſchönſte Glück zu! - Denken Sie unſer beſtens, und leben heiter und wohl.

H.

Erkundigen Sie ſich doch in Nürnberg und Ansbach nach ſpaniſchen Romanzen. O wenn Sie mir ein paar ſolche kleine Cancionero's, wie ſie dort auf den Gaſſen verkauft werden, mitbringen oder ſchicken könnten! Inſonderheit vom valeroso Cid, Conde de Bivar. Addio, caro, addio.

---

nach 14. Feb. 1802

22.

1797.

Dank Dir, lieber Mann in den Schneegebirgen, daß Du Deine freundliche Stimme erhebſt; nicht zu loben (das wäre in unſern Jahren albern), ſondern einen Wiederhall des Gemüths zu geben; an ſolchem gebricht es mir

„allhier in den Hofpläzen und Minſterwinkeln"

ganz. Ich glaube an eine Welt der Seelen (oder in Stanzen zu reden):

Ich glaub', ich glaub' an eine Welt der Seelen;
Wo sie nicht sind, da dürfen Stimmen — fehlen.

Noch habe ich Ihnen aufs Herzlichste für Ihre Zeilen nach Baiern zu danken. O wüßten Sie, wie sie mir kamen! was sie mir waren! Haben Sie die lauteste, innigste Stimme meines Danks *verstanden*, daß ich Ihnen darauf nicht geantwortet habe? Ich hoffe, Sie haben es, und verlasse mich ganz auf die unmittelbare Mittheilung zwischen Herzen und Herzen, Seelen und Seelen. Nein, sie verlassen einander nicht; sie stehen mit und bei einander. Hierüber nach Jahren, wenn ich's erlebe: denn meine Gesundheit krankt im Innern sehr. Dieß hat auch auf mein Äußeres Einfluß; sonst war mir das Trivialste recht; jetzt geht mir Manches und Vieles wie ein abgeschmacktes, freches, beleidigendes Mährchen vorüber, und doch auch — nicht vorüber. Sat horum. Wie glücklich preise ich Sie bei Ihrem guten Muth und Ihrer Gefaßtheit in den weißen Gebirgen! Mir hat der Himmel nie solche Tage beschеert; und doch sollten Sie in der residenza *leben* und ich in den monti selvaggie *wohnen*. Wenn wir wiederkommen, tauschen wir freundlich.

Noch ein Wort von der Idraſtea. Mein Sinn und Plan war's, bei jeder Dichtart die *reine Idee* zu firiren (im vierten Stück werden Sie dieß noch mehr sehen); denn sonst ist alle Kritik ein Hanswurstgefecht. Keinem Talent wird damit etwas entnommen; ich schone, wie und was ich kann. Über Lafontaine bin ich mit Ihnen ganz der Meinung; er gehörte eigentlich ins vorige Jahrhundert; ich habe von ihm nur beiläufig, eigentlich von seinen Nachahmern, und der arte fabulas dicendi in seiner (mißbrauchten) Manier geredet. Das hindere Sie aber ja nicht, Ihre Gedanken mir so frei zu eröffnen, als ob wir beisammensäßen; wozu lohnte das Schreiben, wenn man nicht Anderer Gedanken hört?

Goethens edictum Praetorianum (laſſen Sie ſich dieß Wort in ſeiner Kraft von Ackermann erklären) in Anſehung des Theaters werden Sie bald leſen. So geiſtlos und ſo platt hat er noch nichts geſchrieben. Der Himmel laſſe uns nie ſo ſinken! wenn wir gleich feſt und breit auf der sella curiali ſäßen. Leben Sie mit den Ihrigen wohl, Lieber, Beſter!

Ach, das tiefſte Verſtummen! es iſt die lauteſte Sprache,
Innig dem Herzen! Mein Geiſt, geh' in die Berge, da ſprich!
Va, spiela! Va, canzone.

H.

23.

Weimar, den 7. Februar 1798.

Unerlaubt wäre es, Lieber, wenn ich mein prieſterlich Zeugniß *) nicht auch mit einem freundſchaftlichen Briefe begleitete, und das weiſe Stillſchweigen bräche, für welches ich Ihnen danke. Herzlich wünſchen wir Alle Ihnen Glück und Heil. Finden Sie, lieber Guter, den Genuß des Lebens, den Sie als den Hafen der Glückſeligkeit anſahen und ſich darauf bereiteten, die häusliche, fröhliche und ruhige Exiſtenz; ein guter Genius ſchwebe über Euch Beide und ſei in Euch Beiden. Ihr habt das Ungemach vor der Ehe ausgetrunken (wovon Ihr Manches hättet vermeiden oder ſtill abthun können); nun ſeid Ihr eben durch dieſe Ungemächlichkeiten dem Glück und der Eintracht gleichſam verpfändet. Die rauhen Steine haben Euch abgerieben, und Ihr ſteht glänzend polirt da. Lebt wohl! ſeid glücklich! Und Du, junger Ehemann, gewöhne Deine Frau zu Dir mit der Gutmüthigkeit, die Deine innerſte bleibende Natur iſt; die kleinen Launen und Phantaſieen ſind doch nur eine vorübergehende Witterung. Sei glücklich.

*) Bei Knebel's Verheirathung.

Es ist mir angenehm zu hören, daß Voigt auch auf Freiersfüßen geht. Grüßen Sie ihn von mir bestens und sagen ihm, daß er bald Dispensation suchen solle, im sogenannten Trauerhalbjahre zu heirathen. So geht's frisch zum Ziel.

Den Properz habe ich Böttigern zugeschickt, Ihrem mündlichen Auftrage durch Meyer gemäß, mit dem Auftrage, daß er nichts ändere, als wo etwa, welches doch nicht zu vermuthen sei, der Sinn des Originals verfehlt oder Interpunction und Orthographie unrichtig wären. Ich sehe, er ist mit Ihnen darüber in Briefwechsel, und die Sache geht ihren Gang. Auch hierüber wünsche ich einen fröhlichen Ausgang, bonum eventum.

Und eben so wünsche ich, daß Sie in Ihrem neuen Kreise von Ideen, den Ihnen Ihr jetziger Aufenthalt nothwendig geben wird, bald zu einer gewissen, bestimmten, doch nicht zu langen Arbeit schritten, über welcher Sie ermüden. Die pensées detachées, Aufsätze aller Art, bei denen Sie nichts verloren gehen lassen, das wäre so ein Hausvatergeschäft, mit dem Sie sich auch bald einrichten müssen. Ich stehe Ihnen für den guten Erfolg.

Hermolaus ist zu alt, als daß er angezeigt werden könnte; Sie sollen vom Verfasser desselben Dichtungen haben. Schicken Sie diese herüber. Eine gute Sprache führt er gewiß; nur das Sujet des Trauerspiels ist für uns außer Zeit und Ort. Es erregt Schmerzen und kann nicht heilen.

Wollen Sie de la Mettrie Theorie der Erde haben? Ich besitze sie selbst in der Übersetzung.

Nun nochmals, lieber Freund und Bruder, Glück auf in der Bergstadt! Lebt lustig und heiter.

August befindet sich wohl, ist fleißig, und wird nächstens gewiß schreiben. Glück auf!

G.

P. S. Ich hoffe doch nicht, daß der Herr Superintendent beim Zeugniß einige Zweifel haben werde, da der Procla-

mation keine Erwähnung geschehen. Die erste Classe wird hier nicht proclamirt, sondern namenlos, wie es heißt, abgelesen, und auch hievon ist in gegenwärtigem Falle Dispensation geschehen. Vale — iterum, iterumque vale.

24.

Weimar, den 23. November 1798.

Hier ist ein fürstlicher Brief; möge sein Inhalt Ihnen erfreulich sein!

Ihr Properz erfreut mich, wo ich hineinsehe. Die Vorrede ist meisterhaft geschrieben, voll goldner Worte. Ich werde ihn in der Erfurter Zeitung anzeigen, sobald ich die selige Zeit habe, ihn, wie ich will, durchzugehen. In der Literatur-Zeitung, höre ich, will Goethe ihn anzeigen. Auch die Noten, wo ich hineingeblickt habe, sind pertinent, in edlem Geist geschrieben.

Daß ich so lange schwieg, Lieber, war gewiß nicht Entfernung von Ihnen. Unsre Seelen sind verknüpft, wie uns Ein Geburtsjahr zusammengesellte. Was ich an Ihnen verloren, mag Ihnen Ihr φιλον ητορ selbst sagen.

Richter ist hier; er kommt aber nur wenig zu uns, weil er sehr fleißig ist. Er gewinnt durch den Umgang sehr. Einen geistreicheren Menschen bei einer so kindlich reinen Empfindung habe ich fast nicht gekannt; auch an die Art seines Witzes gewöhnt man sich bald, und mir thut sie wohl. Vor Allem aber liebe ich seine ungemein eindringende, ich möchte sagen durchschauende Charakterempfindung. Wo sind die Zeiten, da auch Sie mit uns an unserm Tisch, oder wir unter Ihrem Baum saßen; wo sind sie? Aber „hoffe, liebes Herz! Alles ändert der mächtige Kronos."

August ist in Dresden gewesen. Er kommt auf die Feiertage zu uns; vielleicht auch zu Ihnen. Oder wir sehen uns

ja wohl einmal an einem dritten Ort. So viel ich weiß, iſt er brav und fleißig. Sorge der Himmel für ihn, da ich es nicht thun kann.

Übrigens keuchen wir unter der Laſt der Zeit ſo fort, und auch phyſiſch hat mich kein Jahr ſo gedrückt, wie das vergangene, mit Katarrh und der pituita molesta. Alle großen und kleinen Dinge um uns her, die Elemente der Zeit können wenig anders als dieſe erzeugen. Der Doctor geht ſeinen Medicinalgang in der Stille; Adelbert ökonomiſirt in Oberweimar, auch unbeachtet. Emil gymnaſiirt, und Rinaldo, der einen guten Inſtructor hat, iſt luſtig. Die Frau trägt wie die Schnecke ihr Haus; ihre Tochter iſt neben ihr, häuslich. Eine Nichte iſt bei uns, die voll Kunſttalent fleißig, ja unabläſſig zeichnet. Und ich — leſe Acten, ſchreibe Reſolutionen, perluſtrire und ſignire Concepte, predige zuweilen und — philoſophire. Sie ſollen bald davon, ſo die Götter wollen, etwas leſen. Sic traditur vita! Man thut ſelten, was man will und ſoll, oder thun könnte.

Merkel iſt auf einer Reiſe. Er war ſonſt auch unſer ſonntäglicher Abendgeſellſchafter. Jetzt iſt's Böttiger und Meyer faſt allein (Richter iſt lieber beſonders mit uns); Gerning wird's auch wohl werden. Er iſt aber ſtiller, als er je war.

Ohne Zweifel haben Sie die Propyläen geleſen, und Manches in ihnen wieder geleſen. Mir haben ſie eine eigne reine und große Stimmung gegeben.

Kennen Sie Schellings Ideen zur Philoſophie der Natur und ſeine Schrift von der Weltſeele? Sie müſſen ſie leſen. Fodern Sie ſie von Goethe, und ſchreiben mir darüber Ihre Meinung. Sie verbinden mich ſehr.

Böttiger will für Scherer ein chemiſches Collegium zu Stande bringen; ich wünſche ſehr, daß es zu Stande komme, indem ich nach dieſer Wiſſenſchaft eigentlich durſte.

Dank für Denis Epigramm. Wenn Ihnen vom alten Barden „Erinnerungen aus ſeinem Leben" vorkommen: ſo

ſchicken Sie mir ſolche doch herüber. Hier ſind ſie nirgends. Das Epigramm iſt als Epigramm ächt und ſchön. Im neueren Merkur werden Sie eine lateiniſche Ode (v. Geh. R. Voigt) auf eben den Gegenſtand finden. Mich dünkt, Nelſons Sieg wird uns auf dem feſten Lande wenig Freude bringen; der Dreizack in den Händen dieſes Neptuns kann nichts als Stürme erregen. Er ſagt gewiß nicht: quos ego — sed motos praestat componere fluctus. Omen avertat Deus! —

Man ſpricht von einer Verſchwörung gegen den ruſſiſchen Paul — die Koſaken kommen — was wird das Jahr 1799 geben? Bewahre der Himmel unſern Winkel!

Zwiſchen Ihren Bergen mögen Sie jetzt wohl brav eingeſchneit ſein; wir ſind's auch. Kein Himmel iſt anſchaubar, ſondern die graue Luft und die Kinder des Himmels, die weißen Blumen der Kälte.

Wie dem aber auch ſei, an das „Erde zu Erde" wollen wir noch nicht denken, lieber Alter: die Erde iſt jetzt zugefroren, alſo zum Grabe zu hart und zu kalt; im Frühlinge und Sommer zu locker und ſchön. Vivamus!

Leben Sie tauſendmal wohl! Glücklich in Ihrem Hauſe, in Ihrer Bruſt vergnügt.

Und ſein Sie fleißig. Ihre Vorrede (ich muß noch einmal darauf kommen) iſt ſo ſchön geſchrieben, daß ich laut ausrief: der Lügner ſagt, „er könne nicht ſchreiben!" Ich wollte, daß ich ſo ſchreiben könnte.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und Ackermann. Laß ihn oft in die Erfurter Zeitung was einſetzen; und auch Sie ſchicken etwas hinein. Es iſt gut und angenehm, nachdem man geleſen, ſein Urtheil zu verkündigen.

Leben Sie wohl, Lieber, und verzeihen den ſchlechtgeſchriebenen Brief. In Kälte kann und mag man nicht ſchön ſchreiben. H.

23.

Weimar, den 6. Mai 1789.

Ihr Beifall, Lieber, ist mir Balsam auf mein Haupt, und wenn ich wie Aaron einen Bart trüge oder tragen dürfte, auch Balsam für diesen. Die Art, wie Sie die Meta empfangen und sich aneignen, erfreut mich innig; ich sehe, daß ich den Punkt lebendiger Natur und Wahrheit getroffen, in dem zuletzt alle Verständige, d. i. Unverkleisterte, Eins sein müssen und sein werden. Gelänge es mir, die Philosophie *sectenlos* wie die Mathematik, *frei von Wortkrame*, wie der Verstand sie will, und was dazu nothwendig ist, sie *unsrer Sprache natürlich, einheimisch* zu machen! Jedem Denkenden *sein* Wort, seinen Verstand auf die Zunge zu legen, und was er weiß und hat, ihm zum Gefühl des Eigenthums, des Wissens und Gebrauchs zu bringen — zu diesem Zweck auch nur beizutragen ist nicht verlorene Mühe und Hoffnung, so lange der alte *Hugo*, Menschenverstand, lebet.

Das dickste Ende steht mir nun bevor, die Verwirrungen nämlich und Absurditäten, die diese Herren in die Kritik alles Wahren, Guten und Schönen, in Kunst und Wissenschaft, ja auch in die praktischen Doctrinen, Moral, Rechtslehre, selbst Philologie, Geschichte, Mathematik, Theologie ꝛc. gebracht haben, auf die kürzeste, lebendigste, fruchtreichste Weise zu zeigen. In allen Zeitungsblättern bellen und belfern diese Doggen und Hunde, die kritischen Kanons ohne Kanon, ohne Gefühl, Gesetz und Regel. Helfe mir Gott! Mein Symbolum aber ist: *jacta est alea, rein abe! von der Wurzel aus!* Die Ohren habe ich mir mit Baumwolle und weißem Jungfernwachs verstopft; sehen will ich weder links, noch rechts, bis das Werk gethan ist. Helfe mir Gott!

Sie sind also fleißig über Lucrez. Ich bin Ihrer Meinung: „ein Zusammenziehen ist nöthig!“ Vom ersten Buch

habe ich nichts gehört, da ich in keinem Zuſammenhange mit den zwei großen Säulen Jachin und Boas ſtehe. Vollenden Sie aber! Das Beſſere findet ſich von ſelbſt. Der Hymnus, den Sie vor einiger Zeit an meine Frau ſchickten, und den ſie als ein Heiligthum aufhebt, preßte mir den an Sie mündlich ſo oft geäußerten Wunſch aus, daß Sie ſelbſt in Ihrer Weiſe Lucrez, Sänger der uns gegebnen Naturoffenbarung würden. Sie wiſſen, wie ich Ihre zwei früheren Hymnen dieſer Art geliebt habe und liebe. Es iſt nicht zu verantworten, daß Sie dieſe Seufzer ihres Herzens, Begeiſterungen aus dem reinſten Urquell alles Wahren und Guten und Schönen erſticken. Ihre große Liebe zur Phyſik und den damit verwandten Wiſſenſchaften, zu Reiſebeſchreibungen u. ſ. f., hat Sie nicht nur in den Beſitz von Kenntniſſen geſetzt, die ſich zu einem poetiſchen Empfindungs- und Lehrſyſtem trefflich verbinden ließen; ſondern mich dünkt, Ihr Ilmenauer Aufenthalt, Ihre Einſamkeit in der ſeelenvollen Natur müßten Sie dazu treiben und ſpornen. Hören Sie nicht manchmal in den Wäldern Geiſter ſie rufen? und wenn die Wipfel der Fichten dazu ſich neigen, ſtreichelt Sie nicht die Nymphe des Hains, die Dryade? „Verſtumme nicht! Rede!“ — Auch die eben überſandten drei kleinen Blättchen, Blättchen eines Denkblümchens, eines Veilchens, erinnern mich, Ihnen dieß zu ſagen, Sie an ſich ſelbſt zu erinnern: „Erwache, Brutus! das Leben entflieht,“ und was haben wir mehr im Leben, als um uns zu ſehen, und auszuſprechen, was wir ſahen auf dem ſonderbaren, merkreichen, heiligen Schauplatz. Verzeihen Sie meinen Enthuſiasmus. O daß ich dieſe Muße, dieß heilige Feuer hätte! —

Vom Heſiod ſind ſeine Werke und Tage gewiß überſetzt; von einem Schüz; fragen Sie darüber Böttiger; er hat's wahrſcheinlich. Übrigens fürchten Sie ſich doch vor dem Griechiſchen nicht. Da Heſiod ein Schulbuch iſt, ſo hat man ihn in Ausgaben, wo jedes Wort erplanirt iſt.

Kurz, lieber Herr und Freund, wenn Euer Lucrez zu Ende iſt, ſo überſetzt ihn ſelbſt. (Vom garſtigen Voß ſind, wenn ich recht träume, auch Stücke in den Kalendern.) Er iſt kurz; auch darf ja nicht Alles in ihm überſetzt werden.

Mein Horaz liegt. Ich werde mich wohl hüten, an ihn zu gehen, da Voß wie ein brüllender Löwe mit ihm umhergeht (er ſoll gegen Klopſtocks Überſetzung ſehr wüthen). Einer ſeiner Schüler will ihm zuvorkommen; auch Klamer Schmidt hat eine Überſetzung liegen; auch Schütz im Merkur überſetzt ihn. Was ſoll die Gans zwiſchen den Schwänen? In unſrer Aurora wollen wir uns rüſten, hie und da lieblich zu ſingen und es vor ihrem Angeſicht gut zu machen auf Saiten. Denken Sie jeden Morgen an ſie, an dieſe Aurora, wenn Sie nach Ihrer Weiſe ſingend erwachen und ſich wie eine Taube ſchmücken und baden. Lebt wohl, Lieber; grüßt Ackermann, und bleibt treu der Muſe. Lebt wohl, Arkas!

G.

26.

Weimar, den 3. Juni 1799.

Hier, Beſter, iſt die verlangte Confirmation. Da ſie nur Schattenriß einer lebendigen Handlung iſt, ſo werden Sie ſich ſolchen Kraft Ihrer Dichtungsgabe zur Handlung bilden, und Kraft Ihrer Freundſchaft, was mangelt, zurechtlegen.

Richter iſt von Ihnen ſehr vergnügt zurückgekehrt; er iſt ein trefflicher Menſch von Herz und Charakter. Seine eben erſchienenen Briefe müſſen Sie ja leſen; ſie ſind voll wahrer und reifer Philoſophie; ſtellenweiſe enthalten ſie den Schatz und Kern des Lebens.

Was ich vom Attiſchen Muſeum habe, kommt; das Übrige wird Ihnen Mag. Böttiger gern ſchaffen. Sie wiſſen, in

Anſehung der Bücher iſt mein Haus ein Taubenhaus; die Täubchen fliegen hinaus, und kehren oft nicht wieder. Bei Böttiger iſt ohne Zweifel auch Voß; er hat ihn ſehr gelobt, und wird ihn ja alſo wohl haben.

Daß Sie für die Aurora ſammeln, freut mich; mir iſt ſie noch nicht aufgegangen. Ich bin, wie Sie wiſſen, aus dem Klima der langen Nächte.

Welche ſchöne Zeit iſts jetzt! Wie ſchön mags bei Ihnen ſein! unter dem hohen Rauſchen des Waldgeiſtes, zwiſchen den lebendiger blühenden Blumen! Ach, wenn dieſe Hora verweilte! Genießen Sie ſie: denn ſie flieht. Sie können, Sie dürfen Sie genießen. Wir müſſen ihren Genuß nur erſtehlen.

Und ſo lebt denn wohl, guter Druide, und ſinget und dichtet. Erhebt Euern Seufzer zum Hymnus, und Eure Dichtung zur Philoſophie der Natur, zum α und ω. Lebt wohl.

H.

27.

Weimar, den 30. November 1799.

Zu Ihrem Geburtstage bringe ich Ihnen, carissime, ein dem Inhalt nach nicht kleines Geſchenk; ich wünſchte, daß es Ihnen auch in der erneuerten Geſtalt gefällig ſein möge. Zuerſt aber, bitte ich, machen Sie ſich an den Shafteſburiſchen Hymnus, und ſagen mir darüber ein Wort.

Das Leben Epikurs lege ich zugleich bei, auf einer Auction neulich ausdrücklich für Sie erſtanden; haben Sie es ſchon, ſo ſchicken Sie's wieder. Ich wünſchte aber, daß Sie es nicht hätten, und der alte Philoſoph Ihnen auch recht käme.

Sonſt habe ich von neuen Sachen nichts, außer Jakobi an Fichte, der auch mitfolgt.

Wenn Ihnen in voriger Woche einen Abend einmal die Ohren nicht geklungen haben, so haben Sie, mit Ehren zu melden, nicht sympathetische Ohren. Ihre Stunden, Ihre Wälder wurden bei uns gelesen; und ich kann die Zustimmung nicht ausdrücken, die — rathen Sie wer? — Wieland, Wieland selbst und ein junger Maler, der unlängst aus Rom kam, darüber empfanden. Erster war im Contrast mit andern Gedichten davon begeistert, wie ich ihn nicht leicht gesehen habe. Sein Stillschweigen rührt nicht aus Geringschätzung, sondern — Sie kennen ihn ja — aus Nachsicht gegen sich selbst her; er hat Ihnen so gut schreiben wollen, daß er am Ende gar nicht schrieb. Verzeihen Sie ihm also.

Welche schöne Tage jetzt bei Ihnen auf den Gebirgen sein mögen! O könnte ich fliegend hinüber!

Arbeiten Sie fleißig, und der Gott begeistere Sie!

Murrs Reisen kommen hier dankbar zurück. Wollen Sie mir Scherers sämmtliche Chymica zu dem kleinen Fourcroix, den ich noch hier behalte, übersenden: so verbinden Sie mich sehr. Sie sollen alle mit Dank zurück.

Dann legen Sie auch den la Place bei, den ich nach den neuern Gesetzen der Bibliothek repräsentiren muß, ob er noch da sei — ein unerlaßbares Gesetz, für das keine Wortversicherung stattfindet.

Was sagen Sie dazu, daß der expositeur des Weltgebäudes ministre de l'intérieur geworden? Was sagen Sie zu den neuen Consuls? Ich habe große, große Hoffnung, wenn sie sich erhalten; und das werden sie!

Meine Frau wird Ihnen einige Zeilen schreiben. Sie sind bei uns, als ob Sie unter uns lebten.

Grüßen Sie Ihre Frau und sein hübsch freundlich. Auch Gerning, und entschuldigen Sie mein Stillschweigen auf seinen Brief. Ich weiß bisweilen nicht, wo mir der Kopf steht; ich arbeite und komme zu nichts. Inere negotium! desidiosa occupatio!

Ackermann grüßen Sie auch freundlich! Und Ihre Berge, Ihre Wälder, Ihre Sonne, Ihren Himmel, Ihre Luft, alle Dryaden und Nymphen.

Und zum Geburtstage Heil Ihnen, Heil! von Ihrem treuen Jahresbruder und Jahresmitgeborenen.

Daß Einſiedel gar nicht ſchreibt, iſt in ſeiner Manier. Dieſe könnte er aber zuweilen wohl auch ablegen. Wenn la Place zurückkommt, muß er ſchreiben. Sagen Sie Beiden das Herzlichſte und Beſte.

Und bald erfreue uns ein Brief von Ihnen mit einer Einlage, ſei's Elegie oder Hymnus. H.

28.

Weimar, den 20. Mai 1800.

Nehmen Sie, lieber Jahresbruder und Mithelfer der Adraſtea, meinen innigſten Dank an, ſowohl für die beiden Gedichte, womit Sie, wie mit Schildhaltern, das letzte Stück geziert und gewaffnet haben, als auch für die Erquickung Ihres Beifalls. Pindar ſagt, daß dieſer nach überſtandener Arbeit ein warmes linderndes Bad ſei; ich habe deſſen nöthig: denn ich ſitze hier unter Eiſe in lauter kalten Bädern, weiß mich aber auch Jenes mit Beſcheidenheit zu freuen: denn es ſpricht ſolchen der Freund zum Freunde. Wunderbar bin ich zu dieſer Adraſtea gekommen, verlockt, ich will nicht ſagen, verführt; lange werde ich ſie auch nicht fortſetzen, da ſie zu viel fordert. Gehe es mit ihr ſo lange es mag; dann werde ſie Aſträa und ſteige zu ihrem Himmel wieder. Eigentlich geht ſie über Menſchenkräfte, und da ich ſo gebunden, ſo zerriſſen, ſo beladen bin; warum ſollte ſie mich nicht auch des Dienſtes, den ſie jedem Überladnen erweiſet, tröſten dürfen? daß ſie mir ihr freundliches „Genug! Nichts zu viel!“ zuwinke.

Lebten wir zuſammen, ſo könnte ich freilich zu Ihren Schätzen wallfahrten, nachdem es dieſer oder jener Ort heiſchte; doch aber hoffe ich, Ihre beiden trefflichen Stücke gut geſtellt zu haben, und Sie werden mir fernerhin die Brocken von Ihrer reichen Tafel nicht verſagen.

Viel Vergnügen an Jones! Nichts täuſchte mich mehr, als die Aufſchrift **the Seasons by Calidàs**; dieß iſt nämlich der Dichter der Sacontala; leider fand ich nichts als den Titel. Die Fabelleſe (Hitopades) überſetzt Dahlberg.

Ich wünſchte, daß Sie Ihren Hymnus an die Sonne vollendeten, oder mir Eins Ihrer Gedichte über und an die Natur ꝛc. ſendeten; das wäre mir zum neuen Stück der Adraſtea ſehr brauchbar. Richter's neuer Titan iſt trefflich und ſehr reif. Er wird Ihnen viel Freude geben.

Leben Sie wohl, Trefflicher, Beſter, auf Ihrer grünen Höhe. Sein Sie nicht blos ein ſtiller Meßprieſter der großen Natur, ſondern auch für Andere ein **Organista** und **Cantor**!

Viel Grüße an Ihr Haus und Ihre Freunde.

H.

Weit — 1791?

210.

1800.

Ich danke Ihnen aufs Schönſte für Ihr gutes Andenken; es erſetzt mir einigermaßen die Freude des Beſuchs, den ich Ihnen wirklich zugedacht hatte, zu dem ich aber wahrſcheinlich nicht kommen werde. Die Geſchäfte ziehen ſich von Tag zu Tage hin, und man geht als Gefangener mit dieſen Geſchäften.

Ihr Lukrez hat mir geſtern (eher konnte ich leider nicht zu ihm kommen) viel Freude gemacht, und ich habe ihn Böttiger, den Sie morgen ſehen werden, zugeſchickt. Geſchrieben habe ich dazu nichts; es muß darüber geſprochen werden; die war-

men Tage ſind auch nicht gut zum Schreiben. Lukrezſcher Geiſt herrſcht in Ihrer Überſetzung genugſam; eine Treue bis zum Erſtaunen; hie und da etwas mehr Geſchmeidigkeit und Wohlklang wird ſich auch hineinbringen laſſen. Und am Ende iſt das unbezahlbare Köſtliche der Arbeit die Arbeit ſelbſt, Anſtrengung und Übung des Geiſtes, Bearbeitung der Sprache, ein Ringen mit dem Geiſte des Autors. Die Fortſetzung Ihres Mit- und Nebenarbeiters im Merkur habe ich nicht geleſen; ich muß Ihnen alſo zu dato auf Ihr Wort glauben. Bei allen Überſetzungen iſt's aber der Fall, daß man Eine Eigenſchaft der andern bisweilen aufopfert und die Arbeit des Mitkämpfers überſchätzt, eben weil es eine fremde Arbeit iſt. Wir wollen mündlich das Alles mehr beherzigen und überlegen.

Vor Allem freue ich mich über das neuangefangene Memorandum Ihrer Gedanken. Sie wiſſen, wie oft ich Sie darum angegangen und angefleht habe; für mich wird gewiß viel darinnen ſein, wofür ich Ihnen ſchon zum Voraus herzlich danke.

Von Voigt's Hypotheſe oder Idee hat Goethe mir Einiges erzählt, was mich vergnügt hat; wenn er die Idee nur nicht zu weit ausbreitet! daß es zuletzt ein Spiel der Worte und des Witzes ſcheine. Doch dafür mag Er ſorgen.

Was mich mehr als alle Hypotheſen freut, iſt Ihrer Fräulein Schweſter rückkehrende Geſundheit. Ich höre die beſten Nachrichten von ihr; und ſie wird, wie ich hoffe, ein ganz neues Wohlſein fühlen. Vielen Dank für die Güte, die Sie Gottfried zu erzeigen fortfahren; doch für dieſe Liebe wollen Sie keinen Dank, weil ſie ſich im Innern ſelbſt belohnt.

Leben Sie aufs Beſte wohl, und genießen Ihrer ſchönen ruhigen Muße in Jena. Ich wollte, daß ſie mir auch würde; das aber iſt nun leider mein Glück nicht. Addio, caro.

H.

30.

1802. (?)

Sie ſind mir zuvorgekommen, Lieber, oder vielmehr, Sie haben meiner ſtummen Unhöflichkeit, die Ihnen für Ihre freundſchaftliche Aufnahme nicht einmal dankte, abgeholfen. Als Einſiedel zurückging, gebrach mir Zeit, auch nur zu einigen Worten. Nehmen Sie alſo, obwohl ſpät, in meinem und Auguſts Namen den herzlichſten Dank für Ihre Liebe und Freundſchaft an. Der Tag in Ilmenau, die Hin- und Herreiſe, und daß ich Sie wieder geſehen, wieder gehört, Alles hat mir körperlich und geiſtig wohlgethan; die Früchte müſſen wir in Geduld erwarten.

Die guten Nachrichten aus Ihrem Hauſe freuen mich ſehr. Ach, Lieber, thun Sie von Ihrer Seite Alles, was Sie thun können, zum Frieden, zur Harmonie des Hauſes. Die kleine Sylbe ent- enthält auch hier das ganze Geheimniß; löſet euch das Räthſel auf, ſingender Weiſer!

Die Varianten Ihrer Stunden nach Manuſcript und Abdruck habe ich noch nicht vergleichen können; ich werde es aber thun und meine Meinung ſchreiben. Nicht im verſchiedenen Gehör, dünkt mich, liegt der Unterſchied der deutſchen Sylbenmeſſung; ſondern in der verſchiedenen Modulation, Wort- und Tonmeſſung unſerer Ausſprache, unſeres Singens und Leſens, kurz unſerer Rede. Meiſtens wo wir Ton, d. i. Affect ins Sylbenmaß bringen, differiren wir; und da dieſer hineingebracht werden muß, wenn nicht Alles wie ein Mühlrad herklappern ſoll, ſo iſt nur Ein Mittel zur Convenienz, das der Mathematiker nennt die mittlere Größe. Zwiſchen zwei Extremen der Divergenz wählt er ſie, die Mitte, und hat ziemlich den Punkt der Sicherheit getroffen; ſo, dünkt mich, muß es im Sylbenmaß ſein, zwiſchen dem zu gewaltſamen Wort-Radbrechen und dem zu langſamen Schleichen der Worte. An Exempeln werde ich ein andermal dieß zeigen.

Sie werden jetzt manche Widerlegungen der Metakritik und Pasquille auf mich lesen; Eins habe ich gelesen und keins mehr! Ich will und muß meinen Gang fortgehen; wäre ich nur schon wieder auf demselben. Das schöne Kind des Himmels soll geboren werden — rathen Sie, welches?

Die kleine Auguste, die Richter von Hildburghausen mitbrachte, ist jetzt in unserm Hause. Umstände fügten es so. Richter ist fleißig und grüßt Sie Alle sehr.

Dem guten rechtschaffenen Ackermann sagen Sie doch recht viel Verbundenes von mir für die zwei Nächte süßen Schlafs, die ich in seinem Hause genoß. Ilmenau hat für mich drei schöne Gaben: Luft, Wasser, Schlaf, die ich Euch beneide. Was sie hervorbringt, Lage, Wald, Gegend beneide ich Euch auch. Ihr seid dem Himmel näher als wir; seid es auch geistig und moralisch.

Was macht Gerning, der dem Himmel vor Andern nah ist? Er läßt ja gar nichts von sich wissen und hören, als ob ihm der Athem ausgegangen wäre. Schlosser's Tod ist mir sehr nahe gegangen; gewiß ihm auch. Bardili in Stuttgart hat mir, ihm (dem nun Todten) Eberhard, Fr. Nikolai und der Berlinschen Akademie ein Buch dedicirt, das er die Erste Logik nennt; die Idee davon ist noch nicht rein in mir; es steht viel Gutes darin, nur für den größten Theil unverständlich. Sonst weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, keine Neuigkeiten, als die Sie besser als ich wissen. Von Jena hört man nichts als schlechtes Gewäsch und Federkriege; ich fürchte, auch die Messe hat deren viel geliefert. Wie gut, daß Sie nicht in diesem Pfuhl leben! mir scheint's jetzo ein Pfuhl, wie die Welt dem Hamlet, an unweeded garden; aber wer wird ihn jäten?

Leben Sie wohl, Lieber, und sein fleißig. Vermehren Sie die Verse Ihres großen Tischfolianten und machen, daß das Straußenei „de rerum natura" gelegt wird. Ich habe meinem „Gott" Shaftesbury's Naturhymnus aus den Mo-

rallada beigefügt; es war eine Jugendarbeit. Herausgehoben nimmt er ſich ſonderbar aus; ich bin neugierig, wie er Ihnen vorkommen wird.

Die beſten Grüße Ihrem Hauſe. Friede und Segen über Euch. Genießt der ſchönen Herbſttage, die wir auch haben, genießt ſie! An die Einſiedels Liebe und Freundſchaft.

Denkt Unſer an Eurem Geburtstage; wir wollen Eurer gedenken. Valete. Herder.

51.

Hier, Lahmer, habt Ihr Recenſionen! Schimpft, daß ich zu gelinde urtheile, daß ich — — — wie Ihr wollt; mir thut das nichts. Schimpfet!

Aber werdet geſund, gehend auf zwei Beinen wie andere Menſchen: denn Gott hat den Menſchen aufrecht gehend gemacht; aber ſie ſtürzen vom Pferde, ſagt der Prediger Salomo. Der Graf von Bückeburg, der einen dergleichen Fall vernachläſſigte und ſich lebenslang mit den Folgen ſchleppen mußte, iſt mir eine ſchreckhafte Erinnerung. Alſo aufrecht! ſeid kein Lahmer, ſondern wie's einem Obriſt-Wachtmeiſter geziemt, an Lenden feſt und geſtiefelt, wie St. Paul Epheſ. 6 ſagt.

Bei Merkel's Blättern habe ich die Achſel beim erſten Blatt gezuckt und zucke ſie fort. Die erſte Hälfte ſeines Namens mag gut ſein; Merk; aber auch dabei iſt Manches zu merken; die zweite el verdirbt Alles. Das Ding kann nicht währen, und beſſert nicht, ſondern verdirbt und verderbet. Es iſt eine Kritik ohne Grund; ein Prophet erſcheint ohne Zeichen, und Einer ſpricht über Alle? Dazu ſo oberflächlich, ſo täppiſch hinein! Mich dauert's. B. meint, es ſeien neue Literaturbriefe; die ſind's aber gewiß nicht. Ehen!

Neulich las er uns Ihre Kritik über den Tibullianer ohne Tibulls Geist vor. Wie wahr und fein und ſchonend! Ach, wir ſollten ein kritiſches Blatt anfangen, wenn nur noch Einer da wäre; ein Allerlei, wie Sie längſt im Sinne hatten, von Kurz- und Langem, von Klein- und Großem.

Auf den franzöſiſchen Baco bin ich ſehr begierig. Sie kennen doch die Aufgabe.

Goethe, höre ich, hat ſich in Jena die Chemie vortragen laſſen; ſie iſt jetzt an der Tagsordnung.

Falk's Taſchenbuch ſoll d. i. wird (wie es im Engliſchen shall heißt) meine Frau beilegen. Lege et judica. Zu rechter Zeit kommt's und mit vieler Klarheit.

In Jena ſind dermalen vierundſiebzig Lehrer, die Maitres mit eingerechnet; die Tranſcendental-Philoſophie leſen fünf wetteifernd. Dagegen, ſagt man, nehmen die Lehrlinge ſehr ab. Dank der weiſen Führung der Nutritoren. Der alte Griesbach ſoll ſehr krank geweſen ſein; ich weiß nicht, ob er beſſer iſt; mit Dem ginge für Jena viel in den Orkus, d. i. ins Reich des Vergeſſens, wohin er wahrſcheinlich ſelbſt geht.

Darum laßt uns des Lichts genießen, ſo lang es wärmt und leuchtet. Freuen Sie ſich Ihres Lukrez und brauchen die neue Ausgabe rechtſchaffen; ſie kommt recht für Sie. Bald ſchicke ich Ihnen etwas Merkwürdigeres. Interim vale, vale, vale, et ambula, claudicans, quinimmo exsulta!

H.

32.

Ende voriger Woche erfuhr ich unvermuthet, daß Dalberg in Kalbsried ſei, wohin er die Frau v. Seckendorf begleitet. Ich ſandte an ihn einen Expreſſen, mit der Einladung nach Aſchersleben, die mir der Herzog nachgelaſſen hatte, und

die er in der Nähe des Orts vielleicht annehmen würde. Der Expreſſe kam Sonnabend Abend zurück, mit einem Briefe von ihm, daß er den Sonntag darauf nach Aſchersleben reiſen, ſodann nach Weimar kommen würde und gern bei mir logiren wollte. Geſtern Abend haben wir ihn umſonſt erwartet, vielleicht kommt er heut, und höchſtens morgen. In der Frankfurter Zeitung hat ſchon vorige Woche geſtanden: er ſei in meiner Geſellſchaft nach Italien gereiſt; dieſe Nachricht hat ſich alſo auch hier verbreitet, und man nimmt mich für abgereiſt an, und fragt mich ſelbſt, ob ich nach Italien gereiſt ſei.

Sobald Dalberg herkommt, thue ich es Ihnen zu wiſſen, mein Herr und Freund, denn es iſt billig und recht, daß Sie ihn ſehen und auch mich, jetzt in Italien, in ſeiner Geſellſchaft ſehen; anbei Zeuge ſind, was und wie es ſich verhandelt. Ich höre, er geht erſt auf die Hochzeit des Gr. v. der Leie, und alſo bin ich noch ganz ungewiß, wie ſich die Sache einrichten und machen werde. Sie müſſen aber zu uns kommen, alter Weiſer, zumal da Dalberg in meinem Hauſe logirt. Ich bitte Sie ſehr, und er wird ſich Ihrer ſelbſt freuen.

Eichhorn iſt mit ſeinem Geheimniß noch mäuschenſtill; ich dachte, er würde mir auf Ihre Veranlaſſung, um welche ich Sie im letzten Briefe bat, etwas ſagen. So fern und unvollkommen die Ausſicht auch ſein möge: ſo möchte ich doch gern wiſſen, wohin ſie gerichtet iſt. Legen Sie es ihm doch alſo nahe, daß er mir einigen Aufſchluß gebe, wenn er's thun darf.

Die Herzogin Mutter iſt ſeit ein paar Tagen in Tiefurt. Wenn Sie zu uns kommen, wird's Ihnen jetzt beſſer gefallen, als in den abſcheulichen Tagen, da Gleim hier war. Es iſt jetzt, als ob's nicht daſſelbe Land, oder dieſelbe Welt wäre. Fr. Stolberg hat eine Inſel geſchrieben und eine Anzahl Exemplare hergeſandt; für Sie iſt kein Exemplar darunter, wohl aber für — Reinhold.

Leben Sie wohl, menſchenfreundlicher Timon, und bleiben

uns auch mit saurer Miene gut, hold und treu, wie wir's Ihnen sind und bleiben. H.

Goethe hat aus Bologna geschrieben; nichts Merkwürdiges, als daß er kommt.

33.

Ich danke Ihnen, Lieber, aufs Beste, daß Sie meinen Phantasieen so viel Aufmerksamkeit gegönnt haben, in einer Zeit, wo die Natur selbst Sie mit ganz andern, tiefern Empfindungen und Gedanken beschäftigte.

Ich hörte am Dienstage von Ihres Vaters Tode bei Hofe, und mir ging's Ihrethalb tief zu Herzen. —

Ihre Anmerkungen, die ich jetzt nur flüchtig lese, sind (das Schmeichelhafte, wie billig, an seinen Ort gestellt) für mich äußerst erfreuend und belehrend. Ich werde darüber, wenn ich sie tiefer erwogen, mehr sagen. Der Beweis vom Dasein ist zu kurz vorgetragen; ich werde ihm noch eine Seite geben müssen, das habe ich selbst gefühlt. Er beweiset eigentlich nichts und soll nichts beweisen, als:

Macht, Weisheit, Güte sind Eins,

oder

Wir haben das Vermögen, uns einen Gott nach dem innersten Wesen unserer Vernunft zu denken;
und weder dieß innerste Wesen, noch was uns dadurch anschaubar wird, ist ohne ein primum exemplar rationis denkbar: folglich ꝛc.

Eigentlich ist's der Carteſische Beweis; aber ich glaube, dieß ist auch der Einzige. O daß es mir an Stärke fehlt, auszudrücken, was ich sagen wollte. Haben Sie nochmals Dank, besten Dank und erfreuen sich an dem, was lebt. Ich

ſchreibe nächſtens ein Mehreres und muß jetzt in die Kirche, die Kinder über die Sacramente zu examiniren.

Seit geſtern leſe ich Trenk's Leben; dergleichen Leben ſind aber nicht für mich, ſie empören mein Innerſtes. Was iſt's, zehn Jahr an der Kette zu ſitzen; ich ſitze dreißig daran — ein bitterer Unmuth muß jeden Menſchen bei dem Buche ergreifen, weil es ſo innigwahr geſchrieben und ſeine Welt im Grunde allenthalben iſt. Vale, Vale.

Herder.

34.

Hier, Lieber, ſind einige Ihnen vielleicht unnütze Anmerkungen über die fünf erſten Elegieen*); ſo ſchlecht hingeworfen, daß Sie ſie vielleicht nicht einmal leſen, geſchweige anwenden können. Wozu, dachte ich alſo, ein Weiteres? ehe du weißt, ob dieſe zu irgend etwas gut ſind. — Iſt Ihnen an der Fortſetzung das Mindeſte gelegen, ſo gehe ich gern weiter.

Ihre Überſetzung iſt, das muß auch ein Feind zugeſtehen, eine durchaus gearbeitete, delikate Arbeit. Mir mangeln Worte, ſie genug zu loben. Wenn ich ihr ein Geringes noch zuwünſchte, ſo wäre es hie und da Verbindung der Verſe, wie im Lateiniſchen. Eben durch die ſtrenge Bearbeitung ſind ſie hie und da etwas getrennt worden. —

Halten Sie meine Sudelei des Anſehens werth, ſo geben Sie der Sache ja keinen angeſtrengten Blick. Mühe iſt genug angewandt; Sie können jetzt ruhig anſehen und tändelnd verändern. Vale.

H.

*) Des Properz.

35.

Mich freut's, daß Ihnen meine Annotatiunculae nur nicht mißfallen haben. Ich bin in ihnen furchtſam geweſen, weil Jeder am Ende doch ſeinen Geſichtspunkt, ſeine Sehart, ſein Manoeuvre beim Überſetzen behält und behalten muß; ſonſt wird es erzwungene Arbeit. Dieſe Zwangloſigkeit erbitte ich aufs Beſte von Ihnen; brauchen Sie nichts oder das minimum, was Ihnen einleuchtet. Fortfahren will ich gern. Ich lerne die ſchönſten Elegieen dadurch in der beſten Geſellſchaft kennen.

Ihre Anmerkungen gefallen mir gar ſehr. Ich las ſie immer früher, als den Text ſelbſt; und nachher nochmals. Das Allgemeine, was Sie über jede einzelne Elegie ſagen, reizt ſehr, etwas Allgemeines über den Properz ſelbſt und den Genius ſeiner Elegie zu leſen. Dieß, dünkt mich, iſt zur Einleitung Ihrer Überſetzung unentbehrlich; es zeigt, was Sie mit ihr im Sinne haben. Denken Sie alſo daran ernſtlich. Und leben beſtens wohl, Lieber. Sieht man Sie denn gar nicht mehr?

G.

36.

Liebſter Knebel! Da Sie doch am Ort, wo nicht der Weisheit, ſo doch der Büchergelehrſamkeit leben; darf ich Sie wohl mit einer kleinen Mühe beſchweren? Ich hätte C. F. Wolf's Theorie der Generation; Blumenbach über den Bildungstrieb, und Prochaska fasc. II. gern, die ich hier nirgend, weder in Bibliotheken noch im Buchladen, anzutreffen weiß. Haben Sie doch die Güte, ob Sie ſie nicht bei Loder, Stark oder Gruner antreffen und geliehen erhalten können, auf eine kleine Zeit. Nur bitte ich, daß Sie meinen Namen, auch gegen Loder ſelbſt, dabei verſchweigen; ich habe dazu Urſache.

Erhaschen Sie sie, so schicken Sie sie mir doch mit erster Gelegenheit: denn ich bedarf ihrer, je eher je lieber. — Ich habe mich eine Zeit lang so schwach und entkräftet gefunden, als noch nie in meinem Leben; heute ist mir etwas besser. Die Recke ist hier; ich habe sie aber noch nicht gesehen. Erfreuen Sie sich und leben bestens wohl. H.

So weit war dieser Brief geschrieben, als eben Ihr lieber Brief und Sallust ankommt. Die erste ruhige Stunde soll dem Lesen desselben gewidmet sein, und ich will mich daran erfreuen. Mit mir geht's schlecht. Ich bin vorige Woche so krank und erschlafft an Seelen- und Leibeskräften gewesen, als ich's mich aus meinem Leben nicht erinnere; mit dem Montag hat es sich etwas, aber noch nichts weniger als ganz gebessert, und da der August auch krank ist, so ist in unserm Hause mehr Leid als Freude. Es wird besser werden. Die Recke ist gemein Gut: eine geistige lupa, die sich mit allen berühmten Männern in Freundschaft beläuft und von nichts in der Welt was fühlt. Sie ist heut in Jena, und Sie werden Sie vielleicht par hazard kennen lernen; sonst thun Sie ihrethalb keinen Schritt aus dem Hause.

Leben Sie wohl, Bester, und verzeihen den hingefudelten eilfertigen Brief. Ich empfehle nochmals die Mühe meines Auftrags bestens. Ich stehe gern wieder zu Dienst. Gott empfohlen. H.

Gruß an Eichhorn und Dank fürs Überschickte.

37.

Ob Sie mir gleich nicht schreiben aus Ihrem Elysium, ja auch in Ihrem lieben Briefe an meine Frau meiner sogar mit keiner Sylbe erwähnen, so will ich Böses doch nicht mit

Böſem vergelten; vielmehr danke ich Ihnen, Lieber, für alle Güte und Liebe, die Sie dem Gottfried erweiſen, mit meiner Frau aufs Herzlichſte. (Sie kann nicht ſchreiben, weil es feſtheiliger Abend iſt, und ſie alle Hände voll zu thun hat.) Er iſt glücklich hier angekommen und hat der Confirmation ſeiner drei Brüder, Auguſt, Wilhelm und Adelbert, die geſtern geſchah und zwar mit unſerer aller Freude, mit beigewohnt. Es war ein rechter Feſttag des Hauſes, und auch Rinaldo geigte uns Mittags auf ſeiner kleinen Biggeline und ſagte: „Heut iſt Rinaldo's Geburtstag.“ Der Himmel gebe Ihnen für Ihre Güte und Artigkeit viel Freude, inneres und äußeres Wohlſein, auch viel Glück zu Ihrem Lukrez. Alles grüßt Sie aufs Schönſte in unſerm Hauſe und ſagt zu meinem Wunſch e viva!

Freilich wird Ihnen das eingefallene kalte Wetter und die Nachricht vom Übelbefinden Ihrer Schweſter einen Querſtrich in Ihre dortige Freude machen. Leider auch dieſe Nacht hat ſie viel Schmerzen gehabt, und Sie können glauben, wie ſehr wir mit ihr leiden. Das verwünſchte Weimariſche Klima! Es kann nichts als Gicht und Schmerzen machen an Seele und Körper. Wenn ſie nur Huſchke brauchte! Reden Sie ihr doch zu, Lieber! Es iſt ein trefflicher Arzt, ohngeachtet ſeiner kleinen Geſtalt; das können Sie aus meiner Erfahrung glauben. Meine Frau wird ſie heut oder morgen beſuchen, in der erſten ihr überlaſſenen Stunde; und überhaupt hoffe ich, daß mit dem wärmeren Wetter auch die Krankheit vertrieben ſein werde.

An den Lukrez habe ich, der leidigen Geſchäfte halber, noch nicht kommen können. Im Feſt ſoll es mein Feſt ſein. Böttiger iſt heut nach Naumburg gereiſt.

Literariſch weiß ich nichts Neues, das Sie intereſſirte. Einiges habe ich angeſehen; Merkwürdiges iſt aber nichts hier in der armen Hofmann'ſchen Handlung.

Apropos, wollen Sie den galvaniſchen Verſuch an ſich ſelbſt machen: ſo legen Sie ein Blättchen Staniol auf die Zunge und berühren es wie die Zungenſpitze mit einem Laub-

thaler. Dieß sagt der Professor Hamilton von Erfurt, der eben von mir geht.

Leben Sie bestens wohl; angenehme, warme, glückliche, vergnügte Pfingsten. Nochmals viel Gruß von Frau und Kindern.

H.

38.

Heut nur ein receplase, lieber alter Unvergessener, mit meinem besten Dank. Die Einlagen sind sogleich abgesandt. Nächstens schreibe ich mir.

Ihr Properz soll mich sehr erfreuen; hätte ich Ihnen dagegen auch etwas zu geben. Ach welche Zeiten bringt er mir wieder! Wo sind sie?

Richter ist hier, ein Liebling des Glücks, ein Günstling der Menschen, voll Geistes und Witzes, und ein Kind an Gemüth. Er kommt heute zu uns.

August hat lange nicht geschrieben. Er ist Ihnen herzlich ergeben und hangt an Ihnen. Auch mein Dank für die Liebe und Güte, die Sie ihm erweisen, ist wahr und dauernd.

So wie meine Freundschaft, die herzlichste Freundschaft, auch wenn sie stumm ist. Verzeihen Sie dieß Schweigen, es soll gut gemacht werden; und ich sandte meinen Geist oft zu Ihnen.

Frau und Kinder grüßen; Erste mit ihrer alten Freundschaft. Wir leben hier wie in der Wüste, in der bekannten Einsiedelei hinter der Kirche.

Nächstens mehr. Denken Sie nicht an das Ende der Erde, das kommt von selbst. Mich freute es mehr, zu hören, daß Sie fleißig sind. Ich bin ein armer Geplagter inepte sedulus, stultissime negotiosus. Eben habe ich eine dumme Kirchen-Commission, zu der ich muß.

Leben Sie wohl auf Ihren freien Bergen; Luft, Erde, Waſſer, Licht und Sonne ſeien Ihnen günſtig, die Elemente des Lebens!

Gerning iſt hier ſeit zwei Tagen. Die Propyläen ſind doch in Ihren Händen? Vale et ama tuum

G.

39.

Tauſend Dank, Liebſter, für die mir ſo ſchnell und ſo glücklich verſchafften Bücher. Ich ſtudire ſeit geſtern Nacht und Tag im Wolf; aber ſei's Folge meiner geſchwächten Natur oder des mir von gewiſſen Seiten widrigen Syſtems und demonſtrirenden Vortrages: ich kann es mir mit der Lebhaftigkeit nicht einprägen, die dazu gehört oder wenigſtens die Theile nicht binden. Alſo, Beſter, thun Sie zu der gehabten Gefälligkeit noch dieſe hinzu, daß Sie ſich, wenn auch nur in den Buchläden, um die deutſche vom Autor ſelbſt gemachte und vermehrte Überſetzung (Wolf's Theorie von der Generation, Berlin 1764) meinethalb Mühe geben. Wie unendlich lieb wäre es mir, wenn ſie irgendwo ſäße: wäre ſie auch im Deutſchen noch dreifach demonſtrativer, als im Lateiniſchen. Hier iſt ſie nirgend, weder im Buchladen, noch in den Bücherſälen der Herren Arzneigelehrten, und das Verſchreiben hält mich lange auf, obwohl am Ende kein andrer Rath iſt. Verzeihen Sie, Guter, meine Andringlichkeit; die Noth iſt.

Ihr Salluſt hat mich ſehr ergötzt; er iſt wie moſaiſche Arbeit ins Deutſche eingefügt, genau ſo wie das Original ins Lateiniſche. Jetzt hat ihn Goethe, und ſobald er mir ihn wiedergiebt, ſoll er zu Ihnen zurück. Sie müſſen das Werk ja nicht liegen laſſen und wenigſtens den Catilina vollenden.

Ich überſchicke Ihnen hier den erſten Abſchnitt des Buchs

an dem Sie so viel Antheil nehmen. Thun Sie es auch dadurch, daß Sie mir Ihre Meinung genau schreiben die um so mehr gilt, da Sie so viel Reisebeschreibungen gelesen. Es ist nur das Postament zur Statue; hier stehn aber die Ochsen am Berge.

Auch lege ich Ihnen die Paramythien bei, die in den ersten Theil der Zerstreuten Blätter kommen. Melden Sie mir doch, ob und was Ihnen davon gefällt. Es sollten noch einige der Art hinzukommen, dazu ich die Materie im Kopf habe; aber zuletzt fehlte mir Zeit, und ich mußte zu den Ideen. Diese aber, bitte ich, lesen Sie zuerst, und ich darf nicht hinzufügen, daß Sie Niemand etwas zeigen: denn das thun Sie von selbst.

Leben Sie wohl, Lieber, und besuchen uns auf den heiligen Christ. August wird Gottlob besser, und mit mir rückt's auch etwas hinauf. Ich umarme Sie herzlich, und meine Frau sagt Ihnen alles schwesterliche Gute. Adieu, Lieber.

H.

---

40. ~1779

Als ich gestern vom Schlaf erwachte, und mir vermuthlich noch Euer Hochwohlgeboren Nimrodisches Wesen das Gehirn durchwebt hatte, sah ich Virgil vor mir, und um Euer Edeln weisen Spruch zu erfüllen, daß Kritiker die schlechtesten Maler's d. i. Poeten sind, riß mich die Wuth hin, Denenselben statt schöner, wahrer, weiser Anmerkungen über Ihre Verse, höfliche, alberne und rasende eigene Verse zu übersenden, wo Höchstdieselben wenigstens Einen Vortheil hätten — zu lachen und wie ein hüpfendes Reh sich zu gebehrden. Glück also dazu und viel Segen zum Lucretio Caro.

Morgen predige ich in der Stadt, und da Ihre Hochfürstl.

Durchlaucht, der Prinz, cum fido Achate vielleicht auch erscheinen werden: so wollte unmaßgeblichst Erkundigung einziehen, ob Höchstdieselben nach Belvedere sich verfügen werden und mich allenfalls in Höchstdero Wagen, falls Platz wäre (ich wollte eigentlich nur zum Concert da sein), mitzunehmen geruhen wollten. Wäre es aber auch nicht: so hätte es auch nichts zu sagen.

Neun sauber gebundene Bücher kommen hiebei; hoffe, daß die nachbleibenden bald folgen werden. Sie auf Ihren Sprüngen und insonderheit auf den Schaukelwirbeleien, in denen Sie so stark sind, in den Schutz Gottes empfehlend, verharre &c.

H.

Probe einer Nimrodischen Übersetzung aus Virgil.

(Die herrliche Frucht einer halben Stunde, wozwischen zwei Pastoren gehört sind, und dergl.)

Wörtlich übergesetzt, keinen abgeschrieben, ordentlich und heftig zu lesen.

Was macht Saaten gedeihn, bei welchem Gestirne der Acker
Sei zu brechen, der Ulm', o Mäcen, mit der Rebe zu gatten,
Welche Sorge dem Stier, was Pflege der Heerden gebühre,
Welch' erfahreneren Fleiß die wirthliche Bien' erheische,
Das zu singen beginn' ich. Ihr hellen Lichter des Erdballs,
Die das gleitende Jahr dort ringsum führen am Himmel,
Liber und Mutter Ceres, wars eure Gabe, daß einst die
Erde statt Chaonischer Eichel itzt fettere Saat gab,
Daß erfunden die Traube zum Acheloischen Trank floß —
Und den Triftenbewohnern ihr immer gewärtigen Götter,
Faunen, schwebet heran, mit Faunen junge Dryaden,
Eure Gaben besing' ich. Und du, dem berstend die Erde
Als sein mächt'ger Trident sie schlug, das schäumende Roß gab,
Gott Poseidon! Und du, der Haine Pfleger (ihm nähren
Cea's fette Gesträuch dreihundert schneeige Rinder),
Du selbst laß den Vaterlandshain, die Büsche Lycäus
Pan, der Heerden Beschützer, wenn dir dein Mänalus lieb ist,
Komm, Tegäischer Gott, mir gnädig! Komme, des Oelbaums
Schöpferin Pallas, und du, des krummen Pfluges Erfinder,
Jüngling, und Sylvan, der Cypressensproß in der Hand dir!
All' ihr Götter und alle Göttinnen, der Triften Beschützer,
Ihr, die neues Gefrücht ohn' allen Samen erziehen,
Ihr, die Segen des Himmels auf dürre Fluren ausströmen.
Und vor allen auch du (welch' Eine Götterversammlung

Rauh dich empfange, wissen wir nicht; ob Cäsar der Städte
Und des Landes Wächter zu sein erkieset, der weite
Erdkreis denn den Saaten- den mächtigen Wetterverleiher
Dich anflehet, und sieht um Deine Schlüsse der Mutter
Heil'ge Werthe; wie, oder erscheinst des unendlichen Meeres
Schutzgott Du, und der Schiffer nur Dir fort Wünsche gelobet,
Dir des äußerste Thule mit Gaben fröhnet, mit aller
Wasser Schätzen die Göttin Dich zum Eidam erkauft sich;
Oder trittst Du, ein neues Gestirn, den zögernden Monden
Zu, wo Erigone dort und der glühende Scorpion Dir
Raum bereiten: er zieht, ich seh es, die strahlenden Scheeren
Ein schon, bietet am Himmel Dir wie größeren Platz dar;
Was Du auch sein einst wirst, denn nimmer wird doch der Orkus
Dich zum König erflehn, Dir nimmer die traurige Lust der
Herrschaft kommen, ob Gräcien sein Elysium preise,
Und Proserpine gleich der Mutter Stimme verschmähet),
Gieb mir fröhlichen Lauf, mein Unterfangen begnade,
Und mit mir Dich erbarmend des armen irrenden Landmanns,
Sei mit uns und werde schon jetzt Geliebten ein Schutzgott.

41.

Nicht auf geglättetem grünen Papier, wo der zierliche Meissling,
Wie auf smaragdener Au Blumen, die Worte pflanzt,
Sondern auf weißem Grunde, wie solches den Frommen geziemet,
Sag' ich für Deinen Prospect Dir den elegischen Dank.
Morgen am Abend lassen bei uns sich hinter der Kirche
Faustus Teufel vor Lehr' böser Verruchter sehn,
Oder hören vielmehr; sei auch von der heiligen Anzahl,
Oder willst Du etwa selbst Mephistopheles sein?

Ich bitte aber, es weiter Niemand zu sagen, weil der Zauberer nur einen kleinen Kreis will. Vale, ein Wörtlein Antwort, ob es Ihnen recht ist.

42.

Lieber, Sie sind ja manchmal ein so guter Mittler! Fänden Sie es nicht gut, daß, da die Herzogin morgen Wieland

und Gesner hat, sie dazu auch die Wieland und Gesner invitirte! Dem Vater würde diese Ehre ein inniges Wohlgefallen machen, weil sie seiner wegziehenden Tochter, und ihrem Mann geschähe; der Herzogin kann diese Ausnahme von der Regel auch nicht zum Nachtheil oder zur bösen Consequenz gereichen: denn sie erzeigt die Ehre einer Abgehenden, ihrer Pathe, und einem äußerst hübschen Wesen. Zudem ist's auf dem Lande u. s. f. Die außerordentliche Artigkeit würde außerordentlich gefühlt werden. Sie sind heute bei uns gewesen; dieß ist aber nur so unser Gedanke. Finden Sie ihn nicht praktikabel, und sehen Hindernisse, die wir nicht sehen: so ist dieß Blatt nicht geschrieben. Machen Sie davon den vorsichtigsten, oder keinen Gebrauch. Und leben wohl, Alter! Bald hoffe ich, Sie zu sehen. Dormi bene — sage ich Ihnen jetzt, und begebe mich auch ad lectum. G.

43.

Liebster Knebel! Einsiedel hat mir vor seiner Abreise noch einen Gruß an Sie gelassen und mir aufgegeben, Ihnen zu melden, daß die Bücher aus Büttners Bibliothek hier bei seinem Bruder zurückgeblieben sind. Hoffentlich wird dieser sie besorgen, oder Sie müssen ihn, weil er ein lebhafter Sohn der Vergeßlichkeit ist, daran erinnern. Sein Abschied rührte uns sehr: Gott gebe ihm Glück und Fortgang!!! Ich weiß, Sie wünschen es mit mir; er liebt Sie sehr und ist eben ein so treues Herz, als eine feine Seele.

Und was machen Sie, alter Römer? Goethe guckt fleißig ins Glas und auf die Pflanzen; vielleicht thun Sie es auch. Macht aber nicht, lieben Leute, daß Euch die große Massenwelt fatal werde, weil die kleine Samen- und Baumwelt so niedlich ist, damit Ihr nicht gar Infusions-Thierchen werdet.

Bei mir ist jetzt die Zeit der Ebbe: der langsame Druck der „Ideen" macht mir beinahe Hypochondrie und Ekel.

Haben Sie doch die Güte, Inlage an Eichhorn zu übersenden. Wenn Lessings theologischer Nachlaß in Ihre Hand kommt: so theilen Sie ihn mir doch ja mit. Ich habe auch Eichhorn darum gebeten.

Diese Nacht haben wir einen Feuerschrecken gehabt. Er war aber jenseits der Ilm am sogenannten rothen Hause, und ging mit der bloßen Unruhe für Weimar glücklich vorüber. Eine größere ist für uns die Krankheit unsres kleinen zarten Emils, die insonderheit meine Frau sehr ängstigt. O Ihr glücklichen Leute, die Ihr frei wie der Vogel oder Anakreons Cicade lebt,

— ohne Fleisch und Blut und Schmerzen,
fast den sel'gen Göttern ähnlich.

Meine Frau grüßt Sie aufs Schönste und Beste. Ich umarme Sie mit herzlicher Freundschaft.

H.

1777? 41. (2 – 1777?)

Lieber Alter! Ich danke Eurer Einladung sehr. Der Tag ist so schön, daß ich ihn gern mit Euch, dem Prinzen und der edlen Römerin genießen wollte; ich fürchte mich aber mit meinem trüben Gesicht vor andern jovialischen Leuten. Ich muß die Wunde meiner Brust, die nur noch eine gar zarte Haut hat, für mich, mein Weib und meine Arbeit schonen; mit Göttern und Riesen umzugehn, ist mir noch nicht gegeben. Lebt tausendmal wohl, Alter, der Tag sei Euch recht vergnügt. Labt, wenn Ihr könnt, das Herz der Kranken mit Euern Reden, und grüßt den Prinzen. H.

45.

Den beſten ſchönſten Dank, Lieber, Lieber, für Ihren Brief. Hier iſt Oſſian, ſo viel ich ihn engliſch habe; wollen Sie ihn deutſch, ſo ſteht er auch zu Dienſt. Eine Überſetzung habe ich ſelbſt von Ihnen; auch die nach Macpherſon gefundenen Gedichte, die ich auch nur deutſch habe, kennen Sie vielleicht noch nicht. Alles ſteht Ihnen herzlich zu Dienſt; könnte ich Ihnen nur viel ſchicken. Hier iſt auch Don-Quixote. Da ich ihn ſowohl als Oſſian zweimal habe, ſo kehren beide nicht wieder; die works of culed. Bards allein bleiben mein. Bald ſchreibe ich Ihnen mehr und vernünftig. Lebt wohl, Lieber, mit allen den Euern, Menſchen, Wäldern, Kuſtgeſtern, Genien und Muſen, wohl!

46.

Jena 1778

Willkommen, Lieber, mich freuts, daß Sie wieder hier ſind. Vom durchlauchtigſten Hofe habe ich ſeitdem Keinen geſprochen, als heute die Herzogin; es iſt mir indeß auch für dieſen, den durchlauchtigſten Hof lieb, daß Sie wieder hier ſind, damit Sie nicht den großen Merck zu ſtechen ſcheinen. Schlaft geſund: meine Frau grüßt Euch herzlich. Ich wünſche, Euch bald zu ſehen: mein träges Wurm- und Kirchen-Rechnungsleben geht fort, daß es faſt nicht zu leben lohnet.

Herder.

Viele Grüße an den Prinzen.

47.

Ich treibe mich umher, aus Not der Nothwendigkeit gebunden, und von ihm in Staub und Koth fortgerungt. — Ich denke so oft an Euch, und glaube immer, daß ich Euch zu viel bin, sonst wäre ich längst erschienen. Lebt wohl und freudig, lieber, weiser Grämling! Ich sehe Euch bald.

H.

48.

Viel Glück zu Ihrem Bachusfeste unter dem kalten nordischen regnerischen Himmel. Vergessen Sie uns auch dort nicht.

Wenn Sie den alten Büttner etwas vernehmen wollten, das er in seiner Bibliothek über den Magnetismus der Erde, letztern in großem Sinn genommen, seine Gesetze und Ursache, Vorzügliches habe, und mir solches, wenn es klein ist, oder eine Notiz davon mitbringen wollten, verbänden Sie mich sehr.

Leben Sie wohl, Lieber. Nicht ganz recht ist's doch, daß Sie uns auch keinen Augenblick geschenkt haben.

H.

49.

Ah, lieber Knebel, welche Szene*)! Ich lese und lese und lese sie wieder, mit Staunen, Liebe und Bewunderung.

---

*) S. Bd. I. S. 5.

Ich dachte, daß Sie mir so etwas schicken würden: denn Sie sind großherzig; aber dieß erwartete ich nicht. Phöbus dagegen ist Phöbus; ihm soll aber auch sein Recht widerfahren.

Nun sind wir wieder hier; und ich im Golfo!

Lugete — — —

Frisch auf, Herzens-Herr, und φίλον ἦτορ, frisch auf! —

Daß Sie mir ein Wort über die Licht Adrastea sagen, freute mich; hier hatte ich noch nichts davon gehört, daß sie da sei. Man hatte sie vergessen, oder gar etwa piques darin gefunden; je n'en sais rien — und ainsi soit-il.

Du glückliches böotisches ἦτορ in Deinen Waldgebirgen. Siehe die junge Selene jetzt (ich sehe sie täglich), und erlabe Dich an ihr. Dank und Lebewohl.

Nochmals gesagt. Es ist ein lunatischer Enthusiasm in dem Gedicht, mit der Kunst so vereinet, daß ich diesen Hymnus — verzeihen Sie — wo nicht für den Ersten, so den mir nächsten erkenne.

Lebe wohl, Knospe des Himmels. Lebe wohl.

Iterum.

H.

[illegible] 1786

30.

Diese sechs Bücher, lieber Knebel, hätten schon vorigen Mittwoch oder Donnerstag herüber sollen, da Einsiedel zu Ihnen reisen wollte. Er hat sich aber bedacht, und ließ mir sagen, daß er wegen Serenissimi Anwesenheit nicht vor dem Montag abkommen könne. Also mögen sie jetzt durch die Botenfrau wandern, und Sie haben die Güte, drei derselben an die Herren Professores abzugeben, und die drei andern für sich zu behalten. Ich danke bestens für alle.

Ich wünschte gar sehr, Kants Abhandlung, an die Sie gedachten, zu lesen. Wenn es sein kann: so bitte ich sie mir auf ein paar Tage aus; wo es nicht füglich angeht, weil Sie vermuthlich in Gesellschaft Mehrerer das Journal halten: so will ich warten, bis ichs hier habhaft werde.

Leben Sie wohl, Lieber, Sie Glücklicher, der Winters und Sommers ein Lustvögelein sein kann. Meine Frau grüßt Sie herzlich, und August ist besser.

Herder.

P. S. Ihr lieber Brief kommt, da der Meinige schon zugesiegelt war. Ein andermal über den Inhalt desselben. Für jetzt kann ich Ihnen nur bestens danken, und freue mich über die Correspondenz unsrer Geister: denn auch ich bin viele paar Tage oft in Indien gewesen.

31.

Ich wollte, Lieber, daß ich Ihnen sogleich alle Heldinnen der Vorzeit senden könnte für Ihren lieben Brief und Ihr gutes Andenken. Man hat Sammlungen derselben, und was aufzutreiben ist, sollen Sie haben; auch was mir sonst einzeln beifällt.

Für Wilmans Almanach hab' ich schon Eine auf künftiges Jahr; wohl die höchste, die es in der Menschheit giebt. Erlauben Sie, daß ich Ihre Selene auch diesem Taschenbuche zusende. Er bezahlt gut, und es ist Sünde, daß sich Abraffen derselben anmaße. In jenem kleinen Mode-Format kommt sie auch in mehrere Hände. Neulich schrieb mir Sekendorf (bei dem ich in Regensburg aus Mangel öffentlicher Quartiere gewohnt), entzückt über Ihre Jlm. Dergleichen Dinge müssen zuerst in Taschenbüchern erscheinen; dann müssen sie gesammelt werden; es sind Juwelen. Ihre Selene ist ein wahrer Edelstein, eine Selenite.

Dank für das Idol. Es iſt weder eine Thyade, noch (ſo doch ich Chriſts Urtheil ſchätze) eine Antike; aber ein trefflich ſchönes Bild aus der Zeit der Wiederherſtellung der Künſte. Was ihr den Namen Thyade gegeben, iſt die volle Bruſt; die nützte aber der Künſtler vom Stein. In ihrer Stirn iſt das Thyadenhafte durchaus nicht; ſie ſoll mir heilig und Ihnen unverloren ſein. Es iſt ein ſchönes Kunſt-Denkmal.

Geben Sie mehr Gedichte in die Almanachs, wenn Sie darum erſucht werden; es iſt einmal der Marktplatz. Nur nicht umſonſt!!! Immer iſts doch, als ob ſie nicht gedruckt wären, und ſie machen Ihren Namen mehr bekannt, als — Schriften, Werke, die Niemand lieſt. Es ſind Gärten des Adonis, Blumen am Wege. Auch Ihrem Lucrez iſt dieß vortheilhaft, über welchen ich ein andermal ein Wort ſprechen werde.

Leben Sie wohl, Lieber, Guter, Brauſender, Milder! Vor Allem großmüthiger Herr, König und Freund. Jede Ihrer Zeilen hat mir den Geruch des Feldes, das der Herr geſegnet hat, wie der alte blinde Iſaak ſich ausdrückte. Und Sie ſind ja der wahre Eſau; wie der geduldige Jacob

Ew. Edlen

Freund und Diener

H.

Ihre Schweſter beſuchen wir nächſtens. — Vale, fave.

32.

Seid gut, Lieber. Der geſtrige Tag hat mich gequält. Ich ging mit friedſamem Herzen in die Geſellſchaft, und machte mir nachher den Vorwurf, um ein Nichts gezankt zu haben: denn gewiß, wenn wir uns verſtehen wollen, ſo wünſchen wir Beide Eins und Daſſelbe. Und wollten wir uns

nicht verſtehen, wer ſollte ſich denn? Ich habe mir das Wort gegeben, über die mir äußerſt verhaßte Materie nie mehr (es iſt doch unnütz) zu disputiren. Nur laſſen Sie keine bittere Wurzel in ſich gegen mich aufſchießen: ſie iſt aller Umgänglichkeit und des letzten Lebens unter uns Tod. Seid gut, Lieber. Wir ſind ja Brüder, und ich Einen Monat älter.

Guten Morgen. H.

33.

Liebſter Knebel. Die Herzogin dürſtet ſo ſehr nach römiſcher Hiſtorie, daß, da die Überſetzungen der Römer ſelbſt fehlen, ſie ſich zu Tillement oder Crevier entſchloſſen hat. Beide ſind auf der hieſigen Bibliothek nicht, und ich bitte alſo gar ſehr, doch in der Büttnerſchen danach zu fragen. (Es verſteht ſich, daß von Tillements hist. des Empereurs, nicht von ſeiner K. Geſch. die Rede ſei.) Iſt nichts davon vorhanden: ſo bitte ich dieſen Brief an den Mag. Köcher zu ſchicken. Er iſt ein Bücher-Jude, und hat mir vor einiger Zeit den Tillement angeboten. Finden Sie etwas bei Büttner: ſo ſenden Sie mir den Brief gütig wieder. Verzeihen Sie, daß ich Sie damit beſchwere: Sie erzeigen aber der Herzogin ſelbſt damit eine Gefälligkeit, die unerſättlich iſt an römiſchem Geiſte.

H.

34.

Hier ſind die Ketzereien mit Dank wieder.

Auch wird es Ihnen nicht unlieb ſein, beikommendes Gezeichnete über Epikur zu leſen. Es iſt entweder von Diderot ſelbſt, oder doch von ihm überarbeitet, wie er bekanntlich

bei der erſten Ausgabe der Encyclopädie die ihm liebſten Artikel, inſonderheit der philoſophiſchen Geſchichte überarbeitet hat. Vale. H.

55.

Ich danke Ihnen, Lieber, gar ſehr fürs Bilderbuch. Es hat den Kindern große Freude gemacht, bis zum Rinaldo.

Von Lucrez habe ich keine deutſche Überſetzung, als die Ihnen Auguſt ſchon gebracht hat; meines Wiſſens exiſtirt auch keine andere. Hier ſind noch überſetzte Stücke, aber vom melodieloſeſten Kopfe.

Duſch in den Briefen zur Bildung des Geſchmacks ſoll Vieles daraus überſetzt haben. Auguſt, der heute aus Jena zurückkommt, ſoll ſich nach dem Buch umthun.

Ich habe Ihnen von d'Argenſon 2 Th. 8. broch. vor geraumer Zeit gegeben; ſie ſind nicht mein, und ich bitte ſie mir bei Gelegenheit wieder zurück. Vale.

---

56. Sept. 10 1800

Nur zwei Worte, Lieber, auf einem Querblättchen. Ihre Briefe, auch der geſtrige, erfreuen und erquicken mich ſo, daß ich, wie jener Blinde zu Petrarka, gleich zu Ihnen fliegen und Ihr Haupt umfaſſen möchte. Dieſen Herbſt geſchieht es noch; wir wollen nicht nach Paulinzell, ſondern wir und der Hain ſollen uns Paulinzell ſein. Das Schandgedicht habe ich früher als Sie geleſen, und, dachte ich, „wie muß G. zu Muthe ſein, wenn er dieſe, wenn er Tiecks, Schlegels u. ſ. Nachahmungen lieſt.“ Doch haben ſie Glück zum vollbrachten Werk. Nun zu Ihrer

Königin der Elegieen, dem verlorenen und wiedergefundenen Schäflein. Ich wohne noch in nichts; leider ich exulire, in den Hütten Kedars, ein Fremdling in Mesech, nach dem 120. Pf. Von der Kalligone sprach hier Niemand ein Wort; deſto beſſer. Lebt wohl, Lieber, und jauchzet auf Euern Bergen. Vorm Winter sehen wir uns. Gruß an die Euern!

57.

Ich danke Ihnen tausendmal, Lieber, für Ihre freundschaftliche Einladung, die ich zum Unglück aber wieder nicht genießen, noch mein Wort an Goethe wahrmachen kann. Die Veränderung in der Witterung hat meine Wintersäfte wie einen gefrornen Bach aufgerüttelt und trübe gemacht, daß ich mir selbst nicht gleiche. Ich stecke voll Schnupfen und Schwere, daß ich Euch nichts bin und Euern guten Muth nur stören würde. Dem Sitz der Musen muß man sich hell wie die azurne Bläue nähern, damit sie sodann ihre goldnen Strahlen auf uns malen.

Jetzt im Ernst. Mich freuts innig, daß Goethe bei Ihnen, und es Euch Beiden so wohl ist. Ihr bedürfts und genießets Beide.

Mit meinen leidigen Ideen stockts abermals; ich habe wieder weggeworfen, was ich geschrieben habe, oder muß es thun; und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht; darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit. Der Pontifex maximus (zu deutsch oberste Wegaufseher und Straßenkehrer) Goethe soll den Ausschlag geben. Grüßen Sie ihn bestens. Ich freue mich auf seine Zurückkunft, wie

auf Ihren Beſuch in beſſern Zeiten. Nächſtens ſchreibe ich mehr; denn ich ſchreibe dieß nicht zu Hauſe. Viel Gruß von meiner Frau an Beide. Lebt beſtens wohl.

H.

III.

Ich danke Ihnen aufs Beſte, Lieber, daß Sie ſich des Auguſts ſo freundlich annehmen. Da es ſeine erſte Reiſe auf eigne Hand iſt, und er an Ihnen einen Freund und Vater findet, ſo wird ſich dieſer Ausflug als ein liebliches Bild in ſeine Seele zeichnen, und er bekommt gewiß auch dadurch auf ſein ganzes Leben hin Zutrauen zu Menſchen: denn es iſt doch gewiß, daß der gröſte Theil unſres geſelligen Charakters aus Jugendeindrücken entſpringt, und wie Menſchen uns zuerſt in der Welt aufnahmen. Haben Sie alſo die ſtille Freude des Knaben und den unauslöſchlichen Eindruck, den Sie ſeinem zarten Gemüthchen geben, ſtatt alles Danks in Worten, und bringen Sie uns ihn geſund wieder.

Haben Sie auch Dank für Ihre Mühe um Gleichen. Ich bin auf ſeine Meinungen begierig; ob ihm wohl, wie ich aus ſeinen andern Schriften ſehe, Meinungen nicht ſo gut gerathen, als Beobachtungen. Wahrſcheinlich enthält das Buch das Reſultat der Gedanken des alten Mannes, denn er hats zuletzt geſchrieben.

Von Zeitungen weiß ich nichts; ſie kommen mir äuſerſt ſpät zu Händen, und ich befinde mich deſshalb nicht übler.

Ihr Auftrag an Goethe iſt beſtellt, und er befindet ſich beſſer.

Leben Sie wohl, lieber Paradiesvogel, zwiſchen den Jemaiſchen Gebirgen Arabiens; der Frühling kommt bald, und Sie werden an den Blüthen der Blumen ſaugen, indeſſen ich

Diſteln genieße, wie das ehrwürdige homeriſche Laſtthier. Vale, ſchreibt Auguſt, vale, vale.

Grüßen Sie das Bübchen beſtens.

H.

59.

Ich danke Ihnen aufs Schönſte für Ihr Andenken des heutigen Tages; der ſchöne Himmel ladet mich ein, nicht, wie ich ſagen ſollte, zu ſagen: les beaux jours sont passés, ſondern ſie zu erwarten, wenn ſie auch, wie im Jahr 1796, ſpät kommen. Bei dem Dienſt und der Ehrfurcht, die Sie dem h. Ludwig ſchenken, gönnen Sie mir und meinem Hauſe ferner einen kleinen Platz in Ihrem Sanctuario der Freundſchaft. Unter den Menſchen iſt dieß der heiligſte Tempel. Leben Sie wohl, Lieber, Guter, und genießen des heutigen Tages in Ihrer Villa Sabina mit Luſt und Freude.

H.

60.

Flieg' herüber zu uns, du zarter fränkiſcher Vogel,
Über den Thüringer Wald ſteure den fröhlichen Flug
Glücklich; und ruh' dann aus in Deinen Jeniſchen Auen,
Eh die Blüthe noch, die Dich erwartete, ſinkt.
Frühlingslüfte bringe zu uns; wo die liebliche Schweſter
Athmet, wehet die Luft ſanfter und heilig um Euch.

61.

Hier sind, lieber Knebel, die Aufsätze, außer dem letzten, den ich mitnehme und von Nürnberg wiederschicke. Wollen Sie mir noch ein Andenken geben: so schicken Sie mir Ihr Bambusstöckchen; ich bringe es Ihnen wieder und was Hübsches mit. Ich sehe Sie noch.

H.

62.

Lieber! Ich fing heut morgen in der frühesten Frühe an, das Buch des Lukrez zu lesen, dem Sie wahrlich so vielen Fleiß, so unsägliche Kräfte geschenkt haben. Ich fing sogar mit geschriebenen Anmerkungen an; bald aber ward ich gewahr, daß diese unfreundliche Freundschaft zu Nichts leite. Sie können schwerlich von mir etwas adoptiren, weil es in Ihren Zusammenhang, in den tenorem Ihrer Rede nicht paßt, die wahrscheinlich zu einer Art lebendigen Vortrages eingerichtet ist, wenn gleich der Vers hie und da leidet. Hierüber müssen wir uns mündlich erklären.

Ich weiß nicht, was Sie aus dem Buch in den Merkur rücken wollen; noch weiß ich recht Ihre Absicht. Die Metaphysik über die Seele kann dem Leser im Lukrezischen Zugriff nicht wohl behagen; und die Lehre von der Sterblichkeit der Seele in diesem Gewande? Verzeihen Sie nochmals meine Bedenklichkeit hierüber, die ich schon einmal äußerte. Ein Theil wird sagen, was Mäcen dem August sagte: desine carnifex: denn Sie tödten wirklich damit so manche angenehme oder ruhige Gefühle, die sich in der Hoffnung des Fortlebens wie im sanften Schlummer erhalten. Diesen Schlummer hat

die Natur veranſtaltet; warum wollen Sie ihn zerſtören? Was gewann oder förderte damit Epikurs Schule? — Ein andrer Theil, der blos auf ſtarre Philoſophie oder auf Kunſtform ſieht, was kann der zu dieſer Lukreziſchen Form ſagen? —

Alſo wählen Sie! wählen Sie treffend gute Stellen, und das Übrige bleibe dem Werk, wenn es einmal ganz erſcheint. Ignoscе amori meo, vale, et fave. Der Lohn, den Sie ſich durch die Überſetzung erworben, liegt in Ihnen; dem Merkur geben Sie, was für ihn dient.

H.

Caroline Herder an Knebel.

1.

Den 30. November 1784.

Glück und Freude zum heutigen Tag, liebſter Freund! ich komme zwar ſo arm wie ein geſchorenes Schaf und lege nichts auf den Altar; ich muß es nur geſtehen, daß mich Ihr Geburtstag ganz überraſcht hat. Deſto reicher iſt unſer Herz an Liebe und treuer Freundſchaft. Was dieß für Sie wünſcht, ſagen keine Worte. Ihr Glück und Ihr Wohlſein iſt das unſrige. Die Verſehung erhalte das Gute, was ſie uns aneinander gegeben hat; ſie ſehe dieſen Tag freundlich auf Sie herab und ſage Ihrem Innerſten, wie lieb ſie Sie hat.

Unſere Gedanken ſind ganz bei Ihnen, und wir feiern den Tag in Liebe mit. Carol. Herder.

Zum 30. November 1784.

Freund, mein liebender Mund kann keine Worte Dir ſagen;
Aber mein innigſter Geiſt nahet umarmend ſich Dir,
Stehet neben Dir ſtehn den Genius Deines Lebens,
Des verſtoßenen Jahrs Genius ſegnen Dich heut.
Kränz' ihn, himmliſcher Jüngling mit deinem ſüßeſten Oelzweig:
Aber für uns flicht auch Roſen der Freundſchaft hinein.

Herder.

2.

Weimar, den 7. November 1785.

Liebſter Freund, Sie haben mich durch das ſchöne häusliche Geſchenk recht überraſcht. Wir erwarteten Sie täglich

ſelbſt und hoffte auf Nachricht von Ihnen — und jetzt ſollen wir zum Erſatz Kuchen eſſen?

Nun, haben Sie auch für dieß Andenken herzlich Dank. Es ſoll jedes Stückchen mit Andenken an Sie gewürzt ſein und die Freude der Kinder darüber iſt Ihnen der beſte Dank.

Die Frau von Imhof iſt uns eine ſchöne Perle von weiblicher Gutmüthigkeit und Verſtand. Ihre Rede und ganzes Weſen thut Einem wohl, und wir lieben ſie. Auch ſcheint es ihr hier zu gefallen, und ich denke, ihr Aufenthalt wird mit Zufriedenheit ſein. Von Ihrer trefflichen Schweſter ſprach ſie ſehr gut und ſchätzt ihre Freundſchaft als ein Kleinod. Sie war in einer Abendſtunde bei uns, wir hatten viel von Ihnen geſprochen, ſie verlangte ſehr nach Briefen von Ihnen, und wir hatten uns das Wort gegeben, die nächſten Nachrichten von Ihnen einander mitzutheilen. Möge Ihr guter Geiſt Ihnen oft ſagen, wie lieb wir Sie haben!

Es herrſcht eine allgemeine Stille hier, oder wie die Herzogin Mutter letzt ſagte: ſie ſchlafen Alle. Goethe beſucht uns oft wie ein Stern in der Nacht.

Vor einiger Zeit hat die Fürſtin Gallizin, die mit Hemſterhuy's und Fürſtenberg hier durchging, dieſe Stille unterbrochen. Es ſind drei ſehr merkwürdige Menſchen, wovon Ihnen mündlich erzählt werden ſoll. Mein Mann bricht nun wieder griechiſche Blumen und lebt alſo Gottlob nicht zu Hauſe. Es iſt uns auch ziemlich wohl, nur das leidige Rückenweh hat die Heiterkeit meines Mannes unterbrochen.

Ein Brief von Einſiedel aus Tunis vom 25. Auguſt hat uns große Freude gemacht, ſein Andenken aber zugleich wehmüthig erneuert. Sie mußten in dem theuern Marſeille bis Ende Juli bleiben und kamen in fünf Tagen zu Tunis an, wo ſie in den erſten Wochen in dem Hauſe des kaiſerlichen Geſandten eingeſchloſſen bleiben mußten, wegen der Peſt, die noch nicht aufgehört hatte. Nun lernen ſie arabiſch und denken künftiges Frühjahr mit einer Karawane nach Tombukt oder zu

Schiff nach Tripolis zu gehen. Das Klima ſoll, durch die See abgekühlt, heiter und ſchön ſein und die Früchte herrlich. Doch was erzähle ich, Sie ſollen den Brief ſelbſt leſen. Wir grüßen Sie zu tauſend Malen und wünſchen Ihnen Alles das, was die guten Götter ihren Lieblingen geben!

Leben Sie wohl, leben Sie herzlich wohl, Lieber, Guter. Gott ſei mit Ihnen. Caroline Herder.

(Nachſchrift von Herder.)

Und auch von mir das beſte χαιρε, lieber Alter, mein College mit der nackten Scheitel! Wo irrſt Du fliegender Hirſch auf den Bergen umher? Komm zurück und lerne, wie wir guten Schafe oder Rinder in den Ställen unſerer landesherrlichen ſich vereinenden Wächter wohnen. Aber es ſcheint, Sie haben nicht Luſt, in Goethe's verlaſſenem Gartenhauſe, das einmal eine Reliquie ſein wird, eher zu ſein, als bis die Haſen im Schnee Ihre Gefährten ſind, und auch das iſt nicht übel, wenn Sie ſich dort nur wohlbefinden. Leben Sie wohl, Lieber, und denken an uns in Liebe. H.

Hundertundſechzig griechiſche Epigramme ſind Gottlob wieder zuſammengeleſen; zum Theil ſchöner als die erſten.

5.

Weimar, den 2. Mai 1792.

Mein Mann hat geſtern gar ſehnlich nach Ihnen verlangt. Der Wind auf der Promenade und die eben ſo austrocknende Geſellſchaft haben ihn den Abend ganz troſtlos gemacht. Wenn Sie hier geweſen wären, hätte ich nach Ihnen geſandt. Ihre elegiſche Stimmung hat doch etwas Wohlthätiges, aber die ſeinige iſt vernichtend.

Wir freuen uns Ihres Aufenthalts in Jena — Sie holen

frischen Athem, mit dem Sie auch uns stärken werden. Wenigstens müssen Sie Ihr Angesicht nicht so ganz von uns wenden, und keine fremde Luft zwischen unser Verhältniß wehen lassen. Wir wissen doch endlich, auf welchem Grund und Boden wir stehen, und sollten uns nicht durch Hohes noch Tiefes irre machen lassen.

Daß die Preußen marschiren, werden Sie wissen; unser Herzog geht auch mit und wird in wenig Tagen hier sein — C. H.

(Nachschrift von Herder.)

Da meine Frau der deutschen Muttersprache nicht so ganz mächtig ist, so soll das Wort „vernichtigend" wahrscheinlich nichts Anderes bedeuten, als „selbstvernichtigend", denn Andere vernichte ich nicht, auch kein Würmchen.

Ihr Weggehen oder Entrinnen von hier hat mir recht komisch geschienen. Ich gönne Ihnen indeß gern den Blüthenflor und die Blüthenumhüllung. Lassen Sie uns Andere nur auch etwas davon kosten. Der Mensch lebt nicht allein von Spargel. —

Leben Sie bestens wohl, und erkundigen sich doch bei Gelegenheit bei Hofrath Büttner, den ich bestens zu grüßen bitte, ob er nicht eine Sammlung Lieder aus dem südlichen Frankreich, Languedoc, Provence, Guyenne besitze. Man hat ihrer mehrere, und es sollte mich wundern, wenn er sie der Sprache wegen nicht irgendwo erwischt hätte. — Nochmals das beste elegische Vale. H.

Und den besten Dank für den schönen Spargel, und den besten Wunsch für Ihr Wohlergehen! C. H.

4.

Weimar, den 30. November 1793.

Nehmen Sie, liebſter Freund, einen frohen Kuß von uns, an dem lieben Feſt; es ſind alle gute Wünſche darinnen, die Sie und wir für Sie thun können!

O laſſen Sie uns Freude und Dank dem Himmel bringen, der Sie auch für uns und unſere Kinder hat geboren werden laſſen — und laſſen Sie unſre Liebe Ihnen nur halb ſo werth ſein, als uns die Ihrige iſt.

Ein Gelübde wollen wir heute thun. Ein Gelübde der Heiterkeit, der Ruhe und der gewiſſen Hoffnung, daß Alles noch gut gehen wird. Caroline Herder.

(Nachſchrift von Herder.)

Laſſen Sie mich meine beſten Wünſche auch in ſtiller Proſe zufügen, lieber Guter: denn meine Harfe hängt längſt an den Weiden, und meine Zunge klebt am Gaumen. Es iſt ein dunkles Jahr geweſen; möge das folgende uns lichter werden. Überhaupt ſind's Jahre der chymiſchen Scheidung; wohl dem, der nicht in Schlacken aufgeht. Laſſen Sie uns einander das ſein, was wir uns ſein können, und das Übrige dem Schickſal empfehlen. Vale, vive, vige, ama.

H.

5.

Weimar, den 2. Februar 1799.

Der Vogel Ihrer Wälder und der Freiheit hat dem Rinaldo und uns Allen eine große Freude gemacht. Empfangen Sie dieſe Freude ſtatt des Danks, Theurer. Sie allein beſitzen

die Gabe der Grazien, zu ſchenken und zu erfreuen. Auch Ihre lieben Worte, die Sie meinem Mann über die Poſt zuſandten, thaten ihm wohl, und daß Sie mit der Recenſion zufrieden ſind. Beinahe iſt alle Echo hier — mit Schnee bedeckt. Aber wir glauben doch noch an ſie — an Goethe und an Meier, meine ich. Sie beſitzen doch die Regel des Schönen und Guten. Sie könnten die Welt umbilden, wenn — Sie ſehen, daß ich noch immer für die alten Freunde exaltirt bin. Das machen die Propyläen! *) Mit unſerm guten Richter wird vielleicht eine wohlthätige Metamorphoſe vorgehen — nachdem er ſich etwas ungeſchickt gegen die Alten erklärt hat, und wir ſchon eines beſſern Geſchmacks ganz an ihm verzweifelten, hat er den Sophokles angefangen, und es ſcheint eine neue Welt für ihn aufzugehen, wenn er Macht hat, dieſe großen Eindrücke bei ſich feſtzuhalten und in ſeine Natur zu verwandeln.

O fahren Sie ja Schlitten zu den glücklichen Eremiten!

Die Piccolomini ſind am 30. Januar mit großem Beifall aufgeführt worden. Die ſuperben Kleidungen (Alles in Atlas) der damaligen Zeit haben dem hiſtoriſchen Stück einen einzigen und ſeltenen Glanz gegeben; und die ſchönen, erhabenen Worte des Dichters! Dieß Alles haben wir aus der Relation. Mein Mann konnte nicht hineinkommen, aus Mangel des Platzes. Heute gehen wir in die Goriſche Loge. —

Hören Sie, Lieber, über Fichte möchten wir Sie wohl mündlich ſprechen — es iſt doch eine gewaltige Charlatanerie in ſeiner Manier. So ſpricht und thut die Wahrheit nicht!

Caroline Herder.

*) Meier iſt unſer Stern, der uns nicht verläßt.

6.

Weimar, den 15. Februar 1799.

Nur zwei Reihen heute, unſer theuerſter Freund. Danken möchte ich Ihnen für Ihren letzten lieblichen geiſt- und ſeelenvollen Brief. Aber wer kann für die Liebesbriefe der Freundſchaft danken! Ach, wie vermiſſen wir Sie ſo oft! Sie können keinen Freund ſo vermiſſen, wie wir Sie! Einundzwanzig Jahre lang haben wir auf Einem Boden und in Einer Atmoſphäre hier zuſammengelebt — gemeinſchaftliche Gefühle die letzten zehn Jahre gewechſelt — die Geiſter in kleinen Kämpfen lebend erhalten, und im Grund des Gemüths und der Geſinnung ſich immer da wieder gefunden. So muß es ſein. So bildet ſich die Freundſchaft für und mit einander. Nun — wir werden uns wiederſehen! die zwanzig Jahre können nicht vergebens ſo gelebt worden ſein.

Ich habe einen hübſchen Menſchen zum Bedienten gefunden. Er iſt jung, geſund, hübſch und hat etwas Offenes und Gutartiges im Geſicht, hat ſchon als Bedienter gedient, und trägt ſich ſehr reinlich; kann auch ſchreiben. Ich ſagte ihm, daß Euer Liebden etwas hitzig und ſehr accurat wären; wenn er ſeinen Dienſt aber ordentlich verſähe und Alles aufs Reinlichſte hielte, er den beſten Herrn an Ihnen finden würde. Darauf hat er nun ſo hübſch und gutmüthig geantwortet, daß ich glaubte, er würde ſich zu Ihnen ſchicken.

Nun noch den treueſten Gruß von meinem Mann. Ihr Urtheil über Kant's Streit der Facultäten war ganz aus ſeiner Seele. Wie läßt ſich das unwiſſende Deutſchland von dem alten Sophiſten betrügen.

Heute iſt der Entſcheidungstag, ob die Franzoſen über den Rhein herüberkommen — bängliche Erwartung! Wie ſich die ſchwarzen Gewitterwolken brechen und löſen werden! Im Fall des Unglücks werden der Darmſtädtiſche und Badenſche

Hof hieher kommen, Ettersburg und Belvedere beziehen, und die Preußen einen Cordon ziehen. Leben Sie wohl, wohl, wohl!

Mein Mann iſt bei der Herzogin Mutter *), ſonſt würde er einige Reihen ſchreiben. O Sie ſind und bleiben uns unverloren!

Was Sie von Jean Paul ſagen, iſt wahr, wahr. Er iſt eine Goldgrube!

Ewig Ihre

C. H.

7.

Weimar, den 2. April 1799.
An Gleim's Geburtstage.

Wer wird ſich denn ſogleich vom rauhen Wind wollen überwehen laſſen! Nein, Beſter, wir wollen in Geduld auf den Frühling hoffen — er wird kommen — auch unſerm Herzen werden wieder laue warme Winde wehen. Machen wir uns einander ununterbrochen dieſen Frühling, durch Mitempfindung; Yorick's heiliges Senſorium!

Heute vor vierzehn Tagen habe ich durch die Poſt Ihren Brief erhalten. Es war mir ganz unmöglich, ſeitdem zu ſchreiben. So manche Empfindungen, Gedanken und Häuslichkeiten haben mich ſo ganz umfangen und ermüdet. Ich nehme an Allem, was mein Mann thut, ſo ſehr mit Seele und Körper Antheil — ſo war's bei der Confirmation, ob ich gleich nicht oben dabei war. Froh bin ich, daß zu der Eltern Zufriedenheit (der Herzog ſoll den ganzen Tag ſehr heiter geweſen ſein) und zu der Ehre des Erbprinzen die ganze Handlung mit ſolchem Eindruck geſchehen war. Mein Mann

*) Ich bin krank zu Hauſe geblieben.

predigte darauf zweimal, schrieb die ganze Confirmationshandhandlung für den Herzog auf, andere literarische Arbeiten dazwischen, und so ist er denn jetzt so ermüdet, daß ich nach einem Erquickungsbade für ihn mich sehne.

Ob er Ihnen heute über Ihr heiliges Gedicht etwas sagen kann, weiß ich nicht. Eben habe ich's wieder gelesen. — — O wir werden uns einmal wiedersehen, und es zusammen empfinden, aber nicht in Weimar — in den erhabenen Wäldern, wo der Geist Gottes wehet!

Die Fichtiana sollen Sie alle haben, die uns zu Händen kommen. Etwas im Vertrauen muß ich Ihnen mittheilen. Fichte und Niethammer haben ihre Vertheidigung eingereicht. Jemand, der sie gelesen hatte, sagt davon: „Wirklich, es war keine k.eine Arbeit, sie zu lesen — indessen ist es interessant zu sehen, mit welchem Stolz und welcher Eingebildetheit sie ihre Sache führen — wie sie sagen, was sie erwarten, daß die Durchlauchtigsten Erhalter thun werden — sie schreiben zwar nicht vor — aber Fichte droht mit sehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Cabale findet, dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat, einen Theil dieser Gewalt an sich zu reißen."

Was sagen Sie zu diesem Letzten? Die Herren Protecteurs sind nun etwas stark beleidigt — wir hören eben im Vertrauen, daß ihm der Rath des Wanderns gegeben werden soll, von hier aus. — Sie werden hier mit dieser hervorstörenden, kecken Nase dieser kleinen Person schon noch zu thun bekommen.

Wir Alle sind und bleiben die Ihrigen, froh und heiter wollen wir den Frühling und den heitern Himmel erwarten!

Ewig Ihre

C. H.

8.

Weimar, den 11. April 1799.

Ueber Fichte ſind Sie im Irrthum. Es iſt ihm gar nicht zugemuthet worden, zu widerrufen. Die Geſchichte iſt folgende. Nachdem er ſeine Vertheidigung eingeſandt, ſchrieb er ſogleich an den Herrn geheimen Rath Voigt einen beſondern Brief, und erklärte: wenn er einen Verweis erhalten, er ſogleich ſeinen Abſchied fordern würde; mit ihm würden mehrere ſeiner Freunde Jena verlaſſen und anderwärts hingehen, wo ein Inſtitut der Art ſie aufnehmen würde. Auch würde er dieſe ganze Verhandlung publiciren. Voigt konnte dieſen Brief nicht unterdrücken, weil Fichte ausdrücklich ſagte, er ſollé Gebrauch davon machen. Fichte's Entlaſſung wurde alſo ſogleich beſchloſſen, und ſämmtliche Höfe bekräftigten ſie.

Sie war folgender Weiſe. Der Academie wurde der Verweis an Fichte aufgetragen, nämlich: „die Regierung wolle nicht über dieſe Sachen entſcheiden, verlange aber, daß die Verbreitung dieſer Lehrſätze mit Vorſicht und Schonung geſchehe.“

Hierauf folgte ein Inſert: „da Fichte ſeine Entlaſſung gewünſcht habe, ſo erfolge ſie.“ Hierauf ein zweites Inſert: „wenn einige der Herren Profeſſoren mit ihm zu ziehen geſonnen ſind, ſie ſich nur melden ſollen, um ihre Entlaſſung gleichfalls zu erhalten.“

Herr Profeſſor Paulus ließ die Publication aufſchieben, und kam den folgenden Tag herüber, ſtellte Voigt vor, daß Fichte einen ſolchen Verweis annehme, und ſeine Entlaſſung nicht fordere. Der Herzog wollte aber ſein Wort nicht zurücknehmen. Fichte ſoll ſelbſt noch geſchrieben haben. Es blieb aber dabei.

Dieß hat uns Profeſſor Meier und Böttiger erzählt, die es aus guter Quelle haben.

Die Entlaſſung wurde nicht gern gegeben; ſie konnten aber nicht anders; ſie waren gar zu gröblich beleidigt.

Übrigens mag die Zeit bewähren, ob dieſe Lehre von Gott ſei oder nicht. Das Zeitungsgeſchrei iſt nicht das Siegel. Ich ſoll und muß auch unſern Doctor Gottfried rechtfertigen, daß er kein blinder, dummer Brownianer ſei. Nichts weniger als dieß. Er wendet das Browniſche Syſtem mit großer Einſchränkung an, fährt gut dabei, und hat noch keinen nach dieſem Syſtem geliefert. Dieß ſoll ich Ihnen doch ja ſagen.

Die Metakritik wird künftige Woche bei Ihnen erſcheinen.

Tauſend Glück und Freude zum Lukrez! Dieſe Nachricht hat meinen Mann recht erfreut, als Lateiner und mich als Deutſche! Ei was, warum ſetzen Sie uns über die Natur, von obenher oder von vornenher? Die Metakritik wird's Ihnen ſagen, wo wir ſitzen.

Caroline Herder.

---

23. Juni 180

9.

1799.

Ihre lieben Briefe ſind uns wahrhafte Beſuche von Ihnen ſelbſt — ein Tropfen Nektar von den Höhen der Höhen! Da erheitert ſich das Angeſicht meines Mannes, des 1744ers, und genießt Ihren geiſtig-reifen Wein! Einziger!

Vor Allem habe ich zwei Aufträge von Ihrem Jahresbruder.

1. Sie erlauben es doch (oder es geſchieht ohne Ihre Erlaubniß), daß das Hoffnungslied den zweiten Jahrgang der Adraſtea anfange? Mein Mann hat eine innig große Freude daran, ſo wie ich.

2. Sie haben ihm den Geiſt von Leibnitz verſprochen.

Täglich habe er bisher auf die Erscheinung des Geistes von Leibnitz gehofft — nun könne er nicht mehr länger warten, er bedürfe ihn unaufhaltsam. — Senden Sie ihn also ja mit kommendem Boten, wir bitten!!!

Was Sie von Nathan sagen, ist ganz unser Gefühl. — Über die Juden habe ich mein Urtheil neuerlich auch geschärft aber ich will es in meinem Herzen reif werden lassen.

Der Artikel Drama im vierten Stück der Adrastea soll und muß Ihren Beifall und Ihre Zustimmung erhalten. Zwei herrliche Blätter aber über den Jon kommen nun heraus; denn mein Mann will mit Goethe nichts zu thun bekommen.

Denken Sie! Böttiger schreibt im Mode-Journal eine Kritik über den Jon, wobei er unvermeidlich Wahrheiten sagen mußte; — als der Bogen gesetzt war, forderte ihn Goethe von Bertuch, und nachdem er ihn erhalten, schrieb er an Bertuch: wenn er diese Kritik über Jon nicht augenblicklich unterdrücke, so ginge er sogleich zum Herzog, und fodere seine Dimission als Director des Theaters. „Auch wolle er künftig die Theater-Nachrichten im Mode-Journal selbst liefern, und wolle im nächsten Stück mit dem Jon den Anfang machen."

Sehn Sie, so steht's mit unsrer Theater-Wahrheit!

Dieß Alles aber ist ein großes Geheimniß, das indessen schon von Ohr zu Ohr sachte herumgeht. Böttiger hat den Bogen als den einzigen Abdruck gerettet — er wird ihn gewiß für Sie geben, wenn Sie ihn sehen mögen!

Nun genug für heute!

Leben Sie tausendmal wohl unter dem fernen Rauschen der hohen Tannen, und gedenken unsrer in Liebe mit der guten Frau, Bester!

Könnte ich für meine Freunde mehr sein, dann würde mich's noch mehr freuen, geboren zu sein.

Vater, Mutter und Kinder senden unsre ewigtreue Liebe.

Ihre

C. H.

10.

Weimar, den 3. Januar 1800.

Ihre liebe Stimme, die wir ſo lange nicht vernahmen, kommt uns heute ſo freundlich, ſo glückbringend und weiſſagend!

Wir haben am 1. Januar mit Richter und Buri das Andenken unſrer Abweſenden gefeiert — Sie mußten es hören und fühlen. —

Vermiſſen Sie ja nichts von hier, außer den Titus von Mozart, der aber nicht und nie ſo gegeben werden kann, wie ehedem die Zauberflöte. Es iſt eine ſanfterhabene Muſik — und will auch nur ſanfterhabene Gemüther und Zuhörer. — Kotzebue hat ſeinen Guſtav Waſa in Jamben bei der Herzogin Mutter geleſen, wo wir auch zugegen waren. Ein ganz hiſtoriſches Stück, aber ſo lebendig zuſammengebunden, und ein ſo reiner Umriß im Ganzen, daß man überraſcht wird, etwas dieſer Art von Kotzebue zu hören. Morgen ſoll es aufgeführt werden. Es wird ſchon dafür und wider geſprochen. Sie ſollen den Erfolg hören.

Auch hat mein Mann dem durch Goethe überſetzten Mahomet in Jamben bei ihm beigewohnt. Vortreffliche, vortreffliche Verſe, ſagte mein Mann — aber der Inhalt — iſt eine Verſündigung gegen die Menſchheit und gegen Alles. Sehn Sie, ſo luſtig ſind wir hier noch immer, und fechten gegen Windmühlen!

Der Fanatismus iſt ja wohl die Krankheit, an der wir und unſre Zeit krank daniederliegen; ich bin auf die Aufführung, die den dreißigſten ſein wird, begierig.

Ach die Muſen Alle ſind erkrankt, Beſter, oder verpeſtet — nur bei Ihnen weht geſunde Himmelsluft.

Doch von etwas Beſſerm der Kunſt. Buri hat die Herzogin Mutter gemalt; ſo iſt ſie noch nicht gemalt! ein edles, in dem beſten Moment ergriffenes reines Bild — ganz wahr.

Wir müſſen's Ihnen einmal, wenn wir unſer Rendezvous in Stadt Ilm haben, mitbringen. Die Herzogin wird es uns anvertrauen; es iſt in Miniatur. —

Senden Sie ja Gerning wieder zu uns. Geſtern iſt das erſte Wunder in Weimar geſchehen. Die Adelich- und Bürgerlichen haben einen Klubb zuſammen gegeben, wobei Alle vom Adel, Erbprinz und Prinzeß, auch die Unſrigen, geweſen ſind; er ſoll zu beider Theile Zufriedenheit ausgefallen ſein — er ſoll beſſer geweſen ſein, als jeder ſonſt beſonders. — Wenn das ſo fortgeht, was, denken Sie, wird aus dem Kindlein? Es ſind doch wenigſtens Anklänge des neunzehnten Jahrhunderts. —

Caroline Herder.

11.

Weimar, den 31. Januar 1800.

Ihr Andenken und Ihre einzigzarten Worte der Freundſchaft haben mich und meinen Mann recht erquickt, Theuerſter! Was wäre das Leben, wenn dieſer Balſam es nicht erhöhte, ſtärkte. Ob ich ſchon den 28. Januar funfzig Jahr alt bin, ſo könnte mich die Liebe der Freunde verjüngen — Gottlob, daß ich für dieſe noch ein junges Herz habe und es behalten werde. Mann, Kinder und Freunde, ſie nur ſind Leben, Haus und Vaterland.

Tauſendmal danke ich Ihnen für die „Wege des Lebens —" Nicht der Schnitt [illegible]an iſt golden, jedes Wort darinnen. Auch Ihr Kameel*) habe ich nur erſt nach Ihrem Brief holen laſſen und wir haben uns daran ergötzt. Jetzt muß ich Ihnen eine Bitte thun. Verſchleudern Sie doch dieſe koſtbaren Blätter nicht ſo! Ich beſchwöre Sie, mir alles dieß zu überſenden! ich habe eine

*) Ein von Ancbel überſetztes arabiſches Gedicht.

eigne Kommode zur Aurora bereitet. Alles, was ich von Ihnen habe, liegt darin. Sie ſollen ihr Schmuck und Flügel geben. Mit künftigem Neujahr ſoll ſie erſcheinen. Alſo wir, mein Mann und ich, bitten, bitten, Alles zu Rath zu halten für unſre Göttin. Sie erhalten überdieß für den Bogen vier Louisd'or; es könnte freilich mehr ſein; Hartknoch will aber nicht mehr geben. Übrigens iſt er ein ſolider Mann.

Geſtern waren wir in Mahomet. Nachdem man im Anfange an der Neuheit der Vorſtellung (es war Anſtand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wohlgefallen hatte, und der Zauber von Goethes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, ſo wurde man durch den Inhalt von Scene zu Scene empört. Eine ſolche Verſündigung gegen die Hiſtorie (er machte den Mahomet zum groben platten Betrüger, Mörder und Wollüſtling) und gegen die Menſchheit habe ich Goethe nie zugetraut. Die platte grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wolluſt wird gefeiert!

Was ſollen uns die alten Farcen von Jeſuiterei, uns Proteſtanten? Wir wiſſen nichts damit anzufangen!

Hat die Zeit uns nicht gereift — ſollen wir uns nicht an den beſſern Früchten erfreuen — und nicht den alten Koth aufrühren, den Barbarei und Dummheit hervorbrachten.

Ach und die Ziererei der Kunſt, uns Deutſche mit dem franzöſiſchen Kothurn zu beſchenken, weil es der Herr v. Haaren durch den Herzog ſo beſtellt hat!

Lieber — es hat uns hier im ſumpfigen Thal ein Taumel ergriffen, wovon Sie in Ihrer reinen Luft nichts ahnen. Schmerzlich thut es weh, die Unnatur unter dem geweihten Namen Kunſt auf den Thron geſetzt zu ſehen. Ach und wir gaffen und gaffen und jubeln.

Leben Sie wohl, Lieber, und verzeihen meinen Unwillen!

Shakespeare, Shakespeare, wo biſt du hin? —

Caroline Herder.

12.

Weimar, den 11. Juni 1800.

— Sie ſind alſo der Einzige im weimariſchen Lande, der die Kalligone geleſen hat? Und Ihre ſo ganz aus der Seele genommene Zuſtimmung iſt eine große ſüße Belohnung! So iſt doch Ein Menſch, der ihn ganz verſteht' der mit ihm gleichdenkt!

Im Stillen mag es auswärts wirken und hat gewirkt. Hartknoch war einen Tag hier; er hat geſtehen müſſen, daß die Metakritik über Erwarten ſtark abgegangen iſt, mehr als eine andre Schrift. So mag alſo das Gute fortwirken.

O wie ſehnen wir uns wiederum nach einigen ſtillglücklichen Tagen in Ihren ſtill verborgenen Wäldern. Ein Heimweh nach dem Geiſt der Natur kann uns oft ſo ſchmerzlich befallen. Doch höhere Pflichten halten zurück.

Jetzt, Beſter, verſchleudern Sie kein Blättchen, keine Zeile mehr von ſich. Senden Sie mir Alles in den Aurora-Schatz. Es wird nun ſtill daran geſammelt. Sprechen Sie mit Niemand davon. Es ſoll ein ſtiller heiliger Bund ſein und bleiben. Die Idee dazu iſt durch Hartknochs Gegenwart und Aufmunterung bei meinem Mann neu belebt und auferweckt. Auch Hartknochs Exiſtenz zu erleichtern, den der Kaiſer Paul bald um Haus und Hof zu bringen ſcheint, iſts ein gutes Werk. Sie wiſſen doch die letzte Ukaſe, die durch die Mémoires secrètes sur la Russie verurſacht worden, daß ganz und gar kein Buch mehr nach Rußland da.f?

Kotzebue iſt an der Grenze durch vier Koſaken arretirt und nach Petersburg transportirt worden. Man iſt über die Urſache und den Ausgang ſehr in Erwartung.

C. H.

(Nachſchrift von Herder.)

Dank Ihnen, Lieber, Geliebter, für Ihr aufmunterndes Echo aus den Bergen. Hier iſt Alles ſtumm; das große Interdict des Schweigens iſt aufgelegt; Keiner will die Kalligone geleſen haben, und Keiner hat ſie vielleicht geleſen. Nur von außen kommen mir ermunternde holde Stimmen, unter denen mir die Ihrige wahrlich die innigſte, die liebſte iſt, Dank Ihnen!

Vorzüglich auch für Ihre Theilnahme an dem Lichtpunkt, der die Welt bewegt. Es iſt der helle Punkt in meinem orphiſchen Ei, den ich hier nur andeuten wollte und konnte. Ach, Sie werden ſich hoch freuen über die Theorie von Licht und Farben, von Schall und Tönen, die ich aufgefunden zu haben glaube, die uns Allen vor Augen liegt, ſo hell, ſo ſimpel, und die, ich möchte wohl ſagen, dem ganzen Gebäude des menſchlichen Erkennens, Wiſſens, Empfindens eine Einheit, eine Klarheit verleiht — aber ſtille vom heiligen Naturgeheimniß. Das zu hell Andeutende that ich aus meinem Buch weg: denn ich wollte kein halbes Anmelden, aus Hochachtung für die Sache ſelbſt. Dank Ihnen alſo nochmals für Ihre Stimme von den Bergen!

Außer dieſem Punkt glaube ich die Geneſis des Ideals und den bindenden Begriff der Kunſt und Wiſſenſchaft des ſogenannt Schönen, d. h. Bildenden feſt und neu beſtimmt zu haben; mich wundert, daß Sie mir darüber kein Wörtchen ſagten. — Auf einer neuen Seite una altra cosa. Wer, dünkt Ihnen, hat die Briefe über Weimar geſchrieben? Sie vor Allen müſſen darüber Auskunft geben können, da ein Stück der Zeilen, die ich einmal an Ihrem Geburtstage ſchrieb, darin iſt, von denen ich ſelbſt keine Abſchrift nahm und habe. Gerning ſteckt gewiß dahinter, wenn ich ihm gleich die Briefe weder in dieſer Form, noch in dieſem Styl zutraue. Ein Anderer hat wahrſcheinlich aus ſeinen datis das Ding componirt. Sonſt

kann ich keinen aus meinem Gedächtniß auffinden. Besinnen Sie sich doch, und schreiben Ihre Meinung.

Was sagen Sie zu Kotzebue's Arretirung auf der Grenze? Sie scheint fast gewiß, da drei Briefe an Verschiedene sie bestätigen. Die Mémoires sur la Russie müssen Sie lesen. Ich habe es Böttiger auf die Seele gebunden, daß er sie Ihnen bald zufertigen soll. Das ist ein Mensch! und das ist ein Reich! und das ist eine Staatswirthschaft!

Horaz Walpole übersetzt will ich Ihnen auch bald schicken. Ein feingebildeter Geist und reichgelehrter Reicher, obwohl ihm, wie fast allen Groß- und Reichgebornen, „das Mäuslein in der linken Brust," Herz genannt, zu fehlen scheint.

Die Tage, die wir bei Ihnen vom 2. bis 4. Mai genossen, schweben mir wie Zaubereien vor; ich frage mich, ob sie waren? Ich wollte, daß die Nebenscene in der Maße, wie sie war, nicht dabei gewesen wäre. Indeß what ever is, is right. Leben Sie wohl, Lieber, mit allen den Ihren. Darunter auch ich bin. H.

15.

Weimar, den 10. August 1800.

— Ich muß Sie dringend bitten, falls August Ihnen über Tiecks Ausfall schreibt, ihn zu beruhigen.

Richter sagte mir, es sei gegen Nicolai und Engel. Wir wollen's so glauben, wenn's auch nicht so ist. Schweigen ist das Einzige, was zu thun ist. Die giftige Kröte mag in ihrem eignen Gift umkommen.

Herr Böttiger war vor acht Tagen sehr andringend, mir im Vertrauen zu eröffnen, es sei eine Schrift in Königsberg bei Nicolovius herausgekommen, worin bewiesen sei, mein Mann habe die Metakritik aus Hamann genommen. Sie sei so ge-

ſchrieben, daß mein Mann nothwendig darauf antworten müſſe. Auf ſeiner Reiſe nach Göttingen habe er viele Stimmen u. dgl. gehört: „mein Mann müſſe antworten.“ Ich antwortete ihm ganz kalt: „Mein Mann wird's nicht leſen und nicht antworten.“

Herder wußte ſchon vom Inhalt dieſer Schrift; er ſagte in Profeſſor Meiers Gegenwart: „Allerdings habe ich den Titel Metakritik und Stellen aus Hamann wörtlich abgeſchrieben, ohne ihn zu citiren, das Letzte that ich abſichtlich. Ich habe mit Hamann viele Jahre über Kants Philoſophie Briefe gewechſelt. Meine Metakritik iſt zwiſchen unſern beiden Köpfen entſtanden. Die Erſcheinung der Kalligone mag übrigens für mich beweiſen.“

— Und ſo mags bleiben!

Richter nennt dieſe Königsberger Schrift eine ſehr boshafte Schrift. Haben Sie ſie geleſen?

Glauben Sie, daß mein Mann darauf antworten müſſe? oder wäre es nicht beſſer, daß ein Dritter dieß Wenige, was mein Mann ſagte, irgend in der Literatur-Zeitung für ihn ſagte?

Doch ach, warum quäle ich Sie mit dieſen Fragen?

Laissez tomber, ſagt Fenelon. Die Menſchen können uns nichts nehmen, Lieber, was wir in uns feſt und wahr beſitzen. Den Ruhm wollen wir ihnen preisgeben. Er gehört ja nicht zu uns! —

Caroline Herder.

14.

Weimar, den 10. September 1800.

Dank, Dank für Ihren lieben Brief, Beſter! — Der Doctor (Gottfried) iſt ſo eben in Osmannſtädt, die Demoiſelle

Brentano, eine Enkelin der Frau v. Laroche, ist seit einigen Monaten dort, und ist jetzt mit einer fatalen hysterischen Krankheit befallen. Ihr Bruder, der Verfasser der Satyren Maria, ist auch hysterisch im Kopf. Er hat die Späße und Brosamen, die von der großen Herren Tische fielen, mit seinen eignen so kunstreich à la Tieck aufgetischt. Wenn Sie ihn sehen sollten, diesen hohl- und tiefäugigten insolenten Menschen, so würden Sie ihm bald das Irrenhaus prophezeihen!

Da Tieck, sein Abgott, ihn in seinem neuesten poetischen Journal lächerlich gemacht, und seine ihm nachgeahmte Manier satyrisirt haben soll, so soll Brentano voll Wuth Jena verlassen und sich geflüchtet haben. Dieß Reich muß unter sich selbst uneins werden! —

Es ist eine feierliche Stille hier unter den Großen. — „Schiller arbeitet wieder etwas Großes, — es soll ihm gelingen — man weiß aber nicht was?"!!!

Goethe ist in Jena und schafft Etwas. —

Ach dieser hätte uns der Natur wiedergeben können auf einem edlen und dem rechten Wege, wenn er gewollt hätte.

Seine Vergötterung war ihm aber lieber als die Wahrheit.

Prof. Meier kommt beinah nicht mehr zu uns. Die Kalligone war vielleicht der Tropfe, der geschieden hat.

Adieu Liebster. Opfern Sie täglich Dank Ihren reinen hohen Waldgöttern!

Der Schluß des Lucrez an den Doctor lag nicht bei.

Herzliche Grüße von uns Allen an Sie Alle.

Ihre C. H.

15.

Weimar, den 31. Januar 1801.

Ihr lieber Brief und Ihr Gruß an das Jahrhundert hat meinen Mann und mich tief gerührt. Diese vier goldenen Zeilen sollen an die rechte Stelle recht bald kommen.

Daß Goethe lebt, darüber wollen wir Gott danken. Es möchte ohne ihn nicht gut in Weimar werden. Er ist doch immer der, der Schranken setzt, wenn es zu bunt werden will!

Mein Mann hatte ihn vorgestern besucht — fand aber leider den Herzog und Schiller da — ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd — ungewohnt — er kam verstimmt nach Hause, bis die Nacht und der Schlaf die Saiten wieder stimmte.

Sind Sie bei den Anmerkungen zum Lukrez fleißig? mein Mann wünscht es. Sie allein können etwas einzig Schönes daran liefern. Wenn Sie etwas zur Probe fertig haben, so senden Sie's gefälligst. Sie sollen einen eleganten, rechtlichen und gut bezahlenden Verleger dazu bekommen. Dafür stehn wir Ihnen!

Sie werden eben so, wie wir, zwischen Furcht und Hoffnung die Begebenheiten der Zeit und ihre Auflösung oder neue Verwickelung erwarten!

Gestern hatte man hier die Nachricht, die man so gern hört: Bounaparte sei todt! Wenn auch dieß Unglück sich ereignen sollte, so kann die jetzige Ordnung der Dinge doch nicht umgeworfen werden. Das Dasein der größern und bessern Masse ist darein verflochten — die Infernalen mögen thun, was sie wollen. Aber Infernalen sind's, von der ersten Sorte!

Nun Glück und Hoffnung und Gesundheit und ewige Freundschaft! von Ihren Treuen.

C. H.

16.

Weimar, den 22. April 1796.

Freilich wird man absurd, wenn man so unverschämt loben muß. Dieß hat auch den Vers meinem Mann abgepreßt, wovon ich Ihnen schrieb. Er setzte unter Schiller:

„Dieß ist für den Verfasser der Horen.
Von nun an laßt mich ungeschoren,
Oder ich bekomme zum alten Jahrhundert
Einen Haß, über den Ihr Euch grämt und wundert!"

Zu einer andern Zeit würde ich die letzte Zeile für Spaß genommen haben — jetzt aber war es nicht so.

Kurz, liebster Freund, er muß diesen Sommer aus der hiesigen Atmosphäre. Dazu werden die Anstalten getroffen.

Ihr lieber Brief, der meinem Mann wieder Elasticität gab, kam, da wir eben am Sonnabend vom Ettersberg herunterkamen. O daß doch noch ein Mensch mit uns Ein Gefühl hat! die gebundenen Töne fühlen sich in solchem Augenblick losgebunden, und erschüttern fast den ganzen innern Menschen.

Ich mußte Ihren Brief ihm zweimal hinter einander lesen.

Wieland lassen wir gewiß nicht fallen; wenn er nicht von Goethe gerückt und verschoben wird, so ist sein erstes Gefühl doch so rein und schön. — Er hat in seinem ersten Gefühl über die Adraslea an mich geschrieben, so rein und wahr. Böttiger, dem ich's vorlas, meinte, es müsse in den Merkur; Besseres und Herzlicheres könnte Wieland nichts darüber schreiben. Er schlug's Wieland vor; und er genehmigte es. Sie werden's also im nächsten Stück lesen. Goethe hat ihn bald nach diesem Brief in Osmannstädt besucht, ihn nach Rosla eingeladen, wieder besucht ꝛc. Kurz, ich merkte durch Gerning, daß W. für Goethe und Schiller das Wort sprach.

Goethe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein Anderer, außer seiner Clique,

etwas geleiſtet hat. O Lieber, uns ekelt dieſer Bahnſinn! niedrig, eitel!

Einen Zug habe ich vorgeſtern von ihm gehört, der uns bisher fremd und unmöglich ſchien — einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut! — — —

Wir loben Sie, daß Sie ſich nicht gern von Ihren Bergen trennen. Folgen Sie ſo lange Ihrem Gefühl, bis dieß Sie ſelbſt wieder unter die Menſchen ruft.

Endlich weiß man hier auch, daß Paul ermordet iſt. Ihre Nachricht war die erſte. Mein Mann ſagt: Die Großen in Rußland brauchen viel und ſind in den Händen der Kaufleute — wenn dieſe durch den gehemmten Handel leiden, haben jene kein Geld — der gehemmte Handel mit England hat Paul erdroſſelt. Viele glauben, daß England mit im Spiele ſei — die erdichtete Krankheit des Königs laſſe ſo etwas ahnen.

Dieſer Tod wird elende Folgen haben.

Lucheſini ſoll bei Bonaparte und in ganz Paris ſeinen Credit verloren haben. Haugwitz ſei auch ſchlaff und zweideutig. Wo Lucheſini im Spiel iſt, wird Alles verwirrt.

C. H.

17.

Weimar, den 27. März 1802.

Sie haben das wohlthätigſte Werk gethan, liebſter Freund, daß Sie meinem Mann geſchrieben, und das Siegel durch Ihre Adraſtea darauf gedrückt haben.

Ja, Sie haben Ihr Stillſchweigen, an dem wir faſt irre geworden wären, aufs Schönſte gelöſt.

Ihre Adraſtea iſt heilig und groß, ſie hat uns freudig und innigſt bewegt. O die heiligen Indier! Wir wollen, wir müſſen ihnen ähnlich werden. — Ach, daß mein Mann Jo-

hannes in der Wüste und Christus in Einer Person sein muß! Doch — auch diese schwere Pflicht wird ins Beste sich verwandeln.

Das Spiel der Unverschämtheit wird auch gar zu frech getrieben. Und wie die jungen Leute verderbt sind und werden, davon haben wir vorigen Sonntag an einem Durchreisenden, der als Freund Richters zu uns kam, und den wir zu Tisch behielten, unsre blauen Wunder gesehn. In der Lucinde findet er nichts Unanständiges, noch Unmoralisches. — Fichte sei ein höchst moralischer Mensch — die Philosophie müsse durch jeden neuen Philosophen neu bearbeitet, neu gewandt werden; — Alles sei Spiel der Phantasie ꝛc.! Mit diesem letzten schied er von uns und eilte nach Meinungen. Jetzt finden wir in einem erbärmlichen Wisch Biepsidemus, daß er meinen Mann einen literarischen Selbstmörder genannt hat. Solche Kerls müssen nun kommen unter der Maske von Richters Freunden und ihre Füße unter unsern Tisch strecken. Seines Metiers ist er ein Philolog und Wolfianer, und heißt Kanne. — C. H.

118.

Weimar, den 4. Februar 1803.

Tausend Dank, liebster Freund, für das freundliche Andenken an den 28. Januar. Wir wollen eben so fortleben — am Ende kommt doch, wenn auch nur ein kleines, Facit heraus. Wir Frauen und Mütter sind allein und so fest an die Ordnung und Gesetze der Natur gebunden, daß wir eher ihren Willen erfüllen können, wenn wir nur wollen. An diesem Willen, und weder zur Rechten noch Linken zu sehn, lasse es mir mein guter Genius nie fehlen! und nicht an der Liebe meiner Kinder, meines Mannes und der Freunde, wie Sie

ſind. Ach die Liebe — ſie iſt die Aura, in der beſſere Seelen allein leben.

Hier kommen des unſterblichen, zartliebenden Götz's Gedichte in Original und Abſchrift. Letztere habe ich nicht durchſehen können, ob ſie richtig iſt. Erſteres habe ich meinem Mann vorgeleſen mit neuem Genuß unſer Aller. Da nun die meiſten in der Ramlerſchen Ausgabe ſich befinden, ſo iſt ſeine unmaßgebliche Bitte und Meinung, Sie möchten aus dieſen hiebeifolgenden Blättern nur die allervorzüglichſten gleichſam zu einem Kranz winden. Daher bittet er Sie, der franzöſiſchen oder der, deren Inhalt oder Compliment ſchon mehrmals da geweſen iſt, ſich lieber zu entäußern — ob ſie gleich holdſelig durch Götz's Seele geworden ſind. Sein Sie lieber in der Wahl zu ſtreng als zu liebend.

Mit dem Lukrez hat mein Mann den Wunſch und die Idee, ob es nicht beſſer gethan ſei, wenn dieſer Anfang in die Adraſtea käme? Da dieſe doch immer in die Hand der beſten Menſchen komme, und Lukrez nur von den Verſtändigern aufgenommen werden könne und müſſe, nicht von den frivolen Leſern der Almanache, ſo meint er, ſoll das erſte Stück der Adraſtea 1803 mit Lukrez anfangen, jetzt wird noch am dritten und vierten Stück von 1802 gedruckt. Hat dieſer Gedanke Ihren Beifall, ſo ſenden Sie den Lukrez etwa in vier Wochen, aber unter der alleinigen Bedingung, daß Sie das Hartknochſche Honorar annehmen müſſen!

Wenn der weimarſche Calender durch Ruf zu Stande kommt, ſo kommt Götz und Ihre Elegieen hinein. Im Nichtfall ſende ichs an Willmann. U / g iſt ein Filz — dieß haben wir und Wieland erfahren. Wielands Narciſſus ꝛc. iſt doch eine wahrhaft glücklichſchöne Erfindung.

Seit Sonntag iſt der gute alte unveränderte Richter hier mit dem Herzog von Meinungen. Er thut uns unendlich wohl. Er grüßt Sie viel tauſendmal. Er iſt unendlich ſelig als Vater und als Mann. Wie wünſchten wir Sie zu uns auf we-

nige Stunden nur! Heute geht er wieder zurück nach Meinungen.

Der gottlose Kotzebue ist wie die Hummel, die den Honig den Bienen stiehlt. Ich kann Ihnen meines Mannes Gefühl und das unsrige darüber nicht ausdrücken! Wie lange hat Richter nur um ein kleines Canonikat oder eine Pension leise angeklopft — und dieser Freche kommt und — greift zu!

Er hat an seinen Freund Gruner in Jena geschrieben: er habe die Privat-Winterlustbarkeiten der Königin und Königl. Kinder dirigirt — und habe vom Könige das Präsent erhalten: Domherr in Magdeburg mit 1600 Thalern jährlicher Einnahme! Der Schuft! Er hat durch lauter Schusterei 8000 Thaler jährliche Einnahme, ohne das Vermögen seiner Frau!

Wenn doch nur der König nicht glaubt, daß er hiedurch für die Wissenschaft und das Talent etwas gethan habe. Dieß wäre doch ein ungeheurer Irrthum! —

Ach, machen Sie doch einen Pendant zu Klopstocks: Königen gab der Olympier ꝛc. — C. H.

19.

Sonnabend, den 19. Februar 1803.

Gottlob, daß wir nur wieder Geist und Leben von Ihnen hören! Wie ein Feuerfunken ist abermals Ihr Brief meinem Mann — er wird elektrisirt und fühlt belebende Strömungen aus der Geisterwelt. — Recht willkommen sind mir jetzt Ihre Briefe — er ist mitten in der Adrastea — sie muß fort — und doch fehlte ihm bisher Muth und Geist dazu. Ich sende Ihnen hier einige Blätter — richten Sie ihn milde! besonders auch den Prometheus, der ganz unter dem, was er wollte, geblieben ist. — Hätte er Zeit und Geld, so würde und müßte er noch umgedruckt werden. Wenn Sie darüber

ſchreiben, ſo legen Sie nur irgend einen Balſam darauf, und vergeſſen nicht, daß es blos Scenen ſind. Welch eine andere Ausführung verlangt dieß Thema!!

Senden Sie nur immer bald den Lukrez.

Ja, ja, Sie haben Recht, Demüthiger, Ihre Werke ſind ſo unrecht nicht — ſo paſſable! — Wir wollen uns nur nicht durch das niederträchtige Glück der Niederträchtigen, wie Kotzebue, irre machen laſſen. Wiſſen Sie, daß Kotzebue von ſeinem Freimüthigen jährlich 3000 Thaler einnimmt? ſeine beſtimmte jährliche Einnahme iſt 8000 Thaler — dieſe 3000 — und die Präbende 1600 dazu, macht Summa 12600 Thaler.

In einem der nächſten Stücke der Eleganten Zeitung werden Sie einen Brief von Gelbſchnabel an Kotzebue finden — wie es ſcheint, iſt er von Falk. Wenn Falk nur ſo fortfährt, ſo muß ſich der jämmerliche Schuft verkriechen. Ach, wir haben ja hier alle dieſe Jämmerlichkeiten gepflanzt und begoſſen, und müſſen nun auch die Ernte ernten.

Mit Herrn Ruf wollen wir uns ja nicht befaſſen.

Wir leben hier wie im Dunkeln. Schreiben Sie uns nur ja Dinge, die wir wiſſen müſſen, und denken Sie, wir ſeien in Sibirien. Wir hören dergleichen Neues erſt nach Jahren. Ihr Göz kommt alſo an Willmanns. Das Kupfer laſſe ich nach Ihrem letzten Ausſpruch nun ſtechen, und werde heute den Kupferſtecher Müller zu mir bitten.

Freuen Sie ſich mit Recht, daß Wielands Gut ſo vortheilhaft für 30000 Thaler verkauft iſt. Dieß hat ein guter Genius gethan.

Nun adieu, Lieber, Beſter — das Haupt in Sonnenſtrahlen!

Ihre alten ewigen

Herder.

20.

Mittwoch, den 2. März 1803.

Nur eben da die Post abgeht, muß ich Ihnen tausend, tausendmal danken, Liebster, für Ihren Brief durch die Post. Ach, daß doch noch irgend in der Nähe ein Wesen ist, das meinen Mann ermuntert! Sie sind ihm der nahe Genius! innigst hat es ihn erfreut — erhoben. Ihre drei Kritiken sind sehr und höchst wahr! Der Gegenstand verdient es, daß er in einer glücklichen Stunde und Zeit ihn noch Einmal vornimmt — dieß mag als Skizze jetzt so hingehn.

Dem guten Gleim habe ich noch zehn Tage vor seinem Ende den Prometheus geschickt — er hat uns noch darauf geantwortet. — Er ist den 18. Februar sanft aus dieser Welt geschieden. Wir sind froh, daß er von seinen langen Leiden erlöst ist. Seit anderthalb Jahren hatte er fast keinen Schlaf. Er ruhe, der Mann von Gemüth!

Wieland ist hier, und hat bei der Herzogin Mutter, wohin auch Herder geladen wurde, einen sehr schönen griechischen Roman in Briefen, der allgemein gefallen hat, vorgelesen.

Der Herzog hat meinem Mann Schillers neuestes Stück die feindlichen Brüder zum Lesen gegeben. — Wir haben's gelesen! Lassen Sie sichs durch die Herzogin Mutter vom Herzog ausbitten. Es ist für uns eine wunderbarliche Fata morgana! Böttiger, der bei Schiller selbst, bei seiner ersten Vorlesung, gewesen war, erklärte es als das Beste, was Schiller gemacht habe — und die Damen wissen vor Thränen nicht wohin. — Lesen Sie's, ich bitte Sie. — Tausendmal dankt Ihnen mein Mann für Ihre Liebe und Aufmunterung. So sei ihm denn Ihr Urtheil für das von ganz Weimar.

Könnten wir Ihnen doch etwas ähnliches Herz- und Geisterfreuendes senden! Schenke es Ihnen die gütige Vorsehung!

Nun Gott mit Ihnen und den Ihrigen.
Tausendmal leben Sie wohl, Bester.

Ihre

C. H.

21.

Weimar, den 12. April 1803.

— Goethe's neues Stück*) hat mir eine reine hohe, lange nicht genossene Freude gemacht. Sein guter Genius ist wieder erwacht. — Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — menschlich und politisch — nämlich der ewige Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen. Der Keim und der Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt — wie eine Blume entfaltet sich eine Folge aus der andern — Handlungen und Empfindungen sind Eins, in vortrefflichen, daraus entspringenden Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer schönen classischen Sprache, in den schönsten Jamben. Er hat eine neue Manier gewählt — er läßt die Stände ohne Namen handeln, z. E. der König, der Herzog, der Graf, der Secretaire, der Weltgeistliche, die Gerichtsperson, der Gouverneur ꝛc., zwischen diese kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedränge — oder vielmehr das Schicksal bringt sie hinein. Das Verhältniß eines verständigen, zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt — seine Liebe und sein Schmerz, als er sie verloren hatte — so rührend wahr! Die Schuldlose wird vom Bruder verfolgt — sie wird von ihrem liebenden Vater, der sie todt glaubt, entfernt — sie soll über's Meer. Hier zeigt sich nun, in den verschiedenen Situationen, wo sie um

*) Die natürliche Tochter.

Hülfe ſieht, daß ſie nur Stände, nicht Menſchen antrifft, kurz, wir ſehen, wie die menſchlichen Verhältniſſe mit den politiſchen in Colliſion kommen. Nur Einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz — er will ſie retten. Ihre Begleiterin ſagt ihm das einzige Mittel: ſie zu heirathen — Eugenia ſchlägt ſein Anerbieten zuerſt aus — ſie iſt ein männlich erzogenes, männlich geſinntes, weibliches Weſen — durch den König hatte ſie die größten Ausſichten — ſie wollte, ſie eilte in ein ſolch höheres Leben — und doch war Geiſt und Herz menſchlich ſchön und unverdorben. — Hier wurden nun unvergleichliche Sachen von der Liebe, von der Ehe geſagt. Hier war ihre Lage am verwickeltſten, und hier zeigte der Dichter ſeinen großen Verſtand — er ließ das in der Welt unerfahrene Mädchen nicht ohne einen politiſchen Rathgeber — zwei Schutzengel, ein politiſcher und ein menſchlicher, ſtanden nun vor ihr — der politiſche ſagte die herrlichſten Sachen, die Verſtand und Lebenserfahrung ſagen können — aber das unerfahrene Mädchen ſtand noch nicht auf der Stufe, um ihn ſo gelaſſen befolgen zu können — über's Meer zu gehen, das Vaterland zu verlaſſen! — ſie folgte blos ihrem Herzen, ihren Hoffnungen — ſie blieb — und ſagte, nach einem Kampf, ihre Hand dem menſchlichen Manne zu. So fällt der Vorhang — beruhigt — und doch geſpannt und voll Erwartung. Das Ganze will Goethe in drei Abtheilungen geben, wovon dieß die erſte iſt. Ich kann Ihnen nichts von den handelnden Ständen ſagen — es muß geſehen, gehört werden. Die obern Stände hat er ſehr würdig gehalten; — bei den andern, jedem ſeine eigene Tendenz oder ſeinen eigenen Charakter herausgehoben — alle aber ſind in das politiſche Joch meiſterhaft geſpannt. Was das Intereſſe noch erhöht, iſt, daß es in unſrer Zeit ſpielt. Wie viel kann und wird er uns noch darſtellen, noch lebendig ſagen! Es iſt ein wahrhaft hohes, claſſiſches Stück — Goethe's ganz würdig — nach dieſem Anfang zu urtheilen, iſt es das Höchſte, Schönſte, was er je ge-

macht hat. Glauben Sie, es iſt ein Licht der Kunſt, bei dem das Schillerſche Irrlicht verſchwindet.

Das Publikum und die Jenaiſchen Studenten ſind freilich noch zu ſehr an den Schillerſchen Klingklang und Bombaſt gewöhnt, der ihre Ohren kitzelt — daher hat es den Beifall nicht gehabt, den ihm aber auch nur die Verſtändigen geben können.

Schiller ſoll geſagt haben: er bedaure, daß zu viel Natur in dieſem Stück ſei!

In der fürſtlichen Loge wußte man nicht, was daraus zu machen ſei. Sie hatten den ruhigen Sinn nicht für den Geiſt und die Simplicität dieſes Stücks. — Mein Mann wird es den künftigen Sonnabend zum erſten Mal ſehen — er mußte gerade, als es aufgeführt wurde, den Grafen Marſchall copuliren. Er iſt mit dem, was ich ihm daraus erzählt habe, ſehr zufrieden, und freut ſich eben ganz rein mit mir über die Erſcheinung eines ſolchen Stücks, das in die Klaſſe von Leſſing's Nathan gehört — aber wärmer, vielſeitiger, lebendiger fortgeht.

Ich wünſchte, daß Sie es ſehen könnten! Daß die Schillerſche Partei ſo laut entgegen dieſem Stück iſt — iſt auch ein Zeichen, wie es mit dem Verhältniß dieſer zwei Geiſter ſteht. Die Zeit ſcheidet doch endlich auch bei dieſen das Wahre vom Falſchen. Von Schiller's feindlichen Brüdern, von dieſem graſſen Unding, ſchreibe ich Ihnen ein andermal. Böttiger, der es für Schiller's Meiſterſtück hält, hat ſich im Freimüthigen darüber ausgelaſſen, wiewohl gemäßigt.

Hier iſt das neue Stück der Adraſtea, liebſter Freund. Laſſen Sie Ihr geiſtvolles Wort wieder vernehmen, was Ihnen zugeſprochen hat.

Tauſend tauſend Lebewohl von meinem Mann und mir.

Ihre

C.

22.

Weimar, den 13. October 1803.

Liebster Freund! Wenn Sie die Eugenie in der Vorstellung gesehen hätten, so würden Sie geglaubt haben, der Dichter wollte die Stände, denen er alles gräßlich Herzlose gegeben hat, in ihrer Verworfenheit darstellen. Ihr entgegengesetztes Urtheil lese ich heute mit Staunen und wenn man die Grundsätze des Dichters kennt, so ist's nur allzuwahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmüthigen Wahn geöffnet! Ich habe das Stück noch nicht gelesen, und mag's fast nicht lesen. — Mein Mann giebt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht. Aber lassen Sie uns doch nur die ganze Entwicklung abwarten! Wenn es uns allein wohl wird, da wir die Eugenia in menschlichen Armen in Schutz sehen, so hat der Dichter wider Willen das Wort für die Menschlichkeit reden müssen, wenn er auch das Ganze zu Gunsten der Stände angelegt hat. — Entwickelt er das Ganze zu Gunsten dieser, so ist er freilich ein Teufel, und sein Talent mag in die Hölle fahren.

Schicken Sie uns doch den vierten Theil des Titan. Louise, die ihn allein gelesen hat, freut sich sehr über Ihr Urtheil, es ist auch das ihrige. Schicken Sie ihn doch, damit mein Mann und ich ihn lesen. Sie könnten mir zu Liebe Zeichen in das Buch legen. Ich habe eine Abneigung, Bücher zu lesen. Meine Gesundheit und meine Zeit langen nicht hin.

Was Sie an Richter ehren, ehren wir auch — aber eins tadle ich sehr: er macht die Weiber zu weich, zu jammernd — sie zerfließen alle in Thränen, in Empfindungen, statt dem Schmerz und Unfall handelnd entgegen zu treten. — Die eigenthümlich weibliche Natur ist mehr passiv, als activ; bringe man nun eine so gute, zarte Seele noch mehr in das Passive

durch überhäufte Empfindungen, ſo geht das arme Geſchöpf ganz zu Grunde. Wenn ich keine Proben davon hätte, ſo würde mirs nicht ſo ſchmerzen. Richter muß es noch dahin bringen, daß er den Seelenſchmerz nicht durch Empfindung vermehrt, ſondern durch Handlung überwinden macht.

Aber daran liegt ja unſer Zeitalter krank, wir ſind zu träge zum Handeln, zu irgend etwas Heroiſchem — aber zum Klagen, zum Empfindeln, zum Schwärmen iſts uns bequemer. Weiche Phraſen entſtehen daraus! — und dann glauben die zarten, jungen Seelen, es ſei ſo — es läge nur in der zarten Empfindung, und ſie hätten ihre Pflicht erfüllt.

Ich hoffe, unſer reicher Richter wird noch auf die rechte Bahn für die lieben Frauen kommen. Übrigens iſt und bleibt er unſer Erſter Genius. —

Ach wie viel haben wir an ihm verloren, ſeitdem er nicht mehr hier iſt. — C. H.

23.

Weimar, den 19. October 1803.

Tauſend Dank für alles Liebe und Gute, was von Ihnen kommt, Theuerſter! und Dank der lieben Frau für das ſchöne Waldgeſchenk.

Hier kommt ſo viel Obſt, als der Bote tragen kann — an Äpfeln, Nüſſen und Quetſchen. Gute Weintrauben will ich erſt beſtellen aus Jena — etwas extra Gutes!

Den Götz will mein Mann mit größtem Vergnügen in die Adraſtea einrücken. Wenn Sie nur nicht ſo beſcheiden wären! Dieſe Untugend hat nun verurſacht, daß mein Mann ein anderes Arrangement mit dem jetzt folgenden Stück traf. Geht es noch, ſo kommt Götz hinein, wo nicht, ſo folgt er gleich. Beide folgende Stücke kommen mit einander heraus.

Es freute meinen Mann und mich sehr, daß Sie ihm den Götz noch gaben. Er schickt sich besser in die Adraſtea. — Er gehört in die alte bessere Welt.

Mein Urtheil über Goethe kommt mir gerade so vor, als wenn das Lamm dort am Bach dem Wolf, der's eben fressen will, eine Lobrede hält.

Ach, er hat eine Wolfs-Natur!

Tausendmal Adieu. Dank für Titan.

Ihre

C. H.

24.

Den 15. März. 1799

Ihr allerliebstes Epigramm ist ein Buch werth! Mein Mann sah düster aus beim Lesen Ihres Briefs, als ich ihm aber diese holden, glücklichen Zeilen las, wurde er fast versöhnt. Daß Sie ihn aber so ganz und gar mißverstanden haben! Er wollte Ihre Großmuth, denke ich, reizen, darum nannte er das böse Wort. Ach Sie und der Egoismus handelten in dieser ganzen Verbindung nicht zusammen; auch liegt er ja wahrlich nicht in Ihrem Charakter. — Löschen Sie das Wort aus, das nicht so, wie Sie es aufnahmen, verstanden sein wollte. Theurer, Sie haben aus Edelmuth das Band geknüpft, und glaubten drei Wesen glücklich zu machen. Sie wollen sich in dieser Täuschung so lange erhalten, als möglich — das ist schön, ist auch edel. Aber, Lieber, es wird nicht in die Länge gehen — warum wollen Sie herbere und unangenehmere Auftritte erst erwarten, ehe Sie mit leiser, stiller Hand das thun, was Ihnen Ihre Vernunft und Ihr Herz bei ruhiger Überlegung selbst vorzeichnen. — —

C. H.

(Nachſchrift von Herder.)

Nach dem Geſchriebenen, lieber Beſter, weiß ich wenig mehr zu ſchreiben. Das übelgewählte, dumme Wort ſtreichen Sie aus; ich meinte etwas ganz Anderes darunter, was der vorhergehende Brief erklärt hat. Überlegen Sie Alles reiflich, und zu beiden Seiten; nur dieß wollte ich ſagen.

Noch Eins und kein Wort weiter. Die Herzogin Mutter iſt ſo wenig die Veranlaſſerin meines Briefes, als der Mufti in Conſtantinopel. Ich habe ſeit einem halben Jahre über Ihre Lage keine Sylbe geſprochen oder gehört. Es war freier, eigener, wohlmeinender Rath, wie ich ihn, freilich ohne Localkenntniß, aber doch aus Zuſammennehmung der Umſtände zu geben wußte.

Nun ein Wort von Anderm. Zuerſt Dank für die Xenie, die eben ſo zart als wahr iſt. Auch Ihre Meinung über Fichte laſſe ich mir gefallen, und mich verlangt zu ſehen, ob die Erfurter Ackermann's Recenſionen publiciren. Hier iſt Alles vergeſſen, und nach Dresden hat man vielleicht noch nicht einmal geantwortet.

Von der Tollheit in Jena, ein Theater aufbauen zu wollen, werden Sie gehört haben oder hören. Profeſſoren, Profeſſorinnen und junge Doctors ſollten ſpielen (der Atheiſt war auch darunter) und in den Couliſſen wären junge Doctors fabricirt worden. Es iſt Schade, daß ihnen das Handwerk gelegt iſt. Die Leute ſind heilloll; ich wollte aber, daß ſie ſich recht proſtituirten.

Heil Ihnen zu Ihren fröhlichen Bergen beim wiederkommenden Frühling. Ach, wer dort ein Viertel Jahr leben könnte! Ich bin hier halb Packeſel, halb blindes Mühlenpferd, und der Strick am Brunneneimer. Vale, fave, ignosce, ama. Niemand iſt Ihnen treuer, als ich mit Herz und Seele. Auch im Briefe meiner Frau nehmen Sie Alles gut und gelinde. Sie wiſſen, wie gut ſie es meint; an Ihnen nimmt ſie wahr.

haftig den redlichſten Antheil, und wer wollt' ihn nicht nehmen? Nächſtens von der Aurora!

25.

Mittwoch, den 2. Juni.

Dank, liebſter Freund, für den Merkur de France. Ich will meinem Mann heute Mittag zum Nachtiſch das über Kant leſen. Mein Himmel, wie kurz und präcis! ſo weit ich's verſtehe! O die dummen, metaphyſiſchen Deutſchen! wie göttlich Recht hat Milton.

Das neueſte, armſeligſte Product der dramatiſchen Kunſt: Alarcos, von Friedrich Schlegel, iſt am Sonnabend unter dem monarchiſchen Scepter aufgeführt worden. Wir waren nicht darin. Das hieſige Publicum ſoll ſich auf der Einen Hälfte recht brav betragen haben; jedes monarchiſche Beklatſchen des Unſinns wurde mit einem Lachen des Publikums beehrt. — Nach dem Stück iſt Fr. Schlegel mit ſeiner Lucinde, der Madame Veit, nach Paris gereiſt, vermuthlich die Franzoſen über die Meiſterwerke der deutſchen Dichter zurechtzuſetzen!

Weg davon!

Ihrer lieben Schweſter werde ich den Hymnus der Sonne heute noch ſchicken.

C. H.

26.

Weimar, den 27. Januar 1804.

Ich habe nach Ihrem zweiten Briefe ſehnlich verlangt — den mir denn auch der alte, und wie ich glaube, unveränderte Freund, jetzt geſandt hat. Der erſte iſt nun verſchmerzt.

Auch schweige ich von meinem täglich erneuerten Schmerz Die heilige Seele ruft mir täglich zu: ich bin frei — ich bin frei — Gott hat mich von allen meinen Peinigern und allen Seelenleiden errettet! —

Mit diesen und ähnlichen Gedanken, und den Geschäften, in die ich mich ganz hineingestürzt habe, beschäftige ich zwar meinen Jammer — aber er bleibt tief und brennend im Herzen sitzen. Meine treueste Liebe ist ewiger unaussprechlicher Schmerz — ich beuge mich unter Gottes unerforschlichen Willen. —

Ach die heilige Seele — warum habe ich ihm nicht die Lebens-Abendröthe bereiten können, nach der wir Beide, im gebrochenen Herzen zwar, noch ahnend, glaubend hofften. — Ach dieser unvergleichliche Geist, dieß unvergleichliche Herz — ach weinen Sie laut mit mir. — — An Ostern, wann Sie herkommen, will ich mich noch recht satt weinen — und Ihnen erzählen. Ich bin jetzt erschöpft, und betäubt zugleich.

Ich habe in diesen Tagen viel geschrieben, Nachrichten und Briefe von den alten Freunden eingefordert, von den Zeiten, wo er noch in seinen Briefen Urtheile oder Erklärung über seine eigne Schriften mittheilte. Diese sind uns jetzt, mit dem, was wir unter seinen Papieren finden, von großem Werth — sie müssen dazu dienen, die Schriften zu berichtigen und zu ergänzen. Auch sammle ich Alles, was zu seiner Lebensbeschreibung, die der Professor Müller in Schaffhausen übernehmen will, dienen kann. Johannes Müller ist seit vier Tagen hier. Er kommt täglich zu mir. Er übernimmt die historischen Schriften meines Mannes zur Durchsicht, und will noch andere nehmen. Sein Bruder nimmt die theologischen. Wieland hat sich zu den kritischen Wäldern angeboten. Gottfried übernimmt den poetischen Theil, wobei wir Ihren Rath bei zweifelhaften Fällen einholen dürfen? da Sie nun in die Nähe kommen. Zwar nicht lange werde ich in Ihrer Nähe bleiben. Ich ziehe mit Louise zu August, um die Paar Augenblicke

meines Lebens noch einen reinen Athem zu genießen, da, wo es auch Ihm so wohl war.

Die regierende Herzogin hat sich sehr edel und großmüthig bezeugt, und giebt mir jährlich eine Pension von 20 Louisd'ors, wofür ich höchst dankbar bin, da es mir unerwartet kam. Der Herzog will mich noch ferner unterstützen, bei der Vollendung der Erziehung von Emil und Rinaldo. Ich habe seine Verschreibung auf 300 Thaler Pension. Man sagt in der Stadt, ich würde 400 von ihm erhalten. Wenn er es thut, so nehme ichs mit Dank an.

Die Herzogin Mutter und die regierende Herzogin haben mich in voriger Woche besucht. Die Herzogin Mutter sprach von Ihrer Elegie auf den Seligen — ich soll sie aber nicht eher erhalten, bis sie gedruckt ist. Ach enthalten Sie mir sie nicht so lange vor. Mein Herz bedarf jeden Trost, jeden Balsam.

Finden sich unter seinen Briefen an Sie, falls Sie sie nicht vernichtet haben, Stellen, die zu unserm Zweck, bei seinen Schriften oder seinem Leben gebraucht werden können, o, so theilen Sie mir sie mit. Ein jedes Blatt dieser Art ist uns jetzt von Werth, statt seiner letzten Hand.

Leben Sie wohl, mit der lieben Frau und Kind — Gott erhalte Ihnen, was Sie glücklich macht.

Ewig schmerzensvolle

C. H.

Knebel an Herder.

I.

Ilmenau, den 7. December 1799.

Sie können wohl glauben, daß ich nicht lange werde geſäumt haben, die letzten Blätter Ihres kleinen, aber trefflichen Geſchenkes aufzuſchneiden und die Naturhymnuſſe mir herauszuſuchen. Meine Freude darüber war groß. Ich trank begierig das Sonnenlicht dieſer wohlgereiheten Sterne, die Sie gleichſam aus dem Orionsſyſtem des trefflichen Denkers zu einem eigenen Lichtkranze herausgehoben haben.

Daß Sie die lyriſche Form wählten, war gewagt. Aber Sie ſind ſo glücklich darin; Sie haben die proſaiſchen Ecken ſo gut abzuſtoßen gewußt; Alles ſo trefflich gerundet und höher belebt — daß man muthmaßen ſollte, Shaftesbury habe ſich aus dieſen Lichtkernen erſt den Stoff zu ſeiner via lactea geholt.

Dieſe fünf Geſänge nun ſind ein Inbegriff von Allem, was unſere Weiſen über die Natur und ihre Grundanlagen ſingen mögen. Sie ſind in der philoſophiſchen Lauterkeit ihres Sinnes unübertreffbar, und trefflich in der Zuſammenſtellung und hohen Überſicht. Ich habe ſie mit dem Original mancherlei verglichen. Sie haben keinen treffenden Punkt ausgelaſſen; Manches nur zuſammengezogen und etwas in der Farbe erhöht. Ein paar Ausdrücke wünſchte ich gemildert; ſie würden vielleicht dadurch gewinnen. So iſt der harte Sinn des Waſſers, wann Tyrannen es preſſen, mir nicht gemüthlich. So auch der Ausdruck: die Geiſter in Ordnung ſingen.

Die Vorſtellung einer harmoniſchen Grundwirkung könnte demungeachtet bleiben.

Ich habe in den übrigen Theilen des Buches nur noch herumgeblättert. Welche holde Geiſter begegneten mir da! Ich lebte in den ſchönſten Vorſtellungen gleichſam wieder auf — die auch mir ehemals ſo tief in der Seele lagen. Hier gehet Abſtraktion immer ins wirkliche Daſein und Leben über; wie es denn auch nicht anders ſein ſoll. Das allein iſt Philoſophie. Wie ſchön ſchließt Alles! Von S. 297 an, welche tiefe Wahrheiten! Sie verſetzen mich in ſelige Augenblicke, in welchen mir dieſe Dinge lebendig erſcheinen — und die vielleicht nicht mehr kommen. Denn in der That, zu dieſer Art Erhebungen gehört Mittheilung und Gemeinſchaft.

Haben Sie Dank, Beſter, daß Sie die vorübergehenden Geſtalten ſo ſchön aufgezeichnet haben!

Wie trefflich ſagen Sie, in Ihrer neuen Vorrede, daß dieß Alles nur aus Freiheit und Freude des Gemüths, aus wahrhafter Erkenntniß und thätiger Seligkeit kommen kann! —

Für die erhaltenen Bücher danke ich. Wenn ich das Leben Epikurs behalten darf, ſo iſt es mir ſehr lieb. Die Schererischen Chemien ſollen mit dem Boten folgen. Sein letztes, über die Gasarten, hat Herr v. Dankelmann von mir entlehnt, und mir nicht wiedergegeben. — Jacobi lebt in einer philoſophiſchen Pretioſität, die mir nicht zur Philoſophie zu gehören ſcheint. — Dank auch für die gute Theilnahme Wielands! Sie hat mir recht wohlgethan. — Ich kann weder Elegie, noch Hymnus ſenden, ſo gern ich wollte. Ich arbeite noch an dem böſen Sommer, und bin froh, wenn ich mich bei etwas geſunder Vernunft erhalte. Sollte ich gleich kein guter Chriſt ſein, ſo mag ich doch auch kein ſo böſer Heide werden, um invita Minerva etwas zu thun. — Iſt das nicht witzig? — Adieu, Beſter!

2.

Ilmenau, den 19. Januar 1802.

Die Natur hat ihre Feiertage gehalten. Sie waren etwas vornehm und kalt; aber doch wahrlich erhebend. Wir trotzten der schneidenden Luft und waren am kältesten Tage drei Stunden Ihnen näher, nach Stadt Ilm, Schlitten gefahren. Wir waren sehr gut da, im Schlosse, vergnügt und wohl bewirthet.

Jetzt rast wieder der Sturm vom Wald her, dunkel und mit weißem Schnee. Da läßt sich gut in der Stube sein. Das gute nahe Holz ersetzt die Sonnenwärme.

Mit dem besten Dank sende ich Ihnen die Irene und den St. Denis zurück. Erstere enthält artige Erzählungen und einige hübsche Gedichte von Gramberg. Die meisten übrigen bilden sich zu sehr nach dem Vossisch — holz — steinischen Geschmack, und sind abwechselnd zu glatt und zu hoch. Wo er diesem nicht folgt, ist Halem besser. Ein Gedicht im letzten Merkur hat mir vorzüglich gefallen.

Der gute Denis war ein recht guter Mann; obgleich, als Jesuit, etwas beschränkt. Sein Orakel der Deutschen hat mir nicht übel gefallen. In der That kann man sich nur solcher Urtheile in Deutschland erfreuen — wo Vernunft und Geschmack noch mehr schwanken, als in irgend einem andern Lande.

Mich freute es sehr, von unserm guten August wieder einmal etwas zu hören. Ich wünsche von Herzen, daß er nur endlich einmal am Platz kommen möge. Aber die churſächsische Weisheit hat auch ein besonderes Orakel.

So ist das Orakel über Jon. Die Herzogin lobt das Stück gegen meine Frau unmäßig. Ich glaube, daß Herr Aug. Wilh. Sch** es behandelt hat, wie Sie es nicht gewünscht hätten.

Ich freue mich auf die baldige Erscheinung einer neuen Adraſtea. Grüßen Sie den guten 1744er Mann! Wir ſind ja noch vor dem alten Rheinwein reif geworden! — —

Ich leſe Nathan den Weiſen wieder. Eine geiſtigere Compoſition kann es wohl nicht geben. Man muß ſich nämlich denken, daß der Weiſe immer ein Jude iſt (wie er ſelbſt ſagt). Wir Chriſten bleiben bei unſrer Lebensklugheit weit zurück hinter dieſer jüdiſchen Weisheit.

Nun grüßen Sie alle die Lieben.

Glück und Heil und Leben im voraus zum nahen Geburtstag! der Gott der Freundſchaft erhalte Sie! die Meinigen empfehlen ſich.

G.

3.

Ilmenau, den 16. März 1802.

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre beiden lieben Briefe nicht ſogleich geantwortet habe — aber die Zeit war mir zu enge, und der ſchwere kalte Himmel drückte mich ganz klein auf meinem Zimmer zuſammen. Heute zeigt ſich wieder die Sonne, als wenn wir ihre alte Herrſchaft nicht vergeſſen ſollten; aber ihre Hofleute, die Lüfte, ſind noch gewaltig ſtreng und unangenehmer Unterhaltung.

Für die Bücher danke ich. Ein Theil folgt hier wieder zurück. Die andern ſollen nachkommen. Ich habe die Irene an Ackermann gegeben; ich kann mich darauf nicht einlaſſen, und habe es Böttigern geſchrieben.

Was Indiſches möcht' ich gar zu gern haben. Schicken Sie mir doch etwas — und ſenden Sie die European Magazins an Gore zurück, damit ich ſie von dieſem erhalte.

Ach, wenn wir doch den Ouſely hätten! Kann ihn Gore nicht verſchaffen?

Sagen Sie Gerning recht viel Gutes über ſeine Bogen. Sie nehmen ſich recht artig aus, und werden, wenn ſie ſich ſo erhalten, gewiß Glück machen. Gerade ſo etwas will die Welt; von Allem etwas wiſſen, mit etwas Indiscretion, und bei jedem Gegenſtande ſo kurz als möglich verweilen. Es geht mir ſelbſt ſo. Wo ſoll man das Zeug ſonſt alles hinleſen! Es iſt unmöglich.

Es iſt nicht übel, daß Gerning in ſeiner Reiſe noch fürs Lachen einen Sinn hat. Auch hat er ſie fleißig, ſeiner Gewohnheit nach, mit Namen geſpickt. Nur muß er ſich bei dieſen vor Unrichtigkeiten hüten.

Daß ſie in Weimar die Kleinſtädter nicht wollen ſpielen laſſen, iſt bedeutend. Dafür darf man jetzt in Paris Alles ſpielen, und Buonaparte iſt ſo höflich, ſo allgemein, und ſo artig — wie es eben einem großen Manne gebührt. Er bringt eine neue Etiquette auf, daß man nämlich Jedem, der ſich präſentiren läßt, etwas Angenehmes ſagen müſſe — wo nicht über ihn ſelbſt, doch über ſein Land, über ſeine Verbindungen u. ſ. w. Er weiß, durch Herrſchaft über ſich ſelbſt, Neid und Bosheit unter ſich zu bringen — und den großen Zweck zu vollenden. Nie war noch der Menſch weiter.

Sie haben ja den guten alten Wieland wieder bei ſich gehabt? Was ſagt er denn? — Wie gern möcht' ich ihm auch zuweilen was Gutes ſagen.

Grüßen Sie den lieben Lebensbruder — obgleich ſo ungleich ihm an Talenten! Ich laſſe ihn bitten, mir gelegentlich zu wiſſen zu thun, wie es eigentlich damit beſchaffen geweſen, daß ſo viele der Kirchenväter die Seele für materiell haben gelten laſſen? Wann ſich dieſe Mode geändert hat? und was von jenen Kirchenvätern ſelbſt zu denken iſt — und wie ſie heißen? — Tertullian war Einer. —

Nun leben Sie recht — aus inniger Seele — ſammt und ſonders — wohl.

Ihr K.

4.

Ilmenau, den 29. März 1802.

Lieber, Guter! Unser guter Rath Ackermann kommt eben zu mir, und sagt mir, daß er diesen Mittag nach Weimar reiten wolle. Der gute Mann ist seit einiger Zeit mit gewaltiger Hypochondrie befallen, die ihm allen Schlaf und Appetit benimmt, und, wie er mir sagt, zuweilen fast die Besinnung. Er sucht sich durch die schnelle Ausflucht auf einige Zeit zu retten.

Sie Beide, Guten, die Sie so heilende Kräfte besitzen, nehmen Sie sich seiner auch hilfreich an! Dieß wird ihm am meisten wohlthun und ihn erquicken. Er hat seit einiger Zeit sehr viel gearbeitet, und ist in jedem Betracht ein vorzüglicher Mann.

Für den Bhaguat-geeta danke ich noch besonders, so wie für das süße Blümchen Gita-govinda. Beide kenne ich schon; doch sollen sie mich aufs Neue erfrischen.

Zum Nenu habe ich große Freude.

Es liegt mir jetzt in meiner Seele, ein Lehrgedicht zu machen, moralischen Inhalts — denn von was könnte ich weiter sprechen? — in drei Gesängen. Ich sehe mit Herzlichkeit dieser Unternehmung entgegen, wenn ich sie anders ausführen kann. Ihre Winke muß ich mir im voraus dazu erbitten. Meine Adrastea war nur eine Art von Probe dazu.

Sie, lieber, allumfassender Mann, sind im Besitz jener heiligen Quelle, die im Winter warm, im Sommer kühl floß, d. h. zu allen Zeiten lieblich und wohlthuend. Möge auch über Sie der Himmel eine ähnliche heilige Quelle ausgießen!

Verzeihen Sie meine öftern Zeilen, und behalten Sie uns immer lieb.

G.

5.

Ilmenau, den 25. Mai 1802.

Großer! Lieber! Ihre Zeilen erhielt ich, als ich eben mit meinem Sonnengeſang beſchäftigt war. Wie erfreuend war mir alſo Ihre Einladung und Aufruf! Nehmen Sie ihn deßhalb ſogleich, und theilen Sie mir allenfalls Ihre Bemerkungen mit.

Was kann ich ſein, ich armer Organista und Cantor der Natur! Ich dächte, Sie riefen mir lieber ein quiescas! zu.

Daß Ihnen die Adraſtea zuweilen etwas ſchwer aufliegt, kann ich mir wohl denken. Es iſt auch zu viel für Einen! Warum haben Sie ſich ſo außer Stande geſetzt, daß Ihnen kein Zweiter helfen kann!

Es iſt eine ſchöne Ordnung und Abwechslung in den Dingen. Ich wünſche der reichen Göttin eine ewige Dauer.

Was Wieland im Merkur darüber geſagt hat, hat mich doch ſehr erfreut. Beſonders hat mir auch der Spaß mit den Dämunkeln gefallen.

Für den Jones danke ich gar ſehr. Es iſt ein kleines Unglück mit ihm vorgefallen; doch hat dieſes nur ſeine Hülle betroffen. Der Bote, der eine Ölflaſche zugleich mit trug, war nicht ſorgſam genug, um dieſe durchnäſſen zu laſſen. Glücklicher Weiſe hat nichts das Innere betroffen — und ſo riecht es nur nach der gelehrten Lampe. Ich hoffe, dieß wird ſich verbeſſern — oder entſchuldigen laſſen.

Dank Ihnen, Beſter, tauſendmal für die Mittheilung; ſie ſoll bald wieder zurück erfolgen.

Wenn Sie einmal den neuen Titan entbehren können, ſo bitte ich auf geringe Zeit darum. Jetzt brauche ich ihn noch nicht.

Ich werde Sie noch dieſen Sommer ſehen; es gehe wie es wolle.

Laſſen Sie ſich auch den kurzen ſüßen Genuß des Lebens nicht ganz entrauben!

Adieu, Lieber! Ich küſſe Ihnen warm die Stirne, und hoffe Sie zu ſehen.

Die Meinigen empfehlen ſich herzlichſt. K.

6.

Ilmenau, den 30. November 1802.

Wie viel, Lieber, hab' ich Ihnen zu verdanken! Sie nehmen ſich nicht nur meines innern, ſondern auch meines äußern Menſchen an; nähren und erwärmen meinen Geiſt, und verſäumen auch meinen äußern Wohlſtand nicht. Das iſt wahre Seelenfreundlichkeit und Seelenfreundſchaft! Ich fühle ſie tief im Herzen.

Der ermunternde Beifall, den Sie meinen Sächelchen geben, erreicht ſeinen wahren Endzweck. Wenn es doch wahr iſt, was unſer Shaftesbury ſagt, daß man ſich bei Compoſirung eines Werks irgend einen vorzüglichen Namen denken müſſe, dem man gefallen wolle, ſo kann ich Sie, Theurer, verſichern, ich habe mir nie einen andern, als Sie gedacht. Sie haben mich meinen Endzweck erreichen laſſen, und ich bin damit belohnt und zufrieden. Den Reiz, den Sie mir durch Ihre Liebe zu Hervorbringung des Wenigen gaben, bin ich Ihnen noch außerdem ſchuldig. Wie väterlich haben Sie die geringen Kräfte meines Geiſtes immer erwärmt!

Was die übrige Welt anbelangt, ſo kann und darf ich mich um deren Beifall wenig bekümmern. Ihr Urtheil iſt zu ungleich, meiſt gar keines, oft wohl auch ein hinderliches. Ich habe nicht Luſt, in ihren Markt zu treten, und bekümmere mich deßhalb wenig um die Sammlung meiner Gedichte. Mag es irgend einmal ein jüngerer Freund unternehmen, ſo

will ich ihm herzlich gern geben, was ich dazu ſchicklich glaube. Es iſt, mit Einem Worte zu ſagen, keine Ehre, unter den angehenden Dichtern unſers jetzigen Parnaſſes zu ſtehen.

Was Sie über Selene beſchließen, hängt gänzlich von Ihnen ab. Sie werden ſich ihrer ferner freundlich annehmen. Ich ſchätzte es mir für eine wahre Ehre, auch nur in einem Winkel Ihrer Adraſtea zu ſtehen. Soll ſie Herr Willmann haben, ſo iſt es mir auch recht: nur müßte alsdann der Hymnus an die Sonne noch einmal hinzugedruckt werden. Nehmen doch auch die Franzoſen in ihrem Einzigen Muſen-Almanach alle die beſſern Gedichte auf, die in den Zeitſchriften des Jahres vorkommen, und ſehen dieſe als ihr Erndtefeld an.

Übrigens ſcheint freilich Herr Willmann keinen hohen Werth auf meine Arbeiten zu ſetzen, denn er hat mir nicht einmal ein Exemplar von ſeinem Almanach zugeſchickt.

Was er bezahlen müßte, wäre, wenn ich ihm die Manuſcripte der ſchönen ungedruckten Gedichte zuſchickte, die ich noch von unſerm trefflichen Götz in Händen habe. Dieſe würden gewiß einen Muſen-Almanach zieren, und wären ein Sporn für ſeinen ſeelenloſen Sohn zur Herausgabe der Gedichte ſeines Vaters. Ich würde die kurze Geſchichte meiner Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Mann hinzuſetzen, und auch wohl ſeine treffliche Silhouette, das einzige treue Bild von ihm, noch vorfinden.

Dieſes Alles, Liebſter, Trefflichſter, Unermüdetſter, lege ich in Ihre Hände und in Ihren Schooß! Schalten und walten Sie damit nach Ihrem Gutbefinden: ſo wird es am beſten gethan ſein.

Und nun, Glück auf! Lieber, zu Ihrer einzigen geiſtigen Schöne, die Sie gefunden haben. Es ward Ihnen doch ſo ſchwer nicht, ſie zu finden, da Sie das Muſter hiezu in Ihrem eignen Hauſe haben. Ich will mich mit etwas Näherm befriedigen — wenn ich nur dieß erreichen kann!

Nun leben Sie wohl, Lieber — damit ich nicht ewig werde. Mein heutiger Geburtstag hat mir das Andenken an Sie und Ihre Lieben lebhaft erneuert — was ich Ihnen nicht Alles schuldig bin! Viel könnte ich noch hierüber sagen.

Der Tod der trefflichen Elise hat mich heftig betroffen; insonderheit des guten Hauses und auch meiner Schwester willen. So gehts! was ist dann zu sagen? — Nochmals leben Sie wohl, und behalten uns lieb!

Ihr G.

Möchten Sie wohl die Selene Herrn Böttiger mittheilen! Er hat darum gebört. — Der arme Mann lebt in großen Gemüthsbedrängnissen.

7.

Ilmenau, den 22. April 1803.

Allerliebster, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, Ihnen zu danken, und Sie zu lobpreisen für alles Gute!

Vorgestern brachte mir der Bote die Bogen aus Rudolstadt, und ich erfreute mich über den Thomas Creech und — meine eignen Verse. Sie gaben mir, so gedruckt, eine klarere Vorstellung von sich selbst. Es waren nur wenig Fehler auszubessern.

Thomas Creech war zwar an und für sich eben kein großer Held. Creechius, vir nec doctrina, nec ingenio pollentissimus; sagt Wakefield von ihm: aber seine Bearbeitung des Lukrez hat doch Epoche gemacht. Nach einer schlechten Übersetzung gab er eine bessere Paraphrasis; und weil er, wenn es schwer wurde, mit einem allgemeinen Sinn, etwas cavalièrement, vorlieb vornahm, so verstand man diese leichter als den Text, und pries sie sehr. Selbst seine Übersetzung erhielt gewaltige eulogia und encomia von seinen Landsleuten.

Statt aller dieſer iſt mir Ihr Beifall, den ich mir werde ſuchen zu erhalten; und wenn gleich meine Überſetzung nicht das genialiſche Anſehen haben ſollte, das man vielleicht davon erwartet, ſo will ich doch durch Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks und der Gedanken, durch Treue und Sorgfalt, auch im Versbaue, das Ganze wenigſtens ſuchen genießbar zu machen.

Was Sie noch dabei ſagen, iſt herrlich, und eine wahre Introduction zu meinem etwas ungerecht verrufenen Autor. Ich werde mir's in die Seele ſchreiben.

Geſtern hatte ich keinen ſehr holden Tag. Hämorrhoidaliſche Umſtände, Kopf- und Halsweh, machten mich unbehaglich. Ich mochte nicht leſen. Am ſpäten Abend nehme ich noch Ihre Adraſtea VIII. zur Hand, ſchneide ſie auf, und falle zuerſt auf das Gebet des Lord Herbert. Ich mußte lachen. Faſt könnte mir's auch ſo gehen, wenn ich ein Buch wie er geſchrieben hätte. Ich ergötzte mich ſehr an der Geſchichte. Immer las ich nun weiter, und Luthers Worte waren mir ganz köſtlich. Wie herrlich hat doch der Mann gedacht und geſchrieben! Aus welcher Bruſt das herauskommt! — Ich fühle, daß ich ein armer Teufel bin. Die Welt hat mich, über Gebühr, in Äußerung meiner Meinungen, furchtſam gemacht. Ich habe noch nie, was ich oder Andere in Worten Vernünftiges vorbrachten, ſonderlich fruchten ſehen. Das hat mich ſcheu gemacht. Faſt immer gerathen nur die freieren Meinungen, denen, die ſie hervorbringen, zum Schaden. Man muß dazu mehr Gewalt haben, als ich beſitze, und weniger Dependenz. — Sie ſagen Alles ſo vortrefflich, leicht und doch kräftig. Wenn ich nur eine Feder aus Ihrem Flügel hätte! Sie haben überall und durchaus in dieſem Stücke der Adraſtea mein Herz getroffen, und mein Bedürfniß erreicht. So über die Freidenker, über Mandevilles Fabel — über die Freigeiſterei des Herzens und der Sitten. Alles iſt aus dem Kern geſchnitten. Über Montesquieu's Motto: pro-

lem sine matre creatum, habe ich kürzlich etwas geleſen im Franzöſiſchen, das ich wieder aufſuchen muß; ich habe es vergeſſen.

Schon ſeit einiger Zeit habe ich einen günſtigen Gedanken auf die Freimaurerei geworfen (die ich ſonſt nicht leiden mochte), und den führen Sie mir hier auch zum Theil aus. Ich finde nämlich eine ſolche Verbindung, für uns, zu jetziger Zeit — wo Alles ſo ſtarrt von ſelbſtiſchen und herriſchen Begriffen, äußerſt wünſchenswerth.

Eine kleine Anekdote, die ich dieſer Tage in der Décade philosophique fand, hat meinen Sinn dazu noch mehr aufgeregt. Unſer Bernardin de St. Pierre hat ſie erzählt. Ein Maler und Botaniſt, Brard, ſucht wahrſcheinlich ſein Glück in Surinam. Ehe ſie in die Bai einfahren, nimmt ein Korſar das Schiff, worauf er ſich befand, weg. Es iſt um alle ſeine Habſeligkeit geſchehen. Der Korſar erkennt, daß er ein Freimaurer iſt; er giebt ihm Freiheit und Alles wieder, bringt ihn in eine ſichere Station, und bezeugt ihm noch viel Freundſchaftsdienſte. Der alte Bernardin ruft aus: quelle est donc cette philosophie céleste, ou cette religion humaine, appellée Franc-Maçonnerie? Elle entretient donc encore la fraternité parmi les hommes au milieu même des fureurs de la guerre et de la politique. Les naturalistes, qui recueillent jusqu'aux noms des plus petites mousses et des animalcules, devraient bien y joindre ceux des hommes vertueux qu'ils rencontrent dans leurs courses; les espèces en sont rares, et sont sans doute la plus belle partie de l'histoire de la nature. — Laſſen Sie's heute genug ſein, und leben Sie wohl, Lieber!

K.

II.

Den 23. April.

Ich habe auch das Übrige des Stücks der Adraſtea geleſen. Sie iſt ſich durchaus gleich: eine herrliche Flora der

fruchtreichſten Philologie, Moral und Philoſophie. Überall ſchöpft mit dem Verſtande das Herz. — Wie wahr iſt, was Sie vom Enthuſiasmus ſagen. Der Menſch, der keines fähig iſt, iſt ſo ſehr zu vermeiden, als der den unrichtigen hat. Unſere ganze Natur, möcht' ich ſagen, iſt auf Enthuſiasmus gegründet. Der blos auflöſende, trennende Geiſt zerſtört ſich am Ende ſelbſt. — Je älter ich werde, deſto nothwendiger finde ich dieſes Ingredienz zum Leben; und dieſes hat mir ſelbſt eine neue Anſicht von der Nothwendigkeit der Religionen gegeben; durch die, zumal bei der abjecten Plattheit der politiſchen Einrichtungen, das Gefühl von etwas Höherm in dem größten Theile des Menſchengeſchlechts erhalten werden muß. Wo ein Vaterland iſt, mag meinetwegen dieſes die Religion ſein; aber wo der Menſch den Geiſt von der Erde nicht holen kann, wo ſoll er ihn ſonſt herholen? — Der Menſch braucht etwas außer ihm, das dem Geiſte Kraft und Muth ertheile. Der abergläubiſche Hindu, was kann er nicht erdulden! — — Das wird mir vielleicht künftig zu einem Räſonnement gegen unſern Herrn Lukrez dienen, der ſelbſt nur ein höherer Enthuſiaſt war. —

Die Natur des Joh. Wesley gefällt mir. Sie iſt ein Segen für ihn, und für viele Andere.

Auch die Atlantis hat mir ſehr gefallen. Heil Ihnen, der Sie bei unſerm troſtloſen Zuſtande, wo Alles nur auf das Ziel und Befriedigung eines Einzigen ſtrebt, noch an allgemeines Wohl denken mögen! —

Nun komme ich zurück auf den Anfang, nämlich die ſineſiſchen Exempel der Tage. Ja wohl wären es Exempel! Aber wir ſind zu ſchlecht, nur aus dieſen zu ſchöpfen. Der ſchlechteſte dieſer Kaiſer war ein weit edlerer und unverdorbenerer Menſch, als — — — —

Auch die altdeutſchen Reimen ſind gar zierlich. Dank, Lieber, für dieſe holden Geſchenke! Erhalten Sie nur dabei Ihren Muth, Ihre Geſundheit — daran liegt doch das Meiſte.

Erfrischen müssen Sie sich bald mit etwas. Ich wünschte, es möchte in unsern Wäldern sein — doch weiß ich nicht, wie Ihnen diese bekommen. In dem wahren Tempel der Natur, wofür ich doch auf unsrer Erde Berge und Wälder ansehe, würden auch wir aufs Neue mit Ihnen aufleben. In W. bin ich ein ganz dürftiger Mensch. —

Die Nachricht von der Unpäßlichkeit Ihrer lieben Louise hat uns jüngsthin sehr erschreckt. Lassen Sie uns bald wissen, daß sie wieder hergestellt sei — und grüßen Sie die seltne gute Mutter mit den werthen Übrigen. Bei mir ist Gottlob Alles auf dem Wege der entschiedenen Besserung; nur ich habe noch einen stark geschwollenen Hals. Das schöne Wetter war dießmal nicht schön für uns; auch traute ich ihm nicht. Fast ist es mir jetzt in der eingeheizten Stube wohler. Die Einsiedels gehen morgen über Weimar nach Leipzig. Ohne Zweifel werden sie auch zu Ihnen kommen. Ich sehne mich eben nicht aus meinem Nest — ich müßte denn was Großes erreichen können — wozu mir die Flügel fehlen.

Verzeihen Sie, Bester, meine Plauderhaftigkeit! Aber ich muß doch Jemand meines Herzens Gedanken sagen — und ich weiß, Sie sind schon so gut, sie anzuhören.

Das Buch vom Graf Stolberg über den Augustin habe ich mir doch aus Neugierde kommen lassen. Ich dachte eigne Herzensaufschlüsse darin zu finden; sie sind aber etwas altmodisch und verschimmelt, vermuthlich wie des Grafen Adelsdiplom, mit alter katholischer Gelehrsamkeit ausgestattet. Haben Sie Verlangen danach, so kann ich es schicken. Sie werden daraus erfahren, daß Sokrates und Plato sich nichts Herrlicheres gewünscht haben, als katholische Christen zu sein — wie Graf Stolberg.

Nun leben Sie nochmals wohl, und behalten uns lieb.

Fi.

Knebel an Caroline Herder.

1.

Ilmenau, den 19. Mai 1791.

Sie haben Ihr Füllhorn abermals reichlich über mich ergoſſen, und ich danke dafür. Die ſchönere Sendung der Adraſtea kam etwas ſpäter, und ſie ergötzte mich doppelt. Noch hab' ich zwar eigentlich nicht geleſen, nur geſchmauſt — aber wie wohl wurde es mir beim Schmauſe. Meine Lieblingsbetrachtungen, meine Lieblingsſchriftſteller, wie weiß ſie Herder nicht zu erwecken! Am erſten fiel ich auf die Zeilen des Horaz, die ewig goldnen, den ſüßeſten Honig aller Weisheit. Wie freu' ich mich, daß ſie einen Menſchen gefunden haben, der ſie wiedergab; denn dieſer gehört nur eigentlich dazu. Sie ſind, bis auf einige Ausglättungen, ganz horaziſch geſagt. Welch ein Unterſchied hierin von der Wielandſchen Überſetzung! Das Übrige habe ich nur gleichſam noch berochen. Welcher liebliche Menſchenduft! Wie reich und mild iſt die Seele unſers trefflichen Herders! So lebe ich, und habe gar nichts dagegen zu geben! Wie arm komme ich mir vor! Und wirklich iſt es ſo. Es dünkt mich, ich brauchte nur alle die wenigen Kräfte zu meiner und meiner Seele Selbſtvertheidigung. Für die überſchickten Bücher danke ich noch beſonders. Sie ſollen bald wieder erfolgen. Nur aus dieſen Alten lernt man, was das ſei — Dichtkunſt. Auch Dank für Gleim's Sendung. Mein von ihm geſchriebener Name war mir das Wohlthätigſte. Was ſoll man ſagen zu dieſer Art von Wahnſinn? Soll ich ihm ſelbſt ſchreiben?

Böttiger hat mir auch von seinem Uhu- und Unkengeschrei mitgetheilt. Nach den gestrigen Frankfurter und Hamburger Nachrichten ist es ja mit der Räumung Egyptens und der französischen Niederlage gar nicht so gewiß. Luccheſini hat das von ihm ausgesprengte Geschwätz völlig desavouirt. Nun weiß man durchaus noch von nichts, als von einer Bataille vom 21. März, die zum Nachtheil der Franzosen ausgefallen wäre — durch englische Nachrichten. Wie wenn eine hohenlindner Hiobspost nachkäme? Wie oft haben uns nicht schon die Engländer belogen — und wie gern läßt man sich belügen! — Wenn diese Zeiten nichts Gutes haben, so haben sie doch leider dieß, daß sie das Kleine, Armselige, Niedrige, in dem Charakter so vieler Menschen, am meisten derer, die Rang und Stellen besitzen, kund machen helfen. Welch ein Auswurf dieser Art, wohin man blickt! Darf ein Mann nicht froh sein, wenn er nur diesen nicht ähnlich sieht! Weg mit Hoheit und Rang! Um dieser willen darf sich wahrlich ein Mensch, der, mit sich selbst einig, sich schämt, ein Gaukelspiel der Lüge und des Betrugs zu werden, nicht um ein Haarbreit höher schätzen.

Indessen gratulire ich zu der erlangten Präsidentenwürde — ob mir gleich das vice — auch nicht unlieb war. Mit diesem Vorwörtchen verknüpfte ich mir nämlich von jeher die Idee, daß es dem gegeben würde, der die Sachen wirklich thut. Doch dieß kann bei Herder nicht der Fall sein.

Also Frau v. Berlepsch abermals verheirathet! Das ergötzt mich. Dafür die Mereau getrennt! — Das sind die poetischen Weiber! — Letztere hat sich diesen Winter mit dem elenden Herrn v. Eckardt (der sich nun umgebracht) einige Tage hier aufgehalten. Ich bin aber nichts davon gewahr geworden.

Ich habe kaum das Herz, es zu sagen, wie sehr ich wünsche, Sie Beide vor oder nach der Badereise ein paar Tage zu sehen. Machen Sie, was sein kann. Mehr verlange ich nicht. Böttiger kommt nicht.

Der Mai iſt wunderbar fruchtbar und ſchön. Ich ſitze hier neben den ſchönſten Blüthen.

Dank und tauſend Grüße dem lieben Alten — und allen Ihren Geliebten.

Ihr treuer K.

2.

Ilmenau, den 17. April 1802.

Es freut mich, daß Sie dem ungelinden Wetter zum Trutz geſund und wohl ſind. Ihre beiden lieben Briefe habe ich erhalten. Ich danke herzlich für alle Theilnahme.

Gerning iſt wohler und ausgefüllter von Weimar dießmal zurückgekehrt. Er will Mittwochs wieder von hier reiſen, und läßt ſich nicht halten. Er wolle einen Theil ſeiner Reiſe in Gotha noch endigen, und den andern vollends in Erfurt. Mich freut es, daß dieſe größtentheils beſſer ausgefallen iſt, als wir erwarteten. Sie läßt ſich meiſt recht angenehm leſen. So iſt es, wenn man wirkliche Gegenſtände vor ſich hat, und nicht blos aus dem Kopfe grübeln muß. Ich hoffe, ſeine Freude darüber wird ſich in der Zukunft mäßigen laſſen; aber den Dank, den er Ihnen ſchuldig iſt, wird und darf er nie vergeſſen. Er empfiehlt ſich aufs Herzlichſte, und bittet um Verzeihung, daß er heute nicht ſelbſt noch ſchreibt.

Da Herder, wie ich aus Ihren Briefen ſehe, meine Adraſtea der ſeinigen nächſten einverleiben will, ſo eile ich, Ihnen beiliegende Abſchrift zuzuſchicken, worin noch einige Flecken weggewiſcht ſind. Ich bitte gar ſehr, nur dieſe zu befördern.

Dem guten, mit Geſchäften überladenen Manne nehmen Sie ja alle Beſorglichkeit weg — und auch dieſe, uns zu ſchreiben. Wir ſind wohl und glücklich, wenn wir wiſſen, daß

er gesund ist und unser denkt. Seine Feder ist nicht müßig, auch für uns.

In meinem Kopfe läßt dermalen Zeit und Witterung nicht viel zum festen Bestandtheil coaguliren. Auch leide ich seit einiger Zeit am Magen. Dieß wird Alles besser werden, wenn der Lenz die Bäume mit hellem Laube geschmückt hat, und die Wiesen einladender werden.

Indessen bitte ich, Geduld zu haben, daß ich so Manches noch nicht zurückgesendet habe. Auch der gute Dr. Meyer muß noch ein klein wenig mit seinem Menu Geduld haben.

An dem guten Betragen der Prinzessin nehme ich den herzlichsten Antheil. Es ist ein holdes, verständiges Wesen. Meine gute Schwester hat mich eine Zeit her in Sorgen gesetzt. Sie ist gar nicht wohl, und klagte mir noch kürzlich über Schwindel.

Sie haben wohl Recht in Ihrem letztern Briefe — Gesundheit ist — fast — das Beste. Doch giebt es auch Menschen, die bei ungesundem Zustand: heiter sein können. Dieß ist von anderer Art.

Was sagen Sie zu einem dritten neuen Planeten? Die Sonne ist seit einiger Zeit sehr fruchtbar an Kindern; drum ist sie wohl gegen die älter geborenen etwas laulichter geworden.

Leben Sie wohl, Sie Theuern, Besten! Wir lieben Sie von Herzen. Meine Frau dankt für das gütige Andenken.

M.

5.

Ilmenau, den 1. Mai 1802.

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr gestern erhaltenes Briefchen, nebst der Beilage, die hier wieder zurückfolgt.

[Wenn Sie künftig wissen wollen, wie es wirklich in Frankreich steht, so werden Sie besser thun, sich an mich zu adressiren, als an Herrn v. Einsiedel. Ich lese die Sachen ohne Vorurtheil, und träume mir nicht eine idealische Staatswelt. Wo Handlungen und Thaten selbst sprechen, da kann keine Sophisterei uns den Kopf verrücken.

Daß es in einem eingerichteten Hause gemeiniglich bequemer zu wohnen ist, als in einem erst einzurichtenden, giebt die Sache selbst. Ein solches Volk, wie die Franzosen, in so kurzer Zeit in Zucht und Ordnung zu bringen, mußte die Verfassung wohl etwas militärisch sein. Ist sie es denn mehr, als irgend eine unserer teutschen Verfassungen, die auf bloßer Willkühr beſteben, und doch vom Volke weiter nichts zu befürchten haben? Auch haben wirklich die französischen Militären das Vaterland erobert, das die Sophisten nur in einander wirrten und nicht erhalten konnten.]

Ich denke, unser guter Einsiedel wird nirgend eine gute Regierungsform finden, als allenfalls unter den Negern am Senegal, wo es hübsch warm ist, und Kaffee und Tabak in Menge vorhanden. Diese politische Tendenz konnte nun freilich Buonaparte dem verwüsteten Frankreich nicht geben. So hat er sich wahrscheinlich von einem vornehmen Herrn etwas irre führen lassen, der Alles für gemein ansieht, und vermuthlich auch, daß nun am Ende des Tanzes die gemeinen französischen Generale in Zeit von vierzehn Tagen eine Insel wegnehmen, von der noch ganz kürzlich ein vornehmer Engländer behauptete, daß sie keine Macht in Europa zu übermächtigen im Stande wäre. Da wäre es nun freilich besser gewesen, die sklavischen Neger fortwalten zu lassen, wenn sie nur nicht den Weißen die Köpfe abschnitten.

[Ich glaube wohl, daß, wer in Paris nicht viel zu thun oder zu verthun hat, sich in der Länge nicht sonderlich da befindet. Die Thätigkeit ist daselbst auf den elastischsten Punkt gespannt — und dieß mag doch die vornehm zweifelnden

Herren freilich eine andere Ordnung der Dinge wünschen laſſen. J Was Sie wegen der neueingeführten Religion ſagen, iſt ſehr hübſch. Auch dieſe Sache ſcheint, von allen Seiten betrachtet, mit großer Überlegung bewirkt zu ſein. Ich weiß nicht, ob Sie Portalis Rede geleſen haben. Ich habe ſie mir größtentheils abgeſchrieben. Mich deucht, es iſt allen Seiten begegnet, die ein philoſophiſcher Staatsmann im Auge haben konnte.

Eine Vernunft-Religion giebt es eigentlich für die Menge nicht: das wäre ja die Vernunft ſelbſt. Die Religion iſt nur das Supplement von dieſer. Alles kommt nun darauf an, daß ſie geglaubt und verehrt wird. Dazu iſt äußerer Ritus unentbehrlich, und ein ſolcher, der auf die Gefühle wirkt; denn die Religion iſt größtentheils das Werk der Einbildungskraft und der Gefühle.

In welch erbärmlichem Zuſtande iſt denn bei uns die Religion, die ſogar vom gemeinen Manne verachtet wird! Man wird dieſen nächſtens mit Stockſchlägen in die Kirche bringen müſſen; da ſind doch die Meſſen beſſer!!

Verzeihen Sie meine langen Ergießungen; aber es war mir nöthig, ein Wort bei dieſer Gelegenheit zu ſagen, damit das Wahre — wenn es auch in Buonaparte wäre — nicht ganz verkannt wird.

Tauſend, tauſend Dank für die holden Wurzeln! Sie ſollen in meinem Garten blühen, und Ihr Andenken mit ihnen. Wenn ich mir nur den Wunſch verſprechen könnte, daß Sie dieſen Sommer ſie da anſehen möchten!!

Gerning hat mir von Gotha noch einige Zeilen geſchrieben. Jetzt wird er wohl in Erfurt ſein. Vorigen Sonntag haben wir ſchon an der Muſenecke wieder Kaffee getrunken, und Ihr Andenken gefeiert. Es war himmliſch da.

Geſtern erhielt ich, mit Ihrem, einen recht lieben Brief von der Herzogin Mutter. Ich lege Ihnen ſolchen hier bei, blos um der Stelle von Herder willen; bitte mir ihn aber

wieder zurück. Sein Ruhm erschallt von allen Lippen. Die gute Prinzessin bedauert, wie ich höre, daß sie schon confirmirt ist. Sie möchte die Unterhaltungen von Herder gar zu gern ewig fortdauern lassen. Meine Schwester kann mir nicht Schönes und Dankbares genug über ihn schreiben.

Ach, wenn doch Buonaparte einen solchen Erzbischof hätte!!!

Mounier ist als Präfekt angestellt. Man sieht, daß Buonaparte seine Leute zu ehren und zu gebrauchen weiß. Diese Franzosen haben wahrscheinlich nach Frankreich die Meinung gebracht, daß wir Alle Sophisten seien, und die Deutschen schon anfingen zu faulen, ehe sie noch reif geworden. Es ist doch etwas wahr an der Sache. Die Meinigen empfehlen sich dankbarst und herzlichst.

Leben Sie recht wohl und gesund! Ihr G.

4.

Ilmenau, den 6. Juli 1802.

Gütige freundliche Wohlthäterin! Meine Handschrift entfliegt beinahe zuerst wieder zu Ihnen, nachdem ich aus dem kranken Weimar etwas kränklich zurückgekommen bin. Nach und nach erhole ich mich wieder durch Stille und Ruhe. Wie soll ich Ihnen aber für alle mir erzeigte Liebe danken? Ihr Weg geht stille, wie der der Natur, zum Wohlthun. Ich und die Meinigen haben es empfunden, und sagen Ihnen und den lieben Ihrigen den innigsten Dank.

Ich sende hier das Buch über die Musik der Indier von Dalberg wieder zurück. Das andere Stück, worin die Lieder und Kupfer, habe ich bereits in Weimar zurückgegeben. Ich habe dieses mit großem Vergnügen gelesen, ob ich gleich das eigentliche Musikalische nicht verstehe. Welche Schätze bringt uns nicht diese nähere indische Kenntniß hervor!

Sonſt hab' ich wenig noch in dieſen Tagen getrieben; ob ich gleich Vorrath zu Vielem habe. Wenn Herder die Hymnen des Orpheus, von Geßner herausgegeben, ſogleich bei der Hand hat, ſo bitte ich darum. Böttiger hatte ſie verliehen.

Wann werden Sie Beide abreiſen? Ich gehe gegen Ende Auguſts meiner Schweſter bis Nürnberg entgegen. Vielleicht könnten wir uns da ſehen! Das wäre ſchön!

Das ſäkulariſche Gedicht von Gerning hat mir — außer den Druckfehlern — in der neuen Geſtalt wohl gefallen. Grüßen Sie ihn, wenn Sie ihm noch ſchreiben; ich habe nichts in der Zeit von ihm erhalten.

Grüßen Sie dankbarſt von uns Allen den guten lieben Alten, das gute Louiſchen, Doktor und ſeine Frau, und danken auch Letzterm nach beſonders für ihre Freundſchaft.

Wir ſind mit Leib und Seele die Ihrigen. K.

3.

Ilmenau, den 1. November 1802.

Ihr liebes Andenken hat mich gar ſehr erfreut. Wie herzlich verlangte mich, von Ihnen und Ihren Lieben etwas zu wiſſen! So leicht gebunden iſt mein Geiſt und Herz nicht an Diejenigen, die ſo ununterbrochen und viel zu meinem Lebensglück beigetragen haben, daß es glauben könnte, ſich je von ihnen trennen zu dürfen. Bei der leichten Veränderlichkeit aller Dinge in und um den Menſchen muß doch etwas in ſeinem Gemüthe feſt ſitzen, ſonſt würde ſeine Exiſtenz nur der Exiſtenz eines Schwammes gleichen.

Alſo Glück auf! zu Ihrer wohlbeendeten Fahrt. Daß Sie die Ihrigen in Stachesried ſo wohl und zuträglich gefunden haben, muß Ihnen doch zum beſondern Troſte gereichen. Ich bin dem Baierlande von jeher ſehr gewogen geweſen, und habe

mir von daher, wie Sie vielleicht ſelbſt wiſſen, immer am erſten noch was Gutes für Deutſchland verſprochen. Gott wolle es erwecken und befördern! Daß Sie Ihre Lieben gerade da haben, iſt mir von beſonders guter Bedeutung.

Daß mir Auguſt von ſeinem Weſen und ſeiner Beförderung ſo gar nichts ſchreibt und ſo lange nicht geſchrieben hat, nehme ich faſt etwas empfindlich. Ich habe mehr Sorge für ihn im Herzen getragen, als er vielleicht glaubt; und eben deßhalb wollte ich ihn durch Briefe nicht unruhig machen. Aber nun, da er endlich einmal angeſtellt iſt und ſeine Eltern erleichtern kann, freue ich mich herzlich.

Daß Ihnen die jenſeitigen nun franzöſiſchen Rheinufer ſo wenig Erfreuliches dargeboten haben, iſt mir kein Wunder. Wer wollte da viel erwarten! Unterthänigkeit und Knechtſchaft, unter den Händen einer fremden Nation zumal, iſt jederzeit ein ſehr betrübtes Loos — und anders iſt es doch für jetzt nichts. Die Franzoſen ſehen dieſe Theile als Extremitäten an, und behandeln ſie ſo. Dieß kann zur großen Lektion dienen — wenn anders noch eine nöthig wäre — daß ſich kein Volk verachten und unterjochen laſſen muß. Aber der Deutſche wird leider noch lange verachtet und daher unterjocht bleiben, und das wohl nicht ganz ohne ſeine Schuld.

Die braven Eidgenoſſen halten ſich doch jetzt wacker und gut, und laſſen ſich nicht unterjochen. Dafür wird ihnen auch Ehre und Freiheit werden. Nur die politiſche Ehre bringt Staaten Achtung und macht ſie groß. Von dieſer Ehre iſt auf die Deutſchen nicht allzuviel gekommen, und wird bei ihrem gemeinen Stumpfſinn auch nicht gar viel ferner auf ſie gelangen. Sie behängen ſich lieber mit Schellen der Eitelkeit, des Rangs, der Titel u. dgl. Wir haben die Ehre nur im Pluralis.

Mich freut es auch, daß Herder in Regensburg geweſen iſt. Es iſt hübſch, wenn zuweilen nur ein lichter Punkt in unſer trübes Leben einſcheint.

Für das liebe Doppelgeschenk des Kalenders danke ich gar sehr. Meine Schwester soll ihn nächstens überkommen. Das Melodram hat mich sehr erfreut. Ich liebte auch die langen Klagen auf dem einsamen Bergfelsen nicht. Hier ist der Gegenstand glänzender gehalten und schöne Darstellungen sind angebracht. Nur ist der Übergang des verliebten Herzens vom Theseus zum Bacchus dem Herzen noch etwas bänglich — so zart er auch gehalten ist. Das wird sich wohl niemals anders machen lassen.

Ich schicke Ihnen dafür nur etwas Geringes — nämlich meinen Hymnus an Selene. Suchen Sie ihm doch auch noch ein Plätzchen in einer künftigen Adrastea auf! Er ist seiner Natur nach leichter — und ich wollte sagen weiblicher, als der Vorige. Tadeln Sie, was Sie tadelnswürdig finden! Vielleicht mögen Sie ihn einmal der Herzogin Mutter vorlesen, wenn Sie allein mit ihr sind! Sie hat an meinem vorigen so ermunternden Antheil genommen.

Was können wir Großes thun, noch schreiben! Wir Armen! Es ist genug, daß Jeder sein Leben so hinbringt, daß es doch in sich noch eine rinnende Ader erhält. Und dazu ist mir freilich meine Bergmauer unumgänglich. Ovid würde sich vielleicht hier schlimmer als im Pontus geglaubt haben — denn er konnte doch seine Verse den Barbaren vorlesen — was hier kaum der Fall ist. So ists in Deutschland und mit Deutschen!!!

Grüßen Sie den lieben Alten herzlichst von mir — und danken Sie ihm noch für seine letzte schöne Adrastea. Ich habe im Reiche herzliche Liebhaber davon gefunden, was mich sehr erfreut hat.

Was macht denn Voß in Jena? Schreiben Sie mir was davon. Batschens Tod hat mich innigst betrübt. Noch vierzehn Tage vorher erhielt ich einen innigen Brief von ihm, und seine Folge der Thier-, Pflanzen- und Mineralgeschichte, wovon vorzüglich die Erste trefflich ausgearbeitet ist. Ach, lassen

Sie uns etwas hervorſuchen, die arme, ſo wackere Familie zu unterſtützen! Ich habe ſchon deßhalb an Pr. Succow geſchrieben; aber die Frau denkt zu zart und edel.

Die Meinigen ſind recht wacker und empfehlen ſich tauſendmal.

Ihr treuer M.

6.

Ilmenau, den 4. Januar 1803.

Verehrte und geliebte Freundin! Ich habe Sie nur während der Feiertage ein wenig von meinem Geſchreibſel wollen ausruhen laſſen; aber ich ſehe, dieſe Schonung Ihrer gereicht nicht ganz zu meinem Wohlſtande. Ich habe mich nun ſchon einmal verwöhnt, von Ihrer Lebensluft an mich zu ziehn, und ohne dieſe wird es mir auch bei dem heiterſten Himmel nicht recht behaglich.

Alſo Glück und Segen zum neuen Jahre und zu noch vielen nachfolgenden Jahren! Das neue Jahr hat ſich am Himmel recht milde gezeigt, mög' es auch ſo in unſerm Leben ſich erweiſen! — Ich träume dieſes immer ſo ſtille fort, ohne daß dieſe Träume ſeither zu ſonderlichen Realitäten erwachſen wären. Ich lerne in meinen Gedanken die weitläuftige Schrift des Lebens und der Dinge immer etwas kürzer, in Pfeilſchrift, faſſen, und ſo, deucht mich, könne die etwas verworren ſcheinende unerklärliche Handſchrift doch endlich lesbar werden. Es liegt gar viel an dieſem Leſen; meine Einſamkeit und die ſtille Natur um mich ſind mir zu mancher Erläuterung behilflich, und ohne dieſe würde ich nicht weit kommen. Sie ſehen alſo daraus, daß ich mich hier nicht ganz unglücklich fühle, da ich doch Manches leſen kann.

Was macht denn unſer großer Pan unter ſeinen Geiſteswäldern? Ich beſuche ihn manchmal da im Geiſte; aber ich

halte mich nur an den lichtern Rändern, und getraue mich nicht, in das Innere, Heilige zu ihm zu bringen. Wenn er mich mitnehmen wollte, möchte es wohl zuweilen ein Anderes sein.

Was macht unser großer lieber Arzt? Der verjüngte Buonaparte von Weimar? denn dieser heilt ja auch nur im Großen die Wunden und Gebrechlichkeiten des Staats.

Auch Louischen danken Sie zum neuen Jahre für ihre holden Aufschriften, und grüßen den zärtlichen Rinaldo aufs Herzlichste von uns.

Gerning hat uns mit mancherlei Weihnachtsgütern beschenkt. Sie haben uns Freude gemacht.

Und nun leben Sie wohl, liebe, theure, unersetzliche Freundin, bis zum nächsten Briefe, der, wie ich hoffe, vollhaltiger werden soll. Ihr K.

7.

Ilmenau, den 24. Januar 1803.

— Von amerikanischen Reisebeschreibungen finde ich nichts als Beiliegendes hier. Herder muß noch eine von mir haben, auch von einem Missionar, vom Amazonenflusse u. s. w. Es ist ein etwas dicker Oktavband, in buntem Pappendeckel.

Wenn Sie Götz's Gedichte haben abschreiben lassen, so bitte ich mir die Originale wieder zurück. Auch sind in diesen selbst noch einige kleine Verbesserungen anzubringen. Vielleicht mag sie Herder über sich nehmen; wo nicht, so schicken Sie mir die Abschrift zu.

Vieles wird wohl auf eine gute Redaction und Ordnung der Theile ankommen, damit das überaus schmackhafte Publikum Wohlgefallen daran bekomme, und Herr Willmanns nicht Schaden leide. Sie werden Alles schon schön ordnen. Ich will mir Mühe geben, auch noch etwas nicht ganz Leeres beizutragen.

Grüßen Sie den guten Herder hunderttauſendmal. Wie wünſchte ich mir Eine Stunde bei ihm zu ſein. Der Geiſt des Herrn, und ſein Eigner, walte über ihn, jetzt und bei allen ſeinen Arbeiten!

Sie wiſſen doch, daß die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit ins Engliſche überſetzt ſind, und in ganz kurzer Zeit eine doppelte Auflage erlebt haben! — Er iſt einer der mächtigſten Pfeiler unſrer Literatur. Die Adraſtea wird von gar Vielen geleſen, geliebt und gelobt.

Über unſern Wäldern hängen dicke Schneewolken. Sie werden noch einmal ſich über uns ausleeren, und dann wird der holde Blick des Frühlings allmälig ſich zeigen, der Sie mit ſeinem freundlichſten Strahl begrüßen möge.

Der 28. Januar ſoll uns der Anfang deſſelben ſein! Wir wollen ihn ſo bei uns feiern! Ihr K.

II.

Ilmenau, den 21. Mai 1803

Ich wollte unſerm Herder heute ſelbſt ſchreiben, und ihm wegen ſeiner neueſten Adraſtea einige Worte des Lobes und Dankes ſagen; es ſcheint aber nicht, daß ich dazu komme, und das ſchlechte Wetter hat mich auch ſchon wieder umgeſtimmt.

Sagen Sie ihm indeß, gütige liebe Freundin, daß ich mit dem größten Vergnügen ſeine Briefe über den Horaz beherziget habe. Holderes und Geſchickteres kann man nichts ſagen, und iſt wahrſcheinlich noch nie über den Horaz geſagt worden. Alles iſt in dieſen Briefen Sinn, Geiſt und Wahrheit. Er hat das Syſtem der Lebensweiſe, das in dieſem Dichter von ſeiner kleinſten Ode bis zu ſeinem ernſten Gedichte liegt, ganz in ſich gefaßt und herrlich dargeſtellt. So freut es mich auch, daß er von dem melodiſchen Theile und den Sylbenmaßen

anfängt. Alles ist Grazie in diesen Briefen, und zeigt den Dichter von einer weniger bekannten Seite, seine Gedichte als Zusammenverbindung seines ganzen gefälligen Daseins.

Auch der übersetzte Sermon ist mir ein treffliches Meisterstück, im wahren Geiste des Horaz, mit seiner hier vernachlässigten Verskunst, aber überall mit Sinn und Geist und eigner Grazie ausgefüllt.

Alle die andern philologischen Aufsätze sind mir auch sehr willkommen und lieb; vorzüglich freute es mich auch, über den alten R. Bentley einmal was zu hören. Ach, könnte ich doch zuweilen in Stunden von Herder über diese Sachen hören, die mir jetzt ein so warmes Interesse abgewonnen haben!

Den Cid lese ich diesen Abend. Ich habe mir ihn mit Fleiß aufgespart, um haushälterisch mit dem Guten zu verfahren, dessen wir so selten genießen. Ich freue mich gar sehr darauf, und ohne das Beste.

So viel nur für heute. Könnte ich doch dem herzreichen Manne auch eine Stunde erheitern!

Es freut mich, daß es ihm in Jena wohlgeganzen ist. Ihr Zufall mit dem Wagen gehört unter die Dinge, von denen Seneca sagt, „daß sie nicht von den Göttern kämen, und nur unter die menschlichen Zufälle zu rechnen wären.“ Aber artig und schön war es, daß Sie solches der Gräfin verschwiegen — und das kommt von den Göttern!

Könnte ich doch so, wie Herder, bei jedem Wetter arbeiten! Ich kann es physisch nicht, und bin wirklich seit einiger Zeit etwas hypochonder. Leider ist auch mein Bube schon wetterlaunisch!

Leben Sie wohl, und behalten Sie uns doch lieb, mit allen unsern Mängeln und Fehlern!

Ihr M.

9.

Ilmenau, den 3. August 1803.

Das Schickſal Ihrer guten Frau Schwiegertochter iſt uns äußerſt ſchmerzhaft. Geben Sie uns bald beruhigendere Nachrichten hierüber. Tröſten Sie Ihren guten Sohn und Ihre gute Tochter.

Die Nachrichten von unſerm Herder erfreuen uns dagegen. Wahrlich, der Himmel ſelbſt giebt ihm eine außerordentliche Witterung zu ſeinem Bade. Möge er ſich ganz darin verjüngen! Ich habe noch zu keinem Brief für ihn kommen können, ob ich ihn ſelbſt gleich ſtets im Sinn und Gedanken habe.

Wir leben hier ſo in den warmen Tag hinein, und ſorgen nicht gar zu viel für geiſtige Nahrung. Ich wünſchte doch zuweilen mehr Unterhaltung zu haben, die mich dazu reizte. So treib' ich Alles meiſt für mich allein. Indeß hab' ich doch keine Sehnſucht, von hier wegzugehen. Ich weiß zu wohl, wie es in dieſem Punkt auch anderwärts ausſieht.

Möge der Himmel Sie in Ihrer Einſamkeit beglücken, und Ihnen Ruhe und Zufriedenheit ſchenken.

Die Meinigen empfehlen ſich demüthigſt.

Ihr treuer

K.

Darf ich gelegentlich um den vierten Theil des Titan bitten?

10.

Ilmenau, den 13. September 1803.

Verzeihen Sie, liebe gütige Freundin, daß ich ſo lange nichts von mir habe hören laſſen. Aber ich habe eine Zeit her unter ſonderbaren Umſtänden gelebt — von denen ich Ihnen

doch für jetzt nichts erzählen kann. Diese haben mir etwas von derjenigen Heiterkeit genommen, von welcher ich sonst doch immer noch einen kleinen Vorrath in meinem Herzen zu erholten weiß. Ein ander Mal mehr davon.

Was machen Sie? Was macht unser theurer Herder und die lieben Ihrigen? Wolle Ihnen der Himmel immer frohen Muth erhalten!

Wieland ist so gutherzig, daß er uns hier besuchen will. Ich weiß gar nicht, ob ich es für dießmal annehmen darf. Es fehlt mir an gehörigem Frohsinn, einen Freund seiner Art aufzunehmen; ich muß die Wolken sich erst zerstreuen lassen. Auch fängt die Witterung hier schon an, gewaltig herb zu werden, und auch dieses hat Einfluß auf den Körper und Geist.

Verzeihen Sie, daß Sie Ihren Jean Paul oder Titan IV. noch nicht erhalten haben. Aber ich war seit einiger Zeit zu gar Wenigem gestimmt. Nächstens will ich mich durch ihn auffrischen.

Holzschuher blieb vierzehn Tage bei uns. Es ist ein gar guter Mensch.

Meine gute Frau empfiehlt sich Ihnen herzlichst. Lassen Sie mich ein erfreuliches Wort von sich hören.

Menanders Briefe von Wieland haben mich indessen ein paar Abende sehr ergötzt. Ihr Kn.

11.

Den 19. Februar früh.

Zum Glück höre ich eben, daß der Amtsbote morgen abgeht, und ich kann Ihnen also Tabak und Alles schicken.

Gestern Abend erhielt ich Ihr zweites lakonisches Briefchen. Lassen Sie das Hoffnungsliedchen wie es ist — wenn Herder nichts Widersinniges darin findet. Ich bin so

müde der kritiſchen Bemühungen, daß, wenn man mich aufſchneiden würde, man nichts als Säkularworte und greiſende Päane in mir finden würde.

Indeſſen habe ich mich doch unter dieſen drückenden Bemühungen noch weggezogen, ſo wie unter dem ſchweren drückenden Schneehimmel — und heute leuchtet die Sonne ſchon lieblicher.

Ihren trefflichen Spruch

Wer ſich unter's Schickſal ſchmiegt,
Hat es bald beſiegt —

habe ich jetzt immer im Herzen.

Gleich den andern Tag letzthin macht' ich mich über die neue Adraſtea, und las ſie in anderthalb Tagen mit neuem Vergnügen durch. Ich ſetzte mich nachher nieder, um Ihnen etwas von meinem Urtheile und Gefühle darüber zu ſagen. Ich habe es ſehr kurz gefaßt, und nicht immer loben wollen. Wie ſchön iſt Manches zur wahren Lebensſitte darin angewieſen; die ich jetzt vor Allem wünſchenswerth und dem Menſchen angemeſſen und zierend finde.

Leben Sie für heute wohl, beſte Freundin! Die Rechnung für den Tabak lege ich hier bei.

Ihr treuer K.

12.

Ilmenau, den 12. November. 1801

Möge Ihnen der Himmel Geſundheit und gute Zeit verleihen! Wir haben hier böſes Wetter, und ich fühle es ſehr. Ich habe in den ſchlechten Tagen einen Theil meiner alten Papiere durchſucht, und allerlei unreifes Zeug gefunden. Damit mein Brief nicht ganz muſenleer ſei, lege ich ein paar Blättchen hier bei. Es werden ſich wohl mehr dergleichen Herrlich-

keiten finden. Bald, hoffe ich, ſoll was Erweckenderes kommen. —

Es hat mich ſehr erfreut, daß Herder im National-Inſtitut neben For vorgeſchlagen worden. Die Gegenwart von Letzterm hat wohl zu ſeiner Erwählung beigetragen.

Grüßen Sie unſern guten Episcopus aufs Herzlichſte von mir.

Was wäre es mit mir, wenn Sie zuſammen nicht noch auf der Welt wären! Laſſen Sie uns das Leben um unſertwillen erhalten! Was kümmern uns die, die außen ſind! —

Die Meinigen empfehlen ſich gar ſehr. Bleiben Sie uns ſtets gewogen und treu!

Ihr K.

Verzeihen Sie mein proſaiſches — und poetiſches Gekritzel! —

13.

Den 25. März.

Nur ein paar Zeilen, liebe, gute Freundin, zum Dank für Ihren letzten Brief.

Der ankommende Frühling hat mich mit Schnupfen und Katarrh beladen. Hüten Sie ſich vor ſeinen falſchen Liebreizen. Es iſt noch zu viel Kälte in der Erde, als daß man der ſchmeichelnden Sonne trauen könnte. Man klagt hier allgemein.

Der Schnee liegt noch auf unſern Bergen, und weicht nicht, als vor wärmerer Luft.

Die Herzogin Mutter hat mir ihre italieniſch: Reiſe auf ein paar Wochen erlaubt. Dieſe ergötzt mich ſehr, wegen der treuen, ſimpeln und natürlichen Vorſtellung. Sie weckt ein warmes Verlangen in mir nach jenen holden Werken der Kunſt

und Natur. Warum bin ich doch kein Maler geworden? Das iſt mir die liebreichſte und ſchönſte Kunſt.

Schreiben Sie mir, was Herder zu meiner kleinen Adraſtea ſagt! Ich bin übrigens jetzt nicht ſehr poetiſch — aber mein Herz hängt nach etwas Glücklicherm.

Hier ſchicke ich die Irene wieder. Ich habe ſie nicht ganz geleſen. Herr v. Halem ſcheint mir ein Vieldichter zu werden — das iſt nicht ganz gut. Seine Blüthen aus Trümmern gefallen mir ſehr gut — aber er wiederholt nur die Manier in der Irene.

Leben Sie wohl und behalten uns lieb. K.

11.

Nach d. Aug. 1791

Dienſtag früh.

Ihr letzter Brief hat mir große Freude gemacht. Könnte ich Ihnen doch Alles wiedergeben, was Sie mir mit ſo ſchönem reichem Herzen ertheilen!

Das Vorhaben Ihrer Reiſe gefällt mir ſehr wohl. Sonderlich wird es Herdern wohlthun, unter Menſchen von anderm Schlage und Wuchſe zu kommen. Sind ſie gleich nicht ſo weiſe wie wir, ſo ſind ſie doch des natürlichen Guten empfänglicher, und haben warme Achtung.

Vergeſſen Sie nur nicht, wenn Sie (wie ich doch hoffe) nach Nürnberg kommen ſollten, meine wackere Frau v. Schückhart zu ſehen und ihren Bruder Merkel. Das ſind meine wahren Freunde daſelbſt. Wie werden ſie ſich an Ihnen Allen freuen!

Ich hätte gern dem guten Adelbert etwas mitgeſchickt, nämlich einen Plan von einer engliſchen Ferme, den ich in der Decade philosophique finde. Ob er gleich in Deutſchland ſchwerlich anzubringen ſein möchte, ſo kann es ihm doch Ideen

und Aussichten geben. Da ich hier Niemand habe, der zeichnen könnte, so lege ich Herdern das Stück der Decade hier bei. Vielleicht findet er es interessant, die Blätter, nebst der Beschreibung, copiren zu lassen. Doch muß ich mir das Stück der Decade, vor Ihrer Abreise, wieder zurück erbitten.

Titan II., nebst komischer Beilage, folgt auch wieder. Mir ist doch die Lesung dieses Titans selbst dießmal etwas beschwerlicher geworden. Vielleicht weil ich den Faden vom Vorigen nicht sogleich wieder finden konnte — und er überhaupt etwas schwer zu finden ist. Es wird mir mit den Jahren etwas schwerer, auf diesen zarten Lichthöhen, unter den tausend Girandolen und Kronleuchtern, zu wandeln. Aber welche unerschöpfliche Phantasie und Kunst und Kraft, sie darzustellen, in unserm Jean Paul! Der komische Anhang hat mir fast noch mehr Vergnügen gemacht. —

M.

13.

Ilmenau, den 28. Februar 1804.

Ich danke Ihnen, gütige liebe Freundin, für Ihre letzten lieben Zeilen. Daß Sie nicht wohl waren, thut uns weh. Könnten wir doch einer so wohlthätigen Natur unverzehrbare Lebenskräfte verschaffen! —

Wenn Sie den Ossian noch auf acht Tage entbehren können, so schicken Sie mir ihn wieder. Ich habe vielleicht noch ein paar kleine Anmerkungen zu machen. Die Geschichte muß voraus.

Könnten Sie mir eine Abschrift der Ode Germanien schicken?

Die Adrastea an Gerning soll besorgt werden. Ich habe ihm erst kürzlich geschrieben.

Leben Sie wohl, liebe Frau, und grüßen die lieben Ihrigen.

Ich habe heute noch viel zu ſchreiben.

Ihr K.

N. S. Für die Anzeige danke ich. Sie iſt gut. Hoffentlich wird Alles auf Präumeration oder Subſcription herauskommen*). Dazu rathe ich; und daß man das Ganze hiezu in gewiſſe Fächer theilen möge, ſo daß man auf das hiſtoriſche, theologiſche, philoſophiſche, poetiſche Fach beſonders pränumeriren könne. Dieß wird den Verkauf ſehr erleichtern. Wer das Ganze nimmt, bekommt ſolches beträchtlich wohlfeiler.

Das ſind meine Gedanken. Vermuthlich hat ſie der Verleger ſchon ſelbſt. —

16.

Ilmenau, den 16. Februar Abends.

Ich erhalte eben Ihren lieben Brief von geſtern ſpät Abends, und da der Bote morgen ſehr früh geht, ſo will ich Ihnen ſolches nur anzeigen — und daß ich die Manuſcripte mit Sorgfalt durchleſen werde, und Ihnen meine Gedanken darüber ſagen.

Das Stück vom Oſſian war eigentlich nicht zum Druck beſtimmt; ich hatte es nur der Prinzeſſin zu Gefallen überſetzt. Es hat mich ſehr gerührt, und ich glaube, es würde nicht unſchicklich eine Stelle unter unſers Seligen Fragmenten ausfüllen. Laſſen Sie ſich's von der Prinzeſſin geben, und leſen Sie es durch, oder laſſen Sie es von Andern durchleſen; denn ich bin nicht ſicher, daß nicht Schreibfehler darin ſind. Wenn

*) Die Sammlung der Herder'ſchen Schriften.

Sie es einrücken laſſen, ſo wollte ich, es käme in ein Heft, wo wenig Poeſien ſind — und zuletzt. Es iſt auch Oſſians letzter Geſang.

Haben Sie Dank für Ihr liebes Zutrauen. Ich werde ſuchen, es immer mehr zu verdienen.

Es iſt mir lieb, daß Sie wenigſtens auf ein paar Tage Weimar verlaſſen.

Mühen Sie ſich nur nicht gar zu ſehr ab! Die Manuſcripte ſollen Sie zu rechter Zeit wieder haben.

Leben Sie wohl, Theure! Ich muß noch an meine Schweſter ſchreiben. Die Meinigen empfehlen ſich.

K.

Von Gerning weiß ich noch nichts. Ich erwarte ihn aber nun bald.

17.

Jena, den 23. April 1806.

Ihr und Ihrer lieben Louiſe gütiges Andenken, theure verehrte Freundin, iſt ein wahres Geſchenk für mich. Wenn ich nicht ſogleich auf Ihre ſchon vor einiger Zeit erhaltenen beiden Briefe geantwortet habe, ſo entſchuldigen Sie mich damit: erſtlich, daß ich ſelbſt die ganze Zeit über nicht recht wohl war, und dann, daß ich immer auf beſſere Nachrichten wartete, die ich Ihnen zu geben hätte. Mit den letztern bleibt es nun immer ſo beim Alten, und was meine Geſundheit betrifft, ſo hat ſie ſich wohl etwas gebeſſert, doch nicht ſo, daß ich nicht von dem kommenden Frühjahre — wenn wir anders eines zu erwarten haben — noch Manches mir verſprechen müßte. Der Stamm wird frühzeitig alt, und Wind und Lüfte ſind nicht ſo, daß ſie ihm viel Erquickung verſprächen. Deſto eher glaube ich auch, daß Ihnen der zweideutige Winter nicht erſprießlich

mag gewesen sein, und ich wünsche von Herzen, daß Ihnen die neue Himmelssonne wieder einige Stärke verleihen möge.

Der Major Kalb soll sich erschossen haben, und sein Bruder in Bamberg oder München in Arrest sitzen. Die Ursachen hievon weiß ich nicht: doch sieht man daraus, daß das Vermögen nicht immer zum Glück verhilft.

Dergleichen traurige Nachrichten giebt es mehrere, da der fröhlichen leider gar wenige sind. Sollte ich Ihnen eine von ganz fremder Art darunter werfen, so wäre es das Andenken und der Tod der Miß Carter, von dem ich in den französischen Zeitungen las. Diese ist im letzten Monat März im neunundachtzigsten Jahres ihres Alters in England gestorben. Sie war die Verfasserin der schönen Ode an die Weisheit, die unser Uz übersetzt hat, und die von einem so holden Geiste athmet. Auch sind mehrere Gedichte von ihr, und eine Übersetzung des Epiktet, die sehr gelobt wird.

Was der große Napoleon über Deutschland bringt, ist freilich in seiner Politik sehr richtig, obgleich nicht für uns Alle erfreulich. Indeß ist doch auch nicht zu läugnen, daß wir es schon lange und sehr verdient haben, und daß kein anderes Mittel da zu sein scheint, uns aus unserm faulenden politischen Zustande zu treiben. Ich denke dabei oft an unsern Seligen *), der es prophezeiht hat, aber doch wohl nicht so nahe glaubte. —

Was Sie mir letzthin über Gruber schrieben, ist falsch. Er hat keine der hiesigen Recensionen gemacht, und arbeitet gar nicht mehr für dieses Institut. Die Recensionen sind von Eichhorn und vom hiesigen Kirchenrath Schmidt. Übrigens ist Gruber ein treuer Anhänger unsers Herder. Ich habe mehrere nützliche Stunden mit ihm hier verlebt. Jetzt ist er nach Weimar gezogen, um da für Bertuch und das Hallische Institut zu arbeiten. Ich habe an ihm einen mir sehr nutzbaren Freund verloren, und wenn er hier geblieben wäre, so hätten vermuth-

*) Herder.

lich mein Lucrez und einige Gedichte von mir ſelbſt bald das holde öffentliche Tageslicht erblickt.

Neues kann ich der guten Louiſe von mir faſt gar nichts ſchicken. Ich bin ſeit einiger Zeit meiſt durch körperliches Unbehagen ſehr abgeſpannt und gänzlich unpoetiſch geweſen. Ein paar Zeilen, die ich im Einfall an die Herzogin Mutter ſchickte, will ich ihr doch abſchreiben. Wollte der Himmel, ich könnte ihr mehr geben; aber dieß hängt nicht ſtets von unſerm Willen ab.

Leben Sie wohl, Beide, geliebteſte Freundinnen! und behalten Sie uns lieb.

Ihr treuer Freund und Verehrer

K.

Lavater an Knebel.

1.

Zürich, den 10. August 1780.

Ich dachte, lieber Knebel, Sie wären schon wenigstens in Lauſanne; ich ſchickte daher die letzte Miſſion für Sie an Mattei in Lauſanne. Ich bin ſeit Ihrer Abreiſe immer geſund geweſen. Meine Frau iſt jetzt ganz artig, die Engbrüſtigkeit ausgenommen. Es thut mir ſehr leid, daß meine liebſten Leute eben aus Baſel verreiſt ſind — die Sarraſins nämlich, nach Plombiere. Grüßen Sie Burkharden herzlich und danken Sie ihm nochmals in meinem Namen für die mir erzeigte Güte. In Baſel werden Sie Klingern (deſſen halben Gignon gegen Sie ich zu tilgen ſuchte —) und Heinſe treffen. Doch vielleicht ſehen Sie keinen. Aber herzlich bitt' ich Sie, das Schönſte, was Baſel und die Erde hat — Holbeins unſterbliche Malereien mit heiligen Augen anzuſehen. So was finden Sie nicht mehr, wie ſein Nachtmahl, ſeine Lais und ſein Weib und Kind, Paſſion und Ammerbach obendrein. — Ich bitte Sie, nichts, wie dieſes anzuſehen. Sein liegender Chriſtus, ſo herrlich er iſt, iſt mir nur Oberon, das iſt, Nachahmbarkeit — aber das andere iſt mehr. Bei Frau v. Mecheln, die Sie von mir grüßen, ſehen Sie doch beſonders den Morus und Erasmus von Holbein. —

Iſelin müſſen Sie doch auch ſehen, und vergüten, was Goethe und der Herzog bei ihm verdorben haben mögen.

An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage.

Daß Sie mit der Schweiz in ſo gutem Vernehmen ſtehen, iſt mir lieb.

Goethe iſt brav und ſchreibt fleißig. Bringen Sie Conſtantin bald.

Apropos. Hubern, den Apotheker, den Einzigen in Baſel, grüßen Sie ja herzlich von mir, und dem Bibliothekar und Profeſſor Meyer, ni fallor, machen Sie doch ein Compliment, daß er Lipſen für mich die Holbeins copiren ließ.

Adieu, Lieber! Lavater.

2.

Zürich, den 23. Auguſt 1780.

Lieber Knebel! Es iſt nichts mehr an mich für Sie eingegangen. — Ich war letzten Freitag bei Doctor Hoze, der ſich Ihrer mit vieler Freude erinnert und Sie herzlichſt grüßen läßt. Was Sie von den Leuten ſagen, die ſo „mitunter einen Namen haben" — iſt wohl nur gar zu wahr. Ich verachte überhaupt alle verhältniß-verachtenden Menſchen mit unendlicher Verachtung; hoffe aber — der große und einzige Pädagoge des Himmels und der Erde hat in ſeinem Dispenſatorium wohl auch Mittel ihrer Correction.

Daß Sie Hubern erkannt, that mir wohl.

Grüßen Sie doch, ich mag kein anderes Wort brauchen, die weimariſchen Götter und Göttinnen alle herzlich von mir, und der Stein ſagen Sie, daß ich ſchon oft, oft ſie zu kennen wünſchte. Der Herzog iſt gewiß die größte Seele, die ich kenne.

Heinſe war ganz artig, lieb und gut.

Goethe kenn' ich nicht; doch weil Sie ihn lieben, ſoll er mir auch lieb ſein. Adieu. Lieber! Schloſſer und ſein mir noch unbekanntes Weib ſeien herzlich von mir gegrüßt!

J. C. Lavater.

Götz
1. 80.

3.

Zürich, den 8. November 1789.

Lieber Knebel! Ich habe dießmal bis zum Erſticken zu thun, und bin ſonſt, mehr wie je, beladen mit vielen neuen und alten Leiden. Alſo nur zwei Worte. Es iſt ein Packet Offenbarungen an Sie abgegangen, die ich zu vertheilen bitte. Ich hatte nicht Zeit, das Mindeſte beizulegen oder beizuſchreiben.

Daß meine Frau glücklich mit einer Louiſe niedergekommen, und daß ich die Herzogin zu Gevatter gebeten, wiſſen Sie.

Hat Götze keine Sammlung ſeiner Gedichte herausgegeben? Segnen Sie den lieben Mann in meinem Namen. Aus ein paar Gedichten in Herders Briefen iſt er mir ſehr lieb worden.

Über Freundſchaft ſchreibe ich nie ein Wort. Man lügt faſt immer, wenn man davon ſchreibt.

Einen Weſtphälinger habe ich kennen lernen, v. Cölln, durch den und um deßwillen mir alle Weſtphälinger lieb geworden ſind.

Geben Sie Goethen dieß Billet — und behalten Sie mich ſo lieb, als es Ihnen, Ihren Erben und andern Freunden ohne Schaden geſchehen kann. L.

4.

Zürich, den 27. November 1789.

Lieber Knebel, Dank für Ihre gütige Zeile! Kein Menſch, kein Freund und kein Fürſt, und wenn er ein Engel wäre, kann mir die unmittheilbaren Laſten erleichtern oder tragen helfen, die ich trage und tragen muß, ſo lang ein Odem in mir iſt. Es ſind die individuellſten Leiden, wovon ſich nichts

ſagen läßt. Deßungeachtet bin ich mit meinem Schickſale ſehr wohl zufrieden, und ich wäre die Undankbarkeit ſelbſt, wenn ich's nicht von ganzem Herzen wäre.

Gerade jetzt bin ich mit höchſt tröſtlichen religiöſen Unterſuchungen beſchäftigt, und nebenein mit Ausarbeitung meiner reimfreien Poeſieen.

Der plötzliche Tod unſers Bürgermeiſters Landolt, und die dadurch veranlaßten Beförderungen, machen jetzt das Thema unſerer Geſpräche. In einer Viertelſtunde geht die Geiſtlichkeit in corpore dem neuen Bürgermeiſter Ott zu glückwünſchen. Das wär' eine Scene für Sie. Die Ehrlichkeit in der Perſon des Antiſtes ſpricht mit der Feinheit in der Perſon des Conſuls. Auf das Grab des Verſtorbenen ſchrieb einer Ihrer Freunde:

Verdient das redlichſte Beſtreben
Nach Wahrheit und Unſträflichkeit;
Ein reines, thatenvolles Leben,
Umhüllet mit Beſcheidenheit —
Verdient des Vaterlandes Ehre
Im Staube — Bürgerſchmerz und Ruhm;
So fließ, o Patrioten-Zähre!
Hier frägt der Neid ſelbſt nicht: Warum?

Ich komme eben von den Gratulationen und Haranguen zurück — der Gelées im Winter überſatt hüll' ich mich in meinen Schlafrock, ſchiebe mein Haar unter die weiße Mütze, und bin ſo herzfroh, daß ich bin, was ich bin.

Wenn Sie von Götzen etwas mit meinem Sinne Sympathetiſches im Manuſcripte mir ſenden können, ſo ſoll's heilig in meiner Sammlung zum Vorleſen für meine Freunde aufbehalten ſein.

Adieu! Lieber! Grüße an alles Grüßbare, und beſonders auch an Henriette. Adieu!

J. C. Lavater.

B.

Zürich, den 23. Juli 1781.

Für Conſtantin dank' ich Ihnen, lieber Knebel, recht herzlich. Es iſt und bleibt doch ewig ein eigenes auserleſenes, von Gott im Himmel bezeichnetes Paar — Carl Auguſt und Conſtantin von Weimar. Sie können nicht glauben, wie krumm und ſchief, wie ſchwach und klein ich mich in der Nähe ſolcher Menſchen fühle. Doctor H.... ſagte letzthin einmal ein Wort von Schwäche bei viel Güte. Nun wußt' ich wieder gewiß, was ich nicht wiſſen wollte, mir lange ſelber verbarg — daß gewiſſe Philoſophen keinen Sinn für den gegenwärtigen Menſchen haben. Conſtantin iſt freilich ſchwächer, als der Herzog — aber doch ſo durch und durch voll Sinn für Wahrheit und voll liebenswürdiger Einfalt. Mir war herzwohl an ſeinem Arme. Albrecht iſt einer der feinſten Denker, deſſen Äußerlichkeit alle meine Freunde, mich nicht — ärgerte. Wir haben ſchrecklich viel zuſammen räſonnirt; uns oft wunderbar getroffen — nur einige Male ſchien ihm mein Pegaſus zu muthwillig — doch wagte er es aus übertriebener Beſcheidenheit nicht, zu ſagen. Allen Dreien ſchien wohl zuſammen zu ſein.

Von Toblern weiß ich ſo lange nichts, daß ich leiſe, leiſe hoffe — bald wird er mich überraſchen, und mir viel von Goethe und Ihnen ſagen.

Goethe hat mir über meine Schreibereien einen wichtigen Brief geſchrieben. Ich ſehne mich nach einer ruhigen Stunde, ihm darüber ſchreiben zu können.

Emilie und Henriette laſſen Sie nie ganz meiner vergeſſen.

Goethen möcht' ich bald, wenn ich nur Zeit habe,

einige höchſt merkwürdige Anekdoten aus der Geiſterwelt mittheilen.

Adieu Lieber!

J. C. Lavater.

6.

Zürich, den 16. Januar 1782.

Dank, lieber Knebel, für Ihr fortgeſetztes gütiges Andenken! Für die ſchönen, einfaltvollen Beilagen von Göthe.

Ich bin mit allen den Meinigen geſund, obgleich ich, durch eigne und fremde Schuld, mehr, wie nie, auf alle mögliche Weiſe belaſtet bin; ſo belaſtet, daß ich oft erſchrecken muß, wenn ich meiner Lieben einen nur kommen höre.

Ich hoffe doch — Weimar wird Nürnberg wieder einmal überwiegen. Trennen Sie ſich nicht. Nirgend iſt volle Harmonie.

Mit meinem Pontius geht es etwas langſam; doch die zehn erſten Bogen ſind gedruckt.

Da ich die ganze Bibel hineinbringe, ſo fürcht' ich, daß es Vielen zu erbaulich, zu gemeinplätzig ſein wird. Doch leg' ich ſehr viel aus meinem Individuum mit ein, das meinen Freunden nicht mißbehagen ſollte. Sie ſollen bald was davon ſehen!

Briefe, wirklich geſchriebene Briefe an Jünglinge, werden jetzt auch gedruckt. — Ich bin thöricht genug, mir vieler Ältern und Jünglinge Dank dafür zu verſprechen.

Der Markgraf war ſehr offen, natürlich gegen mich; lernbegierig, höflich, unfürſtlich und doch fürſtlich. Unausſprechlich leid that es mir, daß ich nachher erſt vernahm, daß er nach Amerika von ſeinen Schafen verkaufte. Gewiß hätt' ich ihm darüber meine tiefe, angſtvolle Wehmuth nicht unbezeugt gelaſſen.

Wenn Ihnen doch beim Leſen der Geſchichte Evangel. Joh. XVIII. XIX. Etwas, was es auch ſei, über P. Pilatus, die Hohenprieſter, oder ſonſt was beifließt, ſchreiben Sie mir's doch, daß ich dem lieben Kinde die beſte Nahrung gebe. Beſonders, damit meine Einförmigkeit durch erfriſchende Mannigfaltigkeit unterbrochen werde.

Ich werde in der Gewährung dieſer Bitte — (Sie dürfen nur Aphorismen, ohne Ordnung, Plan, Vollſtändigkeit, auch nur poetiſche Gefühle — hinſchreiben) — einen neuen Beweis Ihrer Freundſchaft finden.

In dieſer Abſicht leg' ich einen jämmerlich verſchnittenen, unbrauchbaren Correcturbogen bei, daß Sie ſehen, was ich etwa meine.

Dem Prinzen Conſtantin bin ich immer noch eine Antwort ſchuldig! und Ihnen — wie Vieles noch, das ich nicht bezahlen kann! J.

7.

Zürich, den 20. März 1782.

So eben bin ich mit den Poeſieen, der Sammlung aller meiner reimfreien Verſe, fertig geworden. Sie iſt nur für Freunde beſtimmt, obgleich ſie in aller Welt Hände kommen kann. Sie iſt Ihnen als Geſchichte meiner Poeſie, meines Herzens nicht verwerflich. Alles, was ich je gedichtet, iſt darin. Vier Stücke an L... mit nöthigen Weglaſſungen. Eins an H. mit einiger Weglaſſung. Nichts an Sie; nichts an G.; nichts an den Herzog. — Ich konnte und wollte nichts Neues machen. — Ich bitte, ſeiner Zeit Alles zum Beſten zu wenden.

Daß Herder wieder eine Preisſchrift gewann, die nach dem Urtheil meiner Freunde beinahe das ausgearbeitetſte aller

seiner Werke sein soll, that mir wohl. Ich nehme so herzlichen Antheil an seinem Ruhm.

Auf Ihre Hymnen freut's mich — und freut mich an Herdern, daß er sie uns giebt. Grüßen Sie den Übergroßen von mir. Was auch Müller von ihm schrieb, that uns Allen wohl. Grüßen Sie Henriette, und das beseligende Urbild des Profils. Dank für Götzens Silhouette, die so viel von der Ihrigen zu haben scheint.

Die Grüße werd' ich ausrichten. — — So eben lese ich Carl Borromäus v. Stolz — und fühle, ach! was fühl' ich, daß ich nicht bin, was ich sollte, und zehnmal besser sein könnte, als ich bin, wenn ich wollte. — L.

Herrn Steinbrüchel hab' ich gestern sogleich Ihren Gruß und Ihre Ankündigung von Plato's Übersetzung überbracht. Er freut sich darauf.

H. Meyer an Knebel.

1.

Dresden, den 16. Mai 1794.

In der Einsamkeit Ihres Gartens und über dem Studium der Alten, wird Sie vermuthlich dieses Blättchen antreffen, und Ihnen, hoff' ich, um so viel weniger ungelegen kommen, da es auch von einem Einsiedler, obschon aus einer geräuschreichen Stadt, geschrieben ist, der sich blos mit Statuen und Gemälden beschäftigt, und an der Welt bis dato ganz und gar keinen Theil nimmt. —

Ihrem Wunsche gemäß habe ich mich nach der Ephesischen Diana in der hiesigen Antiken-Sammlung umgesehen, allein zu meinem größten Leid eine kleine, beschädigte, mittelmäßig gearbeitete und schlecht restaurirte Figur gefunden. Ich finde es gar nicht wahrscheinlich, daß solche zu Ihrem Zwecke mehr und besser, als irgend einer von den Kupferstichen, welche man bei Montfaucon anderwärts findet, passend sein würde. Es wäre indessen schön, wenn Sie meiner Versicherung nicht unbedingt glauben, sondern selbst kommen, und mit eigenen Augen sich überzeugen wollten. Was Sie allenfalls an diesem Bilde verlieren, wird Ihnen durch andere reichlich ersetzt werden, denn es giebt Sachen von der höchsten Schönheit, die nirgendwo besser anzutreffen sind.

Leben Sie wohl, erinnern Sie sich zuweilen Ihres ergebenen — H. Meyer.

P. S. Empfehlen Sie mich gelegentlich Ihrer Fräulein Schwester aufs Beste. —

2.

Weimar, den 30. November 1797

Verehrteſter Freund! Ihrer Gedichte erſte Hälfte iſt bereits durch Herder's Hände paſſirt, und Böttigern übergeben. Vorgeſtern erhielt ich auch diejenigen, welche Sie nachgeſendet, und nachdem Goethe mit vielem Vergnügen darin geleſen, habe ich ſolche an Herder befördert. — Mit Herrn Böttiger habe ich mich auf das Weitere wegen der Kupfer zu dem Werke unterredet, und es iſt vorläufig der Vorſchlag gemacht worden, zum Frontiſpiz einen Amor von einer ſchönen alten Gemme ins Große zu zeichnen. Morgen wird deßwegen, weil wir uns nicht ungehindert bereden konnten, eine anderweitige Conferenz über dieſen Gegenſtand gehalten, und das Fernere ausgemacht werden. Wenn ich die Größe des Drucks erhalten kann, ſo werden Sie bald wenigſtens eine Zeichnung erhalten, damit Sie den Kupferſtecher in Arbeit ſetzen können.

Die Pfefferkuchen ſind an die Behörden abgegeben worden, und man dankt Ihnen aufs Beſte dafür. Ihrer Fräulein Schweſter habe ich ſelbſt Ihre Aufträge wegen bewußter Sache nicht ſo ſagen können, wie Sie gewünſcht, indem dieſelbe ſich mit mir nicht in nähere Unterredung über dieſen Gegenſtand eingelaſſen hat, hingegen hat Goethe, gegen welchen ſich dieſelbe mehr geäußert, Alles gethan, was Ihr Auftrag geweſen, und läßt gute Wirkung hoffen. —

Goethe grüßt Sie vielmals; haben Sie nochmals von uns Beiden Dank für alle erwieſene Liebe und Freundſchaft.

Herder's grüßen Sie.

Ihr ergebener M.

3.

Weimar, December 1797.

Beiliegend erhalten Sie, edler Freund, die Zeichnung, welche als Titelkupfer für den Properz dienen kann. Die Größe gerade nach der Größe eingerichtet, wie der Druck des Werks werden soll, denn Göschen gedenkt Format und Lettern der eleganten kleinern Edition von Wieland's Werken gleich zu machen. Was die Zeichnung nun selbst betrifft, so werden Sie wohl erkennen, daß Goethe's Siegelring dabei zum Muster gedient hat. Die Vorstellung scheint mit dem allgemeinen Geiste in Properz's Werken verwandt, und gleichsam anzukündigen, was man zu erwarten hat; deßwegen hat sie uns geschienen, ganz schicklich zum Titelblatt dienen zu können.

Wenn Sie nun Anstalt machen wollten, daß solche von Herrn Guttenberg sauber gestochen würde, so versichert mich Böttiger, daß Göschen gern alles Billige bezahlen werde. Ich würde Sie auch bitten, mir, wenn Herr Guttenberg fertig sein wird, zwei oder drei Abdrücke von dieser Platte von demselben auszubitten, denn wenn, wie ich gar nicht zweifle, das Werk sauber ausfällt, so werde ich den Anlaß haben, wegen größerer Dinge mit ihm in Verhältnisse zu treten, muß aber, da die Sache mich nicht selbst angeht, erst nothwendig eine kleine Probe versenden. —

Bei Durchlaucht der Herzogin habe ich vergangene Woche Ihre Aufträge verrichtet, es war aber damals, wie mir dieselbe sagte, schon Befehl gegeben, Ihnen Geld zu übermachen. —

Wenn die Zeichnung gestochen iſt, so hat dieselbe für Niemand weiter einen besondern Nutzen — und wenn es geschehen kann, so wünschte Goethe solche zurückbekommen. —

Leben Sie wohl. Herder's Grüße; es grüßt Sie besonders Ihr ergebener

W.

4.

Haben Sie vielen Dank, edler Freund, für die gütige Übersendung Ihres Properz. Ich theile das Vergnügen mit Goethe und Herder, und Allen, die denselben gelesen und Sinn für dergleichen haben, Alle, sage ich, sind sehr zufrieden und erfreut darüber.

Mich dünkt, ich hätte gehört, daß Sie nun am Lukrez arbeiteten, und Noten zu demselben machten, worauf ich mich also schon im Voraus freue. Ich meiner Seits bin, seit wir uns in Nürnberg gesehen und zusammen uns freundschaftlich an manchem Guten und Schönen erfreut, fast ununterbrochen thätig gewesen, habe viel gemalt und viel geschrieben, wovon mir Goethe sagt, daß dasjenige, welches in dem ersten Stück der Propyläen steht, Ihnen nicht mißfallen habe. Das freut mich sehr, und giebt mir Muth; ich werde versuchen, Ihre gute Meinung in der Folge zu erhalten, und wo möglich noch zu erhöhen. Ich finde mehr und mehr, daß es gut ist, sich eine Welt, oder vielmehr seine Welt, in seinen Werken und in den nächsten geprüften Freunden zu bilden, denn von Außen schrumpft Alles immer mehr zusammen und ist nicht mehr das Alte, ohne daß wir uns jedoch im Wesentlichen desto schlechter bei der Veränderung befänden.

Leben Sie wohl, guter, edler Freund. Ich wünsche Ihnen alles das Gute, was der Himmel seinen Begünstigten giebt.

M.

5.

Weimar, den 29. November 1804.

Sie hätten mir, mein sehr würdiger und verehrter Freund! kein angenehmeres Geschenk machen können, als mit der mir

vor acht Tagen übersendeten Sammlung kleiner Gedichte, worin ich seither fleißig gelesen und Gelegenheit genug gefunden habe, den Dichter wie den Freund hoch und höher zu schätzen.

Darf ein blos steriler Dilettant der Poesie, wie ich, einen Wunsch und Rath äußern, so wäre es der, daß Sie dieser Sammlung bald eine andere oder auch mehrere nachfolgen lassen möchten, denn ich erinnere mich aus längst vergangenen Tagen her noch anderer Gedichte, die von Ihren Freunden mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden. Ich meine nämlich von Ihren Freunden, Meistern der poetischen Kunst. So wurde z. B. die Uebersetzung einer Hymne des Pindar von Herder sehr gelobt, und von zwei Epigrammen, welche Sie dem Tischbein in dessen Buch mit Zeichnungen geschrieben, eins auf den Löwen, und das andere auf die Störche, welche ihrem Nest entfliehen, weil das Haus, worauf sie gebaut, in Flammen steht; von diesen beiden Stücken hörte ich Goethen damals sagen, sie wären werth, in der griechischen Anthologie zu stehen.

Leben Sie wohl, edler, werther Freund, lassen Sie mich Ihnen ferner empfohlen sein und empfehlen mich den Ihrigen bestens.

Meyer.

6.

Weimar, den 16. September 1825.

Auf Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs soll ich mich an Sie, mein verehrter, theurer Freund, wenden, Ihnen die beiliegenden radirten Blätter vom Herrn v. Imhoff zusenden, und Sie bitten, ganz kurze Notizen über die dargestellten Personen nach Ihrer besten Gelegenheit zu machen, solche aber sodann wieder an mich oder an Goethe zurückgehen zu lassen. Der Großherzog glaubt nämlich, daß bei dem

freundſchaftlichen Verhältniſſe, das zwiſchen Ihnen und Herrn v. Imhoff ſtatt gefunden, Ihnen gar manches Beſondere und Intereſſante, ſo über die Veranlaſſung der Blätter, wie über diejenigen Perſonen, die meiſtens in Caricatur dargeſtellt zu ſein ſcheinen, bekannt ſein müſſe.

Sie werden gern wiſſen wollen, wie S. K. H. der Großherzog zu dieſen Blättern (welche wohl ſehr ſelten ſein mögen) gekommen iſt; dieſes geſchah folgendermaßen. Eine große Auction von Kunſtſachen und Curioſitäten mancherlei Art, Nachlaß des Herrn v. Derſchau, hatte in Nürnberg ſtatt, und dauert noch jetzt fort. Der Großherzog gab auf Verſchiedenes aus dieſer Verſteigerung Commiſſion, und nebſt ganz vortrefflichen Handzeichnungen von Albrecht Dürer ſind auch eben die hier beigelegten Blätter, vom Herrn v. Imhoff radirt, erſtanden worden.

Wie lange iſt es, daß ich, theurer Freund, nichts von Ihnen vernommen, wie viel länger, daß ich Sie nicht geſehen habe? Zwar bin ich dieſen Sommer auf dem Wege nach und von Carlsbad zweimal durch Jena, aber nur wie im Fluge gekommen, und, von einem harten Mißgeſchick getroffen, in ſo niedergeſchlagenem Gemüthszuſtande, daß ich fürchten mußte, auch guten Freunden beſchwerlich zu fallen, und durch Erinnerung an beſſere Zeiten für mich nur deſto mehr zu leiden. Nun befinde ich mich zwar minder aufgeregt, leider aber noch keineswegs beruhigt.

Leben Sie wohl, empfehlen mich den lieben Ihrigen und gedenken meiner zuweilen freundlich theilnehmend.

Ihr ganz ergebener Freund

H. Meyer.

Jean Paul Friedrich Richter

an

K n e b e l.

1.

Lieber, ich wurde heute gemalt, also mußt' ich ſitzen, ſtatt zu laufen, und dieſes Blättchen macht ſtatt meiner den Abſchiedsbeſuch. Ich dank' Ihnen für den Lapis infernalis, der an die Höcker der deutſchen Nation gehalten wird. Vergeſſen Sie weder Ihr ſchönes Verſprechen, noch Ihren

Jean Paul Fr. Richter.

Recht, recht wohl leben Sie, damit doch das Leben keine Vernichtung iſt, da Sie den Tod für eine nehmen.

2.

Hof im Voigtlande, den 3. Auguſt 1796.

Wie iſt immer, lieber Lukrez, als müßt' ich nach Weimar, um von Ihnen Abſchied zu nehmen, wiewohl ich das vorige Mal ſchon auf dem Wege zu Ihnen war, und nur wegen meiner gewöhnlichen Verirrung und der elften Stunde umkehrte. — Ihre Elegien erhielt ich die vorige Nacht richtig und gut conditionirt; als ich aber aufwachte, erſchrack ich ſehr, weil Träume allemal das Gegentheil bedeuten. Jetzt indeß braucht man einen Tyrtäus mehr als einen Properz. Die Öſterreicher haben ſich in lauter ſchnellfüßige Achilles verwandelt, wie ungefähr der behaarte Miniatür-Wiener in Ihrer

Stube iſt. Die Comédie larmoyante dieſes Krieges gleicht den Puppenſpielen, worin kurz vor dem Fall des Vorhangs ſich die Marionetten am meiſten prügeln: nur daß Schläge die Puppen nicht beſſern; aber die Menſchen und die Directeurs der erſtern; die Menſchheit und die braunſchweigiſche Mumme werden unterwegs einigemal ſauer, aber am Ziele kommen Beide doch unverdorben an. —

„Unverderbt," ſagt Adelung, der lieber Härten als Anomalien will. Bei Ihnen wär' es Beides, wenn Sie mir nicht eine Stunde nach dieſem Briefe, einen ſchrieben und ſchickten.

Leben Sie wohl, in Ihrer ſchönen Favorita, unter den Muſen und Blumen, und denken Sie meiner!

Jean Paul Fr. Richter.

3.

Weimar, den 23. März 1799.

Geliebter, unvergeßner Freund! Eben dieſe Stadt erinnert mich immer an meine vorigen hieſigen Freuden, aus denen mir eine fehlt, nämlich Sie. Herder, Frau v. Kalb und ich ſprechen oft von Ihnen, und ſogar von der Hoffnung — die man uns gegeben —, Sie wieder zu erobern. Wir Beide haben aber ſo viel zu ſprechen um einig zu werden und ſogar uneinig. Mein Torſo mit ſeinem Herzen hat ſich bisher weniger verändert, als der Kopf darauf.

Ich möchte Ihre Kritiken über meine neuern Werke wiſſen. Sie ſind gewiß mit mir der Meinung, daß unſerer Nation außer manchem andern Geiſt — z. B. der Lebensgeiſt, der bel esprit — auch der kritiſche fehle; und daß dieſer ſeine Aſphyxie mehr im Loben als Tadeln zeige.

Eine Lobrednerin von Ihnen, von der ich ſelber der Lobredner ſein will — weil es die beſte Hausfrau iſt, die je ein

Literariſches Leben verſüßte und ein bürgerliches verbarg — dieſe bringt Ihnen mein Blatt.

Aber wenn kommen Sie? Das iſt nicht blos meine Frage.

Grüßen Sie Ihre Gattin, und gedenken Sie meiner immer ſo liebend wie ich Ihrer. Addio Carissimo.

J. P. F. Richter.

Frau v. Kalb und die Herders grüßen Sie und Einſiedel und ich und der — Frühling. —

Zu Oſtern erſcheinen von mir Briefe und eine Conjecturalbiographie meiner Erden-Zukunft.

4.

Weimar, den 11. Mai 1799.

Blos um den gehäſſigen Spielen des Zufalls vorzubauen, ſchreib' ich Ihnen, lieber guter Unſichtbarer, daß ich heute über acht Tage, alſo den 18. Mai Abends, in Ihrer Stube ſtehen werde. Am Morgen darauf eil' ich nach Hildburghauſen, und bald wieder zurück, und dann, hoff' ich, ſoll die Abſchiedsaudienz bei Ihnen länger dauern, als die Antrittsaudienz.

Ihr letzter Brief gab mir ſo viele Freude, als jetzt die Hoffnung, Sie zu ſehen. Die Hauptſache, die ich bei Ihnen vornehmen werde, wird darin beſtehen, daß ich Weimar ſchwarz mache, welches ihm nicht ſchadet, da es nie roth wird.

Der Frühling ſei um und in Ihnen! Meinen Gruß an Ihre liebe Gemahlin! Richter.

8.

Weimar, den 14. Juli 1800.

Mein theurer Freund! Eben komm' ich von Ihrer lieben Frau, die mir die schöne Hoffnung Ihrer Erscheinung bei uns gegeben. Der Tag, wo ich Sie und die Ihrigen und Herder's auf einmal in Weimar sehe, wird dieser Stadt — die längst bei mir decrepitirt und abgekniffert hat — wieder den Silberglanz umthun, in dem sie vor mir bei dem ersten Anblick stand. Ich bitte Sie daher, mir den Tag Ihrer Ankunft zu schreiben, damit ich nicht verreist sei.

Die Berliner Reise gab mir viele Freuden und Freunde; man gab mir Schauspiele, Klubs, Herzen und Alles, und ich glaubte nicht so geliebt zu sein. Ich ziehe daher im Herbste für den ganzen Winter aus diesem Isolierschemel nach Berlin.

Aber, Bester, wie konnten Sie eine Minute lang mein Schweigen — unter der Reise — für eine innere Erkältung nehmen? Eine gegen Sie, mit dem ich über Alles so einig bin, kommt in meinen Aquator nie.

Ihr Urtheil über den Titan — das eines Mannes, der der Hausfreund der Alten ist — erfreut mich sehr.

Ich komme wieder mit meinem alten Wunsche einer Recension. Beim Himmel! wenn mich Städte belohnen, so verwunden mich Universitäten, und mein Ekel vor den recensirenden Gelehrten geht bis zur Verachtung. Warum sollen denn immer nur Zungen sprechen, und nicht irgend einmal Köpfe? —

Leben Sie wohl, Theurer, in Ihrer kurzen Einsamkeit — ich freue mich auf ihr Ende — und glauben Sie an Unveränderlichkeit!

J. P. F. Richter.

6.

Meiningen, den 2. November 1801.

Alter theurer Kipler im Thale! Herzlich erfreute mich Ihre Hand, nicht nur die schreibende, sondern die drückende und warme. Nur hätten Sie nach so langer Zeit wenigstens mehr ein Alphabet Bogen als ein Alphabet Buchstaben geben mögen.

Ich für meine Person — wozu noch meine Frau gehört und irgend einmal wie in der Gottheit eine dritte Person — bin weiter nichts als selig, und Gott sei Dank, daß er die Ehe erfunden. Himmel! welche Romane hätt' ich machen wollen mit den Kräften, die ich sonst ansetzte, sie zu spielen!

Warum schreiben Sie mir über meine Novissima nichts? — und warum überhaupt so selten? Wahrlich, ich würde keine Antwort länger schuldig bleiben, als diese. — Sehen muß ich mit meiner Frau Sie bald; ich sehne mich, Ihnen zu beweisen, daß sich in Ihrem Hause einmal mein — Himmel entschieden.

Die „Xenien" kenn' ich, zwei Studenten haben sie gemacht; selber die Schlegel mißbilligen sie. Alle diese Leute meinen es aber nicht so schlimm; die Gellert'sche Poesie, die nur eine Leipziger ist, kurz die dichterischen Gesangbücher sollen hinab; und das ist recht; nur irren sich diese Bilderstürmer durch das Verwandeln in Himmelsstürmer; durch die dümmste, nachsprechende Parteilichkeit, wie z. B. die ist, dem alten Apollo's Schwan in Ossmannstädt, der früher als andere Schwanen sang und nicht sterbend, den melodischen Hals umdrehen zu wollen. Wieland wäre ein Dichter, wenn er auch noch nichts gethan hätte, als blos — gesprochen.

Leben Sie wohl, alter Verwandter! Ich sehne mich nach mehrern Lauten. Ich und meine Frau grüßen herzlich Ihre liebe Sängerin und den Zuhörer. Die Freude bleibe bei dem Sänger der Freude!

Richter.

7.

Meiningen, den 9. Januar 1803.

Schwer entsinn' ich mich des Briefes, auf den Sie mir — und vielleicht auf der Stelle — antworteten; denn Ihnen wird das Aufbrechen schwerer, als Andern das Beantworten. Indeß, wenn Sie auch meinen Dank für meine Freude über Ihre briefliche und poetische Erscheinung erst im Jahre lesen, wo ich Ihre Antwort erwarte, nämlich 1804: so seien Sie doch gewiß, daß er da noch lebt und grünt im künftigen Schnee. Ihre Luna hat, wie der Vollmond im Winterselstiz, den Gang der Sommersonne, und sie überdämmerte mich schön mit ihrem antiken Widerschein des griechischen Apolle; ob sie gleich auch hier ihren Wechsel-Sinn durch einige Einheits-Lücken behauptet hat. Sie fassen schon neue Kraft in alte Form.

Heim, der genialischste Mensch in Meiningen — in der Geschichte, Chemie, im Amte und überall — dankt Ihnen sehr für die prosaische und poetische Freude zugleich. Ihn und den Herzog — den ich immer mehr achten lerne — verlasse ich ungern und schmerzlich im künftigen Mai. Denn da zieh' ich nach Coburg; und ich möchte dieß in Ihr Gedächtniß graben, damit mich Ihre nächste Antwort nicht verfehle. Auf meinen Titan wünscht' ich sehr eine von Ihnen, weil ich im 2ten und noch mehr im 3ten Band (und am meisten im 4ten oder letzten) endlich auf die rechte olympische Musen-Bahn gekommen zu sein glaube, die nicht, wie ich sonst dachte, nach Stärke, sondern nach Schönheit, nicht nach dicken Früchten, sondern nach zarten Blüthen ausgeht. Den Übersetzer und Wettläufer des Properz hört' ich so gern darüber! Aber er will die Federn in seinem Flügel lieber zum Fliegen haben, als zum Schreiben ausziehen.

Übrigens lev' ich hier — unter meinem Dache — etwas selig, habe Frau und Kind wie sie mein Herz begehrt, schreibe

immer beſſere Bücher und immer liebendere Briefe (dieſer ſei Zeuge) und brauche nichts als zuweilen von alten kritiſchen Freunden ein liebes Wort an

J. P. F. Richter.

Ich grüße Ihre Gattin ſehr und wünſchte Nachricht von Ihrem geflügelten Sohn.

8.

Baireuth, den 9. September 1801.

In Briefen pflegt man ſich Kürze halber auf künftiges Sprechen — und wenn endlich dieſes dageweſen: hat man wieder Briefe nöthig, um zu klagen. Denn ich ſchreibe dieſen, um mich zu beklagen, daß wir in zwei Tagen kaum angefangen haben, guten Abend zu ſagen. Sie kamen mir als freundlicher Repräſentant meiner ſchönen alten Kunſtzeit in dieſe weniger Sand- als Eiswüſte herüber, wo man nichts ſäet als Schneeflocken; — und doch hab' ich über tauſend Dinge nicht mit Ihnen geſprochen, und über tauſend zu kurz. Ich hätte Sie mehr über meine Vorſchule fragen ſollen — über Ihre neueſten Gedichte — über die Herzogin Mutter — über die Erbprinzeſſin — über den guten Hof-Einſiedel — über Goethe's natürliche Tochter — über Falk — über den Titan — über Schillers letzte Zeit — — — ſogar über die Flegeljahre und ob Jacobi bei Goethe geweſen..... Sie tauſchten aber als eine Freude und wie eine Freude vorüber. So hätt' ich wieder Ihnen von der Frau v. Kalb, von Fichte, ja vom Herzog Paul aus Würtemberg erzählen ſollen, den ich aber erſt vor einigen Tagen zum erſten Male geſehen, und den ich wirklich der ſchönen Braut in Hildburghauſen würdig halte.

Geben Sie Ihrer erfriſchenden Erſcheinung bald einen Nachfrühling durch ein Blättchen an mich. Der Menſch ge-

nießt überhaupt mehr nur die Nachsachen, den Nachsommer, die Nachkirchweihe ꝛc., als die Originals selber, so wie man leichter den Brief als die Nachschrift vergißt.

Ich und meine Frau grüßen Sie sammt Ihren zwei Ihrigen recht herzlich. Leben Sie wohl!

J. P. F. Richter.

N. S. Schreiben Sie!

9.

Baireuth, den 16. Januar 1807.

Mein guter alter Jugendfreund, nämlich der poetischen in Weimar! Ihr herrlicher Brief war kein bloßer Dreiklang, sondern auch ein Nachklang, eine Echo des Vergangenen. Mir ist jetzt, zumal politisch, als hätt' ich sechzig Frühlinge hinter mir; und fast den nächstvergangenen rechn' ich noch in die alte weit entrückte, nachschimmernde Aue hinüber. Gott sei nur Dank, daß man die Leidtragenden der langen Leiche des deutschen Reichskörpers nur noch hat! — Himmel! jeder Briefschreiber hat jetzt mehr Stoff als Briefpapier, und sogar jener ist theurer!

Über unser Baireuther Land zog die Kriegs-Hagelwolke nur als eine flüchtige Regenwolke, ohne Schloßen oder Blitze zu werfen. — Aber die jetzige Menschheit bedurfte des stärkenden Kriegs früher als des Friedens, der erst hinter jenem stählt*). Denken Sie sich ein jetziges Europa, ein Säculum fortstehend oder fortfaulend ohne Krieg. — — Jetzt hingegen wirken Friede und Bücher tüchtiger ein.

Ihr Lob der Levana hat mich fast noch stärker erfreut als Ihr Tadel. Ihre gütige Voraussetzung meiner Gleichgültigkeit

*) Tägliches Plagen und Nagen mattet ab; ein tapferer Kriegs-Stoß weckt auf.

gegen Lob (höchſtens mündliches ausgenommen) kann ich ohne Unbeſcheidenheit nicht zugeben; und in der That, ich wüßte nichts, was ich lieber läſe, als ein Ries Papier, das mich unendlich prieſe; — und ich hätte keine andere Mühe dabei, als die Sache zu glauben. Aber (ernſtlich) Ihr ausgeſprochener Tadel, zumal eines beſten, ja faſt erſten Leſers, den keine Einſeitigkeit der Äſthetiken gefangen nimmt, iſt für mich ſo wichtig, daß ich ſeinem reinen ganzen Eindruck mehr glaube, als meiner Einſicht, und mit Recht; daher ich Ihnen bei meinen bald erfolgenden opera omnia außer dem Freiexemplar noch einen beſondern Dank in der Autobiographie gelobe, wenn Sie vorher noch einmal Alles leſen, was ich wieder ediren und wiedergebären will, und wenn Sie (der höchſtens die Nachſicht übertreiben kann) alle Schärfe der Kraft an befreundeten Werken zeigen wollten. — Aber Sie ſollen!

Nie hab' ich geſuchten Witz, ſondern nur ſuchenden; die zwei Brennpunkte meiner närriſchen Ellipſe, Hesperus-Rührung und Schoppens-Wildheit, ſind meine ewig ziehenden Punkte; und nur gequält geh' ich zwiſchen beiden, entweder blos erzählend oder blos philoſophirend, erkältet auf und ab. Ich kann ein Capitel, das Sie tadeln (und gewiß mit Recht, da Sie ſonſt überall meinen Scherz begünſtigen) oft kaum erwarten; und muß es vorher gewiß vorausſetzen, um im Ernſt ernſt zu bleiben.

Prinzen-Verziehung ſetzt ja die Möglichkeit von Prinzen-Erziehung voraus.

Dreihundert Druckfehler ſind in der Levana. Ich habe während (Gott ſei Dank für das neue Blatt, da man ſich durch das erſte, beſtimmte, ſo einkerkert wie durch Ein Syſtem, ja Ein Land) die Kraft-Krieger vor meinem Fenſter vorüberzogen, eine ſcherzhafte Beilage zur Levana mit der Zulage der Druckfehler (wirklich an hundert) gemacht; der Buchhandel wird ſie Ihnen bald bringen.

Ich ſehne mich nach Ihnen, nach Goethe und Weimar.

Was die Herzogin — als heilige Jungfrau der genialen Dreieinigkeit von Herder, Goethe und Schiller — gethan, war mir vorher bekannt und noch früher erwartet.

Ich habe beinahe seit einem Vierteljahr nicht über Kunst und Philosophie gesprochen; ich bin hier.

Wir haben — außer den Trinkgläser-Concerten — jetzt hier keine Concerte; — und wir gewinnen — da wir dabei keine Musik verlieren (sobald wir sie nicht hören, wie ich leider gestern) — wenigstens Geld, Einlaßgeld. Letzteres spare man, weil wir Auslaßgeld zu zahlen haben.

Ich danke Gott, daß Herder bei Gott ist — deßgleichen Gleim, der einen falschen Hut von Friedrich II. hatte.

Ich, meine Frau, meine Drei-Kraft-Dreifaltigkeit von Kindern grünen, blühen und tragen. Sie sollten meinen Breijungen hören, der halb humoristisch ist, oder überhaupt meine drei Kinder-Vignetten zur Levana.

Eben geh' ich zu Fräulein v. Knebel, um vielleicht auf morgen ein Blättchen an Sie zu bekommen.

Langermann ist einsam — thätig — lesend — gebend — ruhig — und der alte Kopf, nämlich ein Kopf.

Empfangen Sie noch einmal meinen rechten Dank für Ihre Blätter. Ich und meine Frau grüßen Sie und die Ihrige recht herzlich.

J. P. F. Richter.

N. S. Den 17. Vergeben Sie die Nachlässigkeiten des desultorisch geschriebenen Briefs; — und schreiben Sie mir die Absolution.

N. S. II. Warum schreiben Sie mir nichts von Ihren Arbeiten? Warum denken Sie z. B. nicht daran, Ihre antikrömischen Gedichte gesammelt und verdoppelt herauszugeben?

10.

Baireuth, den 22 Januar 1809

Mein alter, aber nie veraltender Freund! — Ich komme auch wieder zu Ihnen; gebe der Himmel, daß Sie, da Sie leichter und ſchneller Ihre Thür öffnen als einen Brief, mich nicht lange draußen vor letzterem ſtehen laſſen; denn ich wünſchte gern bald Ihre Antiphonie, d. h. Ihre Antwort. — — — Und zwar nicht blos auf einen Brief, ſondern auf eine ordentliche Frage zugleich. Nämlich ich arbeite eben eine Fortſetzung der Friedenspredigt zu Ende, obwohl unter anderem Titel und Kleide. Die moraliſchen und politiſchen Grundſätze allein ſind die vorigen. Ich wünſche nun ſo gern dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin, welche Beide mir wohlwollen, wie ich weiß, das Werkchen zuzueignen. Gleichwohl wünſcht' ich vorher eine kleine Abſage oder Zuſage von — Ihnen dazu, wobei Sie uncompromittirt bleiben, wie ſich's verſteht, d. h. einen Rath: Wer kennt Weimar außerhalb Weimar? Kaum Einer in Weimar. — Auch hat die Zueignung nicht ſowohl das fürſtliche Paar, als Weimar ſelber zu bedenken, da im Werkchen leider Gottes Gott ſelber oft genug vorkommt; wobei mich nichts entſchuldigen könnte, wenn ich nicht vorausſetzte, Gott ſei für Weimar ein Biſchof in partibus infidelium. —

Ohne alle Satire iſt freilich das Werkchen ſo wenig als die Friedenspredigt; aber dieſe letztere iſt ja ſchon verziehen worden?

Entweder ich hörte oder las neulich, daß Sie Ihren Lukrez herausgeben wollten. Dieß gebe ein lebendigerer Gott, als der, den er und Sie — überſehen!

Vor einigen Wochen las ich erſt Werners Luther. — Aber er hat mich bei allem meinen äſthetiſchen Kosmopolitismus erzürnt. Ein ſolcher Luther — eine ſolche Eliſabeth — nach der Geſchichte und nach Goethe's Götz! — Werner iſt ein ab-

gewebtes Stückchen Zeit; er aber wird die Zeit nicht weiter weben. Sogar Collin in seiner Wasser- und Leibes-Dürre zieh' ich vor.

In der Ostermesse erscheinen zwei Werke von mir: Schmelzle's Reise halt' ich für mein Ausgearbeitetstes im Komischen. Auch Katzenberger ist mir und (hoff' ich) Ihnen lieber, als er Weibern sein kann.

Bald ein Zuwort, lieber Freund, dessen neulichen Logogryph Ihre Freunde nicht verfehlen konnten. Meinen Gruß an Ihre Gattin von mir und meiner.

Jean Paul Fr. Richter.

11.

Baireuth, den 24. März 1810.

Verehrter Freund! Wenn Sie nur so viele Briefe an mich schrieben, als ich Bücher an Sie: so wär' ich froh und dankbar; denn ich hätte drei Briefe mehr bekommen, nämlich für Schmelzle, Katzenberger und Dämmerungen; — und in allen dreien einige kritische Worte von meinem so geachteten Kunstrichter. Giebts denn keine Briefsedern und Postpferde mehr in der Welt? Postmeister wenigstens genug, da jeder Fürst jetzt einer ist. Wie sehn' ich mich, nur einen Tag lang mit Ihnen über die luxus naturae et diaboli der jetzigen Zeit zu reden! Auch über die literarischen Naturspiele möcht' ich Sie hören, z. B. über die Wahlverwandtschaften, für welche ich beinahe ein öffentliches Wort gegen den Hallischen Halloren gesprochen hätte, ob mir gleich auch das ideale Ehebrechen darin nicht gefällt. Reelles wäre viel sittlicher.

Wenn Sie mir, theuerster Freund, die Freude eines Briefes machen, so verdoppeln Sie doch solche, indem Sie einige Ihrer Gedichte beilegen. Mir gefallen Gedichte jetzt immer seltner; und daher muß ich nach seltenen, wie die Ihrigen, jagen.

Leben Sie wohl; ich grüße herzlich Frau und Sohn.

Ihr Jean Paul Fr. Richter.

12.

Baireuth, den 17. Mai 1814.

— Und hat man einmal zu antworten verſchoben: ſo hört die Sünde kaum auf; und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn mich einmal mein Pathchen ſelber zu Gevatter bäte und im Briefe mir mein Schweigen auf Ihren vorhielte.

Wirklich je mehr man zu ſagen hat, deſto weniger fängt man an, etwas zu ſagen. Mit Ihnen könnt' ich ein Jahr über jetzige Jahre reden. Die Zeit gebiert jetzo ſchnell und viel; Drillinge, Fünflinge ſind täglich das Wenigſte. Doch erholt ſie ſich von ihrer politiſchen Fruchtbarkeit durch ihre poetiſche Unfruchtbarkeit. Als ich Sie ſah, war es umgekehrt.

Äſthetiſche Unterhaltungen, wie in Jena und Weimar, würden mir in Baireuth unter die ſieben Wunder Jenas gehören, aber meine Muſe vermißt ſie ſehr. Wie wollten wir erſt jetzt, guter Dichter und Kunſtrichter und Freund, ſo einträchtig leben und zanken, da Sie ſchon früher gegen meine rauhe, vogtländiſche Körper-, Lebens- und Schreibborke ſo nachſichtig ſich bewieſen. Nur Ihre poetiſche und weltmänniſche Viel- und Allſeitigkeit erklärt es, daß Sie mir ſonſt mehr durch die Finger als auf die Finger ſahen. —

Und ſo würd' ich auch mit meinem, beinahe eben ſo von mir geliebten als verehrten Goethe ein ſchönes chriſtliches Leben führen, mit dieſem Abendſtern des jetzo bewölkten oder ausgeſtorbenen Dichterhimmels. Sie haben mir durch ſein Urtheil über ein Levana's Bruchſtück ein großes Stück Himmel voriger alter Weimars-Zeit hieher geſchickt. Er ſei von Allem, was gut und recht in mir iſt, innigſt gegrüßt. Ich ſehne mich unglaublich nach Weimar, ob ich gleich die dortigen Gräber fürchte.

Übrigens ſchreib' ich fort und ſehe gar kein Ende davon ab, wenn es nicht das meines Lebens iſt. Mit den Büchern wachſen auch meine Kinder friſch; nur daß dieſe jene überblühen.

— Es bleibe Ihnen, mein geliebter Freund und Dichter, immer Ihre Jugend (Verjüngung wäre eine Verkennung), welche auch in Ihrem letzten Gedichte blüht und wärmt. Es wäre närrisch, wenn man nahe an der Ewigkeit veralten wollte, die ja keine Zeit und kein Alter kennt. — Einen herzlichen guten Morgen, Mittag und Abend für Sie und Ihre Gattin!

Ihr alter Freund

Jean Paul Fr. Richter.

15.

Baireuth, den 13. Februar 1815.

— Neulich hatt' ich die Freude, anderthalb Stunden lang von Ihnen mit Fr. v. Knebel zu reden. Aber wann werd' ich das größere haben, mit zu Ihnen zu sprechen? Giebt es denn keinen Sommer und keinen Wagen mehr, der Sie hieher brächte? — Wär' ich bei Ihnen, so würd' ich Sie — wie ich bei Thümmel gethan — aus Ihrem ästhetisch-genießenden Far niente wecken und zur Sammlung Ihrer Werke stimmen oder quälen, damit unser Göetz-Properz nicht später in die Hände und sinesischen Fingernägel eines Ramler falle. Denn gesammelt werden Ihre Gedichte doch einmal.

Seit vielen Jahren arbeit' ich am Plane zu einem großen komischen Werke, versplittere mich aber immer in die verdammten Zeitschrift-Stücke. Ich habe so viel zu schreiben, und habe noch so wenig zu leben; geht's so fort, so fahr' ich aus der Welt und habe nichts darin gesagt.

Leben Sie wohl, mein alter werther Freund! Ihr Leben bleibe immer ein südliches Land, wo man Winter und Sommer wenig unterscheiden kann. Ich grüße die Ihrigen.

Ihr Jean Paul Fr. Richter.

Goethe und Einsiedel seien gegrüßt. Hier ist meine ganze Dreieinigkeit Ihrer Gegend genannt.

Matthisson an Knebel.

1.

Wörlitz bei Dessau, den 25. December 1798.

Ob ich Ihrer gedacht habe, edler, vortrefflicher Freund? O wie oft und mit welcher innigen Herzlichkeit. Sie waren ja damals mein Seelenarzt. Jetzt ist das unglückliche Band meiner Ehe gerichtlich getrennt und ich lebe seit einem Jahre ruhig und heiter, im Dienste der Wissenschaften.

Wie angenehm hat mich Ihr Properz überrascht! Auch auf Löschpapier gedruckt herrlich und schön, und nun noch in diesem Prachtgewande! Die Lesung des Buchs hat mir einen sehr reinen und hohen Genuß gewährt. Sie haben, nach meinem Gefühl, dem Alten von seiner Properzheit nicht nur nichts genommen, sondern ihn hie und da noch mit Schönheiten ausgestattet, die er als die seinigen anzuerkennen sich zur großen Ehre rechnen wird. Was doch unser Publicum, dem es gleich ist, ob man ihm einen Ritterroman oder ein dichterisches Meisterwerk auftischt, wohl zu diesem süßtönenden Elegiker sagen wird?

Ihr Zutrauen zu mir, in Absicht Ihres Lukrez, ist übertrieben, mein edler Freund! Ich bin in diesem Punkte der Mann keinesweges, für den Sie mich halten. Alles, was ich thun kann, ist, Ihnen meinen guten Willen zu zeigen. Vielleicht daß ich im Versbau hin und wieder eine Änderung vorzuschlagen haben würde; jedoch nach Ihrem Properz und der Probe im Merkur zu urtheilen, dürfte dieß wohl selten der Fall sein. Senden Sie mir indeß Ihr Manuscript. Ich werde es mit innigem Vergnügen aufmerksam durchgehen, und

was meinem Ohr nicht wohltönend genug scheint, auf einem besondern Blatte anzeichnen oder eine Änderung vorschlagen.

Vergessen Sie mich nie, theurer Freund! Ich umarme Sie mit inniger Herzlichkeit! Leben Sie tausendmal wohl!

Ihr Matthisson.

2.

Dessau, den 17. Mai 1803.

Vielleicht wird Ihnen, mein vortrefflicher und unvergeßlicher Freund, der in dieser Messe erschienene erste Theil meiner lyrischen Anthologie zu Gesicht kommen. Sie werden daraus den Plan und Zweck des Werks kennen lernen. Ich bin jetzt mit meinem Manuscript schon so weit vorgerückt, daß ich eine Auswahl Ihrer lyrischen Poesien bedarf, um fortfahren zu können. Ich wende mich daher an Sie selbst, und bitte Sie dringend, mir aus Ihren Papieren diejenigen Gedichte mitzutheilen, welche Sie darin aufgenommen wissen wollen. Auf keine Weise darf Ihr Name in dieser Dichterreihe fehlen. Nach dem Plane, den ich mir vorgeschrieben habe, kann ich wenigstens zwanzig Stücke aufnehmen. Haben Sie, ich bitte dringend und herzlich, die Güte, mir abschriftlich Alles mitzutheilen, was zu meinem Zwecke dienen kann; auch die trefflichen in der Adraſtea befindlichen Gesänge, weil ich diese Zeitschrift hier nicht zur Hand habe. Auch wünschte ich von Ihnen selbst das Jahr und den Ort Ihrer Geburt zu wissen, und in welchen Diensten Sie Major sind. — Noch immer erinnere ich mich mit Wonne unserer Reise nach Coburg, und jedes damaligen Ergusses Ihrer schönen und edlen Seele. Bleiben Sie mir auch ferner gut. — Ist es nicht sehr unbescheiden, wenn ich Sie um die baldigste Erfüllung meiner Bitte anflehe? — Mit der reinsten Liebe und innigsten Verehrung

Ihr Matthisson.

3.

Wörlitz bei Dessau, den 1. Juni 1803.

O wie herzlich, geliebter und verehrter Freund, hat mich Ihr inniger Brief und das treffliche Gedicht erfreut! Sein Sie hundertmal im Geiste dafür umarmt. Mit Wonne sehe ich Ihrem Lukrez entgegen, der nach Allem, was ich weiß, und nach Allem, was ich ahne, ein vollendetes Meisterwerk sein wird. Sie allein vermochten vielleicht diesen Ulyssesbogen zu spannen! Empfangen Sie meinen wärmsten Glückwunsch vorläufig! Der Glückwunsch und Dank der Nation wird bald folgen. — Nun meine Bitte im Namen der Musen und des bessern Publicum: Ich wünsche nicht nur Ihre drei Hymnen, sondern auch Ihre acht Elegien und andere lyrische Arbeiten in meine Anthologie aufzunehmen — es werden mit die schönsten Blumen in diesem vaterländischen Kranze sein: lassen Sie, Edler! den ich mit Entzücken Freund nenne, mir daher diesen ganzen Schatz, so bald als möglich zukommen. (Die Hymne an die Sonne, dieß himmlische Gedicht, hat die Fürstin sich abgeschrieben.) Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der Band meiner Anthologie, worin Ihre Rubrik befindlich sein wird, nicht vor dem Almanach von Willmanns erscheinen soll. O lassen Sie mich keine Fehlbitte thun; ich beschwöre Sie darum. Alles, Alles möcht' ich von Ihnen haben. Ich habe eine eben so große Vorliebe für Knebel den Dichter, als für Knebel den Menschen. Ich wünsche sehnsuchtsvoll, Ihnen noch einmal zu begegnen: was von mir abhängt, werde ich gewiß thun, um diesen heißen Seelenwunsch zu erfüllen. Ich bin seit vier Jahren ein gewaltiger Mineraliensammler geworden, und habe auf meinen verschiedenen Reisen, besonders in Tyrol und der Schweiz, schon recht gute Sachen zusammengebracht. Ein Stück Trümmerachat, das Sie mir in Jena gaben, erinnert mich oft an jene goldenen Tage. — Ich besuche

das Haus Ihres Herrn Vetters in Deſſau ſehr fleißig. Seine Frau iſt eine ſehr glückliche Dichterin; aber über jeden Ausdruck beſcheiden, und man hat Mühe, etwas zu ſehen zu kriegen. Deſto beſſer! Was Sie mir für Rode und Bärenhorſt auftrugen, ſoll pünktlich beſorgt werden. Jubeln und jauchzen werde ich, wenn Ihre Muſenkinder bei mir einziehen! Nein, Beſter der Sterblichen, Sie können und werden mir dieſe Freude nicht verderben! — Ich umarme Sie mit ganzer Seele und mit dem Feuer der innigſten Freundſchaft! Unwandelbar Ihr Matthiſſon.

4.

Wörlitz, den 1. Juli 1803.

Mit wahrer Wonne habe ich den Hymnus an Selene erhalten, mein vortrefflicher Freund. Die Fürſtin trägt mir auf, Ihnen in ihrem Namen warm und herzlich dafür zu danken. Sie hat ihn ebenfalls in ihr Handbuch geſchrieben, und mir ihn geſtern vorgeleſen. Abzuſchreiben und laut zu leſen pflegt ſie alle Gedichte, die vorzüglich zu ihrer Seele ſprechen. Der Hymnus an Selene iſt ein würdiges Seitenſtück zum Sonnenhymnus. Er hat mich hingeriſſen. Ich kann nun kaum den Moment erwarten, wo ich auch den Hymnus an die Natur erhalten werde. Selbſt auf die Gefahr, unbeſcheiden zu ſcheinen, wage ich es, meinen edlen Freund um baldige Mittheilung deſſelben zu bitten. Daß ich mir auch von den Elegien einige wünſchte, war wohl ſehr natürlich. Indeß bin ich durch die drei Hymnen ſchon ſehr reich. — Leben Sie glücklich, edler Menſch, Sänger nach dem Herzen der Natur! Innig umarmt Sie

Ihr Matthiſſon.

5.

Wörlitz, den 20. October 1810.

Theurer Knebel! Ich möchte den Hymnus an die Erde lieber geſungen haben, als alle meine Gedichte. Dieß iſt kein leeres Compliment, ſondern Überzeugung. Tauſend Dank für dieſen Feſttagsgenuß. Ich erhielt Ihr biederes Schreiben gerade, als ich bei der Herzogin war. Sie las den Hymnus laut, und zerfloß vor ſchöner Rührung in Thränen bei der hinreißenden Stelle:

„Was krönt herrlicher dich" u. ſ. w.

Sehr willkommen war es der hochherzigen Frau, daß der edle Knebel noch ſo wohlwollend ſich ihrer erinnert.

Auch Rode dankt herzlich. Er iſt und bleibt einer Ihrer wärmſten Verehrer. Durch ihn hat auch die liebe Couſine, welche Thümmel durch ein artiges Lied ehrte, den Hymnus erhalten.

Wann erſcheinen Ihre Hymnen und Elegien? Ich bitte um ein Exemplar. — Eine vollſtändige Ausgabe meiner Gedichte (gedruckter und ungedruckter) erſcheint künftige Oſtern bei Cotta. Frommann in Jena wird ſie drucken. Bis auf die Vorrede iſt Alles in Ordnung. O die Vorreden hat Gottſched erfunden! Die Philiſter ſind darin Großmeiſter. Gelingt mir, wie ich hoffe, dieſe Vorrede nicht, ſo iſt das ein köſtlicher Beweis, daß ich mit dem φιλιστριον nicht in Rapport ſtehe. — Ad vocem Philiſter, fällt mir noch ein, zu fragen, ob Sie einen gewiſſen Philiſter wegen gewiſſer Impertinenzen zu züchtigen vergeſſen haben? —

Angelegentlich und herzlich empfehle ich mich Ihrer Frau Gemahlin, deren Bekanntſchaft ich meiner guten Frau ſchon mehr als einmal gewünſcht habe. Vielleicht führt uns irgend eine Reiſe einmal durch Jena. Edler Menſch! Ich umarme

Dich mit heißer Liebe, Du, den ich ehre, wie ich noch wenige meines Volks ehrte!

Matthiſſon.

6.

Im Gaſthofe zur Henne vor Naumburg, den 10. Nov. 1810.

Geliebter Knebel! Je öfter ich Sie ſehe, je feſter ſchließt ſich mein Herz an das Ihrige, und Sie gehören zu den ſehr Wenigen, mit denen ich wohl im Abendſchatten Hand in Hand zur Ruhe gehen möchte. Wer weiß, was im Buche des Schickſals hierüber aufgezeichnet ſteht; wer hat darin vorgeblättert? — Es waren geſtern ſchöne, unvergeßliche Momente, ſo ſchnell ſie auch vorbeiblitzten. Ihrer lieben Gemahlin, die ich herzlich hochſchätze und verehre, konnte ich im Vorbeigehen nur die Hand küſſen. Ich empfehle mich ihrem theuren Andenken auf das Angelegentlichſte. Auch ſage ich dem biedern Heinemann und dem lieben Sarmaten die herzlichſten Grüße. — Meine Reiſe bis hieher, bei regnichtem Wetter und böſen Wegen, weniger langweilig zu machen, reimte ich allerlei Poſſen und machte vier Charaden. Von den letztern lege ich eine bei, weil ſie vielleicht dem ehrwürdigen Griesbach Spaß machen wird. Ich halte dieſe Reimſpielereien nur dann für zuläſſig, wenn dadurch berühmte und verdienſtvolle Männer vor dem Volke geehrt und geprieſen werden; ſo wie ich denn dieſe Regel auch bei Ihrem Namen befolgte.

Da kommt der Burſche, um den Tiſch zu decken. *Vergo!* Edler, trefflicher Menſch, ſei mit ganzer Seele umarmt von

Deinem ewigen Matthiſſon.

7.

Stuttgart, den 15. November 1813.

Mein vortrefflicher Freund! Sehr, sehr lange nach der Absendung erhielt ich Ihren geist- und herzvollen Brief, sammt der herrlichen Musengabe, die ich dem Könige mittheilte, der sie ganz zu würdigen wußte. Bei dieser Gelegenheit konnte ich denn auch meinem Herzen über den von mir so heiß geliebten Dichter freien Lauf lassen. — Welche Freude wollen Sie mir bereiten! Das Ante omnia Musae-Kleinod zu meinem Eigenthum machen! Nie hat eine Fürstengabe mich mit so lebhaftem Vergnügen erfüllt, wie dieses Gastgeschenk des edlen Freundes und hohen Musenpriesters! Es ist kindliche, wahrhafte Weihnachtsfreude, was ich darüber empfinde, und der Tag soll festlich begangen werden, wo es bei mir anlangen wird. Ich glaube, das Sicherste würde sein, dasselbe mit Makulatur zu maskiren, und unter der Aufschrift: Gedruckte Sachen, dem jetzt wieder sichern Postwagen anzuvertrauen. Mein Dank für dieß theure, ganz unschätzbare Andenken hat hier keine Worte; aber in der nächsten Stunde der Weihe, deren Apoll mich wieder würdigen wird, soll er laut werden in der Sprache der Musen, und weit umher erklingen. —

— Ihre Gefühle beim Vorangehen der Schwester in eine höhere Ordnung der Wesen, konnt' ich um so inniger theilen, da ich die Edle kannte, welche nur der Enthüllung vom Körper bedurfte, um ganz ein Engel zu sein. Have, candidissima anima! —

— Aus der Beilage vom Hofrath Andreä werden Sie am besten ersehen, wie es in Absicht Ihres Capitals in gegenwärtigem Augenblicke noch steht, und ich erwarte hierauf Ihre weitere Willensmeinung, um hiernach das Weitere gemein-

ſchaftlich mit Hofrath Andreä zu betreiben und zu bewirken. — Ich hatte dieſen Sommer die große Freude, meiner guten, mich täglich mehr beglückenden Frau den intereſſanteſten Theil der Schweiz zu zeigen, und ſie durch Wallis, über die Wunderſtraße des Simplon, nach den borromäiſchen Inſeln und Mailand zu führen, hauptſächlich, um ihren Schmerz über den Verluſt eines holden Kindes früher zu mildern. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb mir der König einen eigenhändigen Troſtbrief, der ſeinem Herzen zur allerhöchſten Ehre gereicht.

— Wegen Sachſen überhaupt, und wegen meines armen Deſſau insbeſondere, blutet mir das Herz. Keiner meiner Briefe iſt dort angekommen, und ich habe ſeit vielen Wochen kein Lebenszeichen aus dortigen Gegenden erhalten. — Über die Erweiterung Ihres häuslichen Wohls freut ſich meine ganze Seele. Der Haupturheberin deſſelben empfehle ich mich mit freundſchaftlicher Hochachtung. — Möge der Tag des Wiederſehens uns noch leuchten, bevor einer von uns hinab muß, quo pius Aeneas etc., Theurer! Unvergeßlicher! Ewig wie heute Ihr ergebenſter

Matthiſſon.

B.

Stuttgart, den 19. März 1814.

Theurer, Verehrter! Lieben Sie mich noch? Sind Sie geſund? Haben Sie den Brief mit der Einlage vom Hofrath Andreä, den ich vor mehrern Wochen an Sie abſandte, erhalten? Ich beſchwöre Sie, mit zwei Linien dieſe Fragen zu beantworten. Mir fährt es fort wohl zu gehen. Meine Frau bewährt ſich täglich mehr als die treuſte, ſorglichſte, liebevollſte Lebensgefährtin. Sagen Sie das der trefflichen Ihrigen, der ich mich auf das Herzlichſte empfehle, es wird ſie freuen, weil

ſie ſich immer ſo ungeheuchelt wohlwollend und theilnehmend gegen mich bewies. Dann ſprach ich auch in dem (wahrſcheinlich verlorenen) Briefe laut meinen Dank über das mir beſtimmte köſtliche Kleinod (Ante omnia Musae) mit dem ganzen Jubel eines Kindes am Chriſtabend aus. Meine Freude darüber wird gränzenlos ſein. Ich kann betheuern, daß ich ſeit langer Zeit keinem Dinge mit der geſpannten und ſehnſüchtigen Erwartung entgegenſah, wie dieſem Talisman. Ich that Ihnen, geliebter Knebel, in dem erwähnten Schreiben den Vorſchlag, mir das theure Pfand Ihrer Freundſchaft, in irgend ein Volumen Makulatur eingeſperrt, durch den Poſtwagen zu ſenden. Ich wiederhole dieſe angelegentliche Bitte, und füge derſelben noch eine zweite bei: die Erſcheinung Ihres Lukrez zu beſchleunigen Cotta kann ein ſolches Werk nicht anders als ehrenvoll ausſtatten und honoriren. Wollen Sie mir Vollmacht geben, mit ihm deßhalb zu unterhandeln, und unter welchen Bedingungen? Mündlich macht ſich ſo etwas beſſer und kürzer ab, als ſchriftlich. Bald niſten wieder die Täubchen Aphrodite's im Helme des Mars, und dann kehren die Saturnia regna der Muſenkünſte wieder. Ich projectire, wenn ich anders nicht früher hinab muß, quo pius Aeneas, quo divus Tullus et Ancus, in Jahr und Tag eine Beſuchreiſe ins Vaterland, um meinen ehrwürdigen Wohlthäter und Freund, den Herzog von Deſſau, und meine alte Mutter noch einmal wiederzuſehen. Dann führt mein Weg mich über Jena. Jubel über Jubel! Wie im Jahre 1794 Knebel mir in Weimar bei Frau v. Kalb zum erſten Mal erſchien, erſcheint er mir dann zum letzten Mal gewiß auch noch. Ein Athamas in Göthe's Mädcheninſel! — Mögen Äskulaps roſenumkränzte Töchter Hygieia und Jaſo Ihr Leben verſchönern und beſeligen, bis Sie alt, wie Anakreon, Demokrit, Plato, Tizian oder Fontenelle, zu den Schatten hochgefeiert und allbedauert hinabſteigen. Der Heroen unſers Parnaſſes werden immer weniger. Wieland, Klopſtock, Schiller, Herder — ſind dahin! Der Genius des

Lebens und der Kraft walte noch lange über die Tage Goethe's, Knebel's, Thümmel's. —

Ich umarme Sie, Edler und Unvergeßlicher, mit dem ganzen Feuer der Freundschaft, welche von keiner andern Lebensjahreszeit etwas weiß, als vom Frühling, Sommer und Herbst. Ewig wie heute

Ihr

Matthiſon.

Hegel an Knebel.

1.

Bamberg, den 20. August 1807.

Soll ich, hochgeschätzter Freund, mit Entschuldigungen meines langen Stillschweigens gegen Sie beginnen, und die ganze Reihe derselben auftreten lassen? Eines Theils gesteh' ich, daß es nicht ganz zu entschuldigen ist, andern Theils halte ich mich versichert, daß Sie auch ohne dieses Zeichen eines Briefes überzeugt sind, ich habe nicht aufgehört, Sie hochzuschätzen und zu lieben, und daß Sie zu freundschaftliche Gesinnungen gegen mich haben, um nicht durch dieses, wenn auch spätere Zeichen meines Andenkens sich bewegen zu lassen, mir zu verzeihen.

Von Zeit zu Zeit habe ich vernommen, daß Sie und Ihre geschätzte Familie sich wohl befinden, und ob Sie wohl dieses Frühjahr noch von einem harten Schlage betroffen werden sind, so werden Sie doch auch davon sich wieder erholt haben, und in der Besserung des allgemeinen Zustandes mitgegangen sein, der doch wenigstens gemäßigt und so geworden ist, daß wir's können ertragen. — Es ist ein Hauptzweck dieses Schreibens an Sie, Sie um Nachrichten von sich und Ihrem Thun und Ergehen zu bitten. Was ich, und warum ich es treibe, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich immer einen Hang zur Politik hatte. Dieser hat sich aber beim Zeitungsschreiben vielmehr geschwächt, als daß er dadurch Nahrung gefunden hätte. Denn ich habe hierbei die politischen Neuigkeiten aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen, als der Leser; diesem ist der

Inhalt die Hauptſache, mir gilt eine Neuigkeit als Artikel, daß er das Blatt füllt. Die Verminderung des Genuſſes, den die Befriedigung der politiſchen Neugierde gewährt, wird jedoch durch Anderes erſetzt, das eine iſt der Ertrag — ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der Bibel überzeugt, und ihn zu meinem Leitſtern gemacht: Trachtet am erſten nach Nahrung und Kleidung, ſo wird euch das Reich Gottes von ſelbſt zufallen; — das andere iſt, daß der Zeitungsſchreiber ſelbſt ein Gegenſtand der Neugierde und faſt des Neides iſt, indem Jedermann das zu wiſſen wünſcht, was dieſer noch in petto behalte, was, wie man verſichert, das Beſte ſein ſoll; — unter uns geſagt, weiß ich jedoch, niemals mehr als in meiner Zeitung ſteht, und ſehr oft dieß nicht einmal. — Ganz leer an geheimen politiſchen Neuigkeiten will ich Sie jedoch nicht ausgehen laſſen, ich kann Ihnen alſo sub rosa ſagen, daß Lucian Buonaparte König von Portugal und Spanien, und Berthier König der Schweiz wird; — der Krieg zwiſchen Baiern und Öſterreich iſt ohnehin eine bekannte Sache.

Laſſen Sie eine ſolche Mittheilung nicht unerwiedert; Sie, eingeweiht in die höhere Politik, wären im Stande, die niedrigere Zeitungsſchreibers-Politik in etwas zu erheben; unterſtützen Sie Ihren Freund durch milde Beiträge; außer dem Intereſſe der Sache hätten ſolche Artikel einen Beigeſchmack, nämlich ſie der Gefälligkeit eines Freundes zu verdanken zu haben, der den Werth des Inhalts ſelbſt noch übertreffen würde, wenn dieſer auch in Kaiſern und Königen, und der Austheilung von Königreichen und Prinzeſſinnen beſtände. In dieſer traurigen Friedenszeit, die das für die Zeitungsſchreiber iſt, was der ſchöne Mondſchein und gute Polizei für Diebe und — —, habe ich alle Hülfe nöthig, um der Neugierde des Publicum ihr Futter zu liefern. Ihre Gegend iſt zwar an großen politiſchen Begebenheiten — die zu große der Schlacht von Jena ausgenommen, dergleichen in hundert oder tauſend Jahren nur einmal vorkommt — nicht ſehr ergiebig; inzwiſchen ſind große politiſch-

Begebenheiten und Zeitungsnachrichten nicht gerade ganz das ſelbe, und an letztern fehlt es nicht — es reiß doch hie und da ein Marſchall durch, oder der Geſandte Herr Reinhard, die Abreiſe der herzoglichen Familie, vornehmlich das neue Fürſtenthum Jena gibt ganz preiswürdige Artikel. Ich weiß wohl, daß einen Zeitungsartikel abfaſſen, Strohheſſen heißt, gegen das Schweigen in dem Drehen und Ausmeißeln lukrezischer Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie; aber da in der Epikuräiſchen Philoſophie die Verdauung des Magens nicht unbeachtet gelaſſen werden kann, und für die Unterſtützung derſelben das Zeitungsleſen zu Hülfe gerufen wird, ſo könnte ich denken, daß von dieſer Stunde auch ein Viertelſtündchen zur Abfaſſung von Zeitungsartikeln angewandt, die Verwandlung des paſſiven Zeitungsgeſchäfts in ein actives ſogar eine Erhebung wäre. — Doch ich ſehe eine noch zweckmäßigere Ausführung dieſer Gefälligkeit, um die ich Sie erſuche — giebt ſie nicht für Karl, den ich herzlich grüßen laſſe, ein Übungsmittel in jenem objectiven Style, welchen man Zeitungsſtyl nennt, und der am fähigſten iſt, dem Hange der Jugend, die Einbildungskraft oder das Gefühl, den Witz laufen zu laſſen, ein Gleichgewicht zu halten? Außer dieſem Vortheile der Bildung ſoll Karl auch den Nutzen haben, daß ihm für jeden Artikel ein Krug guten Bamberger Biers, wenn er es anders liebt, gut geſchrieben, und bei einer ſich ergebenden Summe richtig geliefert werden ſoll.

Überlegen Sie alſo meine Bitte. Es wäre mir eine große Gefälligkeit, einen Correſpondenten in der dortigen Gegend zu bekommen. Einmal iſt mir von Weimar — doch ohne Angabe von wem oder welcher Behörde — ein officieller Bericht über die Vorfälle beim weimarſchen Contingent vor Kolberg zugeſchickt worden, für den ich — aber ich weiß nicht wem, Dank ſchuldig bin. — Ich habe ſchon daran gedacht, mich an Falk, oder an Herrn Dr. Müller deßwegen zu wenden. Sie ſind mit Beiden bekannt, und hätten vielleicht die Freundſchaft, darüber

etwas mit dem Einen oder dem Andern auszumachen, oder mir Ihren Rath zu geben, ob ich mich an Einen wenden könnte; wegen des Honorars würden wir uns schon verständigen. — Jedoch setze ich mein liebstes Zutrauen in Karl, und fasse Alles darin zusammen, daß ich Sie bitte, hierin von dem Inhalte meines Wunsches ganz abzusehen, und nur die Gefälligkeit, welche Sie mir durch die Gewährung desselben erweisen, zu beachten.

Noch ein Wort von meinen übrigen Verhältnissen; Sie wissen vielleicht, daß ich in Weimar für dieses halbe Jahr um Urlaub angehalten hatte; ich habe mich nun in nähere Verbindung mit dem Zeitungsinstitute eingelassen, und werde hiemit der vom Herzoge mir verwilligten Pension entsagen, was aber vielleicht überflüssig ist, da mir das Quartal vom Mai — Juli nicht mehr ausbezahlt wurde, das ich noch genießen zu können glaubte. Übrigens werde ich mir es zur Ehre schätzen, noch als Professor von Jena angesehen werden und mich so nennen zu können; in meine vorigen Verhältnisse aber werde ich nicht mehr zurückkehren können; sollte sich ihre ökonomische Seite aber einst ändern lassen, so werde ich keinen Anstand nehmen, die Zeitungs-Redaction gegen den philosophischen Katheder umzutauschen; ich sehne mich vielmehr nach einer solchen Änderung. Von diesem Wunsche macht die Aussicht, Ihrem freundschaftlichen Umgange wieder näher zu kommen, keinen geringen Theil aus. Ich werde die weitläufige Communikation, in welcher ich täglich mit der ganzen Welt stehe, gern gegen ein paar wöchentliche Stunden der Unterhaltung mit Ihnen aufgeben. Das Bier ist hier gut, aber — kämen Sie doch hieher, und tränken es an der Quelle im Felsenkeller, und vornehmlich hälfen Sie es würzen. Ich bitte Sie um dieser letztern Nothdurft willen um so dringender um das Pfefferkorn einiger Zeilen von Ihnen. — Empfehlen Sie mich aufs Angelegentlichste, wenn ich bitten darf, an Frau v. Knebel, und an meine übrigen Freunde.

Ihr ergebenster Freund und Diener Hegel.

2.

Bamberg, den 21. November 1807.

Ich gedenke mir in meiner Druckerei einen stehenden Anfang für alle Briefe setzen zu lassen, welche ich zu schreiben habe, der die Entschuldigungen über die Verzögerung meines Antwortens auf die Briefe meiner Freunde enthalten wird. Bis dahin will ich es also aufschieben, sie Ihnen, hochgeschätzter Freund, vorzulegen; doch freilich kann ich gegen Sie mit denselben nicht ausreichen, sondern hätte deren noch besondere hinzuzufügen. Denn außer den freundschaftlichen Gesinnungen, die mir von Ihnen besonders werth sind, und welche Sie mir in Ihrem Briefe bezeugen, hatten Sie die Güte, denselben noch mit angenehmen literarischen Geschenken auszuschmücken, welche durch sich interessant, es noch mehr durch ihren Contrast werden; das eine, das Werk eines Schusters, der sich als Poet geriren, das andre, das Werk eines Dichters, der sich zur Prosa und selbst zum Katalogen herablassen will; das eine hat zum Inhalt das infandum excidium Trojae, den Greul und Brand der Stadt, die dem Geiste und seinen Productionen gewidmet war; das andre die Geburtsstätte eines Wasserbrandes, welcher dem Unterleibe und seinen Verstopfungen heilig ist.

Empfangen Sie meinen Dank für diese wundersamen Geschenke; ich hatte gewünscht, meinen Dank durch eine Erwiederung zu verstärken; hier lege ich bei, was gerade der Zufall bieten wollte, auf den ich eben länger wartete, als ich gewünscht hatte. — Beides sind baierische Producte, dieser Gleichheit ungeachtet aber auch sehr contrastirend. Eines ächt baierisch; — Gott gebe, daß es ächt baierisch gewesen sei! — Ihr Eigenthum, das ich, als ich es antraf, Ihnen so vindicirt habe, daß der zeitige Besitzer, Paulus, sich freute, eine Gelegenheit zu haben, es Ihnen zukommen und sich Ihnen empfehlen zu lassen. Wir supponirten nämlich Beide, daß Sie es nicht weggeschenkt, sondern verloren haben, und also es wieder zu haben wünschen

könnten. Das andre iſt gleichfalls in Baiern ans Licht getreten, aber in Jena empfangen worden; Sie finden vielleicht Einiges, das Sie intereſſirt, und wenigſtens größtentheils das Beſtreben, populär zu ſein, gelungen, einen ſchönen Inhalt in einer ſchönen Sprache darin.

Sie hatten in Ihrem Briefe die Güte, über die Vorrede meines Buchs (— die Sie, wie ich ſehe, entlehnt haben, ſo daß ich nicht begreife, durch welches Verhängniß das Ihnen zugedachte Exemplar nicht zugekommen iſt — doch, vermuthe ich, wird auch dieſes unvollſtändig geweſen und Ihnen darum vielleicht nicht gegeben worden ſein) — einiges Lob zu ſagen; den Wunſch der größern Verſtändlichkeit und Deutlichkeit, den Sie dabei äußern, hätte ich gern erfüllt; aber gerade dieß iſt die Seite, welche am ſchwerſten zu erreichen, welches das Merkmal der Vollendung iſt; — wenn nämlich anders der Inhalt auch gediegener Art iſt. — Denn es gibt einen Inhalt, welcher ſchon die Deutlichkeit mit ſich führt, wie derjenige iſt, in welchem ich vornehmlich gegenwärtig arbeite: daß der Prinz N. N. heute hier durchpaſſirt, Seine Maj. auf der Schweinsjagd geweſen iſt u. ſ. w. Allein ſo deutlich die Art der Mittheilung politiſcher Neuigkeiten iſt, ſo iſt es deſſenungeachtet gegenwärtig mehr oder weniger der Fall, daß weder Schreiber noch Leſer darum mehr davon verſtehen. Ich könnte daher per contrarium den Schluß machen, daß alſo bei meinem undeutlichen Style deſto mehr verſtanden werde; was ich hoffen zu können wünſchte, aber darum nicht glaube. Im Ernſte aber, wenn gleich eine abſtracte Materie nicht diejenige Deutlichkeit des Vortrags zuläßt, welche beim erſten Abord den Gegenſtand ſchon fertig und klar zeigt, und der einer concretern Materie fähig iſt, ſo finde ich Ihren Tadel gerecht, und kann ihm nur die Klage — wenn es erlaubt iſt, zu klagen, entgegenſetzen, durch das ſogenannte Schickſal verhindert zu werden, etwas durch Arbeit hervorzubringen, das in meiner Wiſſenſchaft Männer von Einſicht und Geſchmack, wie Sie, mein

Freund, mehr zu befriedigen im Stande wäre, und das mir selbſt die Befriedigung gewähren könnte, daß es mir zu ſagen erlaubte: darum habe ich geliebt!

Über unſer politiſches Weltweſen enthalte ich mich, etwas hinzuzufügen; ich intereſſire mich dafür aus Schuldigkeit, und darum kann ich es unterlaſſen, an Sie darüber zu ſchreiben. Dem Verſuche, den Sie in Ihrem letzten Briefe im Zeitungsſtyle gemacht, kann ich nicht anders, als ſein gerechtes Lob widerfahren laſſen, und ich hoffe, Sie nicht vergeblich um Mehreres dergleichen anſprechen zu dürfen. — Es geht freilich in dortiger Gegend nicht viel vor, und ich will ihr nicht wünſchen, daß ſie zeitungsfähiger werde — doch an Durchmärſchen wird's nicht fehlen, und was die Häuſer und Speicher leer macht, füllt um ſo mehr die Zeitungen. —

Das Organiſiren, das eigentlich noch nie aufgehört hat, fängt jetzt von Neuem bei uns hier an; ſonſt unterſchieden ſich in Regierungsangelegenheiten die laufenden Geſchäfte und außerordentliche Einrichtungen, organiſche Veränderungen; es hat jetzt faſt das Anſehen, als ob das Organiſiren ſelbſt das laufende Geſchäft würde, und um den Dr. Schlendrian, dem ſo viel Böſes nachgeſagt werden, völlig auszurotten, alle Tage etwas Neues und Anderes geboren werden ſollte. —

Doch die Muſen haben das Recht, ſich darum nicht viel zu kümmern, und mit Uz die Kleinigkeiten Fürſten zu überlaſſen. — Eben ſo wenig gehen die Freundſchaft dergleichen Weithändel an — und ſo leben Sie wohl, mich zu Hauſe beſtens empfehlend.

Ihr ergebenſter Freund und Diener

Hegel.

3.

Bamberg, den 14. October 1806.

Theuerſter Freund! Die Güte und Bereitwilligkeit, mit der Sie meine durch Frommann an Sie gemachte Bitte zu

erfüllen bemüht waren, hat mich innig gefreut, indem sie mir ein Beweis Ihres fortdauernden freundschaftlichen Andenkens an mich gewesen ist. Es ist freilich keine Bitte, die an Sie zu machen ist, sich hinzusetzen, und politische Tagesschreibereneuigkeiten aufzuzeichnen; wie gern hätte ich Sie lieber um einen Lukrezischen Gesang, um eine Elegie Tibulls, oder eigenthümliche Spiele Ihrer Muse ersucht; allein ich hätte mich durch eine solche Bitte anheischig gemacht, oder Sie wenigstens berechtigt, eine Erwiederung ähnlicher Art zu verlangen; von einer solchen Möglichkeit aber bin ich weiter als je entfernt. Hier giebts keine Lorbeerhaine, nur Wälder, die die Frucht tragen, die Grunzenden zu begeistern und zu beleben; die Hippokrene ist das Bierfaß; Mauth, Polizei, Organisiren sind der Stoff für Elegien nicht Properzischer Art und Kunst. Wenn dieß Zeitalter im Ganzen das eiserne ist, so ist es hier noch mit Blei, Nikel und andern unedlen Metallen vermischt. Man organisirt zwar immer von Neuem, um auch ein Stück vom goldenen herbeizuführen; aber das Gold hat die Natur, gar zu langsam zu wachsen; und vor lauter Begießen und Treibhausarbeiten will man es gar nicht zu einem ruhigen Ansehen kommen lassen. Wohl Ihnen, dem es vergönnt ist, sich in dieser Stille mit sich zu halten, und im Schatze, den nicht Most noch Rost fressen, herumzustöbern; was ich ausgrabe, ist morgen nicht mehr wahr, oder vergessen. Ein Freundschaftswort aber von Ihnen zuweilen herüber, klingt an den alten Saiten an, und bringt sie zu einem lieblichen fernen Nachtönen, das die Erinnerung besserer Zeit hervorruft — und sie wenigstens wünschen, wenn nicht hoffen macht.

Gries ist in München, und wie er Anfangs Sommers sicher schrieb, wollte er über hier nach Jena, seinem Vaterland, zurückgehen; es soll mich sehr freuen, so eine Trümmer von unserem vorzeitigen Lebwesen wieder zu sehen. — Was ich hier von Bekannten hatte, besonders Paulus, wird wiederum verorganisirt; — Paulus kommt als Schulrath nach Nürn-

berg; — Andere anders. — Ich wünschte ihm immer dazu Glück, indem ich mich auf Ihre Neigung zu den Nürnbergern berief; aber diesen iſt, wie ich höre, auch Vieles von ihrem Lebweſen wegorganiſirt worden.

Sind Sie, um noch auf die Politik zurückzukommen, beim Apoldiſchen Haſenjagen geweſen? haben Sie in dem Plateau-Pavillon mit gefrühſtückt? Was hat Napoleon mit Wieland und Goethe auf dem Balle geſprochen? Talma haben Sie doch auch geſehen? — Ich frage Sie dieß nicht für die Zeitung, ſondern für meine Privaterbauung; erzählen Sie mir davon, wenn Sie Luſt haben, und wenn für Sie irgend eine Ergötzlichkeit oder gar eine Ehre für, ich will nicht ſagen, die Deutſchen, aber doch jene ſehr ehrenwerthen Männer, dabei mit untergelaufen iſt.

Meine Empfehlung in Ihr freundſchaftliches Andenken muß ich in die Quere ſchreiben; ich weiß, Sie nehmen ſie nicht ſo auf.

Seit ich Ihre Frau nicht mehr habe ſingen hören, habe ich keinen einzigen erdentlichen Ton mehr gehört; empfehlen Sie mich derſelben beſtens, nicht minder dem Karl. —

Ihr Hegel.

4.

Nürnberg, den 14. December 1810.

Ihr freundſchaftliches Andenken an mich, das Ihr Brief enthält, hat mich recht ſehr gefreut. Die Angelegenheit, die er zum Theil betrifft, der Wunſch der Madame Bohn, ihren Sohn in ein hieſiges Handelshaus zu bringen, hat Herr von Holzſchuher und ich meines Orts Herrn Merkel empfohlen, und Sie wiſſen, daß ſie damit in den beſten Händen iſt; er hat ſchon etliche Anſcheine von Plätzen gehabt, die ſich jedoch noch nicht realiſirt haben. Er läßt ſich Ihnen vielmals empfehlen, und wird dieſer Tage mit einer Sendung ſelbſt Ihnen ſchreiben. Den Kaffeekrieg hat er freilich auch mitgemacht; indeſſen

kennen Sie seine Solidität, die auch einen solchen Puff aushalten kann. Der Krieg, wie Sie diese Maßregel nennen, ist hier förmlich militairisch geführt worden; Herr Merkel hatte bei drei Wochen Wache im Hause, die sich im Kleinen so wacker gehalten, als im Großen geschehen ist, und ihm, jedoch nach Standsgebühr nur für ein paar hundert Gulden, aus den Fässern, die sie zu bewachen hatte, gestohlen hat.

Unser hiesiges Gymnasium hat noch vor der Hand eine Gnadenfrist erhalten, während welcher der Fonds zu unsern Besoldungen und zu den materiellen Bedürfnissen des Ganzen durch die hiesige Stadt ausgemittelt werden soll. Wenn es einerseits hart scheinen sollte, daß der hiesigen Einwohnerschaft eine solche Gelegenheit, ihre Kinder studiren zu lassen, entrissen wurde, so hat sie andererseits die allerhöchste Gnade zu erkennen, daß man diese Anstalt bereits zwei Jahre hat bestehen lassen, denn aus dem Grunde des Mangels an Fonds konnte sie eben so gut schon acht Tage nach ihrer Einrichtung wieder aufgehoben werden; denn er war damals nicht beträchtlicher als jetzt, noch als vor der Einrichtung selbst. Sie werden sich überhaupt über dergleichen Maßregeln nicht verwundert haben, denn es ist Ihnen nicht unbekannt, daß man einerseits heutiges Tags eine Menge Einrichtungen macht, ohne sich vorher nach dem Fonds umgesehen zu haben, daß andererseits in unsern Zeiten die Studienanstalten überhaupt nach äußerer Nützlichkeit und nach Staats-Zwecken hin — gerichtet werden.

Ihren Trost in diesen Weltläuften, daß es anderwärts auch nicht besser sei, wünsche ich nur in Vergleichung Anderer mit Ihnen nicht annehmen zu dürfen; sonst lasse ich ihn gern gelten; haben ja die Verdammten der Hölle keinen bessern, deren doch recht viele und manche sehr respectable Häupter sind, wie Ihr Freund, der Epikuräer Lukretius selbst. Ich freue mich seiner Erscheinung auf Ostern, zu der Sie Hoffnung machen; und verstehe nur nicht ganz, daß Sie in jetziger Zeit zum Noten- und Glossen-Machen nicht aufgelegt seien.

Von Seebeck hatte ich mir die Hoffnung gemacht, daß er, da er in unserer Nachbarschaft ist, uns hier besuchen werde; er hat aber noch nichts von sich sehen lassen. Es wurde erzählt, daß er zuletzt die Lehrstelle der Chemie in Jena hätte übernehmen sollen. Sie schreiben von einigen jungen Männern, um welche die Universität bereichert worden; wenn auch nicht mehr die alte Fülle der Früchte dort ist, so zeigt sich doch noch der alte Trieb, der junge Sprößlinge zum Gedeihen bringt. — Hier zu Lande haben wir viel Geländer und Gerüste von dürrem Holze, an das wir die Sprößlinge annageln und kreuzigen; auch halten wir Tabellen darüber, ziehen spanische ordnungsmäßige Stiefeln an, bezeugen, attestiren, bescheinigen, examiniren und stempeln. Dabei begreifen wir es nicht, wenn das Rechte nicht zu Stande kommt, ungeachtet wir uns doch immer abarbeiten, etwas zu Stande zu bringen, warum man vor lauter Besserem nicht zum Guten komme, und daß das Meliorationsfieber die höchste Gesundheit nicht sei.

Dem sei, wie ihm wolle, geben Sie uns nur die Hoffnung, daß Sie uns hier vielleicht bald einmal besuchen; Sie finden sich Ihre alten Freunde erhalten, die sich so oft mit jenem Wunsche Ihrer erinnern, und außerdem Zerstreuung in äußerer Mannigfaltigkeit genug. Wir haben seit einigen Monaten ein in der That sehr schönes Museum, das an die Stelle der alten Harmonie, die sich jedoch auch noch erhält, getreten ist; — kürzlich hat sich ein Herr v. Haller durch den Kopf geschossen: Frau Senatorin von Stromer hat das Kind ihrer Fräulein Tochter ins Wasser getragen und sitzt im Thurme; nächster Tage wird ein Mann geädert, der mit seiner Tochter Blutschande getrieben, die Letztere wird mit geköpft, weil Beide auch noch das Kind getödtet; andere Fräulein sind noch schwanger; früher ging das vierzehnjährige Mädchen eines Bekannten von mir mit einem Komödianten durch, ein paar Tage darauf folgte ihm eine Andere; hin und wieder findet man todte Weibspersonen im Wasser, die natürlichen Todesfälle nicht mitgerech-

net; — wir haben Concert, wobei wir nur eine Sängerin, wie Ihre Frau Gemahlin vermissen, — Komödie ohnehin; von den Organisationen und Desorganisationen, die man oft nicht unterscheiden kann, nichts zu sagen; — kurz an Incidenzen und Quodlibet fehlt es uns, wie Sie sehen, auch nicht.

Indessen, bis mir das Glück wieder werden soll, Sie persönlich zu sehen, bitte ich, nebst bester Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin und Ihren Sohn, mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen zu erhalten; — ersuche auch, bei Gelegenheit dem Herrn Geh. Rath v. Goethe (und Dr. Riemer) meine respectvollste Ergebenheit zu bezeugen, und habe hier nur noch Platz, mich zu nennen Ihren ergebensten

Hegel.

5.

Ich bin so frei, beifolgende zwei Packete, Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß, zu überschicken, so wie ich mit größtem Danke die Bek. r. sch. S. zurücksende; es hat mir im Ganzen einen sehr angenehmen Eindruck; das Interesse, da es nicht in der Verwicklung der Begebenheiten liegt, ist durch klare und oft tiefeindringende Reflexion gehoben; besonders aber fällt beim ersten Lesen der Contrast zwischen der Zeit, worein die Geschichte gelegt wird, und der erstaunlichen Modernität der Ansichten und Manier sich auszudrücken, — so wie der letztern und der Präcision des Bewußtseins, — und einer selbst beschreibenden „Jungfrauschaft" auf. — Sollten Sie etwas von den „Studien" hier während Ihrer Abwesenheit müßig liegen lassen, so darf ich Sie vielleicht ersuchen, es indeß bei mir, so viel es kann, wuchern zu lassen; — womit ich Ihnen, so wie der ganzen Reisegesellschaft, eine vergnügte Reise wünsche.

H.

Fernow an Knebel.

1.

Weimar, den 25 März 1826.

Verehrter Freund! Es hat mir an Zeit gemangelt, Sie gestern vor meiner Rückkehr nach W. noch einmal zu sehen. Erlauben Sie mir also, daß ich Ihnen ein paar Worte schriftlich sage, die ich Ihnen mit mehr Vergnügen mündlich gesagt hätte. Ich habe wegen des niederbesiegt (devictus) noch mehr nachgedacht; dieses kann nicht bleiben, weil die Verdoppelung der Partikeln, wenn diese nicht schon vorher verbunden waren, ungewöhnlich ist, und weil hier der Ausdruck des Verbi dadurch gewissermaßen eine pleonastische Bedeutung erhalten würde, so wie man in manchen Provinzen statt erbaulich und erbauen, auferbauen und auferbaulich sagt. Aber dagegen ist niedergesiegt nicht allein, wie Sie selbst zu fühlen schienen, poetisch gut, sondern auch nach der Analogie völlig richtig. Beispiele zum Beleg dieser Analogie sind: niedergedonnert, niedergerennet oder gerannt, niedergetrunken (id est: unter den Tisch getrunken), in allen diesen Fällen, zu denen sich wohl, wenn man zu suchen Lust hätte, noch mehrere finden ließen, ist das einfache Verbum donnern, rennen, trinken, mit siegen völlig gleicher Art, denn alle sind intransitiva activa oder können es sein; donnern ist es unbedingt; rennen ist es, wie gehen, wenn es mit einer andern Bestimmung verbunden wird, als ich habe mich müde gegangen, ich habe ihn durch und durch gerannt; ohne solche Bestimmung: ich bin gegangen, ich bin gerannt; trinken endlich ist sowohl transitiv als intran-

sitiv activ; ich habe getrunken, und ich habe Wein getrunken, beides hat seinen vollständigen Sinn; alle diese Verba sind mit nieder gebräuchlich, auch in der passiven Form; er ist niedergedonnert, niedergerannt, also auch niedergesiegt worden; ich hoffe, dieß wird hinreichend sein, Ihnen jeden Scrupel wegen des niedergesiegt, das ich für einen sehr glücklichen Ausdruck halte, zu benehmen, und Sie zur Aufnahme desselben zu vermögen. Wenn Ihnen gelegentlich andere Zweifel grammatischen Inhalts aufstoßen, so werden Sie mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mir dieselben mittheilen, weil ich dadurch veranlaßt werde, über manche Gegenstände selbst noch genauer nachzudenken, die man gewöhnlich ohne solche Veranlassung oft nicht scharf genug betrachtet, weil man im Wahn steht, daß man sie schon genugsam kennt. Keiner kommt aber öfter in den Fall, über Ausdruck und Sprachformen nachzuforschen, als ein dichtender Übersetzer oder ein übersetzender Dichter, und da Sie in Ihrer Person beides vereinigen, so werden Sie um so öfter im Stande sein, einem armen Grammatiker von den Brosamen mitzutheilen, die von Apollo's Tische abfallen.

Mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihnen zu geneigtem Wohlwollen empfehlend, bin ich mit aufrichtiger Achtung und Ergebenheit

Ihr Jernow.

2.

Weimar, den 24. Mai 1806.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, verehrter Herr Major, beigehend meinen ehrlichen alten Asmus Jacob Carstens zu übersenden und Ihrer gütigsten Aufnahme zu empfehlen. Der arme Kauz hat sich, trotz dem ungünstigen Gestirn, das dermalen über dem deutschen Buchhandel walten soll, noch so eben

in die Welt geſchlichen; und nun er einmal da iſt, möcht' ich ihn auch gern von Freunden und Geniusverwandten wohl aufgenommen ſehen, damit die große Fluth den kaum Geborenen nicht ſogleich wieder mit ſich ins Meer der Makulatur hinabſchwemme. Ich hoffe, das Büchlein wird dem Kunſtfreunde einige Unterhaltung gewähren; Ihnen aber wird es, bei Ihrem Feuereifer gegen alles Verkehrte, Erbärmliche und Geſchmackloſe unſerer heutigen Lumpenwelt, in der kein freier Geiſt ſich ungeſtraft regen darf, vielleicht noch überdieß die Galle ein wenig aufreizen. Möchte es nur auch im Stande ſein, den würdigen Hohenprieſtern unſerer deutſchen Kunſttempel eine kleine Schamröthe ins Geſicht zu jagen, ſo wäre ein Hauptzweck des Büchleins erreicht. Nächſtens werd' ich mit einer andern Frucht, die ich auf italieniſchem Boden gezogen, bei Ihnen erſcheinen; und vielleicht bring' ich ſie Ihnen ſelbſt, wenn das Wetter ſeine freundliche Phyſiognomie behält, nach den Feiertagen ins Haus.

Ihren ſpaniſchen Wagner, der ſich ſo lange bei mir verweilt, ſende ich Ihnen hier gleichfalls mit dem beſten Danke zurück.

Was macht der vielgefeilte Lukrez? werden Sie nicht bald dem Publicum das langerwartete Geſchenk machen? Feilen Sie nicht zu viel an dem vollendeten Werk! — Haben Sie keine Nachricht von unſerm engliſchen Freunde Robinſon? Ich möchte jetzt wohl ſein politiſches Glaubensbekenntniß hören. Haben Sie die beiden Schriften von Gentz ſchon geſehen, worin er gegen die franzöſiſche Politik zu Felde zieht? es ſind ein paar überladene Donnerbüchſen, die er ſchon im letzten Feldzuge abfeuern wollte, die aber jetzt erſt hinterdrein losknallen, und alſo bei großem Geräuſch keinen weitern Schaden thun. Voß's Heſiodus hat ſich bisher noch nicht hier blicken laſſen, aber in dieſen Tagen hoffe ich, ihn zu erhalten und freue mich darauf; denn ich glaube, dieß wird nächſt ſeinem Homer ſeine beſte Überſetzerarbeit ſein. Der junge Voß hier hat ein paar Stücke des Shakespeare meiſterlich überſetzt, ſo daß ich fürchte, die

Schlegelsche Übersetzung wird dabei etwas ins Gedränge kommen. Wie ich höre, werden sie für künftige Messe bei Frommann gedruckt erscheinen. Genug meines Geschwätzes für heut!

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin gütigem Wohlwollen und behalten mich in freundlichem Andenken.

Ihr

Fernow.

5.

Weimar, den 18. Juni 1800.

Ihre freundliche Aufnahme meines Carstens macht mich so dreist, auch mit dem ersten Theil meiner römischen Studien bei Ihnen einzusprechen, und zu versuchen, ob diese sich desselben günstigen Schicksals werden erfreuen dürfen.

Es sind, wie Sie finden werden, großen Theils Critica und Polemica, die ich in diesem Theile habe vorangehen lassen, um in den folgenden andere Gegenstände desto friedlicher abhandeln zu können. Indessen, hoffe ich, soll auch dieser den unbefangenen Leser nicht zum Unfrieden gegen den Verfasser stimmen, der das kritische Roß nur dann besteigt, wenn er der Wahrheit einen Dienst leisten zu können glaubt, und der die polemische Lanze nur dann zum Stechen einlegt, wenn sich ihm ein irrender Ritter in den Weg stellt, der seine runzliche Dulzinea für die Schönste aller Damen erklärt. Sollte ich meinen Gegner auch nicht aus dem Sattel heben können, auf dem er vielleicht festgebunden ist, so hoffe ich, ihm doch wenigstens einen tüchtigen Stoß versetzt und vor männiglich bewiesen zu haben, daß seine Dulzinea nicht die wahre Schönheit ist; und damit bin ich denn auch zufrieden, und trabe nun ruhig meines Weges weiter fort, um zu Michaelis mit dem zweiten Theile zu Markt zu ziehen.

Wäre Herr Geh. Rath v. Einsiedel nicht in diesen Tagen

unpäßlich geworden, ſo daß er ſeine Reiſe nach Jena zum Hofgericht ausſetzen müſſen, ſo wäre ich heute mit ihm hinübergekommen, und hätte Ihnen mein Päckchen ſelbſt gebracht. Ich werde mir alſo das Vergnügen, Sie in Jena zu ſehen, auf eine andere gelegene Zeit erſparen.

Ihrer Frau Gemahlin küſſe ich die Hände, und mich Ihrem beiderſeitigen Wohlwollen beſtens empfehlend beharre ich achtungsvoll

Ihr

Fernow.

J. D. Falk an Knebel.

1.

Weimar, den 12. Januar 1806.

Verehrungswerthester Herr Major! Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die ersten Stücke einer Zeitung für Poesie und Kunst zu schicken. Ich bin beauftragt, im Namen der Gesellschaft, die sie herausgibt, den geist- und genievollen Übersetzer des Properz zu ersuchen, ob es ihm nicht vielleicht gefallen möchte, gleich dem ehrwürdigen Hofrath Wieland (Siehe Nummer 3) in unsern gewiß lobenswerthen und völlig parteilosen Zweck einzugehen, das heißt, uns mit seinem guten Rath und mit seinen Beiträgen zu beehren. Das Feld ist weit, und die gewählte Form verschafft einem liberalen Geist einen liberalen Spielraum, der weit über den engen Bezirk des delphischen Dreifußes hinausgeht, wo die gewöhnlichen Orakelsprüche in Deutschland gegeben werden. Prof. Meyer, ein alter Freund

und einer der thätigsten Mitarbeiter, trägt mir auf, seine Wünsche und Bitten den meinigen hinzuzusetzen.

Ich habe nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich die Ehre habe, mich mit der vollkommensten Hochachtung und Verehrung zu nennen

Ihren ganz ergebensten

J. D. Falk.

N. S. Vielleicht, wäre es Ihnen so gefällig, beschenken Sie uns mit einer kleinen Anzeige von Herders Legenden, die in dem ersten Theil seiner Sammlung enthalten sind?

2.

Weimar, den 19. Februar 1808.

Verehrungswerthester Herr Major! Ihrem gefälligen Ansuchen gemäß schicke ich Ihnen die Ode sogleich retour. Ein Auszug des Briefes an Rhadamanthus, nach der mir gütigst gestatteten Freiheit etwaiger Abkürzung, welche dieses Blatt bei seinem kleinen Volumen so sehr nöthig macht, befindet sich in der Druckerei. Wenn es noch nicht ausgesetzt ist: so soll es gleichfalls zurück erfolgen. Es freut mich, daß einer der ersten und talentvollsten Freunde Herders, des uns ewig Unvergeßlichen, das Liberale unseres Plans, wenigstens in der Idee, ahnet. Möchte es ihm gefallen, uns mit einigen Aphorismen über das frühere Leben dieses seltenen Geistes zu beschenken! Übrigens ist hier weder die Rede von einem Athenäum, noch von einem Freimüthigen: keine Partei, und das Gute von Allem! Jeder soll sprechen und Jeder gehört werden, für oder wider uns, gleich viel: im nächsten Stück ist Kotzebue im Elysium und zugleich im Tartarus, wir selbst haben uns einer scharfen Anklage unterworfen: eine Carrikatur, die auf uns eingelaufen, ist abgedruckt worden. Dieser liebevolle Geist ächter Debatten ist es, worauf

wir in unſerer Literatur zurückkommen müſſen, oder wir werden ſämmtlich untergehn. Die Idee mit dem Abplatten des Parnaß durch das Sitzen, und daß, wer mit dem Kopf nicht hinauf kann, wenigſtens mit dem St—ß hinauf rutſcht, iſt ſehr plaiſant und leider nur zu wahr.

Über unſere Geſellſchaften und das, was man guten Ton nennt, verdient kaum, daß man es berückſichtigt. Die königlichen Adler wohnen einſam, und nur die Blattläuſe gehen klubbweiſe zuſammen. Beitzen Sie nur mit geſchärfter Lauge die Schäden unſerer Literatur: gewiß, verehrungswürdigſter Mann, wir ſind nicht die Leute, die ſie verdecken wollen.

Hochachtungsvoll und unabänderlich

Ihr ergebenſter

J. P. Falk.

P. S. Den weiter verſprochenen Beiträgen ſehen wir mit Vergnügen entgegen.

3.

Weimar, im September 1806.

Ihrem Verlangen gemäß, verehrteſter Herr Major, ſchicke ich Ihnen ein zweites Exemplar für Madame Herder; das erſte werden Sie auf dem gewöhnlichen Wege erhalten. Der Tadel Voſſens, der mein Freund iſt, konnte nicht leiſer und nicht lauter ausgedrückt werden: und doch iſt die Frage, ob er nicht, ſelbſt ſo, ihn übel nimmt. Zugleich erinnere ich eine alte Bitte, uns mit einem Stücke Lukrez zu beſchenken, das unſerer Zeitung aus Ihrer Hand gewiß zur vorzüglichſten Zierde gereichen würde. Ich bitte, mich an Madame Herder zu empfehlen, und habe die Ehre, mich mit der vollkommenſten Hochachtung zu nennen

Ihren ergebenſten

J. P. Falk.

J. H. Voſs an Knebel.

Heidelberg, den 20. Januar 1809.

Ich eile, Ihnen, mein wertheſter Knebel, eines der erſten Exemplare von den Briefen über Griechen und Römer zu ſenden, die ich an Sie gerichtet habe. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich es gut mit den Verſtorbenen, und nicht weniger gut mit dem Nachlebenden, der über ſie nach dem Schein urtheilte, im Sinne hatte. Ich in Ihrer Lage hätte in der Hauptſache vielleicht eben ſo geurtheilt. Es wird nun auf unſere Landsleute ankommen, ob ich aus G's Nachlaß eine neue Auswahl, etwa von vierundzwanzig Bogen, drucken laſſe. Sollte Lauigkeit und Überdruß meine Anfrage überhören, ſo müßten die G'ſchen Papiere in ihr dumpfes Verſchloß zurückwandern. Dann verdienten doch wirklich die Deutſchen, an dem neumodiſchen Gekrächz ſich zu ergötzen!

Certent et cycnis ululae, sit Tityrus Orpheus! Auch dieß verkehrte Zeitalter wird vorübergehen. Dann wird man ſich wundern, wie nach der Klopſtock-Leſſingſchen Geiſtesherrſchaft, und während der Goethiſchen, eine ſo dumpfe Barbarei möglich war, ein ſo frecher Trotz auf Barbarei!

Wir, lieber Knebel, halten feſt an dem Ewigſchönen der unſterblichen Alten und ihrer würdigen Nachfolger unter den Neuern. Ich höre, daß Sie Ihren Lukrez tapfer vollendet haben, und ihn nächſtens herausgeben werden. Zur Oſtermeſſe wird auch mein Tibull erſcheinen.

Vorigen Herbſt habe ich den Freiburger Jacobi und Pfeffel beſucht. Eine wahre Erquickung! Möchte mir doch bald eine Reiſe nach Weimar und Jena verſtattet ſein! Oder Ihnen zu uns! Ihnen, und dem edlen Griesbach, den ſein Freund Schnurrer mit Zuverſicht erwartet. Segar auf Goethe's Beſuch rechnen wir. Sein Auguſt iſt mir gar lieb, und gehört zu meinen Hausfreunden.

Leben Sie wohl, Theuerſter, und grüßen Sie unſere Freunde. Das eine Exemplar der Briefe bitte ich Sie, dem Herrn Hofrath Eichſtädt, mit der Bitte einer baldigen Anzeige, zuzuſtellen. Wie, wenn Sie ſelbſt mit Ihres Namens Unterſchrift eine Anzeige machten?

Von Herzen der Ihrige.

Voſs.

Franz Paſſow an Knebel.

I.

Weimar, den 12. Januar 1809.

Einer meiner Schüler fragte mich vor einer Stunde, ob ich ihm nichts nach Jena mitzugeben habe; und erinnerte mich dadurch an eine Schuld, die ich Ihnen, verehrter Herr Major, noch abzutragen habe. Bei dem letzten Beſuch, den ich Ihnen zu machen die Freude hatte, führte die Erwähnung Ihres Lucretius und der Fragmente vom Nero uns auch auf die Überbleibſel des Empedokles. Ich verſprach damals, Ihnen die vollſtändige Sammlung derſelben durch Sturz zu verſchaffen: habe mein Verſprechen aber noch nicht erfüllen können, weil hier kein Menſch das Buch beſitzt, und es keine Freude ſein mag, ſich dem bewußten Freunde in Jena — der es wahrſcheinlich hat — zu verpflichten. Da ich gerade von meinem Leipziger Verleger einige Bücher zu fordern hatte, hab' ich mir den Empedokles, den ich mir doch einmal ſchaffen mußte, gleich ſelbſt beſtellt, und ich werde Ihnen denſelben, ſobald er in meinen Händen iſt, zuſenden. Sehr erfreulich ſoll es mir dann ſein, wenn Sie mir die Überſetzung der Stellen, die Sie näher intereſſiren, aufgeben, und mir erlauben wollen, dit Verdeutſchung Ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Von Ihrer Überſetzung der Neroniſchen Verſe hab' ich ſchon Gebrauch gemacht. In meinen Collectaneen find' ich noch drei Fragmente des Kaiſers; im Leben des Lucanus: sub terris tonuisse putes; in Plinius Hist. nat. 37. 12, wo aber nur das einzige Wort: succina, von den Haaren der Poppäa gebraucht, aufbewahrt iſt, und beim Seneca, natur. quaest. 1, 5. den ſchönen Hexameter:

Colla Cytherineae splendent agitata columbae.

Doch glaube ich, daß auch die vom Perſius 1, 93—95 und 99—102 citirten Verſe dem Nero gehören. Den Titel einer Perſonalſatire von demſelben, Luscio, nennt Suetonius. Domit. 1, und von zwei andern Spottgedichten reden Tacitus. Ann. 15, 49. und Martialis. 9, 27, 9. — Das möchte aber auch leicht Alles ſein, was das Alterthum von ſeinen poetiſchen Arbeiten in specie ſagt.

Heute gehen die letzten Bogen zum erſten Bande meines Perſius an die Preſſe ab, und ſobald ſie zurückkommen, erlauben Sie mir, Ihnen ein Exemplar einhändigen zu dürfen.

Mit der vollkommenſten Hochachtung und Verehrung

Ihr ganz gehorſamſter

Fr. Paſſow.

2.

Weimar, den 12 Februar 1800.

Endlich das Verſprechen löſend, das ich Ihnen, hochverehrter Freund und — wenn Sie mir es zu ſagen vergönnen — Meiſter, in Jena gethan, überſende ich Ihnen hier die Sturziſche Sammlung von des Empedokles wichtigen Fragmenten. Zwar werden Sie ſie nicht mit dem Geiſte gearbeitet finden, wie Schleiermachers herrliche Darſtellung des Herakleitos: aber es iſt doch immer ein Werk von deutſchem Schweiß und Fleiß, deſſen ſich die Nation freuen kann. Auch die Sobrietät und Nettigkeit, mit der Sturz freilich nur die Oberfläche ſeines

ſchweren Gegenſtandes behandelt hat, iſt ganz achtungswerth, und was das Wichtigſte iſt, ſo fehlt ihm gewiß kein Fragment, dagegen ich dem Schleiermacher noch einiges Überſehene aus dem freilich wenig geleſenen Euſtathios nachweiſen könnte.

Darf ich Ihnen noch einen kleinen Verſuch von mir beilegen? — Indeß mögen Sie es nicht leſen, ſo packen Sie es gleich wieder ein, und ſchicken Sie es mir zurück. Ich habe nämlich das kleine, mir ſehr reizende Gedicht des Grammatikers Muſäos überſetzt, das ich einmal mit den gleichzeitigen und gleichartigen des Tryphiodoros und Koluthos griechiſch und deutſch herausgeben möchte. Ich würde mich freuen, wenn Sie meiner Arbeit ein müßiges Stündchen widmen möchten: noch mehr, wenn Ihnen die Übertragung nicht ganz verunglückt erſcheinen ſollte: am meiſten aber, wenn Sie mir im Einzelnen oder Ganzen freundlichen Rath zur Vervollkommnung meines Verſuchs geben wollten. Dürfte ich nur die Bitte hinzufügen, mir das Manuſcript in ohngefähr vierzehn Tagen wiederzuſchicken, denn ich ſelbſt beſſere unaufhörlich daran. Den einen Vers, den Sie finden werden, weiß ich noch nicht zu überſetzen. Wie würden Sie ihn wohl geben? Darüber wünſche ich vor Allem Ihre Belehrung.

Den Sturz behalten Sie, ſo lange Sie ihn brauchen.

Verehrungsvoll Ihr gehorſamſter

Franz Paſſow.

3.

Weimar, den 23. März 1809.

Mein Freund Ibeken wird Ihnen, verehrter Herr Major, ſchon meinen herzlichen Dank für Ihre ſchätzbaren Bemerkungen zum Muſäos überbracht haben. Der endlich fertig gewordene, hierbei erfolgende erſte Theil meines Perſius giebt mir Gelegenheit, Sie noch ſelbſt meiner großen Erkenntlichkeit für die Zeit und Mühe, die Sie meiner kleinen Arbeit geſchenkt

haben, zu versichern. Gar Manches nehme ich mit Ihrer Erlaubniß geradezu in meine Übersetzung hinein, wenn ich freilich besorgen muß, daß man die Hand des Meisters gar zu leicht zwischen dem Meinigen herauserkennen wird, wie einen pannus purpureus late qui splendeat. Indeß soll es meines fernern Fleißes Bemühen sein, daß das Meinige nicht gar zu sehr vor dem Ihrigen verschwinde.

Überall freilich bin ich noch nicht von meiner Meinung abgebracht, so wie überhaupt der Gegenstand so ist, daß gar oft zwei verschiedene Ansichten neben einander bestehen können. Besonders genügt mir auch Ihre Übersetzung des höchst künstlichen, freilich sehr witzelnden Verses:

αὐτὸς ἐὼν ἐρώτης, αὐτόστολος, αὐτόματος νηῦς

nicht ganz. Das ist so eine Aufgabe für Voß, dessen Sohn, meinem Freund, ich auch deßhalb eine Abschrift geschickt habe. — Daß Sie meine Diction im Ganzen etwas in die Höhe geschraubt finden, das scheint mir viel Grund zu haben. Einen Theil davon möchte ich freilich von mir ab auf den Genius unserer Sprache wälzen. Denn die griechische Sprache empfing ihre erste Bildung durch die epische Poesie, und dadurch ist sie zugleich so einfach und so erhaben. Unser Idiom aber hat seine epische Sprache von der einfachen des Lebens gesondert, und da, glaube ich, dürfen wir nicht allemal das einfache Deutsche für das einfache Griechische setzen. Aber das Kapitel ist viel zu weit für einen Brief: so auch das über den vielbesprochenen Spondäus. Ich wünsche recht sehr, Ihnen über diesen und manche verwandte Gegenstände meine nachgerade fester und zusammenhängender werdenden Ideen mündlich zur Prüfung vorlegen zu können. Was mich beim Bau des Hexameters leitet, ist immer nur mein Gefühl von Wohlklang, dem ich treu anhange: aber darüber ließe sich immer noch streiten, wie der am besten zu erlangen sei. —

Ich wünschte, ich hätte Ihnen meinen Persius vor dem Abdruck mittheilen können: dabei würde er viel gewonnen haben.

Jetzt mag ich Sie kaum um Bemerkungen bitten: es würde mir nur unangenehm, sie nicht früher erhalten zu haben, und eine zweite Auflage erlebt kein deutscher Persius. Gleichwohl will ich mich der Strenge Ihrer Kritik nicht entziehn: weil ich zu gut weiß, wie lehrreich mir jeder Tadel von Ihnen sein wird, und dadurch wird er vielleicht auch in künftigen Arbeiten von mir einem größern Kreis nicht ohne Frucht bleiben.

Sollten Sie zur Lectüre der homerischen Hymnen die Ausgabe von Ilgen und Hermann gebrauchen, so kann ich Ihnen beide schicken. Christian Stolbergs Übersetzung, die einzige vollständige, würde Ihnen wenig genügen: die von Leo Seckendorf, die die größern übergangen ist, vielleicht noch weniger.

Ich bin eben im Begriff, mit meinem Freund Schulze eine kleine Ferienwanderung nach Gotha, über die Gleichen, nach Arnstadt, Ihr ehemaliges Ilmenau, Paulinzell u. s. w. zu machen.

Mit wahrer Verehrung Ihr gehorsamster

Franz Passow.

4.

Weimar, den 18. Oct. 1809.

Ihre freundlichen Zeilen, mein hochverehrter Freund, waren mir ein doppelt erfreuliches Geschenk, da ich diesen ganzen Sommer durch Krankheit und Abwesenheit unangenehm gehindert worden bin, mich persönlich von der Fortdauer Ihrer Gewogenheit zu überzeugen. Ich kann die frohe Stimmung, in die Ihr Brief mich versetzt hat, unmöglich besser als sogleich zur Antwort, zum frischen Dank für Ihre freundschaftlichen Aeußerungen benutzen.

So ungern ich von Ihnen höre, daß der Lucrez Sie so lange hat entbehren müssen, und Sie wahrscheinlich noch einige Zeit entbehren wird, so konnte doch das Unangenehme in dieser Nachricht durch nichts Angenehmeres aufgewogen werden, als durch die Verheißung, daß Ihr eigner Genius uns einstweilen

dafür, und gewiß überreichlich entschädigen soll. So leidenschaftlich ich auch wache über die ungeschmälerte Ehre der Übersetzungskunst, so erkenne ich doch willig die Vorrechte der eigenen Schöpfungskraft an, und ist es mir nicht wenig lieb, daß Sie der ungläubigen Menge einen recht einleuchtenden Beweis geben wollen, wie ein trefflicher Übersetzer zugleich ein großer Dichter sein kann. So sorgen Sie auch auf diese Weise indirect für das Beste unsrer edeln Kunst. Nur lassen Sie uns nicht zu lange harren: ich denke aber auch, mit Schöpfungen des eigenen Genius ist es ganz anders, und verschmähen diese den rastlosen, endlosen Fleiß, der den Übersetzer ziert.

Das Verlangen, Ihr: Nachbildung der unendlich schönen Ode an Aphrodite noch eher zu genießen, als es die ganze Lesewelt mit mir kann, läßt mich alle billigen Bedenklichkeiten überwinden, und bitte ich Sie also, mir Ihre Arbeit unter den von Ihnen gemachten Bedingungen zu überschicken. Sie wissen selbst am besten, wie weit unsre Ansichten über das Verdeutschen zusammenstimmen, und wo wir uns von einander entfernen. Meine Ideen hängen von denen des Zeitalters ab: das weiß ich, ohne mich davon so losmachen zu können, daß ich bestimmt sagen dürfte, es sei nichts von Außen Hinzugekommenes, meiner Natur vielleicht eigentlich Fremdes darin. Wo ich also vielleicht etwas Anderes vorschlagen werde, da heißt es allemal nichts weiter, als: ich würde es so oder so versucht haben; und ich weiß, daß das wenig sagen will. Aber Sie halten mich einer solchen Revision fähig, und so will ich mich nicht mit Gewalt schwächer machen als ich bin. — Wollten Sie aber nicht gleich auch die andere Ode der Sappho, und die zwei bis drei bedeutendsten Fragmente übersetzen? Der Versuch ist freilich schon oft gemacht, mitunter von nahmhaften Männern, z. B. von Ramler; ich aber kenne keinen, der es auch nur bis zur Mittelmäßigkeit gebracht hätte.

Daß wir des edeln Alfieri Geist auch ein Mal auf unsrer Bühne sehn sollen, ist eben so schön, als daß gerade Sie uns

dieſen Genuß geben wollen: ſo verſteh' ich wenigſtens Ihre Worte, daß Sie Ihren Saul bereits Goethen übergeben haben. Überhaupt bedarf der ganze Zeitgeiſt und unſer Theater insbeſondre einer ſolchen Nervenſtärkung: denn hier drängen ſich jetzt ſchlechte franz. Opern, und Zieglerſche, Weißenthurnſche ꝛc. grauſenvolle und begebenheitsreiche, aber aller Poeſie und Handlung entkleidete Dramen. Von Goethe haben wir noch nichts wiedergeſehn; von Shakespear auch nicht, und von Schiller nur den Carlos hinten und vor und überall verſtümmelt. Dürfte man Goethen wie die andern Menſchen beurtheilen, ſo würde man ſagen, die alte Liebe fürs Theater roſte. Da ich aber das nicht wage, geh' ich lieber in keine Vorſtellung, und warte geduldig ab, wo es hinaus will; feſt überzeugt, daß es zum Guten führen wird. Sie könnten mit Alfieri die bevorſtehende beſſere Epoche recht herrlich beginnen.

Daß mein Perſius bei Ihnen noch nicht vergeſſen iſt, weiß ich zu ſchätzen. Aber ich habe ihn ſelbſt beinah vergeſſen: wenigſtens werd' ich aus manchen Gründen noch eine Weile mit dem andern Theil anſtehn.

Am Muſäos hab' ich fleißig fortgearbeitet. Er ſoll zur Oſtermeſſe mit dem griech. Text und einer Einleitung erſcheinen. Ich hoffe, wenn er gedruckt zu Ihnen zurückkehrt, ſollen Sie Manches darin beſſer finden, was Sie am Manuſcript mit Recht tadelten.

Wenn Sie zum Lucrez erſt in einiger Zeit zurückkehren ſollten, ſo würde ich dann vielleicht etwas zu Ihrem Studium der griechiſchen naturphiloſophiſchen Dichter beitragen können. Mit dem Empedokles und Herakleitos ſind Sie ſchon vertraut. Vom Parmenides kann ich Ihnen nun auch die fleißige und vollſtändige Füllebornſche Fragmentenſammlung, ſo bald Sie wollen, zuſenden. Den vierten und nicht den letzten dieſer Heroen, den großen Stifter der eleatiſchen Schule, den Xenophanes, hat noch Niemand ſeines ſammelnden Fleißes gewürdigt: ſo habe ich mich jetzt dieſer mühevollen, aber belohnenden

Arbeit unterzogen. Ich bin nämlich dabei, Brunck's gnomiſche Dichter mit verändertem und erweitertem Plan, als Graecae Elegiae monumenta neu herauszugeben. Ich werde alſo zu dem Theognis, Kallinos, Tyrtäos, Solon und Mimnermos auch die herrlichen Reſte des Archilochos, Simonides, Xenophanes, Euphorion, Antimachos, Philetas, Hermeſianax, Phanokles u. a. hinzufügen, von denen allen wir noch zum Theil bedeutende, aber im Dunkel des Athenäos und Stobäos verborgene, kaum den Gelehrten bekannte, von Niemand genoſſene und gewürdigte elegiſche Stücke beſitzen. Da die Fragmente beſonders des Archilochos, Simonides, Euphorion und Xenophanes noch gar nicht oder doch mangelhaft geſammelt ſind, ſo will ich zur beſſern Überſicht auch die nicht elegiſchen Überbleibſel von allen dieſen ehrwürdigen alten Dichtern aus ihrem Dunkel hervorziehn, und ich hoffe, daß man es mir Dank wiſſen wird, da einige dieſer Dichter dem Homer und Heſiod an Alter und Werth zunächſt ſtehn.

Wenn ich Ihnen noch ſage, daß ich recht fleißig bin in den griechiſchen Rednern, beſonders im Demoſthenes, ſo wiſſen Sie die Hauptbeſtandtheile meiner ganzen Thätigkeit, der Sie freundlich nachfragen.

Es war meine Abſicht, in den erſten Tagen dieſer Woche, während unſrer Jahrmarktsferien, nach Jena zu kommen. Ich wünſche ſo ſehr, Sie einmal wiederzuſehn: jedes Geſpräch mit Ihnen iſt mir im hohen Grade lehrreich und anregend. Auch hab' ich ſchon lange gewünſcht, die Bekanntſchaft der Herren Walch und Gries zu machen. Kommt mir das abſcheuliche Wetter nicht abermals in die Quere, ſo hoffe ich, Ihnen am Sonnabend über 8 Tage meine Verehrung mündlich ausdrücken zu können.

Ihr ganz gehorſamſter

Franz Paſſow.

Daß der Profeſſor Schreiber in Heidelberg ſeinen Almanach zu einer Kakushöhle gemacht, hatte mir Abeken ſchon geſagt.

15.

Weimar, den 11. Nov. 1809.

Wie ungern, mein verehrter Herr und Freund! hab' ich neulich dem gegebenen Verſprechen, Sie in Jena zu ſehn, gefehlt: aber ein mich und meine Frau beſonders noch angehender Todesfall, machte mir es zur heiligen Pflicht, lieber hier tröſtend zu verweilen, als mich in Ihrer Nähe in Heiterkeit und ſchöner Mittheilung zu erquicken und zu erfreuen. Aber bald, recht bald muß ich nothwendig zu Ihnen.

Nun komme ich aber auch gleich, ohne mir die Zeit zu nehmen zu einem geſchickten Uebergang, auf die Hauptſache, nämlich auf Ihre Ueberſetzung der beiden Sapphiſchen Oden. Mich zu deren Lob auf die rechte und geziemende Art herauszulaſſen, möchte gar ſchwer ſein, mir auch nicht zuſtehn, und werden Sie das, ſobald Sie danach lüſtern ſind, von ganz andern Lippen vernehmen können: nur das darf ich wohl ſagen, ohne im mindeſten aus meiner Perſon zu fallen, daß ich die drei kurzen Sylben, um die Sie eine jede Strophe gebracht haben, gar reichlich erſetzt finde durch die ſchönſte Fülle inneren Lebens. — Was ich etwa hie und da geändert haben möchte, wollten Sie aber wiſſen; und das ſollen Sie gleich hören, da deſſen zumal wenig, und es überhaupt leichter iſt, die Gründe eines Tadels, als die eines Lobes beſtimmt auszuſprechen: denn jemehr ſich etwas der Vollendung nähert, je weniger Ecken zeigt es, die man erfaſſen könnte. Was erſtlich die Schreibung des Namens anlangt, ſo iſt Ihnen das zweite p wohl nicht zu erlaſſen, ſo wenig als man Bachus, Mathaeus ſchreiben dürfte: denn daß die Griechen Παπφω ſchreiben erfordert die helle Pronunciation des a, die wir auch erhalten müſſen. Es iſt ſo anzuſehn, als ſei Παππφω geſchrieben; aber bekanntlich verträgt die griechiſche Sprache die Verdoppelung des φ nicht. 1,1. möchten Sie nicht etwas treuer ewge für

seelge sehen? dem doppelten Hiatus wäre durch eine leichte Transposition abzuhelfen. 2. ließe sich der lat. Genitiv nicht ausmärzen, und das Übrige in ein Adj. etwa: listenreiche oder listenknüpfrinn, zusammendrängen? 5. die besten Ausg. lesen [illegible], Aeolisch statt [illegible]. Das [illegible] im Folgenden kann wohl nicht identisch sein mit [illegible]. Jenes wird wohl erhören, dieß bloß hören sein. Etwa:

> Aber komm hieher, wenn je du sonstmals,
> Meiner Stimme Ruf vernehmend, oft mich
> Huld erhört, und, deines V. —

In der folgenden, unendlich reichen Strophe, die alle Gebiete nennt, in denen die Göttin waltet, vermißt ich unsre Erde nicht gern in Ihrer Nachbildung. In der vierten Strophe ließe sich das [illegible] vielleicht der himmlischen Einfachheit des Originals etwas näher bringen, obschon das unsterbliche Antlitz mit seinem Dactylus sich gegen die gewählte Form sträubt. In der sechsten Strophe möchte ich gern das wüthendheiß und das wiederfahren weghaben. Mir ist beigefallen:

> Welchem Wunsch ersehnt die liebetrunkne
> Brust so heiss Gewährung?

Ueber das was folgt weiß ich nichts zu sagen, weil mir hier die griech. Worte noch ein Gordischer Knoten sind. [illegible] aber könnte vielleicht besser durch kränken oder ein Synonymum ausgedrückt werden. Zu Ende der folgenden Strophe scheint mir der Sinn nicht ganz erreicht: Wörtlich heißt es:

> Küsst er nicht, so soll er bald dich küssen, Wehrst du's
> ihm selbst nicht.

Im ersten Verse der letzten Strophe möchte ich mir das [illegible] nicht gern rauben lassen, und dafür lieber die Göttin aufopfern. Im 3ten Verse verrückt das active zu vollbringen den Sinn etwas. Vielleicht:

> Was mein Herz vollbracht wünscht, und du selber
> Hilf mir im Kampfe.

oder noch besser:

Gleich den Göttern scheint jener Mann mir:

oder:

Göttern gleich erscheinet — —

In der andern Ode kann ich Ihnen das ähnlich durchaus nicht gelten lassen; sondern:

Gleich den ewigen Göttern scheint der Mann mir etc.

Könnte das Ende der Strophe nicht ein wenig treuer gegeben werden? Auch ist in [illegible] ein fremder Begriff substituirt; da dieß im Gegentheil des Erstarrens auf eine mächtige Erschütterung deutet. So sähe ich auch das schnelle Feuer lieber in leichtes oder feines umgewandelt. Die Wahrheit dieser Stelle ist wirklich ganz wunderbar. — Mit dem Schluß der Ode kann ich mich nicht recht vertragen in Ihrer Übersetzung; ich weiß nichts bestimmt zu tadeln, aber ich möchte es gern anders lesen. — Hier haben Sie die aufgegebne Kritik: sehn Sie selbst, ob ein brauchbares Körnchen herauszufinden ist. Wenn Sie von der Übersetzung noch ein Exemplar besitzen, so heben Sie mir das hiebei zurückgehende auf: ich werd' es mir dann bald abholen. Denn ob ich gleich hoffe, die beiden Oden bald gedruckt zu sehn, so hab' ich doch eine gar große, recht philologische Liebe zu den allereigensten Handzügen des Genius, und schon mehr als Einen Schatz der Art sorgsam aufgespeichert für Kinder und Kindeskinder.

Ich freue mich Ihrer Theilnahme an meinen lieben Elegikern, und arbeite ohne Ruh' und Rast vorwärts. Jetzt hat sich auch eine erwünschte Aussicht aufgethan, zu erhalten, was noch in mein Gebiet gehörendes Inedirtes zu Paris in gleichfalls noch ungedruckten Grammatikern und Scholiasten verborgen sein mag.

Meine Gesundheit ist jetzt gut und wieder ganz wie sonst: Ihre guten Wünsche deßhalb sind also schon erfüllt, aber mir darum nicht weniger werth. Zum Dank dafür schreib' ich Ihnen

ein paar wunderschöne eben nicht bekannte Verse des Likymnios her, die ich erst gestern im Sextus, dem Empiriker, gefunden:

λιπαρόμματε μᾶτερ, ὑψίστων θρόνων
σεμνῶν Ἀπόλλωνος βασίλεια ποθεινά,
πραΰγελως Ὑγίεια.
τίς γὰρ πλούτου χάρις ἢ τεκέων
ἢ τᾶς ἰσοδαίμονος ἀνθρώποις βασιληΐδος ἀρχᾶς;
σέθεν δὲ χωρὶς οὔτις εὐδαίμων ἔφυ.

Bei allem dem fühlen wir die schweren Porzen des Todes hier jetzt oft und schmerzlich genug, indem das epidemische hitzige Nervenfieber, das hier wüthet, auch eine Menge unserer Schüler ergriffen, und uns schon drei der allerhoffnungsvollsten, meinem guten Collegen Schulze und mir persönlich theuersten weggerafft hat; mehrerer anderer uns nicht minder bittern Verlust müssen wir als schon gewiß voraussehn. — Bei einer solchen traurigen Gelegenheit ist auch das beiliegende Blättchen entstanden, von dem nur einige Exemplare für unsre und des Verstorbenen Freunde gedruckt sind. Die voranstehende Rede ist von unserm Schulze: die angehängten griech. Verse haben mich zum Verfasser. — Eine metrische Uebersetzung war nicht möglich zu machen: daher wurde zu allgemeinerer Verständlichkeit die schlechte prosaische beigegeben. —

Erhalten Sie Sich nur wohl, für die Musen, für Sie Selbst, und für uns.

Ihr gehorsamster

Passow.

Die göttlichen **Wahlverwandtschaften** haben Sie wahrscheinlich schon gekannt, ehe wir diesen Schatz von Verstand und von Liebe, von classischer Vollendung und ewiger Jugendglut nur ahneten. Goethe fängt an, zu unvergänglicher Apollinischer Jugend zurückzuleben.

6.

Weimar, den 3. Januar 1800.

Ich freue mich, die ſchönen Abende, die ich bei meinem letzten Beſuch in Jena mit Ihnen, innig verehrter Herr Major, verlebte, mir durch ſchriftliche Mittheilung wieder vergegenwärtigen zu können, indem ich mich zugleich eines Ihnen damals gegebenen Verſprechens entledige. Sie verlangten eine oder die andere Frucht meiner Bemühungen um die Hylleniſchen Elegiker zu ſehn; und da ich mir nichts Lieberes kenne, als wenn ich einmal einem Wunſch von Ihnen genügen kann; es mir aber auch für mich ſelbſt vortheilhaft ſchien, Ihnen bald einen Maaßſtab an die Hand zu geben, nach welchem Sie Ihre Erwartungen von der einſtigen Vollendung meiner Arbeit beſtimmen und begrenzen können: ſo leg' ich Ihnen einige Bruchſtücke des Kallinos, Tyrtäos, Archilochos, Solon und Mimnermos bei, deren Urſchriften, ſämtlich im erſten Bande der Brunkſchen Analekten, gewiß von höchſter Schönheit ſind. Von dem vielen noch Verfehlten werden Sie Manches mit der unausbleiblichen Mangelhaftigkeit des erſten Entwurfs, Anderes mit der großen Schwierigkeit der Form freundlich entſchuldigen, denn auch Sie haben vielleicht gefühlt, wie unendlich mehr das Diſtichon einengt, als der großartigere Hexameter. Beſondere Schwierigkeiten verurſachten mir die arithmetiſchen Progreſſionen in dem letzten Soloniſchen Fragment, gegen die ſich die deutſche poetiſche Sprache etwas zu wehren ſchien, und darum vielleicht ziemlich ſteif daherzieht. Aber ich überzeuge mich immer mehr, daß der Überſetzer aus dem Griechiſchen, wenn er aus dem ſtrengen Geſichtspunkt arbeitet, den Sie neulich ſo treffend von dem gefälligern ſonderten, bei Unkundigen dem Vorwurf einer gewiſſen Steifheit nie entgehen wird, weil die poetiſche Sprache der Griechen im Grunde Eins war mit ihrem leichteſten Converſationsſtyl, da

die Sprache poetischen Ursprungs und Beginnts ist, und ihre Prosa sich erst aus dem Jonischen Epos entwickelte. Darum hatten die Hellenen wohl Worte zu hoch für die Prosa, aber keine zu niedrig oder zu überfinnlich für die Poesie: daher der herrliche Adel, die unerreichbare Reinheit und das plastische Leben der Sprache. Sie werden mir es schon erlassen, zu bemerken, wie traurige Gegensätze unser Idiom bildet, das freilich auch dichterisch begann in dem goldenen Schwäbischen Zeitalter, aber freilich seitdem unter fremdartigen und unpoetischen Aggregaten so tief verschüttet ist, daß vielleicht Jahrhunderte dazu gehören, den alten Schutt abzuräumen, und vielleicht wieder Jahrhunderte, den zurückgedrängten Keimen neue Triebkraft zu geben.

Haben Sie nach dieser Probe die Lust nicht verloren, noch Einiges von dieser Art durchzusehn, so sollen noch einige Mittheilungen aus dem Theognis, Xenophanes, Kritias, Philetas, Alexandros von Aetolien und Eratosthenes erfolgen. Doch bitte ich mir die beiliegenden Blätter gelegentlich wieder aus, weil ich keine so gute Abschrift mehr habe: ohnehin sprechen sie vielleicht bald wieder gedruckt bei Ihnen ein, wenn Sie nicht etwa noch Bedenklichkeiten dabei haben. Denn ich habe sie halb und halb für eine Zeitschrift bestimmt, die mit Anfang dieses Jahrs unter leidlich guten Auspicien in Berlin beginnen wird, und zu der auch ich Einiges hergeben soll.

Neben diesen Zeilen finden auch noch wohl ein Dutzend griech. Verse gütige Aufnahme bei Ihnen: sie sind einerlei Inhalts mit denen, die Sie schon haben, und die Ihren Beifall gefunden, und bald nach diesen gemacht: aber jene kamen mir vom Herzen, die gegenwärtigen schmiedete ich auf Bitten, und so kamen sie mir freilich nur aus der Feder. Die gutgerathene lateinische Übersetzung ist von einem unserer Schüler.

Bewahren Sie Ihre unschätzbare Gewogenheit auch für dieß Jahr

Ihrem ganz gehorsamsten

Franz Passow.

7.

Weimar, den 28. Januar 1800.

Meine Fragmente aus den griechischen Elegikern haben bei Ihnen, innigſt verehrter Meiſter, faſt mehr Glück gemacht, als mir lieb iſt, indem Sie mir nur eine einzige Stelle nachgewieſen haben, die Sie anders gegeben wünſchen, und die bereits die richtigere Geſtalt empfangen hat. Indeß bin ich noch an manchen Orten, wo Sie nachſichtig verfahren ſind, ſtrenger gegen mich geweſen, und habe ſowohl der Beſtimmtheit des Sinnes, als der Leichtheit des Ausdrucks nachzuhelfen geſucht. Heut ſend' ich Ihnen das Übrige, was ich für jetzt ins Pantheon zu geben denke; noch ein Stück des Mimnermos, eins vom Simonides, mehrere vom Theognis, die alle ſich durch ihre eigene Vortrefflichkeit genugſam empfehlen, und dadurch die Mängel meiner Arbeit einigermaßen vergeſſen machen werden. Aber ob daſſelbe auch bei den folgenden Elegien des Xenophanes, Kritias, Jon und Alexandros der Fall ſein wird? Originell, und mitunter ſonderbar genug ſind ſie wohl, aber den frühern ſcheinen ſie mir ganz unendlich nachzuſtehen: ſie ſchmecken alle mehr oder weniger nach Künſtelei, und die letzte ſucht wohl in derſelben ihr einziges Verdienſt. Hier wollen Sie, wenn Ihnen meine Übertragung mitunter Mißfallen erregt, ein Theilchen davon auf die Originale ſchieben. In der ganzen griechiſchen Literatur wüßte ich nichts, worin ſich die geſammte helleniſche Lebensanſicht ſo vollſtändig und zugleich ſo unmittelbar ausſpräche. Ihre übrige Lyrik ſtellt immer nur individuell gefärbte Lebensmomente und Stimmungen dar: aber in den Elegien des Theognis und Solon iſt das reine Leben in ſeinem allgemeinſten Weſen ſo herrlich abgeſpiegelt, wie es nur ſo urſprünglich poetiſche Naturen als die Hellenen wagen durften. Die neuere Dichtkunſt mußte erſt die Liebe oder die Ehre hinzuthun, um etwas Poetiſches zu Stande zu bringen:

da iſt alſo immer nur Einſeitigkeit, nirgends volle, ungetheilte Geſtalten.

Was Sie über die einſeitige Geſchmeidigkeit unſerer Bücherſprache ſchreiben, iſt nur gar zu wahr, und kann wohl die Sache kaum anders ſein, da wir wohl einverſtanden ſind, daß die Form des Staats den erſten und größten Einfluß auf alle übrige Bildung der Einwohner hat. Und da iſt denn freilich klar, daß eine Verfaſſung, die wie die bisherige deutſche allem bürgerlichen Gemeinſinn geradezu entgegenarbeitete, und mit aller Gewalt auf das Vereinzeln hinzielte, auch keine gleich verbreitete wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Cultur aufkommen laſſen konnte. Nun iſt nur die Frage, ob dieſer Strom in ſeinem Lauf wieder umkehren, und zu ſeiner Quelle zurückfließen kann, um eine neue beſſere Richtung glücklicher zu verfolgen; oder ob man ihn ſo lange muß fortfließen ſehn, wie er begonnen hat, bis einmal eine ungeheure Naturumwälzung den alten Zuſtand gänzlich vernichtet, ſo daß nichts übrig bleibt, als der ewige, reine Sprachgeiſt, der dann genug gewarnt iſt, um in Zeiten eine beſſere Bahn zu wählen. Erſteres ſcheint mir allem natürlichen Organismus entgegen; Letzteres kann vielleicht bald möglich werden. Franzoſen haben unſre Sprache verhunzt und getödtet: vielleicht dienen ſie ihr auch wieder zum läuternden Feuer, aus dem nur das Unvergängliche gereinigt wieder hervorgeht, nachdem jene Schlacken von Afterbildung in den Flammen verzehrt wurden. So muß freilich noch Manches mehr als die Sprache allein die ſcheidende Capelle paſſiren.

Solger's Überſetzung aus dem Pindar hab' ich mit deſto mehr Intereſſe geleſen, da der Verſuch der erſte in dieſer Art iſt, und darum verdient auch wohl das noch nicht ganz Erreichte bei ihm beſondere Entſchuldigung. Solger ſcheint mir, außer dem ſchönſten Fleiß und wirklich tiefen Einſichten in das Weſen der Sprache, auch das angeborene Überſetzerglück zu haben, was ja nicht fehlen darf, und das Äquivalent für die Genialität des ſelbſtſtändig producirenden Dichters iſt, eine

Gabe, die ich mitunter bei vortrefflichen Männern, namentlich bei Voß und Gries vermiſſe, und bei Niemanden in ſo hohem Grade bemerkt habe, wie bei A. W. Schlegel. Die rechten Anſichten aber, glaub' ich, werden kann erſt beginnen, wenn wir eine bedeutende Anzahl ſolcher, wie Kleyſtek ſie geliefert hat, und wie Sie ſie bilden, und ſolcher, wie Voß ſie commentirt, neben einander haben: davon müßte der Gewinn unberechtlich ſein. — Für die Mittheilung des Epigramms der Anyte bin ich Ihnen ſehr dankbar: laſſen Sie ſich die griechiſchen Dichterinnen doch ja auf längere Zeit von Ulrich geben: wie können ſie in beſſern Händen, als in ſo belebenden ſeinen!

Nun ſchreib' ich Ihnen nicht eher wieder, als bis ich den Muſäos beilegen kann. Dann ſchick' ich Ihnen vielleicht das erſte Buch des Longos mit, an dem ich endlich zu arbeiten anfange. Die Elegiker bleiben aber dabei meine Hauptbeſchäftigung, und werden mir länger zu thun geben, da ich den reizenden Longos im nächſten Sommer zu beendigen denke.

Mit der reinſten Verehrung Ihr

gehorſamſter

J. Voſſow.

8.

Weimar, den 24. Juni 1810.

Endlich bin ich im Stande, Ihnen, hochverehrter Herr und Meiſter, die alte Schuld meines Muſäos abzutragen, mit der mich Drucker und Verleger lange genug hingehalten haben: nicht eben, als wäre der Gehalt des Buchs ſo groß, daß ich es von einem Mann, den ich ehre, je eher je lieber geleſen wünſchen müßte, ſondern weil die Dauer der Zeit nicht mit Unrecht die Erwartungen ſteigert, was ich in Bezug auf meinen Muſäos auf alle Weiſe ablehnen muß, da ich das Manu-

kript ſchon ſeit beinahe einem Jahr aus den Händen gegeben, und gar Vieles ändern würde, wenn ich das ganze Gedicht jetzt wieder überarbeiten könnte.

Neulich auf einer Fußreiſe nach Rudelſtadt ſollte mir es nicht ſo gut werden, Sie zu ſehn: das ſchmerzt mich jetzt um ſo mehr, da es nun wohl gewiß iſt, daß ich mich Ihrer Nähe nicht öfter als noch einmal in meinem Leben erfreuen werde. Sie haben vielleicht ſchon davon gehört, daß ich als Director einer Erziehungs- und Lehranſtalt in die Danziger Gegend auswandere, und leider iſt dem ſo. Sie werden mir den Entſchluß nicht mißdeuten, wenn ich Ihnen ſage, daß außer meiner ganz lächerlichen Beſoldung hier, die mich nöthigte, bei jeder mit Liebe begonnenen Arbeit auch zugleich den leidigen Profit zu berückſichtigen, und die man auch jetzt, wo ich gern zu einem bedeutenden Opfer bereit war, nicht verbeſſern wollte, ſondern mir blos ſchöne Worte über meinen guten Einfluß aufs Gymnaſium gab, ein Hauptgrund darin lag, daß ich wegen der erbärmlichen Collegen — Schultzen nehme ich aus: er hat viel Gutes, — mit denen ich hier umgeben bin, und die mich ſicherlich Alle überleben werden, bei weitem nicht ſo viel zu wirken vermag, als ich nach dem mir zugetheilten Maaß von Kräften zu wirken im Stande ſein würde, wo ich etwas mehr Einfluß auf den ganzen Plan, auf die Methode und auf den Fleiß der Lehrer haben könnte; denn ich mag Ihnen nicht erzählen, welche entſetzliche Poſſen z. B. unſer Director treibt, um ſeine Stunden zu füllen, zum Gelächter der Schüler, aber zu meinem bittern Verdruß. Das iſt einer der Gründe, warum ich mich tröſte, Weimar verlaſſen zu müſſen, denn in Jenkau iſt es meine Pflicht, jedem Unfug, jeder tollen Zeitverſchwendung dieſer Art mit Nachdruck zu ſteuern, da ich hier gefehlt haben würde, wenn ich mich gegen ſolche Abſcheulichkeiten in der beſten Meinung aufgelehnt hätte.

Zu Ende des Julius reiſen wir, um den Auguſt in Eger zuzubringen, und von da über Dresden und Berlin meiner

künftigen Bestimmung zu. Ich kann mir es nicht versagen, nach Eger einen Umweg über Jena und Rudelstadt zu machen, um Sie dann noch einmal zu sehn, mich Ihrer Nähe, Ihres Gesprächs, das mir so oft erfreuend, belehrend und anregend gewesen ist, noch einmal zu erfreuen, und mir dann den letzten Eindruck traulich für alle Zeit meines Lebens zu bewahren, gleich dem Carfunkel, der am Tage Sonnenstrahlen einsaugt, um sich in der Nacht an ihrem Licht zu erquicken. Denn die Götter wissen, wann und ob ich je wieder diese Gegenden betreten werde. Glauben Sie darum nicht, daß ich diesen Schritt verzagt thue: ich weiß zu gut, warum ich ihn thue; aber ich kann mich des natürlichen Schmerzes nicht entschlagen, der Jeden ergreift, wenn er eine in manchem Sinn geliebte Gegenwart schnell verlassen muß. Lassen Sie mir den Trost, die Beruhigung, daß Ihr freundliches Andenken mir auch dorthin folgen, daß Ihnen auch von dorther zuweilen ein Zeichen meines Lebens und Strebens lieb sein wird. Ich hoffe, mir in würdiger Thätigkeit, deren Erfolg nicht fern bleiben kann, Ersatz für Alles zu erwerben, was ich etwa vermissen könnte, für meine eignen Arbeiten aber Muße, zu feilen und zu glätten und zu vollenden, so viel möglich, während ich jetzt nur eilige Skizzen hinwerfen konnte, und mich glücklich achten mußte, wenn der Meister wenigstens einiges werdende Talent darin zu entdecken meinte.

Ich schreib' Ihnen heute sehr verwirrtes Zeug durch einander. Ich bin schon los von Weimar und noch nicht in Jenkau: das gibt einen Mittelzustand, der unangenehm ist, wie alle Übergänge. Dazu liegen mir jetzt die lästigsten Geschäfte im Wege, um die ich mich sonst nie gekümmert hatte. Wenn ich Sie in Jena sehe, wird mir schon wohler sein; ganz wohl aber erst, wenn ich Ihnen aus Jenkau schreiben kann.

Mit inniger Verehrung Ihr

gehorsamster

L. Passow.

9.

Jenkau bei Danzig, den 22. Nov. 1810.

Noch immer bin ich Ihnen, innigst verehrter Freund, meinen warmen Dank für Ihr schönes Bild schuldig, durch dessen unerwartete Übersendung Sie mir in den letzten recht schweren Abschiedstagen von Weimar vielleicht den letzten ganz frohen Augenblick dort bereiteten. Es hat mich auf meiner ganzen Reise begleitet, und nun hängt es neben Kügelchens Basrelief von Goethe über meinem Arbeitstisch, und so oft ich aufblicke, erinnert es mich schmerzlich, welches Mannes Nähe ich verloren habe, und zugleich auch tröstend, welches Mannes freundliches Anerken mir auch an dieß unwirthbare Gestade folgen wird. Daß ich nicht zu kühn gehofft, daß Sie meiner wirklich noch gedenken, das bewährt mir der Gruß und die Musenspende, die Sie mir durch meinen lieben Abeken gesandt haben, und die mich recht lebendig zurückführten in Ihre Nähe: denn bei jedem Wort des Hymnus glaubte ich den kräftigen Laut Ihrer eignen, mir so wohl bekannten Stimme zu hören, der allein es möglich ist, so große Formen und Verhältnisse würdig auszutönen. Über das Poetische darf ich Ihnen nichts sagen: Sie sind viel zu besonnener, sinnvoller Schöpfer, als daß Sie nicht Selbst Alles darin viel inniger und tiefer fühlten, als unser Eins Ihnen in ungebundener Rede nachstammeln könnte, und Sie trauen mir doch auch einigen Sinn zu für das Schönste in Rede und Gestalt: also nichts weiter als den kunstliefesten Dank dafür. Über das Metrische haben Sie mir sonst wohl ein Wörtchen erlaubt: und ich bediene mich jetzt des alten Rechts ohne Ihre besondre Erlaubniß, weil keine Zeit ist, mir diese erst hundert Meilen weit von Ihnen zu verschreiben. Eigenthümlich und lehrreich dünkte mir vorzüglich Zweierlei: erst die vielen gedehnten Formen: neigete, der entfernete Hain ꝛc., die ich nie so glücklich und so groß-

artig gebraucht fand, und dann etwas Eignes in der ganzen metriſchen Haltung, das ich nur Eintönigkeit zu nennen weiß; aber in dem Sinn, wie ich den ewig „ſtillanplätſchernden Fluten des ſchimmernden Meeres“ (dieſer Vers iſt ſo einzig ſchön in Klang und Bild, daß ich ihn ſeit der erſten Leſung im Ohr und im Auge habe) Eintönigkeit zuſchreiben möchte. Die meiſten lyriſchen Gedichte ſteigen, und fallen dann wieder, und ich weiß auch nichts daran auszuſetzen; ja oft hat mir dieß leiſe Verhallen ganz vorzüglich ſchön gedünkt. In Ihrem Hymnus aber iſt das nicht: er kommt mir vor wie das Fragment des Meeres, das ich hier aus den Fenſtern meines geräumigen Studierzimmers zwiſchen eingrenzenden Bergen hervorſcheinen ſehe: Anfang und Ende gleich unbezeichnet; ein Bruchſtück aus einem Gemüth, das ganz Poeſie iſt, und wie das Epos unbegrenzt; ohne Beginn; ohne Aufhören, als da, wo der Dichter beginnt und endet; dem Geiſte nach ewig nach beiden Dimenſionen, a parte post und a parte ante, denke ich, unterſcheiden die Theologen. Aber freilich (will ich Ihnen nur geſtehn, auf die Gefahr hin, undankbar zu erſcheinen) hatte ich nicht einen Hymnus auf die Erde, ſondern ein ganzes Bändchen voll Poeſie von Ihnen erhoſft, in denen ſich das Epos Ihres Lebens ſchon weniger fragmentariſch abbilden würde; aber leider ſchweigt ſelbſt der vorlaute Meßkatalog noch ganz davon, der ſich doch kein Gewiſſen gemacht hat, zu frühe Sehnſucht nach Meiſters Wanderjahren zu wecken: denn Abeken ſchreibt mir, die werden erſt mit den Schwalben und Frühlingsblumen kommen. Wirklich, Sie beſchämen uns junges Volk gar zu ſehr, dadurch, daß Sie nichts drucken laſſen, und Sie ſollten uns doch eigentlich anregen, ermuntern, unſre Kräfte auf alle Weiſe zu üben und zu bilden. In mir iſt aber nun einmal Alles in ſo raſchem Umſchwung, daß ich mich zwar meiner Eile neben Ihrem Zaudern oft recht ſehr ſchäme, und am Ende doch nicht ablaſſen kann von der einmal gekoſteten lockenden Frucht öffentlicher Mittheilung. Mein kleiner Longos, zu

dem ich noch einen wichtigen, eine große Lücke ausfüllenden Beitrag aus Florenz erhalten habe, iſt ſchon ganz in Leipzig, und nähert ſich vermuthlich mit raſchen Schritten ſeiner Ausgeburt ans Licht. Hier habe ich bis jetzt nur ſehr wenig für mich gethan, und daran iſt nicht blos das gänzlich Ungewöhnte und Fremde meiner neuen Lage, oder die Unruhe nach ſo langem Herumreiſen und den erſten ſtörenden Einrichtungen, ſondern etwas viel Gründlicheres Schuld, der die äußerſte Anſpannung aller Kräfte fordernde Zuſtand der Anſtalt, von der der ganze wiſſenſchaftliche Theil meiner Leitung anvertraut iſt. Hier von meiner Seite das Mögliche zu thun, treibt mich nicht blos allgemeines Pflichtgefühl, ſondern etwas viel Stärkeres, die gewiſſe Überzeugung, daß unſer Conradinum gut organiſirt für dieſe Gegenden von höchſter Wichtigkeit werden kann, und der Wunſch, hier eine Reihe von Jahren einen feſten, ruhigen Sitz zu finden, da wir von allem Äußerlichen, welches das Leben edel erfreut, unerwartet reichlich umgeben ſind. Aber wenn ich mich nicht überzeugen kann, daß ich hier wirklich und wahrhaftig etwas Gutes ſchaffe, ſo mag ich auch nicht ausharren an einem Ort, wo mir Alles meine Untauglichkeit oder mein Mißgeſchick vorwerfen würde. Obgleich in meiner Sphäre der Segen recht beſonders von oben kommen muß, — beſonders hier, wo von unten wenig genug kommen wird, — ſo kann ich denn doch nicht unterlaſſen, dieſem höhern Segen nach Kraft und Überzeugung vorzuarbeiten, und mir meine eigne freie Wirkſamkeit daneben zu behaupten. So muß es ſich binnen Jahresfriſt entſcheiden, ob ich bleiben darf, oder ob ich nach einem andern, mir angemeßnern Kreiſe ſtreben muß: mein ganzer Wunſch zielt auf das Erſtere, wird aber doch vielleicht einer höhern Nothwendigkeit weichen müſſen. Jetzt lebe ich noch in friſcher Hoffnung, und habe ich mich vor allen Dingen ſo in praktiſche Thätigkeit geſetzt, daß ich fürs Erſte zu keinem grübelnden Blick in die Zukunft Zeit habe. Die Hoffnung, unſern Walch für das Conradinum zu gewinnen,

eſt zu ſchön geweſen, und darum hat das Schickſal ſie vereitelt. Ich hoffe, Sie werden nicht böſe ſein, daß wir den trefflichen Freund an uns zu ziehen ſuchten. In Jena durften Sie ihn einmal nicht behalten, ſo lange man bewußten Leuten nicht den Reiſepaß ausfertigen konnte; und ſo hatten wir wohl recht, unſere Wünſche ſich nach dem Beſten, Wünſchenswerthesten erheben zu laſſen. Sobald ich in irgend einer Hinſicht etwas erreicht habe, ſtatte ich Ihnen wieder Rechenſchaft ab: heute könnte ich nur noch von guten Vorſätzen und Wünſchen ſchreiben, die aber für den Dritten dann erſt Werth haben können, wenn ſie zu Handlungen gereift ſind. Sehen Sie Goethe, und wollen Sie dann gelegentlich meiner gedenken, daß ich nicht ganz aus ſeinem Gedächtniß verſchwinde, ſo würde mich das überglücklich machen: wenn ſich einmal ſchicklicher Anlaß bietet, werde ich ſchon ſelbſt für dieſen lebhafteſten Wunſch thätig ſein; aber noch kann ich es nicht. Leben Sie indeß wohl und im Genuß aller der Geiſtesfreuden, die mir noch hier verſagt ſind, und gedenken Sie dabei zuweilen mit Wohlwollen meiner.

Franz Paſſow.

10.

Jena, den 23. März 1812.

Ich habe Ihre liebevollen Zeilen, verehrteſter Herr und Freund, durch unſern Profeſſor Weichardt, den wir mit beſonderer Freude nun den unſrigen nennen, erhalten, und ſie haben mich doppelt erfreut, weil ſie mir ganz unerwartet und ganz unverdient kamen. Was mich Alles gehindert hat, den verlorenen Brief alsbald durch einen andern zu erſetzen, mag ich nicht hererzählen: es würde gar ſehr ins Kleine gehen, und am Ende mir am wenigſten befriedigend ſein: ſo viel ſehe ich doch nun mit Freuden, daß Sie nichts dagegen haben, wenn

ich den aus der Hand gelaſſenen Faden wieder ergreife, und ich eile alſo, mich durch Gebrauch im Beſitz des alten ſchönen Rechts zu erhalten.

Sie fragen, wie mir es gehe, und ich kann recht von ganzem Herzen und ohne alle Bedingung und Beſchränkung mit gut antworten. Damit iſt nicht geſagt, daß mir nicht Manches fehlt: aber was mir fehlt, iſt von der Art, daß ich mir den Beſitz davon auf manche Weiſe erträumen und wenigſtens im Abbild ſchaffen kann, es ſind die Freunde meines frühern Lebens in Sachſen, es ſind einige herrliche Männer, deren Nähe dort mich wie ein milder Sonnenſchein erwärmte und erregte: ich aber bin noch zu ſehr befangen von der Realität, um die vielleicht unweſentliche Entfernung von dieſen erwünſchten Einflüſſen nicht zu empfinden. Wenn ich dagegen die ſchöne Freiheit meines Lebens und das unerwartet ſchnelle Gedeihen meiner Bemühungen mir vor Augen ſtelle, ſo fühle ich eine innere Zufriedenheit und Genüge in mir, der ich gern jede äußere Entbehrung zum Opfer bringe. Unſere Anſtalt, die bei meiner Ankunft ſelbſt ihrer Exiſtenz nach wenig Hoffnung gab, nun völlig begründet; ein ganz unbrauchbares Lehrerperſonale, von dem nur Barbarei ausgehen konnte, bis auf den letzten Mann weggetilgt, und mit jungen, regen Männern vertauſcht; eine wiſſenſchaftlich ganz rohe, nur kauf- und weltmänniſch gebildete Jugend zur einfachen und anſpruchloſen Liebe für das Alterthum, das Vaterland und die Dichtkunſt umgelenkt zu ſehen; dazu das Bewußtſein, nicht ſelbſt unthätig dabei geweſen zu ſein; die Behaglichkeit ungeſtörter Muße, wenn ich nur die Eine Hälfte des Tages redlich meinem Amte widme, und überhaupt das Gefühl, daß in unſerm Kreiſe ein friſches Aufblühen, ein Beſſerwerden die Loſung iſt, während ſo Vieles um uns her zuſammenbricht; — das ſind die Hauptpunkte, an die meine Zufriedenheit ſich knüpft, denn die innere, eigene würde mir vielleicht noch weiter nordwärts folgen, wenn ich geſonnen wäre, ſie auf die Probe zu ſtellen. Daß ich mich

bei ſo bewandten Umſtänden nicht allzuſehr gegrämt habe über die Recenſion des Longos, können Sie denken. Daß meine Arbeiten noch alle unvollkommen und Stückwerk ſind, weiß ich ſo gut als der Recenſent, der auch nicht mehr von der Sache zu verſtehen ſcheint, als ich, wo nicht noch etwas weniger: alſo das gegen das Buch Geſagte konnte mich gar nicht kränken. Das gegen mein: Perſon, recht gegen mein innerſtes Selbſt reichlich Ausgeſchüttete würde mich vielleicht gekränkt haben, wenn der Recenſent es nicht gar zu plump angefangen hätte: zudem brauche ich mich der Gründe nicht zu ſchämen, die mir des Jenaiſchen Rechtrichters Grell erwerben haben. Daß auch Sie die Recenſion nicht gar rechtlich finden, vollendet meine Indolenz gegen die Eichſtädtiſchen Pfeile: denn Ihnen gehört das Buch, und wenn es nur in Ihren Augen nicht den Werth dadurch verliert, ſo bin ich ganz zufrieden. Ob ich dem Recenſenten auf dieſem Gebiete ſobald wieder Diſteln aufſtechen werde, ſteht dahin. Ich habe mich zur Ausarbeitung einiger Schulbücher, beſonders eines zu griechiſchen Styliübungen beſtimmen laſſen durch das Gefühl der Nothwendigkeit eines ſolchen Hülfsbuches, wenn anders die griechiſche Sprache von allgemeinem Einfluß und bedeutender Wirkung werden ſoll, und das koſtet einige Zeit. Ich habe mich ſogar zur Mitherausgabe eines Archivs deutſcher Nationalbildung bereden laſſen, und da ich den Gedanken einmal ergriffen habe, muß er bis zu irgend einem Reſultat geführt werden. Ich ſchickte Luden, bei dem ich anſprechende Ideen vorausſetzte, längſt die Ankündigung, und bat ihn, ſie auch Ihnen mitzutheilen, ob die Erfahrung Ihres reichen Lebens und die Fülle Ihrer Gedanken vielleicht unſerm Verſuche ein Wort der Belehrung darböte: aber er ſelbſt hat mir noch immer nicht geantwortet, und Ihnen ſcheint er auch nichts mitgetheilt zu haben. Dabei bleibt wenig Zeit zu Opfern für die Muſen, ſie müſſen faſt als Krankenwärterinnen dienen bei der in Berufsarbeiten ſich erſchöpfenden Anſtrengung, und recht eigentlich das laborum

dulce laniem ſein: aber ich will es einmal nicht anders, und zu einem rein den Muſen geweihten Leben bin ich noch nicht genug geweiht durch das Leben, dem erſt ein tüchtiger Zoll äußerer Thätigkeit gebührt, bevor ich in den Armen der beiden Schweſtern längere Erholung ſuchen darf. Das Wenige, was ſich ihnen ſo gelegentlich wird rauben laſſen, habe ich Fouqué für ſeine mit Oſtern beginnende Zeitſchrift verſprochen: vielleicht leſen Sie dort gelegentlich einige der ſchönſten Stücke aus dem Quintus Smyrnäus, Nonnus, Appian und einigen andern Spätlingen, bis zu denen ſich zwar noch kein Überſetzer verloren hat, die aber dieſe Ehre wenigſtens eben ſo ſehr verdienen, als Virgils Aneis und Ovids Verwandlungen, vom einem Lucan oder Valerius Flaccus gar nicht zu reden. — Etwas Beſſeres würde ich den Muſen der Saale auch nicht bieten können: deſto uneigennütziger freue ich mich im Voraus des Genuſſes, den ich aus Ihrem Almanach mir verſprochen.

Wenn auch die in Jena, die da ſollten, die Philologie nicht fördern, ſo ſcheint ſie doch den Jüngern nicht fremd zu werden, und namentlich meinen lieben Weimarſchen Schülern. — Von Walch weiß auch ich nichts, als daß Wolf mir neulich ſchrieb, er gefalle in Berlin nicht: wenn er aber gar Grund wird, daß Ihr Lukrez uns noch länger entzogen bleibt, ſo zieht er ſich ſchwere Verantwortlichkeit zu.

Was man gegen Wolfs Ariſtophanes Gründliches einwenden kann, begreife ich noch nicht. Modern kann wohl Manches ſcheinen: es wird nur die Frage ſein, ob Wolf es nicht gar gut wußte und wollte, daß es modernen Anſtrich habe; ob es ihm nicht weit leichter geweſen wäre, den antiken Ton zu erhalten, ob endlich das Luſtſpiel nicht ganz andere Forderungen an den Überſetzer thut, als alle übrigen Sphären der Poeſie: aber das ſind Dinge, die nicht mit ein paar Worten abgethan werden können. Novalis ſagt einmal, die beſte Überſetzung müßte allegoriſch ſein, und daran erinnert mich jede Zeile der Wolfſchen. Ich bin höchſt verlangend, welches

Ihr eigenes Urtheil über das in jedem Fall merkwürdige Buch sein wird.

Mit unwandelbarer Verehrung Ihr
gehorsamster

Paſſow.

11.

Breslau, den 6. Juli 1815.

Mein verehrteſter Freund, ich will gleich ſelbſt geſtehn, was Ihr Scharfblick ohnehin ſchnell genug geſehn haben würde, daß dieſer Brief nicht aus der reinen Freude, mich Ihnen mittheilen zu dürfen, ſondern aus einer Nebenabſicht, und zwar aus einer ſelbſtiſchen hervorgeht. An jener Freude, mich wenigſtens mittelbar mit einem Mann zu unterhalten, zu dem ich lange von nah und von fern bewundernd und verehrend hinaufgeſchaut habe, fehlt es darum keineswegs: aber dieß Gefühl allein würde mir vielleicht keine Zeile entlockt haben, weil davon auch die Überzeugung unzertrennlich iſt, daß, was man einem ſolchen Manne nicht im ſchnell enteilenden Wort, ſondern in feſten, dauerbaren Schriftzügen auszuſprechen unternimmt, ſeiner doch auch einigermaßen werth ſein muß: weſſen inneres Leben aber ſo verarmt und ausgebrannt iſt wie das meinige, der erſchwingt nichts ſolches mehr: denn was ſich vielleicht noch Löbliches in mir entwickelt hätte, das iſt Alles mit ſeiner treuen, liebevollen Pflegerin und Schirmerin, mit meiner Gattin, zu Grabe getragen, nnd was nun noch von Gras und Feldblümchen um den Leichenſtein hervorkeimt, hat nur für mich Bedeutung. Auch mein äußeres Leben iſt, ſeit ich Sie in Jena wiederſah, ſo ganz gleichförmig und unbedeutend hingegangen, daß es zu keiner Zeile Stoff gegeben hätte.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun hieher an die Univerſität verpflanzt, und ſo beginnt wenigſtens eine neue Thätigkeit für mich, der ich auch Eifer und Kraft zuwenden werde nach Vermögen; obgleich wenig Erfolg zu hoffen iſt, wenn man ſich ſelbſt nicht verhehlen kann, daß Luſt und Freudigkeit fehlen. Dieſe erſte Zeit an einem neuen, mir ganz fremden Ort iſt nun zwar eigentlich ganz durch äußere Geſchäfte, Einrichtungen und Orientirungen von allerlei Art hingegangen. So wie aber Alles, woran man Einmal mit Liebe und Theilnahme gehangen hat, gerade dann in ruhigen Augenblicken am lebhafteſten vor die Seele tritt, um Vergangenheit und Zukunft auszugleichen, ſo bin auch ich in dieſen Tagen hier recht lebhaft und recht behaglich an Ihren Lucretius erinnert werden. Einer meiner neuen Amtsgenoſſen nämlich, der Profeſſor der Rechte und Criminalrath Meiſter, ein Mann von ſeltner und umfaſſender Gelehrſamkeit, iſt mit der Herausgabe des Lucreziſchen Peſtgemäldes, und einem ſehr reichhaltigen Commentar darüber beſchäftigt. Dem Text wünſcht er eine metriſche Überſetzung gegenüber zu ſtellen: daß ein unter Acten grau gewordener Mann ſich jetzt unfähig fühlt, die Arbeit ſelbſt zu beginnen, das werden Sie eben ſo begreiflich und verzeihlich finden, als daß, was er in der Farbenlehre von Ihrer Überſetzung geleſen hat, jetzt den Wunſch in ihm erregt, ſeine Schrift auf eine ähnliche Weiſe ſchmücken zu können. Dieſen Wunſch an Sie gelangen zu laſſen, habe ich mich gern bereit finden laſſen: denn da das Ganze uns noch immer vorenthalten wird, iſt es beinah Pflicht, Ihnen dieſes und jenes Bruchſtück abzugewinnen, wäre es auch nur, um die Zahl der Dränger und Mahner zu vergrößern, deren Sie ſich am Ende doch nur mit Bekanntmachung des Ganzen entledigen werden. Möchten Sie denn geneigt ſein, durch Ihre Überſetzung jener Stelle (Buch 6. V. 1088. nunc ratio quae sit etc. bis zu Ende) und die Einwilligung in den Abdruck derſelben zunächſt den wackern Meiſter, und dann durch ihn recht viele Andere zu erfreuen!

Gern möchte ich nun über meine eignen Arbeiten und Beschäftigungen noch irgend etwas hinzufügen, das mir wie sonst so oft ein freundlich ermunterndes Wort, einen wohlwollenden Fingerzeig von Ihnen erwerben könnte. Aber was in früherer Zeit unter milderen Sternen begonnen wurde, kann jetzt nicht fortgeführt werden, seitdem sich jene begünstigenden Einflüsse von mir gewandt haben. So mußte denn Alles neu und so begonnen werden, wie ich es auch allein fortführen kann, und wie es überhaupt meiner ganzen jetzigen Stimmung entsprechend ist. Über Alles gilt mir darum praktische Thätigkeit, zu der ich noch ungebrochene Kraft in mir fühle; und für diese eröffnet sich mir hier ein weiter Raum.

Wenn unser Göttling noch in Jena sein sollte, so sagen Sie ihm recht viel Herzliches und Freundliches von mir: so wie sich Alles unerwartet rasch am politischen Himmel neu constellirt hat, wünsche ich recht sehr, daß sein schöner Eifer, den erneuten Kampf wieder zu theilen, Hindernisse gefunden haben möge. Denn wahrscheinlich wird ein langes bewachendes Stilleliegen unserer Heeresmacht in Frankreich ein nothwendiges Übel werden, in das wenigstens kein so kräftig aufstrebender Jüngling verwickelt werden sollte.

Mit dem innigen Wunsch, daß dem reichen Kranz von Jugendlichkeit, der Ihr Alter schmückt, alle seine Blüthen und Blätter noch recht lange frisch und grün bleiben mögen, vereinige ich die Bitte, mir in meinem nach innen und außen veränderten Leben Ihr Woh'wollen so unverändert zu erhalten, wie meine Verehrung und Ergebenheit gegen Sie unter allen Verhältnissen die gleiche bleibt.

Franz Passow.

Oken an Knebel.

Jena, den 31. März 1809.

Die Offenheit, mit der Ew. Hochwohlgeb. mir Ihre Meinung über meine Schrift mittheilten, hat mich innig gefreut, und mich überzeugt von der wahrſten, freundſchaftlichen Geſinnung, die Sie gegen mich haben. Ich habe Alles wohl überlegt, worüber Sie mir ſchrieben, und auch wohl gewußt, ehe ich es habe drucken laſſen, was ich drucken laſſe, und wie ich es, dem jetzigen Stande der Naturphiloſophie gemäß, kann drucken laſſen, und nach dieſen Überlegungen glaube ich recht verfahren zu ſein.

Das Anſtößige, was Sie in den erſten Bogen finden, iſt durchaus nicht für das naturphiloſophiſche Publicum, welches mit den Schriften von Schelling und Andern bekannt iſt. Ich glaube daher ſehr, daß Sie, wenn Sie ſo gefällig ſein wollen, Schellings Schriften, beſonders ſeine neue Zeitſchrift, und ſeine Jahrbücher zu vergleichen, finden werden, daß ich gar nichts geſagt habe, was anſtößig wäre, und wovon nicht Jeder wüßte, wie er meine Sätze zu nehmen hat, wenn er mit den naturphiloſophiſchen Schriften bekannt iſt. Die Zuhörer aber erfahren von mir die gehörige und hinlängliche Auskunft und Erklärung.

Dann liegt aber auch der wahre Sinn, wie ſich Gott zur Welt verhält, ſo klar und wörtlich in der Schrift ausgeſprochen, daß, wenn man ſich daran halten will, man in jeder Hinſicht beruhigt werden muß.

Wenn es z. B. heißt, die Welt iſt nichts Anderes als der zerfallene Gott, ſo heißt doch dieſes nicht ſo viel, es gibt keinen Gott weiter, eben ſo wenig, daß kein Menſch ſei, wenn geſagt wird, das Thierreich iſt nichts Anderes als der zerfallene Menſch, und dieſer die Totalität der Thiere. Es iſt Alles nur Abdruck von einander. Darüber habe ich mich in der Vorrede hinlänglich erklärt, und ich glaube, es wird Ihnen genügen.

Daß übrigens der mündliche Vortrag das Auffallende der Sätze mildert, und ſie in ihrem wahren Sinn gibt, iſt natürlich.

Den Vortrag glaubte ich nicht anders einrichten zu dürfen, wenn es ein Lehrbuch ſein ſoll. Satz muß vor Satz ſtehen ohne Beweis, und die Sätze müſſen beſtimmt ausgeſprochen werden. Ich glaube nicht, daß ein Vortrag, welcher lange um den Brei herum geht, und ſich im ewigen Wenn und So, und Folglich, und Vielleicht herumdreht, ein Vortrag für ein Lehrbuch iſt. So trage ich vor, mündlich, aber nicht ſchriftlich. Die Sätze ſoll jeder Leſer ſich in ein dialoges oder predigendes Kleid bringen.

Hat die Wiſſenſchaft das gethan, hat ſie klar ausgeſprochen, was in ihr iſt, ſo daß man nichts Gefährliches darin finden kann, wenn man gerecht iſt, und nicht deutelt gegen den offenbaren Ausdruck, ſo hat ſie gethan, was ihr zukommt. Wegen Nebenabſichten kann ſie nicht falſch handeln, und etwas ausſprechen, was nicht wahr iſt. Das, was aber meine Schrift ausſpricht, iſt nicht nur in ſich conſequent und wahr, ſondern auch in keiner Hinſicht anſtößig, ja vielmehr die wahre, würdige Anſicht von Gott begünſtigend, begründend. Die Jugend wird daher dadurch nicht nur nicht gefährdet, ſondern ſie, die gewöhnlich nichts von Gott weiß, die gewöhnlich,

wenn sie so weit ist, daß sie Universitäten besuchen kann, atheistisch ist, und Alles wegwirft, eben weil sie das wahre Verhältniß der Welt zu Gott nicht kennt, sie wird dadurch klar, erhält würdige Begriffe vom höchsten Wesen, von der Schöpfung des Nichts, die bisher belacht worden, weil man sie nicht verstanden hat, und wird ein braver, mäßiger, verständiger, einsehender Mensch und Bürger. Wem die Welt nicht klar ist, wird es in Nichts zur Klarheit bringen.

Ich bitte nochmals Ew. Hochwohlgb., die naturphilosophischen Schriften zu lesen, die vor der meinigen erschienen sind, und Sie werden beruhigt werden. Meine Schrift ist keine Faselei, sie schwebt nicht in den höchsten Lüften, sondern sie ist ganz real, sie ist, wie ich überzeugt sein darf, wahrhaft Philosophie der Natur, nicht eines Gespenstes der Natur. Wo finden Sie in einer Philosophie die Lehren über die Planetenentstehung, über das Wesen des Lichtes, der Wärme, der Elemente, der Erde und Metalle, wo über die Genesis der Erde, wo eine Krystallisationstheorie, wo endlich das klare und wahrhaft religiöse Verhältniß Gottes zur Welt?

Bleiben Sie ferner so offen gegen mich, und theilen Sie mir gefälligst Alles mit, was mir zu meinem Besten gereichen kann.

Oken.

Fr. L. Zacharias Werner
an
Knebel.

Rom, den 23. Juni 1821.

Verehrter Herr Major, oder lieber, wenn es erlaubt iſt Hochwürdiger, gütigſter Freund!

Daß Ew. Hochwohlgeb. gütiges Schreiben vom 2. Mai v. J., ſo ſehr es mich gerührt und zum innigſten Danke bewegt hat, ich jetzt erſt beantworte, darüber mich bei Ihnen zu entſchuldigen, ſtelle ich Diospater anheim, deſſen Huld ich dieſe meine Zeilen anempfehle, und flehe nur reuig um Verzeihung und um Gnade für Recht! — Als ich Ew. Hochwohlgb. Schreiben und von dem mir darin geäußerten Beifall las, flüſterte mir der Hochmuthsteufel ins Ohr:

„Wer den Beſtern ſeiner Zeit genügt,
„Der hat gelebt für alle Zeiten!“

worauf mein guter Engel jedoch in die bekannten Worte des perſianiſchen Geſandten: „Gott iſt barmherzig!“ ausbrach, wodurch die Sache wieder ausgeglichen wurde.

Tauſend Dank für die Nachſicht und Güte, mit der Sie, ehrwürdiger Mitarbeiter im Weinberge der Kunſt, mich beurtheilen, und das feierliche Verſprechen, daß ich durch Ent-

ſagung alles ſchnöden Strebens nach albernen myſtiſchen Kunſtſyſtemen und durch Streben nach dem reinen Menſchlichen Ihre Güte zu verdienen ſuchen werde.

Was ich in Rom — wo ich, beiläufig geſagt, katholiſch geworden bin — mache? Außer einigen Dutzend Sonetten, die ich ſo ab und zu mache, wie ſich eine Gelegenheit darbietet, im Grunde blutwenig Schriftſtelleriſches. Dramatiſches habe ich ſeit meiner Abreiſe aus Jena noch keine Zeile gedichtet. Dagegen habe ich viel Liebe und Fleiß an ein Werkchen in italieniſcher Canzonenform verwendet, was beinahe fertig iſt. Es iſt epiſch und hat zum Gegenſtande Raphaels d'Urbino Leben. Es entſtand ſo. Die hieſigen ſehr braven Künſtler Gebrüder Riepenhauſen hatten Zeichnungen zu Raphaels Leben gemacht, die ſie bei Varrentrapp und Wenner zu Frankfurt im Verlag geben wollen. Dieſe Zeichnungen gefielen mir ſehr, und ich machte eine poetiſche Erklärung dazu, die unter der Maske von Raphaels Leben ſo allerlei von dem enthält, was mir in Italien gleichſam im Geiſte aufging. Ich glaube, das Metriſche iſt mir nicht ganz mißlungen und denke es, da es nur wenig Bogen enthält, in ein paar Monaten zu enden, wo dann die Riepenhauſen es bei Varrentrapp in Verlag geben wollen. Ich hätte es gern bei Cotta, als meinem jetzigen regelmäßigen Verleger, gegeben, da ich den Mann ſehr hochſchätze, weil es aber nur mit Riepenhauſens Zeichnungen im Druck erſcheinen kann, und die ſchon mit Wenner gewiſſermaßen contrahirt haben, ſo muß ich mich darein fügen. Wenn Ew. Hochwohlgeb. gelegentlich von dieſem meinem kleinen epiſchen Gedicht den durchl. Herzog präveniren wollen, ſo würden Sie mich ſehr verbinden, da es hauptſächlich auf Sr. Durchlaucht Antrieb geſchehen iſt, daß ich mich im Epiſchen zu verſuchen veranlaßt bin. Doch bin ich dem Tragiſchen keineswegs untreu geworden, ſondern ſage vielmehr: aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, zumal da man in Wien jetzt fleißig meine Stücke ſpielt, ohne daß ich leider Gottes einen baaren Vortheil davon

hätte, denn man ſpielt nur, was ſchon gedruckt iſt, und honorirt mir alſo nichts. Mein Lieblingskind, Kreuz an der Oſtſee und mein verzognes Töchterchen Kunigunde wird nirgends geſpielt. Nun, wie Gott will! —

Gott Lob und Dank, daß mein einzig gelungenes Product, der 24. Februar, in Weimar gewirkt hat.

„Schaff' das Tagwerk meiner Hände
„Hohes Glück, daß ich's vollende!"

Das ſoll mein künftiges Kunſtgebet ſein, und ſo will ich, was künftig in Weimar für meine tragiſche Muſe geſchehen könnte, den hohen Göttern, ohne ſie durch mein Flehen zu beläſtigen, zutrauungsvoll anheimſtellen.

Tauſend Mal denke ich an Ihr blüthenreiches Jena und an alle, alle meine dortigen Lieben zurück. Ein Frühling im Saalthal iſt ſchöner als ein römiſcher, und ſteht nur einem neapolitaniſchen nach! Meinen Reſpect Ihrer Frau Gemahlin, herzlichen Gruß an Frommanns, Grieß, und beſonders an die lieben Jenaerinnen.

Wegen meiner Abreiſe von Rom kann ich nur ſo viel ſagen, daß ſie in dieſem Jahre erfolgen wird. Wie freue ich mich auf Jena, aber werden Sie wiederſehn wollen?

Ihren Sie hochachtungsvoll verehrenden Diener

Werner.

F. A. Wolf an Knebel.

1.

Ew. Hochwohlgeboren erlauben mir, ad statum legendi Ihnen ein paar opuscula academica vorzulegen, wovon das eine luſtige Palindromon (dergleichen auch in der Anthologie, aber ſehr mittelmäßige, ſind) auch einen Ernſthaften auf ein paar Augenblicke beſchäftigen kann. — Das einzelne Diſtichon geht auf den Umſtand, daß beim Abbrechen des Siegswagens*) die eiſerne ſpitzige Stange, die durch die Victoria ging und ihr zur Stütze diente, nicht hatte weichen wollen, und ſo herausſtarrend über dem Thore auf ſieben Jahre lang jeden Thiergartengänger in Augen und Herzen ſtach. Immer tadelte man, daß man ſie ſpäter nicht auch herausbrach, aber ein Baurath hat den Verfaſſer verſichert, daß es nicht ohne Gefahr des Thors hätte

*) Auf dem Brandenburger Thore zu Berlin.

geschehen können; dem Verfasser aber dünkte es immer, wie wenn sie mit Absicht stehen geblieben wäre, und wohl von Seiten der Räuber selbst, qui aculeum urbi reliquisse videri vellent.

Die kleine notula füge ich jetzt nur Ihnen bei, da sie in der Vossischen Zeitung nicht stand. Darum hat denn der zweite Vers den nicht-braven Berlinern zu gar schiefen Deutungen Anlaß gegeben.

Es erfreut mich nicht, daß es heute so trübes und rauhes Wetter wird, da ich Ihnen sonst gern schon vor eilf Uhr eine Zumuthung zu einem Spaziergange gemacht hätte.

Mich herzlich freuend auf die Stunden unsers Gesprächs

Wolf.

2.

Berka, den 15. Juni 1814.

Edelster Herr und Freund! Ihre Gedanken über das subter l. 5. erscheinen mir so wohlbegründet, daß an ein subterlab. nicht weiter zu denken ist. Indeß als eine Art von Einschluß genommen, haben diese Worte mich nie befriedigt, und wollen es auch noch nicht; zumal da zu einem solchen mit dem Accusativ verbundenen subter auch ein oder ein paar tüchtige reine Sprachbeweise erforderlich sind. Es wäre nämlich nur schlichtweg sub coelo, und dieß gäbe Lukrez durch subter coelum, und poetischer, subter coeli signa; wobei immer auch der Verdacht bleibt, daß ein wenig nützlicher Zusatz ist. Hätte er neben Meer und Erde auch die Luft, die Himmelsregion mit Leben beseelt sein lassen, so wäre es gewiß besser und zugleich wahrer — und dahin steuerte im Grunde mein Sinn, so wenig ich ihn mündlich so entwickelte. Nach diesem Allem fürchte ich, daß wir vor der Hand das Non liquet über die sonderbaren Worte werden aussprechen müssen. Vielleicht

kann ich aus Gotha nochmals darüber schreiben, wo ich vermuthlich einen guten Apparat von Ausgaben des Lukrez finde. Jacobs hat auch den Wakefield. —

Über die Änderung der Übersetzung habe ich einen eigenen Grund gehabt, mich zu freuen. Denn gerade auf der Fahrt über die Schnecke, wo ich nochmals unserer Gespräche und Ihrer freundlichen Aufnahme gedachte, trat auch mir der Stamm Äneas statt des zu schwächlichen Äneäden vor die Seele. Aber über den dritten Vers erlauben Sie mir noch eine Bemerkung. Hier dünkt mich, obgleich nach dunkler Erinnerung, die ältere Lesart in den mir von Walch mitgetheilten Fragmenten vorzüglicher: ich meine sogar, daß man ein solch die du 1) nicht wohl trennen darf, und 2) was noch mehr sagt, daß ein solches Du immer kurz, nie lang sein kann. — Aber ich komme mir selbst spaßhaft vor, daß ich Gedankenspiele aufs Papier werfe, die man sich nur eben während des Versificirens durch den Kopf mag fliegen lassen. Auch möchte ich Ihnen nicht rathen, absichtlich auf irgend eine Veränderung des im Ganzen so befriedigenden Werkes auszugehen. Vielmehr schlage ich vor, daß ich einmal von Ihnen überredet, den Lucretius, totus quantus est, zu einer akademischen Vorlesung bestimme, und bei diesem Anlaß Ihre Übersetzung (ohne die spätern Änderungen) im Stillen vergleichen dürfe: so könnte ich vielleicht hie und da auf einen neuen Vorschlag fallen, ohne eben darauf auszugehen. Jedoch, auch wie sie jetzt ist, möchte ich es wagen, in einer Nachschrift, sei es in Form eines Briefes oder sonst, die Rechtfertigung von so gebildeten Hexametern gegen Rigoristen zu machen, die doch selber ihr Metier bei weitem nicht recht verstehen. Und was hilft es auch für unser Publicum? Hat man die ungeheure Mühe geendigt, strenge Regelmäßigkeit des Verses mit spielender Leichtigkeit zu paaren, so hat man zum Lohne das Vergnügen, daß solche Verse für — — — — Prosa gelesen werden. Und dieß ist bitter. Aber gerade so, fürchte ich, wird es bei vielen

den beikommenden Hexametern gehen, die ich Ihnen hiemit als ein *Xenion* weihe, da sie Ihnen längst zugedacht waren. Die Acharner von Aristophanes konnte ich leider hier nicht auftreiben; aber die sind gewiß in Jena und Weimar mehrmalen; hier auch bei Goethe. Der Treffliche hat mich, wie Sie sehen, länger als ich wollte, aufgehalten; ich traf ihn, als er eben einen Köcher für das Friedensfest Deutschlands verschossen hatte. Doch dieß unter uns, da ich noch nicht weiß, ob das Geheimniß schon ausflattern darf.

Ihrer verehrten Gemahlin und Ihrem gütigen Andenken mich bestens empfehlend, beharre ich hochachtungsvoll

Ihr gehorsamst ergebenster

Wolf.

Chr. G. Schütz an Knebel.

1.

Halle, den 19. Januar 1820.

Mein theuerſter und verehrteſter Freund! Was für eine Freude haben Sie mir gemacht durch die ſchönen Glückwünſche Ihrer weimariſchen Verehrer und Freunde! Ich ſchließe mich an ſie herzlich in Proſa an, und wünſche nur, von Ihnen zu vernehmen, ob Sie nicht bei den vielen ſchönen Feſten in Weimar geweſen ſind? Goethen haben Sie ja zuerſt in W. bei dem Herzog eingeführt.

Mögen Sie, da Sie nun in das dreiundachtzigſte Jahr getreten ſind, auch noch das dreiundneunzigſte erleben! Auf den 19. Mai trete ich auch ins achtzigſte Jahr. Ich bin mir ſelbſt ein Wunder, wenn ich daran denke, daß ich in den Jahren 1794—98 jährlich candidatus mortis war. Aber die Prophezeihung des ſel. Leibarzts Stark iſt an mir ſo pünktlich eingetroffen, wie wenige vaticinia medicorum.

Ich leſe jetzt im philologiſchen Seminario über Lucrez, und habe daher oft Gelegenheit, den Zuhörern Ihre vortreffliche, ja unübertrefflich ſchöne Überſetzung mitzutheilen.

Iſt Ihnen folgendes Werk ſchon bekannt? Lucrèce de la Nature des choses traduit en vers français par M. de Pongerville, in zwei Bänden 1823. Sollten Sie es nicht haben, ſo kann ich es Ihnen in den nächſten Oſterferien zur Lectüre mittheilen.

O wie gern brächte ich mit Ihnen wöchentlich einige Winterabende zu, um mit Ihnen über antiqua und nova zu plaudern!

Dießmal will ich Ihnen eine Conjectur vorlegen über Horat. Epist. I. 4. An den Tibullus. Da meine ich, daß die Verſe 12—14.

Iuter spem curasque timores inter et iras
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum.
Grata superveniet, quae non sperabitur hora,

ſich hieher aus der dritten Epiſtel des erſten Buchs verirrt haben, und dort nach dem 29. Verſe

Si patriae volumus, si nobis vivere cari

geſtanden haben:

Statt timores in Ep. I. 4, V. 12. leſe ich tumores in der Bedeutung von Unwillen zwiſchen Freunden oder entſtandener Spannung. Sagen Sie mir gefälligſt, was Sie zu dieſer Conjectur denken? Die Gründe will ich Ihnen dann mittheilen.

Eine beſondre Freude hat mir, um nur Eins anzuführen, Ihr ſchönes Tetraſtichon an den Hausberg bei Jena gemacht, den ich an zwanzig Jahre in der Perſpective aus meiner Wohnung vor mir hatte, und jetzt im Sommercabinet nach einer illuminirten Zeichnung von Ohme repetire.

Mit innigſter Verehrung und Freundſchaft

Ew. Hochwohlgeb.

treuergebenſter Diener

Schütz.

2.

Halle, den 30. November 1828.

Ich freue mich sehr, mein verehrtester Herr Major, theuerster Freund, daß Ihnen der zweite Theil von Pongerville's Lucrèce so willkommen gewesen. Sie können beide Theile bis zum 15. Januar des nächsten Jahrs, also noch sechs Wochen a dato behalten; und da Sie in Ihrem Schreiben sehr richtig dieses Werk charakterisiren, so wünschte ich, Sie legten bei der Rücksendung eine Recension davon für die Allg. Lit. Zeitung bei.

Es ist, wie Sie beiläufig andeuten, unstreitig ein großer Vorzug unsrer Sprache vor der französischen und englischen, daß wir die Metra der Griechen und Römer so glücklich eingeführt haben, und doch dabei für einen großen Theil von Gedichten den Reim beibehalten können.

Wir haben freilich, weil die Stammsylben bei uns, was in andrer Hinsicht sehr gut ist, stets lang sind, weder Pyrrhichien, noch Tribrachen, noch Proceleusmaticos, dennoch können wir dabei sehr gut in den alten Metris fortkommen. Ich habe neulich einmal einen Versuch gemacht, folgende Verse aus den Heroiden des Ovidius völlig nachzubilden, die Sappho schreibt an den Phaon:

Si nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est.

Hier schien es fast unmöglich zu sein, den Pentameter im Deutschen so nachzubilden, daß die erste Hälfte den Vordersatz, und die zweite den Nachsatz völlig mit denselbigen Worten darstellt.

Urtheilen Sie nun, ob es mir gelungen ist:

Sicherlich wird, soll, außer wofern sie dir gleichet an Schönheit,
Meine die Deinige sein, keine die Deinige sein.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr ferneres vollkommnes Wohlergehen beharre ich mit größter Hochachtung

Dero treu ergebener Diener Schütz.

3.

Halle, den 14. Januar 1829.

Ich danke Ihnen, verehrteſter Herr Major, theuerſter Freund, verbindlichſt für das ſchöne Briefchen, das Sie dem mir zurückgeſchickten Pongerville beigelegt haben. Sie haben dieſen franzöſiſchen Überſetzer vortrefflich charakteriſirt. Es iſt eine ſchöne freie Darſtellung des Sinnes vom Original. Aber eine ſchöne Überſetzung wie die Ihrige konnte nur gegeben werden, wenn man die Hexameter beibehielt, und nicht in gereimten Verſen, wie die Sprachen freilich alle thun müſſen, die nicht wie die unſrige die Metra der Griechen und Römer nachahmen können. Ich werde nun nächſtens in der A. L. Z. eine Recenſion von P. liefern, und ſeine traduction mit Ihrer Überſetzung vergleichen. Wenn ich im April oder Mai nach Jena kommen ſollte, wie ich hoffe, ſo wollen wir über das Capitel von der Unſterblichkeit der Seele mit einander philoſophiren, worauf ich mich herzlich freue.

Hatten Sie denn wohl Notiz genommen von dem Vorſchlage unſers Prof. med. Weinhold, den er in einer beſondern Schrift beibrachte, um der Übervölkerung in Mittel-Europa abzuhelfen? Es ſollten, meinte er, die Genitalien der Knaben vom dritten Jahre an unter eine Art von Schloß gelegt werden, welches dann Jeder bis ins fünfundzwanzigſte Jahr tragen müßte, um das abstinuit Venere bis dahin nothwendig beobachten zu müſſen. Sollten Sie dieſes gar nicht kennen, ſo will ich es Ihnen nebſt einer fragenden Schrift, worin er die Übervölkerung ausführlich beweiſt, ohne weiter etwas über die Infibulation zu ſagen, überſenden.

Mit größter Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.

treu gehorſamſter

Schütz.

4.

Hier, mein hochverehrteſter Herr Major und hochgeſchätzteſter Freund, erſcheint die Allg. Lit. Zeitung mit einer alten Schuld vor Ihnen; freilich heißt es ſonſt Bis dat, qui cito dat; allein bei einem ſo trefflichen Werke, wie das Ihrige, iſt es, wenn auch nicht des Autors, doch des Verlegers wegen, oft ſehr gut, wenn es nicht in allen gelehrten Zeitungen zugleich angezeigt, ſondern das Andenken daran auch einige Jahre ſpäter wieder erneuert wird. Gern hätte ich Ihnen dieſe Blätter ſelbſt überreicht; allein ich bin in meinem Vorſatze, künftige Woche auf ein paar Tage nach Jena zu kommen, leider gehindert worden.

Der Himmel verleihe Ihnen noch ein recht fröhliches decennium a dato; und in Hoffnung der Erfüllung dieſes Wunſches können Sie immer noch an ein Ihrem Properz und Lucrez ähnliches Werk gehen.

Ich bin und bleibe mit größter Verehrung und Ergebenheit

Ew. Hochwohlgeb.

gehorſamſter Diener

Schütz.

Druckfehler im ersten Bande.

S. XXXVI Z. 2 v. u. l. Sonnenkern statt Samenkern.
S. LXII Z. 15 v. o. l. Lucan statt Luzian.
S. 163 Z. 10 v. u. l. Kroszegy statt Krosecky.
S. 166 Z. 4 v. u. l. Amstelveen statt Amstelfere.

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß

und

Briefwechsel.

Herausgegeben

von

K. A. VARNHAGEN VON ENSE

und

TH. MUNDT.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dritter Band.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

1836.

Inhalt des dritten Bandes.

Briefwechsel. (Beſchluß.) Seite

Knebel an Fräulein von Boſe 1

Knebel an Böttiger 24

Knebel an den Kanzler von Müller 75

Vermiſchte Briefe von Knebel 101

An eine Freundin 103

An eine Freundin 104

An den Hofrath Luden 107

An die Frau von Stein 108

Knebel's vermiſchte Schriften 111

Schweizer Wanderungen. (An den Großherzog Carl Auguſt) 113

Phantaſien, Maximen und Bilder 137

Der Tag 138

Die Nacht 139

Seite

Das Leben 140
Die Liebe 141
Religionen 143
Hoffnung 144
Unbiegsamkeit 147
Der Bach 148
Der Baum 149
Wirkung und Gegenwirkung 149
Der Gedanke 150
Das Vornehmsein 151
Wahrheit 155
Spiel 159
Ruhe und Streben 162
Glück und Reichthum 164
Die Zeit 166

Fabeln 167
Der Adler und die Vögel 169
Die Füchse und die Hasen 170
Der Märzschnee und das Blümchen . . . 171
Die Nachtigall und der Sperling 171
Der Sturm und die Woike 173
Vergnügen und Schmerz 173

Philosophische und ästhetische Aufsätze . . 175
Was ist das Moralische im Menschen? . . . 177
Briefe populairen Inhalts 180
Über Polytheismus 185
Des Menschen Leben und Streben 191
Über die Nothwendigkeit der Bildung des Menschen zur Intelligenz 195

Seite

Beiträge zur Intelligenz 207
Über die Sprache 230
Meinungen und Gedanken 251
Warum Minerven eine Eule beigegeben wird? 259
Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit. Eine moralische Rhapsodie 265
Einige Bemerkungen über die Kunst zu lesen . 277
Über die Natur des Menschen 288
Über das Schöne 300
Philosophische Briefe 319
Ob es rathsam sei, durch dunkle Gefühle das Glück der Menschen zu befördern? . . . 342
Über Unsterblichkeit 353

Tagebuchsblätter und Denkbücher 357
An meine Schwester Henriette 359
Blicke auf unser Dasein 406
Von sich selbst an sich selbst 424
Der moralische Gott 444
Phantasien 447
Lieblicher Traum 450

Zu Lucrez und Properz 453
Betrachtungen zum Lucrez 455
Vorrede zur Übersetzung des Properz . . . 467

Zerstreute Blätter und Fragmente 475
Über Friedrich den Großen 477
Über Goethe 478
Fluch 480
Sentenzen 480
Bildung 481

Seite

Opinion publique 483

Pſychologiſche Bemerkung 485

Atheismus 489

Lob und Tadel 490

Anhang. Zwei Briefe von Knebel an den Geheimen Staatsminiſter von Altenſtein 497

Briefwechsel.

(Beſchluß.)

Knebel an Fräulein von Bose.

1.

Weimar, den 27. Mai 1791.

Ihre lieben Zeilen, gutes, liebes Boschen, haben mir eine recht herzliche Freude gemacht. Sie sind gar ein liebes, gutes Kind, und schreiben so hübsch, und sind ein treuer, holder Engel. Bleiben Sie nur immer so, und lassen Sie keiner Bosheit den Zutritt, und seien Sie gar nicht verdutzt, sondern so recht ordentlich, und sehen ganz heiter aus, und so durch die schwarzen Augen durch! Lassen Sie auch Alles hübsch reif werden, denn es wird doch, und das Unreife und Übertriebene schmeckt nicht und wird nicht. Wir denken immer an Sie, und ich sehe die Zeit wohl kommen, daß wir das gute Boschen auch unter Ein Dächelchen zu uns bringen können. Nur Geduld und Artigkeit!

Ich kann Ihnen nichts schreiben, was nicht Henriette auch schon geschrieben haben wird. Es geht ihr gut, dem

guten Kinde. Man ehrt ſie und zieht ſie hier vor, wie es wenigen geſchieht; was es weiter wird werden, kann gleichgültig ſein. Ich mag kein Glück für ſie, das nicht auf feſtem, gedeihlichem Boden auferbaut iſt.

Sein Sie nur recht fromm, gut und zufrieden. Es ängſtet mich, und muß Henrietten ängſten, wenn ſie denken kann, daß es Ihnen weh ſei. Die Frauenzimmer können ja ſo leicht und mit ſo vielem Anſtand im Himmel leben, wo ſie nicht einmal wiſſen, wenn ſie hinkommen. Leben Sie dießmal nur auch etwas in der Zukunft: wenn es gleich kein Himmel wird, noch ſein kann, ſo verſprechen wir Ihnen doch treue, redliche Seelen.

Gewiß werden Sie den Baum finden. Er ſoll Ihnen Zeuge ſein und bleiben unſers guten Andenkens. Es iſt ja eine Eiche. Ich habe Steine in ſeine hohle Rinde hineingelegt. Die hieſige Luft iſt mir von jeher nicht ganz zuträglich geweſen; ich habe immerfort den Katarrh, und Henriette hat ihn auch. In Jena bin ich immer noch am liebſten. Da iſt es ruhiger und wärmer, und die Gegend hat gar große Reize für mich.

Ich habe noch an Niemand ſchreiben können. Ihre Schweſter iſt ein lieber, guter Schatz. Sie hat wohl unrecht, viel Gutes von mir zu ſagen; ich bin ein mittelmäßiger Menſch, und war es nie ſo, als in Ansbach. Adieu, lieber Engel! Ich küſſe Ihnen das Schnäuzchen und die zarten Lippchen — und Äugelchen — und küſſe ſie ſonſt Niemand mehr, weil ſie mir nicht ſo gut ſchmecken, wie die Ihrigen. Schreiben Sie mir ja Alles! Leben Sie recht wohl!

Ihr Karl.

2.

Weimar, den 11. Juli 1791.

Sie brauchen die Blumen nicht auf Ihren Wieſen zu ſuchen, um ſie mir zu ſchicken. Ihre lieben Zeilen ſind mir der ſüßeſte Wohlgeruch. Was kann artiger und gefälliger ſein, als Ihre ausgeſprochenen und geſchriebenen lieben Worte! Wenn man das Liebenswürdige und Gefällige liebt, ſo hat man kein Verdienſt dabei; aber man iſt glücklich, wenn man es lieben darf.

Sie holder, guter Schatz! Faſt glaube ich, es iſt Abſicht von Ihnen geweſen, daß Sie noch eine Zeit lang ohne uns in Ansbach bleiben wollten, um uns zu erfahren zu geben, wie viel wir durch Sie vermiſſen. Glauben Sie nur, wir wiſſen es ſchon; der Augenblick, Sie bei uns zu haben, wird uns zu lang, und jeder Aufſchub macht uns bange. Gewiß, wir werden mit Ihnen leben, und das Leben wird alsdann erſt ſeinen wahren Genuß für uns haben. Laſſen Sie ſich's indeſſen nicht verdrießen, von Eib nach Ansbach und von Ansbach wieder nach Eib Ihre holden Schritte zu tragen. Es iſt beſſer, ein Glück gar nicht zu haben, als halb oder verdorben. Letzteres macht uns an der Wahrheit deſſelben beinahe verzweifeln, wenn man, was man hat, nicht genießen kann. Ich ſage nicht, daß das je unſer Fall ſo ganz ſein könne; aber etwas iſt doch daran wahr, ein zartes Glück will zart behandelt ſein, ſonſt wird es beſſer im Buſen aufgehoben, als der Welt producirt. Ihre dichten Fichtenwälder mögen noch ein Weilchen die guten Gedanken, die Sie für uns hegen, bewahren, und uns den Schatz aufheben, bis wir ihn — wenn Gott will! — hinter die feſten Berge verbergen können. Grüßen Sie die guten Wälder und Wieſen von uns, ſo oft Sie ſie ſehen. Ich kann ihnen doch nicht feind ſein, und jetzt, da ſie uns Sie noch bewahren, ſind ſie mir doppelt werth. Ich weiß nicht, wie ich ihnen meine Dankbarkeit dafür genug bezeigen ſoll.

Hier reist Alles, und die Hälfte unserer Stadt ist beinahe auswärts. Dazu sind sie in Ansbach ökonomischer. Nur verschlingt sich hier das Gute zu bald, und der Genuß rauscht bald vorüber. Ich kann diese Eigenschaft nicht sehr lieb haben; wir sind dabei eben nicht glücklicher als andere Menschen. Hinter den alten Bergen in Jena wohnte ich freilich am liebsten (da in Deutschland doch mit Thätigkeit und Ehre nicht viel zu machen ist). Henriette ist auch gern da, aber Zeit und Stunde ist noch nicht dazu gekommen, und — wie die Menschen sind! — sie haben mich vielleicht hier zu gern, um mich glücklich zu machen!! — Leben Sie wohl, bestes, liebes Fräulein! guter Schatz! Behalten Sie mich nur immer ein wenig lieb, denn ich liebe Sie recht von Herzen. Ich küsse das gute Schnäuzchen, und es thut mir nur leid, daß ich nicht ein wenig darein beißen kann. —

Nur sein Sie nicht traurig. Adieu!

Ihr

Karl.

3.

Weimar, den 1. August 1791.

Henriette überschickt mir diesen Morgen Ihren Brief zum Frühstück, und in der That hätte sie mir nichts schicken können, das mir bei der allgemeinen Hitze eine angenehmere Erfrischung gäbe. Wie freut es mich, daß ich aus Ihrem Briefe fühle, daß Sie einiges Zutrauen gegen mich haben; nichts kann schmeichelhafter für mich sein, denn ich liebe Sie gar sehr und von ganzem Herzen, und zwar auf eine Ihrem Werthe angemessene Weise, wodurch es mir zum Glück wird, zu Ihrer Zufriedenheit etwas beitragen zu können. Was mir zuweilen weh thut, ist, daß meine Kräfte so wenig hinreichen; aber lassen Sie es nur gut sein, liebes Boschen! Sie selbst verlangen

ja nur das Mögliche, und das tröſtet mich ſchon wieder, und ſagt mir, daß nur das für uns gut ſei, was in der Lage, worin wir uns befinden, für uns möglich iſt.

Daß Sie einen ſo herzigliehen Gebrauch von meiner Phantaſie beim Mondſcheine gemacht haben, ergötzt mich gar ſehr. Ich möchte nur für Sie dichten können: aber der Dichtergeiſt zerſtreut ſich bei mir gar ſehr, und iſt hier faſt gänzlich verflogen. Wir führen hier gewiſſermaßen ein unbedeutendes Leben. Man iſt zu geſellſchaftlich, und dieß Geſellſchaftliche hat eigentlich keinen Zweck. Dieß iſt eine böſe Lage für Gemüth und Geiſt, und erſchlafft Beides. Gewiß geben die böſen Menſchen den guten den Vortheil, daß ſie ſich feſter zuſammenhalten, in ſich und unter ſich. Hier iſt man gewiſſermaßen zu gut — d. h. am Ende doch nicht gut genug. Sagen Sie nichts von meinen Geheimniſſen, und von meiner innern Empfindung von hier, die ich nur Ihnen vertraue. Ich bin deßhalb nicht unzufrieden; aber mein Gefühl für das Leben bleibt noch lange unter dem, was es gern ſein wollte, und ſo leicht auch ſein könnte.

Henriette fühlt das von ferne, und ich laſſe es auch nur in der Ferne ſie fühlen, weil wir doch immer gewiſſermaßen unſerm Schickſal gehorſam ſein müſſen, und nicht überall uns ſagen dürfen, was unangenehm daran iſt. Ich laſſe hier ihr Schickſal ſich langſam entſpinnen, und bin auf alle Fälle bereit, daß wir wenigſtens durch uns nicht unglücklich ſein mögen. Ich liebe das Hofleben nicht, und wünſche es nicht für ſie; wenn es aber zu ihrem Fortkommen nöthig iſt, und ſie es annehmen mag, ſo ergebe ich mich auch darein, und laſſe das Schickſal walten. Ein Vortheil (ohne den ich es ſonſt nie zugeben würde) iſt es, daß die regierende Herzogin eine ſehr gute Frau iſt, und (gewiſſe Vorurtheile abgerechnet, ohne welche, wie es ſcheint, keine Fürſtlichkeit beſtehen kann) ein wahres Gefühl hat für das, was man Charakter nennt, und ſolchen, wie ich glaube, in unſerer Schweſter findet. Von dieſer Seite

betrachtet kann Henriette nie ganz unglücklich sein. Die Herzogin beträgt sich gar liebreich und artig gegen sie.

Was meine Brüder anlangt, so überlasse ich sie künftig ihrem eignen Stern — und wenn das der Stern der Liebe ist, nur desto lieber. Sie haben recht, mich dazu zu ermahnen. Wenn Lebrecht und Louis glücklich sein werden, so soll es Niemand mehr freuen, als mich. Daß ich einige Schwierigkeit darin fand, wird mir wohl Niemand verdenken.

Daß es in Ihrem Ansbach so ruhig aussieht, ist mir lieb zu hören. Man sagt, die Hofstellen seien gänzlich aufgehoben und auf gewisse verhältnißmäßige Pensionen reducirt. Sagen Sie mir doch, was Sie davon wissen, und auch, wie sich die Meisten hierüber betragen. Es ist gar richtig, daß der Markgraf einsieht, daß da nicht zu leben sei, wo er allein zu befehlen hat. Ich denke, mehrere Fürsten sollten seiner Gesinnung sein, und ihr Amt freiwillig aufgeben.

Wenn Sie nach Eib spazieren gehen, denken Sie doch zuweilen meiner! Ich habe fast nie diese Promenade gemacht, ohne Sie dabei im Gemüthe zu tragen. Ihre liebe Seele ist uns immer gegenwärtig, auch hier, wo die Promenaden weniger einsam — aber ohne Sie sind. Henriette, die ich diesen Nachmittag, als ich vom Hof kam, besucht habe, sagt mir, sie habe Ihnen diesen Morgen geschrieben, aber den Brief noch nicht fortgeschickt. Dieses Blatt mag also allein gehen, und Ihnen von uns Beiden zuerst etwas Gutes sagen.

Leben Sie wohl, liebes Boschen, gutes Mädchen! Ich küsse Ihre schöne Stirn und lieben Augen — und bitte mir ein Stück daron aus, um es mir recht wohl werden zu lassen. Auch das gute Schnäuzchen küsse ich, und die lieben, zarten Ohren. —

Empfehlen Sie mich Ihrer guten Frau Schwester und Ihrer Frau Oberstin. Ich bin ihr immer sehr gut, so lange sie so einen Engel um sich hat. Adieu!

Ihr Karl.

4.

Weimar, den 12. August 1791.

Ihr liebes Andenken, gutes Boschen, wird mir täglich lieber, durch Alles was Sie sind, schreiben, zeichnen oder thun. Wie sehr wünschte ich, daß wir bald, als ein treues Kleeblatt, irgend an einem alten Stamm oder einsamer Wohnung hängen möchten, wo das Licht des Tages und der Nacht einen freudigern Ton aus mir erwecken könnte, als es bei dieser zerstreuten Alltagswelt möglich scheint.

Mein Bruder ist glücklich hier angekommen, und hat Henrietten und mir auch das Ihrige gebracht. Er bleibt bis auf den 15ten hier. Wir haben hier Besuch von Engländern und Engländerinnen und andern schönen Leuten, die uns die Stunden des stillern Genusses wegnehmen, weil man sich mittheilen muß, — ohne etwas zu theilen zu haben.

Ich schicke Ihnen hier, statt Allem was ich für Sie habe, Sakontala. Sie werden Ihre Seele da finden, und dieß schöne Werk wird allgemein geliebt und bewundert. Denken Sie dabei zuweilen an uns, gute Seele! Henriette wird Ihnen heute oder nächstens schreiben. Leben Sie wohl, und glauben Sie, daß wir Sie als ein Kleinod in unser Herz einschließen.

Ihr treuer

Karl.

5.

Weimar, den 5. September 1791.

Wenn ich Ihnen keine schönen Blümchen zu Ihrem Geburtstage schicke, liebes Boschen, so ist es, weil eigentlich keine für mich wachsen. Ich bin so ein armer Stadtmensch, und die Blumen haben eigentlich keinen Werth für mich, we-

nigſtens keinen ſolchen, daß ich ſie meiner Freundin ſchicken wollte, wenn ſie nicht in der Stille und Einſamkeit auf die Höhen und in den Thälern gepflückt werden. Deſto lieber ſind aber die Ihrigen, und man ſollte denken, daß Sie ſie ſelbſt mit Ihren lieben Augen erſchaffen, und mit Ihren zarten Gedanken ausgebildet hätten.

Vermuthlich ſind Sie von Ihren Laubwäldern nun wieder zurück, und ſehen dem hohen Fichtenwalde und dem herbſtlichern Thal entgegen, wo meine Gedanken leichter Sie auffinden und Ihnen begegnen können. Grüßen Sie die liebe Gegend, vorzüglich an Ihrem Geburtstage, der im vorigen Jahre ſo warm und hübſch war, und wo Ihre liebe Schweſter ſich ſo freundlich von mir begleiten ließ.

Henriette wird Ihnen geſchrieben haben, daß ſie nun förmlich hier angeſtellt iſt, ob ſie gleich ihre Dienſte noch nicht angetreten hat. Wenn Sie nur auch ſchon bei uns wären! Aber der Weg zum Glück iſt, zumal in unſerm lieben Vaterlande, meiſt gar uneben und verworren — wenn man nur zuletzt noch erreicht, was ſo ſchwer nicht zu erreichen ſein ſollte.

Daß Sie Sakontala ſo hübſch in die Reihe Ihrer Schweſtern aufnehmen würden, dacht' ich wohl, und wünſche Ihnen Glück zu der ſchönen Geſellſchaft. Auch ſie müßte ſich freuen, die artigen Blümchen mit Ihnen gepflückt zu haben, wenn ſie gleich unter unſerm Himmel ſo ſchön nicht aufblühen.

Leben Sie wohl, liebe Seele! Begehen Sie froh Ihren lieben Geburtstag, wo wir auch froh ſein werden, daß uns der Himmel eine ſo liebe Seele geſchenkt hat.

Ihr treuer

Karl.

6.

Weimar, den 19. December 1791.

Haben Sie Dank, gutes Boschen, für Ihr heute erhaltenes gar zartes Briefchen, und für die schöne weiche Weste, die mir Ihre lieben Finger so geschickt geknötet haben. Sie ist mein bester Putz, und hält auch gut warm, so wie Ihre Worte und Briefe.

Wenn ich Ihnen doch auch ein Gewand stricken könnte, das so artig wäre! Darein müßten Sie sich ganz und gar kleiden, und es müßte die Kraft haben, Sie von der Einförmigkeit Ihrer Lebensart zuweilen wegzuführen, und Sie näher zu Ihren Freunden zu bringen. Ein solches Gewand hätte den größten Werth für uns, die wir Sie Beide so lieben, und nach Ihnen, als einem getrennten Theil von uns, verlangen. Vor der Hand nehmen Sie nur noch Minervens Helm, der Ihnen so wohl steht, und um dessentwillen wir Sie so lieben. Er ist überall etwas nothwendig geworden, und das, ein Widerspruch mit andern Dingen, gerade weil er nicht sehr in der Mode ist.

Das allzuzerstreute Leben ist im übrigen weit nachtheiliger, als das allzueinfache. Die nicht gestörte Seele arbeitet immer etwas zum Leben heraus, welches wir sogar in Träumen sehen, und wenn die Phantasie durch einige Wissenschaft erleuchtet oder bereichert wird, so kann sich das Gemüth gar leicht seinen eignen Spielkreis schaffen, und in demselben Unterhaltung finden: wenn aber halbe Interesse die Seele theilen, so ist sie nirgends recht zu Hause; sie glaubt vielleicht gar noch, hier zu wenig, dort zu viel gethan zu haben, und kommt nie mit sich selbst in richtige Rechnung.

Ich will nicht sagen, daß dieses hier immer der Fall sei; aber er ist doch leicht möglich, wo Personen von mannigfaltigen guten Eigenschaften, ohne eigentlichen Zweck des Lebens,

beiſammen ſind. Da kann es ſich zutragen, daß uns die Exiſtenz des Beſten gerade die empfindlichſte wird, weil wir ihr am meiſten Wirkung wünſchen. Bei Ihrem Geſchlecht iſt es indeß nicht immer ſo; ſie wiſſen ſich zu helfen, weil ſie mehr zum häuslichen Leben gebunden ſind; aber unſere Exiſtenz gewinnt dadurch auf keine Weiſe, und was uns bleibt, ſind am Ende nur die ernſtern ſtillzurückgezogenen Wiſſenſchaften.

Ich kann nicht läugnen, daß dieſe letztern ſeit einiger Zeit dasjenige ſind, wobei ſich mein Gemüth am leichteſten und ſicherſten beruhigt. Ich möchte mich ganz in ihren Zirkel einſchließen, und mit den Wenigſten leben, aber Verhältniſſe, und unter dieſen die Geſundheit, erlauben es nicht ganz.

Genießen Sie deshalb nur ruhig Ihrer ſchönen Abendausſicht, und denken auch dabei zuweilen an mich. Wenn mir noch ein heitres freies Glück vergönnt iſt, ſo iſt es mir vor dem Abend auch nicht vergönnt; genug, wenn es nur dann noch einige klare ruhige Blicke wirft. Kenntniß der Welt und der Dinge geben dazu die beſte Vorbereitung.

Und nun bin ich wohl gar zu ernſthaft mit Ihnen geworden, gutes Weſen! Doch ich habe nichts zu fürchten; Sie kennen und lieben dieſen Ton auch.

Leben Sie wohl, werther Schatz!

Ihr M.

7.

Weimar, den 2. Januar 1792.

Wie gerne möcht' ich dem zarten lieben Würmchen, das ſo zarte Seide aus dem Innerſten ſeines Herzens hervorſpinnt, auch ſo was Liebes zum neuen Jahre ſagen können, als das artige Briefchen enthielt, das Sie zuletzt mir zugeſchickt. Ich danke Ihnen dafür herzlich, und ich fühle, wie weit ich gegen

Sie zurückſtehe, was den Ausdruck der ſüßen Achtung des Gemüthes betrifft. Ich will mich aber auch damit nicht in Vergleichung ſetzen, und den ſüßen Vorzug Ihres zarten Herzens willig erkennen.

Ich freue mich mit Ihnen, daß der kürzeſte Tag nun vorbei iſt, und daß wir den ſich nähernden Geſtirnen entgegenſehen. Mögen ſie Glück und Heil über uns bringen, und meinem guten Würmchen manches grüne Blättchen entlocken, woran es auch ſeine Freude haben kann. Austreten ſoll mir es Niemand, nicht halb noch ganz', ſonſt wollt' ich ihm lieber ein Chriſtbäumchen putzen, und es da auf eine Zeitlang niederſetzen. Doch beſſer iſt's, der Baum ſei mit ſeiner Wurzel in der Erde gegründet, und wachſe fort und fort, immer wieder grün und neu

Die Güte, die Sie für meine Mutter haben, gereicht mir zum wahren Troſte, ſo wie ſie Ihnen zur Ehre gereicht. Wer einen Vorrath von guten Gefühlen hat, findet immer mitzutheilen; kann leichter geben und leichter nehmen. Sagen Sie doch meiner Mutter gelegentlich was Gutes von mir ſelbſt. Ich mag ſie nicht mit meinen Briefen beſchweren, und ich überlaſſe es Henrietten, der Dolmetſcher unſrer beider dankbarer Geſinnungen zu ſein.

Die Neujahrsbeſuche und das Neujahrbetteln macht mir den Kopf ſo taub, daß ich Ihnen heute nur Weniges und etwas verwirrt ſchreiben kann. Schicken Sie mir bald wieder was aus der Sammlung Ihres Geiſtes, die ich ſo ſehr ſchätze und lieb habe, daß ich Sie verſichern kann, daß Sie mir unter allen Schriftſtellern gerade die liebſte ſind.

Adieu, liebes Boschen! Ich küſſe Deine ſüße Stirn.

Dein K.

8.

Weimar, den 16. Januar 1792.

Ich bin dieſen Morgen ſpazieren gegangen, um ein Blümchen für Sie zu ſuchen, aber obgleich der Schnee ſeit geſtern anfängt, ſich ſehr zu erweichen, ſo habe ich doch nichts finden können, als ein paar Moosköpfchen, die ich Ihnen zu Ehren noch an dem naſſen Fels habe fortleben laſſen. Ihr Brief wird alſo wohl das Fröhlichſte bleiben, das mir heute begegnen wird, und wenn er gleich eben nicht die Geſtalt einer Blume haben ſollte, ſo hat er doch gewiß den Sinn und die Zierlichkeit davon. Es iſt angenehm, ſolche Gemüthsblumen aus der Ferne zu erhalten, und keine duften holder für Henrietten und mich, als diejenigen, die uns das ſeidne goldne Würmchen zuſchickt. Schon Ihre Hand und Aufſchrift iſt Freude für mich. Obſchon Sie von der äußern Seite Ihres Lebens nicht ſehr aufgemuntert und erbaut ſcheinen, ſo freut es mich doch, wahrzunehmen, daß es inwendig in Ihrem Gemüthe immer noch grünt, und dieß iſt mir ein Keim wahrer Hoffnung für uns Alle. Erhalten Sie ſich dieſen edlen Schatz, und ſein Sie verſichert, daß Sie uns auf dieſe Art näher ſind, als wenn Sie wirklich wohl angekleidet und geputzt unter vierzig oder funfzig unbedeutenden Gegenſtänden, dennoch, des Reſpekts halber, faſt eben ſo unbedeutend für uns ſein müßten. Es iſt ein abgeſchmacktes Leben, das man ſo zuſammen führt, wenn man ſich gleich alle Tage ſieht; man trägt ſich doch nur in der Taſche, und wenn man ſich da nicht findet, ſo hat man ſich nirgends.

Mich freut es gar ſehr, daß Sie, wie es ſcheint, dieß Jahr leichter angetreten haben. Mir iſt es gewiſſermaßen noch fremd, ob wir gleich den zweimal zwölften Theil ſchon durch haben. Es kommt mir vor, als bereite ſich Alles, auch bei uns, zu Veränderungen; und dieſe ſind uns gewiſſermaßen

noth, ob ich gleich nicht weiß, was es werden ſoll. Es iſt allzuwenig Herzlichkeit und Intereſſe in dem gewöhnlichen Leben, wenn es auch hie und da duldbarer iſt.

Was macht denn aber das gute liebe Boschen mit den ſchwarzen Augen, die mir ſo oft freundlich und liebreich begegneten? Mag es doch wohl ſein dem holden Kinde, dem freundlichen guten Gemüthe, dem treuen Herzen!

Wir denken oft an Dich, Du Liebe, und Du biſt uns nicht vergeſſen, und kannſt es uns nimmer ſein. Sind wir glücklich genug, Dich in unſerm Schooße und in unſern Armen zu umfangen, ſo wird unſer Glück vollkommen ſein; aber eher ſei es nicht, als bis wir zuſammen glücklich ſein können.

Dein

K.

9.

Weimar, den 13. Februar 1792.

Ich hatte Ihren lieben Brief noch in Jena erhalten, als mir ihn Henriette gab, die mich beſuchte und von dort abholte. Das liebſte Licht aus Franken ſcheint uns ganz gewiß nur aus Ihrer Seele zu, und jede Zeile von Ihnen iſt ein Geſchenk des Herzens und der Liebe. Könnte ich doch meine Worte auch ſo voll Ausdruck machen wie die Ihrigen, und das in Ihre Seele legen, was ſo reich in derſelben aufwächſt! —

Ich habe Jena wieder verlaſſen müſſen, das ich auf einige Tage beſuchte, und es iſt gut, daß ich es verlaſſen habe, weil meine Lebensart hier und dort ziemlich verſchieden iſt, und es beſſer ſcheint, wenn ich bei Einer bleibe. Dem ſei, wie ihm wolle, ſo ſcheint mir eine zurückgezogene Lebensart die vorzüglichere, wo die Seele von ſich ſelbſt Genuß machen kann, und von den

Seiten, wohin ſie ſich wenden mag, nicht zu oft durch äußere Veranlaſſungen abgezogen wird. Selten ſind bei uns dieſe äußern Gegenſtände der Mühe werth, und die Seele findet wenig Halt oder Nahrung in ihnen. So iſt es bei uns, wie bei Ihnen, lieber guter Schatz; die halbguten Menſchen ſind zuweilen nachtheiliger noch für unſre Zufriedenheit und für unſer Inneres, als die ganz ſchlimmen.

(Morgens halb 11 Uhr.) Indem ich dieſes ſchreibe, ſchickt mir Henriette Ihr zweites — verehrliches — Schreiben. Das bringt mir etwas Licht in den trüben regneriſchen Tag, und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Kerzen Ihrer Illumination ſo zierlich aufgeſteckt haben. Mir gefällt es überall, wo es ſo luſtig zugeht, wie bei Ihnen, und Volksfreude iſt mir überall die liebſte Freude; ich glaube auch, daß ſie Herrn v. Hardenberg gehörig zu erwecken weiß. Wenn es hie und da in den Straßen noch etwas finſter und dunkel ausgeſehen hat, ſo iſt das nur eine kleine Deutung auf die egyptiſche Finſterniß, die gleichfalls noch hie und da in den Gemüthern herrſcht. Wenn Herr v. Hardenberg auch dieſe zu erleuchten weiß, ſo gebe ich ihm ganz den Beifall, den ich ihm für ſeine Perſon ſchuldig bin. Ich ſehe ſchon, wie ſich die Ansbacher Hofleute und die vortrefflichen Herren Collegiaträthe recht demüthig und knechtiſch anſchicken, ihre unterthänigſte Cour zu machen, und jedem für ſeinen Vortheil bange wird, daß er zu wenig möchte gethan haben, ob er gleich eigentlich lieber gar nichts thun möchte. So iſt nun die Welt, und das iſt auch eine Welt; vielleicht tritt ſie einmal vollends aus dem Schlamm hervor. Laſſen Sie ſich nur indeß die ſchönen Operetten und das Räuſchchen gefallen, und erhalten Sie in Ihrer lieben Seele das Räuſchchen der Freundſchaft, das auch gut thut.

Ich erhalte eben auch einen Brief vom jungen Altenſtein, der mir recht wohl gefällt. Ihr kleines artiges Calenderchen, mit dem Nachtwächterlied, trage ich täglich in der Taſche, und

es ſcheint, daß mir der Nachtwächtergeſang auch da erträglicher wird, wenn ich ihn in der Taſche, als wenn ich ihn in den Ohren trage. Nun freuen Sie ſich wohl ſchon wieder auf die Frühlingsblümchen? Laſſen Sie die holde Natur in Ihrem Gemüthe nicht ausſterben; ſie allein gewährt uns wahre Luſt. Wollte der Himmel, wir könnten die Empfindungen hierüber ſtets mit Ihnen gegenwärtig theilen! Aber hier iſt dennoch auch der Ort nicht ganz dazu. Die Menſchen ſind ſich immer zu nah — und doch, wie billig, zu entfernt. Man ſoll mit zu Vielen theilen, und da verſchwindet der Genuß. Unter den Barbaren in Ansbach konnte und durfte man ſich mit Recht verſchließen.

Lebe wohl, liebe Seele! Ihre Zufriedenheit und Ihr Glück macht mich glücklich.

Ihr treuer

Karl.

10.

Freitag früh den 6. April 1792.

Es iſt bekannt, daß Einer von den alten Graubärten, die wir Philoſophen nennen, ſchon geſagt hat: daß man an jedem Tage den Grazien ein Opfer bringen ſollte, und daß dieß vorzüglich zur Verſöhnung gegen Zorn und Unwillen ein vortreffliches Mittel ſei. Ich weiß mein Opfer an dieſem rauhen, etwas verdrießlichen Tage nicht beſſer abzulegen, als bei Ihnen, guter lieber Schatz! die Sie ſelbſt den Grazien ſo ſchön und willig dienen, und immer ein Körnchen auf ihrem Altar brennend unterhalten. Die Zeilchen, die Sie mir aus Ihrem Stübchen zugeſchickt haben, und welche die untergehende Sonne noch beſchienen hat, überzeugen mich hievon.

Ihre kleinen Klagen wegen Unbeſtändigkeit und Abwechslung im Umgang erkenne ich für ſehr gerecht. Sie ſind aber

nicht nur Ihrem Geſchlecht eigen, ſie ſind auch bei unſerm Geſchlecht zu finden. Die wahre Urſache iſt, daß kein gemeinſchaftlicher Zweck Menſchen zu Einer Abſicht hintreibt, und dann, was von zufälliger Sitte oder Laune abhängt, ſo ſchwer lange zu erhalten iſt. Die wenigſten Menſchen machen die eigene Art, wie ſie ſind, zum Gegenſtand ihrer Betrachtung. Die wenigſten treibt der Endzweck — gut zu ſein, wenigſtens zu jeder Stunde ſich Mühe dazu zu geben. Sie ſind, was der Zufall angibt, und überlaſſen ſich höchſtens ihrem Gemüth, das, wenn es auch nicht bös iſt, doch zu oft dem Triebe folgt, der ihm von außen kommt.

Daß Ihre Kriege ſchon wieder geſchlichtet ſind, freut mich ſehr. Nun werden wohl die Friedenskünſte blühen, und Ansbach noch ein Muſenſitz werden, wozu wenigſtens die Wieſen Gras genug haben. Ziehen Sie nur bald nach Ihrem fröhlichen Eib, und denken Sie da meiner. Gewiß iſt das Thal daſelbſt gar ſchön, wenn ſich nur der Fluß des Lebens ein wenig ſchneller und reiner bewegen möchte.

Adieu, beſte Seele! Ich küſſe die lieben ſchwarzen Augen.

Ihr

K.

11.

Weimar, den 26. October 1792.

Was machen Sie, gute liebe Seele? Ich habe ſchon ſo lange Ihren lieben Brief erhalten und alle Ihre lieben Andenken in und außer demſelben, und ich bin dagegen wie ein verſtummtes Gehäuſe, deſſen Feder und Uhr verloren gegangen. Doch habe ich mich in Augenblicken Ihrer mit Liebe und Freude erinnert — das Übrige hat mir meiſt die Welt (die mich nichts angeht) abgezogen. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, was wir für politiſche Leute geworden ſind. Zeitungen und Welthändel

intereſſiren uns faſt nur allein, und da eben derſelbe Geiſt bei unſeren Damen herrſcht — nur noch etwas feuriger und heftiger, wie bei dem männlichen Geſchlechte — ſo iſt jede andere Empfindung aufgezehrt, und der zärtlichſte Liebesantrag würde aufgeſchoben werden, wenn dadurch ein paar neue Poſtblätter ſollten verloren gehen. Wie es bei Ihnen iſt, weiß ich nun nicht. Vermuthlich herrſcht die ruhige Gleichgültigkeit, die ſüße Mutter deutſcher Dumpfheit, etwas mehr in den Köpfen und Herzen Ihrer nicht erleuchteten Mitbürger. Gewiß iſt es aber, daß ſich ein Einzelner das ſtille Gefühl ſicherer dabei erhält, und dieſem hab' ich auch wohl Ihr ſüßes Andenken zu verdanken, das ich ſo ſehr verehre. Schenken Sie mir es nur ferner und immerfort. Es ſoll die beſſern Empfindungen erhalten helfen, die für dieß Leben ſo heilſam und wohlthätig ſind.

Die Neuigkeiten wird Ihnen Henriette ſchon alle geſchrieben haben. Wir haben die Franzoſen jetzt ziemlich in unſrer Nähe, und man ſagt ſchon in Fulda, wo ſie täglich weiter rücken, um vermuthlich dem angenehmen Landgrafen von Heſſen-Caſſel einen kleinen Beſuch abzuſtatten. Sie ſind dießmal nicht ſo höflich geweſen, als die Preußen, die ſich ein halb Jahr zuvor in Paris anmelden ließen; dafür ſind aber auch dieſe, als eine Staatsviſite, nicht angenommen worden; die Franzoſen finden hingegen überall leichten Eingang.

Leben Sie wohl, liebe Seele, gutes Näschen! Ich gebe Ihnen einen Kuß auf Ihre lieben Augen.

Ihr

K.

12.

Ilmenau, den 2. Juni 1799.

— Seit vierzehn Tagen hatte ich zweimal den Beſuch von unſerm Jean Paul Richter, der nach Hildburghauſen

ging, und ſich im Hin- und Herweg bei mir aufhielt. Sein Beſuch war mir ſehr erfreulich. Es iſt ein lieber Menſch, ausgeſtattet mit den reichſten Kenntniſſen und einem Witz, der ſeines gleichen nicht hat, bei dem geradeſten einfältigſten Herzen. Alle Herzen ſind ſein, und die drei verſammelten Prinzeſſinnen in Hildburghauſen, worunter die Ansbacher auch gehört, hatten ihn täglich um ſich, wo er acht Tage lang, vom Mittag bis Mitternacht, täglich zubringen mußte. Sie können wohl denken, daß auch er etwas von ihnen bezaubert iſt — aber ſittlich und unſchuldig, wie ein Kind.

Mein ernſtes Gedicht ſollen Sie das nächſte Mal haben. Ich hab' es in ein Buch geſchrieben, und kann es heute unmöglich abſchreiben. Ich arbeite noch an einem andern, das die Stunden heißt, welches ich auch vielleicht bis dorthin fertig kriege. Ich finde, daß es gut iſt, wenn wir von unſerm Ich, d. h. von unſern innigſten Geſinnungen etwas Dauerhafteres in der Welt zurücklaſſen können. Dazu iſt der Weg der Poeſie gewiſſermaßen der bequemſte und holdeſte. Vielleicht drücke ich Ihnen künftig durch die Sache ſelbſt meine Meinung beſſer aus. — Fräulein v. Altenſtein ſoll mir verzeihen, daß ich ihr von ihrem Liebling Fichte nichts ſchicken kann. Ich habe nichts von ihm, als ſeine ſogenannte Sittenlehre, die auch abſtract und confus genug iſt. — Jean Pauls Briefe und bevorſtehender Lebenslauf habe ich erſt heute erhalten. Man lieſt Alles mit Vergnügen von ihm. Sie ſollen ſie bald von mir haben. —

Unſer beſter Zeitvertreib iſt, daß wir zuweilen in den nahgelegenen Wald gehen, da Feuer machen und Caffee trinken. Dabei ſind die Kinder ſehr glücklich.

Empfehlen Sie mich der Frau v. Altenſtein aufs Beſte. Platen läßt gar nichts von ſich hören. In Hildburghauſen verſammelt ſich jetzt Alles. Auch der Herzog von Mecklenburg iſt vor ein paar Tagen hier durchgekommen. Er ließ ſo-

gleich bei mir nach Jean Paul fragen — dieſer war aber ſchon fort.

Leben Sie wohl.

Ihr treuer Freund

K.

13.

Jena, den 8. December 1805.

Ihr Andenken an meinen Geburtstag, nebſt Louiſens Roſenblättchen, hat mich, theure, gütige Freundin, gar ſehr erfreut. Wie gern mag ich in den Seelen der Theuern leben! Sie machen mich die gegenwärtige welke Zeit vergeſſen, und um Ihr und der Ihrigen Andenken beſonders ſchwebt mir ein holder Chor der Geiſter, der mich immer wieder neu erweckt.

Ich fühle übrigens gegenwärtig, mehr wie jemals, die heranrückenden Tage des Alters, und friſche Blumen, die ſo ſelten bei uns entſtehen, werden mir nothwendiger. Doch nicht Alles iſt um mich her ſo ganz vertrocknet. Das Gemüth nährt ſich aus ſeiner eigenen Habe, und findet noch immer etwas, das es erhält; auch fehlt mir die Theilnahme mancher Guten nicht, worunter ich vorzüglich meine Schwe[illegible], und die ſie umgeben, zählen darf.

Die jetzigen trüben Zeiten ſollen auch unſer Gemüth nicht gänzlich niederſchlagen. Wer von uns mag das Ganze halten, oder dem Unverſtande ſteuern? Wir müſſen alſo das Nächſte nur ſuchen, was in und um uns iſt, und dazu hat die Natur dem Menſchen den Geiſt gegeben. Wenn die ihn nicht gebrauchen, noch haben, die ihn für Andre haben ſollten, ſo iſt es freilich ein Unglück; aber es gehört zu den gewöhnlichen, und von den troſtloſen Ausſichten auf unſre Führer und Oberhäupter läßt ſich nichts Beſonderes erwarten. Auch die Übel wer-

den vielleicht größer gemacht. Ich denke nicht, daß wir vom Feinde oder durch Hungersnoth sterben sollen; und wenn es sein muß, so wollen wir das Unglück vor der Thüre erwarten, da wir es doch nicht vertreiben können, und uns die Sorgen nicht vorher auffressen lassen.

Wunderbar ist es, daß ein Freund, Dr. Seebeck, der kürzlich eine Reise nach der Schweiz in Geschäften machen mußte, und über Ulm kam, von dort her schreibt, daß er es wohlfeiler gefunden, als bei uns, und an Nichts Mangel gelitten habe. So viel thut die Vorsorge einer verständigen Regierung, die weiß, daß Menschen leben müssen.

Der guten Louise, die ich herzlichst grüße, schicke ich statt der Rosenblättchen einige andere Blättchen, die mir so seit kurzem aus der Seele durch die Feder gegangen sind. Ich weiß, sie sind ihr nicht ungefällig.

Die Meinigen befinden sich recht wohl und empfehlen sich tausendmal. Wir leben ganz heiter und zufrieden zusammen, und sehen wenig Menschen.

Leben Sie wohl, liebe Freundin! Sie und die gute Louise

Ihr

A.

14.

Jena, am Christabend 1807.

Ich habe gestern mit Dank Ihre und der guten Henriette Briefe und Geschenke erhalten. Ihre treue und gütige Vorsorge für mich muß sich Ihnen selbst belohnen — denn ich kann es in der That nicht.

Sie, gute liebe Freundin, lassen das Licht des Andenkens bei mir wahrlich nicht ausgehen — denn Sie müssen wissen, daß ich von Ihrem mir vor ein paar Jahren geschenkten Wachsstocke noch einen guten Theil übrig habe, der diesen

Abend dazu dienen soll, unsern gemeinschaftlichen Christbaum zu erleuchten. Sie sehen also, wie ich Ihre Geschenke nur zu Festtagen gebrauche — wie Sie denn selbst eine festliche Seele sind.

Ich kann Ihnen leider dießmal gar keine Freude machen; nur daß ich in gutem Geruche bei Ihnen bleibe, lege ich ein Gläschen Reseda-Wasser bei. Sehen Sie es blos als ein kleines Opfer des Dankes an — und bleiben Sie mir — wie immer — hold!

Daß Sie sich Goethen nicht ganz nähern können, kommt wohl daher, weil er wahrscheinlich eben so Scheu trägt, wie Sie. So kommt man am besten mit den Menschen zusammen, mit denen man Geschäfte hat, und deßhalb ist man sich am Hofe so überflüssig, weil man kein Bedürfniß zu einander hat. Bedürfniß bindet im Leben am meisten; es sei nun geistiges oder anderes. Das Geistige fehlt bei uns meist ganz; denn Jeder ist sich in seiner Armuth genug, und muß sich auch beinahe genug sein. Und so ist es auch wohl mit dem Übrigen. Wer kann bei uns dem Andern viel sein? deßhalb ich auch sogar den meisten Umgang beinahe verabscheue.

Wagen Sie es aber nur einmal, und befragen Goethe über etwas, was Sie wirklich betrifft — und Sie werden ihm gewiß auf eine freundschaftliche Art näher kommen.

A.

13.

Montag, den 26. März, früh 7 Uhr.

Liebes Würmchen! Henriette schickt mir schon so früh Ihre lieben Seelenfadchen, und da ist es mir wie ein Morgenbesuch von Ihnen, den ich ja nicht aufschieben kann zu beantworten. Ich habe schon so lange nichts von Ihnen selbst ge-

hört, daß es mir recht leid gethan hat um die schönen seidnen Faden, die nicht mehr die meinigen werden sollten.

Die Frühjahrszeit ist auch bei uns, gleichsam in einem Sturme, angelangt. Sie bewegt mein Inneres, und macht es öfters etwas traurig. Diese Trauer ist dem Gemüthe zuträglich; sie erfüllt es mit weitern Gegenständen, als die Seele zu fassen vermag, und als in der Ausführung unsres sehr engen Wirkungskreises liegt. Man lebt immer etwas über das hinaus, was man wirklich ist, und das gehört mit zur Bestimmung des Menschen, wie der Geruch zur Pflanze. Ich wünsche mir oft noch einen freiern Platz als der hiesige, um weiter ausathmen zu können — aber wo soll man diesen in Deutschland finden?

Man sagt hier, Ihr neuer König sei in einen gefährlichen Gemüthszustand gerathen; doch weiß man nichts Gewisses davon. Sagen Sie also auch nichts davon. Es scheint ein wunderbares Schicksal über die Reiche dieser Erde verhängt zu sein. Wünschen Sie sich also nur kein Königreich, und sein Sie sehr zufrieden mit Ihrem wahren guten Gefühl, das den Königen und Herrschern meist fehlt.

Schreiben Sie mir doch einige Ihrer Frühlingsempfindungen auf Blättchen, und schicken Sie sie mir. Das soll mir ein Schatz sein. Wenn ich nicht so faul und zerstreut wäre, so thäte ich Gleiches. Jetzt wird es hier ein wenig ruhiger, da sollen Sie doch auch was haben. Ich schätze sehr die Kinder des Gemüths.

Erhalten Sie Ihre treue liebe Seele, die wir als Schwester lieben und ehren! M.

16.

Jena, den 12. Januar 1815.

— Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Nach der wilden Zerstörung will uns der Vereinigungspunkt so schwer gerathen. Während man so viel von diesem spricht, trennen sich noch mehr die Gemüther, und ein widriger Zwiespalt scheint in unserm deutschen Vaterlande die Oberhand zu gewinnen. Nur durch Vertrauen und Liebe können dauernde Wirkungen entstehen. — Doch ich will lieber in meinen engen Kreis zurückgehen, als mich mit politischen Ansichten beschäftigen, die wenig Trost geben.

Wir leben hier in unserer kleinen Gartenwohnung noch ganz zufrieden. Die Berge stehen noch fest, und die Saale, die sich schon seit beinahe ein paar Wochen mit einem derben Eisspiegel belegt hat, zeigt uns das veränderte Schauspiel von Schaaren junger Leute, die auf ihrem Rücken tanzen. Mein Karl zeigt sich auch auf demselben, und stößt zuweilen seine Mutter und den kleinen Bernhard auf dem Schlitten fort, indeß ich aus der warmen Stube hier den Bemühungen zusehe. —

Von unsern Freunden in Weimar erhalte ich noch immer gute Nachrichten. Goethe brachte letzthin vierzehn Tage bei uns zu, und war überaus wohl und mittheilend. Er las mir seinen Epimenides vor, eine Oper, die er auf die Rückkunft des Königs nach Berlin gemacht hat. Sie ist vortrefflich, sowohl in der Idee als Ausführung, voll Kraft und ihm eignem Geist. Überhaupt scheint er sich diesen Sommer gleichsam verjüngt zu haben. Er hat eine ungeheure Anzahl kleiner Gedichte gemacht; zum Theil im orientalischen Geschmack, in den er sich ganz hineinstudirt. Dabei hat er noch seine Reisegeschichte geschrieben, und wird seine Italienische Reise auf Ostern herausgeben. —

Adieu, Adieu, beste Lebensseele! Ihr treuer Bruder.

Knebel an Böttiger.

1.

Nürnberg, den 12. October 1797.

— Was Sie mir ſelbſt zerſtreut über unſer geliebtes Weimar ſchreiben, darüber lege ich die Hand weg, und ſehe nur gen Himmel. Hier erſcheint mir Alles deutlicher, in ſeinem wahren Zuſammenhang, und eben deßhalb muß ich ſchweigen — denn Krankheiten, die aus ſo vielen Umſtänden und Zufällen, in der Länge der Zeit, entſtanden ſind, laſſen ſich ſchwer — wohl gar nicht mehr curiren. Der Mangel an Verbindung und Einigkeit von unſerer Seite, über den ich ſchon ſo lange klage, ſcheint Haupturſache mit zu ſein. Aber wo ſoll Verbindung auch entſtehen unter ſo vielen poſitiven Elektrizitäten, wie mir geſtern Dr. Ehrhardt ſie nannte. Da ſind poſitive aller Art, ja Alles will poſitiv ſein, und will es faſt noch mehr, je weniger es Kraft und Eigenſchaft dazu hat. Eben dieſer Dr. Ehrhardt, der nun ein paar Tage von Ansbach

aus bei mir war, sagte, daß Kant (sein großer Prophet!) öfters gesagt habe: es sei kein abscheulicher Leben, als unter bloßen Gelehrten, und er möge nie in einer blos so constituirten Gesellschaft sein. Wir haben fast dieses Dictum in W. wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe was zu gelten, hie und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach ziemlich benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein, weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte zum Himmel ist, mich, unter diesen Umständen, nur nicht in W. weiter fortleben zu lassen. Sie durchstechen mir das Herz, und unter jeder Bedingniß werde ich suchen, ihnen zu entgehen. Im Preußischen ist jetzt gar nichts, und da der Herzog dermalen sehr gut und wohlwollend gegen mich ist, so würde ich ganz unrecht haben, sein Anerbieten auszuschlagen, und mir nur einen Winkel seines Landes suchen, wo ich ruhiger und behaglicher das Leben leben kann — was jetzt überall schwerer und schwerer wird. Doch von diesem, bitte ich, weiter nichts sich verlauten zu lassen! Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher.

Über politische Sachen hätte ich 9999 Sätze und Meinungen vorzutragen, die ich aber für jetzt weglassen will. In W., muß ich Ihnen sagen, hat man gar kein Urtheil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, was mir eben vorbenannter Freund sagte, daß unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung in gewissen Stücken herrsche. Was hat Wieland nicht Alles gesagt, den jede neue Begebenheit anders stimmte, und überhaupt wirft man uns in W. vor, daß wir gar keine Prinzipien hätten — welches auch so ganz ohne Grund nicht gesagt ist — wenigstens keine Consequenz. Hinc illae lacrymae!

Es würde mich freuen, wenn mich Goethe hier besuchen

würde. Es fehlt mir hier an nichts, als an wohlbekannten theilnehmenden Freunden. Sonst spüre ich von der Demokratenspürerei, die in W. herrscht, hier gar nichts, so wenig man in Baireuth und Ansbach davon spürt. Das ist doch sehr gut, und zeigt von Vernunft.

Sagen Sie nur von meinen Briefen eben Niemand; sie möchten sonst auch glauben, wir hätten einen Complott — was keinem gescheidten Menschen einfällt. Ich habe sogar noch Niemand gefunden, der auch nur daran denken sollte. Man wünscht vielmehr, daß nur Alles erträglich gut gehe. Aber wer kann wider die Phantasieen? —

Die Horen soll doch meine Schwester bei der Schillern betreiben lassen! Ich möchte wohl die fünf Elegien sehen, von denen ich Autor sein soll. Vom Neuen Musen-Almanach weiß man hier nichts. Wir nehmen nichts auf, was nicht anderwärts schon gestempelt ist. Die Nürnberger sind überhaupt wahre Chinesen; sie nehmen nichts leicht auf, was ihre Ideen verändert, und lieben Tausch und Wechsel der Gedanken nicht. Bei ihren alten Backfischen befinden sie sich wohl, — doch gibt es sehr brave, wirklich aufgeklärte Leute auch hier, und von festem Charakter.

Leben Sie wohl! Ich habe genug — genug geschrieben. Herzlichen Gruß dem alten Macdonald!

Ihr

M.

Man kann sicher glauben, daß die Emigrirten jetzt Acheronta movebunt, um Alles wider die französische Republik aufzubringen. Sie glaubten schon gar zu sicher, wieder in Frankreich einwischen zu können.

2.

Nürnberg, den 1. November 1797.

Die poetiſche Welt iſt durch den Schillerſchen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet, und wenn überall der Himmel ſo rein und glänzend wäre, ſo dürften wir uns bei einigen trübern Tagen nicht über unſer Klima beklagen. Goethe hat ſich in der That glänzend hervorgethan, und ſeine Abfertigung der Antireniſten durch den Zauberlehrling hat mir trefflich gefallen. Wie werden ſie es denn nun machen, die Waſſermänner? Diſtichen glaubten ſie hervorbringen zu können; werden ihnen denn die gereimten Balladen auch gelingen? Da koſtet es wenigſtens die Mühe des Reims. Schiller glänzt nach ihm, in der zweiten Größe, in einigen dieſer Geſänge, recht annehmlich und weniger ſtitternd wie ſonſt. Eins oder ein paar ſeiner Stücke ſcheinen mir nur etwas matt. Die griechiſchen Blumen der holden Amalia Imhoff haben mir allen Duft wieder geſandt, den ihnen ihr mündlicher Vortrag gab. Was wird aus dieſer Reimna unſrer Zeit werden? Das Übrige übergehe ich; nur fand ich die Elegien des Herrn K. recht ſchlecht, und unwürdig dieſer Sammlung. Ich werde mich künftig mit einem andern Buchſtaben anfangen müſſen.

Herrmann und Dorothea verkauft ſich nun hier in mancherlei Geſtalten. Ich habe es ſogar in rothem Saffian als Schreibtäfelchen gefunden. Leben wir nicht in glücklichen Zeiten, daß ſo die ernſteſten Werke unſrer Muſe Toilettenſpiele werden? —

K.

3.

Nürnberg, den 24. December 1797.

Endlich, lieber Freund, kann ich Ihnen die letzte Folge meiner Properz-Anmerkungen ſchicken. So arm und kleinlich Ihnen die Arbeit vorkommen mag, ſo ſauer iſt ſie mir dennoch geworden. Bei der wenigen Hülfe, die ich hier habe, und bei meinen ungewiſſen Kenntniſſen wußte ich nicht immer, was ich ſchreiben oder weglaſſen ſollte. Dieſes Letztere war, wie Sie ohne Zweifel bemerken werden, meine hauptſächlichſte Sorge.

Nun übergebe ich die ganze unbedeutende Arbeit Ihren Händen. Haben Sie die Güte, ſolche zu formen und zu geſtalten, wie es Ihnen beliebt! Vor Allem muß ich bitten, das Ganze ſorgfältig revidiren und redigiren zu laſſen, weil in den Anmerkungen, die ich kaum mehr durchgeſehen, noch Manches zu beſſern und zu ändern, hinzuzuſetzen oder wegzuſtreichen ſein möchte. Wenn Sie ſich, wie ich faſt zweifle, dieſer Mühe nicht unterziehen können, noch mögen, ſo bitte ich, einem geübten Manne ſolches zu übergeben, dem ich gewiß nach Mühe und Verdienſt ſeine Sorgfalt bezahlen werde. Auf die Reinigkeit des deutſchen Stils wäre vorzüglich zu halten (die oft verſäumt ſein mag) und dann auch auf Gleichheit der Orthographie und Interpunction. Ich ſelbſt bin mir hierin zu ungleich geweſen. Die Anmerkungen zu jeder Elegie bitte ich ſogleich auf dieſelbe folgen zu laſſen, weil ſich das Ganze ſo beſſer unterbricht, und nicht zu ſchnell auf einander folgt. Auf dieſe Art haben Sie die Güte, wenn Alles berichtigt iſt, und auch die noch am Ende der Anmerkungen bemerkten Veränderungen des Textes eingeſchaltet ſind, das Ganze von einer ſaubern ſichern Hand abſchreiben zu laſſen, und es ſodann an Herrn Göſchen zu überſchicken. Den Preis wird er ſchon, wie ſich's gehört, machen — aber unter zwei Carolin laſſe ich den Bogen nicht, und verlange dazu noch zwanzig

gute Exemplare für mich. Ich habe mir's sauer werden lassen, und ich weiß, daß die Arbeit Liebhaber finden wird. Der Titel bleibt blos: Elegien von Properz.

Nun hab' ich aber noch die Hauptbitte an Sie, nämlich, daß Sie das Leben des Dichters dazu schreiben möchten! Sie haben so viel Geschick und so viel Weitläuftigkeit der Kenntnisse, daß Ihnen das etwas sehr Leichtes werden würde, was mir anjetzt beinahe unmöglich ist. Sollten Sie mir dennoch diese Bitte nicht gewähren können, welches ich doch von Ihrer Freundschaft hoffe, so bitte ich es einem Manne aufzutragen, in den Sie das Zutrauen setzen — mehr sage ich nicht. Es versteht sich, daß solches nicht unentgeltlich geschieht. Die kleine Elegie des Ersten Buches, die ich zur dreizehnten meiner Sammlung gemacht habe, könnte diesem Leben mit einigen Erläuterungen angehängt, und so aus dem Texte weggelassen werden. Das Leben des Properz in Barths Ausgabe gibt Umstände genug, auch ist die Vorrede in Burmanns Ausgabe nicht ganz leer. Letztere hat Herder von mir. Ich bitte, sich solche von ihm holen zu lassen. Vorzüglich wünscht' ich, daß dabei auf das Verhältniß des Dichters mit den Dichtern seiner Zeitgenossen, insonderheit wegen der Jahre und ihres Alters gesehen würde; auch wäre der Umstand wohl nicht zu übergehen, daß Properz unter allen römischen Liebesdichtern allein von dem Concilium zu Trident (wenn ich nicht irre) als untadelhaft und erlaubt ist erklärt worden. Zu einer kleinen Vorrede hab' ich mich selbst schon gerüstet, und solche werde ich schicken, sobald ich von dem Drucke des Werkes selbst was erfahren werde, dessen Erscheinung ich gar sehr zur Ostermesse wünschte, und Sie deßhalb recht inständig bitte, die Sache zu betreiben. Von dem kleinen Kupferstiche dazu wird Ihnen unser Heinrich Meyer gesagt haben.

Und nun weiß ich nichts mehr über dieses unbedeutende Geschäft, wobei ich nur bitte, daß Sie ferner Güte, Geduld und Nachsicht haben mögen, und mein erstes und spätes lite-

rarisches Kind befördern und beglücken. Jetzt trägt mich mein ganzes Verlangen nach Lukrez hin, den ich mit allem Eifer, den mir meine Kräfte noch erlauben, betreiben will.

Empfehlen Sie mich den Freunden, und nehmen Sie Sich meiner mit Liebe an. Grüßen Sie Goethe, wenn Sie ihn besuchen, und sagen, daß ich die Zeichen seiner Freundschaft für mich auch ohne Schrift und Zeichen gespürt habe. Ich werde ihm nächstens schreiben.

Leben Sie wohl!

Ihr treuer Freund

Knebel.

4.

Ilmenau, den 17. März 1798.

Ich bin herzfroh, daß Herr Göschen den Druck der Elegien noch aufgeschoben hat. Es rundet sich so Manches noch zu meiner Zufriedenheit, und ich ruhe nicht, den möglichsten Gesang in diese Hexameter und Pentameter zu bringen, wozu mir das treffliche Ohr meiner Geliebten, das keine rauhe Töne vertragen kann, nicht geringe Dienste leistet. Wenn also Herr Göschen über meine armen Verse bankerott werden sollte, so ist es wahrlich meine Schuld nicht. Mirabeau dachte in Paris, durch eine Übersetzung des Tibull — die ich nicht kenne — seinen Finanzen emporzuhelfen. Bei uns kann man so was gar nicht verkaufen. Doch wir Deutschen sind zu Demüthigungen schon von der Natur geschaffen, und Herr Göschen muß am besten wissen, was sein deutsches Publicum zu verschlucken gewohnt ist.

Ich lasse indessen hier Alles wieder, und vollkommen zum Drucke abschreiben. Herr Göschen braucht keinen Kreuzer deßhalb auszugeben. Sagen Sie mir nur, ob Sie wegen eines Leben des Properz etwas bestimmt haben. Bei

meiner geringen Beleſenheit und faſt gar keinen Hülfsmitteln hier dürfte ſolches etwas trocken ausfallen — doch will ich es auch machen.

Sed jam satis de his! Ich ſuche mir hier nach und nach das Beſte unſerer neuen Literatur zufließen zu machen, und ſo erhalt' ich auch Ihren Merkur, der mich auf eine freundliche Weiſe mit Ihnen und dem guten W. in Geſellſchaft ſetzt. Es war mir wirklich erbaulich, daß Letzterer, in ſeinem Geſpräche unter vier Augen, noch ſo wenig an der alten Ordnung der Dinge verzweifelt, daß er ſogar, zu Erhaltung derſelben, ein neues Ideal von Monarchen ſich formet, wie — keiner je geweſen iſt, und alſo keiner wahrſcheinlich je werden wird. Unſere Herrn in Raſtatt arbeiten indeß deſto ſorgfältiger daran, dieſe alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verſchwinden zu machen, und den Franzoſen den Weg hierzu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, ſich ſelbſt gewiſſermaßen abſetzen zu können, — dann könnte vielleicht ſo Etwas noch beſtehen. Das iſt der gute Kaiſer nicht, der, wie man gewiß ſagt, gegenwärtig an der Auszehrung krank iſt, und der brave junge König in Preußen auch nicht, mit aller ſeiner Anſtrengung und Fleiß. Daß alſo wenigſtens der größte Theil des ſüdlichen Deutſchlands noch ſchweizeriſirt werden dürfte, iſt ſehr wahrſcheinlich.

Danken Sie Wieland tauſend Mal für die Liebe und gute Meinung, die er für mich hegt, und daß er mir wenigſtens noch etwas geſunde Vernunft zutraut — das, bei den wankenden Zeiten, die in Weimar gewöhnlich ſind, nicht immer zu erwarten war. Sagen Sie ihm, daß ich mit meinem Zuſtande ſo zufrieden bin, als man es ſein kann; daß ich mich — um eines politiſchen Ausdrucks mich zu bedienen! — durch einen neuen Zuwachs in meinem Innern gleichſam arrondirt finde; und daß, wenn ich heute noch eine Wahl zu treffen hätte, ich keine beſſere für mich zu machen wüßte.

Voſſens Überſetzung der Bukol. Gedichte des Virgil iſt mir hier zu handen gekommen. Ich kann ſie aber durchaus nicht leſen.

Was der Mantuaniſche Schwan in die Saiten geſungen,
Tönet er augenblicklich ihm nach auf Nordiſchem Hackbret.

Leben Sie wohl, lieber Freund.

Ihr aufrichtiger Freund

v. K.

3.

Ilmenau, den 4. April 1798.

— An Leſebeſchäftigung fehlt es mir nicht, und der größte Theil meiner Zeit geht anjetzt damit hin. Etwas beſchämt war ich, Ihre ſchönen Abhandlungen über das komiſche Weſen der Alten erſt aus dem Magaz. Encycl. kennen zu lernen; doch freute mich die Ehre und die Diſtinction, mit welcher ſie in Frankreich aufgenommen werden, und die Achtung, die man Ihnen widerfahren läßt. Es iſt doch wahr, daß die Franzoſen ein eigenes Geſchick haben, Kränze zu flechten, die zum Nachruhm reizen.

Danken Sie dem guten Vater Wieland für ſein herzliches Andenken, ſo wie ich den Genien der Dichtkunſt und guten Sprache danken will, daß ſie ihn ſo wohl erhalten. Nur, (unter uns geſagt!) wollte ich, daß Sie ihn aus ſeinem politiſchen Dialog, unter vier Augen, bald ganz gemächlich herausbrächten. Zu Anfang der Revolution iſt es in der That erlaubt geweſen, Manches auf dieſe Art zu räſonniren und deräſonniren, und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden ſollte, es mit Fabeln und Geſchichten voriger Zeiten zu vergleichen. Jetzt erwartet man von einem Manne, wie Wieland, tiefere Blicke, allgemeinere Reſultate; nach den Angaben und Fortſchritten, die wirklich der menſchlich

Geiſt und Verſtand vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moraliſchen Dingen, wie in chymiſchen, durch eine Veränderung des Prozeſſes und neuer Hinzuthat einiger Materialien, auch einen ganz veränderten Zuſtand hervorbringen. Übrigens unter den Augen eines Buonaparte, die in dergleichen Sachen doch wohl mehr als die vier Wielandiſchen ſehen möchten, ſo — ich darf es wohl ſagen — dreiſt hinein in die Welt zu ſprechen — pudor vetat. — Wir Andern — die wir noch das Brod der kleinen Fürſten Deutſchlands eſſen — ſollten von politiſchen Dingen lieber gar ſchweigen. Erſtlich ſieht man uns den bornirten Horizont gar zu ſehr an, und überdieß ſpürt man doch auch immer was von der unterthänigen Nachſchleicherei, wie es der ſelige Paſtor Stolle zu nennen pflegte.

Leben Sie recht wohl, und bleiben Sie meiner, wie bisher, eingedenk!

K.

6.

Ilmenau, den 31. Juli 1798.

— Sie haben mich in Ihrem letzten Briefe ſelbſt zu Aufſätzen in franzöſiſcher Sprache ermuntert. Wenn ich auch die Fertigkeit in derſelben hätte, die Sie die Güte haben, von mir zu muthmaßen, die mir aber bei weitem fehlt, ſo würd' ich mich doch nie entſchließen können, etwas Eigenes in einer fremden Sprache darzuſtellen. Wer Nachrichten oder Entdeckungen der Welt mitzutheilen hat, mag es leicht in jeder Sprache thun; wo aber die eigne Art eine Sache anzuſehen, der Schrift den ganzen Werth geben müßte, da muß auch die ganze Sprache uns zu Gebote ſtehn, die auch ſelbſt, wenn gleich Mutterſprache, alsdann oft enge wird.

Etwas Politiſches, oder auch Politiſch-Moraliſches für uns Deutſche zu ſchreiben, finde ich ganz unwerth. Wir ſind

hierin, d. h. in unſerm politiſchen Zuſtande, noch zu weit unter allen cultivirten Nationen, als daß dieſer einen philoſophiſchen Anblick nur aushalten könnte. Solche Aufſätze, wie Sie jüngſt in Ihrem ſechſten Stücke des Merkur, von Herrn Ackermann, eingerückt haben, ſcheinen mir die einzigen zweckmäßigen und beſtimmten. Er iſt eines Nachfolgers Möſers würdig — des einzigen deutſch-politiſchen Philoſophen.

Mein Lucrez übt mich; und mit ihm, und der Philoſophie ſeines großen — ſo übelverſtandenen — Meiſters, will ich mich beruhigen. Das —

Certatur ingenio, divitiis, nobilitate —

mag für Weimar gehören, oder für wen es will. Mag es doch einem Deutſchen auch erlaubt ſein, daß er lebe; was ſo ſelten der Fall iſt. Ich finde ſo eben noch in Ihrem Magazin Encyclopédique bei den Mémoires de Gibbon dieſe Stelle: — qui ont fait — les agrémens de sa vie et la solidité de son bonheur comme homme. Entre tous les peuples nous sommes distingués par l'inobservation de ces règles; nous ne combinons point notre vie, nous la livrons toute au hasard. —

Mit wie viel größerem Rechte könnte man das von uns Deutſchen ſagen! Selbſt unſrer Vorſtellung und Philoſophie fehlt es an Combination und Lebensſyſtem. Genug! —

Bleiben Sie mein Freund.

Ich bin ſtets der Ihrige.

Knebel.

7.

Ilmenau, den 21. Auguſt 1798.

— Für die Mittheilung des intereſſanten Buches über die Appenzeller danke ich beſonders. Es iſt brav und ſchön geſchrieben — aber iſt es nicht um die gute Hälfte zu viel?

In der That, ich war im Begriff, Ihren Auftrag zu einer Mittheilung im Merkur zu befolgen, ich zeichnete mir die verſprechendſten Stellen an — um wenigſtens einen deutſchen Auszug zu machen — aber man verliert doch etwas die Geduld! Man müßte ja aus dem Buche wieder ein Buch machen. Und das in einer Materie, die jetzt ſo battue und rebattue iſt. Könnte ſich doch der deutſche Genius etwas kürzer faſſen, und aus einem Worte zu ſeiner Zeit nicht gleich ein Alphabet ſchmal gedruckt machen!

Es kann ſein, daß ich unrecht habe; aber der Auszug iſt mir einmal unmöglich worden. Und fürs Franzöſiſche ganz und gar. Die machen es mit drei, vier Seiten. Das Werk iſt ſchon in dieſe Sprache überſetzt. Überlaſſen Sie ihnen ihr Urtheil! Sie müſſen gewiß treffliche Sachen darin finden. Es ſchickt ſich nicht einmal für einen Deutſchen, ihnen hierin vorzugreifen. Was das Beſte in dem Buche iſt, iſt noch für uns Ketzerei.

Ich erhole mich immer wieder aus den franzöſiſchen Blättern, wenn mich die deutſchen beinahe zu Grunde gerichtet haben. Was für treffliche Sachen ſind nicht in den Journaux de Paris?

Vom guten Göſchen habe ich auch wieder einen Brief erhalten. Er verſteht ſich zu zwei anderweitigen Carolins für den Kupferſtecher Guttenberg. Sonſt klagt er mir ſehr, und, wie es ſcheint, mit Recht, über den ſchlechten Abgang ſeiner neuern trefflichen Verlagsartikel. Das deutſche Publicum iſt aber ein miſerables Publicum, man mag nun ſagen, was man will. Die Franzoſen haben ganz den richtigen Takt für ſie in Raſtadt. Wer ſich ſelbſt verächtlich macht, muß verachtet werden.

Ich arbeite jetzt Tag und Nacht an meinem Lucrez, und wollte die Hälfte ſchon Oſtern herausgeben. Herr Göſchen widerräth es mir, und daß ich das Ganze möchte zuſammen kommen laſſen. Darf ich Sie um die engliſche Überſetzung

von Creech bitten? Es iſt die einzige, die mir fehlt, und Creech iſt ein trefflicher Mann.

Leben Sie recht wohl, und erhalten mir Ihre Freundſchaft!

v. K.

8.

Ilmenau, den 18. September 1798.

Hoffentlich ſind Sie anjetzt wieder in Weimar, welches ich blos nach Zeit und Umſtänden ſchließe, denn meine Nachrichten aus Weimar ſind ſo karg, oder vielmehr ganz und gar ausgetrocknet, daß ich nur aus den Zeitungen, zuweilen auch aus Briefen aus dem Reiche, Nachrichten darüber erhalte. Dieſe Nachrichten haben mir auch gebracht, daß unſer Herzog abermals in preußiſche Dienſte gegangen iſt, worüber ich denn dieſem herzlich Glück wünſche. Sonſt iſt in dieſem Harpokratiſchen Zeiten weiter nichts zu ſagen, und der Finger ruht ſelbſt beſſer auf den Lippen, als auf der Schreibfeder.

Der Buchhändler Hofmann in Weimar hat mich mit einer Laſt Journale und literariſcher Producte überhäuft, unter welcher ich dermalen ſeufze. Das Meiſte davon bleibt freilich von mir unberührt, doch hab' ich auch Manches gefunden, das mir Ärgerniß, und Manches, das mir wunderbaren Genuß gab. Unter Letzteres gehören die Palingeneſien von Jean Paul, die ich zwar anfänglich auch nicht berühren wollte, aber wer, wenn man ſie einmal berührt hat, kann ſich von ihnen los machen? Ich höre, der Verfaſſer ſei kürzlich in Weimar geweſen. Der gute Mann! Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr bewundern oder bedauern ſoll.

Von Ihren trefflichen Arbeiten erfahre ich nur immer aus den Pariſer Journalen, wo es denn auch eher der Mühe werth iſt, genannt zu werden, als in unſern Journalen oder Zeitungen — die ſich gar ein wunderliches Air in dieſer letzten Zeit

geben, und ſich über Alles hinausſetzen, was menſchlich oder ausländiſch iſt. Ich habe kürzlich den Monat Julius von der Jenaiſchen Lit. Zeitung durchgeblättert. Da ſieht es aus, wie auſſer dem Serail des Großſultans; lauter aufgeſpießte Köpfe, aufgeſteckte Naſen und Ohren. Da iſt keines Menſchen geſchont, am wenigſten eines Franzoſen. Die geiſtreichen feinen Briefe der Frau von Senanges ſtecken da wie ein Hurenenkopf mit ächter deutſcher Rüpelhaftigkeit. Sind wir nicht eine ſublime Nation! Und dagegen die Urbanität in den franzöſiſchen Journalen gegen unſere Producte!

Meiner Freundin, einer Frau v. Reizenſtein (der Tochter des Hofraths Markard in Hannover), die ſich unterſtanden hat, voll edler Abſichten, ein kameraliſtiſches Buch zu ſchreiben, begegnen ſie in der Lit. Zeitung, und weiſen ſie aus ihrem myſtiſch-gelehrten Jeruſalem hinaus, wie ungeſähr der Stadtknecht eine Landläuferin zum Thore hinaus weiſen würde. O die edle deutſche Nation! Dafür machen ſie ſich weiß und blähen ſich in ihrem Eigendünkel, der ganze griechiſche Olymp ſei bei ihnen eingekehrt, und nun bei ihnen heimiſch geworden. O die Armſeligen! die weder Geiſt, noch Herz, noch Verſtand, noch Geſchmack haben. Leben Sie wohl, lieber Freund!

Ich bin der Ihrige.

v. Knebel.

9.

Ilmenau, im November 1795.

Beiliegender Brief, lieber Freund, wird Ihnen bezeugen, daß ich mich, ſogleich nach meiner Ankunft allhier, in die Erinnerung Ihrer Freundſchaft bringen wollte. Nun bezeugt mir Ihr Schreiben, daß Sie mir beinahe darin zuvorgekommen ſind, und mit Dank erkenne ich Ihre fortgeſetzte Güte gegen mich.

Was nun sogleich die Properzische Unternehmung betrifft, so danke ich Ihnen und Ihrem Freunde, Herrn Göschen, für alle die Willfährigkeit, die Sie Beide gegen mich haben. Mein Schicksal wird wohl nicht sein, durch literarische Producte mich zu bereichern, auch drückt mich der Geiz nach dem Autorruhme so sehr nicht, daß ich nicht gänzlich mich mit demjenigen begnügen sollte, was Herr Göschen sogar mir vorzubezahlen die Güte gehabt hat, noch daß ich nicht von Ostern bis Michaelis warten könnte, die deutschgekleideten Amores in der gefälligen Gestalt zu sehen, in welcher sie Herr Göschen wird erscheinen lassen. Letzterer muß nun aber einmal das Werk behalten, es erscheine nun wann und wie es wolle; er hat sich einmal zum Taufpathen dieser Kinder selbst gebeten, und das Geschenk hierzu erlegt. Nur muß ich bitten, daß er den kleinen Cupido selbst auf seine Kosten nehme, den ich bei Herrn Guttenberg in Nürnberg bestellt, und den unser Meyer nach Goethes Ring gezeichnet hat. Der Bube ist zu jedem Werke gut, und reizt vielleicht auch den Unverständigen zum Kaufe des Buches. Übrigens bitte ich Sie, mir meine Pflegekinderchen wieder zu schicken. Sie sollen durch den Aufschub noch etwas gezogener werden. Ich fühle mich freier in dieser Luft, als bisher.

Grüßen Sie den trefflichen Wieland, bei dem ich so oft im Geiste bin. Ich wollte, er könnte sein Osmanstädter Schloß hierher wälzen, wir würden vielleicht Beide vergnügter dann sein; denn hier ist gerade so viel, als man in unsern Jahren und bei unsrer Denkungsart von der Menschheit noch braucht, und man sieht sich von seinen — leidenden — passiven Freunden nicht zu sehr entfernt, und doch von den übrigen saecibus humanitatis separirt. Auch ein mäßiges l'Hombre-spielchen ist hier nicht schwer zu erreichen, und gehört mit zu dem indoli und genio aetatis. Nur muß man den weisen Sinn des Königs von Pelew nicht verlassen, der mit seiner

Inſel die Welt begrenzt glaubte; und hierzu ſind die nahen Berge ſehr hülfreich.

Laſſen Sie die Bitten meines beiliegenden Briefes nicht ganz umſonſt gethan ſein, und ſchicken Sie mir von Zeit zu Zeit einige geiſtige Nachrichten von der andern Welt herüber — ſo viel als ein Menſch brauchen kann, der die Welt, nach Kantiſcher Art, als Erſcheinung genießt.

Leben Sie recht wohl.

K.

10.

Ilmenau, den 13. März 1799.

Wie wohl iſt mir, — ſie mögen nun von mir ſagen, was ſie wollen, und mich brav ausrichten, — wie es denn Gewohnheit da iſt — daß ich nicht in Weimar bin! Ich habe keinen Sinn mehr für ihr charakterloſes Weſen. Hier bin ich wenigſtens für mich in Ruhe, meine Geſundheit iſt gut, und ich hoffe doch noch in einigen Dingen weiter zu kommen — worin ich mich, bei meinem Hofherumziehen, ſehr verſäumt habe. Ein noch etwas mehr unterrichteter Freund iſt Alles, was mir fehlt. Von Goethe hab' ich ſeit ein paar Monaten keinen Brief erhalten. Ich hab ihm heute geſchrieben. Die Schlegels haben mich in dem zweiten Stücke Ihres Athenäums wieder ſehr geärgert, wo ſie ſo jungenhaft über die größten Männer, Leibniz und Andere, abſprechen. Was das für ein Ton iſt! Nichts ziemt dem Deutſchen weniger, als Inſolenz: es müßte denn ein Jagdjunker ſein!

Es ſieht überall ſehr unruhig im Reiche aus. Die Franzoſen ſollen ſchon am Ottenwald ſtehen. Wir ſehen großen Veränderungen entgegen. Sie ſehen, wie die Baiern gegen die Öſterreicher aufgebracht ſind. Davon wird man Gebrauch

machen. Und wenn kein Kaiſer mehr iſt, ſo iſt auch kein Churfürſt mehr.

Haben Sie ſchon etwas von Herrn Friedr. Schlegels Lucinde geſehen? Was muß das für ein Werk ſein? —

Ich ſchließe für heute, und grüße tauſend Mal.

Verzeihen Sie mir, Lieber, dieß Mal meinen lakoniſchen Brief! K.

Die Leute freuen ſich ſehr, wenn ich Ihnen hier ſage, Sie würden vielleicht um Pfingſten herüberkommen. Jeder will Sie haben. Der Rentcommiſſar Herzog ſtreitet ſich mit dem Superintendent Teubner um dieſe Ehre. Die Leute ſind gewiß herzlicher, als in — W und meinen es aufrichtig. Ich wollte, ich könnte Sie logiren. Vale.

11.

Ilmenau, den 17. März 1799.

Heute erhalte ich Nachrichten von Nürnberg, nach welchen die Franzoſen ſchon bis Stuttgart und Tübingen vorgerückt ſind. Auch ſprechen die Erlanger Zeitungen von einer Affaire unter dem General Hoze, an den Grenzen von Graubündten — wonach es denn unvermeidlich ſcheint, daß das Kriegsfeuer ausbrechen, und allem Anſehen nach allgemein werden wird. Die Herzogin von Würtemberg ſoll dermalen ſchon in Bayreuth ſein.

Es ſcheint nicht, daß ſich Preußen außer dem Stich werde erhalten können, und die innere Unzufriedenheit wird in den fränkiſchen Landen fortdauernd organiſirt, da Nürnberg aufs Neue mit Zöllen und Abgaben bedroht wird, und der Mißmuth ſteigt daſelbſt aufs Höchſte.

So freſſen ſich die biedern Deutſchen unter ſich ſelbſt auf, und geben ſich den Fremden nachher zum beliebigen Raube und zur Verachtung preis.

Da Sie vielleicht die geheimen Artikel von Campo formio noch nicht geleſen haben, ſo lege ich ſie Ihnen hier bei, wie ſie aus einer ſichern Zeitſchrift ſollen gezogen ſein. Politiſch und vortheilhaft fürs deutſche Reich waren ſie wenigſtens nicht.

Für die übrigen literariſchen Neuigkeiten danke ich. Das iſt noch immer die beſte Welt, worin man lebt, und ich halte mich auch faſt allein an ſie. Goethe hat mir die erſte Hälfte des dritten Stückes der Propyläen geſchickt, worin ſein Aufſatz über Diderot ſehr ſcharf gefaßt iſt, und Meyers Niobe ſehr belehrend und ſchön. Schade, daß wir alle dieſe Dinge nur durch Geiſtesaugen ſehen müſſen, wodurch ſich denn die Hälfte des Werthes verliert.

Die Sache mit Fichte iſt eine abgeſchmackte Sache, weil Herr Fichte ſelbſt abgeſchmackt iſt. Ich habe ſo eben die Appellation an den Menſchenverſtand von Herrn v. Halem geleſen. Sie iſt etwas ſehr ordinär, aber übrigens wahr. Unſer braver Ackermann hat mir geſtern einen Aufſatz von ſich, über die Hinrichtung des Kanzler Krell in Dresden, mitgetheilt. Er hat ihn für den Merkur beſtimmt, und Sie werden ihn nächſtens erhalten. Er iſt recht brav, und für die Stunde der Zeit. Es iſt mir lieb, daß ich dieſen Männern hier doch zuweilen auch mit einigen Novis aushelfen kann. Dieß gereicht ihnen zu großem Troſt.

Leben Sie wohl, Lieber, und erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft! —

Knebel.

12.

Ilmenau, den 9. April 1799.

— Um des Merkur willen klage ich wahrlich Sie nicht an. Ich fühle recht wohl, welches Verdienſt Sie um ihn haben,

und er iſt mir durch das, was Sie für ihn leiſten, jederzeit intereſſant. Aber wahrlich des politiſchen Gewäſches von Wieland bin ich ſatt, und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt (die ich nur zu wohl kenne), und dann doch das weiſe Anſehen, das man ſich giebt, ſo erweckt dieß beſondere Gefühle, die eben nicht die angenehmſten ſind. — Wer hat doch den erſten Aufſatz des Februar gemacht? Mich deucht, das ſei kein übler politiſcher Kopf.

Haben Sie die Anzeige von Schillers Wallenſtein in der Allg. Zeit. gemacht? Sie iſt recht gut, und das Stück hat dadurch Intereſſe für mich erhalten.

Was ich zu Fichtes Händeln ſage? Nichts. Die Sache ergiebt ſich von ſelbſt. Aber daß Fichte keinen Widerruf thut, freut mich von ihm, und ich ſchätze ihn nun im Praktiſchen höher, als im Theoretiſchen. Wie läßt ſich eine Sache widerrufen, die aus der Überzeugung kommt, ſei ſie, welche ſie wolle. Iſt das nicht ein Gewiſſenszwang? — Unſer Freund Wieland würde ſich ſchon anders benehmen, und der Sache ein Mäntelchen umzuhängen wiſſen. Aber Eine Stimme iſt nur für Fichte, und die Sache wird ihm gewiß Ehre bringen — ob ich gleich den Grund der Sache ſelbſt etwas vernünftiger wünſchte.

Die Nürnberger Geſchichten ſind dumm und abgeſchmackt genug, und ganz in dem Geiſte der dortigen Politik. Man hat nun die Adler an den Thoren wieder abgenommen, ſich Widerrufe gegeben, ganz ohne Ehre und ohne Kopf, nach der neueſten deutſchen Politik — ſucht aber anderwärts beizukommen. O des niederträchtigen Elends! — —

Die franzöſiſchen Journale erhalten Sie heute noch nicht — aber nun das nächſte Mal! — Dafür erhalten Sie hier einige Nürnberger Karikaturen, die Ihnen Spaß machen werden. Sowohl Unterſchrift als Zeichnung hat was Eignes, Feingefaßtes.

Wollten Sie mir dafür den Humboldt über Goethes Hermann und Dorothea nur zum Ansehen schicken, so würden Sie mich verbinden. Vale et iterum vale!

K.

Gehen Sie doch zu Herders; sie werden Sie gewiß gut aufnehmen! —

13.

Jmenau, den 13 August 1799

Ihren Hesiod habe ich aufmerksam studirt. Es ist mir kein Zweifel, daß er älter sei, als Homer; wenigstens sollte ich dieß aus einer gewissen Ungebildetheit, aus den derben Sprüchen schließen, worin er doch hinter Homerischer Kunst weit zurückbleibt. Ich läugne aber nicht, daß dieß Rohe bei ihm — das aber doch griechisch-roh ist, mir sehr wohlgethan hat. Leider hab' ich mich nicht immer des Textes, sondern öfter der Übersetzung bedient, die recht brav sein würde, wenn sie etwas gearbeiteter wäre.

Ich selbst beschäftige mich übrigens mit Allerlei, und habe kleine Versuche der Muße gemacht, die ich fortzusetzen gedenke, wenn sie mir günstig bleibt. Ich finde aber keine andre mehr für mich, als die ernste Bahn, und suche hierin, so viel ich nur kann, von unsern Alten zu erreichen.

Daß die beiden Herrn v. Einsiedel hieher ziehen — von welchen der jüngere schon hier ist — werden Sie gehört haben. Es sind gute, gefällige, stille Leute, ihr Hiersein ist mir deßhalb angenehm.

Sollten Sie einen kleinen Vorrath von französischen Journalen haben, so bitte ich, mir davon mitzutheilen! Ob ich gleich mit dieser Nation ganz zerfallen bin, da die Folgen uns ihre gänzliche Unzuverlässigkeit hinlänglich darthun, so kann

ich mich doch nicht enthrechen, einige ihrer Schriften und Journale mit Vergnügen zu lesen. Sie geben uns immer so reichen Stoff zur Unterhaltung.

Haben Sie die Lucinde — oder wie das Geschöpf heißt — von Herrn Schlegel, so theilen Sie sie mir auf acht Tage mit. Ich stehe gern, mit Allem was ich habe, für Sie zu Befehl — wenn ich nur viel für Sie hätte! — Was machen Sie bei Ihrer Madame la Roche? Leben Sie recht wohl und erhalten mir Ihre Freundschaft.

Knebel.

Auf den 18. oder 20. dieses wird der Herzog hier erwartet, der ein paar Tage in unsern Wäldern verweilen will

14.

Ilmenau, den 5. November 1799

Wie kann ich Ihnen für Ihre allgefällige Freundschaft genug danken? Auch unersucht kommen Sie mir zuvor. So hat mich der Anblick des Vossischen Virgils sehr erfreut. Was Voß sein will, ist er so meist; aber was würde er sein, wenn er mehr Geschmack hätte! Wahres Gefühl für den Geist, die Sache; nicht für kahle Sylbenmessung und Wortstellung. Er sieht den Geist der Alten etwas gespenstermäßig, im kahlen Umriß der Worte, nicht in ihrer Seele und in ihrem Blute. Dessenungeachtet sind mir seine Arbeiten sehr schätzbar — bis auf die Oden des Horaz, die ich ausnehme.

Das Titelkupfer gefällt mir sehr. Sie sind recht gütig, daß Sie meinen kleinen Producten so viel Theilnahme vergönnen mögen. Wenn Sie — wie andere Leute hierher gekommen wären — so hätte ich Ihnen noch ein paar andere Elegieen von mir vortragen können — und bald auch einen Hymnus an die Sonne. Von den griechischen, die ich kenne, konnte ich zu letzterm nichts brauchen. Fällt aber Ihnen irgend etwas

Vorzügliches aus der Anthologie, oder aus den Orpheiſchen Hymnen auf die Sonne ein, ſo bitte ich darum. Die bloßen Geſchlechtserzählungen und Mythen können auf uns wenig Wirkung mehr machen.

Ihre Hexe oder Ilithyia hat mir unendlich gefallen. Ich habe ſie noch denſelben Abend durchgeleſen, da ich ſie erhielt. Wie Sie es doch machen, daß Sie ſo viel Schickliches und Intereſſantes bei ſo einer Gelegenheit anbringen können! Eins reiht ſich immer ſo gut ans Andere, und erhöht des Vorigen Werth.

Kotzebues neueſtes Product über die Schlegel möchte ich wohl ſehen. Sehr richtig, obgleich etwas hart, ſcheint mir das, was Herr Merkel über ſie geſagt hat, und das ich von Gerning weiß.

Leben Sie wohl, lieber Freund, und behalten Sie mich ferner in gutem Andenken.

Ihr

G.

15.

Ilmenau, den 28. December 1800

Ueber unſere ſchöne Literatur zieht ſich ein auswärtiges Gewitter zuſammen, das beinahe mit einer Niederlage, gleich der politiſchen, droht. Wir haben es wahrlich an die Ausländer, vorzüglich an die Franzoſen, durch unſere Herabwürdigung und unſern Eigendünkel gebracht. Jetzt wollen ſie doch in der That mit Recht ſehen, was uns nur ſo ſtolz macht: und ich fürchte, es gibt außer der übelunterrichteten Madame de Staël (wie Sie uns im Merkur verſichern) noch mehrere, die mit ihren Augen ſehen. In den Décades philosophiques, in dem Mercure de France etc. iſt hierüber nur Ein Urtheil — „es fehlt den Deutſchen noch ſo ziemlich an

Sinn und Geſchmack.“ Herder hat es in der Philoſophie klar dargethan, und wenn man unſere lumina mundi, unſere Schöngeiſter, vornimmt, ſo wird ſich noch Manches darthun laſſen, was auf keine geringere Reſultate zielt.

Es wäre wohl hübſch geweſen, wenn Sie die Feiertage bei uns hätten zubringen wollen, Sie beſchäftigter Mann! und hätten uns über die Calamitäten des aus- und eingehenden Jahrhunderts tröſten wollen. Von Nürnberg erhalte ich gar keine Briefe mehr. Es muß betrübt da ausſehen. Auch eine Liſte, die ich zum heiligen Chriſt von da erhalten ſollte, iſt wahrſcheinlicher Weiſe in die Brüche gegangen. Wie dauern mich die armen guten Menſchen! Der hieſige Magiſtrat traktirt die Honoratiores und die ganze Bürgerſchaft zum eingehenden Jahre. Sie laſſen ſich's doch ein drei bis vierhundert Thaler koſten.

Wegen der Nürnberger, Ansbacher u. ſ. w. Künſtler und Kunſtſchulen will ich ſchreiben, ſobald ſie dort Ruhe haben. In Nürnberg, ſagte man mir, ſeien zwölf Kupferſtecher allein, worunter, wie ich Zeuge bin, brave Künſtler ſind. Aber ſie haben kaum zu eſſen. — In Ansbach und Baireuth iſt — nichts; denn dieſe Städte gehörten ja Fürſten an — die Millionen Schulden machten. So unterſcheidet ſich der Deutſche — vom Deutſchen!

Leben Sie recht wohl!

Ihr

K.

16.

Ilmenau, den 31. März 1802.

Gerning hat mir ſeine Reiſen*) geſchickt. Sie nehmen ſich in der That munter und gut aus, und haben einen

*) Reiſe durch Oeſtreich und Italien von J. J. Gerning. Frankfurt, 1802. Drei Theile.

lebendigen Anſtrich, der den Deutſchen, aus Urſachen, ſo oft fehlt. Ich wollte, ſie fänden einen liberalen Anzeiger, der die Sachen nicht zu ſcharf nähme, ſondern, nach Art der franzöſiſchen Blätter, nur das Gefällige herausſuchte. Dieſe Reiſen hätten eigentlich als Briefe ſollen eingekleidet werden, wovon jeder nur bringt, was die Stunde gibt. Zu ſcharf darf man das Meiſte nicht nehmen: aber es herrſcht ein guter Humor darin. Ich, für meine Perſon, hätte mich zwar etwas zu beklagen (vielleicht in dieſem Punkte mit mehrern Andern). Der Verfaſſer hat nämlich Stellen aus meinem Lucrez angeführt, und ſie nach ſeiner Art verbeſſert; womit ich doch nicht zufrieden ſein kann.

Die Klagen über die Langeweile und centnerſchweren Dialogen in Schillers neueſtem Stück ſind groß. So geht es. Wenn der Dichter kein Publicum hat, mit dem er zu ſprechen gezwungen wird, ſo ſpricht er endlich mit ſich — und da kann es freilich an Langeweile für Andere nicht fehlen. Die Schellingianer ſagen: Schiller habe ganz und gar keine ſinnliche Anſchauung; er habe keine Welt, als die in ihm vorgehe — nur etwa noch in militäriſchen Aufzügen und Vorſtellungen, wovon er die Erinnerung aus frühern Zeiten habe. Sein Beſtes ſei nur Bruchwerk, u. ſ. w. Ich weiß nicht, wie weit dieß Alles wahr iſt; aber wahr mag es doch wohl ſein, daß Manches im Wallenſtein überſchätzt worden iſt. Wer kann ſich aber da der freien Kritik bedienen — die doch ſo nöthig iſt! Deſto plumper und herunterreißender fangen es auf anderer Seite die Herren an. Wann wird einmal wahre Kritik unter uns erwachen! —

Mit ſteter verbindlicher Freundſchaft der Ihrige.

A.

N. S. Was Sie über Sch. ſagen, daß er ſeine Mißgriffe ſo kunſtgerecht motivirt, iſt trefflich. Ach, die verdammte Kunſt!

17.

Ilmenau, den 30. April 1802.

Ihre kleinen Abhandlungen aus Paris, die Herr Boſt ſo geſchmackvoll überſetzt hat, werden an der geſuchteſten Stelle meiner geringen Bücherſammlung, als ausgezeichnete Proben der deutſchen Kenntniſſe und des Geſchmacks, ihre Stelle finden. Die ſchönen Medaillen aus der neuen Zeit ſchicke ich mit dem verbindlichſten Danke hier wieder zurück. Sie haben mir und meinen Freunden Vergnügen damit gemacht. Dürfte ich eine kleine Kritik, die mir beim öftern Anſehen eingefallen iſt, anbringen, ſo wäre ſie dieſe: Paul I. Solch ein Geſicht konnte eine halbe Welt als Zuchtmeiſter behandeln!! Die fünf preußiſchen Monarchengeſichter ſind geſchickt geſtellt: nur gehört gerade der Mittelſte gar nicht zur Familie. Der Erſte, Friedrich Wilhelm, iſt gar nicht gleich. Der Zweite, dem Gott gnade! ſieht aus wie der Vollmond, der vor die Scheibe der Sonne rücken wollte. Der Dritte iſt ganz gemacht, neben dem Hirtenſtab auch den Scepter zu führen. Das Geiergeſicht nimmt ſich wunderbar in der Mitte aus. Die Reverſe ſind mehr materiſcher als monetariſcher Natur. Grotesk iſt dieſe bei der franzöſiſchen Münze. Der Friedenszweig, der über Frankreich ausgebreitet liegt, iſt wohl von den Bäumen, deren Wurzeln zum Tartarus, und deren Gipfel an die Geſtirne reicht. Herr Reich in Fürth, bei Nürnberg, macht dergleichen Erfindungen auf ſeinen zinnernen Schaumünzen. Trefflich aber iſt das Bild von Buonaparte gearbeitet. Schade iſt es doch, daß die Franzoſen bei dergleichen Denkmalen nicht Männer von gründlichen Kenntniſſen zu Rathe ziehen. Noch muß ich bemerken, daß auf der franzöſiſchen Münze die Sonne im Weſten aufgeht!

Verzeihen Sie dießmal meinen vielleicht etwas hyperkritiſchen Sinn! Aber da mich die Münzen reizten, ſo mochte ich mir auch etwas über ſie denken — und ich fand nirgend eine wahre monetariſche Vorſtellung.

Was sagen Sie dazu, daß sich in der Eleganten Zeitung Herr Aug. Wilh. Sch** (ganz gewiß er selbst) weit über den Euripides hinaussetzt?

Wenn Sie mir nicht die geschmackvollen Pariser Blätter noch zuweilen zuschickten, so müßte man bei diesem kritischen Elend vergehen. Ein Theil von diesen folgt hier; der Rest nächstens.

Hier haben wir eine Wärme, wie fast im Sommer. Sie war nöthig, um dem alten Eisharnisch des Winters auf unsern Bergen vollends den Rest zu geben. Desto lieblicher lachen die Thäler.

Gedenken Sie meiner wegen des Wakefieldschen Lucrez!

Ihr treuer Freund

A.

Es hat mich sehr erfreut, daß unser Mounier Präfect geworden ist. Man sieht, daß Buonaparte das Nutzbare an dem Menschen kennt und es zu gebrauchen weiß.

18.

Ilmenau, den 27. Juli 1802.

Hier erhalten Sie den Alarcos mit dem ersten Boten wieder. Ich wollte Ihnen, Ihrem Verlangen nach, etwas Auseinandergesetzteres über das Stück schreiben — weil es in der That in Stellen täuscht — es ist mir aber unmöglich. Zum zweiten Male mag man es nicht wieder wohl ansehen. Es ist eine solche innere Verwirrung darin, die dem Wahnwitz nahe kommt, und parodirt sich überall selbst. Ich will von der Handlung selbst nicht sprechen, denn sie liegt vor Augen; aber die gänzliche innere Inconsistenz der Charaktere, die entweder platt sind, oder noch dabei Bösewichter und Narren. Keine Logik des Charakters, auch nur auf einer halben Seite.

Schon der Anfang der tollen Soliſa, die jagt, auf der Laute zärtlich ſpielt — dann dieſe zerreißt und zerbricht u. ſ. w., deuten auf wahnſinnige Fieberhitze. Der König — ein tyranniſcher Narr — willigt ſogleich in das Geſuch ſeiner Tochter, einen Grafen zu heirathen. Aus was Alarcos zuſammengeſetzt ſein mag, kann wohl Keiner errathen. S. 31 kündigt er ſich als einen zweiten Egmont an: „Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt, ſind mir des Lebens Herz," ſogleich iſts die Ehre allein, dann die unmotivirte Wuth, „Leichen auf Leichen, Höll, Pein und Blut!!" — O der hohen Darſtellung!! Dann die Sprache! die Verſe! bald gar nicht, dann halb, dann viertels gereimt! Bald Jamben, bald Trochäen, bald lauter harte männliche Endungen, dann lauter weibliche — Alles ohne Grund und Urſache! — O laſſen Sie mich von dieſem äſthetiſchen Tollhaus wegſehen! — Die zuletzt von mir noch bezeichneten Stellen ſprechen den prophetiſchen Geiſt des Verfaſſers über ſich ſelbſt am beſten aus.* Dieſem Verfaſſer iſt es ſo unmöglich, in der menſchlichen Natur ſich etwas Zuſammenhängendes zu denken, noch ſein eignes Inneres zu verſtecken, daß er ſogar aus dem Dagobert einen erzweißköpfigen, platten Schuft macht. — — —

Ihr Unwohlſein thut mir gar herzlich leid. Ziehen Sie doch den häufigen Studien lieber etwas ab, und ſetzen es Ihrem Garten zu. Ich wollte es doch nicht wünſchen, daß endlich gar die böſe Krankheit Sie zu uns herüberbrächte. Aber man ſchreibt jetzt unſerer Luft Wunderkuren zu — und gewiß gilt es auch unſerm braven Doctor.

Vergeſſen Sie mich nicht, und bleiben mir immer in holder Freundſchaft zugethan!

Ihr

K.

19.

Ilmenau, den 4 Auguſt 1802.

Wie muß ich Ihnen nicht danken, lieber Freund, daß Sie mir den Regulus zugeſchickt haben! Seit langer Zeit hat mich kein Gedicht ſo edel ergriffen. Hier iſt Charakter, Sinn, Sprache, Beſcheidenheit. Das ſind Gedichte, die unſere Jugend auswendig lernen muß, und wenn mein Knabe nur etwas älter wird, ſoll er Ihnen Stellen daraus herſagen. Geiſt und Bruſt — das brauchen wir! — Nur das kann Menſchheit bilden. Wie bin ich des poetiſchen la ri fa ri unſerer Geniejunker ſo überdrüſſig!!

Ich bitte, doch mir dieſes Stück ſogleich aus der Hoffmannſchen Buchhandlung kommen zu laſſen, und will deßhalb einen Zettel an dieſelbe beilegen.

Was Sie mir über den Merkur ſchreiben, erfreut mich. Ich wünſchte, daß ich zu deſſen fernerm Gedeihen etwas beitragen könnte. Was ich in Nürnberg erholen könnte, dürfte leider fürs Erſte nicht viel ſein. Ich werde nur acht oder zehn Tage da verweilen, und habe Mancherlei zu ſuchen und zu beſuchen — und die Herren da ſind etwas langſam. Man braucht Wochen dazu, um manche Sammlung oder Bibliothek nur ſehen zu dürfen. Da iſt Alles wohl verwahrt.

Wenn Bertuch nicht den Handel mit Murr verdorben hätte, ſo wäre noch was anzufangen. Der thut für ein mittelmäßig Geld — man muß ihn nur kennen! — Vieles. Wenn Sie es mit einem Briefchen bei ihm einleiten wollen, ſo will ich hülfreich ſein — aber Sie müſſen mir anzeigen, was ich ihm etwa verſprechen darf. Umſonſt thut er nicht leicht etwas. Auch will ich Holzſchuher anſpannen — der aber etwas commod iſt. In ſeiner Familie, oder vielmehr bei ihm, iſt ein Bildniß eines ſeiner Vorfahren, von Albr. Dürer, das, nebſt einem Kopfe eines Imhofs, in der Pellerſchen Samm-

lung, unſer Frauenholz für die erſten Portraits in der Welt hält, und ſagte, die Kunſt könne nicht höher ſteigen. Eine Copie von ſolchen Stücken könnte eine Schrift herrlich zieren. — Vale!

K.

20.

Ilmenau, den 15. Auguſt 1802.

— Haben Sie Goethes Lauchſtädter Vorſpiel, ſo ſchicken Sie mir es bald. Was nicht Alles für ſchöne Sachen darüber in der Eleganten Zeitung ſtehn! Welch ein hermaphroditiſcher Ton! Solche Kunſtfaſelei und kindiſchgefällige Beſchauung; wie die kleinen Mädchen! Was wird nicht Alles in Deutſchland — abgeſchmackt! Die Philoſophie haben ſie ſo lange herumgetrieben, bis ſie ihnen ſelbſt zum Ekel geworden, und nun Einer nach dem Andern von den hohen Herren, den Meſſiaſſen der Vernunft, ſich loszieht und bekennt, daß ſein Nachbar — ein Eſel iſt. Nun treiben ſie's eben ſo mit Poeſie und Kunſt. Dann kommt die Naturgeſchichte in Speculation. — Das ſind die Deutſchen! und die leichten Franzen dagegen? — denen iſt es Ernſt.

Ich danke Ihnen für den Beifall, den Sie meinem Hymnus geben. Meine Selene wird mir etwas ſchwerer. Schicken Sie mir doch künftig einmal die Hymnen des Kallimachus u. ſ. f. Leben Sie wohl.

K.

21.

Ilmenau, den 29. October 1798.

Ich war ſchon einige Tage her betrübt über die wenige Aufmunterung, die ich bei meiner Arbeit am Lucrez haben würde, an der ich in langer Zeit nichts gethan habe, als mir Mittags beim Eſſen die drei Bände des Wakefieldſchen Lucrez hingelegt wurden, die ich nun durch Ihre Sorgfalt und Güte erhalten habe. Meine Freude darüber war ſehr groß, und ich ſehe dieſe Sendung als ein bedeutendes Siegel an, daß mein Lucrez — wie er nun ſein mag, noch ans Licht hervortreten dürfte. Ich bin dem trefflichen alten Sänger noch überdieß für meine Perſönlichkeit zu viel ſchuldig, als daß ich ihm nicht ein kleines Andenken meines Herzens ſetzen möchte.

Nehmen Sie alſo meinen vollkommenſten verbindlichſten Dank, nebſt den beigelegten vier Friedrichsd'or, die ich gar nicht zu viel für den ſchönen Beſitz finde. Ich denke mit dieſer Hülfe meine ſechs bis ſiebentauſend ſauer erarbeitete Herameter dieſen Winter über noch etwas zu reinigen. Zu den Noten — wie ich ſie will — fehlt mir freilich ein gutes Theil Beleſenheit, um ſie allgemein intereſſant zu machen. Ich wollte, ich hätte einen Garve, oder ſo etwas, an der Seite; denn mit dem kritiſchen Text kann ich mich nicht einlaſſen; über den Inhalt aber iſt noch Manches zu ſagen. Vorzüglich möchte ich den Epikur ganz aus dem Verdacht des Atheismus herausziehen; vielmehr darthun, daß er die feinſte Idee von den Göttern gehabt habe, da er ſie ganz aufs Idealiſche pflanzte und die Kenntniß von ihnen blos aus dem Idealiſchen des Menſchen hervorgehen ließ. Unſre chriſtliche Religion hat gar einen fatalen Wirrwarr in dieſe reinen Urvorſtellungsarten — wie ich ſie nennen möchte — gebracht; obgleich der gute Cicero auch ſchon nicht zu viel von dem wahren Geiſte des Epikur wußte.

Wenn ich nur einen kleinen Theil von Wielandſcher Kennt-

niß und Beleſenheit beſäße, ſo wollte ich damit das Anſehen des Epikur ſo ſehr herausheben, wie Er das geheiligte Anſehen des Plato, mit großem Recht und Verſtand, wie mich deucht, etwas geſchwächt hat. Niemand kann ſich, beiläufig geſagt, an dieſen Ariſtippiſchen Briefen mehr ergötzen, als ich. Sie machen Epoche in ihrer Art, und ſind das Hellſte, was der Verſtand, und das Anmuthigſte und Reinſte, was der Geſchmack geſchrieben hat.

Sagen Sie mir doch, was Voß in Jena macht! Will er Profeſſor da werden? oder was ſonſt? — Ich fürchte, daß ihm dieß Klima nicht bekommt.

Ahlwardts Überſetzung vom Kallimachus habe ich kommen laſſen. Es iſt, ſoviel ich fürs Erſte merke, viel Fleiß und Gutes darin — nur fehlt es an Geſchmack. Vielleicht wird die Zeit auch noch über die Deutſchen kommen, daß ſie einſehen, daß ſie Werke des Geſchmacks nicht ohne Geſchmack wiedergeben dürfen. Die bloße Gelehrſamkeit ſpricht wahrlich das Werk keines Dichters aus. Mit ihr allein könnte ja der Dichter auch gar nicht beſtehen. Die Satyre über die weimariſche Ausſtellung in der Zeitung für die eleg. Welt ſcheint von einem braven Künſtler zu kommen, dem der Herrſcher- und Poſaunenton in Weimar auch nicht gefällt.

Unſere Muſen-Almanachs-Dichter wickeln ſich, wie es ſcheint, wieder in Windeln. Sie ſind ſo gar unſchuldig, halbverliebt und naiv! Mich deucht, der Kaiſer Heliogabalus war es, der ſich öffentlich einen Liebhaber hielt, an deſſen Seite er zuweilen eine verſchämte Venus vorſtellte. So erſcheinen mir die Naivetäten unſrer Dichter.

Mit dem verbundenſten Herzen

Ihr aufrichtiger Freund

K.

Einſiedels Mohrenſklavin hat eine treffliche Wirkung auf uns gemacht. Es muß ſich gewiß bei der Aufführung auch gut ausnehmen.

22.

Ilmenau, den 4. Januar 1803.

— Was zuvörderſt das vergoldete Kalb betrifft, deſſen beide Bände ich Ihnen hier wieder zurückſende, ſo iſt die Feder des Verf. leicht an ihrem Handzuge zu erkennen. Sie kann nämlich keinem Andern, als dem Verf. der Reiſen durch Süd-Frankreich ꝛc., Herrn v. Thümmel, zugehören.*) Das Ganze iſt aus dieſer mittlern Art von Welt- und Menſchenkenntniß, wo wir die Thorheiten, Leidenſchaften, Intriquen, Schwachheiten, Eitelkeit, Stolz und alles dieſes Geſchlepp als die wahre Welt anſehen und erkennen, und mit dieſer Erkenntniß uns wunderhoch begabt fühlen. Die neueſte Zeit hat dieſe berühmte Weltkenntniß etwas in die Veraltung gebracht, und der einzige Buonaparte hat die Atmoſphäre der Welt über die Wichtigkeit dieſer Betteleitelkeiten und Leidenſchaften (die nur an unſern kleinen Höfen noch gelten mögen) unendlich erhoben. Übrigens hat das Buch Witz und Kenntniſſe genug; erſtern nur öfter etwas zu gehäuft und geſucht. Die ausgeübte Feder des Schreibers läßt ſich wohl nicht verkennen.

Noch muß ich Sie benachrichtigen, daß das einzige ſchöne alte Manuſcript, das ich in Nürnberg kenne, vom Terenz iſt, und zwar in der Eberſchen Bibliothek daſelbſt. Ich kann nicht von der Wichtigkeit deſſelben urtheilen, da ich es nur angeſehen habe. Vielleicht finden Sie im Murr etwas darüber, oder Sie ſchreiben ihm ſelbſt deßhalb.

v. G.

---

*) Graf Benzel-Sternau war bekanntlich der Verfaſſer.

23.

Ilmenau, den 7. Februar 1803.

— Wenn Sie Voß über die deutſche Zeitmeſſung haben, ſo bitte ich darum. Mich deucht, dieſe vielen proſodiſchen Speculationen laufen in Kleinkrämerei, die den Deutſchen, leider, ſo eigen iſt. Ein wahrer Dichter fühlt ſeine Sprache, und weiß, was darin zu leiſten iſt. Unſern Gedichten fehlt es größtentheils an Wärme. Das iſt doch wohl die Hauptſache; kalte Klügeleien erſetzen ſie nicht. — Aber dieſe unglückſelige Klügelei ſchreibt ſich ja wohl ſchon von Klopſtock und Ramler her. Beide haben dadurch ihre Werke verdorben; Jeder in ſeiner Art. — Die Einen wollen keine Kunſt, und die Andern haben zu viel!

Schiller hat Recht, daß er ſich nicht mehr zum epiſchen Dichter ſchickt. Er iſt zu ausgearbeitet dazu. — Alſo Chöre der Griechen auf dem weimariſchen Theater! — Ich kann mich von der Idee nicht losmachen, daß ein ernſtes theatraliſches Stück ohne ein dazu geeignetes Publicum nur ein halbes Werk ſei, ein Spiel der Phantaſie, ohne Realität. Drum hört' ich lieber von einer Opera buffa in Weimar. Wen ſoll das Übrige treffen? und auf was ſoll es hinleiten? — Große Leidenſchaften, wo kein Gegenſtand iſt! wo Alles enge und klein — fühlen muß! — Sagen Sie mir doch was von dem unſterblichen Wieland! Ich höre ſo gar nichts von ihm, und verehre ihn doch wie einen der Götter. —

Grüßen Sie den kranken Geh. R. Einſiedel, wenn Sie ihn ſehen. Und nun

Ihr treuer

K.

21.

Ilmenau, den 10. Februar 1803.

Der Nekrolog des Herrn Schlichtegroll iſt mir längſt als eine der verdienſtlichſten Schriften unſers Vaterlandes vorgekommen. In Deutſchland, wo man ſo ſchnell die Lebenden vergißt, und noch ſchneller die Todten, ſelbſt wenn ſie von hohem Range geweſen ſind, iſt es gewiß milde Gabe, dem Verdienſte jeder Art wenigſtens ein Blättchen gelegt zu haben. Die Engländer ſind uns ſchon längſt hierin vorausgegangen, und in ihren Zeitſchriften und Obituaries findet man die Abbildungen diſtinguirter Menſchen aller Art, mit einer oft ziemlich umſtändlichen Beſchreibung ihres Lebens. Es wäre zu wünſchen, daß Herr Schlichtegroll dieſe Zierde ſeinem Werke noch beifügen möchte, und uns wenigſtens zu jedem Bande ein Bildniß einer Perſon, gerade nicht aus den Ständen zu geben, von welchen man die Bildungen noch am häufigſten antrifft. Übrigens ſind wir mit der neuen Ordnung gar wohl zufrieden. Es iſt gut, daß ſich Herr Schl. ſeine Laufbahn nicht gar zu beſchwerlich macht, um theils mehrere Individuen faſſen zu können, theils auch nicht den Leſer oft mit zu vielen Particularitäten zu überhäufen.

Über die Zeitmeſſung der deutſchen Sprache von Voß habe ich geleſen, und ſchicke ſolche ſogleich mit vielem Dank, obgleich ungebunden, zurück, da hier nicht die Gelegenheit zu letzterm iſt. Das Werk iſt mit vieler Einſicht und Kenntniß geſchrieben; man bewundert den Fleiß, die Wiſſenſchaft und den Sinn des Verfaſſers. Was den Hauptzweck, nämlich die gänzliche Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaße und Taktweiſen in unſrer Sprache betrifft, ſo läßt ſich wohl erweiſen, daß dieſe zum Theil möglich ſei: ob aber der Aufwand hiezu, an Fleiß und Bemühung, bei einem irgend etwas längerm Gedichte, das im Feuer der Begeiſterung geſungen

wird, nicht allzu beträchtlich sei, und ob es überhaupt nur möglich sei, daß ein Dichter, der zumal nicht die Kenntniß und Gewandtheit des Herrn Voß besitzt, ein lebendigeres Gedicht, ohne Härten und Übelklang von anderer Art, in diesen Versarten und unter diesen Bedingnissen der Prosodie, mit einer wenigstens anscheinenden Leichtigkeit verfertigen könne; das scheint mir wenigstens ein sehr schwerer Fall zur Entscheidung.

Wir haben zwar Beispiele, daß noch Dichter, außer Herrn Voß, dergleichen versucht haben; aber wie sind sie auch ausgefallen? Wer sieht ihnen Zwang und Noth nicht bei jedem Schritte an — und das ist es ja gerade, was der wahre Dichter zu vermeiden sucht. Übrigens sind treffliche Sachen zur Nachahmung und Belehrung in seiner Schrift.

Über den Freimüthigen ist man ja sehr aufgebracht in W. Ich habe nur die beiden ersten Bogen hier gesehen; vielleicht kommt er hier zur Lesegesellschaft. Des Unwesens ist freilich so viel und so mancherlei eingerissen, daß Alles einem Pasquill gleich sieht, was man nur davon schreibt und spricht. Aber das aeternum silentium ist nicht Jedem gegeben. Vale et fave.

M.

25.

Ilmenau, den 26. März 1803.

Ich bin Ihnen noch viel — viel Dank schuldig, lieber Freund, für das letzthin Überschickte. Die Fortsetzung über Frau v. Staël hat mich äußerst interessirt. Ich bitte, mir ja diese Nachrichten ferner nicht vorzuenthalten. Das Meiste ist so treffend, so richtig gefühlt. Hingegen hat mich der beigelegte Brief Ihres Freundes etwas in Verlegenheit und Trauer versetzt. So kann es Männern gehen, wie Herder, wenn sie sich in ihren kleinen Irritationen nicht genug zurückzuhalten wissen!

Herder war so. Er konnte seinen Freunden zuweilen etwas sehr Hartes sagen — und wer ihn nicht kannte und verstand, konnte davon auf ewig vielleicht beleidigt werden. Dieß nannte Lavater seine Stößigkeit. Wie oft hat er nicht damit beleidigt! — Wenn nun so etwas von einem andern Munde wieder erzählt wird, und unter den Umständen, wie bei Ihnen gegenwärtig, so kann es einen fatalen Charakter annehmen — den es doch in seiner Urquelle nicht so hatte. Dergleichen Ausdrücke, wie sie Ihr Freund so sehr mit dem Schwefel seiner Imagination mineralisirt, und sie als ein horrendum! ausschreit, waren ihm öfters im Munde. Er sagte sie zu mir und Andern. — Er nannte uns Heiden u. s. w. in seiner gewöhnlichen Laune — die freilich nicht immer einer priesterlichen Auslegung konnte unterworfen werden.

So hat Lavater u. A. Dinge zuweilen gesagt, die ihn vor einer geistlichen Inquisition sogleich zum Scheiterhaufen gebracht hätten.

Solche Männer sollten sich ja hüten, in den gewöhnlichen Gesellschaften zu offen zu sein. Herder gebrauchte leider diese Vorsicht nicht immer — und die Rückwirkung hat ihm viel Verdruß und Feinde gebracht.

Lassen Sie, nach seinem Tode, dieses keine böse Rückwirkung auf sich haben! Sie sind besser im Stande, ihn zu beurtheilen, als Ihr Freund. Die Folge Ihres eignen Lebenswandels wird es darthun, daß sich Herder bei dergleichen Ausdrücken nicht viel konnte gedacht haben. Daß er zuweilen in seinen Urtheilen etwas eingenommen — und daher ungerecht war — mag wohl auch sein! dieß machte seine böse Galle. Er suchte es jedoch bei andern Gelegenheiten im Guten wieder einzubringen.

— „Vergebet, so wird euch wieder vergeben!" —

Was Buonaparte anbetrifft, so habe ich mir frühe den Ausspruch des Quintilian zu Herzen gelegt: de tantis viris non nisi circumspectione quadam et dignitate loquendum est.

Wer die Thaten Cäsars, Alexanders, Friedrichs u. A. vor sich hat, verdient wohl dieser Circumspection — denn von allen großen Männern wurde, bei ihren Lebzeiten, das Imsamste gesprochen. Nur schamlose Engländer können in ihrer Infamie, der schändlichsten, die ich kenne, alle menschliche Achtung außer Augen setzen, indem sie ihr Höllenangstgeschrei herausbrüllen. Die Strafe ist schon da — und wird noch strenger folgen.

Den langen Wilhelm Tell haben Sie doch auch gesehen? die ersten Akte sollen schön sein — aber die stärksten Seelen sind dem Ganzen unterlegen.

Schreiben Sie mir nur von Ihrer geistigen Staël! Sie sieht so richtig. Ihr Urtheil über Eugenie ist fast das meinige. Noch muß sie sich beschränken lernen — um glücklich zu sein.

Sein Sie wohl, und mir ferner gewogen!

K.

26.

Ilmenau, den 10. Mai 1803.

— Was Sie mir über Goethe's Schauspiel sagen, ist verständig. Goethe nimmt es zuweilen an einem zu fein ausgesponnenen Ende. Die großen Grundsätze der Moral müssen zur Basis festliegen; dann liebe ich auch das Feine.

Bei einer nur halb civilisirten und moralisirten Nation, wie die unsrige ist, müßte, wie mich dünkt, das Komische, die Repräsentation der Lächerlichkeit, in allen ihren unzähligen Modificationen und Formen, der Grund des Theaters sein, wenn man bessern wollte, ohne dabei — wie leider bei uns immer der Fall ist — langweilig zu sein. Aber das Komische verlangt feinere Elasticität — und Kenntniß der Welt, wie sie eben bei uns nicht gäng und gebe ist. Was sollen bloße Diener und Knechte — wie man sie denn

zu haben wünſcht — mit heroiſchen und ſuperzarten Empfindungen! — Laßt uns unſre lächerlichen Vorurtheile über Stände u. ſ. w., die, nachdem ſie in gewiſſen Köpfen ſind, das Leben unglücklich und elend machen können, hübſch lächerlich machen; das iſt der beſte Vortheil, den man vom Theater ziehen könnte. Aber hiezu fehlt es an wahrer Humanität und Energie! —

— Was denken Sie vom Kriege? —

Es wohnt noch ein alter Samen von ganz republikaniſcher Freiheit in Frankreich, und der kann leicht wieder lebendig werden. Ich denke, die Engländer rechnen darauf. Auch in Deutſchland wird es noch anders.

Geſtern las ich in einem der letzten Stücke des Reichs-Anzeigers eine bittere Perſiflage, daß die Regierungen bei den Zöpfen und Hüten ꝛc. den Charakter der Nation herzuſtellen ſuchen. So was iſt doch nicht ſchlecht. — Die Revolution in Frankreich iſt noch nicht zu Ende. —

Die Pitié von Delille werde ich erhalten. Die Kritik darüber in franzöſiſchen Blättern iſt doch verſtändig. Sie meinen, man könne an Herrn Delille nichts tadeln, als daß er quelques milliers de vers de trop machte. Zwanzigtauſend Exemplare ſind in Paris in wenigen Wochen verkauft worden. So hungrig nach Witz ſind die Deutſchen nicht.

Wir haben hier einen Mai, als wenn er der November wäre. Doch ſagen ſie, es ſei recht fruchtbar. So wollen wir eben recht viel eſſen.

Kotzebue iſt ja in Weimar geweſen. Was hat man denn da zu ihm geſagt? —

Leben Sie wohl, und laſſen Sie mich bald wieder etwas Gutes von Ihnen hören.

Ihr

A.

27.

Ilmenau, den 23. Juni 1803.

Ich habe mich ſehr erfreut, Sie wenigſtens einen Augenblick in Weimar geſehen zu haben. Hoffentlich ſind Sie nun ganz wieder von Ihrem vornehmen Übel befreit. Verſuchen Sie es nur, wie ich, und marſchiren einmal zu Fuße hieher! — Man hat mir überall viel Gutmüthigkeit in W. gezeigt; deſſen ich froh bin. Nur zu lange darf man daſelbſt nicht warm werden. Hier haben wir den vollkommenen ſüdlichen Winter. Alſo zwei Winter in Einem Jahre — das iſt zu viel!

Sie werden künftig einen Aufſatz von mir über J. N. Göz in der Adraſtea leſen, den Herr Wilmans ſeinem Kalender einzufügen nicht gut genug gefunden hat. Solche Demüthigungen muß man erleben!

A Propos! da ich ſelbſt ein Kahlkopf bin, ſo nehme ich mich dieſer kahlen Verbindung an, und ſuche ſie, wo möglich, immer ehrenhafter zu machen. Ich habe ſchon manche brave Leute gefunden, die, wie man ſagt, Haare auf den Zähnen, aber nicht auf dem Kopfe hatten. Wiſſen Sie wohl, daß Ulyſſes kahl war? Wie hätte ſonſt der Spaß des Eurymachus, Odyſſee 18. V. 350 auf ihn paſſen können? — Nur Minerva hat ihn, im ſechſten Buche, V. 231 mit dicken Haaren, den Hyacinthblumen ähnlich, ausgeſchmückt.

Leben Sie wohl, und erhalten mir Ihre werthe Freundſchaft. K.

28.

Ilmenau, den 7. Juli 1803.

Sie haben mich durch Ihre Güte, mir den Moniteur zuzuſchicken, aufs Neue ſehr verbindlich gemacht. Ich kann

nicht läugnen, es intereſſirt mich Alles, was dieſen merkwürdigen Krieg ankündigt, der, wie faſt zu fürchten iſt, in dem alten römiſchen Style dürfte geführt werden.

In der That, es iſt beinahe keine Auskunft unter den beiden Völkern, ohne den Untergang von einem derſelben zu finden: zumal bei dem Wahnſinne des engliſchen Betragens. Macht denn immer ein toller König auch tolle Miniſter — und ein unglückliches Volk? Ich fürchte nur in Zukunft für unſern ſchönen engliſchen Luxus — Journale — und für alle die ſchönen Sachen. Die Erbitterung iſt groß, und von Seiten Frankreichs wohl nicht mit Unrecht. Es kann große Folgen haben. Wirklich kommt doch viel moraliſch-politiſches Übel von dem übermüthigen und kaufmänniſchen England auch auf uns.

Die Voſſiſche Recenſion über Heynes Homer habe ich endlich auch geleſen. Gleich anfänglich war mir der literariſche Stadtknechts- und Büttelston äußerſt zuwider. Aber ſo iſt es nun. Das ſind unſre griechiſchen Grazien!!

In einigen Sachen mag er indeſſen wohl Recht haben. Voß ſieht auch ſchärfer das Poetiſche, was Heyer nicht ganz faßt. Daher kommt auch des Letztern paniſche Scheu vor dem homeriſchen Hiatus, und die zugedachten Verbeſſerungen — die auch mir etwas lächerlich vorkommen. Aber der Ton der Kritik iſt äußerſt zuchtmeiſteriſch-pedantiſch. Es iſt in der That eine ſeltſame Erſcheinung um dieſen griechiſchen Holz—ſteiner! — — Ich ergötze mich jetzt wie ein wiedergeneſendes Kind an der huldreichen Natur. — Was macht Ihr Garten? —

Leben Sie wohl, und behalten mich in guten Andenken!

Ihr treuer

K.

29.

Jlmenau, den 26. Juli 1803.

Für den Mercure danke ich einſtweilen. Es ſind feine Bemerkungen darin, und ein gewiſſer Weltgeiſt, den wir Deutſche nicht haben. Über Menſchen und Dinge ſehen die Franzoſen gemeiniglich, nach den Zeitverhältniſſen, wo nicht immer tief, doch ſchicklich und treffend. Sie haben auch mehr Freude daran, einen Charakter, wenn ich ſo ſagen darf, auszuſpioniren, und mit den Umſtänden in Verhältniß zu bringen. Das Beſte über Friedrich den Zweiten haben noch die Franzoſen geſagt; da die Deutſchen nichts als abgeſchmackte Anekdoten zuſammengerafft haben. So geht es zum Theil auch jetzt unſerm Klopſtock und Gleim. Poſaunen und Lobpreiſen iſt nicht Alles. Zumal über Gleim möcht' ich was Raffinirtes hören. Mir ſcheint gewiſſermaßen ſein ganzes Leben eine Art von Wahnwitz geweſen zu ſein. Seine Gedichte, zumal die von den letzten zwanzig oder dreißig Jahren, tragen zu ſehr das Gepräge davon. Auch Klopſtock hat viel von Wahnwitz; nur von einer etwas andern Art. So bleibt es denn wohl, was Horaz ſagt: ~~omnes~~ insanire poetas.

Nur unſer guter Wieland nicht! Er hat mir einen ſo trefflichen Brief über meinen Lucrez geſchrieben, daß ich mich höchlich darob erfreut habe — und nun Tag und Nacht arbeite, ihm mit Nächſtem auch das zweite Buch zu überſchicken.

A propos, wieder vom Lucrez! Haben Sie denn die Silvae Criticae von Wakefield nicht? Er thut ſich in ſeinen Noten viel darauf zu gut, und wahrlich, Wakefield war ein ſcharfer und feiner Kritikus! Suchen Sie doch das Werk zu erhalten, wenn Ihnen nicht auch die Elbe verſperrt iſt! O der impertinenten Engländer! Ich bedaure den guten Macdonald, daß er unter ihnen iſt. — Aber ich denke, Bonaparte ſoll ihren Seelen noch den irdiſchen Wuſt ausfegen.

Vale faveque Tuo G.

50.

Jmmens, den 3 Februar 1804.

Hier, lieber Freund, ſchicke ich Ihnen den Brouillon, den ich über die deutſche Literatur aufgeſetzt habe, blos um Ihre Wünſche zu befolgen. Sie ſehen, daß es nur fragmentariſche Gedanken, ohne gehörige Verbindung und Ordnung ſind, und daß ich nicht in der Gewohnheit bin, über dergleichen Dinge ausführlich zu ſchreiben. Legen Sie davon der Frau v. Staël*) vor, was Sie irgend wahr und treffend — und ihr angemeſſen finden: nur compromittiren Sie mich nicht! Denn ob ich gleich ſo ziemlich meiner Rede ſtehe, ſo mag ich doch nicht, daß ſie allgemein werde. Der Gegenſtand iſt übrigens reich, und ich habe bei weitem nicht erſchöpft, was ſich darüber ſagen ließe. So habe ich das Urtheil über Philoſophie ganz weggelaſſen. Sie wiſſen, wie ſehr ich die franzöſiſchen Schriftſteller zum Theil auch hierin ſchätze, und daß ich ſie faſt mehr geleſen habe, wie meine Landsleute.

Was ich über den Artikel Poeſie noch ſagen ſollte, um mich über die Vorzüge der deutſchen Tendenzen ganz verſtändlich zu machen, iſt, daß die franzöſiſche Poeſie weit mehr rhetoriſch, als bildend iſt, und daß dieß Letztere die Deutſchen zu erſtreben ſuchten. Zwiſchen ſprechen, und ſchaffen oder erzeugen, iſt aber der Unterſchied unendlich. Doch meinen Sie ja nicht, daß ich die Deutſchen allzuſehr herausrühmen will. Es fehlt ihnen allgemein an Geſchmack, und hier hat Frau v. Staël nur gar zu recht. Les Allemands manquent de goût — presque généralement. Das iſt leider der Fall bei unſern größern Dichtern, denen ein gewiſſer Takt fehlt, den

*) Frau v. Staël, die den Winter 1803 in Weimar verlebte, hatte gewünſcht, Manches Gedanken über die deutſche Poeſie zu erhalten. Die Handſchrift iſt in ihren Händen geblieben. (Anmerkung Böttiger's.)

man mehr aus dem Umgang und der Welt, als aus der Betrachtung nimmt. Die neueste Eugenie mag sogar hiezu ein kleines Beispiel liefern. — Wieland nehm' ich indessen aus. Seine Fehler sind höchstens nur von einem viel producirenden Geiste. Seine Dialogen, die er neuerlich an seines Sohnes Roman angehängt hat, sind mir ein Ausbund von Feinheit des Geistes und Geschmack. Was soll ich von seinen Briefen Menanders und Glycere sagen? von seinen neuesten Erzählungen? —

Hätte Frau von Staël Wielands Göttergespräche gelesen, sie hätte vielleicht eine gewisse Stelle in ihrer Littérature Allemande — wenigstens anders gesagt. —

Ich übersetze jetzt an den traurigen Abenden Stücke aus dem Ossian. Diese thun mir herrlich wohl. Es ist ein himmlischer Hauch darin. Nirgend finde ich die Empfindung poetischer.

Haben Sie etwas von den neuesten Arbeiten über diese Denkmäler, so schicken Sie mir solches zu. Sie sollen es bald wieder haben.

Wie Leid thut es mir, daß ich die vortreffliche Frau v. Stael nicht sehen kann! —

Leben Sie wohl. K.

31.

Ilmenau, den 26. Februar 1804.

Sie schreiben mir gar nichts, ob Ihre Frau v. Staël noch bei Ihnen ist? Ich möchte von dieser interessanten Frau immer hören. Daß sie, wie ich höre, unsere idealistische Philosophie studiert — dazu kann ich weiter nichts sagen. Ein Geist, der so viel reelle Eigenschaften hat, dürfte sich auch schon mit diesen begnügen.

Ich habe kürzlich in Schellings speculativer Physik studirt. In der That glaubte ich da einige Lichter anzutreffen, die nicht gemein sind und von einem scharfen Denker, zumal in spinozischer Ansicht, zeugen; aber es ist wieder so ungeheuer viel mir ganz Unverständliches und Ungenießbares darin, daß ich mir kaum vorstellen kann, daß der Verfasser selbst einen deutlichen Begriff damit verbunden habe, sondern solche, nach seiner eigenen Sprache, als reine Intensitäten ohne Object, oder auch als Productivitäten ohne Product, also als wahre transscendentale Sünden — der Onanie, anerkennen muß. —

Li.

32.

Weimar, den 13 März 1806.

— Daß Buonaparte ein so gewaltiges Ungeheuer geworden ist, hat mich wirklich gelächelt. Vor wenigen Monaten war es ja Frau v. Stael auch noch — und Jeder wird es abwechselnd sein, der auf das Publicum vorzüglich wirkt — nur die wahren Ungeheuer sobald nicht. Es ist wirklich nöthig, daß die crassen englischen Köpfe ein Ungeheuer aus Buonaparte machen, um ihren schändlichen Meuchelmördereien damit ein Mäntelchen umzuhängen. Zu solcher Niedrigkeit ist doch noch nie eine Regierung versunken!

Ich bitte Sie recht inständigst, mir Alles, was Sie nur von französischen Blättern vorräthig haben, zuzuschicken. Ich bin äußerst begierig auf den gegenwärtigen Prozeß, der in Frankreich geführet wird.

Schreiben Sie an Rode in Dessau, so sagen Sie ihm was Gutes von mir, wegen seiner Übersetzung der Pleasures of imagination. Sie ist genau, und zeugt von vieler Kenntniß beider Sprachen; nur wünschte ich, er hätte noch

etwas freier gearbeitet, und dadurch den Vers blühender und schwebender gemacht. Die Neuern sind nicht ganz so zu behandeln, wie die Alten.

Bleiben Sie wohl und gesund, und mein Freund!

Der Ihrige

K.

33.

D. N. Ms. 125, 127.

Jena, den 31. Januar 1811.

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen, werther und geliebter Freund, meinen schuldigen Dank zu sagen, daß Sie meiner so gütig und freundlich in Ihrem letzten Stücke des Merkur haben gedenken wollen. Möchte ich Ihnen nur öfter und mehrere Gelegenheit gegeben haben, die freundlichen Geschenke Ihres Beifalls, die Sie so gern vertheilen, zu erhalten und zu verdienen. Jetzt, da ich alt werde, kann ich mir freilich wenig schmeichelnde Hoffnung mehr dazu machen. Indeß muß ich doch auch zu meiner kleinen Rechtfertigung bekennen, daß die Schuld hiervon nicht so ganz an mir liegt. Ich habe mein ganzes Leben hindurch für den Beifall der Menge nicht viel Sorge getragen, indem ich mir schmeichelte, daß eine rechtschaffene Bemühung immer ihren Freund und Liebhaber finden würde. Noch verzweifle ich an diesem Glauben nicht; aber was das deutsche Publicum betrifft, so habe ich nicht erst seit kurzem Ursache, den Glauben an dasselbe ziemlich aufzugeben. Nicht, daß erkannte Werke von oft genannten Schriftstellern noch zum Theil geschätzt und verehrt würden: aber welche Art von Verehrung, leider! Man sieht es, wie wenig Einfluß die besten Werke dessenungeachtet auf das Publicum haben, und wie immer das Unwürdige mit dem Würdigern vermischt wird.

Den kleinen Vorwurf, den Sie mir wegen Verzögerung der Herausgabe meines Lucrez machen, möchte ich bei dieser Gelegenheit auch etwas von mir abwenden. Ich habe zwar den Aufruf vortrefflicher Stimmen — die die Stimme des Publicum machen sollten und könnten — vor mir; aber Sie wissen, daß Einzelne nicht den Verlag eines Werkes machen, und daß ich die armen Verleger — die sich ohnehin jetzt genug plagen müssen — nicht gern durch mich in Schaden und Verlust setzen möchte.

Herr Cotta schreibt mir, daß er den Verlag meines Werkes, auf die anständige Art, die ich ihm vorgeschlagen, gern übernehmen wolle, wenn ich ihm garantiren könnte, daß er in Zeit von zwei Jahren 300 Exemplare davon abgesetzt hätte. So steht es in Deutschland! Und wer nicht Lust hat, seine Arbeit, allenfalls für ein Almosen, auf Schmutzpapier gedruckt zu sehen — der behalte sie für sich! Herr Göschen hat ehemals die Artigkeit gehabt, meine Properzischen Elegieen auf eine gefällige Art dem Publicum zu geben. Ich weiß nicht, ob er viel Glück damit gemacht hat; doch versprach ich mir eine zweite Ausgabe, wo ich manches Neue hinzusetzen, und manches Alte verbessern wollte — und sie ist nicht erfolgt. So dringend ist das Verlangen des deutschen Publicum nach ächter Literatur!! — Und doch muß ich mir es selbst zur Ehre gelten lassen, daß seit dieser Zeit mir noch keine Properzische Elegie zu Gesichte gekommen ist, die besser übersetzt gewesen, als eine der Meinigen. —

Doch warum soll ich Ihnen Wunden aufreißen, die Sie selbst am besten fühlen, und gar wohl wissen, daß bei weitem nicht Alles lobenswürdig sei, was gelobt wird, und so, vice versa.

Mit aller Freundschaft und Hochachtung

Ihr ergebenster

v. Knebel.

34.

Jena, den 6. December 1815.

Was meine von Ihnen über Verdienſt belobten Gedichte ſelbſt betrifft, ſo darf ich Ihnen ſagen, daß mir hierüber auch der Beifall von mehrern achtungswerthen Stimmen zugekommen iſt — obgleich noch auf keinem gedruckten Blatte, welches ich meinem braven Herrn Verleger zu Liebe wünſchte. Weiter hat dieß nichts zu bedeuten, da ihnen von unſerm Goethe, — der wahrlich nicht verſchwenderiſch in ſeinem Lobe gegen Dichter zu ſein pflegt — das Zeugniß gegeben worden: „meine Gedichte würden bleiben, da ſie ein allgemeines menſchliches Intereſſe hätten.“ Ich kann nicht läugnen, daß dieß mein Wunſch und mein Beſtreben war.

Was nun unſern Lucrez betrifft, ſo habe ich deßhalb kürzlich an unſern wackern Herrn Göſchen geſchrieben, und ihn ſelbſt noch zur Ruhe verweiſen müſſen. Ich habe nämlich, ſelbſt aus Erfahrung, zu wenig Zutrauen zu unſerm deutſchen Publicum, als daß es ein ſo ernſtes Gedicht, das noch dazu eine veraltete Philoſophie — von der Lucrez ſelbſt ſchon ſagt, vulgus abhorret ab hac — zum Grunde hat, mit ſolcher Theilnahme aufnehmen würde, daß dem Verleger kein Schaden daraus entſtände. In England, Italien, Frankreich ꝛc., da iſt es ein Anderes: da ſind Leute, die ein Buch bezahlen, wenn ſie es auch nicht leſen; aber in unſerm, mit Recht ökonomiſchen Vaterlande hütet man ſich gewaltig dafür. Zudem hat die Novellen- und Romanen-Wirthſchaft zu ſehr überhand genommen, als daß ernſte Dichtung ſo leicht Platz gewinnen könnte. Unſer Leſepublicum befriedigt ſich hinlänglich mit Muſenalmanachen.

Verzeihen Sie, gelehrter, großmüthiger und berühmter Freund, daß ich Sie ſo lange mit meinen Kleinigkeiten unterhalte!

Aber ich glaubte Ihnen eine Rechenschaft meines langen Zögerns schuldig zu sein.

Für heute nun genug. Ein anderes Mal Mehreres.

Bleiben Sie mein Freund, so wie ich mit Aufrichtigkeit bin

der Ihrige.

Knebel.

76.

Jena, den 10. Mai 1809.

Ich habe bei diesem schweren Autor mein Möglichstes zu leisten gesucht, um ihm auch durch den Ausdruck näher zu kommen, und, wo möglich, etwas auch von der an ihm gerühmten Eleganz zu erreichen. Dabei, glaube ich, daß ich an Treue von keinem meiner Vorgänger übertroffen bin — so, daß mir unser alter Wieland, der einmal etwas von meiner Übersetzung zu Gesicht bekam, sogar zu viel Treue Schuld gab.

Was nun den Versbau betrifft, so habe ich darüber meine eigene Gedanken. Ich glaube nämlich durchaus nicht, daß unser Vers nach den strengen metrischen Gesetzen der Griechen und Römer zu regulieren sei. Die Natur der Sprachen leitet es schon an sich selber. Da es uns nämlich schon an dem großen Vortheil fehlt, durch Position die Sylben länger oder kürzer zu machen, so ist z. B. der ächte Spondeus bei uns fast immer ein peinlicher, der, wenn er auch den Trommelschlag des Verses — wenn ich so sagen mag — ausfüllt, doch durch seine Schwere und Härte Sinn und Ohr gar oft beleidigt. Der Ton und Wohllaut des Verses ruht bei uns fast blos auf dem Accent und auf der richtigen Wahl und Stellung der Worte. Hierin liegt gar viel.

Kein genialischer Dichter wird sich bei uns je in dieses strenge — zum Theil doch nur eingebildete — Maß der

Sylbenfüße fügen können; Goethe hat deßhalb (vermuthlich um ſich dieſes Vorwurfs zu entledigen) längſt ſchon den Hexameter verlaſſen und ſich zu andern Versarten gewendet, welches aber unſerer Dichtung und Sprache nicht zum Vortheil iſt. Durch den Hexameter allein — wenn es auch nur der unſrige iſt, — nicht der römiſche und griechiſche, ſondern eine unſerer Sprache angemeſſene, mögliche, Nachbildung, die den freien Geiſt nicht zu ſehr beſchränkt, und die Vortheile unſerer Sprache auf andere Weiſe kund thut, durch Wahl, Stellung und Ordnung der Worte — ich ſage, durch den Hexameter faſt allein hat ſich unſere Sprache erhoben und einen poetiſchen Vortheil über andere neuere Sprachen erlangt. Dieſes hat auch ſelbſt der König Friedrich erkannt, der, ſonſt eben kein Freund unſerer Sprache, doch den Wohllaut eines deutſchen elegiſchen Gedichtes von Nic. Götz gefühlt hat ....

Nun haben wir nichts als Stanzen — und Stanzen — und Stanzen! Sie ſind Nachahmung der italieniſchen und ſpaniſchen Poeſie; hinter welcher ſie aber weit zurückbleiben müſſen, da dieſe meiſt immer mit volltönenden Worten ihre Zeilen ſchließen können, wogegen der Deutſche ſelten nur etwas Ähnliches finden kann und ſtets mit der unausſtehlichen E-Krankheit behaftet iſt. Denn tauſend und tauſend Nenn- und Zeitwörter endigen mit dem ſtummen E. Freilich kommt es bei dem deutſchen Vers viel aufs Leſen an. Deßhalb auch der Berliner Wolf ſtets predigte, daß die Deutſchen erſt müßten leſen lernen. Manche Sylbe, die ihrer Ausſprache nach hart ſcheint, kann durch geſchickte Stellung und gewandte Ausſprache merklich leichter und gelinder werden. So ſind die zweiſylbigen Wörter, deren zweite Sylbe nur eine Halblänge hat — wie die meiſten bei uns — durch gehörige Stellung und Ausſprache leicht als Trochäen oder Spondeen vorzubringen. Als: „Anmuth erhalten“ und: „und ihn umſchwebet die Anmuth.“

Sollte es denn unſern Kritikern noch nicht beigegangen ſein, von welcher Bedeutung es iſt, wenn ein Wort gerade

an seiner rechten Stelle steht? und daß dieses weit erheblicher ist, als ein kleines Versehen in der Metrik. Findet man nicht im Virgil selbst oft Verstöße gegen die Metrik, wenn solche zu Gunsten eines höhern Nachdrucks geduldet wurden? Und wie viel leichter war es den römischen Dichtern, ihre Worte zu versetzen.

Bei uns ist es zur wahren Pedanterie geworden, daß man den Werth eines Gedichtes nach den Sylbenfüßen abmißt.

Ich fand kürzlich die Recension einer poetischen Übersetzung ovidischer Elegieen in der hiesigen Literat. Zeitung, wo durchaus von nichts als von Sylbenfüßen die Rede war. Also weiter ist das Dichten nichts, als Sylbenstecherei!

Knebel.

36.

Jena, den 12. Januar 1824.

— Ueber die Schwierigkeiten der Abnahme meiner Producte bei Herrn Göschen will ich jetzt schweigen, denn es verdrießt mich zu sehen, wie in dem armen Deutschland — das sich doch so gern selbst rühmen mag — nichts wie elende Reimereien, abgeschmacktes Zeug, Mährchen und Erzählungen Eingang finden, und der Fluch des Mangels an Geschmack — den schon Frau v. Staël über Deutschland ausgesprochen — sich täglich mehr bestätigt. Dazu reizte mich noch mehr die Anzeige einer neuen Übersetzung des Lucrez in französische Verse, die in den Blättern dieses Landes verkündet wird, und die ich wohl nicht mit der Meinigen vergleichen möchte. Diese Übersetzung wird aber sogleich in den französischen Blättern als ein événement publique angekündigt, an dem jeder rechtliche Mensch Theil nehmen müsse; der König selbst auf eine Menge Exemplare unterschrieben habe, u. s. w. — so schäme ich mich

meines Vaterlandes, und möchte beinahe jeder halbcultivirten Nation lieber angehören.

— Doch genug hiervon! Ihr Brief könnte mich mit Allem versöhnen, und ich preise mir immer die Kenntniſſe und den Geſchmack, den ich in Ihren alterthümlichen Nachforſchungen finde. — Die Anmuthung Ihres Briefes aber, eine kurze Lebensbeſchreibung von mir für den Redacteur des Converſations-Lexikons zu ſchicken, ſetzte mich in eine zweite Verlegenheit. Es ſchien mir unmöglich von mir zu ſprechen — weniger ſchriftlich — am wenigſten für das Converſations-Lexikon. — Was habe ich dem deutſchen Publicum Nachricht von meinem Leben zu geben, das nicht einmal meine geringen Producte für den geringen Preis leſen mag? — Soll ich blos die Neugier Einiger befriedigen? — das deutſche Publicum — verſteht ſich, in generalioribus — iſt noch ein rohes, halbunterrichtetes, das ſich von Seiten des Geſchmacks mit Engländern, Franzoſen, und ſelbſt Italienern nicht meſſen darf, und in Hinſicht deſſen, durch das weiche, frömmelnde, alberne Lieder- und Mährchenzeug täglich abgeſchmackter und leerer wird!!! .....

Nun genug! — Ich habe meinen Zorn ausgelaſſen, und Sie werden verzeihen! — Was mich billig betrübt, iſt, daß durch dieſe Schwäche und Erbärmlichkeit der Nation das Gemüth zu nichts Höherem aufgeregt wird, und zuletzt vielleicht gar in ſich verſinken muß.

Vale et fave.

Kerbel.

Knebel an den Kanzler v. Müller.

1.

Jena, den 29. Januar 1816.

Mit dem allerverbindlichſten Dank erhalten Sie hier, verehrter Freund, den de Pradt zurück.

Aus keiner der Schriften der Zeit iſt mir das Räthſel Napoleons und ſeiner Genoſſen klarer aufgegangen, als aus gegenwärtiger Schrift; ich glaube daher, daß ſie, größtentheils wenigſtens, auch wahr ſein müſſe.

Die neueſten traurigen Nachrichten aus Mecklenburg werden auch Sie in Betrübniß verſetzt haben.*) Was kann man ſagen? Wie kann man ſich der Gewalt des Schickſals widerſetzen? Dem Menſchen iſt über die wichtigſten Ereigniſſe ſeines

*) Im Januar 1816 ſtarb die Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzeſſin von Sachſen-Weimar, eine durch Geiſt und Gemüth ausgezeichnete Fürſtin, der Knebel mit innigſter Verehrung ergeben war.

Daſeins gleichſam von der Natur ſelbſt ein Schweigen auferlegt. Wir kommen und gehen, und wiſſen nicht, woher noch wohin und warum gerade zu dieſem Zeitpunkt und keinem andern! Nur die Zurückgebliebenen ſind zu bedauern. Sie ſehen ſich getrennt von einer Exiſtenz, die ſie beinahe unzertrennlich mit der ihrigen verbunden zu ſein glaubten.

Geſtern Abend las ich mit Vergnügen unſers Profeſſors Köthe Leben Kaiſers Franz I. und ergötzte mich an ſeiner einfachen Denk- und Lebensart. Das patriarchaliſche iſt das einzige geſunde Leben in einem monarchiſchen Staate, in welchem die mannigfache Saat der Menſchheit glücklich gedeihen mag.

Überhaupt fehlt es uns hier an geiſtiger Unterhaltung — aus Büchern nämlich — nicht, und ich finde unter meinen mit MDCCC u. ſ. w. bezeichneten Schlacken noch allerhand Körnchen der Wahrheit heraus. Ganz anders geht es bei Ihnen, wo die Welt ſich gleichſam täglich neu gebiert, und die Weisheit — vielleicht mit etwas Sophiſterei legirt, wie alle brauchbare Münze — mit Minervens Wappen und Schild auf die Bühne tritt. Unſere Schriftgelehrten — über die ſchon Matthäi, Cap. 23, V. 13. ein böſes Urtheil ausgeſprochen iſt: „vae vobis, scribae“ — ſehen ganz mager und dürr zu dieſen Herrlichkeiten aus, und ergötzen ſich zuweilen nur noch an einem Doctorſchmaus. Was meine Wenigkeit betrifft, ſo habe ich mich eine Etage höher legirt, um die Welt beſſer überſehn zu können, und doch auch etwas Hohes an mich zu bringen, und beſtärke mich an dem Sprüchlein: bene vixit qui bene latuit.

Übrigens mag ich meinen Kahlkopf nicht gern der Welt häufig präſentiren, ſeitdem ich geleſen habe, daß ſelbſt Perikles, Cäſar, Ulyſſes und Mäcenas, ſolche Männer! den ihrigen unter einem Schirme zu verdecken ſuchten.

Ihr

Knebel.

2.

Jena, den 11. Februar 1817.

Ich danke Ihnen, verehrter Freund, daß Sie mich bei dem wüſten wilden Wetter doch mit einigen Neuigkeiten zu erfreuen ſuchen. In der That, man ſollte bei gegenwärtigen Umſtänden nichts thun, als, der Natur zum Trotz, Annehmlichkeiten unter das Leben ſtreuen. Leider ſind mir die Kräfte hiezu verſagt; deſto empfindlicher aber bin ich für Alles, was meine Freunde für mich thun.

Sie ſind an höhere Geſchäfte gebunden, die denn auch, wenn ſie gelingen, Freude und Ergötzung mit ſich bringen. Mein Zirkel iſt ſehr enge zuſammengefaßt, doch hindert dieſes nicht, daß mein Gemüth nicht weit ausgebreitet ſei. Ich möchte gern alles das Gute geben, wozu die Natur den Menſchen beſtimmt hat. Das Leben iſt ja nur ein kurzer Genuß.

Die Oppoſitionsblätter erhalten ſich recht gut, und ſind mit Auswahl und Vernunft ausgeſtattet. Vielleicht ließe ſich ihnen mit der Zeit noch ein weiterer Umfang geben, wenn raiſonnirende Vernunft über das ſittliche Leben auch ſeinen Artikel darin fände. Sie erinnern ſich der Artikel aus der Gazette de France, wo ſich der treffliche Jouy in Beurtheilungen des Theaters und anderer charakteriſtiſchen Züge der Nation ſo geiſtreich hervorthat. Dieſes erfordert freilich ſeinen eignen Mann; aber wir müſſen doch bedenken, daß das Sittliche die Baſis alles Guten und dauernd Vortrefflichen in unſrer Natur macht.

Wenn Sie noch in der Umgebung Ihrer holden Grazien ſind, ſo laſſen Sie einen Hauch meines Weihrauchs zu dieſen gelangen, und empfehlen mich ihnen aufs Beſte!

Ihr ergebenſter

Knebel.

3.

Jena, den 27. October 1817.

Hier erhalten Sie, verehrter Freund, die Oppositionsblätter und auch die eigenen gefälligen Handschriften mit dem verbindlichsten Danke zurück. Wie glücklich sind Sie, bei Ihren vielen und ernsten Beschäftigungen sich zuweilen noch das Gemüth mit holden Gesängen ermuntern zu können, da sich über das meinige schon die langen Schatten der Jahre ausbreiten, und mir der leuchtende Gott nur durch dämmernde Wolken hervorscheint. Wie dem sei, so hängt ihm doch mein Herz noch immer treu und fest an, und ich erwarte mir das Tröstlichste im Leben beinahe nur von ihm. Indessen haben mir die Erzählungen unserer Eisenacher Wallfahrer Manches zu denken gegeben. Wenn alles das lose Zeug, das seit einigen Jahren in Schwung gekommen, sollte verbrannt werden, so hätte die Stadt Eisenach sich um keine weitere Winterheizung zu bekümmern.

Wie steht es denn mit den freundlichen braunen Augen in Ihrer Nachbarschaft? Können Sie auch bei dem Lichte derselben lesen, wie die Italiener bei ihren Nachtvögelchen? Werfen Sie auch in meinem Namen einen freundlichen Blick hinüber. — Ach! wenn mir nur etwas von den Kunstschöpfungen daher die Seele erleuchten wollte! sie braucht dergleichen Hülfe — denn sie wird fast ganz trübe.

Leben Sie wohl, und lassen Sie mich nicht Ihres freundlichen Andenkens entbehren.

Knebel.

4.

Jena, den 3. Februar 1818.

Mit dem lebhafteſten Danke ſende ich Ihnen Ihren Garat zurück; ob mir gleich ſeine etwas geſchminkte Rednerkunſt nicht immer zuſagt, ſo habe ich ihn doch mit Vergnügen durchleſen. Durch nähere Bekanntſchaft mit den Individuen, durch die ſich unſere neuere literariſch-philoſophiſch-politiſche Welt geſtaltet hat, kommt man nach und nach zur Erkenntniß der Wirkungen, die ſolche hervorbrachte. Die Franzoſen haben das Glück, durch Auffaſſung kleiner Begebenheiten und Anekdoten im Leben uns einen Charakter klarer hinzuſtellen.

Es iſt in der That merkwürdig zu leſen, wie der Geiſt der Univerſalherrſchaft ſchon in den Köpfen Diderots u. A. in Frankreich geſpukt hat. Sie wollten nämlich — doch noch mit Hülfe der Engländer — die ganze übrige Welt zu ihrer Moral und Philoſophie bekehren, und dazu ſogar noch Miſſionairs ausſchicken. Die Charakteriſtik des guten Sterne hat mir unter Allen am meiſten gefallen. Sie iſt lebendig. Wer hätte je geglaubt, daß die Perſon des berühmten Gibbon eine Carikatur, noch daß der geiſtreiche Galliani ein Zwerg geweſen!

Ich ſtelle mir immer einen guten Autor auch als einen wohlgebildeten Mann vor.

Es iſt eine gefährliche Sache, und kann noch immer gefährlicher werden, daß wir die Franzoſen durch Sitten und Sprache ſo große Herrſchaft über uns haben erwerben laſſen. Sie gehen noch immer auf ein Bekehrungsgeſchäft hinaus, und haben für ſich die allein ſeligmachende Vernunft und Glauben.

Noch plagen uns die ungeſtümen Winde, und mich zweifach, da ſie durch die leichten Röhren meiner Wohnung mir das Symbol alles Vergänglichen, den böſen Rauch, ſtets um Haupt und Sinnen blaſen. Dieſem Übel wiſſen unſre Weiſen nicht abzuhelfen, und es ſcheint, daß ſogar das Leichteſte und

Vergänglichſte über uns die Herrſchaft gewonnen hat. Vielleicht iſt dieſes aber auch nur ein Zeichen und Warnung unſrer Zukunft. Was das Übrige betrifft, ſo ſteht es in Jena ganz wohl — denn ich weiß und höre nichts davon. Die Gärtner, die ich aus meinem Fenſter ſehe, fangen ſchon ihre gewöhnliche Arbeit, den Boden zu graben, wieder an, und ſo hoffen wir, ehe die Maiblümchen blühen, das Vergnügen zu haben, Sie bei uns zu ſehen.

Knebel.

5.

Jena, den 2. April 1819.

Verzeihung, verehrter Freund, für meinen lang aufgeſchobenen Dank für Ihre gütige Zuſchrift und das freundſchaftlich mitgetheilte Journal.

Es ſcheint, daß die Stürme der phyſiſchen Welt auch einigen Einfluß auf die moraliſche haben könnten, um wenigſtens Unruhe in den Köpfen zu verurſachen.

Daß ich, bei allem meinem anachoretiſchen Weſen, doch einigen Antheil nehmen muß, können Sie leicht begreifen. Da wird denn, zumal über die neueſte tragiſche Begebenheit,*) hin und her geſchwatzt — und Manches regt doch Geiſt und Gemüth mehr auf, als es ſollte. Laſſen Sie es ſein! — Ich will Sie heute nicht davon unterhalten, zumal da Sie als Oberrichter dieſes Landes von Allem beſſer unterrichtet ſein müſſen, als ich Laie.

Eins kann ich doch nicht verſchweigen, daß man nämlich unſre armen Muſen ſogar als Eingeberinnen ſo böſer Handlungen indirecter Weiſe in Verdacht haben will. Solche Äußerun-

---

*) Kotzebue's Ermordung zu Mannheim.

gen sind unerträglich — denn könnte man das wohl Musen nennen, was auf dem Blocksberg mit Hexen, Zauberinnen, Ahnfrauen und dergl. herumreitet, und also vielmehr von teuflischer Geburt scheint? — Ich glaube vielmehr, daß der Böse anjetzt sein Spiel hat, und die heiligen Musen ganz und gar von ihrem Berge zu vertreiben Willens ist.

Dieß soll ihm aber nicht gelingen, so lange noch Weimar einen festen Grund hat, und die Felsen bestehen, worauf wir unsre Kirche bauen.

In der Hoffnung, Sie, vortrefflicher Freund, bald selbst bei uns — in dem unter Byrons Zauberfluch gelegten Jena zu sehen, wo die wärmeren Lüfte nun bald die geschwollenen Blüthenknospen aufhauchen werden — empfehle ich mich mit den Meinigen Ihrer fernern gütigen Freundschaft, und verbleibe

Ihr dankbarer

Knebel.

6.

Jena, am Sylvester-Tag 1819.

Sie sind, nach Ihrer Gewohnheit, sehr gütig gewesen, mir beiliegende interessante Schrift von Sartorius mitzutheilen.

Ich habe sie mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und bin von der Einsicht des Verfassers und von der Wahrheit des Inhalts überzeugt. Indessen wird doch diese Schrift, so wenig als manche andere, den erwünschten Endzweck bewirken können. Der Wechsel und die verschiedenen Ansichten und Meinungen werden bei so verschiedenartigen Regierungen und Interessen immer dieselben bleiben, und unsern politischen Zustand haben schon die Alten in einem nicht unschicklichen Sinnbilde dargestellt, welches sie Gryllus hießen, und wo man z. B. einen Ochsen, eine Ziege und einen Hahn an Ein Joch angespannt

sah. Wenn Deutschland in der Mitte von Afrika läge, so könnte es vielleicht seine Constitution gegenwärtig noch erhalten; aber zwischen den Colossen, in seinem zerbröckelten Zustande, dürfte es schwerlich zu hinlänglicher Sicherheit gegen jene gelangen können. Übrigens sind auch die Alexanders, Themistokless und Epaminondasse — die aus einem kleinen Staat einen großen machen könnten — bei uns rar, und ob sie gleich den Feldherrn Mack wieder zurückberufen haben, so wäre doch vielleicht noch ein Zweifel erlaubt, ob alle Festungen deßhalb fester stehen möchten.

Doch wir wollen uns nicht in diese politischen Zweifel einlassen, und — wie schon die Alten gesagt haben — den Tag nehmen, wie er ist. Der heutige Sylvestertag hat sich zwar etwas kalt angekündigt, doch giebt er uns fröhlichen Sonnenschein — und die Sonne scheint sich schon am Himmel etwas höher aufzurichten. Zum neuen Jahr wünsch' ich neues und altes Glück, und daß uns die guten Sterne noch ferner leuchten und führen mögen!

Ich rücke nicht aus meiner obern kleinen Citadelle, wo ich mit den himmlischen Lichtern und Meteoren ziemlich im Vertrauen lebe, und mir den Wechsel der Jahreszeiten wie in einem Panorama vorübergehen lasse. Der Schnee, der jetzt mit den dürren Bäumen die Halbtrauer ausmacht, ist mir nicht unerquicklich, da er durch seinen duftigen Glanz die Gegend noch erweitert. Was ich entbehren muß, sind freilich belehrende Freunde, und ein solcher reicher Kunstschatz, wie Sie in Ihrer Nachbarschaft besitzen. Niemand ist jedoch von allen Seiten glücklich, sagt schon Horaz, und ich darf eines Freundes Glück nicht beneiden.

Daß Sie solches noch lange und vergnügt genießen mögen, wünsche ich von Herzen!

Knebel.

7.

Jena, den 6. December 1820.

Daß Sie ſich meines Geburtstages ſo gütig und freundlich erinnern mochten, hat mir große Freude gemacht. Es war in der That ein recht ausgezeichneter Tag für mich, da mehrere Freunde Antheil daran nahmen. Nur die Abweſenden vermißten wir, und wie erfreulich würde uns vorzüglich auch Ihre Gegenwart geweſen ſein! Hoffentlich kommt bald ein anderer Tag, der uns dieſen Verluſt erſetzt!

Was meine Perſon dabei betrifft, ſo fühle ich freilich ſehr, daß die nun kommenden Jahrestage mehr von uns nehmen, als uns geben — und daß wir, wie die von einer weiten Reiſe Zurückkommenden, Urſache haben, unſere übriggebliebenen Thaler oder Groſchen zu zählen. So lange es im Leben vorwärts geht, überſieht der Menſch ſeine Schätze nicht; aber anders iſt es im weitern Rückmarſch. Nicht mit jedem von uns ſteht es wie mit unſerm Goethe, der ſich auf ſeinem Wege nach Korinth immer größerer Schätze rühmen kann. Wenn auch der Lebensfunke bleibt, ſo findet er doch nicht immer dieſelbe Kraft und Nahrung.

Laſſen Sie uns indeſſen, werther Freund, an nichts verzweifeln! Dum vita superest, bene est, ſagte der lebensſüchtige Mäcen. Mit uns iſt es nicht ganz ſo. Ich möchte mich nicht ans Kreuz ſchlagen laſſen — und wer ſich an einen allgemeinen Begriff von dem Daſein der Dinge gewöhnt hat, dem wird es ſo ſchwer nicht, die doch nur kurzen Augenblicke des ſeinigen zu vertauſchen.

Leben Sie wohl, Lieber!

Ihr

Knebel.

8.

Jena, den 24. September 1822.

Immer bemüht, für mein geiſtiges und leibliches Wohl zu ſorgen, haben Sie, theuerſter Freund, mir auch beifolgende **nova literaria gallica** mitgetheilt.

Ich danke Ihnen dafür aufs Verbindlichſte, und habe mich dieſe paar Tage her ziemlich daran erbaut. Herr Jouy und Jay haben ſehr artige, poetiſch-proſaiſche Schilderungen gemacht, wozu ihnen der große Meiſter Horace Vernet den Stoff gegeben. Es wäre zu wünſchen, daß jedes Meiſterwerk eine ſo genaue geiſt- und kenntnißreiche Dichtung erhielte, um das Bedeutende in demſelben hervorzuheben und ſichtbar zu machen.

Der Herr Meſſenier hat in ſeinem poetiſchen Flug ſich nicht immer gleich gehalten, und etwas Schwäche eingemiſcht. Die Étrangers — worunter die Germains vorzüglich gehören — ſind ihm alle **barbares** und, wenn ſie ihr ihnen geraubtes Gut wiederholen, offenbar Räuber, welche franzöſiſche **vengeance** noch einmal hart treffen wird. Überhaupt enthalten beide Schriften Erniedrigung und Verachtung gegen die Fremden und drohen mit gewaltiger Rache, la France hingegen blüht überall, und ſelbſt in ihrem Verluſte ſind ſie Helden, und unterliegen nur durch Zufall oder Verrath.

Dieſe ziemlich allgemeine Stimmung der Nation ſollte wohl bei uns nicht außer Acht gelaſſen werden — doch die Bundesverſammlung in Frankfurt wird ja für Alles Sorge tragen! —

Der weiſe Marquis Londonderry pflegte zu ſagen, die Freiheit oder Conſtitutionen ſeien nur eine habitude. Man gewöhne ſich auch ohne dieſelben daran, wie es die Italiener und Deutſchen bewieſen hätten. — Der kluge Mann mußte ſich doch am Ende ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen. —

Wir leben hier, was die leibliche Nahrung anlangt, im

Überfluß. Zwetſchken, Äpfel und Trauben mag man kaum mehr aufleſen. Möchten Sie uns doch auch etwas geiſtige Nahrung herüberbringen! Wie vergnügt würden wir Sie empfangen! —

Der Ihrige.

Knebel.

9.

Sonntag, den 2. Februar 1823.

Sie ſind gewiß ein ſehr gütiger und vortrefflicher Freund, da Sie mir — und ſo bald! — ein Buch *) zugeſchickt haben, das für mich ſo viel Intereſſe hat. Man kann, ohne es geleſen zu haben, nicht wohl mit ſeinem Leben fertig werden. Welche Menſchenkenntniß, und welche Urtheile! —

Ich kann keinen Roman mehr leſen; ſelbſt nicht die von Walter Scott. Wie höher ſteht nicht die Wirklichkeit über der Dichtung! —

Man könnte künftig ein Evangelium aus dieſem Buche machen. Goethe hat auch in ſeiner phyſiſchen Conſtitution Vieles mit Napoleon überein.

Hier haben wir, nach ziemlich anhaltendem Froſt, beinahe ſchon wieder den Frühling.

Die Saale rauſcht unaufhörlich, und verkündigt brauſend den Eingang des neuen Jahres. — Was hat die Jugend nicht für einen Vorzug! —

Knebel.

*) Memorial de St. Hélène par Las Cases

10.

Jena, den 28. März 1823.

Mit Dank für Ihre letzte liebe Sendung, theuerſter Freund, überſende ich Ihnen hier auch etwas für die Oſterfeiertage. Es lag mir am Herzen, unter dem jämmerlichen, frömmelnden Gewinſel einmal eine höhere Stimme vernehmen zu laſſen — und wo konnte ich ſie beſſer finden, als in Thomſons feierlichem Hymnus? Ich gab mir alle Mühe, dieſen Ton in unſerer Sprache wiederfinden zu machen.

Über Goethe's Wiederherſtellung freuen wir uns ſehr. Wir hatten an eben dem Tage, nämlich dem 9. März, das Feſt hier gefeiert, in einem kleinen Kreiſe von Freunden bei mir.

Daß Graf Reinhart der deutſchen Muſe ſo treu geblieben, ſehe ich mit Vergnügen. Er war mein Vorläufer zum Proverz.

Mit aufrichtiger Treue und Hochachtung

Ihr ergebenſter

Knebel.

11.

Jena, den 16. October 1823.

Die immer erfreulichen Nachrichten von dem Befinden unſers Goethe, von denen mich auch der gute Zelter bei ſeiner Durchreiſe vorgeſtern verſichert hat, ſind mir, wie Sie wohl denken können, ſehr tröſtlich.

Ich habe in dieſen Tagen eine ſchwere Execution gehalten. Graf Platen in Erlangen ſchickt mir eine neue Fortſetzung ſeiner Ghaſelen zu, und dabei eine feinſollende Komödie im Manuſcript. Er verſichert mir dabei, daß ſich damit eine neue aera in der Poeſie anfangen ſolle. Dieſem Dünkel mußte ich

freilich ſtark begegnen, und ihm zuerſt die Fratzenhaftigkeit mancher ſeiner Ghaſelen, und dann die Gemeinheit und das Elend ſeiner Farce, die er Komödie nennt, darſtellen. Er verſichert, die fünf Akte davon ſeien in fünf Stunden niedergeſchrieben worden, und rühmt ſich, ſchon mehr dergleichen an die Theatergeſellſchaften abgeſchickt zu haben. — Man denke! —

Doch habe ich ihm eine Abſchrift des Diagoras mitgeſchickt. Ob dieſe in ſeine neue aera paſſen wird, weiß ich nicht.

Von dem neuen Roman der Madame Huber habe ich noch nichts geſehen. Sie iſt eine geſcheidte Frau — wer kann aber die neuen Romane alle leſen! Mein Geſicht nimmt leider täglich ab — und die Brillen überlaſſe ich unſern jungen Herren.

Geſtern bin ich ſeit langem wieder einmal ſpazieren gefahren, in dem ſtürmiſchſten Wetter — und es hat mir wohlgethan und mich erleichtert.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und ſagen Sie Goethe'n was recht Herzliches von mir — grüßen Sie auch die guten Freunde Meier, Riemer und Herrn Eckermann!

Knebel.

12.

Jena, den 18. Januar 1824.

Was ich Ihnen, theurer Freund, letzthin über die ſechs Sonnete ſchrieb, war in der Eile geſchrieben. Ich erkenne gar wohl den feinen Geiſt des Dichters und ſein zartes Gefühl für die Tonkunſt; zu wünſchen wäre es nur, daß er dieſes zarte Gefühl für Wohllaut auch in ſeine Verſe übergetragen hätte. Das hat aber die unglückſelige Sonneten-Mode verhindert, und hat gemacht, daß er Worte gebrauchte, die dem Ohre nicht

angenehm ſein können, und Ausdrücke, die ein geſchraubtes Anſehen haben. Dieſe Art mochte nur unſerm Riemer zugeſtanden werden, und bei dieſem ſogar macht ſie zuweilen ein poſſierliches Anſehen — aber hier, wo von den zarteren Eindrücken der Töne geſungen werden ſoll — hier wird ſie widrig.

Der Deutſche — der nur überall Nachahmer iſt, und immer darin Carricatur bleibt — hat ſich nun einmal, auf Anſtiften der Herren Schlegel und Conſorten, in Beſitz der italieniſchen und ſpaniſchen Sylbenmaße ſetzen wollen — ohne daß er den Wohllaut ihrer Sprache hat. Daher ſehen wir jetzt nichts als ottave rime und Sonnete, wo wenigſtens immer Ein Reim hinkt, und ein paar Verſe keinen Sinn haben. Dieſes richtet unſere Poeſie und Sprache vollends zu Grunde. Die Gedichte ſcheinen nur da zu ſein, um der Reime willen, die wie eine ſchmale Treſſe um einen ſchlechten Rock zur Zierde prangen. Das iſt ein Elend! — Zu allen Zeiten haben Männer von Takt und Geſchmack, wenn es auch nicht in ihrer Profeſſion lag, Verſe zu machen ſich erlaubt. Man ſagt ſogar, es gäbe keinen guten Kopf, der nicht zuweilen Verſe gemacht hätte. Leibnitz hat deren mehrere gemacht. Aber dieſe Männer ſtrebten nach keiner Originalität in der Dichtkunſt, ſondern fügten ſich nach der von den Meiſtern angewieſenen Weiſe. Bei uns will Alles original ſein, und da drehen ſie, nach ihren wenigen Kräften, das Unterſte zu oberſt, um nur original zu ſein. So will mein Graf Platen in Erlangen eine neue Schule der Originalität anlegen, und verſichert, daß ſeine höchſt abgeſchmackten Stücke ſchon auf deutſchen Theatern Abgang fänden.

Verzeihen Sie, theurer Freund, wenn ich Sie mit dieſen Zeilen ennuyire! Es lag mir aber eben im Sinn, mich darüber auszudrücken — damit Sie mich nicht für ungerecht halten.

Vor ein paar Tagen erhielt ich herrliche Bände von Gedichten durch meinen Freund Robinſon in London. Das muß ergötzen, ſich auf ſolches Papier, mit ſolchen Lettern gedruckt zu

ſehen! Es lieſt ſich gleichſam von ſelber, man braucht nicht darauf hinzuſehen. —

Leben Sie wohl, werther Freund! — ſonſt erfahren Sie noch wunderliches Zeug!! —

Ihr

Knebel.

13.

Jena, den 31. Mai 1824.

Mit dem allerverbindlichſten Danke ſende ich Ihnen, gütiger Freund, das intereſſante Werk der Frau v. Staël wieder zurück. Wenn es wahr iſt, was ein gewiſſer Schriftſteller ſagt, daß jedes Buch gut iſt, das uns beſſer macht, ſo hat das Buch der Frau v. Staël vor ſo vielen anderen den Vorzug; auch iſt es ſo reich an Gedanken und feinen Bemerkungen, und für Deutſche beſonders höchſt nützlich. Sie überſieht und beurtheilt die Werke unſerer Schriftſteller dem Geiſte nach, ob ſie dieſelben gleich zuweilen nach einem zu franzöſiſchen Maßſtabe richtet. Wort und Ausdruck ſind ihr dabei immer gefällig, und ſie hat ein beneidenswerthes Glück, die Sachen immer treffend zu benennen. Daß ſie nicht Alles nach Verdienſt würdigen kann, mag man ihr nach den Umſtänden verzeihen; doch ſieht man überall den guten Willen, und ſie mag lieber loben und ermuntern, als tadeln und unterdrücken.

Dank alſo nochmals Ihnen, wertheſter Freund, daß Sie mir dieſe etwas kalten Pfingſtfeiertage durch eine ſo angenehme Lectüre haben erheitern und erwärmen mögen!

Knebel.

14.

Jena, den 4. November 1824.

Was Sie mir über Jacobi's Briefe geschrieben, macht mich verlangend danach. — Ich halte viel auf Briefe, und nur selten vertilge ich sie. Man drückt sich gemeiniglich darin wahrer und natürlicher aus, und da man sie nur an Einen richtet, so werden sie auch gemüthlicher. Der Mensch tritt mehr hervor. Ich habe gestern ein paar Briefe vorgefunden, die mich sehr erfreut haben.

Die Herbststürme rasen auch bei uns sehr, und jagen alles Gold von den Bäumen. Diese haben mich bisher auf meiner hohen Warte mit einer wahren Glorie umgeben.

Ich fand gestern in einem englischen Journal die Section von Lord Byron. Diese interessirte mich sehr. Seine Hirnschale war beinahe wie aus Einer Masse, sehr stark und ganz ohne Sutur. Die Hirnmasse selbst groß und schwer, die Lungenflügel ungemein groß, das Herz sehr zart, doch groß, weit kleiner die Leber, und fast gar keine Galle. Er hätte, nach Maßgabe des häufigen Blutes, das man in dem Gehirn und in den Gefäßen fand, nicht lange leben können, doch würde er für dießmal, wenn er dem Rathe der Ärzte gefolgt, und sich zu einem Aderlaß bequemt hätte, noch gerettet worden sein.

Die Rede, die der Bischof Spiridion bei seinem Grabe gehalten, ist ein Muster trefflicher Beredsamkeit. Wir haben nichts dergleichen. —

Knebel.

15.

Jena, den 5. December 1824.

Wie sehr danke ich Ihnen, gütiger Freund, für die Mittheilung des Buches der Madame Sw. Belloeq.

Nicht leicht möchte der Charakter des Lord Byron mit mehr Sorgfalt und Schonung können aufgenommen werden. Die Verfaſſerin ſelbſt hat Kenntniß und Geſchicklichkeit; nicht leicht möchten Verſe einer fremden Sprache in die franzöſiſche mit mehr Geiſt und Nachdruck überſetzt worden ſein. Obgleich nur in Proſa, ſo kann man doch das Original faſt gänzlich dabei vermiſſen, denn ſie hat mit tiefem Gefühl dem Ausdrucke der Gedanken nachgeforſcht.

Sonderlich empfehle ich Ihnen den dritten Geſang des Child Harold. Original und Überſetzung wetteifern hier in Darſtellung und Ausdruck ſeltener Gedanken und Gefühle.

Vielleicht darf ich nun auch um den zweiten Theil des Buches bitten, ſobald es Ihnen zur Hand kommt! Ich mache mich ungern von ihm los.

Sie erlauben, daß ich Sie noch aufmerkſam mache auf das, was die Verfaſſerin (Seite 41 und 42) über Überſetzungen ſagt. Dieß iſt ungemein fein und richtig, und möchte ſich nicht immer auf unſere deutſchen Überſetzungen appliciren laſſen. —

Knebel.

16.

Faſtnacht, den 15. Februar 1825.

Mit vielem Dank ſchicke ich Ihnen, theurer Freund, den Marl à bonnes fortunes wieder.

Das Stück iſt ungemein gut geführt, leicht verſificirt und anmuthig geſchrieben. Davon haben wir in unſerer Sprache wenig Beiſpiele: auch unſere Sprache und Sitten bringen es nicht mit ſich — da wir überhaupt kein geſellſchaftliches Leben haben. Das Wenige, was uns davon noch iſt, wird in franzöſiſcher Sprache ausgeführt — und hat alſo keinen Charakter.

Mit Vergnügen fand ich geſtern in der Leipziger gelehrten

Zeitung einen Aufſatz über einen deutſchen Renegaten (Mr. de Zinnerling ſchreibt er ſich), der eine Schrift im Franzöſiſchen dem Kaiſer von Rußland dedicirt hat, worin er ſich auf das Schamloſeſte über die deutſchen Schriftſteller aufhält. Der Recenſent hat dießmal Muth genug gehabt, ihn nach Verdienſt zu züchtigen.

Ich haſſe alle Renegaten — ſo wie mir die deutſchen Panegyriſten auch nicht annehmlich ſind.

Wir erwarten nun mit Sehnſucht den Frühling, der ſich zur Zeit noch in Nebelgeſtalt hüllt. —

Mit treuer Ergebenheit

der Ihrige.

Knebel.

Könnten Sie mir denn nicht zu den Memoiren von Fouché verhelfen? — Auch nichts von den neueren Schriften von Salvandy? —

Ich bitte ſehr darum! —

Ich leſe jetzt des Lucanus pharsalia.

Es iſt eine eigene Sprache darin, und der Spanier erſcheint ſchon. Vale. —

In se magna ruunt — paßt jetzt auf ſein Vaterland.

17.

21. Dec.

Am Thomastage 1820.

Es iſt eine Freude, in dieſen trüben Tagen an die Freunde zu denken. Man denkt, ſie müßten hellere Tage haben, als wir hier.

Der Miniſter Humboldt iſt ſchon zweimal bei mir geweſen. Morgen geht er nach Weimar.

Um mir den Sinn zu erheitern, leſe ich Goethe's Divan. Manches iſt mir noch etwas räthſelhaft, Vieles geiſtig und

ſchön. Ich bewundere ſeine ausgebreitete Einbildungskraft. Kürzlich bin ich mit dem Engländer Fraſer in Perſien geweſen. Da ſieht es gegen Morgen zu noch etwas wüſt und düſter aus. Die Perſer leben blos noch in ihren alten Dichtern. Neuerlich hat ſich nichts hervorgethan, das macht der Abſolutismus.

Leben Sie wohl, beſter Freund! Bald mehr! —

Knebel.

18.

Jena, den 1. März 1827.

Ich leſe jetzt den zweiten Theil von Jacobi's Briefen. Da gehen mir manche Lichter auf, nicht ſowohl über die Dinge, als über die Menſchen. Ich finde viel Ähnlichkeit mit Jacobi's Charakter und dem meinigen — nicht ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen. Dabei lebte er in ganz andern Verhältniſſen. Sein Hauptfehler war, daß er viel Eigenliebe und Eitelkeit beſaß; durchaus größer, ja einziger philoſophiſcher Autor werden wollte, und in die unſelige Speculation verfiel. Dabei war er von etwas ſchwächlichem Körper.

Die Franzoſen werden ſich noch recht luſtig über die Briefe machen; denn die Philoſophen ſchreiben an einander wie die Verliebten.

Sagen Sie der guten Espéraner tauſend Dank für den lieben und ſchönen Brief über Madame Roland.

Ich bin jetzt nicht im Stande, zu antworten, aber ich erfreue mich der geiſtigen und holden Republikanerin.

Eine gräuliche Schuld habe ich noch auf mir — und das gegen Sie! — In der Verwirrung, in der ich Ihr vorletztes Packetchen erhielt, entfielen mir wahrſcheinlich die lieben Verſe, die Sie mir gedichtet hatten. Kürzlich finde ich ſie unter den

Papieren! — Tauſend Dank dafür, mein Theurer! Sie ſind ſehr herzlich und hübſch. —

Knebel.

19.

Freitag den 11. April 1827.

Die etwas ſpätere Zurückſendung beifolgenden Buches, des Las Cases, werden Sie, gütigſter Freund, freundlichſt entſchuldigen.

Ich halte dieſe zurückgelaſſenen Bekenntniſſe und Orakelſprüche des weiſen Napoleon für eines der merkwürdigſten Denkmäler unſerer Zeit. Nicht ſowohl eine gerechte Neugierde wird darin befriedigt, ſondern auch Lebensſinn und Weltklugheit im lebendigen Muſter dargeſtellt. Es iſt, ſo zu ſagen, der Katechismus der Weltklugheit und des wahren Verſtandes — den uns, mehr als alle gelieferten Bataillen, der rohe Felſen der heiligen Helena durch ein hartes Schickſal erpreßt hat.

Darum bitte ich nun auch, mir den noch folgenden vierten Theil durch Ihre gewohnte Güte baldigſt zukommen zu laſſen.

Madame Campan iſt nun vor der Hand meine Lectüre. Sie gibt zwar nicht denſelben Geiſt und dieſelbe Kraft, ja ſogar werden die niedrigſten Hofgeſchichten, obwohl bei einer feinen Erzählung, etwas widrig und ekelhaft — doch iſt es vielleicht auch gut, die Menſchheit von ihrer niedrigſten Stufe zu kennen. —

Ihr

Knebel.

20.

Jena, den 24. Juli 1828.

Verzeihen Sie, theurer Freund, daß Sie das mir gütig mitgetheilte Fragment*) erſt ſo ſpät wiedererhalten! Es iſt tiefen Inhalts und mag wohl wiedergeleſen werden. Ich mag wohl ſagen, daß eine ähnliche Anſicht der Dinge mir ſchon länger vorſchwebt; nur kann ich nicht immer ähnlichen Vortheil daraus ziehen.

Die Welt iſt durch den Streit der Elemente entſtanden, und dieſer Streit iſt auch in das Moraliſche übergegangen. Wie könnte ſonſt etwas beſſer oder geringer werden?

Freilich wiſſen die Theile ſich meiſt immer zu etwas Schicklichem zu verbinden, doch Manches iſt auch Zufall.

Daraus entſteht der ewige Wechſel.

Buffon ſagt, die Natur ſorgt für das Ganze, nicht für das Individuelle, oder nur ſoweit dieſes im Ganzen verborgen liegt. Die Natur iſt ſtets hervorbringend, und lebt in der Verſchiedenheit der Theile. Dieſe können durch mannigfaltige Verbindungen verſchiedene Geſtalten erzeugen. Dadurch wird das Neue alt, und das Alte neu.

Kein Blatt iſt dem andern, kein Menſch dem andern ganz gleich.

Das Daſein der Materie und die unendliche Wirkſamkeit der Elemente erkennen wir bei Weitem noch nicht ganz. Wie viel iſt in neuern Zeiten davon entdeckt worden! Aber wie weit ihr Reich gehe, und in wie unendlich feiner Geſtalt ſie noch wirke — das ſteht noch zu erforſchen! —

Einklang herrſcht durch die ganze Natur. Zu dieſem und durch die unendliche Verſchiedenheit ihrer Töne werden ihre Wunder hervorgebracht.

---

*) S. Goethe's ſämmtl. Werke, Bd. 49. S. 3 u. S. 251.

Abweichungen von ihrem gewöhnlichen Gang ſind möglich; aber dieſer iſt doch immer nach einer richtigen Tonleiter geſtimmt.

Ihr Fragment iſt übrigens herrlich. Voll Geiſt, Scharfſinn und Witz. —

Für das hübſche Bild von Tiefurt danke ich. Der Künſtler ſollte es nur von der Höhe genommen haben, rechter Hand, ehe man über die Brücke zum Dorf kommt — ſo daß man die Brücke, den Fluß, Garten und Dorf zugleich geſehen hätte. Der Fluß iſt hier ein Haupttheil, wie auch die anſteigende Höhe.

Knebel.

21.

Jena, den 2ten Tag nach dem Thomastag 1828.

Ihre Güte, verehrteſter Freund, iſt ſehr wohlthätig für mich und mir deßhalb auch ſehr erfreulich. Man braucht in dieſen düſtern Tagen etwas, um den Geiſt zu erheitern, und was könnte hiezu wirkſamer ſein, als die Worte eines Freundes?

Goethe's Bild nach Stieler hat mich ſehr erfreut. Ich kann aber nicht ſagen, daß es das allerähnlichſte ſei; aber es iſt doch ein gewiſſer Geiſt darin. Das Umbiegen des Hauptes von der in der Hand habenden Schrift gibt ihm einen Ausdruck der Verwunderung, der auf dieſe Schrift Bezug hat. Dabei einen gewiſſen militäriſchen Blick. —

Ihre gehäuften Unglücksfälle gehen mir ſehr nahe.

Wer der Sterblichen entflieht ſo gänzlich der Nemeſis? Sie ſteht uns immer nur zu nahe und mäßigt wenigſtens Genuß und Freuden des Lebens.

Mich wundert nicht, daß Goethe zuweilen das Klausnerleben lieben mag, zumal da es bei ihm ſo ſchätzbare Früchte hervorbringt.

Ich kann mich freilich dergleichen nicht rühmen, doch muß ich geſtehen, daß mir das zurückgezogene Leben noch am wohl-

thätigsten ist. Wenn man alt wird, so hat man noch so viel an sich selbst zu thun; selbst um die Hindernisse des Lebens noch etwas aus dem Wege zu räumen.

Ich halte mich jetzt viel zur Geschichte, und lese sie fleißig. Man bedauert das arme Geschlecht der Menschen!

Grüßen Sie Goethe von Herzen. Ich preise sein glückliches Alter. Solchen Geist hat die Natur Wenigen eingegossen.

Leben Sie wohl, theurer Freund!

Knebel.

22.

Jena, den 6. Januar 1829.

Sie sind nur immer in Geschäften, und deshalb ist es so schwer, Ihrer habhaft zu werden. Fahren Sie nur fort, und überlassen Sie uns andere Unthätigen der Langeweile.

Zwar klage ich eben nicht darüber, denn ich nehme meine alten Tröster vor, die mir viel Gutes und Schönes sagen. Eben bin ich mit dem Cicero und mit Horaz und den trefflichen Noten von Wieland zu dessen Episteln und Satyren beschäftigt.

Man glaubt nicht, wie viel Weisheit in diesen Alten steckt. Es ist beinahe eine andre Menschenart. —

Die Poesie von Herrn Ampère hat mich sehr erfreut; um so mehr, da ich selbst schon vor längerer Zeit die Beobachtung gemacht habe, wie sehr Stimme und Sprache mit dem Charakter des Menschen übereinstimmen.

Vieles läßt sich dadurch auf das Allgemeine abstrahiren, und es wäre zu wünschen, daß Herr Ampère seine Untersuchungen fortsetzen möge. Es hat mich überrascht, zu hören, daß Herr Cuvier, der nun an zwanzig Jahre in Paris lebt und lehrt, des eigentlichen Accents der französischen Sprache nicht mächtig werden könne, und sich darüber zuweilen Vor-

würfe müſſe machen laſſen. So ſehr ſind Nationen von der Natur durch Stimme und Sprache ſelbſt unterſchieden. Friedrich der Große hat nie ſeinen deutſchen Accent ablegen können, ſo wenig er auch das Deutſche liebte.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und machen Sie, daß wir Ihr Antlitz bald zu ſchauen kriegen!

Knebel.

23.

Jena, den 3. April 1832.

Theuerſter Herr und Freund!

Für Ihren lieben Brief und den beigelegten kunſt- und geiſtreichen Epilog zum Taſſo ſage ich Ihnen meinen herzlichſten Dank. Es iſt mir unmöglich, zum Lob und Dank unſeres abgeſchiedenen Freundes Goethe etwas Beſſeres zu ſagen.

Sein Andenken lebt in uns fort, das er durch ſo viele Beweiſe ſeiner ſchöpferiſchen Kraft in uns zu beſtätigen gewußt hat. Ich ſpreche nach wie vor mit ihm, wenn er mir auch nur in geiſtiger Geſtalt erſcheinen ſollte.

Zu einigem Troſte bei ſeinem Andenken habe ich mir Salvandy sur la Révolution zu erlangen geſucht, welches Buch unſer Freund noch in ſeinen letzten Stunden ſo hoch zu preiſen wußte. Und das wohl mit Recht. Es iſt trefflich geſchrieben.

Ich ſelbſt habe den trüben Winter ganz leidlich zugebracht, gleichſam verſchloſſen in meinem kleinen Zimmer. Nur vor einigen Tagen habe ich durch einen Fall meinen rechten Arm außer gehöriger Organiſation geſetzt, welches — wie Sie wohl hier ſehen — zum Schreiben etwas unfähig macht.

Nehmen Sie alſo mit dem Wenigen hier vorlieb.

Ihr treuergebener

Knebel.

24.

Jena, den 22. März 1833. (An Goethe's Sterbetag.)

Für die gütige Überſendung der letzten Theile der nachgelaſſenen Goethe'ſchen Werke danke ich von Herzen. Ich werde ſie mit Andacht leſen. Sie werden mir zuweilen durch Auflöſung dieſer pythiſchen Orakel helfen.

Goethe ſcheint mit dem heutigen Tage faſt alle Wärme von unſrer armen Erde mit ſich genommen zu haben. Wir haben hier vollkommenen Winter, und der Schnee blendet uns die Augen.

Was kann es werden? Heiter konnte dieſer Tag nicht ſein. Wir müßten denn, wie die Wilden, um das Grab des Verſtorbenen tanzen, und uns freuen, daß er unſer geweſen, und nun der Laſt der Erde entlediget ſei.

Wie geht es in Weimar? Ich höre nicht viel daher. Geſtern war ein fremder Reiſender, Herr Hofrath Wagner, bei mir. Er erzählte mir Manches von Griechenland, und von dem jungen König, der als ein Genius daſelbſt erſchien.

Ihr lieber Herr Bruder beſucht uns fleißig und verkürzt uns die Abendſtunden.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und empfehlen uns allen unſern Geliebten!

Knebel.

Vermiſchte Briefe von Knebel.

An eine Freundin.

Morgens mit Sonnenaufgang
den 19. Januar 1790.

Wir müssen doch noch was von dem Gestrigen reden! Ich hasse die großen Gesellschaften. Man hat sich da nicht so lieb, als in dem vertrauten Zirkel von einem oder zwei Freunden. Bei aller Munterkeit, bei allem angebrachten Scherze — wie kahl! Was bleibt davon in dem Herzen zurück? Und so selten geht es noch ohne Mißhelligkeiten und Verstimmung ab. Die Sonne ist mir heute lange nicht so lieb aufgegangen, als sonst, wenn ich eine Stunde bei Ihnen allein war. Einzelne Gesellschaft kommt mir als ein fruchtbarer Regen vor, und große als eine Überschwemmung.

Genug davon! Ich will auch weiter nichts mehr sagen, soviel ich gleich noch zu sagen hätte. Sein Sie muthig und brav! — Dieß ist Alles, was ich sagen kann. — Der Himmel hat Ihnen ein Großes gegeben; dieses ist, durch das feinste moralische Gefühl sich die höchste menschliche Glückseligkeit zu verschaffen. Legen Sie Alles dahin! Dieses ist allein nur werth, daß man um seinetwillen was thue und was leide. Wüßt' ich Jemanden, bei dem die Anlage feiner und richtiger wäre, als bei Ihnen, ich würde ihn lieber haben, als wie Sie. Es ist das größte Geschenk des Himmels, aber es will bearbeitet sein. Lieben Sie die Wahrheit

vor Allem, bis auf die kleinste anscheinende Unbedeutenheit; und unterscheiden Sie wohl, wo Wahrheit Hülle braucht, und wo nicht! Lassen Sie das Gefühl Ihres eignen Werths nie ganz unterdrücken! Es ist das Pfand, daß Sie besser sein werden. Erhalten Sie es in sich! Stolz ist nur, wenn man bei seinem eignen Werthe den Werth der Andern vergißt.

Noch Eins! Vermeiden Sie den Schein, Allen gefallen zu wollen, und sein Sie nicht zu lebhaft im Beifallgeben und Bewundern! Öfters ist es nur Manier, meist Güte des Herzens, aber man legt es Ihnen für Eitelkeit aus.

Leben Sie wohl! Ich liebe und verehre Sie unaufhörlich.

Knebel.

An eine Freundin.

Jena, den 14. October 1806.

Unter den mancherlei Unfällen, die wir seit mehrern Tagen bestanden haben, blieb mir immer der Gedanke an unsere Freunde zur Stärkung und Emporhaltung — und so haben wir durch eigenen guten Muth den größten Theil der Gefahren besiegt. Von letztern will ich Ihnen, treue und geliebte Freundin, und den übrigen Freunden unsers werthen Nürnbergs, statt alles Andern, eine kurze Relation geben.

Den 12. hielt sich die feindlichen Scharmützel, noch beständigeres Hin- und Herziehen der preuß. Truppen durch unsere Stadt seit mehrern Tagen, gegen Abend ganz in die Nähe herstellen, und wir sahen nun und hörten die ganze Nacht durch das Schießen und Feuern. Den andern Morgen (den 13.) gegen acht Uhr zog sich ein großer Theil der preuß. Truppen zurück durch unsere Stadt, ihnen folgten bald darauf die Franzosen, oft nur in einzelnen Schwärmen und so nach und nach

immer mehr und mehrere. Man hörte noch ſchießen in der Stadt. Der General Gazan und ſeine Frau und eine Menge Stabsofficiere und Andere ſtiegen ab vor unſerm Haus, und nahmen Beſitz; wir mußten ſie tractiren, und ſchleppten herbei was möglich war. Die Verwirrung in der Stadt wuchs. Nachmittags ritt der Kaiſer Napoleon durch die Stadt, ſtieg ab im Schloß und ritt ſogleich wieder weiter nach den Bergen gegen Weimar, auf deren Höhen ſich die preuß. Armee in Schlachtordnung geſtellt hätte. Er bivouaquirte mit ſeinen Truppen unten am Abhang der Berge, und am Abend mußten wir durch die Frau des Generals Gazan, die bei uns blieb, Eſſen und Wein dahin ſchicken, ſo, daß wir alſo den Kaiſer Napoleon einen Abend tractirt haben. Den andern Tag (den 14.) war Tag der Bataille.*) Es war bis gegen elf Uhr dicker Nebel. Von den weitern Vorfällen ſage ich nichts; dieſe werden Sie aus den Zeitungen erfahren. Sie können denken, wie beſorgt ich um Weimar war! Den 15. hörten wir, daß die Franzoſen in Weimar eingezogen ſeien — und nun dauerte die Plünderung fort, die ſchon Abends vorher angefangen hatte. Die Nacht war Feuer in der Stadt, und überall Schrecken und Lärmen. Doch nur ſieben Häuſer brannten weg. Vor meinem Hauſe waren gewaltige Feuer angezündet, und alle Augenblicke fürchteten wir Brand. Der General d'Albe und die Frau des Generals Gazan haben noch, durch mein beſtändiges Zureden und Achtſamkeit, das Haus vor Brand und Plünderung gerettet. — Den 16. Oct. Die Nacht war ſehr ſchwer. Der ſchöne Himmel arbeitete uns etwas, und machte wenigſtens das Übel erträglich. Nun ließ ſich der Mangel überall ſpüren. Die meiſten Häuſer waren geplündert worden, vorzüglich alle Läden. Brod konnte nicht gebacken werden, Alles

*) Man kann ſchätzen, daß an dieſem Tage mehr über 200,000 Mann Franzoſen durch unſere Stadt gezogen ſind. Wir mußten ſie alle [illegible]

wurde unter den Händen weggeraubt, und wir befürchteten große Noth. Bald darauf legte sich die Furcht doch etwas, da unter der Aufsicht eines französischen Commissionairs Fleisch ausgetheilt wurde, und Brod sollte gebacken werden. Wir erhielten davon gegen Abend. Den 17. Oct. Das schöne Wetter dauert fort. Stets nachfolgende Munitionswagen und Truppen. Der Lärm besänftigt sich ein wenig. Denon war hier und zeichnete das Schlachtfeld. Ich war mit General d'Albe ein paar Stunden bei ihm, und sah seine trefflichen Zeichnungen. (NB. noch zum 15.) Kaiser Napoleon wohnte im Schloß. Wir sahen ihn daselbst mehrere Male am Fenster. Indessen dauerte noch die Plünderung fort. Sein Bruder Jerome zog Nachmittags mit einem Gefolge von Truppen vorbei. Den 18. Oct. Es wird ruhiger. Heute erhielten wir Nachricht von Goethe, daß sein Haus unversehrt geblieben, daß die Herzogin Mutter mit der Prinzessin, meiner Schwester, Fräulein Bois ꝛc. sicher abgereist, die regierende Herzogin aber im Schloß zu Weimar verblieben, und solches durch ihre Großmuth errettet, auch Napoleon da logirt, und der Stadt und Universität Sicherheit versprochen habe. Viele zurück Gefangene ziehen hier durch, und man rechnet die Anzahl der französischen Verwundeten in hiesiger Stadt auf dreitausend. Die Franzosen loben die Tapferkeit der Preußen und ihr Aushalten. Den 19. Oct. Ziemlich ruhig. Frisches Brod. General d'Albe zieht aus unserm Hause ab, dagegen erhalten wir den Colonel Guiet und einen Capitain, Beide blessirt. Den 20. Oct. Neue französische Truppen durch die Stadt. Mehrere Preußen. Den 21. Oct. Abermals neue und mehrere Truppen, die aber durch die Stadt ziehen müssen. Die Universität erhält *protection spéciale de l'Empereur*. Den 22. Oct. Stürmischer Himmel. Ich erhalte Nachricht vom Hofr. Blumenbach aus Göttingen, daß meine Schwester mit der Prinzessin ꝛc. daselbst angekommen und bei ihm übernachtet. Meine Frau gibt, dem Obersten zu Gefallen, ein kleines Concert. Den 23. Oct. Die Municipalität wird hier verändert.

Der Commandant Bouchard nimmt sich der Stadt sehr an, und die Sachen gewinnen ein leidlicheres Ansehn. Ich erhalte ein kleines Fäßchen Wein von Goethe. Abends kleine Gesellschaft bei mir. —

An den Hofrath Luden.

Sie verlangen von mir, werther Freund, einen Beitrag zu Ihrer Nemesis! Was kann ich Ihnen geben? Ich bin weder Geschichtskundiger, noch Strategieerfahrener, noch irgend ein Eingeweihter in die Geheimnisse der Staatskunst. Soll ich den großen Napoleon verkleinern helfen? Soll ich auf die Franzosen schimpfen? Soll ich den deutschen Mächten vorschreiben, was sie künftig möchten zu thun haben, oder die Bravheit und den Muth ihrer Nation loben, und ihn zu erheben suchen? Alles dieses gäbe Stoff genug zum Schreiben; aber es ist auch, wie mich deucht, hinlänglich schon dargethan, und bei der Lust unserer Federn über diese Materien ist nicht zu fürchten, daß es nicht auch weiter und länger fortgesetzt werde. Etwas abweichend von diesem ist jedoch die Ansicht des Weltkörpers. Dieser zählt minder nach Jahren, als nach Jahrhunderten, minder nach den Äußerungen des einzelnen Menschen, als nach den Angelegenheiten der Menschheit überhaupt. Legst Du diese Umstände und Eigenschaften in die Eine Schale, und die gegenseitigen in die Andere, so wird die Eine oder die Andere in der Wage steigen oder fallen. Das ist von jeher so gewesen, und wird immerfort so bleiben: nur die Eigenschaften und Umstände sind nicht immer dieselben, und werden deßhalb ewig auch etwas veränderte Resultate geben.

Die französische Revolution war gewissermaßen die Revolution der Menschheit, nur brach sie an dem leichtentzündbarsten und wundesten Fleck aus. Was Wunder, daß sie da

ſchnelle und groſſe Entzündbarkeit erregte! Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu ſtillen, noch weniger aus dem Grunde zu heilen. Man ſuchte alſo Hülfe in Pflaſtern, wovon jedoch keines die erwünſchte Befriedigung gab. Was Wunder, wenn bei dieſem verzweifelten Zuſtand des Kranken ein geſchickter kecker Wundarzt hinzukam, der ſich ſchon während der langen Krankheit des Staates ziemlich verſucht hatte, und nun an dem corpore miserabili ſeine Erfahrungen anbrachte. Es gelang ihm. Der Körper wurde ſo taliter qualiter wieder hergeſtellt, und ſein Talent und ſeine Gaben allgemein gepriesen. Schade iſt es nur, daß dieſer Wundarzt, deſſen Einſichten und Gaben nicht genug zu bewundern ſind, da er die nicht minder kranken und ſchwächlichen Staatskörper vor ſich liegen ſah, auf den Einfall kam, ſie auf gleiche Art zu heilen, und zuletzt ſie ſämmtlich, als ſein Eigenthum, für ſich zu behalten. Das gab nun manchen Krieg und Streit. Keiner wollte ſich zu dieſer fremden Cur recht bequemen, und zuletzt wollte Jeder ſein eigen bleiben. — —

An Frau von Klein.

Jena, den 7. Februar 1822.

Theure und verehrte Freundin!

Es thut mir recht leid, daß Ihr guter Sohn Sie wieder verlaſſen hat. In unſerm Alter ſollte man immer Kinder — und wo möglich ſeine eigenen — um ſich haben. Man überliefert ihnen auf dieſe Weiſe gleichſam ſein eigenes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unſern Kindern unſere Vorfahren hörbar macht. Sie, Theure, hat der Himmel mit

einem ſich immer gleich bleibenden klaren Sinne beſchenkt. Daſs unbefangener ſehen Sie über die Dinge hin, und ihren Wechſel. Wer kann ſagen, wie wir entſtanden ſind? wer kann ſagen, wohin wir gehen? — Wir ſind Geſchöpfe der ſteten Veränderung. Der Menſch iſt im ſechzigſten Jahre nicht mehr derſelbe, der er im ſechſten war. Nur der Augenblick, worin wir exiſtiren, iſt unſer — und der kaum. Jede Minute verändert beinahe Alles. Was wir werden können, liegt in dem, was wir bereits waren; aber wer beſtimmt uns die Folge? — Nur für das, was uns am nächſten liegt, ſollen wir Sorge tragen. So wenig wir vor unſerer Geburt beſtimmen konnten, was wir werden ſollten, ſo wenig können wir es auch nach unſerm Tode. Wir übergeben uns daher ſicher den Anordnungen der Natur, die weiß, was ſie hervorgebracht hat. Unſere Sorgen ſind vergebens, und wir peinigen dadurch nur unſern gegenwärtigen Zuſtand.

Unſer Wieland war heiter bis an ſeinen Tod, und zeigte, daſs er ein Philoſoph war. Seine Kinder erzählten mir oft, daſs er ſie bis an ſein Ende beinahe immer mit heiterer Laune unterhalten habe. Der alte Epikur ſtarb an einer ſchmerzlichen Krankheit, nämlich am Stein; dennoch blieb er immer heiter, verſammelte noch am Tage ſeines Todes ſeine Freunde, empfahl ihnen ſeine Lehren, und ſagte, daſs dieſs der vergnügteſte Tag ſeines Lebens ſei.

So haben es weiſe Männer vor uns gemacht, und ſo will es die Natur, wenn wir ihr nur ruhig folgen.

— Unſere Freundin hat die Natur nicht weniger mit einem philoſophiſchen Geiſte begabt. — Aber ſie ſoll nicht ſterben — wenigſtens nicht im Andenken derer, die ſie lieben und verehren. — Was kann die Welt weiter geben? — Daſſelbe Schauſpiel drehet ſich immer wieder, und verliert endlich ſeinen Reiz. Unſer Wunſch hängt nur an Kleinigkeiten, die bald vorübergehn. Das Exempel bleibt, und kann künftigen Generationen noch zur

Aufmunterung zum Guten dienen. So lebt der Mensch in Andern fort, in guten oder bösen Folgen, und erhält in jenen noch die Aussicht auf künftiges Glück, in diesen die traurige Vorbedeutung auf verdiente Schmach.

Ihr treuer Freund

Knebel.

Knebel's

vermiſchte Schriften.

Schweizer Wanderungen.

(An den Großherzog Carl August.)

Schwyz, den 17. Juli 1797

— Dein denk' ich hier und überall. Ich habe seit dem 11. dieses nicht geschrieben. Mein Herz war zu voll. Alles auf der Stelle wieder zu erzählen, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verlieren. Auch diese müssen sich erst brechen in der Atmosphäre unserer Vorstellungsart, und erhalten dadurch den Reiz ihres Lichtes für Andere.

Könnte ich davon die besten Strahlen Dir zuschicken! —

Gestern Abends um neun Uhr kam ich hier an. Von Maria Einsiedeln waren wir um zwei Uhr Nachmittags ausgegangen. Wir wählten den Weg über den Sattel und Steinen, der weiter, aber bequemer ist, als der über den Haken und Mytenberg. Auch hielt uns ein unterwegs getroffener starker Schauerregen beinahe eine Stunde in Ibach auf.

Von Maria Einſiedeln werd' ich Dir öfters noch erzählen. Dieß iſt ein Ort für Liebende und Betrübte. Die katholiſche Religion erſcheint hier in Allem, was ſie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das ſtille, andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menſchen aller Orten, die hier gleichſam wie in einem See der Andacht zuſammenfließen; jeder trägt, das ſieht man, wenigſtens Eines Jahres Schuld auf dem Herzen; und dann der Ort, die ſchöne Wüſte, das prächtige, religiöſe Gebäude, der Reichthum, die Zier und Pracht des Innern, die Demuth und gänzliche Hingebung der Zuſammenkommenden, ihr Beten, ihr Knieen, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr ſicherer Glaube — das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgeſtellt, immer herrlich, ſchön, glanz- und liebeſtrahlend, mit dem ſüßen Bilde der Liebe und Unſchuld in ihren Armen — in der Mitte des Tempels eine von ſchwarz und weißem Marmor erbaute Kapelle, voll unſichtbarer verſchwiegener Heiligthümer, bei Tag und bei Nacht erhellt, voll Geſang und Gebet — — das ſind Dinge, die den rohеſten Sinn treffen mögen, die da machen, daß Ein Geiſt der Andacht, Herzigkeit und Feier über Aller Sinnen ausgegoſſen zu ſein ſcheint. Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle, und finden ſich unwürdig, hineinzugehen; Andere knieen an der Thür oder auf dem Vortritt, ſie liegen ruhig zu Schaaren da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzuſehen — indeß ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Thoren ſelbſt iſt, auf deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerſtreut liegen. Auf dem Platze vor der Kirche iſt ein Brunnen von Marmor, mit dem ſchönen Bildniſſe der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Waſſer Weiber und Mädchen die Füße baden, weil ſie ihm eine wunderthätige Kraft zuſchreiben.

Der Schätze und Reichthümer dieſer Kirche ſind unzählige. Perlen und Edelſteine, und dieſe in beträchtlicher Größe, ſind

in unglaublicher Anzahl. Dabei herrſcht die größte Freiheit des Orts, und dieſe Schätze ſcheinen nur mit geringer Sorge und ohne Ängſtlichkeit verwahrt; obgleich täglich einige tauſend Fremde, von allen Seiten der Berge, aus Frankreich, Öſterreich, Italien u. ſ. w., dahin kommen, welche ohne Druck, ohne Nachfrage, ohne einen Schatten von Intoleranz daſelbſt eintreffen, und auf Verlangen Alles beſehen können.

Das Bild des heiligen Meinradus, des Stifters dieſer Einſiedelei, der aus dem Hauſe Zollern war, hat mir unter dieſen Schätzen am meiſten gefallen. Es iſt ein vorzüglich ſchöner, bedeutender Kopf, ein Mann, der gewiß große Weltkenntniſſe hatte. Sein Leben endigte ſich, wie das von Niklas von der Flüe, in der Einſamkeit. Er wurde auf der Stelle, wo jetzt die marmorne Kapelle ſteht, und wo vordem ſeine Einſiedelei ſtand, von Räubern, die Geld bei ihm vermutheten, erſchlagen. Man ſagt, zwei Raben hätten dieſe Mörder verfolgt, bis ſie entdeckt worden ſeien, und dieſe Raben ſind jetzt in dem Wappen der Abtei.

Da der Fürſt — denn ſo heißt der Prälat — auf den Tod krank lag, ſo konnte ich ihn nicht zu ſehen bekommen. Er ließ mich aber durch den Decanus, einen heiligen, würdigen Mann, an ſeine Tafel bitten. Die Religiöſen dieſes Orts ſind menſchenfreundlicher, liebreicher und auch aufgeklärter, als ich ſie noch an einem Orte, zumal unter der katholiſchen Geiſtlichkeit, gefunden. Sie ſprachen mit der größten Beſcheidenheit von unſern Glaubensſätzen, und als wir auf Lavater kamen, der ſie zuweilen beſucht hatte, ſo wollten ſie keinen großen Unterſchied unter ihnen annehmen. Sie ſagten: „Er lehret die Liebe und wir auch;“ und ſprachen mit großer Ehrfurcht von ihm.

Ganz gerührt von meinem Aufenthalte ging ich Nachmittags zwei Uhr weg — und trug die Empfindung in meinem Herzen, daß es eine Art Hoheit unter den Menſchen gebe, die von ganz anderer Art ſei, als was man gewöhnlich dafür

ausgibt. Kälte und Untheilnehmung iſt die elendeſte Kleinheit der Seele. Entgegenkommende Wärme, Liebe, Demuth, Verläugnung für Andere — wie viel Hoheit liegt darin! Dieß iſt der Geiſt der chriſtlichen Lehre, oder es gibt keinen andern; und dieß iſt eben das, worin es ihnen Heiden, Juden und Türken zuvorthun. Die Kleinen! die ſich blos an den Teppichen des reichbeſetzten Tiſches herumzerren, und dann doch wieder einmal das Herz haben, Andere zu verfolgen und zu verdammen, als wenn ſie allein Herren des Schatzes wären, den ſie nie gekannt! —

Geiſt der Liebe, wie ich ihn von Lavater aus bis hieher gefunden, habe ich vorher noch nicht gekannt. — —

Als ich nach Hauſe gekommen war, machte ich mich ſogleich reiſefertig, traf den Baron Brints und ſeine Frau in demſelben Gaſthof, die ſchon des Morgens angekommen waren. Ich machte mich mit einem Dominicaner, der Mittags mit an des Fürſten Tiſch geſpeiſt hatte und als Beichtvater der hieſigen Kloſterfrauen von Schwaben aus deputirt war, auf den Weg. Es war ſehr warm. Mein Dominicaner fühlt' es auch. Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, von deſſen Spitze man noch die Abtei Einſiedeln liegen ſehen kann, ſo knieete er nieder, und verrichtete rückwärts von mir, gegen die Abtei gewendet, ſein Gebet. Dieſe Art Abſchied zu nehmen gefiel mir ſehr wohl. Es iſt die herzigſte und die wahreſte.

Da hier zu Land Alles bettelt, und zumal die Kinder in Schaaren einen verfolgen, ſo ſetzte mich dieſer Umſtand in die Verlegenheit, entweder zu viel zu geben oder abzuweiſen. Bald ſah ich, daß mein Mönch links und rechts aller Welt gab. Dieß erwarb ihm erſtlich den Beifall meines Herzens, und wie ich bemerkte, daß es nur Angſters (hier zu Lande Heller) waren, auch den Beifall meines Verſtandes. Ich wechſelte mir eine große Menge ein, und ſo hatte ich das Recht, auch für gemeines zu paſſiren, und mich von der Ungeſtümheit um Geringes loszukaufen.

Die Gegend, wenn man zu dem Dorfe Steinen kommt, wird wunderschön. Rechts vor uns die Abendsonne, die hinter dem hohen Riggi-Berge niedersinkend, diesen nur finstrer, und den Lowerzer-See vor ihm zu einem Feuerspiegel macht. Allmächtig, mit ihrer ungeheuern tiefen Wurzel, lagen die Berge vor uns da.

Das junge Landvolk in Steinen war eben versammelt, ich weiß nicht zu welchem Feste. Der Jünglinge Geschrei tönte von den Bergen, und die Mädchen waren in Haufen unten im Dorfe beisammen, schön bebändert, mit zierlichen Zöpfen und weißen Hemdeärmeln, voll muntrer Freude und beinahe muthwillig. Auch hier würde es uns bei allem dem anscheinenden und wirklichen Wohlstande nicht an Geschöpfen gefehlt haben, die uns um eine Gabe angesprochen hätten, wenn sie sich vielleicht dießmal nicht vor einander geschämt. Die hauptsächlichste Ursache von diesem häufigen Betteln ist diese: wenn ein junger Mensch, zumal in den demokratischen Cantonen, das sechzehnte Jahr erreicht hat, so ist er sein Herr, d. h. er hat eine freie Stimme in dem Canton, zur Wahl jeder obrigkeitlichen Person, und dann kann er sich verheirathen, wenn er will. Hieran kann ihm der Vater nicht hinderlich sein, er ist vielmehr verpflichtet, ihn so lange er will und zeitlebens zu ernähren; nur braucht er ihm zur Ernährung seiner Familie nichts zu geben. Da geht es dann zuweilen höchst armselig unter jungen Leuten zu, die sonst reiche Eltern haben. Die Kinder betteln, die doch, wenn der Großvater stirbt, oder die Eltern sich was erhauset haben, sehr wohlhabend sind. Verschiedene derselben betteln indeß auch oft aus Muthwillen oder Affenei, zumal weil sie alle Fremde für reich halten.

Abends neun Uhr kamen wir hier in Schwyz an, und waren sehr müde.

Und nun war mein Erstes, diesen Morgen mich nach den hohen Bergen umzusehen, die schön von der Morgensonne erleuchtet waren. Vor mir die Schneegebirge aus dem Uri-Land.

hinter mir, ganz nahe, der Mytenberg. Gleich einem spitzen Zahn steigt er in die Höhe, und deckte die Sonne, die hinter ihm aufging, so, daß es auf der Seite, die er uns zuwandte, noch Nacht, obgleich die ganze übrige Gegend erleuchtet war. Gegenüber waren die schneichten Gipfel der Uribergе erst mit leichten Nebeln umkränzt, die bald in Rauch aufdampften, der endlich über ihren Häuptern zu Wolken wurde. Schön, groß und feierlich ist dieß Schauspiel, das fast in jeder Minute abwechselt, und nicht zu beschreiben ist.

Ich machte mich bald des Morgens auf, zu Herrn Hedlinger zu gehen. Dieser ist ein Neveu des berühmten Ritters Hedlinger, dessen Kunst in den Medaillen, die man von ihm hat, so bewundert wird. Er zeigte mir die ganze Sammlung seines seligen Onkels, theils in Gold, theils in Silber, meist von sehr ansehnlicher Größe. Die Simplicität seines Stichels, wie seiner Erfindungen, vereint mit der Leichtigkeit, Nachdruck und Richtigkeit seiner Zeichnung und der ganzen Ausführung, machen den großen Werth davon aus. Alles ist für die Dauer, für Erz und Ewigkeit gegraben, und doch welche Weiche, welche Anmuth in seinen Haaren, seinen Pelzen, seinen Kleidern und seinem Fleische! Man darf nur einen Kupferstich von Mechеln (der sie copirt herausgegeben), selbst einen von der schönen Haidischen schwarzen Kunst, dagegen halten, so wird man den Unterschied leicht sehen. Viele derselben bezeichnete er mit einem mir unbekannten Worte Lagom, welches auf die Unsterblichkeit der Seele deuten soll.

— Wir kamen etwas spät nach Hause. Ich setzte mich zur Abendmahlzeit, wobei mich meine Wirthin — nachdem sie mir Käse zur Suppe, wie hier zu Lande gewöhnlich, präsentirt — freundlichst unterhielt. Dieses ist eine Mutter von dreizehn Kindern, wovon ungefähr acht noch leben, seit ein paar Jahren Wittwe, und sah aus wie in der Blüthe ihrer Jahre. Als ein gemeines Weib gekleidet erschien sie, und wartete mir auf; indeß hatte sie einige Söhne, die in spanischen und fran-

zöſiſchen Dienſten als Officiere ſtanden. Sie ſprach von ihren Grundſtücken, die ihr ungefähr des Jahrs 1500 Fl. einträgen, wobei verſchiedene Waldungen ſeien, die ſie noch nie geſehen, und die man ſtehen ließe, bis etwa einmal das Holz ſollte theuer werden.

Ich ließ mich viel von ihrer Wirthſchaft unterhalten.

Altorf, im Canton Uri, den 19. Juli.

Von Schwyz ging ich Mittags elf Uhr weg. Es war ſchön, aber in dieſem Thale ſehr heiß. Voll Anmuth iſt die Gegend, bis Brunnen, das eine Stunde von Schwyz liegt. Hier waren wir am Vier-Waldſtädter See. Merkwürdig that ſich die Gegend vor mir auf. Himmel und Waſſer hatten nur Eine Farbe, überall mit den ungeheuerſten Bergen umſchloſſen. Mit Freuden ſtieg ich zu Schiff, nachdem ich vorher noch wenigen ſchlechten Wein vor dem Hauſe getrunken, und meine Schiffsleute waren auch munter. Sie unterhielten mich die ganze Fahrt durch mit mancherlei fabelhaften und wahren Geſchichten, wovon überhaupt der muntere Geiſt dieſes Volkes voll iſt, — ich hatte aber mehr Luſt, die wirklich fabelhafte Natur hier anzuſehen, und achtete alſo wenig auf ihre Geſchichtchen, zumal da ich ihre Sprache kaum zur Hälfte verſtand. Wie in Arioſts Zaubernatur oder in Ulyſſens fabelhaften Erzählungen, fuhr ich, gleichſam in Gegenden einer andern Welt. Dichter und Maler mögen hier den Pinſel niederlegen.

Wir landeten an dem berühmten Berg, Im Gründli genannt, wo die bekannten drei Schweizerhelden den Bund der Freiheit errichteten. Man ſteigt eine kleine blumige Anhöhe hinauf, und kommt zu den drei Quellen, die unter den Händen der den Bundeseid ſchwörenden Helden ſollen entſprungen ſein. Es ſind aber der Quellen mehrere da, unter dem

lieblichſten Schatten, wo uns der einzige Bauer, der hier wohnt, gar freundlich mit köſtlicher Milch bewirthete. Ich verließ dieſen Ort, um weiter gegenüber, nach Flüelen zu, an Tells Kapelle anzufahren. Wir ſahen ſie ſchon von weitem, und das Herz ſchlug mir. So einſam ehrwürdig, mit dem kleinen Glockenthürmchen, dicht am Rande des Sees, und am Fuße der ſteilſten, höchſten, aber doch ſchön umlaubten Berge! Die Kapelle ſelbſt iſt ein offenes, kleines, von wenigen ſchlechten Säulen unterſtütztes Gebäude. Wir ſuchten von weitem durchs Perſpectiv etwas von den an den innern Wänden angemalten Geſchichten zu errathen. Sie ſind nicht ſonderlich. Ein paar davon, ſagten mir die Schiffer, ſtellten die Murtner und Sempacher Schlacht vor. Auch ſieht man Tell und ſeinen Knaben, ihn, in einem gelben ſchwarzaufgeſchlitzten Wamms und Hoſen. Nachdem ich, unter vielen, auch meinen Namen in der Kapelle angeſchrieben, fuhren wir weiter, und kamen Abends vier Uhr nach Flüelen, von wo ich ſogleich den Marſch zu Fuß fortſetzte, und hieher nach Altorf, dem Hauptflecken im Canton Uri, in Zeit von einer Stunde gelangte.

Am Stäg, den 20. Juli 1780.

Der Weg von Altorf hieher macht ein erhabenes, bald engeres, bald weiteres Bergthal. Zur Rechten rauſcht die von Schneewaſſer angeſchwollene Reuß, in deren kalten Fluthen ich noch geſtern meine erhitzten Glieder zu großer Erquickung badete. Das Thal iſt anmuthig mit Büſchen und Bäumen umſteckt und durchwunden. Die Leute treu, fromm und bieder, wie ihre Felſen. Abwechſelnde Scenen von Ruhe und Genuß, von himmeltragenden Bergen und Felſen, und Verheerungen, die die wilde, gewaltſame Reuß angerichtet. Sie rauſcht mit lärmendem Getöſe unaufhörlich über ihr gleichſam mit Granit und Marmor gepflaſtertes Bett.

Schöne Cascaden stürzen allenthalben von den aufgeschwollenen Schneebächen die hohen Berge herab, und scheinen öfters in der Ferne von den Gipfeln derselben wie ein weißes Tuch herabzuhängen, während von den Felsen das Echo erschallt.

Im Vorbeigehn vor den mancherlei einzeln zerstreuten Häusern macht' ich auch die Bemerkung, daß die Hunde, die wir antrafen, fast gar nicht bellten, noch weniger die Reisenden, wie bei uns, anfielen. Ist dieß der Charakter der Einsamkeit, Ruhe und Sicherheit, der sich hier auch den Thieren mittheilt? Auch Cook hat, so viel ich mich erinnere, schon die Bemerkung gemacht, daß die Hunde in Neuseeland nicht bellen.

Da der Weg hier überall, durch die Wiesen und auf die Berge, einige Fuß breit gepflastert ist, so konnte der gestrige Regen nicht viel verderben.

Nach zwei Uhr Nachmittags kam ich gestern hier an. Die Leute sind gar gut, freundlich und redselig. Die Stube reinlich, die Aussicht schön. Der ganze Ort besteht ungefähr aus zwanzig vertheilten Häusern.

Diesen Nachmittag versucht' ich's, einen der nahen hohen Berge, die gegen das Bündner-Land zu liegen, zu besteigen. Ich war mit vielem Eifer und Leichtigkeit eine Stunde lang gestiegen, und konnte noch nicht sonderlich zu meinem Endzwecke gelangen. Eine lange Alpmatte fand ich jetzt, wo wieder eine neue Colonie von Menschen wohnte. Ich erstaunte sehr, als ich an einer dieser schlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir sagte, hier wohne ein Rathsherr! — Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den Rathsherrn und den Bauer in Einer Person zu finden, und ich habe nicht Ursache gehabt, zu vermuthen, daß der Rath unter dem verlieren möchte, was etwa zum Herrn, nach unsern Begriffen, fehlen sollte.

So ging ich weiter. Ließ nun die Matte links liegen, und verfolgte die höhere Spitze des Berges rechts hinauf. Ich

ſtieg noch eine gute halbe Stunde, ſteil aufwärts, mit aller Heftigkeit. Endlich kam ich den Wolken des gegenüberſtehenden Berges parallel, an den Hang eines ſich in die Tiefe ſtürzenden großen Schneebaches. Ich kühlte mich und ruhte hier aus. Noch waren die größten Fichten und Buchen um mich, auch hohe Sträuche von Wachholder. Ich fürchtete, mich mit einbrechender Nacht zu verirren, und ſtieg alſo, unter manchen ſeligen Träumen, allmälig herunter. Als ich zurückgekommen war, fand ich in meinem Quartier ein Mädchen, das die Leute von der hohen Alpmatt heruntergeſchickt hatten, aus Furcht, ich möchte mich verirrt haben, um Nachricht von mir zu geben. So beſorgt ſind hier die Menſchen um Andere, deren Namen ſie nicht einmal wiſſen.

Ich beſchenkte ſie gut, und ſie ſagte mir, daß ſie und ihre Eltern ſchon in der Wüſte Sierra Morena, auf Anſtiften eines ſpaniſchen Herrn, als Coloniſten geweſen ſeien, aber nun es auf ihren Alpen beſſer fänden.

Noch Eins! Das Waſſer iſt hier ganz vortrefflich, im Sommer trüb, im Winter klar. Erſteres kommt von den aufthauenden Gletſchern. Die Leute ziehen aber das trübe Waſſer im Sommer vor.

Waſen, am Fuße des Gotthards, den 21. Juli.

Das Unangenehmſte iſt immer, nach zurückgelegtem ſchönen Wege hier in die engen, von Menſchenhänden erbauten Hütten unterzukriechen.

Wie man dort überall Zeichen der Majeſtät und Weisheit, ſo ſieht man hier überall das Elend des menſchlichen Bedürfniſſes und ſeine Niedrigkeit. Ich habe den wahrhaft königlichen Weg von Stäg aus hieher in Zeit von fünf Stunden vollbracht, da es ſonſt nur drei kleine Stunden ſind. Aber wer

verweilt nicht gern hier, wo man in aneinandergereihten Scenen der wunderbarſten, prächtigſten Natur fortſchreitet? Als ich vom Stäg ausging, und eben erſt an der Brücke war, that ſich ſchon das große allmächtige Schauſpiel über dem Maderaner Thal vor mir auf. Die Sonne ſtieg eben über ſeine Höhen empor, goß milde Anmuth herab, und hob zugleich mit ihrem Schimmer die Maſſen der tiefen Berge ins Ungeheuere heraus. Durch den ſchwarzen Schooß derſelben ſchäumten die wilden Fluthen ſchneeweiß und zürnend heraus.

Alles, was je von dieſen Gegenden mit Pinſel oder Kreide iſt nachgeahmt oder entworfen worden, verachtete ich, in einem kältern Augenblicke, hier aufs Tiefſte. Wer mag hier nachahmen oder zeichnen? Das Große ſelbſt iſt der Gegenſtand und die Sache. Wer mag einen Hügel von einem himmelhohen Berge durch wahres Gefühl unterſcheiden, wenn dieſer auf einem Quartblatt vorgetragen iſt? Laßt noch ſo viel winzige Dörfer, Hütten und Menſchen daneben ſetzen, man muß doch die Größe und ihre Gewalt nur ſchließend errathen, und kann ſie nicht fühlen.

Ein wunderbarer Auftritt der Natur folgt hier auf den andern, ſo wie man nur weiter geht. Eine glänzende Cascade ſtürzte zu meiner Linken von dem Himmel herab, und ſtrömte zu meinen Füßen, in dieſem heißeſten Sommertage, durch ein gewölbtes Thor von Eis und Schnee. Bald kam eine, die faſt noch ſchöner ſchien. Der Stieg am Berge wendet ſich wie in einem Haken, und aus der Mitte deſſelben ſtrömt die weiße Fluth, wie ein Milchſtrom von der Tafel der Götter, tief in das blühende Thal hinab. Ich glaubte gewiß, Goethe müſſe eine ſeiner ſchönſten Stellen der Iphigenie hier geſchrieben haben, wo er ſagt: — „denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle ſprudelnd ſo von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab.“ —

Lange blieb ich hier, verweilend, zufrieden und ſehnend — und grub endlich meinen Namen unter einen Stein.

So kommt man, mit ungewünschter Eile, immer weiter auf dem Wege nach Wasen, und wünschte bei jedem Schritte zu verweilen und Betrachtungen anzustellen. Die Erhabenheit der schönsten und größten Bilder der Natur, die sich hier in einer ununterbrochenen Reihe folgen, ist nicht zu beschreiben. Alles, was Großes, Erhabenes die Einbildungskraft fassen mag, drängt sich in diesem großen Thale, zwischen Bergen und starrenden Felsen, und wunderbaren hohen Cascaden, fort. Es ist nicht zu viel, wenn wir sagen, daß Eine dieser letztern, auf die man in einem nahgelegenen Holze kommt, dem Rheinfall selbst an Größe und Erhabenheit nicht viel nachgibt. Aber ich bin bald des Erzählens müde, und es ist hier, wie so oft, kein andrer Pinsel zur würdigen Schilderung, als der: „Komm und siehe!"

Wir kamen nach Wasen in ein schlechtes Wirthshaus, wo wir doch theuer bezahlen mußten, wie hier überall in diesen Gegenden. Sie halten die Reisenden alle für Engländer und vornehme Leute, die zu ihrer Lust reisen, und da wissen sie nicht genug zu fordern, um sich an die kurze Visite einige Zeit lang erinnern zu können.

Abends stieg ich hier mit einem Jungen auf die nahe in der Höhe liegende alte Schanze, Krystalle da zu suchen. Einer der höchsten Felsen, von dem ein Theil vor kurzer Zeit eingestürzt war, präsentirte sich unserm Anblick. Ich wollte auf den Trümmern hinauf zu der abgebrochenen Stelle steigen. Aber unser Auge findet in diesen Gegenden nicht so leicht den richtigen Maßstab. Ich stieg lange und lange, und kam ziemlich hoch, und hatte doch noch kaum die Hälfte erreicht.

Im Heimgehen sang mir mein kleiner Begleiter Volkslieder vor, die durch Gesang und Inhalt gleichartig waren.

Urſeler Thal, den 22. Juli 1789.

Seit zwei Tagen war es mir unmöglich, ein Wort zu ſchreiben. Die Größe der Gegenſtände, Fatiguen und Unordnung der Lebensart bei der Reiſe, hatten meinen Geiſt vielleicht zu ſehr erſchöpft. Von Waſen ging ich Morgens ſieben Uhr weg, etwas unzufrieden mit dem Quartier und der dieſem disproportionirten Zeche.

Ich war nicht lange gegangen, ſo begegnete mir ein Geiſtlicher, mit dem ich mich, wegen ſeines guten Ausſehens, in Unterredung einließ. Er brachte mich bis an ſein Pfarrdorf, welches Geſchmen heißt, und daſelbſt bat er mich, in ſein Haus zu kommen, und ein kleines Frühſtück bei ihm einzunehmen. Dieß war ſehr reinlich und artig. Es beſtand aus friſchem gebratenen Ziegenkäſe, Milch, Butter, Honig — den man daſelbſt immer zur Butter ißt — trockenen Früchten, gutem rothen Wein, Alles reinlich und wohl ſervirt. Er führte mich in ſeinen Garten, und beſchenkte mich mit allerlei Sämereien, italieniſchem Kohl, wie auch mit ein paar Gemshörnern. Von Geburt war er ein Spanier, und hatte noch einen Bruder, der Capitain in ſpaniſchen Dienſten iſt.

Ich bat ihn, wenn es ihm nicht beſchwerlich, mich bis Urſern zu begleiten, denn ich hatte meinen Bedienten mit dem Führer vorausgeſchickt. Dieß that er mit Freuden.

Er erheiterte unſern Weg mit allerlei Geſchichten aus der Gegend, welches in der That nöthig war, denn der Weg wird immer ſchroffer, öder und fürchterlicher, je näher man zu der berühmten Teufelsbrücke kommt. Man glaubt endlich, dieß ſei der Zugang zu der Hölle ſelbſt. Nichts als nackter, brauner, zerſplitterter Fels, in ungeheuern Maſſen, in deren tiefen Löchern und Klüften nur Drachen und Greife zu herbergen ſcheinen. Kein anderes Thier, kein lebender Vogel iſt da, auch gewahrt man weder Gras noch Staude.

Der Geiſtliche erzählte mir, daß gemeine Leute, die der Wallfahrt halber nach Maria Einſiedeln vorbeireiſen, öfters hier

aus Angſt auf die Kniee niederfielen, um zu beten, daß ſie doch aus dieſen Gegenden möchten erlöſt werden!

Immer engen ſich die beiden hohen Felswände genauer und tiefer, bis man endlich auf dem glatten Felſen einen ſchmalen Weg herumkommt, und die Teufelsbrücke vor ſich hat. Hier gehen die Felſen ganz dicht zuſammen, und laſſen nur ſo viel Platz, daß ſich die Reuß durch ſie fürchterlich herunterſtürzt, über welche dann die aus Einem Schwibbogen erbaute Brücke über einen ungeheuern Felſenabgrund geht. Die Reuß brauſt hier mit ſolcher Wuth, daß es bei etwas ſtarker Luft gefährlich wird, über die Brücke zu gehen, indem der heftige Wind ſchon Männer und bepackte Thiere hinuntergeworfen, und man ſehr leicht Hut und Mantel verlieren kann.

Sonſt ging der Durchgang hier auf einer auf Ketten erbauten Brücke über die Reuß. Seitdem hat man das berühmte Urſeler Loch, eine Paſſage von achzig Schritten, mitten durch den Felſen geſprengt. Man kommt ſogleich, wenn man über den Felſen von der Brücke heraufgeſtiegen iſt, hindurch, und es nimmt ſich von außen und innen wunderbar aus.

Aber welch ein neuer Anblick nun! Sobald man durch das naſſe träufelnde Loch durch iſt, ſieht man eine weite ebene grüne Matte vor ſich. Am Ende derſelben ein liebliches Dorf, mit mäßigen Bergen umſchienet, rechts einen hellen Silberſtrom, der ſich auf wahrem Silberſande durch die heitere Matte ruhig hinſchlängelt. Dieſer Anblick entzückt durch das ganz Seltſame und Unerwartete, zumal nach dem beſchwerlichen Steigen. Doch endlich, wenn ſich das Auge einigermaßen geſättigt und befriedigt hat, und es zu unterſuchen anfängt, findet man, daß es nicht ganz ſo da liegt, wie auf unſrer Welt. Die Höhen ſind ganz kahl von Geſträuchen, nur über dem Dorfe hängen einige tauſendjährige Fichten. Alles darüber iſt leer, nur die Alproſe blüht noch. Man findet ſich näher an den höchſten Spitzen den Berge und den Wolken, ſelbſt durch die Heitre und

Kühle der Luft, und man glaubt ſicher, man ſei hier durch irgend einen Zauber zu den Manen gelangt. —

Urſeren, den 24. Juli Abends.

— Möchte ich doch irgend ein gutes Wort finden, das ich in eines Andern Seele hinlegen, und ihm andeuten könnte, wie es jetzt in der meinigen ſteht!

Müde von außermenſchlichen Gegenſtänden kehre ich zurück, und ſuche den Menſchen. Was iſt alles dieſes Spectakel, dieſer Aufwand der Natur, dieſes Überſteigen ihrer eigenen Größe, gegen einen Gedanken — gegen den Gedanken der Liebe, unſers innigen Selbſts, unſers Seelenverhältniſſes mit uns, mit der Welt, mit den Unſrigen? Und aller Schauder, alle Macht dieſer Rieſenwohnungen, gegen Einen Abend der ſtillen Freundſchaft, Eine Stunde der Vertraulichkeit!

Wie bald ermüdet Alles! Nur was das Herz gibt, ermüdet nie. —

Urſeren, den 25. Juli.

Noch bin ich immer hier. Du fragſt mich, was ich hier mache? Mein Herz, meine Phantaſie braucht Erholung — und dann mag ich auch in dieſer Luft wohnen, fühlen, wie es den Menſchen da wird, und dazu mich ihnen gleichſam eine Zeitlang einverleiben.

Dieſen Mittag kamen Herr und Frau von Brints hier an. Ich werde mit ihnen den Gotthardtsberg gar erſteigen, ob es gleich trübe ausſieht.

Gotthardtsberg, den 26. Juli.

Ich habe ihn gestern bestiegen, diesen berühmten Berg! Als wir bald nach der Mittagszeit ausgingen, hatten wir schwülen Sonnenschein, bald darauf etwas Regen, und nachher sich treibende Nebel, Kälte und mitunter noch Regen. Es ist seltsam, daß man von diesem Berge immer hört und ihn nicht sieht, da er eigentlich die ganze Masse des höchsten Schweizergebirges macht, das nun gegen Italien zu in etwas schnelleren Graden wieder abnimmt, als es von Deutschland aus hinaufgewachsen ist. Von Urseln aus bis zu dem Capuciner-Hospiz hierher sind es drei Stunden. Man kommt immer höher, und steigt nur selten. Keinen Baum, noch Strauch sieht man mehr von dem Urseler Thal aus. Selbst die Alprose blüht hier nicht mehr. Nichts als übereinander geworfene graue Felsstücke, breite lange Thäler, voll wilder Ruinen, mit einem trocknen verwitterten Moos umzogen. Baron Brints sagte mir, daß solche den höchsten Felsen des Vesuvs vollkommen glichen.

So wandelten wir fort, durch rauhen Wind, Nebel und mitunter Schneeflocken, der höchsten Spitze zu. Alles schweigt hier, außer den Winden. Das Rauschen der Flüsse, das nun unaufhörlich, beinahe seit wir den Vierwaldstätter See verlassen, in unsern Ohren tobte, verliert sich hier gänzlich, je höher man steigt, und man sieht nun die Quellen dieser mächtigen Ströme, in den vier auf der Höhe des Gotthardts liegenden Seen, wovon der Eine ungefähr eine halbe Stunde im Umkreise hat. Hier entspringt die Reuß und der Tessin, der nach Italien strömt. Diese Seen sind eiskalt ihrer Natur nach, nur ein paar Monate des Sommers vom Eise befreit, und kein Insect, viel weniger ein Fisch, hält sich in denselben auf.

Der Baron Brints und seine Frau gingen, nachdem sie sich eine Stunde hier in dem Capuciner-Hospiz aufgehalten hatten, wieder fort. Ich begleitete sie auf eine Strecke. Es

war kalt und regnicht, wie bei uns im Februar, und wir fanden, wie ſchon vorher, vielen Schnee auf unſerm Wege. Nun kehrte ich zurück, und war ganz allein. Ein einziger Kapuziner, der hier wohnt, da ſein Kamerad abgereiſt war, machte meine Unterhaltung. Er hieß Pater Seraphim, ein geſchickter, kluger Mann, der mir ſchon vorher dem Rufe nach bekannt war. Aber mehr als Alles ergötzte mich das Schauſpiel, das mir die von den Winden getriebenen Nebel gaben. Dieß war wunderbar anzuſehen. In einem Augenblick lagen ſie ſo dick um uns her, daß ich nicht vom Fenſter hinaus auf den Weg ſehen konnte, und im nächſten Moment waren ſie auf eine große Strecke wie weggekehrt, enthüllten die gegenüber liegenden ſchneeweißen Berggipfel, und ließen von ihnen gleichſam einen Strom von Sonnenglanz über uns ausgießen. Dieſer Anblick wechſelte unaufhörlich, auf mancherlei Art, da die Nebel nirgend ſich recht halten können, und von den verſchiedenen die Bergklüfte durchziehenden Winden ſtets in anderen Formen getrieben werden.

Dieſe Übel ſind indeß eine Wohlthat für dieſe hohen Bergſpitzen. Sie erhalten noch das wenige dünne und zarte Gras, das hier oben wächſt, und das ſonſt gänzlich vertrocknen müßte, weil ſo ſelten Regen fällt. Ungewitter haben ſie gar nicht, und ſie hören den Donner nur aus der Tiefe.

Ich aß mit meinem Kapuziner, und war froh, einmal wieder gekochtes Fleiſch zu finden; denn im Urſeler Thal hatt' ich nichts als etwa Fiſche und ein paarmal geräuchertes Murmelthierfleiſch, das gut iſt. Unſer Kapuziner brachte uns, als es Nacht war, mich und meinen Bedienten, jeden in ein beſonderes, enges, aber ſehr reinliches Schlafcabinetchen, worin reinliche Betten waren, nur wegen der hohen Luft etwas kühl. Ich ſchlief gut, und erwachte unter den lieblichſten Träumen. Sobald ich erwacht war, ſah ich meine Träume erfüllt, indem ich ans Fenſter ſprang, und den ganzen Himmel heiter, die Gegend im lieblichſten Morgenſchimmer erleuchtet ſah. Dieß

Glück konnte ich mir am gestrigen Abend noch nicht versprechen.

Ich machte mich also eilend zurecht, und nachdem mich mein Kapuziner mit einer Tasse guter Chocolate — denn sie nehmen hier alle ihre Lebensmittel aus Italien — bedient hatte, machte ich mich davon, um meine Absicht zu erfüllen, nämlich den gegenüber liegenden Pettinenberg, oder Monte Fibia, wie ihn der Kapuziner nannte, zu ersteigen, und mich also rühmen zu können, auf der höchsten Spitze von Europa gestanden zu sein. Ich unternahm diese Reise allein, ob mir gleich mein Kapuziner eine Strecke weit das Geleit gab, mit der Warnung, mich nicht zu verirren, und mich bei dem Heruntersteigen in Acht zu nehmen. Ich hielt Ersteres für unmöglich, weil ich immer das Kapuziner-Hospiz konnte vor Augen sehen, und mich kein Baum noch Strauch an der Aussicht verhinderte, doch hätte ich's fast zuletzt erfahren. Alles freute mich, und ich lief wie ein Begeisterter. Der Tag war ganz heiter, aber die Sonne nicht wärmer, als bei uns an einem schönen Märztage. Ich war eine Stunde lang so fortgeklettert über gehäufte hohe Felsstücke und durch Thäler von eisichtem Schnee. Immer wurde mir indeß der Berg noch höher und größer, und ich sah, daß ich noch gute zwei Stunden brauchte, um seine Spitze zu erreichen. Ich richtete also meinen Weg nach der Seite von Italien zu, um dieses glückliche Land, so viel ich konnte, zu übersehen. Ich machte mich bis an den Rand dahin; nun legt' ich mich ruhig hin und übersah die Gegend. Das ganze Lernier-Thal lag ausgestreckt vor mir da, und in demselben wohl mehr als zwölf bis vierzehn italienische Dörfer. Der Tessin strömte an ihnen vorbei, und durchschnitt mit seinem Glanze das Thal. An den untersten Wänden der Berge sah man schon wieder Wälder aufsteigen, und überhaupt schon den Anfang der Fruchtbarkeit, die dieses Land beglückt.

Nun wandt' ich meinen Blick und sah gegen Deutschland

zu über die Spitzen der höchſten Alpen weg, deren Gipfel wie Meereswellen ſich erhoben. Der Anblick iſt unausſprechlich. Ich ſehnte mich nach Italien, und da ich fand, daß mein Schickſal mir für dießmal nicht dahin zu gehen erlaubte, ſo rief ich mir aus meinem Vaterlande das Liebſte von meinen Freunden her, und theilte mit ihnen den Anblick und den Genuß meiner Freuden und meines Herzens.

Immer noch verweilt' ich hier und wollte nimmer von dieſem Platze weichen. Ich grub ein Andenken in den Felſen, welches wohl ſchwerlich irgend ein Wandrer beſuchen wird, und nahm mir dafür ein Blümchen, das ich dabei fand, mit.

Mein Herabſteigen war äußerſt beſchwerlich. Ich hatte ſchon ein paarmal die Glocke des Hoſpiz läuten hören, weil der Pater mich erinnern wollte, es ſei Zeit zum Eſſen, und zuletzt glaubte, es ſei mir etwas zugeſtoßen. Sie konnten mich nicht mehr aus dem Hoſpiz mit dem Perſpectiv ſehen. Es war nach ein Uhr Mittags, als ich herabſtieg. Ich brauchte beinahe zwei Stunden, und verirrte mich alle Augenblicke in Felſen, ſo daß ich einmal einen heftigen Sprung wagte, und als ich dabei fiel, Beinkleider und Strümpfe mir ſogleich von den Gliedern herunterriß.

Endlich kam ich gegen drei Uhr, zu großer Freude des Paters, wieder in dem Hoſpiz an, und nachdem ich eine gute Mahlzeit zu mir genommen, machte ich mich zum weitern Marſch fertig.

Bern, den 1. Auguſt 1780.

Ich dächte, Du ſollteſt es ſo müde werden, als ich es bald geworden bin, immer nur von Gegenden und Gegenden zu hören. Der ſchönſte Gegenſtand, wenn er nur von Einer Seite behandelt wird, hat durch die Wiederholung etwas Ermüdendes, und wie iſt es möglich, daß die Natur ſich unter

der Feder nicht beſtändig wiederhole, da die Nüancen, welche ihr in ihrer Wirklichkeit die Abwechslung verſchaffen, unter derſelben größtentheils verloren gehen müſſen. Ich will Dir alſo den Fortgang meiner Spazierreiſe nur ſummariſch erzählen, und Dich hie und da auf einzelne Plätze aufmerkſam machen. Ich verließ das böſe Lager von Oberwald, nachdem ich vorher einige Kryſtallen und Gemshörner, der Seltenheit wegen, eingekauft hatte, und ſtieg ſogleich des andern Morgens geradezu den Grimſel wieder hinauf. Dieß iſt ein Stieg von drei Stunden hinter einander, wo man meiſt wie an einer Treppe hinaufſteigt. Unten zirpten und ſprangen die muthwilligen Heuſchrecken auf dem trockenen Gras, der Wald wurde kühler, die Stämme nach gerade kleiner und ſeltner, endlich erſchienen zerſtreute Wachholder- und Schwarzbeerenbüſche, dann kam die Alproſe in niedern roſenrothen Sträuchern, zuletzt nur einige Glockenblümchen und dünnes Gras, bis wir in die Gegend der ſcharfen Winde, leichten Nebel und des Schnees kamen; dieß Alles in einer Zeit von nicht gar vier Stunden.

Wir ſtiegen herzhaft, und nun geht die felſichte, kahle Plattform noch drei Stunden bis Hoſpital (im Bernerlande) fort. Man ſteigt dahin die ſteilen Felſen hinab, und ſieht die nackten, unwirthbaren Berge in einem weiten Keſſel umherliegen, von welchen ſich die Aar herunterſtürzt. Man iſt hier noch immer wie in einem Lande der abgeſchiedenen Seelen; die fruchtbringende Natur iſt kalt; die Teiche und kleinen Seen haben keine Fiſche, ſchmales Gras und dünne Pflanzen wachſen an den Ufern. Ich hielt hier mein Mittagsmahl, und begab mich Nachmittags noch vier Stunden weiter, nach Gutthannen. Der Himmel war heiter und ſchön, und die Gegend iſt äußerſt intereſſant. Ich ging über Brücken, die an Kühnheit der Teufelsbrücke nichts nachgeben; ich ſah das Loch auf einem der höchſten Gipfel, welches durch die Zuſammenſtellung zweier Felſen ausſieht, als wenn man eine Kanonenkugel durchgeſchoſſen hätte, und welches zu gewiſſen Zeiten,

wenn gerade die Sonne dieſelbe Linie trifft, einen ganz ſonderbaren Effect machen ſoll.

In Gutthannen kam ich in dem Quartiere, das ich genommen, unter eine angenehme Familie. Sechs oder ſieben Töchter im Hauſe, von ächtem Schweizerkern und voller, doch zierlicher Bildung, froh und ſchalkhaft, bei wohlhabenden guten Eltern. Sie waren eben beſchäftigt, Käſe zu machen, und hatten ſich deßhalb insgeſammt am Feuerheerde in der Küche um den großen Keſſel verſammelt. Ich bat ſie, mir dieß Geheimniß auch mitzutheilen und mich in ihrer Kunſt zu unterrichten. Der Alte that es mit vieler Munterkeit; mir wurde ein Stuhl herbeigeholt, um zu ſitzen, und die Mädchen ſcherzten am Heerd und in den Ecken mit derjenigen frohen Beſcheidenheit oder beſcheidnen Fröhlichkeit, welche die ſchönſte Zierde der Jugend iſt. Ich wurde hier an Leib und Seele gut unterhalten, und hatte noch außerdem Wohlgefallen an der zierlichen Tracht der Mädchen, die ihnen gar wohl ſteht, zu der meiſt graziöſen, längern und vollern Geſtalt, die ſie haben. Sie tragen die Haare zu beiden Seiten wohlgeſcheitelt, mit zwei hinterwärts geflochtenen Zöpfen, und ohne weitern Kopfputz. Bei Trauer ſchlagen ſie die Zöpfe auf. Übrigens haben ſie hohe bis unter die Bruſt aufgeſchürzte Röcke, von grauem leichtem Zeug, und das Mieder mit einigen ſchwarzſammtnen Bändern verziert, was ihnen Alles gar wohl ſteht.

Den andern Morgen hatte ich Noth. Ich wollte weiter, und es war Niemand da, meine Bagage zu tragen. Die älteſte Tochter vom Hauſe, ein Mädchen von neunzehn Jahren, entſchloß ſich endlich, die Laſt auf ſich zu nehmen, und mich weiter zu führen. Dieß war für meine Achtung für ſie ein ſchwerer Kampf, und ſo lieb mir ihre Begleitung war, ſo hätte ich lieber die Laſt zweimal ſo gern getragen, wenn es ſich für mich hätte ſchicken wollen. Als ſie meine Verlegenheit merkte, machte ſie einen Scherz daraus, und nahm leicht den Mantelſack auf ihren Kopf und ging ſo weiter. Es war mir,

als wenn ich in Begleitung einer vornehmen Dame ginge, und ich ſuchte die Honneurs und Unterhaltung der Reiſe zu machen, ſo gut ich konnte. Auch von ihrer Seite fehlte es nicht an Artigkeiten, ſie ſang mir manch hübſches Schweizerliedchen, und brachte mit ſehr gemäßigter Stimmung manch herzige und neugierige Frage vor. Zumal wollte ſie Nachrichten von dem Lande haben, wo ich her wäre, und konnte nicht begreifen, wie ich die ſchönen Ebenen mit den wüſten Bergen vertauſchen könnte.

Wir kamen nach Imhof. Es ſind wenig zerſtreute Häuſer in einem lieblichen Grunde, ungefähr eine Stunde von Meyringen, wohin ich nach dem Eſſen zu Fuß ging. Der Pfarrer, den ich in Meyringen beſuchte, machte mir Abends den Gegenbeſuch in Imhof, und da das Thal unendlich lieblich iſt, der Tag warm war, und mein Geiſtlicher ein vernünftiger, unterrichteter Mann, ſo hielten wir hier manche philoſophiſche Unterredung, vor der Hütte ſpazieren gehend und eine Pfeife rauchend.

„Die Blümlisalp hier," ſagte er (indem er ſie mir zeigte, mit ihrem Schneekopfe hinter den übrigen Bergen hervorragend), „war ſonſt eine Viehweide und hat den Namen von den ſchönen Blumen, die da wuchſen; jetzt iſt ſie ſeit zwanzig Jahren wenigſtens mit Schnee und Eis bedeckt, und das Eis wächſt jährlich auf derſelben. Dieß findet man auf mehrern unſerer Gebirge ſo. Die Erde veraltet und ſtirbt an ihren äußerſten Enden zuerſt ab. Man kann ſolches an allen ältern Gebirgen bemerken. Auch die Waſſerquellen vertrocknen. Wir haben mehrere in dieſen Gegenden, die gänzlich ausgeblieben und vertrocknet ſind. Was meinen Sie, daß es mit uns werden ſoll? Es iſt wahrſcheinlich, daß die ganze Schweiz nach und nach ein Eisklumpen wird, und ſeine Thäler ein unbewohnbares, wüſtes Land." —

Ich hatte auf alles dieß nicht viel zu ſagen. Der Abend war zu feierlich, als daß ich hätte ſcherzen mögen, und mich

faßte eine weite große Trauer. So war es auch meinem Gesellschafter, der aber mehr dabei im Gleichen blieb; doch habe ich bemerkt, daß wirklich diese Gegenden für den denkenden, empfindsamen Geist zu ernsthaft sind, zumal wenn er nicht durch Gesellschaft erheitert wird. Dabei ist Kost und Lebensart zu einfach, und der Geist zehrt sich auf, wenn er nicht geistig und leiblich mannichfach unterhalten wird. Die Kenntniß ist ein acquirirter Zustand, und Fähigkeiten der Seele sind ein in Bewegung gebrachtes Kunstwerk, das mancherlei Triebwerk und Unterhaltung nöthig hat, wenn es im Stande erhalten werden soll, und die Räder nicht, aus Mangel der Bewegung, verfaulen. Darum sind auch immer Genies in den Städten gereift, selten auf dem Lande; und selbst das Widrige, das ihnen dort zuweilen begegnet, ist ihnen ein neuer Antrieb, eine neue Triebfeder zu vollendeteren Arbeiten. —

Phantaſien, Maximen
und
Bilder.

1.

Der Tag.

Wie ſich der Tag anfängt, endet er ſelten. Wenige Tage ſind ganz rein, wenige ganz trübe. Der heiterſte Morgen ſchließt ſich oft mit Dunkel und Wolken, und frühe Regen dauern ſelten lange. So bleibt dem Menſchen bei allen Angelegenheiten des Lebens immer Furcht und Hoffnung; zwiſchen beiden ſchweben wir: das Leben erhält ſich in ſtetem Übergange. Dieſe Stellung ſcheint nothwendig, um es anzuregen und zu erhalten. Furcht gebietet Klugheit; Hoffnung Muth; beide leiten es fort. Verzweiflung und Tollwahn ſind die Extreme, und führen zum Abgrund. Frei von beiden wandelt das holde Zutrauen, und führet, auch auf rauhen Pfaden, freundlich und ſicher.

2.

Die Nacht

folgt dem Tage, und giebt uns, mit dem Morgen, ein ſchönes Bild des Entzündens und Verlöſchens aller Dinge. Wenn der Tag ein kleines Leben iſt, ſo iſt die Nacht ein kurzer Tod. Alles ſteigt und ſinkt: Manches zu ewiger Vergeſſenheit; Manchem leuchtet ein ferner Schimmer nach, und verkündet ihm eine neue Morgenröthe. Aber derſelbe Tag kommt niemals wieder: Alles ändert, wechſelt und ſchwebt im ewigen Übergange.

Auch die Sterne leuchten nicht umsonst. Sie bezeugen, daß Alles ewig bleibt, ewig lebt. Der Morgen geht auf, der Mittag kommt, der Abend sinkt, düster und mit ernsten Schatten umhüllt uns die Nacht; aber das Ganze steht, und wird ewig stehen, und wird ewig neuen Tod und neue Geburten hervorbringen. Scheiden und Wiederkommen; ewiger Wechsel der Zeiten und Dinge: was lebt, lebt dem Ganzen.

Zur Erhaltung und Beschützung unsers eigenen Lebens hat uns das Schicksal die holde Phantasie gegeben, gleichsam darin das zarte Leben einzuhüllen. Wer kann ohne sie bestehen? wer möchte sie dem Menschen rauben? Sie ist beinahe die Hälfte unsers Daseins; denn nichts geschieht ohne sie. Jedes Bedürfniß des Lebens erfordert dieselbe. Sie beflügelt unser Verlangen, und läßt neue Blüthen und Blätter dem Geist anschießen. Ohne Phantasie ist jeder Baum blätterlos, und der schönste Schmetterling ein Wurm, eine Made.

3.

Das Leben.

Wahr ists, in einem öffentlichen thätigen Leben vergißt der Mensch gleichsam die Bewegungen seiner Fortdauer, da er in einem zurückgezogenen einsamen solche zu oft, und zuweilen wie unter einem Mikroskop erblickt. Beides hat Vortheil und Schaden. Selten ist unsre Maschine so aufgezogen, daß sie dauernd unverrückt fortlaufen könnte; daher fleißige Ausgleichungen mit ihr vorzunehmen sind. Aber das Leben des Einsiedlers versinkt in allzugenauer Nachforschung, und indem er die Theile zu sehr bemerkt, verschwindet unter seinem Blicke das Ganze.

Das Leben des wirkenden Geschäftsmannes ist leicht gefährlichen Abirrungen unterworfen, und hat er vergessen, den

erſten Grund richtig anzulegen, ſo mag er, bei großer Mühe und Anſtrengung, oft ganz verkehrte Reſultate aus ſeinen Arbeiten ziehen. Davon belehret uns alle Tage der Augenſchein, und wir dürfen nur in unſern neueſten Zeiten die Cabinette der Großen und Kleinen durchgehen, um uns hinlänglich davon zu überzeugen.

Allzugroße Weisheit macht überſichtig; allzugroße Sorgfalt verdirbt. Das Wahre ſchwebt immer zwiſchen den Extremen, und der Alleseroberer ſtirbt an ſeinem Glück.

Kargheit iſt gleichfalls ſchädlich, richtet zu Grunde und vernichtet. Scheue das Übermaß nicht, wo es nöthig ſein ſollte. Abbruch und Zwang ſind nie gehörig wieder zu erſetzen.

Wer Alles erhalten will, erhält meiſt nichts; wer nichts verlieren kann, gewinnt nichts. Ein magerer Boden ſchwillt nicht von Früchten; man raubt ihm zuletzt noch, was ſein iſt.

Dem weiſeſten Staatsmann widerfährt es oft, wie in der Fabel dem Tadler Jupiters: er vergißt den Wind.

Beides gehört zuſammen; friſche Thätigkeit und ruhige Überſicht. Die größten Geſchäftsmänner haben immer am meiſten Zeit übrig gehabt, wie Friedrich der Große, wie Napoleon. Große Bewegung erfordert tiefe Ruhe; und dann bringt die Traube von Madera ihre Säfte ſchneller zur Reife, als unſre Berge ihre Herlinge.

4.

Die Liebe.

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung bei der Liebe, daß ſie bei ihrem Ausbruche oft Menſchen und Thiere gleichſam zu Narren macht. Dem Geſcheidteſten hängt ſie ein Schellchen, oder wohl gar eine Kappe auf, und immer verdreht oder verrückt ſie etwas

an unſerm Verſtande. An dem Einen wird es verſtechender und lächerlicher, an dem Andern zierlicher und gefälliger.

Dieſes zeuget, daß die Liebe einen tiefern Grund in unſerer Natur haben müſſe, als es manchem Philoſophen zu glauben beliebt: ja, wir möchten es wohl wagen, zu behaupten, ſie gründet und erſchöpft unſere ganze Natur. Man nenne mir eine Leidenſchaft, welche es auch ſei, deren letzter Grund nicht in ihr aufzuſuchen wäre? Haß und Liebe entſpringen nur aus Einer Wurzel, und der bittere Neid und der roſtfreſſende Geiz, er ſelbſt entſpringt aus einem Gefühle der Wolluſt im Beſitze. Bei allen handelt die Phantaſie als übermächtige Wirkerin zu einem erträumten Genuſſe der Vollkommenheit.

Indeſſen, wenn alle die andern Leidenſchaften dem Bau und ſelbſt der Natur des Menſchen etwas zu benehmen ſcheinen, ſo ſetzt die Liebe vielmehr ihr etwas zu. Sie iſt offenbar die Nährerin und Erzieherin des Lebens, und hebt Thiere und Gewächſe ſelbſt zu ihrer höchſten Stufe. In Einer Nacht ſteigt die zur Befruchtung eilende Aloë einen höhern Raum empor, als ſie vorher vielleicht in dreißig Jahren nicht zurückgelegt hatte; und ſo verändert ſich auch der ganze Zuſtand der thieriſchen Natur um eben dieſelbe Zeit. Jede Fähigkeit im Menſchen hängt von dem Zufluſſe dieſer begeiſternden Kraft ab, und ſinkt auch wieder, ſobald dieſe abnimmt.

Die lebendigſte Äußerung thieriſcher Natur, die Stimme, ertheilt ſie auch ſtummen Thieren, und Reiz und Gefälligkeit erweckt ſie in jeder Natur. Dem Menſchen gibt und nimmt ſie den Verſtand, je nachdem ſie es zu ihren Zwecken brauchbar findet; und doch iſt ſie die Vollenderin alles Thuns. Nur in der Liebe erhält ſich Geiſt und Geſtalt, und was von ihrem Weſen übrig bleibt, umſchimmert noch das Alter. Sie wirket in jedem guten und gedeihlichen Geſchäfte des Lebens, ſie unterhält den Denker und Schriftſteller, und blühet in dem Geiſte des Dichters und Künſtlers.

Liebe erwecket Reiz, wie Reiz Liebe. Tugend und Tapferkeit erwachet und bewahrt ſich durch dieſelbe in der Bruſt, und jeder Funke des Edlen und Vortrefflichen entzündet ſich aus ihr.

3.

Religionen.

Die ſinnlichen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen zum Theil von der Gottheit gemacht haben, ſcheinen nahe mit den Eindrücken der ſie umgebenden Natur verwandt zu ſein.

Die heißen Morgenländer, unter einem geiſtvollen Klima und einer ewig erzeugenden und wiedergebärenden Natur, mußten ſich in Träume verlieren, und bildeten ſich myſtiſche Gottheiten mit unendlichen Geſtalten und Deutungen, weniger achtend auf die äußere Form und Schönheit der Geſtalt, als auf die mannichfaltigen Zeichen des Sinnes, welche ihnen der Reichthum der Erſcheinungen um ſie angab.

Die Griechen verbanden körperliche Schönheit und Reiz mit Geiſteszierde und Adel. Sie glaubten nicht nur, daß ſich die Hoheit der menſchlichen Seele in Stein und Erz nachbilden ließe, ſondern ſie ſuchten auch die Phyſiognomie des Göttlichen zu erreichen. Sie wohnten nämlich unter einem reinen gefälligen Himmel, umgeben von einem reichen und beweglichen Leben.

Rauh, düſter und ſchreckbar, wie Luft, Himmel und Gegend, ſind die Gottheiten der meiſten nordiſchen Völker.

Unter ihnen allen ſcheinen die Kamtſchadalen die widrigſten Begriffe von der Gottheit zu hegen, die ſogar allem Grunde der Religion, die auf Ehrfurcht beruhet, widerſprechen. Sie verachten nämlich, wenn wir Steller glauben dürfen, ihren eignen Gott Kutka, den ſie als einen alten ohnmächtigen Mann

vorſtellen, dem es immer an gutem Sinne fehlt, und verſpotten ihn auf ſolche Art, daß ſie ihn nicht nur von ſeines Gleichen und von Menſchen, ſondern ſogar von Mäuſen und Füchſen (die es bei ihnen in ziemlicher Anzahl gibt, und die ihnen dadurch höchſt beſchwerlich werden) zum Beſten haben laſſen. Dabei iſt es eben kein unwitziges Volk; aber ihr Witz läuft mehr auf Schalkspoſſen und gemeine Schäkereien hinaus.

So ſehr beſtimmt das, was den Menſchen umgibt, und die Natur, worunter er lebt, Himmel und Erde, ſeine ganze Vorſtellungsart und ſelbſt ſein inneres geiſtiges Weſen, daß zuletzt auch der Begriff von dem, was edel, ſchön und erhaben iſt, der Begriff des Göttlichen, ganz aus ihm verſchwindet. Wenn demnach die äußeren Anſtalten zur Religion keinen andern Nutzen haben ſollten, ſo haben ſie wenigſtens dieſen, daß ſie den Begriff von dem ganz Gemeinen, durch äußere Anſtalten und Umgebungen, durch Erbauung und Ausſchmückung der Tempel, und durch andere Feierlichkeiten, etwas emporziehen.

Die doppelte Natur des Menſchen, wenn ihr einmal dieſer Zwieſpalt in ihr fühlbar wird, leidet, wofern ſie ſich aller Bilder des Erhabenen beraubt ſieht, und der Tempel der Natur mag auch durch irdiſche Tempel nachgeahmt werden, um das Feierliche und Große immerwährend in dem Gemüthe des Menſchen zu erhalten.

6.

Hoffnung.

Der Menſch kann Alles hoffen und Alles fürchten, da der größte Theil ſeines Glücks nicht ſowohl in den äußern Umſtänden, als in der Dispoſition ſeines Gemüthes liegt, die

leicht zu verändern ist. Die Wenigsten glauben das, und suchen den Gegenstand ihrer Hoffnungen in dem auf, was der äußere Zufall darbietet; daher so viel getäuschte Hoffnungen. Setze dem Kranken die leckersten Speisen vor, und er kann sie nicht genießen. So dem Kranken am Gemüthe: was kann ihn ergötzen, da er selbst nicht ergötzbar ist?

Zu dem kommt noch die Veränderlichkeit unserer eigenen Gesinnungen; meist schmecken wir aus eines Andern Munde, wie Lukrez sagt; das heißt, wir halten für glücklich und gut, was insgemein dafür gehalten wird, und der aufrichtigste Wunsch bei unsern Hoffnungen wäre wohl dieser, daß wir wünschen, es möge uns ein Glück werden, was wir uns als Glück wünschen.

Wahre Hoffnung hat ihren Grund in der Energie des Gemüths. Ein starkes Gemüth hofft immer, und hat immer Ursache zu hoffen, weil es die Beweglichkeit der Dinge kennt, und weiß, daß eine Sache durch den leichtesten Umstand kann verändert werden. Ein solches Gemüth ruht aber auf sich selbst, und versetzt sich nicht auf eine gewisse Ansicht, noch auf den bestimmten Gegenstand eines einzelnen Dinges; und wenn am Ende Alles zu Grunde geht, hat es sich doch selbst gerettet, das heißt, den Werth seines eigenen Charakters.

Übrigens sind die Ansichten der menschlichen Dinge mancherlei. Oft ersetzt auch ein natürlich leichtes Gemüth, was Weisheit und Festigkeit allein nicht zu geben vermögen. Man hofft, weil man lebt; denn das Leben ist ja eine fortgesetzte Hoffnung. Ein gewohnter schneller Wechsel der Dinge läßt den Unglücklichen auch in den trübsten Zufällen hoffen; und wenn wir hungern im Schlafe, so ergötzt uns wenigstens das Traumbild aufgesetzter Speisen.

Hoffnung erweckt den Muth; Muthlosigkeit aber ist das letzte aller Übel. Es ist gleichsam das Entweichen vom Guten, der aufgegebene Kampf des Lebens mit dem todten Nichts. Durch Streit entstehen die Dinge, und zum Streiten gehört

Muth. Wer Muth in die menschliche Seele zu pflanzen vermag, der ist der große Heilarzt derselben.

Wenn diejenigen, die über die Schicksale der Menschen zu gebieten haben, die Vorzüge ihres Standes zum wahren Wohl der Menschheit anzuwenden verständen, wie viel könnten sie nicht durch geringe Mittel bewirken! Statt daß sie ihre kargen Vorrathskammern verschließen, oder alle Hoffnung nur für sich allein verschlingen, könnten sie, wenn Edelmuth sie beseelte und ihnen die wahre Würde ihres Standes zeigte, der reiche Quell des Besten im Menschen, des Muthes und der Hoffnung werden. Wir haben in den neuesten Zeiten gesehen, was diese vermögen, selbst wo alle anderen Gefühle zu widersprechen scheinen. Aber alle Triebfedern im Menschen auf Furcht, oder Noth und Bedürfniß zurückzusetzen, ist eine unwürdige Vorstellungsart, und indem sie nur durch Feigheit zu herrschen glaubt, wird sie selbst zur Feigheit.

Darum folgt auch alle Welt dem Helden nach, unbekümmert um seine Endzwecke, und um den wahren Werth seiner Thaten.

Auch die Liebe begeistert zu Muth und Hoffnung, und ihr folgt Alles, und sie selbst wird dadurch zwiefach zur Geberin und Erhalterin des Lebens.

Was uns die mannichfaltigen Zweifel und Anfechtungen des Lebens muthvoll besiegen lehrt, das verdient unsere Krone. Darauf sollte man auch vorzüglich bei der Erziehung achten; lehren, was wahrer Muth sei, sowohl in bürgerlichen und häuslichen, als in öffentlichen Geschäften, und wie man solchen erhalten könne.

Es hat große Beispiele gegeben, und es gibt ihrer noch in jeder Art. Diese zu befolgen und nachzuahmen setzt ihrem Andenken und der Verehrung, die wir ihnen schuldig sind, den würdigsten Kranz auf, und wird uns in der Folge nicht minder auf die erwünschteste Weise bekrönen.

7.

Muthloſigkeit.

„Muthloſigkeit konnte Kant am wenigſten leiden," ſagt ein neueres Blatt von ihm. Dieſes zeugt von dem wahren energiſchen Vernunftcharakter des trefflichen Mannes.

Es iſt ſeltſam, daß zum Leben ſelbſt Muth gehört; und doch iſt es wahr. Gerade dem Verſtändigſten und Rechtſchaffenſten zeigen ſich am meiſten die Schwierigkeiten, und wenn er nicht einen Antrieb fühlt, den man Muth nennt, ſo bleibt öfters das letzte Werk unverrichtet durch ihn. Ich will deßhalb nicht den Grundſatz vertheidigen, welchen der berühmte Galiani einſt in einer paradoxen Laune aufſtellte: nämlich, daß kein geſcheidter Menſch je Courage gehabt habe; aber es iſt eben deßwegen etwas davon wahr, weil der Verſtändigſte am meiſten die Schwierigkeiten und Folgen der Dinge einzuſehen vermag.

Man gibt dem großen Friedrich Schuld, daß er bei einigen Gelegenheiten Furcht und Muthloſigkeit bezeigt hätte; aber dieſes läßt ſich aus ſeinem Charakter wohl erklären, welcher den Antrieb zu ſeinen Handlungen mehr in der Reflexion ſuchte. Daher, und weil er dieſe zufällige Schwäche in ſich erkannte, mag es gekommen ſein, daß er denjenigen Generalen, die ihn bei ſolcher Gelegenheit noch etwas vom Muthe benommen, nie wieder vergab; im Gegentheil diejenigen, die ihn mit einiger Gewalt zuſammenrafften und ſtärkten, zeitlebens hochſchätzte. Unter die Letzteren zählt man den General Ziethen. Er konnte von den Eigenſchaften der Andern wohl erwarten, daß ſie in dem nothwendigſten, aber gewöhnlichern Requiſit eines Soldaten, der Bravour nicht fehlen durften.

Die Geſchichte vom Turenne und Cardinal Rey, die uns Abbt in ſeinem Buche „vom Verdienſt" erzählt, beweiſt, ob ſie gleich ſehr charakteriſtiſch für Beide iſt, nicht, daß es Letzterm

an Muth gefehlt habe; nur, daß dieser ein geborener Staatsmann, jener ein geborener Krieger gewesen. So bemächtigte sich des Cardinals, bei der wunderlichen Erscheinung, zuerst die Kingheit, da den Krieger seine Kraft und Stärke forttrieb.

Der wahre Muth, der auf richtige Grundsätze erbaut ist und durch ein edles Leben bleibend fortgesetzt wird, ist ohne Zweifel die vereinte Kraft und Blüthe aller Tugenden. Was im Leben schön, edel und groß ist, wird durch ihn zur Ansicht des Menschen gebracht. Er trägt in sich eine ewig sich erneuende Quelle großer und rechtschaffener Handlungen. Zwar ist des Menschen Gemüth, wie alle Dinge der Welt, der Ebbe und Fluth unterworfen. Kein Mensch ist zu allen Zeiten gleich stark, gleich edel und schön. Auch die Urtheile und Erkenntnisse verändern sich; gleiche Gegenstände wirken nicht zu jeder Zeit noch in jedem Alter auf gleiche Weise auf unser Gemüth. Aber der hat den Preis, der zu jeder Zeit nach den richtigsten Einsichten seines Verstandes und den reinsten Gefühlen seines Herzens urtheilt und vollzieht.

8.

Der Bach.

Wenn der Bach über die Kiesel rollt, so gibt er erst die angenehmen Töne von sich, die das Ohr besänftigen oder erquicken; der künstlich gebrochene Lichtstrahl gibt die schönen Farben: so muß auch das Leben über die kleinen leicht zu besiegenden Hindernisse wegrollen, wenn es gefällig werden soll; der stete Fluß, wenn er nicht in Eile dahinzieht, wird träg und versumpft sich leicht. Große Menschen haben meist große Hindernisse gefunden. Manche schaffen sich solche selber, den meisten beut sie das Schicksal dar. Der Strom, der gewaltsam fortrauscht, findet leicht die Gegenstände, seine Gewalt

daran zu üben; aber Wiesen und Goldsand finden sich nicht so leicht für den ruhig fließenden Bach.

Laßt uns das Bild fortsetzen, daß es sich wieder zum Vortheil des Letztern gestalte. Die kleine Fluth des Baches setzt Mühlen in Bewegung, die der mächtige Strom fortreißen würde. So wird er ein Gehülfe tausendfacher Bemühung und Kunst, die der Fleiß des Menschen durch ihn erzielt. Laßt uns also das Geschäft des kleinen Baches loben, wenn es richtig angewendet wird. Er wässert die Wiesen, er gibt dem Fleiße des Menschen Nahrung und Glück.

Mögen die wilden Wasser rauschen und mächtige Fluthen ins Meer tragen; der wohlbesorgte Gebrauch des kleinen Baches soll uns Nutzen und Nahrung verschaffen.

9.

Der Baum.

Auf der festen Erde steht der biegsamere Baum; am festern Stamme sitzt der regsamere Ast; am Aste der Zweig; an diesem Sprosse und Laub. So stützt immer das Festere das Gebildete, Regsame, Weichere in der Natur. Wo Gerechtigkeit, Ordnung, Billigkeit nicht ist, da ist kein leichteres Talent der Einbildungskraft, des Witzes, der Artigkeit anwendbar. Die einzige feste Säule der Menschheit ist Ordnung und Recht. —

10.

Wirkung und Gegenwirkung.

Das Leben der Menschen ist eine gewisse Portion von Leiden und Freuden, activer und passiver Kraft. Es scheint

die Aufgabe für ein weiseres Gemüth zu ſein, durch Erhöhung der beiden dem Leben Wirkung und Feſtigkeit zu geben. Das Gleichgewicht iſt nothwendig. Wer nicht leiden kann, kann auch nicht thun. Jenes iſt gleichſam der Hebel, der zur Wirkſamkeit aufdrängt. So finden wir, daß die größten Wirkſamkeiten der Menſchen durch vorherigen ſtarken Druck entſtanden — oder vielmehr emporgetreten ſind. So lehrt man den Kindern den Gehorſam, welches ein Druck auf ihre Willenskraft iſt, um die ächte Kraft in richtigem Maße hervortreten zu machen. Wer Gehorſam auflegt, um die Kräfte zu unterdrücken, der iſt — ein Unterdrücker. Nichts hat in dem Leben, ſo wie in der Natur überhaupt, Werth als Kraft; denn das Leben ſelbſt iſt Kraft. Wer alſo Gehorſam fordert ohne Weisheit, d. h. ohne Erzielung einer vortheilhaftern Anwendung der Kraft, der beraubt uns und tödtet einen Theil unſers Lebens. Man ſieht hieraus, in welche Kategorie die Despoten kommen, und eigenmächtige Menſchen. —

11.

Der Gedanke.

Zwei Sachen ſind, welche das Weſen eines Dinges gleichſam vollſtändig machen: erſtlich, die Sache ſelbſt, und dann der Gedanke. Jedes Ding exiſtirt für ſich, und wird durch ſeine Beſtandtheile mehr oder minder zu dem, wozu es beſtimmt iſt, und wodurch es ſich an die Reihe der Weſen anſchließt. Der Gedanke erkennt es ſeiner Eigenſchaft nach, und macht die Verbindung zwiſchen ihm und anderen Dingen. Daraus entſteht eine Welt. Die Verbindung der Dinge durch den Gedanken iſt tauſendfach, und kann das an ſich Unempfindliche und Rohe in die geiſtigſte Stellung bringen.

So wirkt das Leben ſchon an und für ſich in ſeiner vorliegenden Geſtalt, durch den Gedanken; das wieder durch ſeine

eigene innere Nothwendigkeit unzählige Veränderungen und Gestalten bildet.

Dieß ist die Natur des unbeschränkten Seins, daß es durch abwechselnde Verbindungen alle Gestalten und Formen der möglichen Dinge annehmen, und sich selbst zuletzt zur verbindenden Kraft aufschwingen kann.

12.

Das Vornehmsein.

Es ist unter den Menschen ein Begriff und ein Verlangen, vornehmer zu sein, als Andere. Dieser Begriff gründet sich auf eine wahre Vortrefflichkeit der Natur. Was kräftiger, was wohlgebildeter ist in derselben, steigt höher empor; das Schwache neigt sich zur Erde, oder kann aus Unvermögen nur eine verkrüppelte unentwickelte Gestalt erreichen. So ist es mit den Seelen- und Gemüthsarten der Menschen. Ein edler Geist hebt sich von selbst über Andere empor; vortreffliche Eigenschaften glänzen, und verdunkeln das matte Licht, das um sie scheint. Wenn solche Eigenschaften auf wahre Vorzüge der Natur gegründet sind, wer erkennt sie nicht? Wer muß nicht an den höhern Mann hinauf sehen, wenn er selbst niedriger gewachsen ist? Es wäre dagegen kein Mittel, als sich selbst die Augen auszugraben.

Daß die Menschen von jeher, sobald nur der Begriff von Vorzügen in ihnen entstanden ist, ähnlicher Mittel sich bedient haben, dem Strebenden ihrer Natur durch Verfinsterung oder Heruntersetzung des Größern weniger peinliche Mühe zu verschaffen, ist bekannt genug. Die Niedrigsten von ihnen sind die, welche ohne alle angewandte Mühe Finsterniß auszustreuen und über den niedern Grad ihrer eignen Elevation giftige Dünste zu verbreiten suchen. Etwas davon lebt aber in

Allen, und der Reiz nach Höherm, mit Unvermögen vermiſcht, bringt überall wenigſtens ſaure Dünſte hervor.

Wir wollen uns aber mit dieſen gegenwärtig nicht einlaſſen, ſondern nur bemerken, daß die mephitiſchen Dünſte, die ſie ausſtreuen, gemeiniglich ſie gar bald ſelbſt aufreiben und erſticken. Es iſt erträglicher und leichter, auf jene Arten der ſtolzen aufgerichteten Erdbewohner hinzuſehen, die weniger verderbliche Mittel ausgeſonnen haben, den Begriff von Hoheit von ſich zu geben, und ſich dem wenigſtens gleich zu ſtellen, was ſie, ſeiner Natur nach, für vorzüglich und erhaben erkennen müſſen.

Es iſt ganz klar, daß, da der Menſch ſich eigentlich erſt vom Thiere auf zum Menſchen dienen muß, und da Verſtandeskraft und Ausübung eine erworbene Fähigkeit bei ihm iſt, er von Natur auch auf diejenigen Vorzüge am eiferſüchtigſten ſein müſſe, welche er mit den Thieren gemein hat. Darin beſtehen körperliche Fertigkeiten und Übungen, als Laufen, Springen, Jagen u. dergl. Nach ihnen kommen ſchon etwas zuſammengeſetztere, der Beſitz von Eigenthum und Geräthſchaft, wodurch der Menſch ein tool-making animal, wie ihn Franklin benennt, wird, und wobei der erſte Keim des Verſtandes-hervorſticht, der den Menſchen zum Menſchen macht. Doch iſt der Beſitz eines Eigenthums ohne Bedürfniß kein Ruhm des Vorzuges des erſten Naturmenſchen, ſondern gehört unter die Schemel und Staffeln, worauf ihn nachher die Einbildung ſtellt.

Gleichermaßen gehören die Vorzüge der Erzeugung und Geburt unter die zweite Claſſe der Cultur. Aus der Natur der Dinge folgt es, daß ähnliche Dinge ähnliche bilden, daß der Starke von einem Starken entſpringe, und wer ſich einmal das Anſehn eines unter den rohern Menſchen ſo nothwendigen und ſo ſehr geſchätzten Vorzugs hat erwerben können, für deſſen Geſchlecht trägt man ein billiges Vorurtheil, welches nachher mit andern Eigenſchaften gern vermengt wird, und bei dem Pöbel ſo lange bleibt, als er dieſer Eigenſchaft vonnöthen hat,

oder als ihm selbst das Vorurtheil davon, auf einzelne Personen gelegt, schmeichelt.

Man erlaube mir hier eine Bemerkung, die zwar mit dem Faden dieser Betrachtung nicht eben in gerader Linie zusammenhängt, doch vielleicht in ihr Gewebe mit zu verflechten ist.

Die Trägheit ist nämlich einer der hauptsächlichsten Grundstoffe des robergebildeten Menschen. Zumal wenn es auf eigne kräftige und wirksame Vorstellung ankommt, welches immer der höchste Punkt ist, wozu der Mensch seine Thätigkeit reizen kann, so ist ihm die Trägheit dagegen so behaglich, sie unterhält das sanfte Spiel seiner Nerven und Säfte so unzerrüttet, daß er ihr, ohne besondern Antrieb, nicht widerstehen kann. Aus ihr entsteht die Gewohnheit und das Verlangen zu glauben, welches die Art ist, sich von einer Sache zu unterrichten, ohne daß man selbst zusehen oder sich bemühen darf, und diese vereinten Eigenschaften haben in der Welt mehr Böses gelassen und weniger Gutes gestiftet, als vielleicht alle Laster zusammengenommen nicht. Das Schlimmste bei der Trägheit ist, daß man sich immer noch einen guten Willen beimessen darf, bei der Gewohnheit, daß sie einer gewissen gesunden Vernunft ähnlich sieht, und bei dem Glauben, daß ihm seine Unterwürfigkeit und sogenannte Herzlichkeit noch als ein Verdienst angerechnet werden kann. Sie sind sämmtlich nothwendige Eigenschaften des rohen Menschen, aber wenn das Glück des vernunftfähigen Menschen in der vollkommensten Ausbildung seiner höchsten Eigenschaft besteht, so sind sie desto mehr zu verwerfen, je länger sie unter dem rohen Volke geherrscht haben.

Diesem Hange zur Trägheit in des Menschen Seele ist es also wohl zuzuschreiben, daß sie Eigenschaften bei einem Dinge gelten lassen, die nicht mehr da sind. So legt man einem Wesen Wunder bei, das vielleicht einmal unter irgend einer wunderbaren Gestalt erschienen ist. So dauert das Vorurtheil von Wesen unsrer eignen Art fort, wenn auch keine Eigen-

schaft mehr übrig geblieben ist, die sie zu irgend einem Vorurtheil für sie begünstigen könnte.

Dieser Mangel an Eigenschaften ist nachher Ursache gewesen, daß man auf tausend Mittel gesonnen hat, Zeichen statt der Sache zu setzen, und das zur Verehrung geneigte Geschlecht, um den Aufwand eigenen Bemühens zu ersparen, hat sich auch gar willig darein gegeben, und hat, um derselben Bequemlichkeit willen, eifriger nach den Zeichen gegeizt, die auch leichter zu erlangen waren, als nach den wahren Vorzügen selbst.

Klappern und Kinderspiele sind, was die Menschen am meisten ergötzt. Es reizt ihre leichte Einbildungskraft, und ist ein artiges Vehikel ihres thierischen Lebens. Auch haben sie durch das starke Übergewicht thierischer Neigungen saure Mühe in ihre Geschäfte gebracht, die durch einen geordneten Sinn ihnen zu einem sinnreichern Spiele und zu einer nöthigen und gedeihlichen Anwendung menschlicher Kräfte werden könnten.

Wir wollen damit schließen, daß die Vorzüge eines Menschen vor dem andern reell sind; daß solche entweder in der Grundlage des Charakters oder in Nebeneigenschaften bestehen. Daß der Mensch, der seine Vernunftfähigkeit nicht ausgebildet hat, gegen den vernunftgebildeten Menschen in einem nicht viel bessern Verhältnisse als das Thier steht, zumal wenn diese Vernunftfähigkeit durch wilde Leidenschaft verdreht und vernichtet ist; daß auch andere Eigenschaften, Stärke, Schönheit u. dergl., dem thierischen Menschen einen Vorzug geben; daß aber alle blos willkürlich erdachte Zeichen des Vorzugs, wenn sie nicht von dem Verdienst unterstützt sind, dem Menschenverstande zum Schimpf sind, oder höchstens als Kinderklappern können behandelt werden; daß selbst Reichthum, in so weit er durch die Hand des Stärkern oder Mühsamern erworben in die Hand des Untüchtigen fällt, ihm keinen Vorzug geben kann, und er sich solchen blos bei noch minderfähigen, trägern und unnützern erbetteln muß; daß der wahre Vorzug des Menschen in dem Gebrauch und der richtigen Anwendung seiner Vernunftkräfte be-

ſteht, durch die er allein in der Natur auf eine ihm in derſelben beſtimmte Weiſe fortwirkt, welche bis zu ihm den höchſten Grad ſinnlicher Mittel erreicht, und nun durch ihn nach einem neuen Reiche gedachter, zuſammengeſetzter, vervielfachter Ordnung und Vollkommenheit ſtrebt. Nur wer hierin die Menſchheit, und in ihr überhaupt die Natur, fortrücken gemacht, kann ſich wahrer Vorzüge rühmen.

13.

Wahrheit.

Daß die Wahrheit Wahrheit ſei, iſt dem Menſchen am ſchwerſten zu begreifen. In jedem Dinge liegt Wahrheit, und ihre Farben brechen ſich zu tauſenden; aber der reine Strahl von ihr macht jedes Auge, das nicht ein Adlerauge iſt, erblinden.

Der Menſch kann ohne Wahrheit ſo wenig als ohne Licht leben; aber wie die wenigſten Dinge der Erde das Licht rein faſſen und rein wieder zurückſtrahlen, ſo kann ſich auch der Wahrheit Licht in den wenigſten Seelen rein ſpiegeln und rein von ihnen wieder zurückſtrahlen.

Ich möchte die Wahrheit wohl in dieſer Rückſicht in eine doppelte eintheilen, in eine empfundene und in eine gedachte. Die Wahrheit empfindet ſich leichter, als ſie ſich denkt, d. h. wir empfinden ihr Daſein leichter in einem vorgegebenen Falle, als ſich die Regel, warum dieſer Fall wahr ſei, denken und aufs Allgemeine anwenden ließe. So ſehen wir, daß Gemüther, oft ihren eignen Grundſätzen und ihren durch die Erziehung eingedrückten Vorurtheilen zuwider, in einzelnen Fällen wahr empfinden und wahr handeln, ohne ſich den Grund warum ſie ſo handeln, allgemein machen zu können.

Es iſt dieß noch eine Zuflucht für die Menſchheit, daß die Menſchen zuweilen noch beſſer thun, als ſie glauben und als ſie lehren; obgleich der entgegengeſetzte Fall bei weitem der häufigere ſein mag.

Die Wahrheit iſt alſo eine doppelte, eine empfundene und eine gedachte. Jene gilt in einzelnen Fällen, ſie hat keine allgemeinen Geſetze; ihr Geſetz iſt der mehr oder weniger verdorbene Impuls der Natur, eine unverrückte und nicht mißgeſchobene Organiſation. Die Wahrheit, als Gegenſtand unſerer tiefſten Erforſchungen, iſt eine allgemeine, bleibende, ſie iſt unter jeder Erkenntniß, unter jeder Dispoſition, auf alle Vorfälle anzuwenden. Wir ſehen, daß die eigentlichen Wiſſenſchaften wieder davon abgeſondert ſind, oder Unterzweige von derſelben ausmachen; ſie iſt aber die einzige große Wiſſenſchaft, an der alle andere Kenntniß und Wiſſenſchaft wie Zweige und Blätter von einem großen Stamme ausſproſſen.

Es iſt kein Zweifel, daß das einzige Wichtige bei der Kenntniß jedes Dinges ſei, zu wiſſen, was das Ding wirklich iſt, abgeſondert und dann in Verbindung mit jedem andern Weſen. Nur dieſes allein kann eine wahre Kenntniß heißen. Die Dinge haben, wie geſagt, mancherlei Beziehungen und mancherlei Berechnungen. Jede derſelben hat in Verhältniß mit dem Dinge, mit welchem es zuſammenſteht, eine eigne Wahrheit, d. h. es hat eine Geſtalt für ſich, in der es ſich zeigt, und eine in Beziehung auf das Ding, mit welchem es zuſammenſteht.

Dieſe Wahrheiten beruhen alſo nur auf dem Schein, denn die Geſtalt eines Dinges kann weit etwas Anderes ſein, als ſein Weſen. Wer aber das Weſen der Dinge kennt, weiß, was ſie wirklich ſind, und wird auch ihre Geſtalt leicht errathen, wenigſtens ſich nicht ſo leicht von derſelben betrügen laſſen.

Die Kenntniß der Wahrheit alſo iſt das Größte, denn ſie macht uns die Welt wirklich zu dem, was ſie iſt, d. h. ſie gibt uns das eigentliche Leben, da hingegen, je weiter wir von der

Wahrheit entfernt ſind, wir im Unweſen leben, in dem Dinge, das nicht iſt, ſondern nur den Schein hat, den es bei der leichteſten Veränderung des Lichtſtrahls wieder verlieren kann, um dagegen eine ganz andere Geſtalt anzunehmen.

Der Umfang und die Dauer menſchlicher Fähigkeit ſcheint freilich wenig angemeſſen zu ſein, das Weſen und den innern Gehalt ſo vieler Dinge, die uns umgeben, zu erforſchen und gehörig zu prüfen. Auch ſcheint deßhalb der menſchliche Verſtand ein zuſammengeſetztes Werk, das aus dem Fleiße und der Beobachtung Vieler beſteht. In allen Zeitaltern haben ſich aber doch Einige gefunden, die mit vorzüglicheren Gaben ausgerüſtet, auch dadurch den Vorzug des Weſens vor dem Schein tief ins Gemüth nahmen, und dieſem Gefühl für die Wahrheit zu lieb, Alles aufzuopfern bereit waren. Große vortreffliche Seelen! Nur ihnen war die Welt wirklich, die für die Anderen Schein und Betrug war. Reife, vollkommene Wahrheit! Klarer Zuſtand denkender Weſen, die ſelbſt das Höchſte ſind, was die Natur hervorzubringen vermag! — Aber auch ihre Fähigkeiten waren eingeſchränkt. Sie ſtrebten nach Licht, aber das reinſte Licht ſcheint Menſchen noch immer durch eine menſchliche Atmoſphäre, und wie ſelten läßt ſich dieſe von eigenen Vorurtheilen, Mängeln und Gebrechen ganz rein machen, und mehr oder weniger gibt ihr der Dunſt der Zeiten eine ſehr veränderte Farbe. Dazu iſt die Reinigung dieſer Feuerluft nicht einem Weſen nur allein vergönnt, und noch lange ſind, auch jetzt noch, die Zeiten nicht zubereitet genug, um Ein Weſen, mit den beſten Fähigkeiten ausgerüſtet, im klaren Tageslicht, unbedrückt, unbeſchädigt und unverfinſtert, wandeln zu laſſen.

Was Gemein iſt unter den Sterblichen, neigt ſich zum Vielfachen mehr als zur Einheit; ſie nehmen tauſend Biegungen und Brechungen an, um entweder ihren mannichfaltigen ſinnlichen Genuß damit zu reizen, oder für ihre Einbildungskraft künſtliche Regenbogenfarben zu ſchaffen. Der Wahrheit

großer Trieb beſteht darin, die Farben den Dingen auszuziehen, um ſie in ihr Licht zu verwandeln. Welche Kraft der Seele erfordert dieß; und wie wenig kann dieß, bei unſern meiſt blos thieriſchen Verhältniſſen, das Geſchäft eines Menſchen ſein!

Die Nothwendigkeit hievon fühlen indeß doch alle der Vernunft ſich nähernden Menſchen, und ſie weiſen deßhalb dieß Geſchäft auf einen künftigen beſſern Zuſtand, auf Weſen von anderer Art, hinaus.

Was den beſten unter den wahrheitsforſchenden Geiſtern ſchadet und geſchadet hat, iſt, daß in dem Verlangen, das Wahre zu erhalten, ſie ſich oftmals getäuſcht haben, ſie beſäßen es ſchon, und ſo oftmals nur einen Theil für das Ganze genommen. Dieſer Betrug wurde ihnen gefährlich, und am gefährlichſten, wenn ſie ſich verleiten ließen (und ſo leicht iſt doch dieſer Fallſtrick!), ihrem Wahne über ſich ſelbſt etwas zuzuſetzen. Der Menſch mag ſo tief im Irrthum ſein als er will, wenn er es nur glaubt, daß er darin iſt, ſo iſt er ſchon zur Hälfte davon befreit; aber der Menſch, der ſich ſelbſt weiſe dünkt, zieht eine Kruſte um ſich, die keinen neuen Lichtſtrahl zuläßt, und den verfloſſenen gar bald verlöſchen macht.

Auch iſt die ächte Weisheit in der Demuth. Wie ſollte der ſich erheben können, der Alles über ſich ſieht, und ſo das rechte Gefühl von den Dingen hat? —

Manche Menſchen, und vielleicht die allermeiſten, ſelbſt von den klügern, berührt vielleicht nicht Ein reiner Lichtſtrahl durch ihr ganzes Leben. Sie ſind irgend unter einem Winkel gebrochen, der jeden geraden Zugang dem Lichte verſperrt. So mannichfaltig iſt die Natur, und erzieht ſich Menſchen, die noch nicht zur Vernunft reifen, unter abwechſelndem Lichte; ihre Vollkommenheit beſteht nur durch das Ganze. Auch findet ſich ſtets, daß das Vollkommnere aus dem Unvollkommneren entſpringt, obgleich jenes ſich wieder auf mancherlei Art vertheilen und (wenn ich ſo ſagen mag) verſchwächen kann. So iſt die Kraft zu denken das Letzte der zuſammengeſetzten Kräfte,

und wieder steigt sie herab bis zur Sinnlosigkeit. Auch in ihr sind Stufen und Maß, Lichter und Schattirungen, und der höchste Verein ist selten zu finden.

Das Licht der Wahrheit wird deßhalb stets nur Wenigen scheinen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich unsere Natur je so sehr bekräftige und erhebe. Reiner kann es für die Wenigen werden, und durch die wenigen Reinen mitgetheilter. Wenn es dorthin scheint, wo das Heiligthum der Gesetze für die Menschen verwahrt ist, so muß es gewiß zu allgemeiner Wohlthätigkeit wirken. Dort ist es, wo menschlicher Geist zu menschlichem Glück Alles hinstrahlen sollte. Nur dann ist ein Wesen ganz glücklich, wenn es Alles, was es seiner Natur nach anzunehmen fähig ist, erreicht, und die menschliche Natur zielt nach Wahrheit und Vernunft, und kann nie ohne dieselbe ganz glücklich werden.

14.

Spiel.

Ich erinnere mich, jüngsthin, ich weiß nicht mehr wo, gelesen zu haben, daß der Hochmuth, sich unter einem unmittelbaren Einfluß eines höhern Schicksals zu glauben, der hauptsächlichste Reiz zum Spiele sei. So neu dieser Gedanke ist, und so seltsam er scheint, so ist doch etwas Wahres darin. Freilich ist eine so aufgezogene und so raffinirte Leidenschaft, als dieser Stolz wäre, der Fall wohl bei den allerwenigsten Spielen. Die Leidenschaften von diesen sind insgemein etwas populärer, und gemeines Interesse bei dem Reize einer trägen Beschäftigung, die doch augenblicklich das Gemüth zwischen Furcht und Hoffnung spannt, sind wohl die allgemeine Triebfeder zum Spiele, das eben dadurch den Müßiggängern so unentbehrlich wird, weil sie doch Etwas haben wollen, das ihr

Leben würzt, und kein Mensch ohne irgend ein Interesse leben mag.

Es ist aber indessen doch wahr und bleibt eine richtige Bemerkung, daß das Spiel, und zumal das Hazardspiel, Menschen, die etwas feiner denken, einen sehr schnellen und richtigen Begriff von dem gibt, was wir in der Welt Schicksal zu nennen pflegen. Man darf nur aufmerken, wie das Spiel unter verschiedenen, sonst gleich geschickten Spielern, oftmals einen so einseitigen Gang zu nehmen pflegt; wie das glückliche Spiel meistens wechselt, und von Einem zu dem Andern überzugehen pflegt, ohne daß man davon irgend eine bestimmte Ursache anzugeben wüßte, aber sich auch nicht selten Einen zum Liebling oder zum Gegenstande seines Hasses auserkohren hat, den es bis ans Ende mit seinen Liebkosungen umfaßt, oder seinen Verfolgungen preisgibt. Diese Beobachtungen werden nicht dem alltäglichen Spieler, noch dem Spieler von Profession, aber wohl demjenigen auffallen, der sich zuweilen durch gesellschaftliche Bedürfnisse in die Nothwendigkeit versetzt sieht, diesen müßigen Zeitvertreib mitzumachen.

Eine höhere Eigenschaft, die wir Glück nennen, scheint sich in unser Wesen zu mischen, so oft uns etwas zu Theil wird, wovon wir den Grund nicht aus der Folge unsers Daseins oder Betragens herleiten können. Begegnet uns dieses im entgegengesetzten Falle, und ist uns dasselbe Glück widrig, so, daß uns ein Übel widerfährt, das wir nicht aus der Folge unserer Eigenschaften oder unsers Betragens herleiten können, so ist uns das: Unglück.

Die Menschen sind nicht sehr schwierig, wirkende fremde Wesen anzunehmen, wo ihnen halbwege eine Wirkung erscheint, deren Ursache ihnen nicht sogleich faßlich wird, und von der die Folgen ihnen doch empfindlich sind. „Es hat's ein guter oder ein böser Gott gethan!" schreien sie; und wenn sie noch zu bescheiden sind, es laut auszurufen, so wähnen sie es. Die Folgen ihres eigenen Unbetragens sind nun in der Hand des

Schickſals, was können ſie dafür, wenn dieſes ſo gebietet. Da dieß ſo täglich der Fall bei menſchlichen Begebenheiten, und ihr ſicherſtes Ruhekiſſen auf die Thorheiten iſt, warum ſollte es ſolches nicht auch beim Spiel ſein, bei dem Glück oder Verluſt Manchem ſo empfindlich wird, und das eben dadurch als ein blinder Ausſpruch über unſer Wohl oder Nichtwohl, deſſen Urſache uns nicht ſichtbar iſt, die Neugierde und Ehrfurcht eines Orakels bei uns erregt.

Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt im Spiel, wie bei den größten menſchlichen Sachen, der Einfluß des Tages, der Stunde, der ſeinen abwechſelnden Dispoſitionen unſers Blutumlaufes oder unſerer momentanen Gemüthsſtimmungen, zu Entſcheidung äußerlicher Wirkungen höchſt ſichtbar. Wer ſchnelle Abwechslungen hat, wird ſelten glücklich ſpielen. Wen die Mühe zu ſitzen verdrießt, oder die Aufmerkſamkeit träge wird, auch der verliert. Wem Furcht oder Angſt die Nerven zuſammenzieht, auch dieſer iſt ein unglücklicher Spieler. Eine kalte, ganz gleichgültige Gemüthsſtimmung läßt auch die Gleichgültigkeit öfters in Verluſt. Wer es mit einer verliebten Leidenſchaft zu verachten und gleichſam zu mißhandeln ſcheint, der gewinnt oft. Auch der Neue, der Ungeſchickte, der Blöde, findet oft ſein goldenes Gerſtenkorn. Was ſag' ich aber hievon? Es gibt Helden in allen Fächern, die die größten, ſelbſt angeborenen Schwierigkeiten zu überwinden wiſſen. Dieſe hat nun auch vorzüglich das Spiel. Wie ſollten ſich nicht bei einer ſo wichtigen Angelegenheit, die dem Schurken und Taugenichts ſo oft den Lohn und das Verdienſt des redlichen Mannes gibt, wie ſollten ſich da nicht auserleſene Geiſter finden, die Kunſt und Natur zu Hülfe rufen, und mit abgeſtumpften Seelenkräften den höhern Preis der allgemein erkannten Glückskräfte zu erreichen ſuchten! So lange gemeine Seelen leben, wird es ihnen an Glück dieſer Art ſchwerlich fehlen, und iſt ein beſſerer Mann durch den Mangel an dergleichen Vorzügen beſtraft, ſo muß er ſich ſagen, daß er zu dieſer Claſſe nicht gehört, und

alſo auch auf ihre Vortheile und Rechte keinen Anſpruch zu machen hat.

Die Leichtigkeit, ſein Loos aus den Händen eines unbeſtimmten Weſens zu erwarten, das man verkleideter Schickſal und dann Gott nennt, und von dem man hofft und glaubt, es könne geben, was es wolle, und gewiß am Ende, was uns zuſtehe, reißt auch die Menſchen allgewaltig zum Spiel hin. Dieß ſehen wir bei den Lottoſpielen. Dem menſchlichen Geiſte iſt es bequem, in einem dunkeln Lichte zu ſchweben, in einer Finſterniß, in welche ſein Meinen und Dafürhalten einige zweifelhafte Lichtſtrahlen hineinträgt. Er glaubt dann noch mehr zu ſehen, als da iſt, weil er nicht weiß, was er ſieht. So iſt es für den trägen, materiellen Menſchen überall. Der klare Weg eines Vortheils oder Glücks, durch eigenes Beſtreben, iſt ihm ſo lang und weit. Er irrt daher gern im Dunkeln, und glaubt und hofft, das ohne Mühe vom Ungefähr zu finden, was ihm auf eine conſequente Art zu ſuchen ſo beſchwerlich fällt. Einzelne Glückszufälle ſind als Exempel ſeiner Vorſtellung dabei höchſt verderblich.

15.

Ruhe und Streben.

Es iſt erſt ſeit Kurzem ganz klar in mir geworden, daß zur innerlichen Ruhe am meiſten beitrage, wenn man die äußerlichen Gegenſtände nur ſelten und mit großer Vorſicht auf ſich wirken läßt. Manchen hat dieß die Natur ſchon gegeben. Es gibt Menſchen, die durch eine gewiſſe Anlage des Gemüths die Wirkung der äußeren Gegenſtände auf ſie ziemlich abhalten können. Am meiſten trägt hiezu Erziehung und Gewohnheit bei. Wo aber bei einem von Natur reizbaren Gemüthe eine gewiſſe Ängſtlichkeit gleichſam zur Grundlage der Erziehung

gemacht worden iſt, da hält es ſchwer, ſich des äußern Eindrucks auf eine ſolche Weiſe zu entbinden, daß er nicht ſehr oft die Ruhe unſers Innern ſtöre.

Dieſes gilt vorzüglich in Betracht der Meinung, die Andere von uns hegen. Es iſt ein ſehr ſchwerer Punkt, bei Erziehung und Bildung eines Menſchen, ihn hierüber ins richtige Gleichgewicht zu ſetzen. Vieles verändert ſich auch hierin nach der eigenen Art des Menſchen und nach der Lage ſeiner Umſtände. Der Ärmere muß mehr Rückſicht auf ſich, der Reichere und Mächtigere mehr Rückſicht auf Andere nehmen; doch wenn jener emporzuſtreben wünſcht, ſo iſt der Fall wieder umgekehrt. Dem Armen wird Alles ſchwer, ſagt man. Man hat wohl recht; aber man bedenkt doch auch nicht immer, daß meiſt nur der Arme ſich emporzuheben wünſcht, und daß nur in dieſem Betracht ihm Vieles ſchwerer wird. Dieß Streben aber ſelbſt, welches durch die Dürftigkeit angereizt wird, iſt kein geringer Vortheil des Armen.

Für ihn freilich wird es beſonders ſchwer, ſich im rechten Geleiſe zu erhalten, nicht zu viel und nicht zu wenig von den Gegenſtänden auf ſich wirken zu laſſen; ſo, daß ſein Gemüth zwar gereizt, aber nicht aus der Faſſung gebracht werde.

Blättert Tag und Nacht in den Schriften der Weiſen, und ſucht das Wichtigſte davon auf euer Leben anzuwenden. Sie ſind zwar ſelbſt oft im Streit mit einander; aber die Erkenntniß iſt doch allgemein richtiger als die Ausführung. Glaubt, daß keine wahre Erkenntniß ſei, die ſich nicht auch auf eine wahre, d. h. der Erkenntniß angemeſſene Art ausführen laſſe!

16.

Glück und Reichthum.

Die Menſchen wünſchen den Reichthum und ſuchen der Armuth zu entfliehen. Sie haben recht: der Vortheil von jenem, und der Nachtheil der letzten, liegen vor Augen. Doch ſollte man Beide mehr ſtudiren. Ich habe noch wenige reich geborene oder ſehr reich gewordene Menſchen gekannt (ich erinnere mich in dieſem Augenblicke keines einzigen), deren Leben den wahren Vortheil des ihnen eigen gewordenen Glücks davon getragen hätte; ich kenne vielmehr eine Menge, und ſie ſind mir ganz nahe in der Gegenwart und Erinnerung, die dadurch äußerſt unglücklich, und zum Theil ein verworrenes und in den Abgrund jagendes Leben führen.

Der Kaufmannsgeiſt allein, der in unſeren Zeiten durch die politiſche Philoſophie der Engländer ſo allgemein geworden iſt, hat der Sache, d. h. dem Vermögen, dem Geld, eine gewiſſe feſtere Conſiſtenz gegeben. Ich ſage nichts dazu. Es iſt freilich gut, viel wirken zu können, wenn man nämlich gute Abſichten und Endzwecke hat; deſto gefährlicher aber wird das Übergewicht oder die Macht in den Händen des Laſterhaften oder Böſen. Würde nicht allgemeinere Verbreitung gleichmäßiger Reichthümer dem Glücke der Menſchheit unendlich zuträglicher ſein?

Der Kaufmannsgeiſt, wenn er überwiegend bei einem Volke iſt, richtet ſolches gar bald zu Grunde. Bei den gegenwärtigen Nationen finden gar viele Gründe ſtatt, die ihren Ruin entfernter halten können. Die Nacheiferung und Jalouſie der Anderen machen, daß ſie auf mancherlei Art ihre Kräfte anderwärts gebrauchen müſſen; und übrigens, wo das Geld hauptſächlich als Werkzeug des Geſchäfts gebraucht wird, kann es nicht ſo ſchädlich ſein. Es bleibt ihm aber deſſenungeachtet immer noch eine eigene Urſache des Ruins für den größten Theil der Menſchheit zurück.

Nur dann hat der Reichthum ächten Werth, wenn er die wahren Reizmittel zum Leben bewirkt, und dieſes erhöhen hilft; ſonſt iſt die Armuth, wenn ſie nicht drückend iſt, ſtets ein ſicherer Antrieb.

Da doch einmal vom Reichthum die Rede iſt, und ſolcher gemeiniglich ererbt wird, ſo läßt ſich doch auch die Frage aufwerfen, warum wir nicht mehr von dem Reichthume der Erfahrungen und Gründe Anderer ererben? Warum ſollt' ich nichts von den geſammelten Schätzen unſers Horaz u. A. auf mich bringen können? Warum nicht das Glück zuerſt da ſuchen, wo er zuletzt es gefunden hat? Warum immer wieder von Neuem anfangen zu leben und einzuſammeln? Bei den doppelſchichtigen Umſtänden des Lebens nicht das Gewiſſere ergreifen? Oder reicher mich immer an Wortweisheit und Kenntniß machen, und ärmer an Sachkenntniß und Erfahrung? Ach, mit wie Wenigem begnügt ſich doch der gemeine Sinn der Menſchen! Unter königlichen Schätzen leben ſie mit dem gemeinen Sinne des Sclaven. Das Leben iſt ihnen zu vornehm. Sie wiſſen es nicht ſich anzupaſſen, und tragen immer die gemeine Bürde des Sclaven, und zeigen nur hin auf die vornehme Beute. Was ſoll man ſagen? Wo herrſcht Vernunft? Veränderte Umſtände, veränderte Schickſale und Lagen können auch hier vielleicht etwas bewirken; aber ſelten ſah ich es aus der klaren Überzeugung der Vernunft ſelbſt herausgehen.

Und ſind ſo große Wirkungen vom Menſchen gleichſam mechaniſch in ihm, was iſt es nicht? Was iſt der ſogenannte reine Wille, mit dem ſich unſere Philoſophen ſo hoch brüſten? — Ja, aber du kannſt die Leidenſchaft beſiegen! — Vielleicht auf Augenblicke nur; wenigſtens nicht anders, als durch lange Übung. Wer beſiegt aber die Gewohnheit? Und dann iſt nicht vom einzelnen Falle die Rede, auch nicht einmal vom einzelnen Menſchen, was er kann; ſondern von dem ſich für vernünftig und mit einem höhern Geiſte begabt haltenden Menſchengeſchlecht. — Aber was ſoll man nun ſagen von der wirklich

in einigen Menſchen ſtatt habenden Gabe der Vernunft? — Daß ſie eine Gabe ſei, eine Fähigkeit des Menſchen, die in ihm weniger oder mehr könne angebaut und vervollkommnet werden! Bei dieſer Überzeugung muß wenigſtens der Stolz wegfallen, als wenn wir von Haus aus privilegirte Geſchöpfe wären. Der eigentliche Menſch wird nur im Erwerben, durch Mühe, Fleiß und Anbau ſeiner ſelbſt. Noch aber macht uns dieſe Überzeugung nachſichtiger gegen andere Weſen unſerer Art. Was kann ich von einem unerzogenen, ungebildeten Geſchöpfe erwarten, das vielleicht von den Eltern her ſchon böſe Neigungen in ſich geſogen hat, die auf dem ungepflegten Acker wild umherwachſen? — — —

17.

Die Zeit.

Dieſelbe Sonne, die dich am Morgen aufglänzt und erwachen macht, drückt dich am Abend nieder. Sie herrſcht und dauert fort, und hat am Ende auch ihren Abend und Morgen gehabt. So herrſcht immer das Gewaltigere, Dauerndere über das Geringere, minder Dauernde. Licht herrſcht über Alles; und wo Größe iſt, iſt Licht; und wo Licht iſt, iſt Leben und Wärme.

Nur die Zeit herrſcht. Und was iſt die Zeit? Die Art und Weiſe, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit die Dinge ſind und gegen einander ſtehen!

Fabeln.

1.

Der Adler und die Vögel.

Der Adler fing einmal nach einem wohlgesättigten Tage also mit sich zu raisonniren an: „Du sitzest doch immer so allein hier auf deinem hohen Felsennest, und die Stunden fließen dir, wenn du nun gesättigt bist, so ziemlich einsam und traurig vorüber. Suche dir doch Gesellschaft. Mit deines Gleichen magst du nicht gerne leben: aber es gibt ja Vögel genug, die hold und anmuthig sind, und mit diesen könntest du dich unterhalten." Gesagt, gethan. Er läßt sich von seinem erhabenen Sitze hernieder, und begibt sich unter einen Schwarm geringerer Vögel. Diese fliegen scheu davon; nachdem er aber auf alle mögliche Weise sie zu besänftigen und an sich zu gewöhnen suchte, hielten doch einige von ihnen Stand, und dem Adler gelang es, sie durch seine Milde munter und schwätzig zu machen. Sie gaben sich, jeder nach seiner Art, alle Mühe, ihn aufgeräumt und heiter zu erhalten. Es ging so eine Weile hin; aber bald erregte die heiße Begierde des Magens in dem Sinne des Adlers wieder Unlust. Das leichte Geschwätz der Vögel wollte ihn nicht mehr belustigen; er fing an, unmuthig zu werden, behandelte die Vögel erst verächtlich, und dann fing er an, einen nach dem andern, der ihm zunächst kam, und der zutraulich wurde, zu sich zu nehmen — und ihn zu fressen.

Belustige dich nicht mit denen, deren Herz auf Raubbegierde steht. Sie werden nie der Beute vergessen.

2.

Die Füchse und die Hasen.

Die Füchse sahen einmal, daß die Hasen auf ihren Feldern etwas lustig waren und mancherlei Muthwillen trieben. „Ei," sagten sie, „denen muß man das Handwerk legen! Wie sollten sich Hasen im Angesicht von uns ergötzen dürfen! Man muß gute Zucht und Ordnung bei ihnen einführen, wie bei uns, wo sich nichts Lebendiges außer uns leicht regen darf. —" Sie fielen über die Hasen her, drohten ihnen, alle ihre Krautäcker zu zerstören, und sie selbst in ihren Nestern zu erwürgen. Für dießmal hatten sich die Hasen unter sich verbunden, den Füchsen aufs Heftigste zu widerstehen, und es gelang ihnen, durch Ordnung und Widerstand sie von ihren Feldern zu vertreiben. „Nun sind wir nicht sicher," sagten die Hasen, „wenn die Füchse so immer an unsern Grenzen herum lagern; wir müssen sie etwas weiter hinausrücken machen." Sie verbanden sich zum zweiten Male, und trieben auch die Füchse von ihren Grenzen weg: mittlerweile aber verzehrten sie einige Krautstengel, die um der Füchse Höhlen gewachsen waren. Nun schrieen die Füchse, und appellirten an das ganze Thierreich, um die Hasen als das gierigste, grausamste Geschöpf verschreien zu machen, die wider ihre eignen Gesetze handelten, indem sie nicht das Panier vor ihnen aufschlügen, und sogar auf ihre Äcker Verheerung brächten. Ein alter Hase aber lachte. „Ihr albernen Füchse," sagte er, „die ihr keines Thieres schonet, wenn ihr ihm beikommen könnt: eure heuchlerischen Vorstellungen werden euch zu nichts helfen. Wißt nur, daß die Hasen sich auch wehren, wenn sie übermüthig behandelt werden, und daß der Schmerz, den wir euch verursachen, nur der kleinste Theil unserer Wiedervergeltung ist. —"

3.

Der Märzſchnee und das Blümchen.

Nach dem Abbé Bertola.

„Was machſt du hier?“ ſagte einsmals der Schnee zu dem Blümchen, das ſchon früh im März auf dem Hügel blühete: „warum ſo zeitig aus der Erde? Dein Leben kann nur von kurzer Dauer ſein, denn ſelten iſt der März günſtig genug den Blumen.“

Das artige Blümchen antwortete: „Ich dachte die gelindere Aprilſonne bereits zu finden. Es regt ſich ſchon mein Leben in mir, und der Saft drängt mich hervor, noch vor dem Schluſſe des Winters: bringt mich Dein Froſt um, nun getroſt, ſo bin ich doch meinem Schickſale gefolgt!“

Auf demſelben Hügel befand ſich ein Hirt, der ſich des Blümchens erbarmte, mit leichter und vorſichtiger Hand den Schnee von ihm wegräumte, und es unter ſeiner Hütte in Schutz brachte, ſo, daß das artige Blümchen wirklich noch die freundlichere Aprilſonne erblickte.

— Erregte Tugend ſteigt noch vor den Jahren in die Höhe. Laß dich das Verderben nicht ſchrecken, womit der Neid droht. Sollte es dir an theilnehmenden Herzen fehlen, da ſelbſt das ſchwache Blümchen ſolche gefunden? —

4.

Die Nachtigall und der Sperling.

Eine Nachtigall legte aus unglücklichem Verſehen eines ihrer Eier in das Neſt eines Sperlings. Dieſer brütete es als ſein eignes aus, und erzog das Junge mit mütterlicher Sorgfalt als ſein Kind. Er bemerkte nicht die Schönheit der Au-

gen, den feinen Schnabel, die ſchlanke Leibesgeſtalt und die eigene in ſich gekehrte Stellung; daher ihm auch mit den jungen Sperlingen gleiche Nahrung und gleiche Erziehung ertheilt wurde.

Als aber der junge himmliſche Sänger die Tage der Kindheit zurückgelegt hatte, erwachte in ihm mit dem Feuer der Liebe die Glut hoher Begeiſterung, die ihn zu göttlichen Geſängen hinriß. In der Geſellſchaft, worin er ſich befand, ſuchte er vergeblich ein Ohr, das die Töne zärtlicher Klage vernommen hätte. Als er nun an einem ſchwülen Abend, trauriger Gefühle voll, mit hinreißenden Tönen die ſchwere Luft erfüllte, hüpfte ein Neſtſchweſterchen, die Tochter eines Sperlings, ihm näher, denn die Andern waren von ihm geflohen.

„Warum," ſprach ſie, „biſt du nicht auch munter wie wir? Wozu deine Klagen? Wir erhalten das Futter ſo gut wie du, und zwitſchern immer ſo was Fröhliches daher. Komm, lerne von uns glücklicher und leichter leben!"

Dem göttlichen Sänger der Schwermuth ſtockte die Antwort in der Bruſt; er ſah zum Himmel auf. Da fiel ein Blitz herab, und ſchlug ihn, mit der Eiche, worauf er ſaß, zu Boden. Stumm und todt lag er nun da, aber ihm ward's Erquickung, aus dem Lande mißtönender Ungeheuer weggenommen zu ſein.

5.

Der Sturm und die Wolke.

Der Sturm ſprach zur Wolke: „warum ſchweigſt du immer ſo? Sieheſt du, wie ich über der Erde herrſche. Meine Gewalt hält ſelbſt den Widerſpenſtigſten auf, und ich ſetze Alles in Bewegung.“

„Wohl, „ſagte die Wolke,“ aber Dein Brauſen wird faſt von Niemand mehr geachtet: indeß, wenn ſich mein Blitz entzündet, ſo ſchlage ich den Frevler mit einem Male zu Boden, und die Erde zittert vor meinem Donner.“

6.

Vergnügen und Schmerz.

Das Vergnügen, deſſen Vater Leichtſinn und die Mutter Geſundheit heißt, lief lange umher, ſuchte ſich überall zu ergötzen, und ſättigte ſich bald an jedem Gegenſtande. Endlich traf es, unter einem hohlen Baume, den Schmerz an. „Wie, find' ich dich hier, Ungeheuer! Verhaßteſter Gegenſtand aller meiner Abneigung! Mußte ich ſo weit herumirren, um auf dich zu treffen? —“

„Ich habe dich unter dieſem hohlen Baum erwartet,“ ſagte der Schmerz; „ich hoffte immer, daß du kommen würdeſt. Komm, laß uns zuſammengehn!“

Das Vergnügen ſtieß ihn von ſich, aber der Schmerz faßte es hinten beim Rock, und hielt ſich feſt an. Seitdem kann ihn

das Vergnügen nicht mehr los werden. Es läuft eilend, damit er ſich nicht um deſſen Leib ſchwinge. Zuweilen ſinkt auch der Schmerz, und das Vergnügen entläuft auf gewiſſe Zeit. Er findet es aber allemal wieder; weil er ihm ſchon von der ſinkenden Laſt die Füße ſchwer gemacht hat, und es iſt nur ſchnell, wenn es entlaufen will.

Wenn der Schmerz vorangeht, welches ſeltner geſchieht, dann kommt das Vergnügen ſträubend und wider Willen, aber dann kann es länger verweilen, wo der Schmerz etwa ausruht.

Philoſophiſche
und
äſthetiſche Aufſätze.

Was iſt das Moraliſche im Menſchen?

Wenn wir dieſe Frage beantworten wollen, ſo ſcheint es, daß wir fürs Erſte darauf Acht haben müſſen, auf welche Art ſich das Moraliſche in uns erzeugt. Das Kind iſt nicht moraliſch, ob es gleich mehr oder minder Anlage zur Moralität in ſich haben kann. Warum iſt es nicht moraliſch? Es befindet ſich blos noch unter den Geſetzen phyſiſcher Natur, und kann ſeinen Gedanken und Handlungen noch keinen überlegten Endzweck geben. Wodurch hat es mehr oder minder Anlage zur Moralität? Weil in dem Einen mehr als in dem Andern ſich Neigung und Biegſamkeit zeigt, ſeine Neigungen gewiſſen Vorſtellungen unterzuordnen. Woher entſteht alſo die Moralität im wachſenden Menſchen? Aus der verſtärkten und fortdauernden Neigung, ſeine Neigungen gewiſſen Vorſtellungen unterzuordnen. Welches ſind dieſe Vorſtellungen? Bei dem heranwachſenden Kinde ſind es gemeiniglich nur die Lehren und Vorſtellungen ſeiner Eltern, irgend ein gutes Exempel, oder die Vermahnung ſeiner Geſpielen. Woher entſteht die Neigung bei dem Kinde, dieſen zu folgen? Wahrſcheinlich aus dreierlei Urſachen: Aus dem angepflanzten Triebe, zu ſtreben, und durch Verſtandesbegriffe ſeine Exiſtenz zu erhöhen; dann auch aus Neigung zur Schicklichkeit und Ordnung, und zuletzt aus Verlangen, ſich die Zuneigung und die gute Meinung ſeiner Eltern und Vertrauten zu erwerben.

Wir finden alſo hier ein dreifaches Grundprinzip zur Moralität im Menſchen. Das Erſte gründet ſich auf Erhebung

unſerer Natur. Es iſt dem Menſchen ſo natürlich, ſeine moraliſchen Fähigkeiten auszubilden, als dem Körper ſein Wachsthum. Die angeborene Eigenſchaft des Denkens iſt ihm nothwendig. Dieſe äußert ſich durch allgemeinere Anſicht und Begriffe der Dinge, wozu ihn die Erfahrung leitet.

Da dem Menſchen, wie geſagt, die Eigenſchaft des Denkens angeboren iſt, und da dieſe Eigenſchaft, bei einiger Anweiſung und Gebrauch, mehr oder minder bald das vornehmſte Prinzip ſeiner innern Thätigkeit wird, wodurch er ſeine Fähigkeiten ausdehnt, und zu einem gewiſſen Genuſſe derſelben gelangt, ſo bezieht ſich offenbar auf dieſes erſte Grundprinzip, als einer natürlichen Anlage im Menſchen, der größte Theil ſeiner Glückſeligkeit und überhaupt ſeiner Exiſtenz.

Die Natur des Denkens (damit wir wieder auf das Vorige zurückkommen) bringt es mit ſich, die Natur und Eigenſchaften der Dinge kennen zu lernen, ihre Beziehungen unter ſich, und vorzüglich auch auf uns. Bei allen Kenntniſſen, die uns die Erfahrung und Erforſchung natürlicher Dinge gibt, bleibt uns doch die Beziehung derſelben auf uns, und die auch in dieſer Verbindung nothwendige Erforſchung unſerer ſelbſt, immer das Wichtigſte. Denn die innere Vorſtellung treibt unaufhörlich, wenn auch der Eindruck äußerer Gegenſtände nachläßt, und wir ſtreben natürlicher Weiſe dahin, wo am meiſten Wirkung auf uns geſchieht. Unſere innere Welt iſt uns alſo das Nothwendigſte und Wichtigſte, zumal da wir bald inne werden, daß auch die äußern Gegenſtände nach Maßgabe dieſer innern Richtung geſtimmt, und für uns fühlbar und erkenntlich werden.

Es iſt alſo eine innere Welt in uns, mit der, nach Maßgabe ihrer Stimmung und Richtung, die äußere Welt zur Übereinſtimmung gebracht wird, um in uns ein vollkommenes Ganzes zu machen. An dieſer Übereinſtimmung arbeitet der Verſtand unaufhörlich, auch wenn wir uns deſſelben nicht bewußt ſind. In offenbarer Disharmonie mit ſich ſelbſt kann

nichts leben, und dieſe würde entſtehen, wenn der Menſch ſeine innere Welt mit der äußern, und dieſe mit jener nicht in gewiſſe Verbindung bringen könnte. Durch dieſe Verbindung entſteht in ihm erſt eine wahre Welt, eine Möglichkeit vernünftigen Fortdauerns, wodurch alle Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen eine ſichere Conſiſtenz erhalten. —

Briefe populairen Inhalts.

(Weimar, 1787.)

1.

Ich wandle herum wie ein Einsiedler, der aus seiner Klause verjagt worden, lieber Freund! Ich komme in Städte, die mir nicht gefallen; unter Menschen, an denen ich wenig oder gar keinen Antheil nehmen kann. Helfen Sie mir aus diesem betrübten Zustande! Es ist nichts Unglücklicheres, als wenn man mit der Welt nicht zufrieden ist; man ist es dann mit sich gewiß auch nicht, und das Leben schmachtet in Unmuth weg, und zehrt sich kränkelnd und immer kränker auf. Es ist doch so viel, was uns Freude und Genuß geben kann! Das Gemüth wächst munter mit der Natur in der Jugend auf; Alles, was Dasein ist, gehört sein, und es fühlt sich so reich im Besitz seiner Güter, daß es mehr und mehr auf Unendlichkeiten hinausträumt. Dann lockt die Wissenschaft ein wohlgestimmtes Herz, und wenn solches zeitig genug dem Raub der Leidenschaften hat entfliehen oder diese unter sich zwingen können, so sollte man meinen, mit Wissenschaft und Natur könne man ein doppeltes Menschenalter hindurch glücklich genug sein.

Es ist aber doch nicht immer so, lieber Frund! Das Leben hat mancherlei Wendungen, und das Gemüth wird durch mancherlei Nothdurft gedrückt und durch mancherlei Schwierigkeiten überwunden. Zwar ist dieß keine Theorie des Helden; aber wer ist auch immer ein Held, und Hunderte, die es

geworden ſind, hat dennoch nur das Glück gehoben. Von den übrigen ſchweigt die Welt und ihre Geſchichte, weil ſie ſie nicht gekannt hat. Menſch zu ſein, iſt Glück und Verdienſt genug; aber das wiſſen und fühlen die wenigſten, weil ſie ſich kein Verdienſt ohne einen eitlen Namen denken können.

Genug von dieſen; ich will Ihnen nächſtens mehr ſchreiben, wenn Sie meine Briefe leſen mögen!

2.

Gewiß Sie ſpotten mein; Sie ſagen, ich ſtehe ja in der Gunſt der Fürſten; Sie ſähen alſo nicht, woran es mir fehlen ſolle! Wenn dieſer Scherz einen Stachel gewinnen ſollte, ſo müßt' er wohl nicht hier geſagt ſein. Hier iſt nichts, was ihn ſchärfen oder ihn treffend machen könnte.

Wenn ich durch die Gunſt eines Fürſten meinen Unterhalt finde, ſo iſt dieß eine Sache, die in Deutſchland ziemlich gemein iſt. So Wenige ſind in dieſem Lande bemittelt, die Mittel, ſeinen Unterhalt auf eine rechtliche Weiſe zu erhalten, ſind, für Leute von einem gewiſſen Stande, die nicht von den gemeinen Volksklaſſen ſind, ſo ſchwer, ſo daß man ſicher zählen darf, daß wenigſtens zwei Drittel von ihnen von der bloßen Gnade des Fürſten leben. Sie ſuchen ſich freilich, dem Gebrauche nach, mit Charaktern und Titeln bemänteln zu laſſen, um ihrem äußerlichen Daſein einen Schein zu geben, eigentlich aber helfen ſie zu nichts, und ſind allermeiſt, was noch ſchlimmer iſt, überhaupt unbrauchbar, weil ſie dieſe äußerlichen Merkzeichen für einen Stand halten, durch den man berechtigt ſei, an den Ehren und Vortheilen der Geſellſchaft einen verhältnißmäßigen, nicht geringen Antheil zu nehmen. Übrigens hält ſie ihr eingebildeter Stand von Geſchäften ab, wodurch ſie auf andere Weiſe brauchbar ſein könnten; und hierin ſind ſie meiſt zu entſchuldigen, weil in Deutſchland die Vorurtheile noch ſo

dick gesäet sind, daß man ohne eine Art von Usurpation kaum für einen rechtlichen Menschen passiren kann. Nur der Titel oder sogenannte Charakter stempelt den Menschen. Wenn ihm dieser Stempel fehlt, und er hat nicht das Glück, ein Baron zu sein, so ist es so gut, als wenn er gar kein Mensch wäre. Der Charakter eines freien, wohldenkenden und nicht unwissenden Mannes hilft ihm zu nichts. Selbst an Fürsten hab' ich dieses Merkmal gefunden, die sonst einige Zeichen der Aufklärung gaben, und am ersten über diese Vorurtheile des Standes hinweg sein könnten. Sie bezeigen höchstens noch für einige auserlesene Namen eine Achtung, und suchen sich zum Theil mit diesen nur zu behängen, ungefähr wie Schützenkönige mit ihren silbernen Blechen, nur um wieder einen neuen Staat von Eitelkeit vorzuzeigen. Leere Eitelkeit, die überall das Zeichen der innern und äußerlichen Armuth mit sich trägt, ist ohnehin das Kennzeichen des Deutschen von Stande. Auch der Edelmann, der mit Würde und Wohlbehaglichkeit auf seinen Gütern leben und das Glück seiner Unterthanen werden könnte, zieht es vor, die Livrée irgend eines großen Herrn zu tragen, um an einem Hofe zu prangen, wo sein Nichtsein nur durch den Abstand von ihm zu den noch ärmeren Bedienten bemerkbar wird.

Doch meine weiteren Bemerkungen will ich für ein anderes Schreiben aufbewahren. Leben Sie indessen wohl!

3.

Es ist doch ungeheuer, wie groß die Anzahl der Menschen in Deutschland ist, die zu dem Besten des Staats nichts beitragen, und doch das Beste von ihm verzehren. Prinzen, Hofleute, Militair, Jagd, und noch außerdem so viele Civil- und andere Bedienten, deren Anzahl, zu dem von ihnen gemachten Gebrauch, auf ein viel Geringeres herunterzusetzen wäre.

Lassen Sie es geschehen, daß die Ersteren ihr Recht vom Himmel selbst erhalten haben, die Güter der Erde unnütz zu verzehren, sich an dem langsamen Rade der bittersüßen Nothwendigkeit des Hoflebens täglich herumzudrehen. Wir wollen es uns zur Pietät rechnen, honett gegen sie zu sein, so lange sie sich nur selbst in diesen Schranken gegen uns erhalten. Freilich deutet die Anzahl der Gestirne auf Finsterniß und Kälte, uns es möchte wohl der bescheidene Zweifel aufsteigen, ob Eine oder ein paar der guten Sonnen (nicht so, wie wir sie seit ein paar Jahren gewohnt sind!) uns helleres Licht und mehr Wärme zuströmen dürften, als dieser ganze Sternenhimmel mit seiner Milchstraße? Doch dafür mag die Zeit sorgen, die durch ihre Umwälzungen auf die Nacht auch den Tag hervorbringt. Uns, denen das Schicksal ein besseres Loos zugewendet hat, als so manchen Anderen, wir können es geruhig abwarten; wir kennen noch Fürsten Deutschlands — aber ihre Zahl ist gering! — die der ganzen Nation den Wunsch abzwingen sollten, von ihnen allein beherrscht zu sein.

Von den Prinzen können wir gar leicht auf ihre Hofleute übergehen. Welches Land in der Welt hält eine gleiche Anzahl zum Theil ganz unnützer und schädlicher, zum Theil immer nur halbtauglicher Menschen im Staate, die seine besten Früchte und Ehren genießen, als Deutschland? Ich sage weiter nichts, denn die Sache fällt von selbst zu sehr in die Augen; aber wo ist bei der Anzahl unserer Hofleute (und Hofleute sind fast alle unsere Edelleute, denn der Edelmann schämt sich bei uns, nicht zum Hof zu gehören), wo ist da, sage ich, Patriotismus, Liebe zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes, ein Gedanke von uneigennütziger Aufopferung für dasselbe? Sind sie es nicht vielmehr beinahe überall, die der Aufklärung Hindernisse setzen, die dem guten Fürsten selbst zur Fortschreitung in derselben so viel möglich die Hände binden, die die nützlichsten Stände und die brauchbarsten Glieder heruntersetzen? Man forsche unter dem Volke, und man wird gewiß eher zehn

Männer finden, die mit Aufopferung für das allgemeine Wohl ihres Landes, ihres Fürsten, des Staates fühlen, denken und arbeiten, als Einen unter dem Adel. Was ist aber für Deutschland zu hoffen, so lange diese Classe von Menschen, die billig die Erste sein sollte, statt der Ehre höchstens nur der Eitelkeit opfert, und kein Gefühl für angeborene Würde, Rechte und Freiheit der Menschheit hat?

Ich schweige von dem Übrigen, aber das sage ich; wenn Verbesserung für Deutschland zu hoffen ist, wie sich doch die Nothwendigkeit täglich mehr zeigt und einzelne edlere Fürsten-Gemüther selbst sie fühlen: so muß sie da anfangen, wo jede gute Sache anfängt, beim Wahren, oder wenigstens beim eifrigsten Verlangen nach demselben. Wahres Verdienst, wahrer Wille muß vor allem Andern geschätzt werden. Es findet keine Convenienz hier statt, daß man diesen nur in seinen Geschäften billigt, übrigens aber vernachlässigt. Es muß nur Ein Geschäft sein, und dieses ist das Glück des Staats, das Glück Aller, jedes nach seinem Vermögen. Jeder kann und muß beitragen, und wo noch ein unbebauter Acker, wo noch ein Mensch ist, der unter der Macht der Vorurtheile, der Gesetze oder des Herkommens leidet, der nicht im Stande ist, seine Fähigkeiten nach dem Vermögen des Staats zu äußern, da ist Beschäftigung genug für den Staat, für Menschen, die sich unter einander lieben, und die den besten Genuß des Lebens nach dem Verhältnisse, wie es ihr Erdstrich erlaubt, sich zugeschworen haben.

Das wäre ein Staat — der unter uns für ein leeres Hirngespinnst anerkannt werden müßte, wenn nicht sein Grund im innersten Gefühl des wahrhaft gesellschaftlichen Menschen läge, und es vor allen Zeiten etwas Ähnliches schon gegeben hätte! Was sollte uns hindern, wenigstens auf das Ideal hiervon zuzuarbeiten? —

Über Polytheismus.

(1788.)

Die Götter sind von jeher nur aus des Menschen Brust entstanden. Nachdem in den Menschen mehr oder weniger ein Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, verbunden mit einer lebhaften beschränkten Sinnlichkeit, und etwas Neigung zur Speculation, nachdem wurden auch Götter, und nachdem gaben sie ihnen ernstere oder fröhlichere, dunklere oder lichtere Gestalten, und umhüllten sie noch mit einem Flor des Seltsamen und Unbegreiflichen.

Es gibt Völker, bei denen diese Regungen nie fühlbar geworden sind, und das sind Völker, die bei gesunden, aber etwas rohen Leibeskräften eine starke Sorge für das Irdische beschäftigt hat.

„Was meint ihr," fragte Pater Dobrizhofer einen der klügsten alten Abigoner, an einem sternreichen Abend, um den Feuerheerd mit ihm gelagert; „sollte dieses ganze Heer der Sterne, nebst Erde, Sonne und Mond, nicht ein weises, mächtiges Wesen hervorgebracht haben? Seht ihr doch, daß auf der Erde nichts ohne Ursache geschieht! Wie sollten solche Dinge ohne ein großes wirkendes Wesen entstehen können? Sagt mir, was denkt ihr davon? Was dachten davon eure Vorältern?" —

— „Guter Pater," antwortete der alte Abigoner, „unsere Vorältern dachten nie an so etwas. Sie bekümmerten sich

nicht um den Himmel und sahen sich nur auf der Erde um, wo sie Weide für ihre Pferde hernehmen möchten." — Auch sind die Abigoner sehr gesund, leben lange, und sind außerordentlich fertig in Leibesübungen.

Andere Nationen haben schon ein tieferes Gepräge der Reizbarkeit und des Nachsinnens gehabt. Die Egypter verehrten beinahe Alles, was sie sahen, als göttlich. Bei der großen und seltsamen Revolution, die ihr Land jährlich durch die Überströmung des Nils hatte, wurden ihnen die Wirkungen außerordentlicher Kräfte gleichsam sichtbarer. Das schnellerregte Leben aus den Fluthen und dem Schlamme des öden Wassers mußte ihre Sinne, zugleich mit dem Gefühle von Unterhalt und Nutzbarkeit, heftig erregen. Sie sahen ein plötzliches Dasein aus Nichts gleichsam vor sich entstehen. Insecten und Schlangen, die sich bewegten; Vögel, die herbeieilten, ihnen diesen unnützen Unrath vom Leibe zu schaffen; das Kraut zu ihrer Nahrung wuchs aus der durch sie gereinigten Erde. Der Stier, ihr treuester Gehülfe zur Vollendung ihres irdischen Daseins und Segens, erschien ihnen wie ein außerordentliches Wesen, und sie mußten ihn gleichsam in dem religiösen Gefühle für alle Dinge anbeten. — Hier war auch der Sitz der Vielgötterei; in diesem Lande haben sich die tiefsten religiösen Begriffe gebildet, und das aus sehr natürlichen Ursachen. Sie hatten auch Zeit, ihnen auf ihren einsamen Bergen, während der langen Überschwemmung, nachzuhängen; — denn gelinder Müßiggang ist meist immer die beste Mutter und Säugerin der Religionen gewesen.

Auch hatten die Griechen, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihren Polytheismus aus Egypten ererbt. Die Natur war aber bei diesen schon fertig und da; sie brauchte nicht alljährlich gebildet zu werden, darum wirkte sie auch auf andere Art auf dieselben. Hier waren Menschen, die sich bildeten oder gebildet werden sollten, und sie nahmen dabei die Figuren, unter

welchen die Egypter rohe Naturbegebenheiten vorstellten, und bildeten Helden daraus, oder menschliche Wesen von übernatürlichen Eigenschaften. Dieß war zu ihrem Gebrauch. Auch sorgten sie für scheinbare oder erdichtete Thaten bei denselben, und ließen ihnen viel von der Schwäche sinnlicher Leidenschaften, für die sie selber einen so großen Reiz hatten. So entstanden auch hier die Götter aus den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens.

Was weiter mit diesen Göttern vorgefallen sei, weiß man aus der Geschichte, und daß die verpflanzten Götter immer wieder viel von dem Charakter und dem Bedürfniß des Landes annehmen mußten, worein sie waren versetzt worden. So spielt Mars immer bei den Römern die Hauptrolle, während bei den Griechen Phöbus die wirksamste Gottheit war.

Unter diesen roheren Begriffen der Völker bildete sich aber immer mehr und mehr die weise Abstraction einzelner Menschen. Sie fühlten höhere Bedürfnisse des Geistes, selbst der Sinnlichkeit. Sie putzten daher die blos sinnlichen Gestalten zu einem höhern Dasein aus. Sie machten bald aus Cypris die Göttin reinerer Vergnügens und feinerer Sinnlichkeit, und stellten sie zuletzt als Venus Urania dar. Apollo ward ihr lebendigster, feinster Gott; er hatte Schönheit, Thaten, Lieder und Weisheit; und zugleich fühlten sie auch, daß sie dem himmlischen Chor einen Vorsteher, einen Alten, geben müßten, und so ward Saturn und nach ihm Jupiter bestimmt. Hier ward immer Sinnlichkeit mit feiner Betrachtung und Abstraction vermischt, und dieß gab der griechischen Göttergeschichte eine so reizende Bildung, so hohe geistige und zugleich faßliche und sinnliche Gestalten.

Dieses hohe Gemisch von geistigem und sinnlichem Reize, das sich nur bei einem ähnlichen, gleich geistig und sinnlich gemischten Dasein erhalten konnte, ging verloren; die Menschen wurden wieder Barbaren, roher als vorher, doch blieben

die Spuren des Geiſtes und der Sinnlichkeit hie und da zerſtreut liegen. Was daraus geworden iſt, wiſſen wir. Von einem Volke, dem die Knechtſchaft die Gefühle ſeinerer Sinnlichkeit benommen hatte, und das doch in ſich geiſtig, ſtolz und ſtrenge war, pflanzten ſich die Begriffe von einem Einzigen, allmächtigen, vorſorgenden, ganz geiſtigen — aber zugleich parteiiſchen, hitzigen und ſtrengen Gotte fort. Dieſe milderten ſich in dem Geiſte des Chriſtenthums, und da jene ſinnlich-geiſtige Menſchheit zerſtört war, und der Barbarenſinn ſich, auf den Trümmern derſelben, zur ſeinern Habſüchtigkeit gemildert hatte, ſo wurde der Geiſt des Chriſtenthums unter habſüchtige politiſche Eigenſchaften gemiſcht, und ſo entſtand dieſe fürchterliche Zuſammenſetzung von reinem abſtraktem Geiſt und roher ſinnlicher Barbarei, und die griechiſchen Künſte wurden höchſtens nur zum Theil zu geiſtlichen Gewändern und zu Auszierung von Gebäuden und Bildern für dieſe himmliſchen Barbaren, die wir Heilige nennen, angewendet.

Dieß iſt der Geiſt und das Daſein des Papſtthums bis auf den heutigen Tag. Was folgen mußte, iſt zum Theil auch jetzt ſchon klar. Der Geiſt der Barbarei bleibt unter Noth und Knechtſchaft. Da iſt an kein freieres ſinnliches Daſein zu denken, oder es wird zur Üppigkeit, zu Stolz und Übermuth. Aber die Hülfe der Zeiten, Kenntniß und Wiſſenſchaft, drängt ſich doch immer ausgebreiteter fort; das Sinnliche zerfällt, und bleibt mehr oder weniger in ſeinem bloßen Naturrecht, und es etablirt ſich, wenn ich ſo ſagen darf, ein neues Geiſterreich, enger zuſammengedrückt in ſeiner wahren Weſenheit, unter Rauch, Dunſt und falſchem Schimmer ſich emporarbeitend — aber deutend der Welt, daß menſchliche Eigenſchaften in keinem feſt umſchloſſenen Kreiſe wirken ſollen, daß immer ein anderes Daſein unter anderer Geſtalt hervorkomme, und daß Geiſt und Licht doch die letzten Vollkommenheiten ſind, zu welchen das menſchliche Daſein durch alle andern Zuſtände nur zubereitet wird.

Von dem Alter des Mannes die aufblühende jugendliche Sinnlichkeit wieder zu verlangen, hieße ein quid pro quo von der Natur fordern. Unsere Denkungsart kann, bei allen äußerlichen Umständen hiezu, nimmermehr in die Zeiten der Griechen und Römer zurückschwinden. Bacchus und Venüs, und der kleine Cyprigor, erscheinen bei uns in anderer Gestalt; sie sind mit uns zu Männern geworden. Wir kosten ihre Reize und erheitern uns mit ihnen; aber sie müssen auch mit uns über etwas zu schwätzen wissen, sonst schicken wir sie bald wieder in die Gesindestube zurück, um sie nur zu rufen, wenn wir sie nöthig haben, oder wir treiben sie gar zu den lüderlichen Buben auf die Straße hinaus. Als Gottheiten verehren wir sie nur, so lange sie bei uns artig sind, so lange sie die Reize des Lebens für uns erhöhen helfen; aber wir haben doch den Begriff, daß sich Bacchus, nach seinem langen Herumziehen auf den Hügeln, hätte ennüyiren können, und daß es nicht ungereimt sei, über die Natur des geistigen Getränkes etwas zu denken; daß Venus bald ermüdet und sättigt, wenn sie nicht geistige Reize zu verbreiten weiß, daß alle Gegenstände davon annehmen, und daß sie die Welt mit Ideen bald so angenehm befruchten könne, als mit Kindern; und endlich, daß der kleine Amor seinen Bogen auch wohl zuweilen höher richten dürfe, und daß für ihn, am Himmel und auf der Erde, Herzen genug brennen, die seine feurige Luft hinlänglich erregen und stillen könnten.

Wir wollen also keinem dieser Götter ihr Recht bei uns versagen, so lange sie sich nur auch ein wenig nach unsern Sitten und Umständen einrichten. In den metaphysischen Zirkel sich zu wagen, ist diesen artigen Gottheiten ohnehin nie beigekommen. Sie wissen wohl, daß sie blos auf der Stelle zu Hause gehören, und daß sie mit der Unendlichkeit der Natur und den mannigfaltigen Vorstellungen davon in keinen Gegensatz zu bringen sind. Sie selbst genießen nur ihres Einflusses mit uns, und wenn sie hie und da auf der Erde etwas negli-

girt werden, ſo ſind ſie nicht gleich ſo empfindlich, um ſich mit der Allmacht abzuwiegen, oder zu wähnen, daß das Grundweſen der Natur dadurch zerſtört werde.

Das und das Andere kann gar wohl mit einander und ohne einander beſtehen, und des Menſchen Glück beſchifft ſtets neue Inſeln.

Des Menſchen Leben und Streben.

(1788.)

Der Menſch, ſo wie er auf dieſen Schauplatz der Erde geſetzt iſt, und ſich nun zu erkennen anfängt, iſt ſich ſelbſt ein wunderbares Daſein. Im Streit mit mehreren Weſen, die eines nach dem andern, und oft mehrere zuſammen, nach dem Beſitz von ihm zueilen, weiß er nicht, wem er angehört, der Erde oder dem Himmel, dem Vergnügen, der ſinnlichen Luſt, der Ehre — oder der Verläugnung von Allem zugleich. Dieß reißt ſein Herz auf mancherlei Seiten, und bringt ihn auf die Wogen des Schickſals. Ein Sohn der Erde, wer hat mehrern Anſpruch auf ihn, als ſie? Sie hat ihn aus ihrem Schooße geboren, mit ihren Früchten ernährt, ihr Hauch umweht und erwärmt ihn, in Nichts iſt er von ihren übrigen Kindern unterſchieden, als daß ſie ihm eine höhere Geſtalt und mehr Fähigkeit gegeben hat, des Glücks ihrer Geſchenke zu genießen. Aber eben darin liegt es, daß er, wie die Söhne der Reichen, das nun nicht mehr achtet, wonach Andere ſo begierig ſchnappen. Die bloße ſinnliche Luſt wird ihm bald zum Ekel; die Nahrung ſelbſt, der erſte heiße Grundtrieb aller lebenden Weſen, wird aus dem Bezirke ſeiner höhern Verlangungen zurück- und der bloßen Nothdurft angewieſen; er ſucht ſich ein neues Reich zu erbauen, hoch über der thieriſchen Natur; neue Ausſichten, höhere Anlagen ermuntern, beſchäftigen, erheben ſeinen Geiſt; er glaubt ſeinen Tritt hinweg und ins Unendliche wagen zu dür-

fen, und verläßt oft, mit zu ſichtbarer Gefahr, den Boden der guten Mutter, die ihn erzeugt, gepflanzt und gebildet hat.

So iſt der Menſch; ſchön in ſeiner Anlage, hoch in ſeiner Beſtimmung, doch, indem er gleichſam über ſich ſelbſt hinaus will, ſinkt er wieder herab, und gibt das Zeugniß, daß auch er Staub und Aſche, eine aufſchwellende farbengaukelnde Seifenblaſe ſei, die der allgemeine Wind des Schickſals wieder hinwegtreibt.

Iſt dieß Alles, was uns von der lange geführten Rechnung unſres Lebens übrig bleibt? Aufblühen und vergehen, Geſchlechter nach Geſchlechtern, Meinungen, Empfindungen, Anſchläge und Anſtalten der Sterblichen, nach andern Meinungen, Hoffnungen und Anſtalten? — Dieß Bild der Gedanken erzeugt ſich ödetraurig in der Seele eines Menſchen, den die ſteigende Gewalt der Lebensgeiſter nach und nach verlaſſen, und der nun, beſchränkt und ermattet, in den engen Umkreis ſeiner Geſichtslinien wieder niederſinkt.

Iſt dieß nun aber wahres Daſein der Dinge und Menſchen, oder iſt der Menſch, der doch Herr und Meiſter der denkenden Natur iſt, keine andere Beziehung der Dinge unter ſich zu bemerken fähig? —

Hier haben Viele das große und mannigfaltige Gebäude der Religion anzulegen für gut befunden. Und in der That iſt es in der Natur des wiſſendunwiſſenden Menſchen, ſeinem Verlangen eine Grenze zu ſetzen, die, indem ſie das Weitere nicht verſperrt, zugleich ſeinen ſinnlichen Blick befriedigt. Aber dieſe ſo große und ſo allgemeine Anlage in der menſchlichen Natur, iſt ſie auf ſo wenig gerichtet? Strebte die göttliche Mutter nur, dieſe höchſten und reinſten Bedürfniſſe in der menſchlichen Seele zu erwecken, um ſie mit ſpielenden Gaukeleien zu hintergehen, oder ihr alberne Mährchen und Geſchichtchen vorzuerzählen? Nein; die Natur iſt nie unbedeutend, nie unmeinend in ihren Anlagen. Wo es liegen möge, laßt uns

das Räthsel aufsuchen; es liegt doch gewiß nur an uns, wenn wir es nicht finden.

Laßt uns den Faden unsrer Rede von vorn wieder aufsuchen, und uns den Menschen herstellen, wie er, getrieben von seinem wachsenden Verlangen, nach dem Unendlichen strebt, die Erde verachtet und ferne unsichtbare Gestalten zu erreichen sucht. Der wachsende Keim des Kindes war nur auf seine Unterhaltung bedacht, seine Spiele, seine Nahrung, seinen Zeitvertreib. Jetzt gehen die Blüthen auseinander, und damit geht die Gewalt des Triebes auf Andere hin; erst nur, als ein erweitertes Selbstgefühl, auf das theilnehmende Geschlecht, das seinen süßen Trieben Bestimmung und Ausfüllung giebt, und dann immer weiter und weiter, von Privatgefühlen fort, zur weitern Einwirkung in seine Gegend, sein Volk, Welt und Nachwelt, wo es möglich ist.

Halt ein, strebender wirkender Geist! Wo verlangst du hin? Wenn Du das Ziel deiner Wünsche falsch ermissest, so wird der Pfeil von dem ungewissen Gegenstand abglitschen, oder wohl gar seine Spitze wieder nach dir wenden. Such' es auf, wo es zu finden ist, wenn es dich nirgends befriedigt! Wenn du es aber nicht weißt, so erlaube mir, daß ich dir unterdessen einen meiner wachenden Träume erzähle!

Es schien mir, als wenn ich durch Fasten und Wachen und verzehrendes Gebet endlich einen der hohen Geister des Himmels vermocht hätte, mir zu zeigen, was sich bei Gründung dieses Erdballs zugetragen. Er sagte so: (und der ewige Nachhall hallt durch meine Ohren)

„Tausende der rohen Welten und Tausende hatten schon verlebt. Aus ihren Aschen bildeten sich Keime zu einem vollkommnern Dasein. Alle der Stoff untheilnehmender Materie war verschlungen. Es sollte eine Welt erbaut werden, die aus purer Liebe bestände. Schon gatteten sich alle Elemente, die vorher im wilden unfruchtbaren Streit lagen, zusammen. Ihr Zwist wurde nur ein Liebeszwist, der immer neue Ge-

ſtalten hervorbrachte. So ward das Ganze gleichſam zuſammengebacken zu Einem Teig, wo nur ſtreitende Liebe und ſuchende Liebe der Keim zu ſteter neuer Entwicklung ſein ſollte. So entſtand Eure Welt; und es ward beſchloſſen, daß kein Geſchöpf in ſich allein ein vollkommnes Maß der Glückſeligkeit erfüllen ſollte, ſondern alle in allen, und jedes in dem andern; worin die Maſſe der Glückſeligkeit dieſer Erde zu einem ſchönen Ganzen heranwüchſe, und Ein reifenderes Gewächs, künftig noch zu einem glückſeligeren Stande der Wärme und des Lichts könnte herangebracht werden.“ Dieß ſagte mir der Geiſt und verſchied.

Ich dachte nach, und wirklich verhielt es ſich ſo. Der Menſch geht in andre Menſchen über, Geſchlechter in Geſchlechter. Kein Menſch iſt vollkommen glücklich für ſich. Was er ſelbſt vorzüglich erworben, überläßt er wieder Andern; ein Staubkorn von ihm befruchtet die nächſtkommende Welt, und die Wirkungen ſeines eingebildeten Ichs zeigen ſich nur in der Maſſe, von der er ſelbſt ein Theil iſt, und nie ſich, außer derſelben, einen großen und bleibenden Theil eines abgeſonderten Vergnügens erwerben kann. So geht er in's Ganze über, und das Ganze in ihn.

Über die Nothwendigkeit der Bildung des Menſchen zur Intelligenz.

(1788.)

Die meiſten Übel des menſchlichen Geſchlechts ſind Kinder einer irrigen Vorſtellungsart. Man klagt über Folgen ſeines eignen unrichtigen Betragens, als über Härten und Grauſamkeiten des Schickſals; man klagt für ſich und für Andere über Dinge, die oft leicht zu vermeiden waren, oder die eine unvermeidliche Folge der Situation ſind, in welcher wir uns durch eignen oder Andrer Irrthum befinden.

Die Klagen der Menſchen über den Unverſtand, die Bosheit und Verderbtheit ihres Geſchlechts ſind etwas, woran wir ſchon von Alters her gewöhnt ſind. Man hat alle Weisheit, beinahe allen Stoïcismus erſchöpft, um ſich hierüber ein Genüge zu thun. Die Guten fanden zuletzt kein anderes Mittel, als ſich in ſich ſelbſt einzumauern, und ſo der allgemeinen Peſt zu widerſtehen, von welcher ſie das geſammte Menſchengeſchlecht angefreſſen glaubten, und nur durch dieſe untheilnehmende Verwahrung ſuchten ſie ſich von dem Zwange, mit andern, ihnen fremden und widrigen Naturen umzugehn, loszumachen.

Ob dieſer hohe Stolz wirklich in der menſchlichen Natur gegründet ſei, iſt wohl eine andre Frage, worüber man ſich weniger Muße und Gelegenheit nahm, Unterſuchungen anzuſtellen. Man folgte dem erſten edlern Inſtinkt. Man fühlte

mit einem erhabenen Eifer, daß es nothwendig wäre, gut zu ſein, daß die wahre Glückſeligkeit des Lebens nur auf moraliſchen Gründen zu befeſtigen ſei, und ſo in dieſem ſteilen Anlaufe, gleichſam aus den Pfützen des Lebens, trat man Alles zu Boden, was nicht nach dieſem hohen Ziele ſtrebte, oder was auf minderer Höhe nur zu angenehmer Lieblichkeit ſich wandte. So trat die ſtolze ſtoiſche Secte die feinere epikuräiſche zu Boden und verachtete ſie, gleichſam als wenn dem nackten Felſen, blos ſeiner Höhe wegen, der Vorzug vor dem lieblichern Thale gebührte.

Wir ſind von keiner Secte, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß Menſchen, denen es doch blos um die Wahrheit ſollte zu thun ſein, nie möchten von einer Secte geweſen ſein. Selbſt der Name ſchließt den Begriff von freier Unterſuchung und Erkennung jeder Wahrheit aus. Wie konnten Menſchen ſo ſehr die Natur der Wahrheit verfehlen, um ſolche für ein Feld zu nehmen, das ſich gleichſam umſtecken ließe, und das nicht mit jedem Augenblicke denkender Weſen alte Furthen verläßt, um neue weitere Ufer zu umfaſſen!

Wir wollen der Noth, ich will nicht ſagen der Gemächlichkeit, weiſer vortrefflicher Menſchen voriger Zeit hierin nachgeben. Sie ſelbſt beweiſt uns, daß das Licht der reinen Wahrheit erſt, wenn ich ſo ſagen darf, funkenweiſe erhaſcht werden müſſe, und wo irgend ihre heilige Fackel entzündet worden iſt, ſolche lange als ein geweihtes Geheimniß, deſſen Strahl nur Wenige zu erleuchten würdigt, zu verehren ſei. Alles entſteht und bildet ſich in der Natur nach und nach; und ſo auch iſt es dem ihr angehörigen Menſchen, als dem Gipfel aller Naturkräfte, vergönnt und gleichſam angewieſen, nach und nach nur eben dieſes Geſetz der Natur durch ſich ſelbſt zu erweitern und zu befolgen. Wer den Zuſammenhang der Dinge, den Übergang des Phyſiſchen in das Moraliſche, wie man ſich auszudrücken pflegt, von einer andern Seite betrachtete, der würde wahrſcheinlich tief irren, oder dieſem Zuſammenhange, dieſem

Fortgange ins Weitere der bildenden Natur wenig heitere Betrachtung geſchenkt haben. Wer, zum Beiſpiel, das Menſchengeſchlecht als eine ſeinem Hauptweſen nach ganz verſchiedene Gattung von den übrigen Erdgeſchöpfen nehmen wollte, wer davon ausginge, ihre Neigung zum Verſtändigen nicht als Anlage, ſondern als einen im Himmel bereits gebildeten und nun auf die Erde gefallenen Funken, als ein Licht zu betrachten, das nur durch die groben irdiſchen Dünſte zurückgehalten würde, in ſeinem angeborenen Glanze zu ſcheinen, der würde nur ſo weit irren, daß er das, was der menſchlichen Natur durch mühſame Folgen zu erreichen ſteht, als eine bereits beſeſſene Eigenſchaft vorausſetzte, daß er alſo das Letzte für das Erſte nähme, und er würde ſomit, wenn es auf Beurtheilung oder Bildung menſchlicher Eigenſchaften ſelbſt ankäme, ein unrichtiges Urtheil oder eine unangemeſſene Behandlung eingehen, womit die Natur der Sache ſelbſt nie ganz übereinſtimmen könnte.

Wenn wir hingegen, bei reifer Betrachtung der Dinge um uns her, wahrnehmen, daß alle Dinge, die unſerer Kenntniß unterworfen ſind, von Einer Linie ausgehen, und wir nur auf dieſe Weiſe den Zuſammenhang des Ganzen faſſen können: ſo werden wir auch, dieſem gemäß, die rohere Materie immer in feinere Bildung übergehn ſehen, bis ſie endlich durch Anſchaffung, Zertheilung und Bearbeitung mannichfaltig geläuterter und wirkſamerer Elemente eine beſeeltere Lebenskraft annimmt, und ſo in den Geſtalten lebender Creaturen auf den Spitzen der Dinge einhergeht, die ſie ſelbſt haben entſtehen machen, und durch deren fortdauernden Genuß ſie allein beſtehen und ſich in ähnlichen Weſen fortpflanzen können.

An der Spitze aller dieſer Weſen ſteht der Menſch, die vollkommenſte und letzte Geſtalt der Erde, der Zuſammenfluß ihrer geläutertſten wirkſamſten Kräfte. Er iſt der betrachtende Spiegel der Natur, in dem ſich alle ihre Reize, alle ihre Eigenſchaften und Vollkommenheiten zuſammendrängen, der aufrecht und mit heruntergebogenem Haupte ſie alle in ſich aufzu-

nehmen bereit ſteht. In ihm entſpinnt die Natur, als durch ein neues Medium, neue Kräfte, neue Wirkungen, neue Combinationen und Harmonieen der phyſiſchen und nun durch ihn intellectuellen Welt; die Welt ſelbſt erreicht durch ihn ihr vollkommenſtes, glänzendſtes, edelſtes Anſehn. Welche Bildungen nimmt die Erde unter des Menſchen Hand an! wie gebaut, wie geordnet, wie geſchmückt ſteht ſie da! Der Menſch iſt das Werkzeug der letzten und höchſten Bildung der Natur, die wir Kunſt nennen und die wir durch Kunſt nur erreichen. Hier iſt kein Ziel der Erweiterung, hier iſt kein Aufhören der Geſtalten, Kenntniſſe und neuen Verbindungen. Die Natur erkennt ſich, fühlt ſich, liebt und bewundert ſich erſt im Menſchen. Wie todt, wie öde, wie geiſtlos würde Alles ohne den Menſchen ſein! Er iſt gleichſam das Hirn der Schöpfung. Durch ihn denkt ſie, und ohne ihn würde ſie gewiſſermaßen ſinnlos ſcheinen, und einem Körper gleichen, der dieſes alleredelſten Theiles beraubt wäre.

Dieß iſt der wahre Standpunkt des Menſchen in der Natur.

Warum erfüllt der Menſch nicht immer und überall ſolchen Beruf auf der Erde? Dieß iſt der Punkt, welcher zu unterſuchen wichtig iſt. Wenn neue geordnetere Bildungen durch das Daſein des Menſchen möglich ſind, ſo iſt es die Natur ſelbſt, welche ſie durch ihn beſtimmt, und der Menſch hat noch einen andern natürlichen Genuß, einen andern Trieb des Daſeins vor den übrigen Thieren voraus, außer dem bloßen Leben und der Verzehrung der Früchte auf dieſer Erde, auf der ſie gleichſam reif geworden ſind. Dieß iſt unläugbar; und was in der Natur einiger Menſchen liegt, muß in der Natur aller Menſchen, mehr oder weniger, als Keim wenigſtens verborgen liegen. Offenbar iſt aber der beſſere Genuß eines Weſens mehr in ſeiner Natur, ſonſt würde er nicht der beſſere für ihn ſein, und wenn der Genuß intellectueller Fähigkeiten und Kräfte, bei dem Menſchen, der ſolche beſitzt, ein un-

gleich höherer Genuß und der eigentlichſte ſeines Lebens iſt, ſo ſcheint es, daß auch das eigentlichſte Daſein des Menſchen in Entwicklung derjenigen Kräfte liegt, welche den intellectuellen Genuß hervorbringen.

Wenn dieß die hohe Beſtimmung der Menſchenart iſt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, wenn die Natur durch ihn zu dieſer Vollkommenheit hinaufſtrebt, ſo ſtrebt ſie dahin auf einem natürlichen Wege, d. h. der von den leichteſten Linien und Anlagen anfängt, oft durch Hinderniſſe unterbrochen werden kann, viel von glücklicher Zuſammenſtimmung der Umſtände abhängt, und früher oder ſpäter, ſo oder ſo, ſeinen urſprünglichen Trieb zur Bildung und wirklichen Darſtellung vollendet.

Dieß ſcheint der Weg der Natur in allen Bildungen zu ſein, und ſo iſt es auch beim Menſchen; nur ſcheint ſie bei dieſem nach und nach einen Funken zu erwecken, der nach eigner Bildung ſtrebt, und ein Vermögen zeigt, das auf ſich ſelbſt, durch eigene Kraft, die Grundgeſetze der Natur anzubringen und zu erweitern fähig iſt.

Auf derſelben Grundlinie mit den übrigen Thieren erbaut, nur mit etwas feinerm Stoffe, hat er alle ihre Arten zu genießen, und in dieſem Genuß die Möglichkeit, ein etwas beſſeres thieriſches Daſein und Glück ſich zu verſchaffen. Wo dieſes thieriſche Glück zu höherer Vollkommenheit gedeiht; da entzündet ſich zuerſt der Funke eines höhern Bedürfniſſes; es wächſt und entwickelt ſich der Trieb, ſelbſt Bilder zu wecken, und dieſer Trieb beſchränkt ſich anfänglich auf ſinnliche Geſtalten und Bedürfniſſe, bald treibt er zurück auf ſich ſelbſt, ſucht ſich ſelbſt zu bilden und zu erhöhen, und bringt nun durch ſein eignes vollkommneres Werkzeug, wozu er ſich ſelbſt gleichſam geformt hat, die ſchönſten Geſtalten der Erde, Weisheit, Kunſt, und in irdiſchem Daſein jede himmliſche Weſenheit zur Darſtellung und Erweckung.

Dieſer Gang der Natur offenbart ſich ſchon zuweilen bei einzelnen ausgezeichneten Menſchen, die unter glücklichen Um-

ſtänden und einer reinern Himmelsluft geboren ſind; bei andern bricht er nur als Keim hervor, der aber durch Froſt und Ungewohnheit der Mitmenſchen bald wieder unterdrückt, wenigſtens geſchwächt und beſchädigt wird. So wächſt irgend eine ausgezeichnete Blume, durch einen beſſern Stand und mildern Zufluß des Bodens begünſtigt, unter einer Menge wilder Blumen, die vielleicht, durch ähnliche Umſtände geſchützt, alle auf dieſelbe ausgezeichnete Art blühen würden.

Des Menſchen Zuſtand aber iſt, vor allen andern Weſen, ein der Bildung fähiger; und daß ein ähnlicher Fortſchritt derſelben, mehr oder weniger, auf die Natur Aller überzutragen ſei, iſt kein Zweifel, da wir gezeigt haben, daß ſolche Fähigkeit bereits in der Grundlage ſeiner Natur enthalten ſei. So lange aber dieſe Richtung in halbvollendeten Zwecken ſchwebt, ſo bringt ſie, natürlicher Weiſe, dieſe unendliche Reihe von Übeln hervor, die wir vorzüglich an dem Menſchengeſchlechte beklagen. Vernunft und Unvernunft, wie wir es benennen, oder eigenthümlicher thieriſcher Inſtinct, die durch Unterordnung zu einem höhern Endzweck des Glückes beſtimmt werden ſollen, liegen bei dem Menſchen im Zweikampf. Dieß iſt der Zuſtand, worin ſich die Menſchen bei halbgebildeten Eigenſchaften befinden; der Ganzwilde kennt ſolchen nicht. Er hat keine Reue, keine Gewiſſensbiſſe, weil er dahin geht, wohin ihn die Natur zeigt, und ſein Ziel iſt ſehr beſchränkt. Hingegen der angefangene, der halbvollendete Menſch der Vernunft hat tauſend Ausſichten, tauſend Rückfälle. Einmal erhebt ihn der entzündete Funken, und zehnmal reißt ihn die thieriſche Neigung wieder zurück. Dieß iſt aber noch nicht das ganze Übel, das daher entſpringt. Alle menſchlichen Übel, die uns zu unſerm Unheil ſo ſehr von den Thieren unterſcheiden, haben hier ihren Sitz. Der Menſch miſcht beide Eigenſchaften, die thieriſche und die verſtändigordnende, oder die menſchliche, untereinander, und macht ſich dadurch tauſend verſchieden abwechſelnde, dunkle oder ſchimmernde Irrwege. Sein thieriſcher Inſtinct wird durch den Theil von

beigemiſchter Vernunſt irregeführt oder geſchwächt. Nun iſt er weder Thier noch Menſch; ein Halbweſen, ein Chaos in der Schöpfung. Er widerſpricht ſich beſtändig, und iſt ſein eigener Antipode. Er baut Syſteme auf, er ſtiftet Religionen, um dieſem höher entzündeten Funken genug zu thun, um das Thieriſche und Menſchliche gleichſam mit einander zu verſöhnen, und durch ein Drittes Befriedigung für Beide zu ſchaffen. Umſonſt! Immer iſt noch ein Streit in ihm, der ſich freilich manchmal durch ſtarke Richtung auf irgend ein Heilmittel, oder durch Gefangennehmung ſeines beſſern Theils auf eine Zeit lang beſänftigen läßt; aber immer bleibt er das doppelſinnige Thier, immer reimt ſich in ſeiner Natur das Hohe und Tiefe nicht zuſammen.

Hier nun, deucht mich, löſet das Räthſel ſich von ſelbſt auf, das ſo viele Weiſen und denkende Menſchen, ſo manche Zeiten hindurch, zum Theil mit nagendem Kummer vergeblich angeſtaunt haben. Sie gingen nämlich von einem falſchen Prinzip aus. Sie nahmen den menſchlichen Geiſt als einen vom Himmel geſunkenen Funken, und fragten: warum iſt er hier auf der Erde mit ſo viel Hinderniſſen und Übeln umringt? Oder ſie ſetzten in der Bitterkeit ihrer Laune die menſchliche Natur ganz zum Thiere herab, und waren doch gezwungen zu fragen: warum iſt dieß Thier noch mit ſo viel Licht beſchenkt, das ihn nur auf ſeiner Bahn mißleitet und oftmals unter andere Thiere heruterſetzt? Hätten ſie die Vernunſt bei ſich ſelbſt und bei ihrem lieben Geſchlechte für das erkannt, was ſie wirklich iſt, für Anlage, für die Fähigkeit, durch mehrere einzelne Bemerkungen ein Bild der Vollkommenheit in ſich zuſammenzuſetzen und alsdann nach Maßgabe der Umſtände ſinnliche Dinge außer ſich zu bilden, und durch dieſe angewandte Bildung auf ſein eigenes Ich, neue Weſen gleichſam zu erwecken und die Erde auf den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu ſtellen; hätten ſie erkannt, daß der primitive Zuſtand der Menſchen, bei denen dieſe Fähigkeit noch nicht erweckt worden, ein thie-

riſcher ſei, daß er aber, ſobald er gereizt und erweckt worden, dieſe thieriſche Schläfrigkeit und Genügſamkeit benehme und zu neuen Leidenſchaften anſporne; daß der Funken davon, je nachdem er auf einzelne Gemüther von veränderten Anlagen und dringendern Umſtänden hinfalle, auch mit mehrern und verſchiedenern Hinderniſſen zu ſtreiten habe; daß, ſo lange er nicht bis auf einen gewiſſen Grad in der ſie umgebenden Geſellſchaft oder in dem Lande, das ſie bewohnen, oder bei dem ganzen Menſchengeſchlechte gereift ſei, ſtets mit zunehmender Vervollkommnung einzelner Exiſtenzen, ein trüberer Schatten auf den übrigen Reſt fallen müſſe, und daß alſo, ſo lange dieſes vernünftige Gleichgewicht in der Welt nicht feſtgeſtellt ſei, wenig Friede und nur abgebrochene Freuden zu hoffen ſeien, und daß, anſtatt dieſen Zuſtand als Peſt und Strafe des Menſchengeſchlechts anzunehmen, ſolcher vielmehr ein Segen für das Ganze ſei, indem ſich daſſelbe dadurch endlich doch in etwas reinigen und beſſern müſſe, und wo kein gleicher Zuſtand der Theile vorhanden iſt, auch kein Gleichgewicht möglich ſei, Gleichgewicht aber bei Unverſtand einen gänzlichen Mangel des Verſtandes vorausſetze.

Obgleich der Menſch die Innigkeit ſeines Daſeins vor aller übrigen Natur am meiſten empfindet, indem er des ſtärkſten Bewußtſeins allein fähig iſt, und ſo ſeine Individualität von den übrigen Weſen gleichſam losreißt und ſich auf den höchſten Punkt des Selbſtgefühls ſetzt; ſo bleibt er deſſenungeachtet ſtets nur ein Theil ſeiner eigenen Art, und ihn treffen die Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, die dieſer Art unter dieſen oder jenen Umſtänden zufallen. Kein Menſch hat ſich noch ganz über das Schickſal ſeiner Zeitgenoſſen, unter dieſer oder jener Lage, unter dieſem oder jenem Himmelsſtriche, hinwegzuſetzen vermocht. Schatten und Licht ſeines Zeitalters ſind immer auch auf ihn zurückgefallen, und ſo wie er die Vorzüge deſſelben mit genoſſen, ſo hat er auch für die Fehler und Irrthümer des Allgemeinen gelitten.

Das Menschengeschlecht ist in der That noch in seiner Kindheit, und so wie die reiferen Kräfte des Mannes erst die wahre Wirksamkeit der Verstandesfähigkeiten entwickelt, so hat die Welt bisher in kindischeren und jugendlicheren Übungen ihre Zeit zugebracht, bis mit dem Alter derselben auch allgemach der Verstand zu reifen anfängt, und ihr erlaubt ist, einer vielleicht minder fröhlichen, aber unter anderer Gestalt würdigern und glücklichern Folgezeit entgegen zu sehen. Das Alter der Welt aber reift nicht wie des Menschen Alter in einzelnen Jahren, und so wie bei diesem immer noch unausgebildete Theile übrig bleiben, so werden auch noch lange, und vielleicht immer, unausgebildetere Theile der ganzen Menschheit zurückbleiben. Auch hierin wird die gesammte Art dem einzelnen Individuum gleich sein, und wie bei diesem die einzelne Bestrebung und Erziehung viel hilft, um ihn zu einem höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen, so wird auch das ganze Geschlecht weiser oder unweiser, glücklicher oder thörichter, den Punkt seiner Zeitigung erlangen, je nachdem die einzelnen Mitglieder mehr zum Bau, zur Erziehung des Ganzen beigetragen haben. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben die Bemühungen aufgeklärterer Seelen einen großen Werth; die Wahrheit hat Hoffnung, auf der Erde ihr Recht, ihr Licht und ihre Wärme zu erhalten, und wer dagegen sündigt und ihren Schein zurückhält oder verdunkelt, wird mit Recht für einen Verbrecher gegen das gesammte Menschengeschlecht, gegen das Höchste und Heiligste der Natur gehalten. Alle Triebe der Menschheit, so verborgen und eingehüllt sie auch sein mögen, wenn sie in der Natur selbst liegen, sind Keime einer gewissen Frucht; und wie läge denn im Menschen dieser unaufhaltsame Trieb nach Wahrheit, der, wo er einmal richtig gefühlt wird, Leben und Tod besiegt, selbst wo er wirkungslos verkannt wird, als ein Heiligthum in unserer Brust getragen, unter Schmach, Pein und Verhängniß unser Leben nährt, wie hinge der mit den übrigen Gesetzen der Natur zusammen,

wenn er nicht irgendwo auf eine allgemeine Wahrheit deutete, auf ein Reich derſelben, das noch unter Menſchen zu errichten ſteht, und wozu, als zu einem Baume der Glückſeligkeit, die frühertreibenden Sproſſen nur als Hülfsblätter dienen, die Frucht und den Reichthum des Ganzen vollblühender zu machen.

Wenn wir nun ferner die Fortſchritte und Bemühungen des menſchlichen Geiſtes, ſo fruchtlos, abgeſchmackt und albern ſie auch einzeln zum Theil erſcheinen mögen, unter dieſen Geſichtspunkt bringen, daß wir ſie nämlich nicht mehr als Abſtrahlungen eines himmliſchen Funkens betrachten und vergleichen, ſondern vielmehr als Triebe, als Funken, öfters nur als Dampf und Rauch umhüllte Gährungen zu einem reinern Licht: ſo werden wir nicht nur gegen Alles, was Menſchen in dieſen Bewegungen hervorgebracht haben, nachſichtiger werden, ſondern wir werden auch eine reiche Erndte nützlicher Vergleichungen, ſelbſt aus den Verachtetſten, ſammeln können, und finden, daß ein Kern der Wahrheit auch aus der roheſten Frucht ſich zu entwickeln ſtrebt, und daß allgemeine Triebe und Grundgeſetze derſelben in jeder Bruſt verborgen liegen. Secten und Religionen, welche ſich das Anſehen gaben, als wenn ſie ganz allein für ſich im Beſitz der reinen Wahrheit wären, haben freilich den Fortgang derſelben ſehr gehindert, da die Natur des beſchränkten Menſchen ohnedieß dahin verlangt, ein gewiſſes Ganzes zu umfaſſen, und er nur deſto eiferſüchtiger auf ſein Glück wird, je weniger er davon mit Klarheit inne haben kann. Vor allen anderen Religionen würde vielleicht der chriſtlichen allein die Ehre gebühren, daß ſie am wenigſten zur Einſchränkung der Wahrheit beigetragen hat, indem ihre Gründe faſt allein nur auf Sittlichkeit und wahre Verbeſſerung des Lebens zwecken. Aber die niedrige verfluchte Eigenſucht weltgieriger Menſchen, welche, den häßlichen Inſecten gleich, ihr Spinnengewebe an den lichteſten Orten am liebſten anlegen, um ſo, durch Täuſchung des Schimmers, ihre Beute am ſicherſten zu erhaſchen, haben ihr bald dieſe ſchwache Seite

abgemerkt, und da Religion, in den Köpfen dieſer argliſtigen Menſchen, von jeher nichts geweſen iſt, als unfehlbares Mittel zum Betrug für die Menſchheit, ſo war es nothwendig, daß ſie ſolche von dem ſchwankenden Aſte freier Sittlichkeit herunterſetzten, und ſie mit Grundſätzen einmauerten, die ſie ihres Betruges gewiß, die Religion aber, unter dem Anſchein von größerer Würde und Heiligkeit, zum Affenſpiel leichtgeweihter und leichtbefriedigter Sinnlichkeit machten. Dieß iſt das Werk aller Religionen, deren Anſtalten hauptſächlich auf das Politiſche zwecken; ein Zaum für die wilde Menſchheit, wie man es nennt, aber zugleich ein Zaum, welcher das Edelſte der Menſchheit, ihre immer ſich erweiternde Denkkraft, auf ewig in Gebiß und Ketten legt.

Wie geſagt, die chriſtliche Religion, weil ſie auf eine reinere Lehre freier, ſittlicher Verbeſſerung und Vollkommenheit erbaut iſt, hindert am wenigſten vor allen anderen den Keim der Erweiterung menſchlicher Vollkommenheit, welches zum Theil ſchon ihre häufigeren Secten und die mannichfaltigere Art des Vortrags ihrer Meinungen und Lehren erweiſt.

Je weniger irgend eine Wiſſenſchaft oder Lehre dem menſchlichen Geiſte Schranken ſetzt, ohne dabei das Maß ſeiner poſitiven Kenntniß zu überſchreiten und in nichtige Phantaſie überzugehen, deſto intereſſanter iſt ſie, deſto mehr gehört ſie der Menſchheit an, deren Glück in der Erweiterung liegt. Wir erkennen dieſen Trieb der Wirkſamkeit von Jugend an in dem Menſchen in den allergemeinſten Sachen; warum hat ſich unſere Philoſophie ſo ſelten auf die Höhe geſchwungen, die Analogie aller unſerer Triebe aufzufinden, und indem man die Unerſättlichkeit unſerer Begehrungen uns vielmehr zur Laſt legte, nicht der wahrern Beſtimmung derſelben nachzudenken?

Die Natur bewirkt durch jede rohere einfache Anlage eine feinere zuſammengeſetzte; die Combinationen dieſer Anlagen breiten ſich ins Unendliche aus, nirgends ſcheint ihnen ein Ziel geſetzt, wenigſtens keines, das unſer Verſtand überſehen könnte.

Wenn ſie ſimple elektriſche Materie in den dünngeſtreuten Staub zweigartiger Bildungen webt, ſo bildet dieſe Materie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, mit dem feinſten Auszuge einiger in Näſſe aufgelöſten metallartigen Theilchen die baumähnlichen Geſtalten, die wir in einigen Schiefern und Kalken entdecken, ſie gibt, eben ſo wahrſcheinlich, den leichten Flechten und Mooſen ähnliche Formen, und was wir ſehen auf der Erde und ſelbſt in dem Innern thieriſcher Körper, bildet und geſtaltet ſich nach einer baumartigen Weiſe. Eine und dieſelbe Ähnlichkeit der Natur zeigt ſich überall, und rückt von dem Unmerklichen ins Größte und Allgemeinſte fort.

So ſind auch die Anlagen und Triebe in den geiſtigeren Naturen. Wer will ihre Grenzen, ihre Combinationen beſtimmen? Ohne Zweifel ſind derſelben mehrere, und eines weitern Umfangs fähig, als in der gröbern materiellen Welt. Aus den gereinigten Säften mehrerer verſchiedener entſteht ein neues, das weniger von der groben Maſſe bei ſeiner Erzeugung mit ſich bringt; aus den Verſtandeskräften mehrerer Weſen zeugt und bildet ſich ein neuer Verſtand, zwar nicht ungleich jenen, aus deren Maſſe er entſprungen iſt, aber durch Zuſammenhalten und Vereinigung der erſteren neue Mittel erfindend, und durch dieſe zu neuen Wegen der Wahrheit fortſchreitend.

Dieß iſt der Weg, auf dem die Natur ſtets neue Entſtehungen bewirkt; dieß iſt der Weg, auf dem ſich alle Wiſſenſchaften nach und nach gebildet haben, und auf dieſem Wege wird die Wahrheit hoffentlich noch unendliche Fortſchritte machen.

Beiträge zur Intelligenz.

(1788.)

1.

Die Natur, so wie wir sie aus ihren Wirkungen erkennen, ist das fortschreitende Maß, oder die Proportion aller Dinge.

Die Proportionen der Natur sind lebendige, nämlich solche, deren Proportionen sich zu neuen Proportionen auflösen.

Unter einem bestimmten Begriffe, als z. E. dem von der Erde, hat sich das erste Dasein der Dinge in allgemeine Proportionen aufgelöst, die wir Elemente nennen; diese lösen und verbinden sich zu Feinerem und Feinerem, bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit, der sich nicht bestimmen läßt.

Licht und Wasser sind Erzeuger aller Formen; die Erde bindet und modificirt sie.

Alles, was durch jene beiden Ursachen in Bewegung gesetzt werden kann, strebt nach Formen. Formen sind zusammengesetzte Proportionen. Diese werden gegliedert und gekettet, durch Einfluß und Verarbeitung mehrerer materieller Eigenschaften, und heißen dann organische Natur.

Unter organisirter Natur können wir nichts Anderes begreifen, als die innigste Verkettung der feinsten Elementproportionen, zu Verarbeitung noch feinerer Proportionen, in bestimmten bleibenden Formen.

Das formenreiche Pflanzengeſchlecht verarbeitet, außer ſeinem künſtlichen Bau, Blüthen, Gerüche, Öle und Säfte.

Die Thiere bilden ſich ſelbſt wieder eigene Formen ihres Bedürfniſſes.

Der Menſch treibt Formen, um fremde Formen zu errathen oder auszumeſſen, die mit dieſen in keiner Verbindung ſtehen.

Der Menſch hat das Vermögen, das Maß ſeiner innern Proportionen aufzuſuchen, und nach ſolchem die Dinge zu wägen.

Dieſe Fähigkeit oder dieſes Vermögen nennen wir Vernunft oder Intelligenz. Der Umfang deſſelben läßt ſich nicht berechnen, weil jedem Verhältniſſe wieder ein neues Verhältniß zugeſetzt werden kann, das ſeine Lage gewiſſermaßen verändert.

Das allgemeine Verhältniß aller Dinge wäre Wahrheit. Des Menſchen Natur ſtrebt, Verhältniſſe zu finden, und deßhalb nach Wahrheit. Sie ſind wie Radien eines unendlichen Bogens; Zahlen einer unendlichen Summe.

Daß das Weſen und die Eigenſchaft der Dinge, ſo weit ſie zu dieſem Erdball gehören, von dem Menſchen berechnet werden könne, iſt Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit.

Dadurch erhielte der Menſch den wahren Gebrauch aller Dinge, und alſo die höchſte Glückſeligkeit, deren er fähig iſt.

Es iſt alſo des Menſchen weſentliches Glück und Nothdurft, die Kräfte ſeiner Intelligenz zu üben.

Das Vermögen hiezu iſt gleich den mechaniſchen Dingen, und wird nur durch Gebrauch verfeinert und verſtärkt; ſonſt ſchläft es todt im Menſchen. Seine Kräfte ſind nicht zu berechnen, da der Nachfolgende ſtets mit den gefundenen Zahlen des Vorhergehenden fortrechnen kann.

Dieſes Intelligenzvermögen iſt als eine Maſſe anzuſehen, im ganzen Menſchengeſchlecht, um die Zahl ihrer Glückſeligkeit zu finden.

Wer ſolches erweitert, hat den Vorzug der edleren Theile des menſchlichen Körpers vor Händen und Füßen.

2.

Der Begriff eines lebenden Individuums ſcheint kein anderer zu ſein, als eines abgeſonderten, für ſich beſtehenden Dinges, deſſen Eigenſchaften und Kräfte alle Bezug auf ſolches ſelbſt haben, und ſich um daſſelbe, gleich als um einen Mittelpunkt, anſchließen.

Wenn die Erde ein ſolches Individuum in der Reihe der himmliſchen Körper iſt, wie nicht zu zweifeln ſteht, ſo haben alle Erſcheinungen auf derſelben, als Eigenſchaften und Kräfte von ihr, den genaueſten Bezug auf ſie.

Der Menſch, als Erſcheinung auf dieſer Erde, und eine Eigenſchaft und Kraft von ihr, hat alſo nur Bezug auf die Erde.

Er hat aber Bezug als eine Eigenſchaft derſelben, und nicht für ſich, als in ſofern er ein durch ſie beſtehendes Individuum iſt.

Alle Eigenſchaften des Menſchen beziehen ſich alſo auf die Erde, und man ſieht, daß dieſes, in Rückſicht des Ganzen, nicht als ein einzelnes, für ſich beſtehendes Ding ſein kann, ſondern als eine zu dieſem Ganzen gehörige Maſſe, ſo, daß gleichſam die Erde durch das Menſchengeſchlecht empfindet und denkt.

In dieſer Rückſicht macht alſo der menſchliche Verſtand ein Ganzes aus, das nur durch die abgeſonderten Individuen, gleichſam als durch ſo viele Werkzeuge und Organe deſſelben, betrieben wird.

In der Natur, ſo weit nur unſere Einſicht und Erfahrung geht, herrſcht vom Allerkleinſten bis zum Allergrößten ein gewiſſes Geſetz der Analogie, oder ähnlicher Umſtände und Verhältniſſe, und die Natur ſelbſt kann nicht ohne daſſelbe beſtehen, weil, was aus Einem entſprungen iſt, auch ſich unter allen Hauptbeſtimmungen des Daſeins ähnlich ſehen muß.

Ohne dieß jetzt von vorn zu beweiſen, ſo iſt es doch klar, und tauſend Beobachtungen und Erfahrungen beweiſen es, daß

die Erde ein Alter haben müſſe, demjenigen ähnlich, welches wir, durch die Zeit, an zunehmenden und abnehmenden Pflanzen, Thieren und jedem andern Weſen bemerken.

Die Erde macht auch, mit denen ihr zukommenden Eigenſchaften und Kräften, noch mehr ein Ganzes aus, als jedes Weſen, das wir kennen; und es iſt klar, daß, was den einzelnen Theilen dieſes Ganzen zukommt, auch dem Ganzen ſelbſt zukommen müſſe.

Wenn alſo die Erde ein Ganzes iſt, von dem alle Theile, als Äußerungen oder Wirkungen deſſelben, den eigentlichſten Bezug auf ſie haben, und wenn ſie ſelbſt in dem Geſetz allgemeiner Natur geht, ſo laſſen ſich bei ihr zunehmende und abnehmende Kräfte denken, und zwiſchen dieſen ein höchſter Punkt ihrer Vollkommenheit.

Dieſer Punkt muß ſich eben ſowohl in den einzelnen Kräften und Eigenſchaften ihres Daſeins bemerken laſſen, als im Ganzen überhaupt, und wie das Vollendetere und Mannichfaltigere immer auf Unkoſten des Unvollkommneren und Roheren beſteht, ſo ſcheint auch die Kraft der Intelligenz, als die gebildetſte und mannichfaltigſte Kraft der Erde, erſt bei Abnahme der roheren Kräfte, den höchſten Punkt ihrer Vollkommenheit zu erreichen.

Dem Menſchen, für ſich und für Andere, liegt am meiſten daran, dieſen Punkt ſobald als möglich zu erreichen, weil dieſer Punkt durch noch nicht ſehr geſchwächte Naturkräfte erhöhter, dauerhafter und feſter werden kann, und weil durch Vollkommenheit der vorzüglichſten Kraft der Natur, auch nothwendig die eigene Vollkommenheit und Vorzüglichkeit des Menſchen beſteht.

Auf die Vorzüglichkeit dieſes Ganzen ſind auch die beſten und geläutertſten Naturkräfte des Menſchen gerichtet, und dahin wendet und beſtimmt ſich Alles, was ſich auf Ehre, Nachruhm, Selbſtverläugnung und Unſterblichkeit gründet. Dieſe Gefühle ſind in dem Menſchen auf das dunkle Gefühl der Natur

gegründet, daß er nur ein zuſchießender Theil eines allgemeinen großen Ganzen ſei, und die Liebe iſt das höchſte Gefühl der Zuſammenſtimmung des Einzelnen in der Natur, zur Vollkommenheit des Ganzen.

3.

Da der Menſch die Verbindung der mannichfaltigſten und reinſten Naturproportionen iſt, und ſich aus jeder lebend organiſirten Maſſe wieder feinere Proportionen bereiten, die bei dem Thiere, durch die innigſte Verbindung der Theile zu einem harmoniſchen Punkt, von da aus durch das Ganze eine gleichgeſtimmte Mitregung bewirken; ſo entſteht daraus das Selbſtgefühl, das bei dem Thiere in dem Grade erhöht wird, je inniger und regſamer ſeine Theile verbunden ſind.

Alle ſtärkeren Thiere leben gleichſam nur in dieſem Selbſtgefühle, aus dem der Selbſtgenuß entſpringt, und dem Menſchen iſt ſolcher, ſeiner feineren und mannichfaltigeren Proportionen wegen, beſonders eigen.

Je mehr dieſes Selbſtgefühl, durch beſondere Wirkſamkeit der Theile, bei dem Menſchen reger und lebendiger wird, deſto mehr ſucht es ſeinen Umkreis zu erweitern, und die Dinge, außer den Linien ſeiner Conſiſtenz, mit in ſeinen Wirbel zu ziehen.

Eine ähnliche Operation geht bereits, auf eine rohere und gewaltſamere Art, bei der Befriedigung des Bedürfniſſes der Nahrung, in dem thieriſchen Körper vor, welcher auf ähnliche Weiſe fremde Theile ſich zu aſſimiliren, und ſich damit zu erweitern ſucht.

So ſucht auch das ganze rege Selbſtgefühl des thieriſchen Körpers die Geſtalten, die ihm am nächſten verwandt, und deßhalb am ähnlichſten ſind (wenn es von gleichmäßiger oder überlegener Kraft des Selbſtgefühls nichts für ſein eigenes Daſein

zu besorgen hat), sich zu assimiliren; welches alsdann, durch Absonderung und Nothwendigkeit physischer Kräfte, noch mehr erhöht und determinirt wird, und die thierische oder physische Liebe hervorbringt.

Gleicherweise nun sucht das lebendigere und reichere Selbstgefühl im Menschen sich die übrigen Dinge außer ihm, seiner nähern Verwandtschaft nach, die jedes einzeln mit ihm hat, zu assimiliren. Dieses zeigt sich bei dem rohen oder wilden Menschen, wie wir ihn nennen, schon in mancherlei Trieben, die aber meistens nur Beziehung auf das Bedürfniß seiner Nahrung und Erhaltung u. s. w. haben; weiterhin auch das Verlangen des Putzes und combinirterer Vergnügungen erwecken.

Da mit den abnehmendern rohen Lebenskräften ein feinerer Umtrieb innerer Lebenssäfte rege wird, und die Natur von eingedrückten Bildern der Jugend noch voll ist, so entsteht bei Menschen das Bedürfniß, die Eindrücke der gegenwärtigen Zeit mit den Eindrücken der vorigen Zeit zu vergleichen, und daraus erwächst nach und nach das Maß menschlicher Vergleichniß, oder der Klugheit und Weisheit, die wir bei allen Nationen zuerst nur bei dem Alter finden.

Hier entstehen also die ersten Keime von abstracter Vernunft; denn indem der Mensch seine vorigen Eindrücke und Begriffe mit den gegenwärtigen vergleicht, so wird daraus ein neues Drittes hervorgebracht, ein Vernunftzustand, nach welchem er den Trieben der Jugend oder der Sinnlichkeit die Weisheit des Alters oder der untheilnehmenden Vergleichung hinzusetzt, und so entsteht die moralische Bildung.

Diese, nachdem sie nach und nach von dem menschlichen Geschlechte durch Erfahrung für wahr erkannt und gebilligt wird, leitet zur Erziehung; und die Erziehung ist nichts Anderes, als die Gleichstellung des Menschen nach allen Punkten seines Verhältnisses oder seiner Möglichkeit.

Hierdurch erlangt nun die menschliche Natur einen unendlichen Reichthum; denn indem sie alle Punkte der Natur in

irgend eine Beziehung mit ihrem Daſein bringen kann, ſo verlangt ſie auch alle ſich zu aſſimiliren, und gleichſam aus ſich und der Natur ein Ganzes zu machen.

Hier liegt der Trieb zur unendlichen Wißbegierde, zur Reihung und Anordnung aller Dinge, zum Genuß des Vermögens, das wir Verſtand nennen.

Verſtand iſt alſo das weitumfaſſendſte, höchſte Vermögen des Menſchen; ſein durch die ganze Natur erweitertes Selbſtgefühl.

Nach dieſem dürfte es nicht ſchwer ſein, zu beweiſen, daß des Menſchen eigentlichſtes wahrſtes Intereſſe in der möglichſten Bildung ſeines Verſtandes, oder, wie wir es anfänglich benennt haben, in der Intelligenz, liege.

4.

Einer Betrachtung müſſen wir hier vor allen Dingen begegnen. Man könnte nämlich ſagen: „Wenn es wahr iſt, daß das Daſein der Dinge in einem fortſchreitenden Maß ihrer Verhältniſſe beſteht, woher kommt es denn, daß wir ſo viele und unſtreitige Disproportionen in der Welt antreffen? Alles, wodurch ein Weſen dem andern Schaden bringt, was auch in ſich ſelbſt zerſtörend erfunden wird, und was ſich nicht zu ſeiner gehörigen Vollkommenheit ausarbeitet, iſt nicht ſtets auf eine höhere Proportion gegründet. Der Gleichklang zeigt ſich nicht überall in der Natur, und man müßte den Verſtand auf die Folter ſpannen, wenn er das eitle Bekenntniß thun ſollte, daß er Alles in derſelben von Einem ſich fortrezenden Gleichlaut entſprungen glaubte.“ —

Ich antworte hierauf: Wenn man ſich die Proportionen der Natur denkt, ſo darf man ſich ſolche nicht von der Überſchaubarkeit und leichten Faßlichkeit vorſtellen, welche uns, zum Exempel, die Töne einer Saite, oder die Farben eines gebro-

chenen Sonnenſtrahls geben. Selbſt dieſe werden oft unſerm Verſtande ſchwer zu faſſen; die Natur aber ſchreitet nicht fort in einfachen Prinzipien, die, als ſolche, unſerm Verſtande faßlich wären. Wir haben nur Ein Gefühl, das nach Verhältniß mechaniſcher Beſtimmungen, zu welchen es die Nothwendigkeit der Eindrücke zwang, bald hört, bald ſieht, riecht, ſchmeckt u. ſ. w. Alle dieſe Gefühle, oder Sinne, wie wir ſie nennen, laſſen ſich wieder verſchieden zuſammenſchmelzen, außer dem, daß jedes einzeln für ſich ſchon hundert- und tauſendfältiger Verſchiedenheiten empfänglich iſt. Daraus entſteht die unendliche Mannichfaltigkeit für die lebende Natur des Menſchen. Aus dieſer ſinnlichen Mannichfaltigkeit fängt der innere Sinn des Menſchen wieder an zu ſchöpfen, und macht neue, feinere Vermiſchungen, Verbindungen, und Vergleichungen, ſo, daß deren Zahl und Möglichkeit nicht zu überſehen iſt.

Auf gleiche Weiſe wie die Natur durch das Organ des einzelnen Menſchen wirkt, ſo wirkt ſie auch im Ganzen. Sie verbindet und vermiſcht unendlich, und erreicht dadurch Abſichten (oder, wenn wir es nach unſerer Sprache benennen wollen, Vergleichungen), die kein menſchlicher Verſtand überſehen kann. Dieſe ſcheinen eigentlich den Grund und Bau der Welt, ſo wie ſie wirklich iſt, feſtzuſetzen. Wir wollen annehmen: der Ton iſt eine Erſchütterung der Luft, welche durch die zitternde Bewegung einer Saite hervorgebracht wird. Nun hat eigentlich die zitternde Bewegung der Saite mit der Luft nichts zu thun; wenn ſie aber dieſen Widerſtand nicht hätte, ſo würde ſie keinen Ton hervorbringen. Gleicherweiſe, wenn die Luft nicht den Widerſtand meines Ohrs hätte, ſo würde die Bewegung der Saite keine Wirkung auf meine Seele machen. So ſind, durch widerſtrebend ſcheinende Dinge, die Wirkungen der Wirklichkeit hervorgebracht.

Laßt uns annehmen, daß aus der Decompoſition des erſten Äthers die übrigen Elemente ſich nach und nach zerlegt und decomponirt hätten: daß Licht und Waſſer ſich nach und

nach zertheilt und abgesondert hätten, so ist gewiß die Erde, als Hinderniß der Empfänglichkeit für die Strahlen, in dem Wasser niedergesunken. Dieses, als das entgegengesetzteste jener beiden Elemente, formirt jetzt gleichsam den Grundton der übrigen, und Licht, Luft und Wasser scheinen kein Spiel zu haben, als für sie; durch deren Reiz und Modification sie nun die wunderbaren Gestalten hervorbringt.

So wirkt ein Dasein auf das andere, um durch dasselbe wieder neue Ursachen hervorzubringen.

Was deßhalb Dissonanz bei dieser ewigen und unendlichen Composition des Ganzen sein möchte, ist schwer für uns einzusehen; und wenn auch vor unserm Ohr Mißtöne genug klingen, so wissen wir nicht, in welche Harmonie das eingreift, um dort einen vollkommnern Ton hervorzubringen. Für uns aber entsteht daraus das Gefühl des Endlichen, Beschränkten und zum Theil Unvollkommenen, weil wir die großen fortdauernden Vergleichungen der Natur nicht übersehen können. Unser ganzes Dasein, nämlich das Dasein der menschlichen Natur, ja der Erde selbst, ist wahrscheinlich nur ein geringer Vergleichungspunkt, der in größere Harmonieen des Alls eingreift.

Von diesem Satze müssen wir ausgehen, und er kann uns zu unendlichen Wahrheiten und Aufschlüssen führen, um selbst vielleicht in dem System unserer Erde nicht Alles ganz vollkommen zu verlangen. Die einzelnen Erscheinungen darauf sind Producte der Möglichkeit dieses Systems; und hier ordnet und producirt die Natur nach dem Maß ihrer Kräfte, so, daß eine erhöhtere, vervielfachtere Kraft auch erhöhtere, vervielfachtere Kräfte bewirkt.

So sind die vielfacheren Kräfte der Elemente nur für Eins zu nehmen, und bewirken Consistenz, Bewegung, Steßen, Luft, Schwere, Kälte, Wärme und dergleichen. Aus der Vereinigung und Bearbeitung dieser Elemente entsteht die Erde, mit ihren Kräften und ihren Bewohnern, die sich auch nur

nach dem Maß erhöhterer und vereinigterer Kräfte unterſcheiden, und ſo Mineralien, Pflanzen, Thiere, und zuletzt den Menſchen hervorbringen. Der Menſch iſt alſo, als Product dieſer Erde, nichts, als die erhöhteſte und vervielfachteſte Kraft derſelben, und hat alſo, nicht als Individuum, ſondern ſeinem ganzen Geſchlecht nach, ein Maß zu derſelben.

5.

Was wir oben von dem Verſtande, als einem durch die ganze Natur ſich zu erweitern ſuchenden Selbſtgefühl, ſagten, gehört eigentlich dem Verſtande überhaupt zu; denn, obgleich dieß Verlangen in jedem einzelnen verſtändigen Weſen für ſich exiſtirt, ſo kann es, ſeiner Möglichkeit und ſeinem Umfange nach, nur in dem ganzen Geſchlechte überhaupt zu einiger Erfüllung gebracht werden. Dieſes beweiſt, daß ſie ſelbſt zuſammengehören; denn, wenn in dem Einzelnen ein naturgegründetes Verlangen liegt, das nur Viele erfüllen können, ſo zeigt es unwiderſprechlich, daß die vielen Tendenzen eigentlich nur Eine Kraft beſtimmen. Auch iſt das Leben des einzelnen Menſchen ohnehin zu dieſer Kraft zu kurz abgemeſſen; und da wir eben gezeigt haben, daß der Vernunftzuſtand des Menſchen erſt durch Erfahrung, d. h. durch Vergleichung der gegenwärtigen und der vorigen Zeit ſich bildet, ſo iſt dieß bei dem ganzen Geſchlechte deſto mehr wahr, je mehr Zeit und Erfahrung erfordert wird, die Geheimniſſe der Natur zu durchdringen, und auf dieſe Art das Selbſtgefühl zu erweitern.

So wahr alſo der Satz iſt, daß der Verſtand ein ſolches erweitertes Selbſtgefühl ſei, ſo wahr iſt auch der Satz, daß alle Menſchen dazu Tendenz haben, und ſo wahr iſt der Satz, daß ſich alle hiezu nur als eine einzige Kraft anſehen können, und auch wirklich, dem Triebe ihrer Natur nach, ahnen und anſehen.

Schon von Kindheit auf, zuweilen etwas später, gewiß aber, wenn sich die sinnlichen Triebe etwas geschwächt und abgestoßen haben, fühlt der nicht ganz wilderwachsene oder zu thierischer Nothdurft blos allein getriebene Mensch Triebe und Begriffe nach Schicklichkeit, Verhältniß und Ordnung, die, minder oder mehr, außer dem bestimmten Kreise seiner Lebensweise und seines Daseins liegen.

Kein Mensch, darf ich wohl sagen, ist so roh erzeugt, daß sich nicht dergleichen Gefühle an ihm wahrnehmen ließen, die keinen Bezug auf irgend ein persönliches Interesse haben.

Bei gebildeteren Menschen steigen diese Gefühle unendlich. Sie helfen die feineren Fäden der Societät befestigen, und binden den einsamen oder den unumschränkten Menschen mit unzerreißlichen Banden. Wenn die Ordnung und der sittliche Genuß des Lebens, und die damit verbundene Glückseligkeit, auf irgend eine widerrechtliche Weise vermindert oder gar zerstört wird, wenn der Mensch unter physischen Übeln leidet, so hält er sich an diese Gefühle, als eine allgemeine Beruhigung; er hat Ahnung von einem gewissen All, von dem er ein Theil sein müsse, und ein dunkles Gefühl, daß sein Zustand irgend zur Vollkommenheit eines größern Ganzen beitrage. Dieß Gefühl findet sich, mehr oder weniger, in allen Menschen, und zeigt sich nur etwas entwickelter in den Gebildetern. Da sie sich aber solches nicht zurecht zu legen wußten, und, als Kinder, den Blick für das Allgemeine noch nicht geschärft hatten, so — haben sie die allgemeine Naturkraft, unter welcher sie sich befinden, mit einem Verstande nach ihrer Art begabt, und solchen einem abgesonderten Wesen beigelegt. Hierdurch machten sie sich die Vorstellung von einem Ganzen, dessen Wirkung sie wohl fühlten, dessen Ursache und Consequenz sie aber nicht errathen konnten, gewissermaßen anschaulicher. Dieß zeigt von der Kindheit des menschlichen Geschlechtes, und so hat auch das einzelne Kind Gefühle und Ahnungen, die es nicht weiß, wo es sie hinbringen soll, bis sich ein bestimmterer Naturtrieb zeigt;

es ahnet, bei unbekannten Wirkungen, überall Gestalten, die ihm oder den Personen gleich sind, welche es sieht, und von welchen es die Wirkungen, nach dieser oder jener Weise, kennt.

Überhaupt aber liegt bei dem rohern Menschen, welcher dem Thierischen am nächsten grenzt, nach dem Verhältniß seiner thierischen Kräfte und deren Wirksamkeit, ein starkes, aber sehr enge beschränktes Selbstgefühl, oder das Gefühl für seine Personalität. Dieses erstreckt sich zuerst auf seine körperlichen Eigenschaften und die ihnen anhängenden Triebe und Gefühle, dann auf sein Dasein überhaupt, und auf Alles, was ihn in dem Umkreise, wie er sich fühlt, erhalten kann. Er bemerkt dabei die Änderungen, die in seiner eigenen physischen Natur vorgehen, nicht, und glaubt sich immer derselbe, ob er gleich nur eine Zusammensetzung von Theilen ist, die sich, nach einem gewissen Systeme des Baues, und der daraus entstehenden wechselseitigen Berührung und Hülfe, zu Einem physischen Endzwecke und Wirkung erhalten; aber selbst nicht nur sich unter sich in jedem Augenblicke verändern, sondern auch bei der geringsten Verletzung oder Hinwegnehmung gewisser Hauptheile sogleich ein ganz andres System formiren. Er bemerkt also nicht, daß er selbst nur ein Theil, eine Speiche, Rad oder Triebfeder einer größern Maschine ist. Er glaubt für sich allein existiren zu können, und zählt auf diese Existenz, als auf etwas für sich Bestehendes, Bleibendes. Kein Grund ist hiezu, als in diesem rohen Selbstgefühl, das nur durch gesellschaftliche Verbindungen und selbstgemachte Vorstellungen verfeinert wird. Weder weiß sich der Mensch ein Ich seiner Entstehung zu denken, noch seiner Fortdauer, oder der Zukunft. Das angestrengteste Gefühl seiner Personalität ist absolut nicht darnach eingerichtet, einen viel größern Umlauf von Jahren zu umfassen, als das gegenwärtige Menschenalter ermißt, noch nach andern Zuständen sich einzurichten, als die sind, an denen wir auf der Erde Theil nehmen. Was die ganze Masse des menschlichen Daseins künftig vielleicht erreichen könne, und wozu sie schon

auf der Erde zweckt, iſt ein Gegenſtand, worüber wir uns das nächſte Mal unterhalten wollen.

6.

Wenn ein Menſch auf Erden wäre, erzeugt von rohen Eltern und untheilhaftig aller geſellſchaftlichen Vorzüge, nur den thieriſchen Bedürfniſſen überlaſſen und ſo lange gepflegt, als es ſolche erheiſchen, übrigens aber weder zur Sprache, noch zu irgend einer Fähigkeit und Kenntniß gebildet und erzogen; ſo würden wir die Natur eines Solchen wenig beneidenswürdig, im Gegentheil gar ſo unglücklich, ſelbſt verabſcheuungswürdig finden, daß wir, ſtatt mit ſeinem Schickſale zu tauſchen, lieber die Exiſtenz eines jeden Thieres erwählen, und ſolche der Natur dieſes Menſchen vorziehen würden. Jedes Geſchöpf gehört zu einer Gattung, und was außer dem Antheile dieſer Gattung lebt, iſt geringer, als irgend eines von einer weit niedrigern Gattung. Der Menſch aber vor allen lebt und wohnt gleichſam in den Vorzügen ſeiner Gattung, und ſeine eigenſten Vorzüge ſind nur auf die Vorzüge derſelben gegründet.

Es lebt und beſteht demnach jedes Geſchöpf, jedes Thier und am meiſten der Menſch, zugleich in mehrern Exiſtenzen ſeiner Art, von welchen das Thier nur auf den gleichzeitigen Genuß beſchränkt iſt, der Menſch aber die Vortheile ſeiner Exiſtenz durch weite Folgen herholen und verbreiten kann.

Auf dieſe Art vereinigt und genießt nun der einzelne Menſch einen großen und faſt unüberſehlichen Theil ſeines Geſchlechtes in ſich, und kein Menſch darf ſagen, daß er nur durch ſich und für ſich allein beſtehe, weil, wenn ihm die Vortheile ſeines Geſchlechtes entnommen würden, er ein elendes Leben führen würde, nicht würdig, eines Menſchen Leben zu heißen.

Aus diesem folgt, daß eigentliche Personalität auf den Zustand keines Geschöpfes passen wolle, am wenigsten aber auf den Menschen, dessen Zustand mit dem Zustande des ganzen Geschlechtes am meisten verwebt ist.

Was wir also Personalität nennen, könnte man folgendergestalt bestimmen: daß es die Art und Weise sei, wie die Masse des ganzen Geschlechtes sich in einzelnen Theilen seiner Erscheinung äußert, solchergestalt, daß jeder dieser Theile ein besonderes für sich bestehendes Wesen zu sein glaubt, und nach dieser Weise wirkt und handelt.

Dieses scheint Personalität überhaupt zu sein. Der physisch-organische Theil des Menschen ist das Product einer erhöhtern Naturmasse, das aber beinahe keinen Werth für ihn hat, wenn es nicht durch mancherlei Einwirkung fremder, nicht zu seiner Individualität gehöriger Theile zubereitet und gebildet wird. Diesen Einwirkungen gebührt also am meisten, was von dem Menschen Mensch ist; durch dieselben wird jedes Einzelne und das ganze Geschlecht zusammengeschlossen und festgehalten, und sie gleichen sich untereinander wie Kloben und Sparren eines Hauses, welche zur Befestigung der Tragbalken dienen, die wieder auf den Grundsteinen ruhen, um ein höheres Dach zu stützen, alle zusammen zwar ein vortreffliches Gebäude machen können, jedes einzeln für sich aber unnütz und zu keinem Gebrauche sein würde. Dieß ist der Zustand des Menschen, selbst ohne Rücksicht weiterer bürgerlicher Ordnung, nur im Betracht des Gebrauchs seiner angeborenen intellectuellen Fähigkeiten und Kräfte.

Wenn der Mensch nicht der Erfahrung Anderer durch Erziehung theilhaftig würde, wenn er nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit Anderer seine Fähigkeiten erweitern, durch ihre Kenntniß, Beobachtungen, Wissenschaften, seine Natur bereichern könnte, so würde seine Existenz für ihn selbst keinen Werth haben, er hörte auf, das zu sein, was er wirklich ist, denn die intellectuelle Kraft und Existenz ist es eigentlich, was den Menschen zum Menschen be-

ſtimmt. Wenn dieſes Wahrheit, und das intellectuelle Vermögen das eigentliche menſchliche iſt, ſo iſt das, was ich davon beſitze, etwas für meine Exiſtenz wirklich Nothwendiges und Weſentliches, und das, was mir von Anderen davon zugekommen iſt, eine wirklich weſentliche Eigenſchaft derſelben; ich vereinige und beſitze den beſten weſentlichſten Theil ihrer Exiſtenz in mir. Zu welchem innigen Gefühl der Dankbarkeit uns dieſe Betrachtung gegen alle würdigen und weiſen Stifter der Vorwelt und der Zeit, in welcher wir leben, verbinde, iſt klar. Ohne ſie würde nicht die Hälfte des Daſeins für uns ſein. Wie viel ärmer, roher und ungenießbarer iſt das Leben eines Kaffern oder Hottentotten gegen das von einem kunſtfähigen, kenntnißvollen Europäer? Deßhalb drängt ſich auch meiſt immer das Leben fähiger und vielfaſſender Menſchen in großen Städten zuſammen, um gleichſam mehrere Exiſtenzen zu vereinen und in ſich zu ziehen. Die weſentlichſten Eigenſchaften der Menſchen laſſen ſich alſo concentriren, und wir können nicht mit Wahrheit ſagen, daß der Menſch eigentlich todt oder nicht mehr ſei, welcher weſentliche Eigenſchaften ſeiner Exiſtenz oder Intelligenz verbreitet oder hinter ſich gelaſſen hat. Er lebt in der That, in ſeinem wahrſten beſten Theil, nach weggeworfener unbrauchbarer Hülſe, in ſtets erneuerter Umhüllung von Anderen fort. Das Leben verändert ſich nur ſcheinbar. Der reichſte Genuß deſſelben ward ihm durch Kenntniſſe zu Theil, wozu er die Möglichkeit größtentheils von Anderen ererbt hatte. Er gibt ſie weiter; ſein Daſein mag nun ferner in Anderen blühen. Iſt ſein thieriſcher Theil in Andere übergegangen, ſo mag er auf dieſe Art in dieſen fortleben. Hat ſich aber ſeine höhere Bildung auf andere Weiſe fortgepflanzt, ſo wird ſie ausgebreiteter und allgemeiner fortdauern, und das Ende dieſer Fortwirkung ſeines weſentlichern Seins läßt ſich nicht überſehen.

Ihr ſeid alſo nicht todt, ihr frühern Bewohner dieſer Erde! Ihr exiſtirt, nach Verhältniſſen, nur etwas beſſer in uns! Euer

Fleiß, Eure Geschicklichkeit, Eure Erfahrung und Kunst, ist nun unser besseres Dasein, unser wesentlicherer Genuß. Wir bauen die Erde mit Eurem Pflug, wir essen die von Euch gefundenen Früchte, wir kleiden uns in Eure Wolle, Linnen oder Seide. Ihr habt uns Hütten und Häuser gegeben, unter deren Schutz wir sicher und annehmlich wohnen; Ihr habt durch tiefausgesonnene Verhältnisse unaussprechlichen Reiz und Nahrung unserm Geiste bereitet! Die Werke Eurer Kunst haben des Menschen Gestalt zu einem göttlichen Sinnbild gemacht, so wie Euer Witz, Eure Weisheit ihm höhere Fähigkeiten erweckten! Diese genießt Ihr in uns, und wir nun in Euch!

Was wäre das für ein Leben, wie unwürdig eines menschlichen Genusses, wenn Ihr uns nicht den Gebrauch der Dinge gelehrt hättet, uns nicht auf die Spuren der Weisheit und wahren Erkenntniß geführt!

Dein Geist, göttlicher Homeros, hauchet noch uns an. Du bist's, Dein wirkliches Dasein ists, das erhöhtere Natur und Geist in fernern und fernern Geschlechtern bewirkt. Erhabener Plato, was wir durch Deine tiefe Kenntniß, durch Deinen Geschmack, durch Deinen hohen Geist erhalten haben, ist persönlich Dein! Wie die Sonne auf die Blume wirkt durch eigne persönliche Kraft, obgleich in unmeßbarer Weite von uns entfernt, so wirkt Deine eigne persönliche Kraft noch nach Jahrhunderten auf jede zur Vollkommenheit reifende Seele. Deine glühende Wahrheitsliebe, edler römischer Jüngling, wirkt auf mich, so wie der Geist Deines großen Epikurs auf Dich wirkte, und entzündet mir einen Funken, einen Ausfluß von Dir, den ich weiter und gereinigter fortzugeben wünschte!

So bildet die menschliche Natur sich immer weiter in Mehrern und Mehrern fort. Unter mancherlei Gestalten, unter mancherlei Verhältnissen, der Forthauch desselben Dinges. Tausendfache Verwickelungen zu Einem Dasein! Millionen Kräfte und Bildungen, eine feinere Kraft und Bildung hervorzubringen! Immer ein erhöhteres feineres Streben, das sich selbst

mit Nichtachtung jedes ſinnlichen Genuſſes, der Geſundheit und des Lebens, erhält!

7.

Daß demnach das geſammte Menſchengeſchlecht zu Einer Maſſe gehöre, welche aus den concentrirteſten Kräften dieſer Erde, und gleichſam durch Virtuoſität derſelben entſtanden; daß ſolches als ſo viele Knospen und Blüthen Eines Stammes anzuſehen ſei, von dem ſie ähnliche Nahrung ziehen, zu der, nach Umſtänden, möglichſten Reife und Vollkommenheit ihrer Frucht; daß aber des Menſchen eigentliche wahre Weſenheit in der Bildung beſtehe, welches die Eigenſchaft ſeiner Gattung iſt, und ohne welche ſeine Exiſtenz keinen Werth, ſelbſt nicht einmal in Vergleichung mit den Thieren hat; daß dieſe Bildung von der Beſchaffenheit ſei, daß ſich die Eigenſchaften von Mehrern in Einem verbinden laſſen, und ſolchem einen Grad von Exiſtenz mittheilen, welcher der Exiſtenz Mehrerer gleichkommt und ſolche einzeln übertrifft; daß demnach die Eigenſchaften des Menſchengeſchlechts, weil ſie im Einzelnen wachſen und zunehmen können, auch in dem Ganzen wachſen und zunehmen, und das Ganze derſelben Eigenſchaften und Vorzüge, wie das Einzelne, genieße; daß daraus ein Begriff von einem vollkommenſten Zuſtande des Menſchengeſchlechts überhaupt reſultire, ſo wie eine Zeit des vollkommenſten Zuſtandes bei dem einzelnen Menſchen verhanden iſt; daß ſolcher erſt mit Abnahme der rohern ſinnlichen Kräfte eintrete, weil des Menſchen Virtuoſität und concentrirteſte Kraft in der Intelligenz beſteht; daß, da des Menſchen eigentliche Individualität in ſeiner weſentlichen Form beſteht; dieſe weſentliche Form aber in dem Grade ſeiner Intelligenz liegt (ohne welche der Menſch nicht mehr Menſch bleibt), der Grad ſeiner Intelligenz aber fortdauernd werden kann, auch hierin Wahrſcheinlichkeit für das ganze Geſchlecht liege, daß der Grad ihrer Intelligenz oder ihre

wesentlichste Bildung fortdauern könne, und das desto sicherer, je kräftiger und inniger sie den Punkt ihrer Vollkommenheit erreichen; — das sind Sätze, deren Wahrscheinlichkeit sich durch jede Beobachtung der Natur der Dinge unterstützen läßt, deren Analogie sich beinahe in allen Erscheinungen zeigt, und ohne deren Wahrheit keine bestimmte Tendenz und Ordnung menschlicher Kräfte und Eigenschaften anzugeben ist. Ein Chaos unbestimmter Neigungen, zwecklos aufstrebender Kräfte ist sonst die Seele des Menschen; da aber, was da ist und entsteht, eine innere Nothwendigkeit seines Daseins und Entstehens hat, so ist die Natur sich selbst ein ewiger gewisser Zweck.

Wir mögen den Menschen, unter welchen Eigenschaften wir nur wollen, betrachten, so finden wir, daß er, selbst dem körperlichen Baue nach, die vollkommenste Organisation der Erde sei, zu mancherlei Eigenschaften ausgerüstet, die nicht blos auf ein sinnliches Dasein Beziehung haben können. Als Herr der Welt steht er, mit emporgerichteter Gestalt und vor sich geneigtem Haupte, gleich als wenn er das Wesen und die Natur aller Dinge in sich aufnehmen, und solche seinem eigenen Wesen zuführen wollte. Und dieß thut er auch. Selbst die Verschiedenheit der körperlichen Arten und Abarten unter den Menschen zeigen von einer Richtung nach allgemeiner Vollkommenheit. Der Büffel aus den kanadischen Wäldern kann sich nicht mit unserm Stiere besprechen, noch mit ihm die Linien einer mannichfaltigern und höhern Vergleichung ziehen. Kein allgemeineres umfassenderes Gesetz der Ordnung läßt sich unter ihnen bestimmen. Aber der Mensch kann es, und kann durch die entferntesten Gestalten einen neuen Gesichtspunkt der Wahrheit abgewinnen, und solche damit bereichern.

Der Verstand selbst aber braucht mehrere Existenzen, mehrere Punkte seiner Berührung, aus welchen er sich bilden könne. Er kann nicht vollkommen sein, als wenn er sie beinahe alle berührt hat. Abweichungen aller Art, im Guten und Bösen, sind ihm gleichnöthig, die ächte Mittellinie seines Erkenntnisses

zu ziehen. Dazu iſt nun die Exiſtenz des Menſchen auf der Erde an und für ſich die mannichfaltigſte, und wird noch durch unzählige Einflüſſe von Folgen und Abwechſelungen immer auf andere Art gebildet und modificirt. Unter Erfahrung ſelbſt verſteht ſich nichts Anderes, als die Gegenwart in vielerlei Exiſtenzen, und die Summe der Erfahrungen iſt Verſtand.

Eben ſowohl zeigt ſich auch die Richtung der menſchlichen Natur nach Vollkommenheit, in beſondern Eigenſchaften derſelben. Wir wollen nicht wiederholen, was wir bereits geſagt haben, daß nämlich kein Menſch, als Menſch, für ſich allein leben noch beſtehen könne. Auch das Allgemeine zeigt ſich in allen ſeinen Neigungen, in allen ſeinen Leidenſchaften, die ſtets auf eine unzählbare Größe hinauslaufen, und zu deren Grund nicht immer das bloße Selbſtgefühl, noch der Genuß des individuellen Daſeins kann angegeben werden.

Der Menſch iſt ſelten in einem Punkte ſeines Daſeins ganz zufrieden. Immer iſt die Wage im Schnellen oder im Abfließen, und wenn er ein Meer ſeines Daſeins ausgefüllt hat, ſo wünſcht er die Ufer weiter zu ſtoßen, und kann ſeinem Verlangen keine Grenze ſetzen.

Wie treibt ſich der Geiſt des ſeelenvollen Jünglings umher! In welche Tiefen ſucht er einzudringen, welche Höhen ſucht er zu ermeſſen! Er irrt, und wandert, und irrt wieder, nichts thut ihm genug; er ſucht eine Vollkommenheit zu erreichen, die ſich ihm zwar zeigen, aber die er ſelbſt nie erlangen wird.

So thut auch noch der Mann. Er ſcheint zwar beſänftigter; aber ein Etwas, das er nicht kennt, wonach er aber doch ſtrebt, verfolgt ihn überall. Er glaubt es in der Ehre zu finden; aber Ehre iſt nur der Trieb dieſes unendlichen Gefühles, in allen gegenwärtig zu ſein, mit ſinnlichen Zeichen, zu Befriedigung dieſes Selbſtgefühles, vermiſcht und umkleidet. Hier wird ſehr oft die Maske für die Perſon genommen, und Körper für das Daſein. Es verhält ſich aber nicht ſo in dem Innern, ausgenommen bei ſehr rohen Naturen. Kein Schimmer

irdiſchen Glanzes kann das Weſen der Seele aufklären, noch den Himmel um ſie genugſam erheitern.

So iſt auch der Geiz. Der Reichthum bringt dieſelbe Täuſchung. Er wünſcht ewig das weſentliche Gut zu beſitzen, wonach er ſtrebt, und meint es im Golde zu finden. Der Geizige kann nie geizig genug ſein. Es iſt ein Unendliches, was er auszufüllen ſucht, und das Verlangen wird nur marternder, je mehr er durch Anhäufung ſeiner Schätze fühlt, wie wenig er noch vollbracht habe. Niemand findet ſich ſelbſt ärmer, als der geizige Reiche.

Nur in der Richtung ihres wahren Weſens, nach einem vollkommnern Ganzen, täuſchen ſie ſich alle. Der Trieb iſt unwiderſtehlich. Die zarten Faſern des Daſeins ſtrecken ſich nach einem weitern Umfange; ſie ſtreben irgendwo anzuhangen, irgendwo feiner und feſter ſich anzuwinden, und kriechen und krümmen ſich endlich, aus fehlerhafter Vorſtellung, aus Mangel an Kraft, Kenntniß oder Begriff, armſeliger Weiſe in ſich ſelbſt zurück.

8.

Des Menſchen wahres Selbſtgefühl iſt kein andres, als das die Natur, als Grund und ewige Urſache aller Dinge, aller Ordnung und Vollkommenheit, durch ihn, als durch ſich ſelbſt, von ſich hat.

Zu allgemeinern gröbern Verhältniſſen trennte und verband ſich die Natur der Dinge. Die nothwendige, lebensſchwangere Bewegung ſonderte feiner und feiner ab; es entſtanden neue Ordnungen der Dinge, und je mehr ſie ſich theilten und ſonderten, deſto lebhafter und inniger verbanden ſich, durch Ähnlichkeit der Theile, die abgeſonderten Dinge. Es bildeten ſich die verſchiedenen Elemente; ſie theilten und ſammelten ſich zu abgeſonderten Reichen, und durch einige Feſtigkeit entſtand

und verband ſich zuerſt das Mineralreich. Die Waſſer tobten über ihm hinweg und ſuchten ſeine Feſtigkeit aufzulöſen, aber ſie vermochten nichts, als die lockeren Theile abzuſchwemmen, und legten ihre Beute in verſchiedenen Erden nieder. Dieſes bildete die Grunderden, die ſelten ganz getrennt gefunden werden. Es ſchwemmten ſich an den Fuß der ungeheuern Felskryſtallen dieſe lockern Auflöſungen an, und vereinigten ſich bald feſter, durch Auflöſung und Durchnäſſung der feinern Steinmaterie, welche bereits die oberſten Rinden verließ, die äußerſten Theile der Verwitterung ausſetzte, und ſich immer tiefer nach dem Grund hin ſenkte. Es entſtanden feſtere Berglagen und mürbe Erden. Die Sonne bewirkte ihr Theil, ſie vollends aufzulöſen, und die Waſſer ſchwemmten dieſe aufs Neue zuſammen. Es entſtanden neue Erdlagen, neue Schichten und Geſteine. Licht und Sonne, mit ihren unter ſich erzeugten Säuren, hatten indeß allmächtig auf ſie gewirkt. Die jungfräulichern Erden verbanden ſich mit den Säuren, und erzeugten Salze, die bald durch Auflöſung, durch Condenſirung, durch Zwiſchenkunft anderer Theile oder Einwirkung heißerer Sonnenſtrahlen, gelinder oder heftiger wurden, und in mancherlei Geſtalten ſich wieder producirten. Hieraus entſtand ein wirkſamer Geiſt für das Allgemeine. Die Waſſer bewegten, die Erden nährten und hielten feſt, die Sonne reizte, die Luft, mit ihren Säuren und Salzen, gährete und regte zu neuer Entſtehung. So ward das Pflanzenreich. Ihm folgte das Thierreich, durch vermehrtere und gereinigtere Kräfte; und zuletzt der Menſch, der Inhalt aller Lebenskraft, das proportionirteſte und richtigſte Maaß der Dinge, um die Dinge von ihm, und mit ihm, durch ſich ſelbſt wieder zu wägen und abzumeſſen.

Hier hat die Natur wahrſcheinlich ihren höchſten Punkt organiſcher Vollkommenheit auf dieſer Erde erreicht; hier fängt ſie an, ſich ſelbſt erſt zu würdigen und zu ſchätzen. Dazu iſt die Grundlage in jedem Gefühle des Menſchen. Daher iſt ſeine Würde, die gebührende Vortrefflichkeit ſeiner Natur. Es

iſt nicht ein erborgtes Gefühl, worauf er ſolche baut; es iſt die Natur der Dinge ſelbſt, die ſich das durch ihn ſagt.

Je mehr Ordnung, Richtmaaß und Beſtimmung der Menſch in ſich ſelbſt bringt, deſto mehr kann er nach ſich ordnen und beſtimmen. Er ſelbſt fühlt ſich der Ordnung der Dinge gemäß, auf der Stelle, die ihm die Natur angewieſen, und nichts kann das Gefühl davon in ihm vertilgen. Darauf gründen ſich alle Begriffe von Tugend. Es zeigt ſich, daß dieſe eine nothwendige Naturäußerung ſei, ſo wahr und innig mit dem Weſen des Menſchen verbunden, daß ſolcher die Geſetze und Ordnung der Natur verläßt, wenn er ſich ſelbſt nicht zum höchſten Richtmaaß der Dinge ordnet und beſtimmt. Es iſt ein Punkt der Selbſterkenntniß, des Selbſtdurchſchauens, den ſich die Natur im Menſchen geordnet hat, ſich ſelbſt und ihre eigenen Eigenſchaften durch ihn zu erkennen und zu prüfen, und welche Menſchennatur dieſen verfehlt, die verfehlt zugleich damit alle ihre Würde, und das ſie begleitende Selbſtvertrauen.

Es iſt eben ſo natürlich, daß der höchſte Punkt dieſes Gefühles nur in Wenigen exiſtire; nur wenige Theile erregen in uns die Empfindungen des lebhafteſten Gefühles, ob es gleich nothwendig iſt, daß der ganze Leib wohlgebaut und fühlbar ſei.

Nur auf dieſe Weiſe iſt Glück für den Menſchen möglich. Wo Erkenntniß fehlt, iſt kein Glück für ihn zu erwarten. Zuſammenſtimmung und Verbundenheit der Theile macht ein menſchliches, d. h. ein wachſendes Glück.

Den Zuſtand der Ordnung und des Glücks, durch welchen jeder Einzelne von uns, und Alle zuſammen, der Vorzüge und Fähigkeit des Glückes, das wir genießen, theilhaftig geworden ſind, dieſen Zuſtand ſind wir auch verbunden zu erhalten, weiter zu liefern, und wo möglich zu vervollkommnen. Das Gefühl hiervon liegt tief in dem Menſchen; ein großes Gefühl des allgemeinen Daſeins einer allgemeinen Vollkommenheit, welches bei großen Seelen das Gefühl von eigener Individualität

aufhebt, und ſich durch Verachtung des Todes und aller Leiden beweiſet. Dieß bewirkt ächte Vaterlandsliebe, Selbſtverläugnung, jede edle, jede großmüthige That. Wir leben Einem Ganzen; wo es ſei, muß ſich die Frucht unſerer Handlung zeigen: ſie kann nicht verloren ſein. Hierauf gründen ſich alle unſere Pflichten, nämlich auf den gefühlten innern Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zu einer weſentlichern Vollkommenheit. Nichts kann in der Natur ohne Verbindung und Beziehung gedacht werden. Auch der Grund des einzelnen Intereſſes iſt hiebei nicht verſäumt. Die Ordnung der Dinge, zu welcher ich geboren bin, hat mich mit dem reichſten Gefühle meines Daſeins belebt; dieſe Gefühle ſind das Beſte, was ich habe, und lehren mich, mich ſelbſt zu würdigen und zu ſchätzen. Es muß ein Ganzes ſein, dem ich angehöre. Ohne daſſelbe hätten ſich dieſe Gefühle nicht in meiner Bruſt erweitert. Die Welle, die mich getrieben hat, treibt ſich auch durch mich fort. Sie ſteigt irgend wieder empor, ſei es in welcher Geſtalt es wolle. Kann ich durch mein Daſein, durch meine Geſinnung ihren Trieb erhöhen, ſo ſtärkt ſich das Allgemeine, und ich mich mit ihm. Auch das Recht der Wiedervergeltung, der Dankbarkeit, lehrt mich das. Große Menſchen, was wäre ich ohne Eure Geſinnungen, ohne Euer Beiſpiel geworden! Ihr drücktet auf meine Seele die herrliche Bildung Eures Daſeins! Durch Euch iſt mir das Leben ſchön und werth geworden! Mich würde ſeine Blume anſtinken, wenn ich ſie unedel erhalten ſollte. Euer Geiſt lebt in mir; er ſoll durch mich in Mehrern leben. Denkt ſich die Natur, und hat ſie ſich durch uns gedacht, ſo hat ſie nichts Gemeines gedacht. — So genießt ſich ſelbſt der beſſere Menſch, und ſo wird ſein Selbſtgenuß allgemeines Glück und Vollkommenheit.

9.

Es iſt nicht zu läugnen, wenn wir die Schickſale der Welt und beſonders das Daſein des Menſchen auf derſelben, zuweilen mit einem etwas enger zuſammengezogenen Blicke betrachten, daß man in Zweifel gerathen könne: ob irgend eine beſtimmte Neigung zur Vollkommenheit in der Natur des Menſchen liege, als nur in ſo weit ſie ſeinen gegenwärtigen ſinnlichen Zuſtand, nach Umſtänden, bequemer oder vortheilhafter für ihn macht. Vernunft und alle die ſich darauf beziehenden Eigenſchaften ſcheinen nur ein Hülfsmittel zu ſein, dieſem feinorganiſirten Geſchöpf ſeinen Zuſtand erträglicher und genießbarer zu machen; und die Strebungen, welche dieſe Eigenſchaften im Einzelnen zu einem höhern Fluge nehmen, ſcheinen bloßer Zufall, ohne welchen der Grund dieſer Eigenſchaften ſelbſt nicht beſtehen könnte.

Wenn man überdenkt, wie lange dieſe Erde aller Wahrſcheinlichkeit nach bereits exiſtirt; wie alt das Daſein der Menſchen auf derſelben iſt; wie viele Reiche und Länder bereits zerſtört und vernichtet ſind, von welchen auch der Funke der Erinnerung nicht mehr glimmt; wie große Reiche bevölkert und blühend, in ihrer Art, forteriſtiren, an denen auch in Jahrhunderten kein Schritt zur wahren innern Vollkommenheit wahrzunehmen iſt; wenn man bedenkt, wie große Geſetzgeber und Regenten über dieſelben geherrſcht haben, ohne ein Zeichen der Erkenntniß einer allgemeinen Vollkommenheit gegeben zu haben, blos, wenn ich ſo ſagen darf, für Macht und ſinnliche Vollkommenheiten der Staaten, über die ſie walteten, beſorgt; wenn man ſieht, wie gering das Fortrücken wahrer Erkenntniſſe ſei; daß in den Regierungsformen faſt aller Staaten ſelbſt die eigne Unmöglichkeit liege, ſolche bis zu einem gewiſſen Punkt der Wahrheit heranrücken zu laſſen, ſo, daß man ſich mit unſern Verfaſſungen keinen eigentlichen Zuſtand wahrer Aufklärung zuſammendenken kann — ſo ſagt man endlich der Wahrheit

gute Nacht! Man zählt ſie unter die andern Träume und Phantaſien des Lebens, die gemacht ſind, den Abend irgend eines feingebildeten Gehirnes aufzuhellen. Alles entſteht, nimmt einen gewiſſen Grad zufälliger Vollkommenheit an, und geht wieder in ein leeres Nichts zurück, aus welchem, nach der Möglichkeit vorhandener Kräfte, andere Weſen ähnlicher Art entſtehen, mit den vorigen in keiner Beziehung, als ſoviel der ungefähre Zufall etwa davon an die Hand gibt. Überhaupt aber zeigt es ſich, daß nichts Allgemeines in der Natur ſei.

Es iſt ſchwer, wie geſagt, dieſen Zweifeln immer zu widerſtehen. Sie ſind ſo menſchlich, und laſſen ſich ſo anſchaulich machen, daß der allerdings ein etwas zu geſpanntes Hirn zu haben ſcheint, der eine allgemeinere Wahrheit ſucht. So löchericht und unbeſtimmt ſcheint das Gewebe, woran wir dieſe allgemeinen Wahrheiten anknüpfen (wenn wir nämlich der Phantaſie dabei nicht einigen Vorſchub laſſen), daß ſolches ſich ſchwerlich durch alle Folge der Zeiten zu einem dauerhaften Faden möchte ausſpinnen laſſen.

So ſcheint es, ſage ich; und wenn es nun auch ſo wäre, ſo wäre es eben ſo! Wir wollen keine vornehmen Lügen erdichten, um dem Daſein der Dinge mehr Conſequenz, weiſere Einrichtung und Abſichten anzuträumen. Was nicht in der Natur der Dinge liegt, iſt mit aller hochgeſponnenen Weisheit nicht hineinzubringen; und was in derſelben liegt, muß, nach natürlichen Geſetzen, dem menſchlichen Verſtande deutlich und faßlich werden können.

Wäre der Wahn von einem Gotte dem menſchlichen Geſchlechte nicht ſo bequem, welches, ſobald es zu denken und zu vergleichen anfängt, lieber ein ſchon vollkommenes Ganzes findet, worunter es ohne Gefahr und nach Gefallen den Geſetzen des Daſeins und der Übereinſtimmung nachforſchen kann (weil es die Lücken, die es etwa finden dürfte, ſogleich mit einem Worte unbegreiflicher Weisheit zuſtopfen kann); das Menſchengeſchlecht würde ſich ſchon lange zu eigeneren Begriffen und rei-

neren Ideen der Wahrheit haben heraufarbeiten müſſen, indem wir eine geheime Nothwendigkeit in uns fühlten, das zu erfüllen, wonach wir einiges Verlangen haben, und ſolches noch nicht in der Wirklichkeit erfüllt glauben.

Wie es aber jedem Menſchen leichter wird, ſich regieren zu laſſen, als ſich ſelbſt zu regieren, ſo iſt es auch hier. Der Menſch will lieber, daß die Wahrheit ſchon erkannt da ſei, als daß er ſie ſelbſt erſt mühſam erkennen lerne; in einem andern Zuſtande, den er ſich träumt, wird ihm, wie er denkt, dieſe Mühe ſchon leichter werden. Er ſieht nicht, daß an jetzterkannter Wahrheit Alles liegt; daß, wenn jetzt die Richtung ſeiner Natur fehlerhaft iſt, und das Natürliche nicht zu erkennen vermag, ſie in Ewigkeit in keine gerade und natürliche Ordnung könne gebracht werden, wenigſtens kein Grund da ſei, woraus ſich ſolches ſchließen ließe.

Faſt ſollte man alſo glauben, daß die Leichtigkeit und Bereitwilligkeit, mit welcher der Menſch den Begriff eines ſchon vollkommenen Ganzen annimmt, ein Beweis ſei, daß es ſeiner Natur an der Wirkſamkeit zu einer eignen allgemeinen Vollkommenheit fehle.

10.

Wenn dieſen Abgründen des Zweifels, die wir eben vorgetragen haben, nicht überall ganz und gar abzuhelfen ſein möchte, ſo laſſen ſich ihnen doch Wahrheiten entgegenſtellen, die eben ſo tief aus der Bruſt des Menſchen und aus der Natur der Dinge geſchöpft, einen erhebendern Blick über das Daſein derſelben und über die Vollkommenheit des Ganzen darſtellen.

Wir wollen nicht auf eine kindiſche Weiſe den Verſtand der Menſchen zum Beſten haben, und indem wir ſeiner Natur erträumte Vollkommenheiten andichten oder anſchmeicheln, der-

ſelben vielmehr ſpotten, und damit ihren ganzen Werth, ihr einzige Wahrheit, in die trübſinnigſten Zweifel verwickeln. Wir wiſſen, wie Wenigen es gegeben iſt, die ſteile Höhe des Erkenntniſſes zu erklimmen; aber wer einmal den hohen Pfad erreicht hat, und ſich ſelbſt nicht zu ſchätzen weiß, um Wahrheit zu bekennen, und die Karte des Lebens richtig anzugeben, dem kann weder ſein eigenes Herz, noch der Mund Anderer ſagen, daß er die Hochachtung der Menſchheit verdiene.

Was wir nun, zu Hebung dieſer Zweifel, als Beweis für die allgemeine Richtung der menſchlichen Natur zur Vollkommenheit angegeben haben, iſt hier unnöthig zu wiederholen. Wollte man die Vollkommenheit der Natur überhaupt, nämlich ihre Eigenſchaft und ihr Vermögen, aus dem Gröbern und Einfachern das Feinere und Zuſammengeſetztere zu bilden, und das in einem beſtimmten und fortgeſetzten Grade, daß es zwar der Vernunft jetzt noch unüberſehlich, aber doch nach den Principien derſelben und ihrer Conſequenz vollkommen gemäß und darnach begreiflich werden könnte; wollte man dieſes bezweifeln, ſo gehen wir wieder zurück und fragen vorerſt: was iſt der Menſch ſelbſt? was iſt die Natur aller Dinge, die wir ſehen und erkennen? Iſt ſie nicht ein fortſchreitendes Maaß der Vollkommenheit? Iſt das Daſein des Menſchen, wenn wir ihn blos als ein ſinnlichorganiſirtes Weſen nehmen, nicht ſelbſt der höchſte Beweis dieſer Fortſchreitung zum Vollkommnern und möglichſt Vollkommenen? Wenn die Welt ein Chaos von Kräften iſt, wie konnte der Menſch entſtehen? Wie konnte er in dieſer Folge entſtehen? Und wenn Anlagen jeder Art keine künftige Entwickelung und Vollkommenheit ſind, warum ſollten die Verſtandesanlagen allein es nicht ſein, da ſie doch ſo gut, wie alle andern, auf Geſetze der Natur gegründet ſind?

Findet man aber hierin allein die Unmöglichkeit einer verbundenen Fortſchreitung, wer darf es wagen, ſolches zu beweiſen? Welches Geſetz der Natur läßt ſich dafür aufbringen? — Die Erfahrung wird nur einen ſchlechten Beweis geben. Was

iſt unſere Erfahrung? wie weit reicht ſie? und wovon kann ſie belehren? Was ſie ſagen kann, haben wir eben gehört; aber indem ſie dieß ſagt, zeigt ſie uns zwar einen menſchlichempfindlichen, aber gewiß dabei auch einen etwas zuſammengezogenen und beſchränkten Blick. Denken iſt die höchſte Empfindung, und was dem freien Licht des Gedankens nicht widerſtehen kann, wie ſollte dieß durch geringere Empfindungen feſtgeſetzt oder unterſtützt werden können!

Wie viele Dinge finden ſich in der Welt, die unſern Augen unterworfen ſind und von denen uns ein höherer Zuſammenfluß lange verborgen geblieben iſt! Wie viele ſcheinen ihrer Analogie nach ſogar mit gewiſſen Eigenſchaften zu ſtreiten, die man nachher ſelbſt als weſentliche Eigenſchaften derſelben erkannt hat! Erfahren wir auf der Erde und am Himmel nicht ſtets etwas Neues, das auf eine neue weſentlichere Verbindung und Ordnung der Dinge hindeutet! Stets hängt den Dingen noch etwas an, das durch keinen menſchlichen Verſtand berechnet werden kann. Wie lange Zeit brauchte es, den Umlauf der himmliſchen Geſtirne zu errathen, dann, ſolchen etwas genauer zu beſtimmen, und zuletzt findet ſich, daß ihr Zirkel kein Zirkel iſt; es iſt eine ewige Zykloïde, Alle bewegen ſich um Einen, um ſich wieder mit demſelben und anderen ſeiner Gattung und Größe, um noch einen Größern, Entferntern bewegen zu können, und ſo in einem ewig größer geſchlungenen Kreislauf fort, jedes ein Theil und jedes ein Ganzes, und jedes mit dem Ganzen in unendlich weſentlicher Harmonie verbunden. Was iſt für den Gedanken zu kühn, es in eine allgemeine Harmonie zu bringen, ſobald es nur durch weſentliche Naturanlagen unterſtützt wird? Bildet nicht die zuſammengehäufte Zahl der Sandkörner den Berg? Alles Große beſteht aus unendlichem Kleinen, und alles unendlich Kleine bildet durch Vermehrung wieder das Große.

Aber der Gedanke ſelbſt, könnte man ſagen, iſt nur eine relative Eigenſchaft; er iſt nur eine Bildung, keine Weſenheit,

und Formen löſen ſich auf mit den Eigenſchaften, die ſie conſtituiren. — Allerdings iſt der Gedanke nur eine Form; aber Formen ſind ja dem Weſen ſelbſt nothwendig. Das Weſen exiſtirt nur in Formen. Nun könnte zwar nach unſerem beſchränkten Sinne jede Form dem Weſen gleichgültig ſein; wir haben aber gezeigt, daß es nicht ſo iſt; daß feinere Verhältniſſe und Formen feinere Verhältniſſe und Formen hervorbringen, und daß ſelbſt unſer Gedanke feinere Formen von andern annehmen kann, und ſich dadurch bilden muß. Warum ſollte dieſe Formenwelt Grenzen haben, da die andere Welt keine hat? Warum ſollte dieſe Formenwelt nicht zu einem harmoniſchen Ganzen wirken, da Alles dazu wirkt! Sie iſt der Inbegriff, der Kern, die Quinteſſenz alles Daſeins, und eher bildet ſich die Rinde und Schaale, als die Nuß; auch die grobe Exiſtenz einzelner Theile löſt ſich auf und geht verloren, aber die weſentlichſte Bildung aller Natur erhält ſich, und ſie dauert ewig fort.

11.

Der Menſch, der von dem innern Weſen der Dinge gar wenig erkennt, nimmt gemeiniglich die Sachen, wie ſie ſich ſeinen gröbern Sinnen oder Empfindungen darbieten, oder wenn er zu trennen und zu zertheilen anfängt, ſo verlieren die Dinge unter ſeiner Hand ihre Eigenthümlichkeit, die feinſten Theile werden ihm unſichtbar und entfliehen, und er hält das gröbere Rückbleibſel für das wahre Weſentliche der Sache. In der Natur iſt nichts gänzlich getrennt. Da Alles aus Einem entſprungen iſt, ſo kann auch Alles wieder zu Einem übergehen; jedes kann die Stelle des Andern, unter Umſtänden, vertreten. Wer an eine Auflöſung der Materie in ihre kleinſten Theilchen oder Atome denkt, macht ſich ein Hirngeſpinnſt, deſſen Zubereitung er außer der Möglichkeit dieſer Welt veranſtalten müßte.

Wie wird er das einzelne Atom vor dem Zuſpruch des nächſten hüten können, und was wird er zwiſchen beide ſetzen, um ſie getrennt zu erhalten? — Vermuthlich das allgewaltige Nichts. — Die Lehre von den Atomen oder Monaden hebt ſich alſo mit der Unmöglichkeit des Nichts auf, und die Contiguität der Dinge iſt auf die Nothwendigkeit ihres Daſeins gegründet.

Unendlich ſchwer iſt es daher, bei jenen Begriffen von der Materie, dem Menſchen jederzeit geworden, ſich von der Verbindung derſelben einen Begriff zu machen. Sie theilten, nach ihrer Art, in das ſcheinbar Unendlichkleine, und glaubten, das könne ſo für ſich beſtehen, ohne eine Scheidewand nöthig zu haben. Nun waren ſie aber in Verlegenheit, dieſe kleinſten Theile wieder zuſammenzufügen, und da ſie kein andres Mittel der Auflöſung haben, als Zerſtörung oder Tod, ſo benahmen ſie ſich wunderlich, die durch ihre Unterſuchung getödtete Materie wieder in's Leben zu bringen. Das Beſte war, daß Manche auch Geiſter zu Hülfe nehmen, und die unmöglichen Monaden durch andre unmögliche Monaden in Leben und Bewegung ſetzen konnten.

So iſt Daſein, Bewegung, innere Verbindung und Zuſammenhang der Dinge, ein und daſſelbe Ding, und von dem Begriffe der Welt oder der Materie unzertrennlich. Eine Welt von Atomen iſt keine Welt. Eine ewige Wirkung folgt auf ewige Urſachen, und der Grund hievon, wie von der wahren Weſenheit der Materie, iſt nur aus der Unmöglichkeit des Nichts herzunehmen.

Eben ſo gewiß iſt es auch, daß die Materie die unabläſſige Eigenſchaft beſitze, ſich zu verdichten und zu verdünnen; jenes durch Abſonderung und Ähnlichwerdung der Theile, dieſes durch ihre Auflöſung. Es ſcheint, daß die Theile einer gewiſſen Maſſe, die ſich auf dieſe Weiſe abgeſondert und getrennt haben, ſo, daß die einen zu mehrerer Dichtigkeit ſich verbunden haben, die anderen hingegen (wenn ich ſagen ſoll) leerer geblieben ſind, in ein neues und beſonderes Verhältniß gegen einander geſetzt

werden. Es scheint nämlich, daß die Theile, welche einer gewissern solidern Verbindung dadurch beraubt sind, einen Zuwachs von Elasticität erhalten, und dadurch stärker auf die verbundenen Theile wirken. Vielleicht ist es auch zugleich ein Bestreben, sich den verbundenen Theilen ähnlicher zu machen. Aus diesem ließe sich vielleicht einmal eine Ursache der Bewegung der himmlischen Körper herleiten, von denen man weiß, daß sie in dem Grade ihrer mehrern oder geringern Dichtigkeit sich schneller oder langsamer bewegen.

Schwere würde alsdann die Kraft sein, mit welcher jede verbundene Materie, nach dem Maaße ihrer Größe und Dichtigkeit, mit der aus dem Allgemeinen entleerten Masse im Streite lebt, so daß diese unaufhörlich auf jene wirkt, und die leichteren Theile gegen die verbundene dichte Masse streben.

Auch scheint von diesem Begriffe der Begriff von Kraft nicht sehr entfernt zu liegen. Kraft ist nämlich das Bestreben der ähnlichern Theile gegen die unähnlichern. Nach Maaß des Verhältnisses der Aehnlichkeit wächst die Dichtigkeit, und nach Maaß des Verhältnisses der Unähnlichkeit zur Dichtigkeit wächst die Kraft. Dieß paßt auf alle Fälle, wo wir uns des Wortes Kraft, mit gehörigem Sinnk, bedienen. Die Aehnlichkeit der Theile des menschlichen Körpers zur Unähnlichkeit der hinzugekommenen verursacht in uns die Kraft zum Empfinden, und die Fortdauer dieser Empfindung zu leichterer oder beschwerlicherer Verähnlichung, Vergnügen oder Schmerz. Diese selbst aber können nicht hervorgebracht werden, ohne mannichfaltige Kräfte, oder Verähnlichungen des körperlichen Baues unter sich, und nach dem Maaße derselben ist ein Geschöpf höherer oder geringerer Glückseligkeit und Genusses fähig.

Wir wollen zu Ende dieser Betrachtungen noch einer Fabel erwähnen.

Die Alten, sagt uns nämlich Baco, erzählten: Die ewige alte Nacht habe ein Ei ausgebrütet, aus welchem Cupido entsprungen sei, — und deuteten so auf die ursprüngliche Kraft

der Materie und auf die Schönheit der Welt. In der That hat sich dieser schöne Gott auch nachher nicht unthätig bewiesen, und hat seiner Mutter künstlich abgelernt, auch veränderte Gestalten auf ähnliche Art zu erzeugen. Er bedient sich immer noch des Geheimnisses der Nacht, und wenn er eine Schönheit bewirkt, so hüllt er sie zuvor in eine ungleichartige Binde. Jede Schaale, jeder Kern enthält seinen Cupido. Sie haben die Kraft, sich durch Annehmung und Verähnlichung fremder Theile zu entwickeln. Ist der neue Gott entwickelt, so strebt er zu ähnlichen Verlangen, wie der alte; nur die Macht, veränderte Gestalten hervorzubringen, hat sich dieser allein vorbehalten. Alles erzeugt und vergeht, um seine Gestalt wieder zu neuen Bildungen herzugeben. Es ist dieselbe Kraft des Gottes, die durch Alle geht, und eigentlich nur sein eignes verändertes Dasein; denn der Gott selbst ist nirgends mehr zu finden. Man sagt aber, er habe sich vorbehalten, durch alle diese Erscheinungen durchzugehen, um sich künftig einmal ein reicheres und größeres Ansehn zu geben. Wer darüber etwas Gewisses wissen will, der schlage die Bücher des Schicksals nach!

Über die Sprache.

(1790.)

Sprache oder Sprechen heißt in der allgemeinsten Bedeutung, eine innere Vorstellung durch äußere Zeichen kundbar machen. Man spricht durch Worte, Mienen und Geberden; auch sogar leblosen Gegenständen wird eine Sprache zugeeignet, in so fern man nämlich durch Hülfe der Einbildungskraft ihnen Zeichen innerer Vorstellung und Empfindung beilegen kann.

Die Wortsprache ist das eigentliche Unterscheidungszeichen des Menschen. Nur durch sie bildet sich sein innerer Sinn zu Wirksamkeit und Vollkommenheit, so wie sie zugleich eine nothwendige Äußerung desselben wird. Sprachvermögen und Vernunftvermögen sind wechselseitig in einander gegründet, wie Wirkung in Ursache; wo das Eine fehlt, fehlt größtentheils auch das Andere.

Da wir bei den Thieren nicht diese innere Vorstellung wahrnehmen, wie bei dem Menschen, so legen wir ihnen auch keine Sprache bei. Sie haben zwar Zeichen und Töne, die Bedürfnisse ihrer Natur zum Theil erkenntlich zu machen, ja im Ausdrucke derselben scheinen sie sogar zuweilen bestimmter und beredter als der Mensch zu sein: aber ihre Eindrücke sind blos gegenwärtige, sinnliche; es fehlt ihnen an innerer Vergleichung und Verbindung, und also auch dem Ausdrucke derselben, den wir allein Sprache nennen.

Worin liegt nun aber dieſe Kraft, dieß einzige Vermögen, das den Menſchen von allen Thieren unterſcheidet, und ihm einen Vorzug gibt, den er mit keinem andern Geſchöpfe theilen mag?

Wir wagen es nicht, auch mit einem Schritte nur, in die Tiefen des menſchlichen Baues ſelbſt hinabzuſteigen, um auch durch Vergleichung den Vorzug ſeiner Verhältniſſe und Formen zu beſtimmen. Selbſt jene tiefe und ernſte Wiſſenſchaft, welcher allein die Unterſuchungen dieſer Art zuzugehören ſcheinen, iſt noch zu wenig in die verborgenen Zugänge dieſer Geheimniſſe eingedrungen, als daß wir aus ihr klare und unwiderſprechliche Beweiſe herholen könnten. Zwar leuchtet der Vorzug menſchlicher Natur bei jeder neuen Erfahrung und Unterſuchung ſtets deutlicher in die Augen, und ſtützt ſich auf Gründe einer höhern animaliſchen Vollkommenheit; aber die wahre und genauere Verbindung der Urſachen mit den hervorgebrachten Wirkungen bleibt immer noch größtentheils für uns verborgen, und ſcheint überhaupt eine Hoffnung zu ſein, die ſich noch in den Gegenden der blauen Berge für uns verweilen dürfte. Genug, ein tieferer Bau, ein feinerer und reicherer Stoff liegt überall der menſchlichen Natur zum Grunde. Sollten wir hierüber noch den Beobachtungen eines äußerſt vorſichtigen und ſtrengen Unterſuchers nachgehen dürfen *), ſo könnten wir ſchließen, es müßten vorzüglich diejenigen Theile ſein, welche das Innere des Gehirnes ausmachen, indem ſie ſelbſt mit den Verdauungswerkzeugen, welche die grobe körperliche Nahrung befördern, einige Ähnlichkeit haben, auch wahrſcheinlich einen wirkſamern Lebensſaft zubereiten, womit ſie das denkende Vermögen unterſtützen, und für ſolches die Nahrung in ihren unendlich feinen und durchſchlungenen Gefäßen mannichfaltig abſondern, aufbewahren und vertheilen. Wahrſcheinlich iſt auch in der Einrichtung und Zahl dieſer kleinſten Gefäße eine große Verſchiedenheit

*) Fontana.

zwiſchen Thier und Menſchen; ſo wie überhaupt der Menſch an Größe und Reichthum des Gehirnes die übrigen Thiere bei weitem übertrifft.

Allein wir halten uns lediglich hier an das, was die allgemeine Erfahrung hierüber auszeiget. Sie iſt uns, nebſt Hülfe der Gedanken, der einzige Wegweiſer auf dieſem ziemlich verworrenen Pfade.

Schon das äußere Anſehen des Menſchen erweckt in uns einen von jedem andern Thiere ſehr verſchiedenen Eindruck. Die emporragende Geſtalt, die breite Bruſt, die offene Bildung des Geſichts, der Stirne, des Auges, der Lippen, zeigen ein Weſen an, das aus dem Innerſten hervorſpricht, und von einem verborgenen Sinne regiert wird. Auch ſein Gang iſt ſehr verſchieden von dem Gange der übrigen Thiere. Er irrt nicht in ſchweifender Ungewißheit und mit unſichern Tritten umher; die breite Sohle ſeines Fußes faßt gleichſam die Erde, und geht aus nach einem beſtimmten Ziele. An ihm erkennen wir alſo eine innere Richtung, Sinn und innere Vorſtellung. Hierauf bezieht ſich Alles, was wir als weſentliches Unterſcheidungszeichen an dem Menſchen erkennen.

Laßt uns dieſe Gabe der innern Vorſtellung genauer betrachten, ſo werden wir finden, daß ſolche hauptſächlich in drei Punkte zergliedert werden könne, die wir unterſcheidend an ihr wahrnehmen.

Erſtlich: als innere Vorſtellung an ſich ſelbſt; in ſo fern ſolche nämlich nicht auf dem blos gegenwärtigen ſinnlichen Eindrucke beruht, ſondern die von den Dingen erhaltenen Weiſen und Geſtalten aufbewahren, ſammeln und zurücklegen kann.

Zweitens: als Vergleichung, indem wir die gegenwärtigen ſinnlichen Gegenſtände durch Betrachtung nicht nur mit den gegenwärtigen, ſondern zugleich auch mit den abweſenden, neu hinzukommenden und andern Gegenſtänden zuſammenſtellen, ordnen und vergleichen können, und dadurch ihre Eigenſchaften erkennen.

Drittens: als Abſtraction oder allgemeine Erkenntniß, nach welcher wir die bereits verglichenen Gegenſtände und ihre Eigenſchaften unter eine allgemeine Vorſtellung bringen, und den Begriff davon faſſen mögen. So ſind z. B. Pflanze, Baum, Thier, lieben, haſſen, fürchten, allgemeine Vorſtellungen und Begriffe, welche durch Vergleichung mehrerer Gegenſtände und ihrer Arten abgezogen und hervorgebracht worden, wozu wir bei keinem Thiere weder die Anlage noch Möglichkeit finden.

Die Thiere haben zwar allerdings auch eine Vorſtellung. Sie werden durch ſinnliche Gegenſtände gerührt und auf's Lebhafteſte in Bewegung geſetzt: auch iſt nicht zu zweifeln, daß eine Fortdauer ſolcher ſinnlichen Eindrücke bei ihnen ſtattfinden müſſe. Was wir aber Vorſtellung im Menſchen nennen, gründet ſich auf eine innere Erkenntniß der Eigenſchaften, ohne Bezug auf deren ſinnliche Gegenwart und Bedürfniß; ſondern — gleichſam auf eine innere Repräſentation und Wiederherſtellung der Dinge aus ſich ſelbſt. Sollten wir an den Thieren angelegte und entferntere Abſichten bemerken, ſo iſt der Grund hievon dennoch ſtets in ihren Bedürfniſſen aufzuſuchen, und keineswegs in der Sache ſelbſt, als ſolcher, und gänzlich ohne Rückſicht auf thieriſche Vollkommenheit und Verbeſſerung. Der Menſch hingegen iſt frei; er hat ſeiner Natur nach ein ruhigeres, ausgebreiteteres Verhältniß zu den Dingen. Die Dinge intereſſiren ihn, weil ſie da ſind, als bloße Erſcheinungen. Er hat Bezug zu jeder Natur und jede Natur zu ihm, als Daſein, Erſcheinung und Natur. Sein Bedürfniß iſt Erkennen.

Dieſes Bedürfniß der Erkenntniß nun verbindet ſich in ihm augenblicklich mit der Kraft zu vergleichen. Denn da er von den erkannten Dingen das Bild in ſich aufzubehalten vermag, ſo wird ihm ſolches gleichſam der Maaßſtab von jedem neuhinzukommenden ähnlichen; und es entſteht daraus in ihm das Vermögen einer allgemeinern Anſicht und Erkenntniß der

Eigenſchaften, durch welche er noch ein allgemeineres Maaß zu den Dingen findet. Solches Maaß iſt nichts Anderes, als eine durch Vergleichungen herausgebrachte Summe, oder das Ganze der Ähnlichkeiten weſentlicher Eigenſchaften und Verhältniſſe, die wir durch Kraft der Abſtraction erhalten können.

Die allgemeine Gabe aber, einzelne Dinge unter allgemeine Beziehungen zu bringen, und daraus ein Bild, eine Vorſtellung, einen Begriff zu faſſen, der ſich wieder mit andern Begriffen und Vorſtellungen zuſammenſtellen laſſe, um daraus ein vergleichenderes Ganzes zu formen, dieſe Gabe nennen wir Vernunft, und es iſt wohl klar, daß unter allen Thieren der Menſch allein einen Anſpruch darauf habe.

Er, der Menſch, iſt alſo vor allen das abſtrahirende Thier, und dadurch allein nur der Vernunft fähig. Er erhält durch dieſe Gabe der Abſtraction die Möglichkeit, Wahrheit zu erlangen, indem er die Dinge und ihren Gebrauch einſehen und meſſen, ja ſich ſelbſt durch die Dinge meſſen kann.

Wodurch äußert ſich nun aber an ihm vorzüglich dieſe Eigenſchaft? Welches ſind die hauptſächlichen Mittel, durch welche er dieſes Naturtalent darthut und bildet? Keine weſentliche innere Kraft, kein natürliches Vermögen liegt in organiſchlebenden Weſen ſo verborgen, daß es nicht äußere Zeichen ſeiner Wirkungen hervorbringen ſollte. Die Vernunft ſelbſt aber iſt eine lebendige Kraft; ſie iſt gewiſſermaßen eine nothwendige Tendenz menſchlicher Organe, die ohne Mittheilung und Gemeinſchaft bald wieder ermatten und todt erliegen würde. Wodurch verbindet und befeſtiget ſie die in ihr hervorgebrachten lebendigen Vorſtellungen und Bilder? Womit bezeichnet ſie ihr Maaß? Welches iſt der Ausdruck ihrer Mittheilung und Gemeinſchaft? Wodurch ſchafft ſie ſich gleichſam ein ihr nothwendiges Gegenbild ihrer ſelbſt, ihrer Kräfte und Wirkungen, ihrer Bewegungen und Empfindungen? — Wodurch anders, als durch die Sprache? Dieſe iſt das Organ des lebendigen Hauches, der von dem Gipfel jeder Empfindung zur Bruſt

ſich hinabdrängt, und nur durch Worte und durch die Rede wieder emporſteigt. Durch ſolches zeigt der Menſch das unendliche Verlangen an, ſein geiſtiges Bild, ſeine Vorſtellung und Vollkommenheit zu faſſen und auszudrücken. Nur bei ungewöhnlicher innerer Empfindung ſchwillt ihm die Bruſt, er bricht in Laute aus, in denen gleichſam ſein ganzes Selbſt widertönt. So wahr ſind Worte des Menſchen innere Geſtalt! So theuer und verehrungswerth waren ſie von jeher dem Weiſen, und ſo ſchändlich iſt der Menſch, der ſolche verdrehen und entehren kann, und ſich den ſchimpflichen Beinamen eines Lügners erwerben!

„Aber wie, wird man ſagen, iſt die Sprache nur der Ausbruch innerer Empfindung, welche ſich durch ein ihr angemeſſenes Organ den Weg zu öffnen geſucht hat, wie kommt es denn, daß das Kind ſchon lallend Worte nachahmet und Sachen zu benennen weiß, weit eher als ſich noch ein wahrer Begriff bei ihm vermuthen läßt? Scheint daher nicht auch die Sprache vielmehr ein bloßes Werk äußerer Nachahmung und Bildung, als ein von der Natur eingepflanzter nothwendiger Trieb zu ſein?“

Wir antworten wieder hierauf nur im Allgemeinen: daß, wenn man mit irgend einem Blicke der Betrachtung auf die weiten Reiche der Natur hinſchaut, man überall die erſten Urſachen der Dinge ſchwer auszufinden vermag, und daß wir von der Entſtehungsart derſelben beinahe keinen Begriff haben können. So iſt es auch mit dem Urſprunge der Sprache, ſo iſt es, wo irgend ein Keim, eine Grundfähigkeit ſich hervorthut, überall hat die Natur die erſten Anlagen in tiefe Verborgenheit eingehüllt, und die wichtigſten Folgen erwachſen ſtets aus den kleinſten Umſtänden und Begebenheiten.

Wer wird ſagen, wie die Arten und Geſchlechter aller Weſen, und ihre hauptſächlich beſtimmenden Theile ſich entwickelt haben? Wahrſcheinlich hat ſich eins nach dem andern gebildet, und innere Nothwendigkeit äußeres Werkzeug erweckt.

Jede Natur ſcheint einen Kern ihrer Entſtehung gehabt zu haben, der ſich nach Veranlaſſung der Umſtände entwickelt und ausgeformt, und von äußern Einflüſſen ſo viel an ſich genommen hat, als ihm die Möglichkeit ſeiner Natur und des Zufalls erlaubt hat. Weiter aber vorzudringen, würde Verwegenheit ſein. Zeit und Umſtände werden auch hierin die ferneren Fortſchritte leiten.

So wenig können wir alſo auch von der erſten Entſtehung dieſes menſchlichen Organs, der Sprache, ſagen. So viel iſt gewiß, daß bei dem Gebrauche derſelben innerer Trieb und äußere Erlernung zugleich mitwirken müſſe. Es iſt auch kein Zweifel, daß, wenn wir noch gegenwärtig eine Anzahl wohl organiſirter, ganz unmündiger Kinder, von der Geſellſchaft gebildeter Menſchen abgeſondert, an einem zu ihrem Fortkommen bequemen Orte verwahrten, ſie dennoch unter ſich eine Sprache erfinden, und dadurch das Zeugniß eines wahren Naturtriebes derſelben beſtätigen würden.

Die Grenzen aber, wo Inſtinkt ſich von Vernunftbegriff trennt, ſind unmerklich. Denn was iſt Inſtinkt? und was iſt er nicht? Sollte Vernunftäußerung ſelbſt wohl etwas Anderes ſein, als ein durch höhere und entferntere Reize erregter Trieb? Alles iſt auch bei dem Menſchen auf bloße animaliſche Grundgeſetze erbaut. Die geiſtigſten Vorſtellungen gründen ſich auf feinere ſinnliche Empfänglichkeit. Maaß und Möglichkeit zu ihnen hängt vom Bau und vom Verhältniſſe unſerer Organe ab. So iſt auch bei Gebrauch und Erlernung der Sprache das, was in der Folge beinahe blos das Werk des Vernunftvermögens wird, anfänglich bloße Äußerung roher Sinneskräfte und einer thieriſchen Nachahmung.

Indeß wollen wir noch einige Grundſätze feſtſetzen, die wir als ſichere Beobachtungen hierüber annehmen können.

Der Menſch fängt an zu ſprechen, wenn er tief empfindet, oder nachdem er tief empfunden hat.

So wie sich in ihm die Vernunftfähigkeit bildet, bildet sich auch die Sprachfähigkeit; wie jene abnimmt, nimmt auch diese ab.

Kein eigentliches Denken findet ohne Sprache statt. Denken erwächst auf dunkeln Sensationen, die durch Vergleichung zu allgemeiner Erkenntniß gebracht, in Zeichen und Sprache festgesetzt werden. Worte sind Zeichen allgemeiner Empfindungen und Begriffe.

Laßt uns auf diejenigen zurückgehen, welche durch einen Fehler der Natur ihrer Sprache beraubt sind. Wie fein, wie geschickt ist nicht der Blindgeborene gegen den Stummgeborenen! Wie schwer sind diesem menschliche Begriffe beizubringen! Fast scheint in einigen die Anlage dazu sich verloren zu haben, und wie mühsam ist dennoch, was man auch dem fähigsten durch beschwerliche Zeichen beibringen kann.

So darf man auch sicher rechnen, daß diejenigen Menschen, die man einzeln unter den Thieren gefunden hat, und die völlig nach ihrer Weise mit ihnen erwachsen sind, keine andern, als von der Natur der Sprache beraubte und blödsinnige gewesen. Vergeblich möchte man wohl hier von einem eingebildeten Naturzustande des Menschen träumen. Es war ein Zustand der Krankheit, der Ausartung und der Monstrosität. Der innere Vernunftbau war nebst der äußern Fähigkeit zur Sprache verwachsen und verstümmelt. So sehnten auch diese Menschen sich stets wieder nach den Thieren, denen sie so ähnlich waren, und diese nahmen sie willig auf, als ihre ächten Gebrüder. Mehrere, und ganz frische Exempel beweisen, daß es sich so müsse verhalten haben. Auch in diesen Gegenden hat man vor nicht gar langer Zeit Kinder gefunden, die ihren Eltern entlaufen sind, und nichts mehr aufgesucht haben, als die Gemeinschaft der Thiere in den Wäldern. Solche konnten nur mit Mühe zur menschlichen Gesellschaft zurückgebracht werden, und auch sie waren von Natur stumme und blödsinnige. So bleibt der Mensch ein Thier, ohne irgend eine Art von

Rede zu haben. Alle seine Neigungen ziehen sich abwärts, und die Vernunft weicht nur selten aus dem Gebiete der Sprache.

Laßt uns noch weiter fortgehen zu den Völkern, welche ein der Menschennatur feindlicher Himmel drückt, und ihnen daher nur eine armselige und karge Entwickelung der Sprache vergönnt. Je ärmer ein Volk an Geist, an innerer Lebenskraft und Stärke ist, desto weniger bilden sich bei ihm Begriffe, und mit solchen die Sprache. Dürftig und schwertönend sind ihre Worte, leer an äußerm Widerhall der Seele. Wo wir aber eine glückliche, freie, gebildete Nation finden, da finden wir auch eine reiche Sprache, volle und geschmeidige Töne.

Es wäre wirklich eine lehrreiche und unterhaltende Sache, den Charakter verschiedener Nationen nach Anlage und Ausbildung ihrer Sprache zu entwerfen, wie denn auch schon der große Lord Bacon den Gedanken hiezu angegeben hat. Wir würden hiebei vorzüglich bemerken, daß, je mehr eine Nation an Bildung gewonnen, desto allgemeiner und zugleich im Einzelnen bestimmter ihre Sprache geworden, und daß solche auch nur desto mehr von den sogenannten Naturlauten abgewichen sei. Letztere beweisen nur, daß der Mensch in Erlernung der Sprache der Natur gleichsam selbst die Töne abzuzwingen gesucht habe; je mehr sich aber eine Nation gebildet, desto leichter hat sich solche mit den allgemeinern Zeichen befriedigt, wofern sie nur bestimmt, und ein wahrer Abdruck ihres Vernunftlautes geworden sind.

Überhaupt aber ist kein Organ mit der innern Freiheit der Seele näher verbunden, als eben die Sprache. Wo Gebundenheit des Gemüthes herrscht, äußert sich solche sogleich im Ausdrucke der Worte, in den Tönen. Zarte Gemüther mögen daher so gern ihre wahre Gesinnung verbergen, wo sie befürchten müssen, daß solche niedergeschlagen, oder auch nur zu widrig und roh angetastet würde. Solches bringt zuletzt eine Erstickung jeder Empfindung, eine Art geistigen Selbstmords hervor. Wer daher Freiheit dem Gemüthe gibt, gibt ihm

auch Sprache: und wer ihm Sprache gibt, gibt ihm alles Vernunftmäßige, gibt ihm die Äußerung seines Daseins, seines Glücks. Der niedergebückte Sclav darf nicht reden; Verbot der Sprache ist die erste Fessel, welche man der Menschheit anlegt und die härteste. Wo Menschen sind, da sollte auch Freiheit zu sprechen sein.

Jede Art von Zeichen, deren man sich statt Sprache bedienen kann, ist eigentlich nur auf die Wortsprache gegründet. So setzt die Bildersprache bereits schon aus Worten zusammengezogene und durch Worte lebendiggemachte Bilder und Vorstellungen voraus. Wo Folge, Vergleichung und Verbindung der Ideen stattfindet, da ist auch das Wort, durch Biegsamkeit und Stellung, der einzig wahre Repräsentant mannichfachvereinter Sensationen. Wir sagen selbst von Dingen, die unserm Gefühle näher liegen, als Sprache und Worte, sobald wir ihnen einen bedeutungsvollen Ausdruck beilegen wollen, daß sie sprechen oder zu sprechen scheinen. So ist dieser Ausdruck bei der Musik und Malerei gewöhnlich, und wir sagen mit einem besondern Nachdruck von diesen Künsten, daß sie durch Töne oder Farben sprechen. Selbst die unmittelbare Mittheilung sinnlicher Erkenntniß wird uns durch Worte und Sprache nur bestimmter. Wie oft sind nicht ferne Reisende von den Tönen und Geberden der Wilden getäuscht worden, indem sie solche gerade für den entgegengesetzten Ausdruck ihrer wahren Empfindungen genommen haben. Auch hier ist Übereinstimmung der Begriffe und Vorstellungen vonnöthen, und ohne solche gibt es weder eine allgemeine Geberden-, noch Wortsprache.

Noch einem Zweifel müssen wir begegnen, der mit Macht sich unsern Gründen entgegen zu drängen scheint. „Wenn Worte, wird man sagen, Alles vermögen, warum ist denn das Stillschweigen zuweilen noch beredter? Ist Stummheit das Wahrzeichen des Blödsinnigen, wie sollte Schweigen ein Kennzeichen des Weisen sein?“

Ich antworte mit Einem Worte: dieß Schweigen ſelbſt iſt Sprache. Nur eine beredtere Sprache, eine zurückgehaltene Rede; Worte, die gedändigt ſind, um die Sache ſelbſt, oder die Perſonen, mit denen wir reden, mehr ſagen zu laſſen, als wir ſelbſt auszudrücken für möglich oder gut finden. Allzugroßer Zuſammenfluß der Ideen und Empfindungen erſtickt die Sprache; ſtatt Armuth iſt hier Reichthum. Nur leere Worte zeugen von einem öden Sinn. Einem ſolchen wird der mechaniſche Gebrauch jeder Sprache leichter, je weniger ſich nämlich Anlaß und Form zu Grundbegriffen in ihm findet. Die Worte des Weiſen ſind ein Abdruck ſeiner weſentlichen Vollkommenheit; ſie überliefern den vornehmſten Theil ſeines Ich's der Zukunft, und zuweilen den ſpäteſten Zeiten.

Laßt uns nun noch einmal die Hauptſumme unſerer Grundſätze zuſammenfaſſen und überſehen.

1) Der Menſch unterſcheidet ſich nur durch innere Vorſtellung und Abſtraction weſentlich von dem Thiere.

2) Er erhält durch ſie den Vorzug, die Eigenſchaften der Dinge zu erkennen, ſie mit ſich und Andern zu vergleichen.

3) Die Sprache iſt nichts Anderes, als das hiezugehörige Maaß, der innigggefaßte Schluß, ſinnlich ausgedrückt. Sie iſt ein nothwendiges Werkzeug innerer Vernunftanlage, und jede Äußerung derſelben hat Beziehung auf ſie.

4) Sie iſt endlich eben dadurch auch das weſentliche Werkzeug aller Fortſchreitung und Bildung, und legt gleichſam durch ſie den Grund zu einer neuen Anſicht und Ordnung der Dinge, wodurch die Baſis der Natur erhöht und erweitert wird, um aus derſelben ein neues Reich emporſteigen zu laſſen, das Reich ſittlicher Verhältniſſe, Künſte, Wiſſenſchaften und Cultur, die ſtets auf höhern Gipfeln durch ſie fortſteigen, und deren Folgen unüberſehlich ſind. Wir vergleichen durch ſie Summen mit Summen, und indem wir immer auf das Allgemeinere fortdringen, ſehen wir vor uns ein allgemeines Ver-

nunstreich entstehen, in welchem sich Harmonie und Rückklang aller wesentlichen Eigenschaften verbreitet.

Daß Worte durch ihre mannichfaltige Biegsamkeit, Stellung und Ordnung die geschicktesten Empfindungs- und Gedankenmesser werden, haben wir bereits zuvor berührt. Sie könnten dadurch auch überhaupt als die sichersten Kennzeichen der sinnlichen Empfänglichkeit und der logischen Kraft und Richtigkeit eines Volkes angesehen werden. Wir wollen uns hiebei aber nicht länger verweilen, und nur noch jenen Vortheil erwägen, welchen die Sprache vorzüglich als bildendes Werkzeug der Kunst darreicht. Indem sie der lebendige Ausdruck jeder innern Gestalt des Menschen ist, so muß sie auch, vereint mit Wohllaut und Tönen, die gewaltigste Übermacht über die Herzen der Menschen besitzen. Aus dem eigenen Elemente jedes sinnlichen und geistigen Widerhalls der Seele nimmt Redner und Dichter das Wesentliche für seine Kunst, und bildet damit nach eigner Vorstellung und Vollkommenheit Formen und Gestalten aus, um dieselben in die Gemüther der Menschen abzudrücken.

Wer kann mit dieser Kunst eine andere vergleichen? Welche hat die Mittel wie sie? Die unmittelbare sinnliche Darstellung selbst gleicht ihr nicht an Würde und Wirkung; ja sie braucht sogar oft ihre Hülfe, um das Unvollendete eines Ganzen zu erfüllen. Freilich muß man oft der Sprache selbst entgegen kommen, und an ihre Laute sich zu gewöhnen suchen: aber sie belohnt auch reichlich durch die Zahl, Dauer und Fülle ihrer Eindrücke, denn jede Gestalt irdischen Daseins wirft sich aus ihr, wie aus einem klaren Spiegel, wieder zurück.

Meinungen und Gedanken.

(1790.)

Es ſcheint auf zweierlei entgegengeſetzten Wegen der menſchliche Geiſt von der wahren Betrachtung der Dinge abzuirren, und ſein Bemühen um die Wahrheit nicht allein hierdurch fruchtlos zu machen, ſondern ſolche ſogar oftmals zu verwirren. Dieſes aber geſchieht, wenn wir entweder die Dinge ſtets nur unter gewiſſe zu allgemeine Hauptbegriffe und Formeln zu zwingen gewohnt ſind, oder wenn wir ſolche zu ſehr auflöſen und trennen, ſo daß ſich der Geiſt gleichſam im Unendlichen verliert, und dadurch ihm keine wahre menſchliche Überſicht und Zuſammenfaſſung vergönnt wird.

In der Mitte von dieſen beiden verſchiedenen Arten zu verfahren, liegt auch hier alle Richtigkeit.

Einzelne Erfahrungen und Bemerkungen nach keinem Hauptpunkte gerichtet, oder auch durch ein verwirrtes oder zu loſes Band zuſammengehalten, geben keine richtige Erkenntniß, weil dem Kleinſten immer die Wendung nach Vielem möglich bleibt, und die Dinge in ihrer feinſten Trennung leicht mit jedem, ihnen ſonſt fremdartigen Weſen beſtehen können.

Zu allgemeine Überſichten und Blicke hingegen verwirren auf ähnliche Art, indem ſie die Faden und Linien, welche ſich nach dieſem allgemeinen Hauptbegriff richten, nicht genugſam überſehen laſſen, und auf dieſe Weiſe eine Unordnung und Unbeſtimmtheit in der Seele hervorbringen.

Richtig denken iſt ohne Zweifel die vorzüglichſte Bemühung, der wahre Werth des menſchlichen Geiſtes. Die Vorſtellungen der Dinge ſind mancherlei. Sie können ergötzen und vergnügen, ſie könnten die Seele in mancherlei Bewegung ſetzen, und dadurch einen Werth für ſie erhalten; wer aber Urtheil und wahren Begriff von den Dingen zu faſſen bemüht iſt, der iſt eigentlich **der Menſch**; er weiß die Dinge außer ſich im Allgemeinen zu erkennen, und um ſich und neben ſich in einer Ordnung zu ſtellen.

Jeder glaubt zwar, dieſes Licht der Wahrheit für ſich im Allgemeinen zu beſitzen, aber nur Wenigen iſt es vergönnt, den richtigen Pfad der Wahrheit einzuſchlagen, wodurch ſolches möglich wird. Jeder, wenn ich ſo ſagen dürfte, ruhet in ſeinem Ei, in welchem er ſich nach ſeinem Gefallen und nach Maaßgabe ſeiner Umſtände und Eigenſchaften ſeine kleinere oder größere Welt bildet und von ihr umſchloſſen wird; es kommt aber darauf an, zu wiſſen, von welchem Umfang und Größe dieß Ei ſei, und wie ſeine Theile unter ſich zuſammenhalten.

Hierzu ſind **allgemeine Erkenntniſſe** nothwendig. Man kann von dem Einzelnen nicht hinlänglich urtheilen, wenn man es nicht in ſeiner Lage mit dem Ganzen ſieht; man kann es nicht ordnen, wenn man nicht weiß, was folgen, was vorausgehen, was an der Seite ſtehen muß; und ſo kommt es denn, was man im Leben und in der Wiſſenſchaft ſo oft findet, daß Klarheit neben Dunkelheit, Licht neben Finſterniß, Begriff neben Unbegriffen aller Art ſtehen, und Folge und Conſequenz, richtig hergeleitete Schlüſſe aus richtigen Prämiſſen, faſt nirgends zu finden ſind.

Was heißt denken? und was thut der Menſch, wenn er denkt?

Das eigentliche Denken erfordert eine dreifache Operation. Die Dinge und ihre Eigenſchaften ſich vorzuſtellen, ſolche zu

vergleichen und abzuwiegen, und endlich daraus einen Schluß oder eine Folge zu ziehen.

Dieſe drei Operationen müſſen gleich geſchäftig und wirkſam ſein, wenn das, was wir eigentlich denken nennen, beſtehen ſoll.

Der Menſch, welcher wacht und geſund iſt, hat Vorſtellungen; die Sinne reichen ihm ſolche dar. Sie gehen aber nicht ſobald über aus den Sinnen in die Vorſtellungskraft, als er ſchon zu vergleichen und zu erwägen anfängt, und dieß gibt den Begriff von angenehmen oder unangenehmen Vorſtellungen, von dem, was wir zu ſuchen oder zu vermeiden haben. Dieſes iſt der gewöhnliche Gang der Geiſteskräfte bei allen Menſchen, und hierin ſind ſie von den thieriſchen nur wenig verſchieden.

Das eigentliche Denken aber erfordert, daß die Vorſtellungen durchaus rein ſeien, damit die Eigenſchaften der Dinge unverfälſcht und in ihrer vollen Kraft zur Erkenntniß übergehen. Das Vergleichungsvermögen, das unmittelbar mit dem Vorſtellungsvermögen verbunden iſt, muß anhaltend und wiederholt wirken, und der Punkt des Schluſſes muß genau und kräftig ſein.

Es erhellet, daß dieſe drei im Denken vereinigten Kräfte in ihren Wirkungen und den daher erfolgenden Reſultaten ſehr verſchieden ſein können.

Das Vorſtellungsvermögen beruht gröſtentheils auf der Lebhaftigkeit der Sinne. Es kann Menſchen geben, die ſich von einer gewiſſen Farbe keine Vorſtellung machen können, weil das Organ ihres Auges hierzu verdorben iſt; oder auch wenn ihnen die Organe des Gehens gänzlich fehlen ſollten, keine Vorſtellung der ſichtbaren Dinge.

Ich weiß nicht, was man von einem innern Vorſtellungsvermögen ſpricht, das unabhängig von den äußern Sinnen ſein ſolle. Der Menſch, der keine Sinne hätte, würde ſich nie etwas vorſtellen können; es ließe ſich auch das Leben nicht wohl dabei

denken. Wer aber den Sinn des Sehens blos im Auge ſuchte, den Sinn des Hörens im Ohre, der würde ſich, unſerer Meinung nach, auch nur einen ſchwachen Begriff davon machen. Es iſt offenbar, daß unſere Sinne von Innen heraus wirken, ſo wie ſie wieder von Außen die Eindrücke erhalten, welche die Vorſtellungen in das gemeinſchaftliche Organ zurückführen, und daraus das bilden, was wir Gedanken und Empfindungen nennen. Jeder Gedanke, jede Vorſtellung der Seele, ſie ſei von welcher Art ſie wolle, iſt nichts Anderes, als das Reſultat dieſer vereinigten Sinneskräfte, mehr oder weniger durch den innern Sinn (wovon die äußern Sinne nur die verlängerten, aber zugleich mit und durch ihn beſtehenden, Werkzeuge ſind) verfeinert, abgezogen oder abgewogen.

Es iſt gewiß kein größerer Verderb in der Philoſophie, kein ſichereres Mittel, ewig den Menſchen und ſeine geiſtigen Kräfte zu einem unbeſtimmten Räthſel zu machen, als auf dieſe Art ſeine Weſenheit zu theilen, und in der Natur noch eine andere fremde Natur hervorzuſuchen. Wenn der Menſch dieß ſeltſame Weſen iſt, wo ſich die Kräfte der Natur am meiſten verfeinern und erhöhen, ſo iſt es doch weit wahrer und natürlicher, daß wir die Kette ſeines Daſeins gleichſam von den gröbern und ſichtbaren Ringen bis zu den feinern und unſichtbaren verfolgen, als daß wir ſolche auseinander ſchneiden, und zwei Weſen aus ihm bilden, wovon wir dem Einen eine Natur leihen, die keine Natur iſt, weil wir uns ſelbſt von dem Weſentlichen ihrer Exiſtenz keine Vorſtellung machen können.

Gewiß laſſen ſich auch alle Abſtractionen, wodurch man die innere Vorſtellungsart als eine von den äußern Sinnen abgeſonderte Kraft erweiſen will, in ihrer Auflöſung wieder auf ſinnliche Gegenſtände zurückführen. Alle Worte der Sprache ſind entweder unmittelbare Benennungen eines ſtets unter denſelben Eigenſchaften erkannten ſinnlichen Gegenſtandes, oder allgemeinere Abſtractionen ähnlicher Eigenſchaften.

Wenn ich z. B. sage: der Tisch, so weiß Jedermann, was man darunter erkennt, und diese Erkenntniß entsteht in ihm als ein Abstractum aller ähnlichen Gegenstände. Wenn ich weiter sage, ein runder Tisch, so wird durch ein weiteres Abstractum einer einzelnen Eigenschaft die besondere Eigenschaft eines Tisches näher bestimmt. Tisch ist also das Abstractum einer Sache; rund einer Eigenschaft. Eine Eigenschaft ist allgemeiner, als eine Sache, denn sie kann mehrern Sachen eigen sein. Wenn ich nun aus dieser Eigenschaft rund abermals ein Abstractum mache, so könnte die Benennung vollkommen herauskommen; denn vollkommen ist, was sich in seinen Theilen gänzlich übereinstimmend einschließt, und ist daher ein erweiterterer Begriff oder ein abgezogeneres Abstractum von dem sinnlichen Begriffe rund.

So ließe sich bei allem Sprachgebrauch darthun, daß die Worte nichts Anderes, als sinnliche oder erhöhtere Abstracta von den Dingen sind (in so fern nämlich nicht blos einzelne Subjecte damit belegt werden), und daraus folgte, daß, erstlich, kein Sprachgebrauch ohne Abstraction möglich sei; zweitens auch keine Wortbenennung, welcher nicht irgend ein sinnlicher Gegenstand zum Grunde liege. Denn alle unsere Erkenntnisse sind auf einzelne Worte gebaut, Worte aber sind Abstracta sinnlicher Begriffe, sie mögen nun ein wirklich existirendes Wesen, oder eine Lebensbewegung, inneres oder äußeres Gefühl zum Grunde haben.

Wir sehen, daß den Menschen der Gebrauch der Sprache gewährt ist, nur nach dem Maaße, wie sie selbst der Abstraction fähig sind, und daß nach eben demselben Maaße die Sprachen vollkommener oder unvollkommener sind. Es gibt Sprachen, welche ganz nur noch auf den ersten sinnlichen Abstractionen beruhen, und diese Sprachen, wenn sie auch gleich mehr einzelne sinnliche Benennungen, je nach der feinern oder stumpfern Sinnesart und dem Reichthum der Gegenstände, der Gegenden und ihrer Bewohner angeben sollten, so sind sie doch zu wenigem

Gebrauch erhöhterer Denkungs- und Fühlungsart, weil die Abstracta von diesen noch nicht zur Reife gekommen sind. Wir könnten also festsetzen, daß, je reicher eine Sprache an allgemeinen Benennungen, d. h. an Abstractis sei, desto weiter sei das Geistesvermögen in ihr ausgebreitet, und der Vorzug der Menschheit bestehe überhaupt in erweiterten allgemeinen Begriffen, gegründet auf eine mannichfaltige, reiche Vorstellungs- und Sinnesart.

Man hat Verschiedenes über den Mangel des Gebrauches der Sprache bei den Thieren gesagt. Das Nächste und Natürlichste war freilich, solchen im Mangel der hierzu erforderlichen äußern Organe zu suchen. Man hätte aber auch bemerken können, daß, wenn ich so sagen soll, von Innen heraus dem Thiere die Gabe der Abstraction fehlt, und ohne Abstraction keine Sprache möglich ist. Das blos sinnliche Thier bemerkt nur den Gegenstand gerade wie er da ist, und unter keinen andern Umständen. Dieß erfordert nur einen sinnlichen Laut des Verlangens oder des Abscheues, und diesen hat es auch, je nachdem sich der Gegenstand zu seiner Natur modificirt. Benennung, Worte, sind ein Drittes; ein Festhalten zweier oder mehrerer Dinge zu deren nothwendigsten Eigenschaften, und folglich zu einem selbstgemachten Begriff, oder Vorstellung und Benennung derselben Dinge unter einer allgemeinen Eigenschaft oder eines willkürlichen Wortes.

Es wäre der Mühe werth, genauer zu bemerken, wie weit die feine Sinnlichkeit manches Thieres, wodurch es eine Wahl und Vergleichung der Dinge andeutet, dennoch von aller menschlichen Abstraction differirt; und wenn wir auch zuweilen uns beinahe genöthigt fänden, etwas Ähnliches den Thieren zuzugestehen, wie solches dennoch zu keiner eigentlichen Sprache sie noch legitimirt. Eben so haben wir sprachlose, in der Wildniß aufgewachsene Menschen handeln sehen, und kein inneres Vorstellungsvermögen hat uns das Diplom ihrer Vernunft dargethan. Blos mit der Sprache, mit der Sprache allein, er-

wächst das Werk der Abstraction, und mit dieser das Wesen der Vernunft. Nur in so weit wir die allgemeinern Eigenschaften der Dinge bemerken, denken wir, und aller Werth unseres Denkens, und aller Werth unserer Vernunft besteht nur in den richtig erkannten allgemeinen Beziehungen der Dinge. Je mehr der Mensch von mehrern Dingen zu abstrahiren weiß, desto mehr ist er Mensch; desto mehr sind die wesentlichen Eigenschaften der Dinge in ihm; desto höher steht die sinnliche Basis in ihm geläutert, desto mehr offenbart sich eine neue Welt, eine neue Ordnung und Schmuck der Dinge zur Grundlage weiterer Gebiete eines intellectuellen Daseins.

Wir haben nun allen Werth auf die Abstraction gesetzt, gezeigt, daß des Menschen großes Vorrecht darin bestehe, daß dadurch gleichsam neue Organe der Existenz zubereitet werden, und daß Denken im eigentliches Verstande nur abstrahiren heißen könne. Wir müssen diesen Begriff noch weiter auseinandersetzen und sehen, was etwa noch für weitere Folgen daraus herzuleiten sein möchten. Wir finden, daß abstrahiren nichts Anderes heißen könne, als die Eigenschaften der Dinge bemerken, ihre Vergleichungen unter sich machen, und nach den wesentlichsten Theilen derselben eine Benennung, eine Summe oder eine Schlußfolge daraus zu bilden. Gleiches haben wir ungefähr auch beim Denken bemerkt, und dieß die dreifache Operation benannt, welche bei demselben vorgeht. Es ist also nöthig, die Dinge richtig zu erkennen, oder eine richtige Vorstellung von denselben sich zu machen, solche richtig zu vergleichen und ihre Eigenschaften abzuwägen, um eine richtige Schlußfolge daraus zu ziehen — und dieß heißt ein richtiger, wahrer Gedanke, ein reines, sicheres Abstractum. Ohne Richtigkeit hat der Gedanke keinen Werth. Es ist keine Neuheit, zu sagen, daß der Verstand eines Menschen nicht wohl hinreichend sei, alle die wesentlichen Eigenschaften auch nur eines einzigen Dinges

völlig und in jeder Beziehung mit allen andern Dingen zu erkennen. Was wir erkennen, iſt nur immer verhältnißweiſe, in Beziehung auf dieß oder jenes Ding, höchſtens nur in Beziehung des größten Theiles des von uns erkannten Erdbaues. Man möchte alſo wohl überhaupt ſagen, Wahrheit ſei für den Menſchen nicht; denn wo ſollte Wahrheit ſein, wo keine richtige und völlige Erkenntniß der Dinge iſt, ſolche nur unter gewiſſen Beziehungen und Bedingungen erſcheine, und die Wolke roth, blau oder gelb uns ſcheint, nachdem ſie die Farbe unſers Regenbogens bemalt hat.

Aufrichtig zu geſtehen, ſo iſt auch keine Wahrheit im Allgemeinen für uns möglich, und alles unſer Bemühen zwecket nur darauf, die Irrthümer und falſchen Lichter zu zerſtreuen, und durch ſorgfältige Prüfung der einzelnen Eigenſchaften endlich ſtets mehr die allgemeinern zu errathen. Hierzu aber iſt ein Weg; und dieſer Weg, wenn ich mich nicht ſehr irre, iſt in der menſchlichen Natur ſelbſt zu finden.

Warum Minerven eine Eule beigegeben wird?

(1791.)

Minerva und die Eule? Welche wunderliche Zuſammenſtellung! Die Göttin der Weisheit und des Lichts mit dem himmelblauen Auge, und der dunkle, ſchreckenvolle Vogel der Nacht! Wollte die Göttin ihr Anſehen durch dieſe Begleitung erhöhen, oder wollte ſie das Gegenbild von ſich ſelbſt zu einem Sinnbilde von ſich machen?

Es iſt zweifelhaft, was die Veranlaſſung zu dieſer Wahl könne gegeben haben. Iſt es die Geſtalt des Vogels? Aber er iſt ungeſtalt und häßlich, und reizt zur Widrigkeit. Die feuerfarbenen beiden Lichter ſeines Kopfes, ihr abenteuerlicher weiter Ring, zu der Farbe der Göttin gehalten, möchte wohl eben ſo wenig von Schönheit, als von innerer Klarheit zeugen. Das ſtruppichte Gefieder, das widerſpenſtige, ſträubende Weſen, das drohende Geklapper des Schnabels, iſt auch wohl kein Merkmal eines weiſen, in ſich ſelbſt ruhenden Gemüths. Noch weniger möchten wir die lichtſcheue Verborgenheit und das einſame Brüten als ein ächtes Kennzeichen wahren Tiefſinnes und ruhiger Beſonnenheit angeben. Ein Gemüth, das die Laſt der Selbſtentwickelung in ſich fühlt, ſucht freilich das Verborgene, und wird gleichſam von der Gewalt innerer Schwere von äußeren Gegenſtänden ab- und in ſich ſelbſt zurückgezogen. Der Tag bleibt ihm dennoch Tag, und iſt ihm willkommen, ſobald er nur erſcheint; auch Umgang und Geſellſchaft ſind ihm an-

genehm und werth, ſobald ſie ſeine innere Zufriedenheit nicht ſtören, und nicht unbedeutender für ihn ſind, als Einſamkeit und Leere. Finſterniß und Trübſeligkeit ſind keine Zeichen ernſter guter Natur, ſo wenig als das trunkene Jauchzen des Vogels das Merkmal ſeiner innern Fröhlichkeit iſt.

Dennoch aber hat Athene ſich dieſen Vogel zum Liebling erkoren, und ihn des beſondern Vorzugs ihrer Nähe gewürdigt. Woher die Neigung der Göttin zu dieſem Thiere? Sollte es ſein, weil ſie die Eigenſchaften deſſelben zuweilen als Begleiter ächterer Eigenſchaften gefunden hat? Sollte es ſein, daß ſie dadurch gleichſam habe bezeigen wollen, man müſſe weniger auf äußere Geſtalt und Anſehen achten, und Ernſt und Zurückgezogenheit ſei doch immer der wahren Weisheit und dem damit verwandten Glücke näher, als fröhlicher Leichtſinn und Ausgelaſſenheit!

Es ſcheint beinahe, daß dieß die Meinung der Göttin geweſen ſei. Sie liebte den einſamen Vogel, weil Stille und Einſamkeit gewöhnlich Begleiter des forſchenden Sinnes und der Wahrheit ſind. Das Gemüth, in ſich ſelbſt zurückgezogen, vermag erſt die entſcheidende Wage anzulegen, womit man den Werth der Dinge mißt, und den Ausſchlag des zarten Züngchens zu beobachten. Im Geräuſche der Welt, im Gedränge von tauſenderlei Vorſtellungsart und Meinung, wird ſo leicht die Phantaſie und die ſie begleitende Leidenſchaft, die nie ihren Zunder ganz verliert, — und auch nicht verlieren ſoll, weil ſie es iſt, die das Leben des Menſchen anfacht — ſo leicht wird Wahn und Vorurtheil unter der Menge rege, daß ſich auch das behutſamſte Gemüth nicht davor bewahren kann. Zwar entzündet ſich das Licht der Wahrheit ſelten an dem ganz Reinen, aber der zu häufige Stoff erſtickt auch daſſelbe wieder.

Es mag ſein wie ihm wolle, ſo iſt der partheniſche Vogel kein geringer Beweis, daß auch bei dem Volke, das beinahe allein Kenner des Schönen war, Leibesgeſtalt nicht immer für den einzigen Anzeiger innerer Schönheit und Seelengröße gehal-

ten wurde, und dieſe in jener aufzuſuchen man nicht immer für durchaus nothwendig erachtete.

Man hatte, wie es ſcheint, das wahre Gefühl, daß der Streit mit ſich ſelbſt, die innere Energie des Gemüths, dasjenige ſei, was uns zum Beſten, was das Leben hat, bereit machen könne, und den wahren Vortheil deſſelben uns erkennen lehre; denn was iſt Weisheit Anderes, als die Wiſſenſchaft, das Leben mit dem größten Vortheile, nach Maaß der Umſtände, auszuführen? Deshalb wählte auch die Göttin der Weisheit ein ſtreitbares Geſchöpf; nicht das gewohnt ſei, im beſtändigen Kriege mit andern zu leben, ſondern das in ſich ſelbſt zum Widerſtand gerüſtet, die Schaaren ſtreitender Vögel, die es verfolgen, gering achtet und unbekümmert ſich folgen läßt.

Ich kann denjenigen nicht beiſtimmen, deren Meinung iſt, daß die Gabe, im Verborgnen und Dunklen zu ſehen, hauptſächlich die Urſache ſei, warum die Eule Minervens Vogel genannt worden. Sie glauben, es bezeige dieſes einen übermäßig hohen Grad der Weisheit, der aus dem Dunkeln Licht, und Kenntniß und Erleuchtung aus der Finſterniß ziehe. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daß dieß jemals der Gedanke wohlberathener und einſichtsvoller Menſchen geweſen ſei, da Licht zu ſuchen, wo die Natur Finſterniß hingelegt hat. Nacht bleibt Nacht, für den Weiſen wie für den Thoren, und es iſt vielmehr das Geſchäft von jenem, da nicht zu ſpüren, wo keine Quellen des Lichtes zu entdecken ſind, ſo wie der Thor oder Halbweiſe unaufhörlich einem eingebildeten Lichte nachrennt, und die Straße darüber verfehlt, die ihm der helle Tag zu ſeinen Füßen vorzeigt. Die Weisheit ſieht nur, wo zu ſehen iſt, und das iſt eben ihr Vortheil, daß ſie der Dinge wahres Weſen erkennt, die Nacht nicht für den Tag hält, und mit eigner beſcheidner Hand ihren Geheimniſſen ſelbſt den Schleier wegzuziehen verſteht. Die Flamme, welche ihr das Dunkel erhellt, quillt aus ihr ſelbſt, und bereitet ihr durch eigenes Nachſinnen auf ihrem Wege den Tag; indeß der thörichte

Hauſe nach Sümpfen läuft, um in der öden Dicke der Nacht Irrlichter zu entdecken.

Auch die klagenvollen Töne, die ſo oft aus dieſem geheimen Dunkel der Nacht erſchallen, und meiſt mit demſelben verbunden ſind, ſind eben ſo wenig Kennzeichen der ächten Weisheit. Die Eule mag deshalb nicht auf dem Kopfe der Pallas ſtehen, um ihr ewige Klagelieder vorzuſeufzen. Kein leereres Ding gibt es in der Welt, als eine leere Klage, und wer vollends beſtändig über die Welt klagt, der kennt ſie entweder nicht, oder er iſt das einzige Beklagenswerthe darin. Ihn treffen die Wirkungen, ohne daß er die Urſachen davon erkennt; er lebt im ewigen Streite mit ſich und den Dingen, und die Leidenſchaft, die gemeiniglich aus dieſem Dunkel des Gemüths aufzugähren pflegt, verzehrt vollends alle ſeine Zufriedenheit und ſein Glück.

An dieſe Reihe dunkler Weſen, die aber nicht zu dem Vogel der Minerva paſſen, ſchließen ſich noch andere, die, wenn es erlaubt iſt, in dieſer Geſellſchaft ein etwas unedles lateiniſches Sprüchwort zu wiederholen, ein Schwein für die Göttin anſehen laſſen. Sie ſind es, die im Dünkel falſcher Einſichten und Kenntniſſe ſich baden, und nachdem ſie eine Weisheit zuſammengetragen haben, die blos ihrer Leidenſchaft dienen ſollte, am Ende finden, daß nicht ſie, ſondern die Welt, die Urſache alles Uebels in derſelben ſei. Sie erfinden ſich deshalb ein Syſtem wider die Menſchheit, um, nach ihrer Meinung, nicht die Unklugſten unter denſelben zu ſein. Dieſe gebrauchen die Macht zur Härte; die Leidenſchaft und Schwäche zur Ausartung und Verſtellung. Sie drehen die Dinge nach der Seite, wodurch ſie ſich und Andern weh thun ſollen, damit ſie volles Recht behalten, alles Unrecht auf dieſelben zu laden, und für die erhaltene eingebildete Schmach ſich an ihnen zu rächen. Dieß ſind die wahren Feinde der Menſchheit, und wenn die Eule zu dieſem Geſchlechte gehört, ſo iſt es wenigſtens die nicht, deren Flügel den Helm der Pallas bedeckt.

Es ſcheint, als wenn die Betrachtung der äußern Ähnlichkeit eines Vogels mit dem Weſen und den Eigenſchaften, die jene von uns ſo verehrten Alten der Göttin der Weisheit beizulegen pflegten, uns etwas zu ſehr auf jene Seite hinübergezogen hätte, und gleich denen, welche ausgehen, irgend einem Vergnügen, der Jagd oder einem andern Zeitvertreibe nachzuhängen, unterwegs aber einen beſſern Zeitvertreib in der Betrachtung irgend eines ernſtern Gegenſtandes gefunden haben, an dem ſie ſich nun mit ganzem Gemüthe weiden, ſo auch wir von unſerm erſten Zwecke abgeirrt wären, und nun von jener Unterſuchung auf die Unterſuchung menſchlicher Eigenſchaften, die mit jenen in geringerer Beziehung ſtehen, uns eingelaſſen hätten. Da dem nun ſo iſt, und wir dieſe beſſere Jagd auch nicht ganz verwerfen können, ſo mag es uns wohl erlaubt ſein, noch ein paar dieſer falſchen menſchlichen Eulengeſchlechter in Augenſchein zu nehmen, und indem wir ſie mit jenem vornehmen Geſchöpfe des fabelhaften Alterthums vergleichen, zu ſehen, ob auch für ſolche einige Neigung von der erhabenen Tochter Jupiters, die, nach dem Zeugniſſe Homers, alle Geſtalten hat und unter allen Geſtalten erſcheint, zu erwarten ſei.

Unter dieſen möchten wir nun den großen philoſophiſchen Kauz, oder den Afterphiloſophen zuerſt hinſtellen. Er demonſtrirt das Elend in die Welt hinein, und predigt von der Falſchheit menſchlicher Tugenden. Es iſt ein fruchtbares Syſtem, kein Gutes in der Welt zu glauben, und vorzüglich jede beſſere menſchliche Eigenſchaft in Anſpruch zu nehmen. Darauf läßt ſich mit Vortheil bauen, und inſonderheit der Weg zum Himmel, als die Heerſtraße allgemeiner Betrügereien, ſucht ſich durch dieſe Meinungen die Pforte. Man kann auch ſolches als ein nicht undienliches Verdauungsmittel anſehen, wobei der Wanſt des Eigendünkels und des Selbſtgenuſſes merklich wächſt, indeß er die unreine mephitiſche Luft auf Alles ausſtößt, was ihm an ſeinem vorliegenden Glücke hinderlich ſein könnte.

Jede von Leidenſchaft durchbohrte Ruhe erzeugt ihr eige-

nes Geſchlecht von Eulen. Sie klagen und klagen, ſind widerſpenſtig und ſträuben ſich, fliehen den Tag und ſuchen das Licht in der Nacht, aber ſie gleichen nicht dem ernſten ſittſamen Vogel Minervens. Er ſitzt einſam und ſtill zu der Göttin Füßen; der Tag, der ſie erleuchtet, erhellet auch ihn; er iſt, gleich ſeiner Gebieterin, zum Kampfe gerüſtet, aber er beleidiget Niemand, und fühlt ihren Schutz; zwiſchen Freude und Leid, als der ächten Stimmung eines edeln Gemüthes, gehen ſeine Tage in der ernſten Betrachtung der Dinge hin, und er ſucht und findet ſein Glück in ſeiner eignen Ruhe. Fröhlichkeit iſt eine leichte Blume, und ihr Glanz dauert nicht lange; wer die Frucht des Lebens ſucht, findet ſie ſchwerer zu pflücken und nicht ſelten von ſäuerlichem Geſchmacke; aber wie der Herbſt an Dauer und Kraft dem Frühlinge vorzuziehen iſt, ſo iſt auch die Zufriedenheit, die aus dem Gemüthe kommt, der Freude vorzuziehen, die der Augenblick bringt.

Die Feſte Minervens eröffnen ſich unter einem wolkenfreien ruhigen Himmel, und auch bei uns ſollen ſie heute etwas freier und geſellſchaftlicher erſcheinen, um wo möglich auch unter uns den Namen einer Panathenäa zu erwerben.

Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit.

Eine moraliſche Rhapſodie.

(1792.)

Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit! Das erſtere ſcheint blos eine Eigenſchaft des Gemüths, die zweite eine Eigenſchaft des Urtheils und Verſtandes zu ſein, und die dritte die Verbindung dieſer beiden Eigenſchaften in äußern Kennzeichen, Handlungen und Worten.

Würde der Zuſtand des Menſchen nicht durch Wohlwollen begünſtigt, ſo wäre ſein Schickſal dem Schickſale der Thiere gleich; ähnliche Bedürfniſſe, ähnliche Nothwendigkeit und Härte. Der Stand geſellſchaftlicher Verbindungen hat uns dieſer Nothwendigkeit entriſſen. Wir tragen unſere Empfindungen auf Andere über, und geben ein milderes Schickſal, weil wir ein milderes Schickſal empfangen haben.

Der Reiz geſellſchaftlicher Verbindungen wächſt mit dem Reize zur Vollkommenheit. Der Menſch iſt ſich allein nur wenig; zu jedem Geſchäfte braucht er mannichfaltige Hülfsmittel, die der Fleiß des Einen nicht erreichen kann. Laßt den geſchickteſten Menſchen eine Zeitlang von der Hülfe Anderer abgeſchnitten leben, er wird ſehr bald ſein Nichts fühlen, und ſeine kunſtreichen Talente werden ungebraucht veröden. Wechſelſeitige Hülfe iſt der Stamm, worauf die Menſchheit grünt; Ein Vogel macht kein Neſt, Ein Biber keinen Bau, Eine Biene denkt nie daran, den Saft der Blumen für ſich zuſammenzutragen.

Da die Grenzen der Menschheit zu weit sind, als daß Ein Geschlecht sie umfassen, und gleicher Vertheil ihm von allen Gegenden zuströmen könnte, so haben sich engere Verbindungen festgesetzt. Staaten, Königreiche, Provinzen; das Band zieht sich immer genauer, je schmaler der Umkreis ist. Ähnliche Einrichtungen und Gewohnheiten ordnen die Lebensweise der Bürger jedes Staats, jeder gesellschaftlichen Verbindung, und sondern sie von den übrigen. Ein Geist muß sie alle beleben, der Geist, der die nahen Bande undurchdringlich fester webt, und die entferntesten herüberzieht; dieß ist der Geist der Wohlwollenheit, des edlen Mitgefühls und der theilnehmenden Güte.

Der Mensch kommt mit sehr mannichfachen Eigenschaften ausgerüstet auf die Welt. Er scheint sich oft in seiner Natur zu widersprechen, und lebt in der gewaltsamsten Opposition mit sich selbst. Die Naturen beinahe aller Wesen vereinigt er in sich; rauh und trotzig wie der Bär, grimmig wie der Löwe oder Tiger, stolz wie das Pferd, furchtsam wie ein Hase, unedel wie das Schwein, friedlich und erduldend wie das Schaaf; das sind die Partikeln, aus welchen jener alte Menschenschöpfer in der Fabel sein Geschlecht zusammengesetzt hat, bis Athene ihm den Geist gab, den Sinn, der dieß Alles unterordnen und bezähmen sollte. Noch regen sich die zu sehr verschiedenen Theile zu oft, und gewinnen wechselsweise einer über den andern die Oberhand. Der Mensch ist nirgend sicher durch sich; er zernichtet sich selbst, reißt seine eigenen Eingeweide auf, und wird auf tausenderlei Art sein Mörder; oder er fällt einem Andern seiner eignen Art und Gattung in die Hand, und findet an ihm den heftigsten Feind. Eben dieses Geschöpf gibt eine Welt für eine Stunde seines Daseins hin, und opfert sich freiwillig zu Martern und Tod für seine Mitgenossen. Der Mensch frißt sich selbst, als eine nahrhafte Speise in den Kammern seiner Eingeweide, und betet sich an, als einen Gott, als ein Wesen, das mit seiner eigenen Natur in keiner Verbindung steht. So

weit haben Unwiſſenheit und Leidenſchaft ein und daſſelbe Geſchöpf auseinandergeſetzt!

Wenn ſich dieſe rohen Leidenſchaften nicht immer in ihrer äußerſten Schärfe auf der Erde zeigen, ſo haben wir ſolches dem Einfluſſe und der Kraft geſellſchaftlicher Verbindungen zu danken. Der Geiſt des Menſchen bildet ſich nirgend mehr, als unter der Menge, im Streite und in der Nacheiferung fremder Kräfte. Unter der Menge ſtumpfen ſich die groben Leidenſchaften ab, indem ſie ſich allgemeiner verbreiten. Deſſenungeachtet lebt der Zunder davon in jeder Bruſt, und muß blos durch neue Beſtrebungen zur Sittlichkeit und Vernunft unterdrückt und gedämpft werden. Die ungeſtümen Leidenſchaften ſcheuen ſich mehr an das Licht zu kommen, wo ſie allgemeiner beobachtet werden, und ob ſie ſich gleich zuweilen unter der Menge heftiger entzünden, ſo hält auch hier die allgemeine Gefahr den Ausbruch leichter zurück. Was übrigens die Bande der Schicklichkeit und eingeführten Gewohnheit auf den Menſchen vermögen, iſt ſo leicht nicht zu berechnen.

So erſcheint der Menſch! Und ſollte dieß ſeine eigene, ganze, wahre Natur ſein? Oder möchten vielleicht auch Verhältniſſe dieſe Seiten von ihm nur ſo ſcharf zur Anſicht gebracht haben? Möchte die Vielheit ſeines Charakters, die Richtung, die derſelbe nach allen ihn umgebenden Umſtänden und Dingen nehmen kann, nicht dazu beigetragen haben, ihm dieſe Unterſcheidungszeichen vorzüglich aufzudrücken? Ich meine es faſt ſo. Wenn man die Länder anſieht, wo ſich die Natur des Menſchen noch am urſprünglichſten erhalten hat, wenn man die Urkunden des Menſchengeſchlechts aufſchlägt, ſo findet man den Menſchen nicht Löw' und nicht Schaf, er iſt kein wüthendes Raubthier und kein alleserduldendes Lamm — er iſt Menſch! Jenes kann er vielleicht und muß es zuweilen ſein, unter Umſtänden; aber es leuchtet immer noch etwas Anderes aus ihm hervor, ein Weſen, das ſich durch vernünftige Begriffe empor zu bringen ſucht, das etwas Höheres ahnet, als was durch

die bloße Gewalt der Leidenschaften hervorgebracht werden mag, die meist erst durch Unterdrückung gewaltsam in ihm erregt werden, oder durch Verrückung seines Zustandes zum Gebrauch fremder Absichten.

Hier zeigt sich der Mensch nun auf einer neuen Seite. Es ist gewiß, daß ein eigener Geist über diesem Geschlecht walte, und ihm sein Schicksal bestimme. Ein Vernunfttrieb liegt in ihm, und so nahe er auch mit gröbern thierischen Trieben verwandt sein mag, so reißt er sich dennoch von Zeit zu Zeit immer wieder los, glimmt Jahrhunderte unter einer bedeckenden Asche fort, und erweckt hier ein helleres Licht, dort einen tiefern Brand, aber unläugbar nimmt er an Kraft und Vermögen zu. Wohlwollen gebühret daher vor Allem diesem Geschlechte. Auf der Mitte dieser Erde gepflanzt und gesäugt, unter dem Einflusse reinerer Strahlen gebildet, die ihm den tausendfachen Sinn gespalten haben, um vielleicht endlich einmal damit das Licht der Wahrheit zu erforschen und auszufinden, verbreitet sich das Menschengeschlecht bis an die Pole der Erde, auch da mannichfaltigere Kraft und Licht zu schöpfen, und überall die Erde mit dem Glanze eines denkenden Strahles zu umkrönen.

Jede Pflanze erfordert ihre eigene Sorgfalt und Wartung; wenige nur wachsen unter den rauhen Stürmen des Nords und seinem bedeckenden Schnee hervor, und auch dort ist es eine mittheilende Wärme, ein sanfter Hauch, der sie erweckt. Es gibt Thiere, die nicht wohl eines gewissen Grades von dem Einflusse der Sonne entbehren können, ohne gleichsam in ihrem ganzen Wesen zu zerfallen, ohne der Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit ihres Daseins beraubt zu werden, und selbst ohne den Instinkt oder die Lust zu verlieren, ihr Geschlecht weiter fortpflanzen zu mögen. Der Mensch lebt unter allen Klimaten, und ohne Zweifel und nach allen Analogien der Naturgeschichte ist auch er aus jenen Gegenden hervorgegangen, die eines freundlichern Himmels genießen, wo die Geschöpfe nur

unter der Pflege der Einzigen Sonne aufwachſen, wo kein Dach oder Schirm zu ſeiner Beſchützung nöthig war, als den vielleicht der Schatten eines fruchttragenden Baumes oder die Bedeckung einer duftenden kühlen Höhle gewährte. Alles zeuget von dem zarten Urſprunge des Menſchen, von ſeiner ſanften Bildung, von einer feinern glücklichern Beſtimmung. Der beizende Hauch des Nordwindes paßt nicht zu dieſem Körper, den die Natur mit dicken Häuten oder Pelzen umgeben haben müßte, wenn ſie ihn für dieſe Jahreszeiten, für einen ſolchen Himmel beſtimmt hätte. Der Menſch iſt alſo ein Fremdling auf dieſem Boden; ſollte er nicht, da er bei ſich allein die Ehre der Hauswirthſchaft retten muß, ſich wechſelſeitig liebreich entgegen gehen, und einer dem andern den Mangel wärmerer Strahlen durch Güte und Gefälligkeit zu erſetzen ſuchen? Dieß ſcheint hier doppelte Naturpflicht. Die Völker glücklicherer Zonen begegnen ſich liebreich; nichts iſt dem Reize, der Anmuth ihrer Liebkoſungen zu vergleichen, und der Menſch des rauhen Norden, der ihre Geſchichte weiß, der ihre Lebensweiſe ſtudirt hat, iſt ſtreng und zurückſtoßend; ſitzt hier und ſchöpft aus dem ganzen Vorrath ſeiner Weisheit nichts, als Spröde, Untheilnehmung und Härte; ſtatt die Regſamkeit ſeines Geſchlechts zu fördern und zu vermehren, unterbricht er vielmehr ſolche durch leeren Eigendünkel, durch kalten Hochmuth, und haucht, ſeinem Pole getreu, Unkraft und Erſtarrung hin, wo Leben, Licht und Bewegung ſollte hervorgerufen werden.

Sollte es ſcheinen, dieſe Beweggründe zur Wohlwollenheit wären einigermaaßen zu weit hergeholt, und lägen größtentheils mehr in der Phantaſie, als in der Natur; ſo ſind es ja eben dieſe Geſetze der allgemeinen Natur, worauf ich mich berufe, und was braucht es näherer Beweggründe, wo die Sache ſelber ſpricht? Ein Jeder von uns trägt dennoch ein Mährchen bei ſich im Kopfe herum, das er nach Glück oder Umſtänden weniger oder mehr zuſammenhängend ſich denkt und auszuführen ſucht. Laßt uns dieſes Mährchen bearbeiten, das zur all-

gemeinen Glückſeligkeit auf die leichteſte Weiſe beiträgt! Die Paradieſe, die Feengärten, die duftenden Zauberblumen ſind nirgends; hier ſind die Inſeln der Seligen; jede andere Fahrt zu ihnen iſt ungewiß. Die goldenen Blumen auf kryſtallenen Auen wachſen nirgends ſicherer, als in des Menſchen Bruſt auf; hier ſuchet ſie, oder ihr werdet ſie ſchwerlich irgendwo finden! Ein trautes Wort, zur gehörigen Zeit; redliche, wahre Abſichten, die lange verborgen geweſen; das ſüße Mitgefühl eines regen Herzens; der frohe Anblick eines Freundes, haben ſchon oft Wunder gethan, und Menſchen vom Rande des Grabes zurückgerufen.

So groß nun aber die Zauberkraft des Wohlwollens iſt, ſo iſt es doch mit ihm allein auch nicht immer gethan. Wir müſſen einen Werth haben, wir müſſen Achtung verdienen, ſolche zu geben und zu erhalten wiſſen, ſonſt fällt die Blüthe des Wohlwollens ohne Frucht zur Erde. Wer ſich ſelbſt Achtung erzeigt, wird ſie auch gar bald bei Andern finden; wer Niemand achten kann, der verdient gewiß auch ſelbſt keine Achtung. Es gibt ein ſolches Geſchlecht, das Alles verachtet; ſpüret ihm nach, und es iſt das verächtlichſte von allen.

Werthſchätzung iſt noch höher als Wohlwollen; dieſes ſchenket, jenes bezahlt.

Die äußern Zeichen der Achtung und des Wohlwollens ſind Höflichkeit. Wir haben kein geſchicktes Wort für den Begriff der Höflichkeit in unſerer Sprache, und es ſcheint daher, daß der Begriff ſelbſt lange Zeit verborgen geweſen ſein müſſe, bis er durch einen Nebenbegriff vom Hofe erweckt worden, wodurch er oft eine falſche Wendung und Zweideutigkeit erhalten hat. Das franzöſiſche Wort civilité erfüllt den eigentlichen Begriff, und beſtimmt das wahre Betragen gebildeter Menſchen gegeneinander. Es iſt kein Affenſpiel leerer äußerlicher Ceremonien und Bezeugungen; die Höflichkeit beſteht nicht aus kleinlichen Vorſchriften noch in Unwahrheit und angenommenen

Gebräuchen; ſie iſt Achtung ſeiner ſelbſt und Anderer, um den Umgang mit Menſchen leichter und gefälliger zu machen.

Wer die Rechte der Menſchheit überhaupt ehrt, wer die Vorzüge eines Andern fühlen und ihm die gebührende Achtung dafür erzeigen kann, der iſt höflich; wer ſich ſelbſt keinen Vorzug nimmt, und den, welchen er in der That beſitzt, am wenigſten merklich macht, der iſt höflich; wer ſogar ſeiner eigenen Bequemlichkeit etwas entzieht, um die Bequemlichkeit Anderer zu befördern, wer die Mängel und Fehler ſeiner Freunde geſchickt zu bedecken weiß, wer die unangenehme Gegenwart eines Dritten ertragen kann, um einem Andern dadurch Erholung oder eine bequemere Lage zu verſchaffen u. ſ. w., der iſt höflich; wer ſchweigt und ſpricht, jedes zur gehörigen Zeit, wer eine Empfindung an ſich zu halten weiß, um nicht die gegenſeitige Empfindung eines Freundes zu ſtören, oder auch ihn von einer unangenehmen Empfindung abzuwenden und zu erwecken weiß, wer jeden aus einer falſchen Verlegenheit zu reißen und ihm Zutrauen zu ſich einzuflößen ſucht, der iſt menſchlich und höflich; wer ſich die nöthigen Kenntniſſe zu erwerben ſucht, die zum Vergnügen oder zur Unterhaltung der Geſellſchaft gehören, auch der iſt höflich, (denn welche Qual iſt nicht öfters ein ganz ununterrichteter, unwiſſender Menſch!) kurz, wer an der Perſon eines Andern denjenigen Antheil nimmt, den er nur immer für ſeine eigene Perſon wünſchen möchte, der iſt höflich, und beſitzt das, was die Ausländer als Sitten eines Edelmannes bezeichnen (the manners of a gentleman), die wir aber im Deutſchen nicht dafür erkennen, noch mit dem ähnlichen Ausdrucke zu bezeichnen vermögen, weil ſie ſonſt gar oft gerade das Gegentheil angeben würden.

Obgleich nun von einem ſolchen Betragen nichts in allen Schriften der Rechtsgelehrten, noch in den zehn Geboten vorhanden iſt, ſo ſind ſie doch zur Erhaltung und Anmuth menſchlicher Geſellſchaft beinahe unentbehrlich.

Die Sineſen ſind bekanntlich das höflichſte Volk auf der

Erde. Man sagt, sie seien falsch und betrügerisch, und die weiche Gemüthsart jener asiatischen Völker, zumal wo Handel und Gewerbe den Hauptgegenstand der Beschäftigung des Lebens ausmachen, läßt uns solches wohl vermuthen. Ob sie nun gleich äußere Höflichkeitsbezeigungen und Ceremonien auf eine für uns beinahe lächerliche Weise übertreiben, so sagen doch die Reisebeschreiber, und unter andern der Pater du Halde, daß die Ruhe und der beständige Friede, welchen man in dem sinesischen Reiche antrifft, größtentheils eben diesen Ceremonien und Höflichkeitsbeobachtungen zuzuschreiben sein möchte. Die Menschen werden durch Achtung, die sie immer gegen sich selbst und gegen äußere Schicklichkeiten erhalten müssen, in einer Art von Aufmerksamkeit unterhalten, welche sie von roheren Gemüthsbewegungen und Eigenthümlichkeiten abzieht, und den Unfrieden in seinen kleinsten Theilen schon auflöst und zerstört. Ähnliche Ursachen mögen den Geist der Geschliffenheit bei mehreren Völkern hervorbringen. Überhaupt aber scheint der Mensch ein natürliches Gefühl für Höflichkeit zu haben; nur die polizirteren Völker des Norden machen zuweilen eine Ausnahme davon. Kein Wilder ist grob; sie haben vielmehr den höchsten Begriff von Höflichkeit, wie uns Franklin in einem eigenen Aufsatze belehrt hat, und in den sehr artigen Erzählungen, die er uns von den nordamerikanischen Wilden gegeben. Jedermann weiß, wie Cook und seine Nachfolger in den Südseeinseln aufgenommen worden sind. Ein eigener Geist erweckt daselbst die Blume des zartesten Wohlwollens und der Höflichkeit. Er vervielfacht sie unendlich, und gibt ihr einen eigenen aromatischen Geruch, den sie durch den reinern Himmel einzieht und verhaucht.

So tief gegründet sind die gleichen Rechte der Menschheit in dem Gemüthe jedes wohlgearteten Menschen, daß er selbst der Gesellschaft bald überdrüßig wird, wo er einen zu merklichen Unterschied genießt, wenn auch solcher übrigens zu seinem eigenen Vortheil gereichen sollte. Nur kleine Seelen wünschen

ein Recht von außen zu haben, ein Recht, das ihnen nicht zugehört und aus ihrer Natur nicht genommen iſt; ein großes Gemüth iſt mehr auf ſich und ſeinen wahren innern Werth aufmerkſam. Es fühlt, daß es von dieſem ſelbſt dem höchſten Range leihen muß, wenn er eine wahre Würde haben ſoll, die nicht nur von Thoren und Idioten bewundert wird. Wahre Achtung iſt das, wofür die beſten Menſchen Leben und Glückſeligkeit hingegeben haben. Wer den Werth der Güter zu ſchätzen weiß, wird dafür nicht das Flittergold einer falſchen Verehrung eintauſchen.

Die Natur gibt unſtreitige Vorzüge, die ein Menſch vor dem andern hat. Wer weiſer, wer ſtärker iſt als der andere, wer mehr Kunſt und Eigenſchaft beſitzt, dem hat die Natur von ſelbſt einen Rang, einen Vorzug eingeſtanden. Sie hat ihn mit einer Kraft oder mit einem Kleinod geziert, das wir ehren müſſen. Iſt es Fleiß oder Tugend, welche ihm dieſe Eigenſchaften erworben hat, ſo iſt er um deſto mehr ſchätzbar, denn er beſitzt dieſelben Vorzüge, und beſitzt ſie nur durch ſich.

Es gibt noch andere Vorzüge in der Geſellſchaft, die ſich mehr auf Übereinkunft gründen. Was Macht, Stand oder Geburt verliehen hat, iſt gleichſam nur eine fortgeſetzte Dauer ehemals exiſtirender Natureigenſchaften. Sie ſollen und müſſen da geweſen ſein, und wir haben ihnen gleichſam das Recht eingeſtanden, forterben zu dürfen, weil wir den Vortheil eingepflanzter Geſinnungen erkennen. Wo die Natur jene gänzlich aufgehoben hat, kann der Vorzug von ſelbſt nicht mehr beſtehen; ſonſt glänzte er uns als ein lebendes Bild ſittlicher Vorſchriften, das die Menſchheit, die ſich ſo ſelten ſelbſt zu führen weiß, in einzelnen Perſonen verehrt; dieſe ſind dann gleichſam ein ſinnliches Lob, eine Ermunterung, Belohnung und Krönung ſolcher Eigenſchaften und Verdienſte, die das Menſchengeſchlecht werthſchätzen, und um die es ſich bemühen muß.

Alle dieſe Eigenſchaften gründen ſich indeß immer auf eine feinere Erkenntniß und Überzeugung, welche die Menſchen ſelbſt

von ihnen haben. Was hilft Talent und Kunst, Stand und Würde, selbst Reichthum und Stärke, wenn Menschen den Unterschied und Vortheil dieser Eigenschaften nicht einsehen können? Es gibt Völker, die den Reichthum nicht für etwas Schätzbares halten, weil sie auch selbst keinen Gebrauch davon machen können. Ein starker Mann findet immer seines Gleichen, und wohl noch einen etwas stärkern, der ihm seinen Vorzug fühlbar machen kann. Mit den übrigen Eigenschaften hat es noch mehr die ähnliche Bewandtniß; ihr Werth in der Gesellschaft beruht größtentheils auf der Meinung, die man von ihnen hat, oder auf dem Gebrauche, den man, nach Umständen, von ihnen machen kann und mag.

Simonides, aus Cea, war gewiß ein kunstreicher Dichter, aber die Thessalier gaben nicht einen Pfennig für seine Lieder aus; es fehlte ihnen nur an Verstand und Geschmack dazu. Agesilaus, der Spartaner, beklagte sich über Feinde, die so dumm seien, daß er nicht einmal seine Kriegslisten gegen sie anwenden könne. Diese hielten ihn also wohl schwerlich für einen geschickten Feldherrn. So viel liegt daran, daß Andere ähnliche Anlagen und Fähigkeiten mit uns besitzen, wenn wir von ihnen geschätzt, oder auch nur verstanden sein wollen.

Es ist daher unser eigenes natürliches Interesse, Eigenschaften, Fähigkeiten und Kenntnisse auch an Andern zu schätzen. Selbst im gemeinen Leben muß unser Betragen nach einer Norm allgemeiner Aufmerksamkeit gegen Jedermann eingerichtet sein. Jeder Mensch wünscht einen Werth zu haben, und wer möchte ohne diesen, wenigstens ohne die Meinung davon, noch in der Welt leben? Es ist also eine Aufhebung aller Rechte, eine offenbare feindselige Beleidigung, einem Menschen zu zeigen, daß sein Leben für uns keinen Werth habe. Je mehr wir ihn von dem Gegentheil überzeugen können, desto mehr wird er auch uns zugethan sein, und an unserm Dasein Antheil nehmen; und es ist kein Geringes und für das Leben oft eine

große Stärkung, zu wiſſen, daß ſolches Vielen werth ſei, und daß wir die Rückempfindung unſerer Exiſtenz in Mehrern haben.

Freilich findet ein Gut, das ſo allgemein geſchätzt wird, wie Achtung und Verehrung, gar Viele, die es falſch nachmachen. Die gewöhnlichen Papiermünzer der Höflichkeit möchten gern, daß man ihre Waare für ächt annähme, und ihnen baares Geld dafür auszahlte. Wer möchte aber deshalb den Werth des Goldes und Silbers, als Zeichen eines wirklichen Beſitzes, in Verdacht ziehen, weil es weiße Lumpen gibt, auf die man einen ähnlichen Stempel geprägt hat?

Sollte auch eine allgemeine Höflichkeit das Gemüth nicht ganz aus einer gewiſſen angeborenen Selbſtigkeit herausſetzen, wodurch wir uns gern als den Mittelpunkt der Dinge betrachten, und jede Vorſtellung durch die unſrige nur beleben möchten, ſo lehrt ſie wenigſtens dieſe Eigenſchaft verbergen, um dadurch nicht Mißfallen und Beſchwerlichkeit zu erregen. Sie lehrt uns durchaus das an Andern erkennen, was wir an uns ſelbſt nicht erkannt oder vernachläſſigt zu ſehen wünſchen.

Alle die geringen Gefälligkeiten, Aufmerkſamkeiten und Nachgiebigkeiten tragen unendlich viel zur Anmuth des Lebens bei. Sie geben ſelbſt Kraft und Sporn zu höheren Unternehmungen, als irgend im Bezirke ihres kleinen Kreiſes zu liegen ſcheinen. Sie vervielfältigen gleichſam das menſchliche Daſein, und geben ihm dieſe Weichheit und Anmuth, die wir an Werken der Kunſt ſo hochſchätzen, und an keiner Kunſt höher ſchätzen ſollten, als an der wahren Kunſt zu leben, ohne welche alle anderen Künſte und Wiſſenſchaften gar bald wieder in ihren Staub hinkehren, oder der Raub wilder Barbaren werden würden.

Es war gewiß kein gemeiner Volkslehrer, welcher unter ſeinen Lehren und Parabeln, die er aufſtellte, auch die Lehre der Beſcheidenheit und Höflichkeit gab, und ſogar wollte, daß man bei einem gebetenen Gaſtmale ſtets die unterſte Stelle ſuchen ſollte, um im Falle etwas höher hinaufrücken zu können.

Mit dieſem Geiſte der Demuth haben ſich ſeine angeblichen Nachfolger nachher ziemlich hohe Plätze erworben, und ſich immer weiter und weiter hinauf, als Knechte der Knechte, zuletzt über alle Kronen der Erde hinweggerückt. Mehr als die offenbare Gewalt des Schwertes hat ihnen dieſe anſcheinende Demuth genützt, ſo wie ein falſcher Stolz oder Hochmuth manche Krone ſchon vernichtet hat. Noch immer ſehen wir auch, daß Große, die Gewalt über Andere haben, mehr durch Güte, Herablaſſung, Theilnehmung und Freundlichkeit gewinnen, als durch Härte und Zurückgezogenheit, und daß Jeder, der in der Welt nach Vorzug ſtrebt, ſolchen ſicherer erhält durch gefällige Sitten, ohne welche er gewiß gar bald in Haß und Verachtung geräth; dagegen Grobheit nur die Äußerung gemeiner Seelen iſt, die für die Geſellſchaft oft unerträglicher wird, als ſelbſt das widrigſte Laſter.

Einige Bemerkungen über die Kunſt zu leſen;

wobei die erſte Scene der „Iphigenia auf Tauris“ zum Grund gelegt iſt.

1792.

Die Sprache iſt eigentlich ein bloßes Vernunftorgan, in ſo fern der Menſch die von ihm wahrgenommenen Dinge und ihre Eigenſchaften damit bezeichnet.

Sie wird aber auch zum Ausdruck der Leidenſchaften, durch Beimiſchung ſinnlicher Begriffe und der ihnen verwandten Töne.

Es iſt ſelten eine Rede, die nicht Beides zugleich hervorzubringen ſuche, Klarheit oder Deutlichkeit des Begriffs und Affect der Neigung oder Sinnlichkeit. Nur die abſtracten Wiſſenſchaften ſind hievon ausgenommen.

Die Sprache oder Rede erfodert alſo zweierlei Eigenſchaften: Deutlichkeit der Vorſtellung und Sinnlichkeit des Ausdrucks.

Zu letzterer wird vorzüglich die Biegſamkeit des Organs erfodert, und alle diejenigen Eigenſchaften, welche der Rede Bewegung oder Affect geben können.

Die Sprache iſt auf Deutlichkeit gegründet. Kein Begriff der Vernunft kann zur Sprache übergehen, wenn er nicht einen gewiſſen Grad der Klarheit oder Deutlichkeit er-

langt hat; eben so kann auch keine sinnliche Vorstellung Sprache werden, wenn sie sich nicht zuvor auf einen gewissen Grad gereinigt hat, und zu einer klaren Vorstellung geworden ist.

Das Reich der Sprache ist also das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, beide in einander wirkend; denn selbst bei den abstractesten Vorstellungen nimmt der Ton des Redners etwas Gefälliges, den Sinnen Schmeichelndes, an, und bei den sinnlichsten Äußerungen muß er — auf den Gedanken wirken.

Da nun die Sprache einen so umfangsreichen Kreis hat, nämlich das Reich der Vernunft und Sinnlichkeit, so muß die sie begleitende Stimme von ähnlichem Umfang sein, und sowohl zur deutlichen Erklärung und Auseinandersetzung der Dinge, als zu deren Bewegung und Zusammenfassung den geschicktesten Gebrauch haben.

Daß die Sprache, blos als Kunstorgan betrachtet, eines der wirksamsten Mittel sei, ist außer allem Zweifel. Schon die oben angeführten Gründe setzen ihr das weiteste Gebiet, und da sie der lebendigste Ausdruck von dem ganzen Charakter des Menschen ist, so theilt sie sich auch auf eine wunderbare Weise mit.

Kein kranker, kein verwachsener, kein mißgeschaffener Mensch kann eine reine und gesunde Sprache haben. Durch sie errathen wir vielleicht am natürlichsten die moralischen Schwachheiten, Fehler und Gebrechen. Jedes Geschlecht hat seine eigene Sprache, jedes Alter die seinige; vielleicht ließe sich die Zeit bestimmen, in welcher sie in dem menschlichen Alter zu ihrer höchsten Reife kommt, und dieses würde in dem vollen Laufe seiner Kräfte und unter den günstigsten Umständen sein.

Die Abweichungen, welche die menschliche Stimme hat, dienen zu einer eigenen Kenntniß, und können zum hohen Reiz des Ausdrucks werden.

Überhaupt aber ist zu bemerken, daß jeder Mensch in der Sprache, wie in allen übrigen Äußerungen, seinen eigenen

Charakter hat, und daß er sich angelegen sein lassen muß, diesen zu erforschen, zu prüfen, zu leiten, zu verbessern oder zu verfolgen.

Die Sitten, Lebensweise, die Beschäftigung und der Umgang mit Menschen haben ihren gewaltigsten Einfluß auf die Sprache. Kein Glied ist empfänglicher und biegsamer als die Zunge. Wir bemerken leicht eine Veränderung der Aussprache bei einer Person, die sich eine Zeit lang an einem fremden Orte aufgehalten, oder öftern Umgang mit Personen einer fremden Sprache gepflogen hat. Auch Natur und Gewohnheit legen sich bei der Aussprache selten ab, und man wird fast stets einen Ausländer erkennen.

Die Zunge bleibt stets der Zeiger der innern und äußern Verfassung des Menschen. Gesundheit und Leben erregen sie, jede Hinderung des Gefühls legt ihr Fesseln an, und schlägt sie nieder. —

Wir wollen nun die Iphigenie zur Hand nehmen, und einige Anmerkungen über Aussprache und Declamation bei Gelegenheit der ersten Scene derselben machen.

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
„Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
„Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
„Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
„Als wenn ich sie zum erstenmal betrete,
„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher." —

So wie ich das Buch zur Hand nehme, bedenke ich, was ich lesen werde. Ein Gedicht, ein ernsthaftes, dramatisch-tragisches; Helden und Personen der Vorzeit, — Griechenlands! Die Sprache muß edel sein, tönend, blühend, sanft und gewaltsam. Mäßigung des Charakters bei einer Anlage zu allen Fähigkeiten wird den edelsten Hauptzug des Gedichts und folglich auch der Declamation ausmachen.

Die Dichtung erfodert das Phantasiereiche, den vollen Umfang der Sprache, auch zuweilen über das Gewöhnliche, in die

Gegenden, wohin die Phantaſie Ton und Sprache mit ſich nimmt.

Noch eine Bemerkung über den Vers. Der zehn- und elffüßige Jambus will ſtark geleſen ſein. Man darf ihn öfters fühlen laſſen. Es iſt unglaublich, wie die Declamation durch Gefühl und Kenntniß des Sylbenmaaßes gewinnt, wenn der Leſer dadurch gehörig den gemeſſenen Gang der Rede zu verändern weiß. Es iſt wahr, daß in der dramatiſchen Poeſie zumal Alles auf die Darſtellung des Hauptaffects ankommt, aber dieſe kleinern Modificationen ſind doch Mittel und Weg zu Beförderung deſſelben, und es iſt nöthig, daß das Ohr in einem beſtändigen Zauber erhalten werde.

Noch iſt zu bemerken, daß die männliche Endung gemeiniglich ein geringes Anhalten, einen Stillſtand gibt; die weibliche hingegen öfters ſanft überfließt, oder, wo ſie endigt, ein gelindes Fallen verurſacht.

Alſo zum erſten Vers: „Heraus in eure Schatten" — Das Herz lag in langer Verſchloſſenheit, in unterdrücktem Kummer, in ſtiller Sehnſucht; hier bricht es endlich aus. Ton und Stimme bricht wie eine langverborgene Feuerflamme hervor, nur der Charakter der Prieſterin, ſelbſt die Heiligkeit des Ortes, mäßigen ſie.

Der Ton dieſer Stelle iſt übrigens feierlich, ernſt, voll innigen Gefühls; die Lebhaftigkeit, womit ſie ſich anfänglich hervorthut, ſinkt zurück auf die eigene Stärke in ſich, die ſich durch Widerſtreben äußert:

„So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
„Ein heher Wille, dem ich mich ergebe,
„Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd:
„Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
„Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
„Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,
„Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
„Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber." —

Es iſt ein wunderbares Gewebe um das, was man in

der Rede einen Perioden nennt. Gegenwärtiger iſt offenbar mit vieler Kunſt geſtellt, er hat aber eben deshalb nicht ganz das gleiche Glück, wie der vorige. Wenn wir mit der dritten Zeile ſchließen, wie es die Interpunction im Originale verlangt, ſo ſchließt die Rede mit demſelben Sinne, wie im vorhergehenden Perioden, nur um Vieles ſchwächer; und dieß thut eine böſe Wirkung. Dort gewöhnt ſich der Geiſt der Prieſterin nicht an dieſen Ort, ſondern betritt ihn ſtets mit ſchauderndem Gefühl; und hier bleibt ſie an demſelben nur immer noch fremd. Ich weiß wohl, daß der Geiſt der hohen Dichtung an einen ſo abgemeſſenen Stufengang ſich nicht gewöhnt, ſondern vielmehr, wie die wogende Welle, zuweilen wieder zurückſchlägt, um ſtärker vorzudringen; es iſt aber nöthig, daß der etwas kältere Leſer ſolches bemerke, um ſich bei einer ſolchen Stelle nicht zu lange zu verweilen. So läßt alſo die Stimme dieſe dritte Zeile ſchnell fallen, und tritt hervor zu dem: „Denn ach!“ —

Hier ſchlägt die Flamme auf's Neue hervor; man ſieht den ganzen Grund des Unglücks; das Herz ergießt ſich. Hier iſt eine verworrene Art zu reden, die aber der Affect billigt, und ſie zur Schönheit macht. Eigentlich ſollte es heißen: „ich ſtehe am Ufer und ſuche mit der Seele das Land der Griechen — aber mich trennt das Meer von ihnen.“

„Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend,“ — erfodert den ſehnſuchtvollſten ſchmachtendſten Ausdruck, der ſich mit dem hohen Charakter der Prieſterin verträgt.

„Nur dumpfe Töne“ — muß abgebrochen und mit einigem Widerwillen geleſen werden.

„Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
„Ein einſam Leben führt! Ihm zehret der Gram
„Das nächſte Glück von ſeinen Lippen weg;
„Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
„Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
„Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
„Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
„Mit ſanften Banden an einander knüpften.“

Die Rede, und folglich auch der Ton der Stimme, reißt hier gänzlich ab. Die Priesterin sucht die tiefere Ursache ihres Kummers, und läßt die vorgehende sinnlichere fallen. Es ist eine glücklich-traurige Erinnerung voriger Tage, ihrer ersten Kinderjahre. Der Ton kommt also aus der Tiefe des Herzens hervor, und wird zur betrachtenden Erinnerung geführt. Ein empfindungsvoller, etwas tieferer, aber gleicher Mittelton wird hiezu geschickt sein.

— „Ihm zehrt der Gram
„Das nächste Glück von seinen Lippen weg;" — ist etwas uneigentlich. Der Gram ist innerer Schmerz und Kummer, und kann also nicht wohl von den Lippen wegzehren. Auch hier darf die Rede nicht durch die Interpunctien aufgehalten werden.

„Ihm schwärmen" — schildert eine freudige Erinnerung hinter einem trüben Schleier. Die Rede muß daher hier schnell folgen, und selbst schneller und freudiger, als wenn sie einen gegenwärtigen Glückszustand schilderte. Das gegenwärtige Glück gebiert Ruhe; das entfernte Unruhe, Verlangen. Man sucht sein vergangenes Glück in einem Augenblicke falscher Wonne auf, um sich desto schneller wieder in sein gegenwärtiges Elend einzuhüllen.

„Mit sanften Banden an einander knüpften" — muß mit vieler Weichheit gelesen, und die Worte gleichsam an einander geknüpft werden.

Nun folgt ein kälterer Zustand der Betrachtung und der Vernunft:

„Ich rechte mit den Göttern nicht, allein
„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
„Und in der Fremde weiß er sich zu helfen;
„Ihn fremet der Besitz, ihn krönt der Sieg,
„Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
„Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
„Schon einem rauhen Manne zu gehorchen

„Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
„Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt." —

Der tiefe tragische Ton geht immer fort. Der große Sinn sieht nur das Unglück im Allgemeinen und Großen, und läßt sich nicht auf das Besondre ein. Das Glück malt sich ihr etwas heller aus, denn sie hat keinen Anspruch darauf.

Auch hier ist die Interpunction etwas verändert. Die dazwischen stehenden Punkte mögen als Colons oder Halbpunkte gelten.

Die Stelle wird mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen und in gemäßigter Folge gesagt. Das Einzelne vorzustellen, als:

„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann" — wird die Stimme etwas erhoben.

„Wie eng gebunden" — hier geht eine merkliche Pause vorher. So wie die Schilderung von des Mannes Schicksal freier gesagt wird, so wird hier, bei des Weibes Schicksal, die Stimme etwas enger und bekümmerter.

„Ist Pflicht und Trost" — diese beiden Worte wollen auf die Art gelesen sein, daß erhellen möge, daß dieser Trost eben nur aus der erfüllten Pflicht komme. Ich würde also dem Worte Pflicht eine gewisse sich unterwerfende Beschränktheit, zugleich mit etwas Erhebung der Stimme, geben, gleichsam als wenn man zu einem Gesetze aufsähe; in dem Worte Trost aber eine beruhigende Resignation andeuten, welche auf Erfüllung der Pflicht folgt.

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
„In ernsten heil'gen Sklavenbanden fest."

Der Ton wird etwas gesunkener. Er kommt vom Allgemeinen aufs Besondere zurück — auf ihr eigen Schicksal; darum etwas inniger.

„Ein edler Mann" — ist mit Empfindung und Würde auszudrücken.

„— heil'gen Sklavenbanden" — muß wohl mit

einiger Besorgniß gesagt werden, weil die darauf folgende Anrufung um Entschuldigung bittet.

„O wie beschämt gesteh' ich, daß ich die
„Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
„Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
„Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
„Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
„Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
„Des größten Königes verstoßne Tochter,
„In deinen heil'gen, sanften Arm genommen:
„Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
„Den du, die Tochter fodernd, ängstigtest;
„Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
„Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
„Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
„Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
„Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
„Die schönen Schätze, wohl erhalten hast:
„So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
„Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
„Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode."

„O wie beschämt" — hier ist aller Ausdruck jungfräulicher Zartheit vonnöthen. Innigkeit, Zutrauen, Anhänglichkeit suchen den Fehler des Widerwillens auszutilgen. „Mit stillem Widerwillen" — muß selbst mit Schmerz und Kummer ausgedrückt werden. „Mein Leben sollte zu freiem Dienste dir gewidmet sein" — ist eine Art von Entschuldigung, und erfodert daher einen zuversichtlichern Ton. Nun drängen sich alle Bewegungen der Seele in ein Verlangen, in einen Wunsch zusammen, nämlich Befreiung, Rückkehr. „Des größten Königes verstoß'ne Tochter" — erfodert Selbstgefühl. „Ja, Tochter Zeus" — die Rede wird immer schneller, immer heftiger. „Die Tochter fodernd, ängstigtest" — hier kommt Tochter in vier Versen dreimal vor; dieß letzte muß also etwas schnell übergangen und der Nachdruck des Verses auf das letzte Wort gelegt werden. „Den göttergleichen Agamemnon" — mit vornehmem Anstande. „Sein Liebstes zum Altare brachte" —

mit ſchmerzhafter, zärtlicher Erinnerung. Sie war es ſelbſt; darum fodert der Blick wenigſtens Dankbarkeit, wenn auch die Stimme ſie nicht hinlänglich ſollte bezeichnen können. „Von Troja's umgewandten Mauern — rühmlich" — Es ſind des Vaters Thaten. „Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn" — Sie zählt die „Schätze" vor, und freut ſich, immer noch einen neuen hinzuthun zu können; die Stimme erhebt ſich alſo mit jedem etwas — „wohl erhalten haſt" — Der Geiſt der Dichtung muß den Leſer überall beſeelen, darum darf er kein Wort, das Bedeutung hat, ohne Bedeutung vorübergehen laſſen. Selbſt bloßer Wohlklang hat ſeine Bedeutung. Der Accent auf wohl muß die Redensart von der Gemeinheit retten. „So gieb auch mich" — Das Vorige waren Urſachen, Beweggründe; hier kommt die volle Bitte. Alle Innigkeit der vollen Stimme muß dazu angewandt werden, doch ſo, daß der Charakter, die Würde der Prieſterin, überall zu erkennen ſei. Überhaupt darf nie oder nur ſehr ſelten ein Affect oder Ton bis an die letzte Grenze des Ausdrucks gebracht werden. Hierin beſteht eigentlich das Große der Kunſt. Es gibt dem Charakter jedes Dinges, und alſo auch vorzüglich der menſchlichen Eigenſchaften und Affecten, ein gewiſſes Unendliches, wenn man ſolches nicht ſinnlich ganz umfaſſen und auf ſolche Weiſe ſeine Grenzen beſtimmen kann. Was unſern Kräften gleich oder wohl gar geringer als dieſelben iſt, das achten wir nicht lange; was wir aber nicht erreichen können, das ſpannt unaufhörlich unſre Aufmerkſamkeit, zumal wenn die Fülle erkannter gegenwärtiger Eigenſchaften ſein Daſein uns nothwendig oder reizend macht. Die menſchliche Natur will durch unaufhörliche Spannung aufrecht erhalten ſein. Darin liegt und dadurch erhält ſich die Hoheit unſers Weſens. Wir ſuchen ſelbſt in einem Zuſtande nach dieſem Leben die Urſachen auf, unſre Exiſtenz zu erhöhen, und die moraliſchen Geſinnungen zu befeſtigen, die wir für ſo nothwendig und vorzüglich erkennen, und zu denen es uns immer

an hinlänglicher Tendenz fehlt, oder welche in uns durch Überströmung der Affecten gar leicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden. Daher hat alle Größe solche Gewalt auf uns, und der Weg, den die vortrefflichsten Künstler dazu nehmen, diesen hohen Reiz des Großen für die menschliche Natur noch dauernder und bleibender zu machen, war, bei Absonderung alles Kleinlichen und Schwächlichen, dem Reichthum des Daseins gleichsam eine Fülle der Ruhe mitzutheilen, und so die Folgen der Bewegung nur ahnen zu lassen. So ist auch das Geschrei weibisch und kleinlich, und auch die Stimme muß sich bei Ausdrückung hoher Gegenstände in einer gewissen Mäßigung erhalten, welche noch immer mehr von ihrem Reichthum erwarten läßt.

Nacherinnerung.

Ich weiß wohl, wie wenig vorgehende Zeilen für den eigentlichen Gegenstand enthalten, für den sie bestimmt sind. Sie berühren nur hie und da den Tact und Sinn der Empfindung, ohne eigentlich zu bestimmen, wodurch solche anzugeben oder durch die Stimme zu erhalten sein möchte. Es ist schwer und scheint beinahe unmöglich, einen Ton anders, als durch Hülfe des Gehörs, deutlich anzugeben. Selbst die genausten Noten sind hiezu unzulänglich, wie man solches bei musikalischen Ausführungen bemerken kann, wo die geübtesten Spieler nicht stets übereinstimmen. Für die Aussprache articulirter Töne hat man sogar noch keine Zeichen erfunden, und es scheint auch, daß ihr Umfang zu groß, ihre Modulation zu verschieden, und ihre Bewegung zu nah mit dem Innersten unserer Gefühle verbunden sei, als daß es wohl möglich sein möchte, solche einigermaßen durch hinlängliche, nicht verwirrende Zeichen anzudeuten. Dazu ist auch noch der Bau der

Stimme, und alſo das Inſtrument, worauf geſpielt werden ſoll, bei jedem Menſchen ſo verſchieden, daß man bei jedem Einzelnen beinahe ein anderes Zeichen verſetzen müßte, und dadurch die natürliche Anlage oder Geſchicklichkeit, die er hat, das Vorzügliche ſeiner Stimme anzuwenden und das Mangelhafte zu verbergen, vielleicht gehindert werden dürfte. Es wären alſo, nach meinem Urtheile, keine andern allgemeinen Zeichen für die Leſekunſt zu erfinden möglich, als welche das Höhere und Tiefere jedes Affects oder jeder verſchiedenen Intonation, und dann das langſamere Halten oder ſchnellere Fortrücken der einzelnen Worte und Abtheilungen bezeichneten. Man bemerkt, daß eine richtigere Interpunction ſchon viel zum richtiger Leſen beiträgt; ſollte dieſelbe nicht bei Werken des Geiſtes, bei welchen es vorzüglich darauf ankommt, daß ſie gut geleſen werden, nicht zu richtigerer Beſtimmung können verfeinert und verbeſſert werden? Ich bin es faſt gewiß; indeß mag ich keinen Verſuch hiezu wagen, weil ich ſelbſt der Kunſt zu unerfahren und zu wenig darin geübt bin. Gewiß iſt es auch, daß ſich franzöſiſche Schauſpieler, und unter andern **Le Coin**, den ich ſelbſt gehört habe, Jahre lang in der Kunſt, einzelne Stellen und Verſe wohl zu declamiren, geübt haben, und daß es alſo hierin eine gewiſſe beſtimmte Vollkommenheit gibt, welche, wenn ſie erreicht worden iſt, Jedermann dafür erkennt. Solche Perſonen hätten bei ihrer Uebung auf Zeichen ihrer Kunſt denken ſollen.

Deutlichkeit iſt indeß, wie wir ſchon oben geſagt haben, die Baſis aller Rede, und wer ſich gewöhnt hat, deutlich dem Verſtande und Herzen zu ſprechen, wird auch leichter die gewiſſen Töne jeder Farbe der Rede finden können. Wer nicht fliegen kann, der mag gehen; und wer eine Kunſt nicht gelernt hat, der halte ſich in den beſcheidenen Schranken und an die einfachen Regeln bloßer Natur und der geſunden Vernunft.

Über die Natur des Menschen.

Prometheus, sagt die Fabel, habe den Menschen zuerst aus Lehm und Wasser, nach dem Bilde unsterblicher Götter, geformt. Alsdann habe er von den Eigenschaften, welche bereits an die Thiere vertheilt gewesen, einige herausgesendert, um sie seinem Gemächte hinzuzuthun: als von dem Löwen den Muth und Zorn, den Stolz und die Schnelligkeit vom Pferde, vom Fuchs die List und die Furchtsamkeit vom Hasen u. s. w.; wodurch er Minervens Beifall gewonnen, so, daß sie von himmlischen Gaben etwas seinem Geschöpfe mitzutheilen versprochen habe. Sie habe ihn deshalb auf ihrem Schilde mit sich gen Himmel genommen; hier aber habe er, erstaunt über die Wirkungen des himmlischen Feuers, das jedem Wesen freiwillige Bewegung, Leben und Ordnung ertheilte, heimlich seine Fackel am Wagen der Sonne angezündet, und davon entwendet, um seinem Geschöpfe, dem Menschen, die Brust damit zu beleben.

So weit jene Fabel des Alterthums, die bekannt genug ist.

Hätten wir eine andere auszusinnen, welche gleichfalls auf den Ursprung des Menschengeschlechts deuten sollte, so wüßten wir zwar nicht das Gepräge dieser antiken Schönheit ihr aufzudrücken, wir würden aber suchen, sie der wahren Vorstellung noch etwas näher zu bringen. Jupiter, möchten wir vielleicht sagen, habe einst erforschen wollen, wie lange Zeit es erfordern dürfte, um einen Theil seiner Weisheit und seines himmlischen

Lichts in ſterblicher Geſtalt der Erde zu veroffenbaren. Er habe deshalb das Beſte ſeiner Eigenſchaften herausgenommen, und ſolches in thieriſche Theilchen verborgen. Dieſe Maſſe habe er, nachdem er ihr zuvor ſelbſt eine geſchicktere Form ertheilt, in die Hand des Schickſals gelegt und ihm aufgetragen, genaue Obſicht darüber zu hegen. Es habe lange Zeit gedauert, ehe ein Funken dieſer göttlichen Weisheit ſich gezeigt habe. Endlich habe doch die Macht des Schickſals geſiegt, und durch langes Stoßen und Herumwerfen ſei etwas von jenem himmliſchen Lichte hervorgeſprungen. Dieſes habe ſeine Kraft ſogleich in Geſtalten und durch Töne und Formen geäußert, wodurch auch die übrigen Menſchen gebildet und an ihnen das Göttliche hervorgetreten und entwickelt worden ſei. Nun bleibe der Menſch durch alle Zeiten zwar eine Aufgabe von Irrthümern, Unreinigkeit, Fehltritten und Vergehungen, ſo daß immer nur der kleinſte Theil des Verſtandes nach der größten Zahl vorhergegangener Abweichungen zu berechnen ſei: deſſenungeachtet bleibe aber noch die Hoffnung, daß unter fernerer Einwirkung des Schickſals ein allgemeineres Licht ſich verbreiten möge, und die Spuren göttlicher Weisheit ihn zu einem vollendetern Stande auf dieſer Erde erheben würden.

Die Verſchiedenheit in der menſchlichen Natur, wodurch ein und derſelbe Menſch oftmals das Reſultat mehrerer einander entgegengeſetzter Weſen zu ſein ſcheint, dieſe iſt von jeher der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und Betrachtung jedes Weltweiſen geweſen. Man hat ſich die Mühe genommen, zur Erklärung davon die menſchliche Natur ſelbſt gleichſam in mehrere Stücke zu zertheilen, und ihr verſchiedene Naturen beizulegen. Man hat Körper, Geiſt, Seele u. ſ. w. als ſo viele weſentliche Verſchiedenheiten angegeben, wodurch man den Eindruck und die Wirkungsart des Menſchen beſſer zu erklären hoffte. Es iſt ſogar in dieſen letzten Zeiten als eine erwieſene, allgemein erkannte Wahrheit angenommen worden, daß der Menſch wirklich aus zweien, ihrem Weſen nach einander entgegengeſetzten Grundnaturen beſtehe,

wovon das eine zwar der rohen Materie angehöre, das andere aber eine dieſer Materie ganz widerſprechende, und für den anſchaulichen Begriff ganz unerklärbare Eigenſchaft und Exiſtenz beſitze.

Allerdings können wir jenen Weiſen des Alterthums den Beifall nicht verſagen, welche, zur beſſern Erziehung des Menſchen, zwei Naturen deſſelben angenommen haben, um gleichſam durch dieſe Verſchiedenheit den Funken göttlichen Lichtes herauszuſchlagen, und die menſchliche Natur zu etwas Reinerem und Beſſerem zu erheben. Unaufhörlich ſcheint der verſtändigere, beſſere Theil mit dem trägen ſinnlichen im Streite zu ſein, und was kann jenen anders erwecken, als wenn er ſucht, eine eigene Natur für ſich zu erhalten, und im Sieg über den thieriſchen Antheil die Krone menſchlicher Vollkommenheit davon zu tragen? Selbſt der Streit allein ſchon muß etwas Gutes hervorbringen, denn menſchliche Kräfte kommen dadurch in Bewegung, da der Menſch, welcher ganz ruht, und nie in eine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt geräth, entweder eine lebloſe Maſſe bleibt, oder ein ewig von den Sinnen gebundener niederer Sclave. Welches Mittel konnte alſo hierzu vortrefflicher ausgedacht werden, als eben dieſes? Der Menſch mußte, nach ſeinem groben Begriffe, die eigenen Wirkungen ſeiner Natur als von einem in ihm verborgenen fremden Weſen anſehen lernen, damit er die Übermacht der thieriſchen Leidenſchaft bekämpfen, und ſolche, wo ſie eine feinere Außenſeite annahm, gehörig ſondern und unterſcheiden möchte. Dieß war der Begriff jener feinern Lehre, welche die Naturen theilen lehrte, um ſolche wirklich zu einem vollkommnern Ganzen zu erheben.

Zu dieſem Endzwecke lag eine hohe Weisheit darin, und dieſe kann noch ſtets unter uns zu einem wahren und wirkſamen Heilmittel innerer Wiederherſtellung und Geneſung gebraucht werden.

Wenn wir hingegen den ganzen Menſchen nach ſeiner wahren Natur mit forſchendem Auge unterſuchen, ſo haben wir

dabei billig eine andere Abſicht, als blos einzelne moraliſche Vollkommenheiten in ihm herzuſtellen. Wir ſind dabei gewiß, daß jede Wahrheit, die auf dem ächten Grunde der Natur erbaut iſt, keine Unvollkommenheit nach ſich ziehen könne, und ſelbſt der Sittlichkeit des Menſchen einen tiefern und ausgebreitetern Nutzen verſchaffe.

Kein Weſen iſt, nach unſerer Erkenntniß, mehr ein Ganzes, Eine Natur, als der Menſch; obſchon er zugleich das zuſammengeſetzteſte aller Weſen iſt. Alle Theile chymiſcher Natur ſcheinen Beſtandtheile ſeines Weſens zu ſein; aber ſie concentriren ſich gleichſam alle, und nehmen die homogenſte Natur an, in dem, was wir die denkende Kraft des Menſchen nennen. Die Vernunft erhebt ihn zu dem concentrirteſten aller Weſen, denn nichts kann mehr Eins ſein, als der Gedanke, und das Vermögen zu demſelben ſammelt ſich aus allen Theilen, ſelbſt aus den entfernteſten möglicher Berührungspunkte. Was wir mit dem Auge ſehen, mit dem Ohre hören, mit jedem Sinne betaſten, das wird unſer, und in demſelben Augenblick Gedanke. Die äußern Werkzeuge der Sinne ſind nichts Anderes als Fortſetzung eines und deſſelben innern Ich's, das durch ſie nach Ausbreitung und Vermögen ſeines Daſeins geizet. Man tödte einen Sinn an dem Menſchen, ſein Vermögen, ſeine innere Kraft wird ſich ſogleich bemühen, den Mangel deſſelben durch eine erhöhtere Sinneskraft der übrigen Werkzeuge zu erſetzen. So verlanget Oſſian und der blinde Milton nach Reizen eines himmliſchen Lichts, weil das Licht ihrer Augen nun verſchloſſen iſt, das ihnen ehemals die Ahnung himmliſcher Bilder erweckte.

Wie konnten denkende, mit der Natur vertraute Menſchen auf die Gedanken kommen, die Menſchennatur ließe ſich in Weſen verſchiedener Naturen theilen, Naturen, die ſelbſt in ihrer Grundbeſchaffenheit einander widrig und widerſprechend wären! Wenn wir bei einem ſolchen Gegenſtande ſcherzen könnten, ſo möchten wir wohl ſagen: die Natur habe ſich hiefür auch

gerächt, und ihnen Meinungen gegeben, die zu dem Ungereimteſten gehören, was je vernünſtelnde Vernunft hervorgebracht hat. Selbſt der große Mann Leibnitz, der die Verzweiflung, die in dieſem Satze liegt, vor ſich ſah, ließ ſich dennoch von dem Vorurtheile hinreißen, und ſetzte eine Hypotheſe feſt, zwar die einzige, die gedacht werden kann, aber die zugleich beweiſt, wie unmöglich es ſei, etwas Widernatürliches und Widerſprechendes anſchaulich und vernunftmäßig zu machen.

Seit dieſem haben ſich die Philoſophen, welche dieſer Meinung zugethan ſind, oder ſolche gelten laſſen, weniger um den anſchaulichen Begriff einer immateriellen Geiſtigkeit bekümmert. Sie waren ſchon zufrieden, wenn ſie glaubten beweiſen zu können, der Gedanke könne an ſich unmöglich etwas Materielles ſein. Sie ſuchten tauſend Spitzfündigkeiten auf, um dieſe Unwahrheit wahrſcheinlich zu machen. Sie konnten nicht begreifen, wie ſie das Reſultat mannichfaltiger Wirkungen als Eins in ſich empfinden könnten, ohne ſelbſt jede dieſer Wirkungen einzeln und für ſich deutlich in ſich empfunden zu haben; gleichſam als wenn menſchliche Organiſation, Denken und Empfinden, nach den Grundſätzen eines ſchlechten Uhrwerks eingerichtet ſein müſſe, wo man die Bewegung jedes einzelnen Triebrades deutlich vernehmen kann; oder als wenn der Ton, den eine Laute von ſich gibt, nicht ſeinen Grund in der materiellen Beſchaffenheit aller einzelnen Theile des Inſtrumentes zuſammengenommen hätte, ob er ſelbſt gleich eine von dieſen Theilen ſehr verſchiedene Sache iſt.

Auf ähnliche Argumente ſtützen ſich beinahe alle Gründe ſogenannter Spiritualiſten. Die Materie iſt für ſie durchaus etwas Grobes, der Empfindung und endlich gar des Denkens ganz Untheilhaftiges. Sie bemerken nicht, wie dieſe Empfindung ſelbſt in den Ordnungen der Natur nach und nach aufwärts ſteigt; wie ſchon im Pflanzenreiche Spuren davon ſich zeigen, und wie immer durch feinern Reiz ſich ſolche endlich in der thieriſchen Organiſation erhebt. Selbſt bei letztern läßt ſie

ſich wieder in einzelne Individuen theilen und exiſtirt noch in gänzlich losgetrennten Stücken fort *). Ja auch beim Menſchen ſogar, bei dem concentrirteſten aller Weſen, wo das Leben am meiſten auf Einen Punkt zuſammengedrängt iſt, finden wir noch häufige Spuren getheilter Empfindung, ſo daß von ihm getrennte Gliedmaßen lange noch den Reiz der Berührung fühlen und ſich bewegen mögen.

Wo iſt alſo hier das unzertrennbare unſichtbare Eine, das nur allein Leben und Empfindung ertheilen kann? —

„Aber der Gedanke," wird man ſagen, „wie ſollte der eine Mehrheit von Theilen zulaſſen, und von Theilen der Materie, die ſich alſo nur unter gewiſſer Figur geſtalten und bewegen können? Wie ungereimt iſt nicht an und für ſich ſchon die Vorſtellung, daß man z. B. unter der Geſtalt eines Dreiecks beſſer und vorzüglicher denken könne, als unter der Geſtalt eines Vierecks? Auch müſſe es vielleicht gar kugelrunde Begriffe geben u. ſ. w. Dieß müßte aber die Beſchaffenheit des denkenden Weſens ſein, wofern es aus materiellen Theilen zuſammengeſetzt, Bewegung und Veränderung erleiden ſollte!"

Dieſe Frage iſt kaum zu beantworten. Sie zeigt eine gänzliche Unachtſamkeit oder Unwiſſenheit der offenbarſten und unverletzlichſten Naturgeſetze an. Alles was geſchieht, geſchieht unter Form und Geſtalt. Dieß iſt ewiges Bedingniß der Natur. Werden wir die Veränderung an den Dingen nicht gewahr, ſo liegt es blos an uns, oder iſt Mangel unſerer Sinne. So brennt die Flamme des Lichts ſtät fort, und ſcheint unſerem Auge unveränderlich, indeß eine unaufhörliche Abwechſelung und Veränderung der Theile in ihr und außer ihr vorgeht. So iſt auch der Gedanke das unaufhörliche Zuſammenwirken des feinſten geiſtigen Nervenſaftes, entzündet zum Leben,

*) Fontana hatte einem Huhn den Kopf abgeſchnitten, und ſolches noch beinahe 15 Minuten, durch Hülfe eines kleinen Blaſebalgs, welchen er demſelben in die Luftröhre geſteckt, fortleben machen. Andere Beiſpiele amphibiſcher Thiere ſind bekannt genug.

aber ſeine Regungen fühlt man nicht, die mannichfaltigſten Theile werden zur homogenſten Einheit; je zündender der Strahl, deſto mehr vereint er ſich.

Fühlen wir nicht durch tägliche Empfindung die Gedanken in uns abnehmen und zunehmen, ſtärker und ſchwächer werden? Derſelbe Gedanke, erſcheint er nicht zuweilen halb, dunkel, matt und verworren, der bei beſſerer Faſſung des Gemüthes und ſtärkerem Zufluſſe der Lebensgeiſter hell, klar und deutlich wird? Wachſen nicht unſere Vorſtellungen und Empfindungen mit den zunehmenden Jahren, mit der Stärke der Geſundheit? Kann nicht der Saft des Weines dem Weiſen ſelbſt eine Stärkung und Kraft geben, die ihn über die gewöhnliche Vorſtellung erhebt und geiſtigere Ströme des Lebens ihm zuführt? —

„Aber dieß Alles geſchieht nur durch Verbeſſerung des Inſtrumentes, nämlich des künſtlich gebauten Körpers des Menſchen, worauf die Seele als ein großer Werkmeiſter ſpielt, und überall die Claves und Taſten richtig und genau zu finden weiß!“ —

Wer möchte hierauf auch nur antworten! Was *ich* denke und empfinde, ſoll nicht Ich ſein, und doch iſt es wieder Ich, aber ein doppeltes getrenntes Ich, wovon das Eine wirklich *iſt*, *empfindet*, *handelt*, das Andere aber — die Erſcheinung davon hat, und ſolches regiert.

Gegen dieſe Art zu philoſophiren bleibt uns ſchlechterdings keine Regel der Disputirkunſt übrig, als — zu ſchweigen.

Und welches iſt denn die Natur dieſes geiſtigen Weſens, das ſich gleichſam als ein ganz fremdes in uns eingeniſtet hat und ſolche wunderbare Regungen und Bewegungen ohne Werkzeug in uns verrichtet? Da es ſelbſt untheilbar, untheilhaftig und unveränderlich iſt, wie hat es denn Eigenſchaften? Wie bringt es Wirkungen hervor? Wie kann man einem Weſen, das keine Theile hat, *Kräfte* zuſchreiben, da Kraft wohl nichts Anderes iſt, als die entgegengeſetzte Wirkung ſtreitender Theile?

Und was iſt denn eine Monade? Läßt ſich hieron wohl

etwas begreifen? — Was macht eine Monade zur Monade? die Absonderung von allen Theilen. Was sondert eine Monade von der ihr nächsten Monade ab, und was bleibt zwischen beiden? — das Nichts! Kein wesentlicher Theil kann ja dazwischen sein, sonst bliebe sie mit solchem verbunden. So ist also das Nichts auch Etwas? oder es heißt so viel: Nichts trennt eine Monade von der andern.

Wir sehen also den Widerspruch und die Unmöglichkeit der Absonderung eines Wesens von allen Theilen. Und dann, wie ist eine Gemeinschaft oder wechselseitige Einwirkung der Dinge unter einander nur möglich, wo durchaus keine wesentliche Verbindung und Annäherung statt haben kann? Eben diese Annäherung und Verwandtschaft der Wesen macht ja nur allein die Beziehung der Dinge unter sich möglich, und wesentlich getrennt sein heißt ja auf immer und ewig, durch alle Punkte der Berührung, von einer Sache getrennt sein.

Steigen wir eine Stufe höher und bemächtigen uns des allgemeinen Sinnes der Natur, so ist ohnehin der Begriff von zwei verschiedenen Grundnaturen unmöglich, und es ist nie etwas in sich Widersprechenderes gedacht noch gesagt worden. Die innere Nothwendigkeit der genauesten Folgen aller vorhergegangenen Augenblicke der Existenzen macht allein die Würde und den Begriff der Natur aus. Wesen ganz verschiedener Art, welche nach einer willkürlichen Ordnung und geträumten geistigen Begriffen herrschen, darin einzuschalten, heißt geradezu den Grund alles Denkens zerstören und aus der Welt ein Chaos machen. Der bloße Idealismus allein könnte hiezu noch eine Rechtfertigung und Vertheidigung geben.

Wenn wir nun also den Menschen wieder in die Reihe natürlicher Wesen hergestellt, und ihn für Eins erkannt haben, d. h. als ein in allen seinen Theilen sowohl mit sich selbst, als auch mit der natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung aller irdischen Dinge vollkommen zusammenhängendes, gleichförmiges und zusammenwirkendes Wesen, so können wir auch

eher über deſſen wahren Zuſtand Betrachtungen anſtellen, und ſowohl den Grund, als die Brauchbarkeit ſeiner Eigenſchaften erforſchen.

Vor allem Andern nun bemerken wir, daß der Menſch das Vermögen habe, Dinge nach gewiſſer Willkür und Ordnung zuſammenzuſtellen und zu verbinden, und zwar nicht nur gegenwärtige, ſinnliche, ſondern auch abweſende, ſogar eingebildete. Dieſes Vermögen, das er beſitzt, zeigt klar, daß er Eigenſchaften an den Dingen erkenne, die nicht unmittelbare Beziehung auf ſeinen gegenwärtigen ſinnlichen Gebrauch haben, ſondern ſich auf allgemeine Eigenſchaften und auf die Vorſtellung davon gründen können. Das Vermögen, die Eigenſchaften der Dinge an und für ſich ſelbſt zu erkennen, und aus deren Vergleichung eine Schlußfolge zu ziehen, dieſes Vermögen nennen wir die Vernunftfähigkeit, und es iſt klar, daß ſolche der Menſch auf mannichfaltige Art und in mannichfachen Graden beſitzt. Wenn alſo das bloße Thier nur in einfachen Beziehungen des ſinnlichen Bedürfniſſes lebt, ſo ausgedehnt und verfeinert auch ſolche ſein mögen, ſo lebt der Menſch in weit vielfachern Beziehungen, er hat ein ganzes Verhältniß zur Natur, das ihm unter Combinationen Bedürfniß werden kann.

Dieß erhebt nun den Menſchen auf eine ungleich höhere Stufe über alle andere Weſen. Es fängt bei ihm gleichſam ein neues Reich, ein neuer Naturbau an, der auf Geſetzen einer von ihm erdachten Ordnung und Beſtimmung ruht.

Es wird nun ſchicklich ſein zu unterſuchen, durch welche Mittel der Menſch zu einem ſolchen Vermögen gelangt, und welche Wirkung dadurch bei ihm hervorgebracht werde.

Wir können in der Natur der Dinge ſchwerlich etwas gedenken, das mit einer perſönlichen Wirklichkeit begabt wäre, und nicht zugleich nach animaliſchen Grundgeſetzen erbaut und organiſirt ſein ſollte. Der wachſende Gebrauch der Sinne zu Leben und Nahrung, Ruhe und Bewegung u. ſ. w., dieſer iſt

das Bedingniß, worunter jede Existenz eingeschlossen ist. Leben selbst ist nichts Anderes als ein durch die feinsten Prinzipien erregter fortgesetzter Reiz, der Beziehung auf einen gesammelten Punkt der Empfindung hat. Wenn man sich eine Vorstellung von sogenannten geistigen Existenzen zu machen gesucht hat, so ist solche blos in Augenblicken unserer eigenen abgezogenen Betrachtung entstanden, und diese haben in der Natur der Dinge weder Grund, Wahrheit noch Möglichkeit.

So ist nun auch der Mensch in seiner ersten Grundanlage nichts Anderes als ein Thier, und keine seiner geistigsten Vollkommenheiten könnte Statt finden ohne diese Grundanlage. Im Gegentheil, je kräftiger und lebendiger der Mensch an zusammenwirkenden sinnlichen Eigenschaften ist, desto mehr ist er auch Mensch, desto fähiger ist er höherer Geistesvollkommenheit.

Unter allen Wesen aber ist der Mensch auch seiner Natur nach das reizbarste, das nämlich die meisten Punkte der Empfindung mit der größten Fühlbarkeit vereinigt. Sein Ansehen gibt es schon, und mannichfaltige Erfahrungen beweisen es hinlänglich. Bei ihm wird also die Sinnlichkeit in den mannichfachsten Punkten rege. Dieses macht auch, daß er anfänglich und in seiner ersten Kindheit unbehülflicher als andere Thiere ist, durch Unbestimmtheit der Neigungen und Triebe. Sogar in fortgesetztern Jahren zeigt sich solches oft an kräftigern und dauerhaftern Constitutionen; denn was schwächer ist und wenigere Theile fest vereint, löst sich schneller auf und kann sich leichter entwickeln. Der Mensch aber entwickelt sich unter allen Thieren am spätesten, und hat daher die festesten Vereinigungspunkte.

Daß diese Reizbarkeit, die wir der menschlichen Natur zueignen, ihren Grund in der physischen Beschaffenheit derselben habe, ist wohl außer Zweifel. Wie sollte ein feinerer Bau nicht auch feinere Wirkungen hervorbringen? Wir bemerken dergleichen schon an Pflanzen, an Thieren; stets steht die innere Einrichtung mit dem äußerlichen Ansehen in Vernehmen, und

wo eine Ausnahme erſcheint, liegt es meiſtens nur am Mangel unſerer Sinne oder unſerer Bemerkung. Selbſt Menſchen unter einander, ein Geſchlecht zu dem andern, zeichnet ſich durch dieſe Verſchiedenheit aus. Wir brauchen alſo nicht den überzeugenderen Gründen der Zergliederungskunſt nachzuſpüren, um darzuthun, daß der Menſch wirklich durch ſeine phyſiſche Beſchaffenheit das ſei, was er iſt, und daß alſo auch bei ihm, wie bei andern Werken der Natur, Urſache und Wirkung, und Wirkung und Urſache, auf's Genaueſte zuſammenſtimmen.

Indeſſen verſtehen wir unter dieſer allgemeinen Reizbarkeit, die wir hier annehmen, nichts Anderes als die natürliche Dispoſition des menſchlichen Baues zu den mannichfaltigſten Eindrücken und Empfänglichkeiten. Durch welche Werkzeuge und Organe ſolche bereitet wird, laſſen wir aus der Acht, hier zu unterſuchen. Wir können nicht ſagen, daß der Menſch feiner höre, ſehe oder rieche, als das Thier; aber es ſcheint, daß der Menſch einen feſtern Vereinigungspunkt habe, die mannichfaltigen Empfindungen zuſammenzufaſſen und gleichſam in Einem Bilde darzuſtellen. Hier unterſcheidet ſich der Menſch vorzüglich ſchon von dem Thiere, welches mehr durch Einen Sinn nur bewegt wird, und weniger durch die Verbindung derſelben zu bewirken ſucht.

Wir würden indeſſen mit unſern Unterſuchungen weit noch zurückbleiben, wenn wir nicht eben an dieſem nun bezeichneten Orte den wahren Unterſchied des Menſchen aufſuchten. Es iſt dieſes der Punkt dieſer Vereinigung, des Zuſammenwirkens ſinnlicher Empfänglichkeit, wo ſolcher zu innerer Vorſtellung und Betrachtung übergeht. Hier iſt offenbar ein gleichſam noch feinerer Anſatz menſchlicher Natur vorhanden, zu richtigerem Ebenmaaß, feinerer Abſonderung, Verbindung und Abwägung der Theile. Von hier aus bilden ſich die Ideen, welche zugleich als eine reine Vorſtellung der ſich den Sinnen darbietenden Gegenſtände, und zugleich als eigene Formen können gedacht werden, welche die lebendige Wirkſamkeit innerer Kräfte

aus den dargebotenen Gegenſtänden hervorbringt, um die Dinge zu vergleichen, oder aus ihnen ein eigenes Gebäude wirklicher oder ſelbſtgebildeter Vorſtellung und Vollkommenheit herzuſtellen.

Ohne dieſe Formen kann kein Gedanke gebildet werden. Solcher beſteht nämlich aus dreierlei Eigenſchaften: 1) ſinnliche Wahrnehmung oder innere Wiederherſtellung des Wahrgenommenen, welches wir Vorſtellung nennen; 2) Vergleichung oder Bemerkung des Ähnlichen. Aus dieſem zieht die innere wirkende Kraft durch Hülfe der Abſtraction eine Darſtellung, ein Bild, ein Ganzes heraus, welches ihr die Formen an die Hand gibt, um daraus fernere Formen zu bilden.

Ein Begriff iſt alſo nichts Anderes als eine zuſammengeſtellte Reihe von Formen, welche durch eine größere Wirkſamkeit innerer Kräfte zu allgemeineren Begriffen können erhoben werden. Hierdurch bezeichnet ſich die ausſchließende Kraft und Eigenſchaft des Menſchen, welches ſich bei jedem einzeln in verſchiedene Grade theilt und erhebt, worauf aber jedes vernunftfähige Weſen, wofern es dieſen Namen verdienen ſoll, einen Anſpruch hat.

Unter eigene anſchauliche Erkenntniß läßt ſich keine lebendige Kraft, ſo wenig als der Begriff vom Leben ſelbſt, bringen; es ſcheint aber ſo wenig Widerſprechendes in ſich zu haben, wenn wir das denkende Weſen als einen lebendig wirkenden Spiegel ſinnlicher Kräfte annehmen, daß wir durchaus nicht einſehen können, warum wir, ſolches zu erklären, die Zuflucht zu einer abſoluten Unität nehmen müßten, welche an und für ſich ein ganz unzulänglicher und aller Vorſtellung widriger Begriff iſt.

Über das Schöne.

Was nennen wir schön?

Wir sagen: ein schönes Bild, eine schöne Gestalt, eine schöne Form.

Wir sagen: die Rose ist schön, der schöne Baum, das schöne Thier, der schöne Mensch.

Wir sagen: ein schönes Haus, ein schönes Zimmer, ein schöner Garten, eine schöne Landschaft, ein schöner Himmel.

Wir sagen auch: ein schöner Gedanke, eine schöne Entschließung, eine schöne That.

Wir sagen noch: ein schöner Charakter, ein schönes Leben u. s. f.

Was ist an allen diesen Dingen das Schöne, das wir so benennen, und wodurch werden sie schön?

Wir sagen nicht: eine schöne Linie; aber wohl: eine schöne gerade Linie. Wo also kein Verhältniß ist, ist keine Schönheit.

Eine Parallele, die vollkommen gleich gezogen ist, erweckt Vergnügen; wo sie aber abweicht, Mißvergnügen.

Es ist also die Richtigkeit der Vergleichung oder des Verhältnisses, welche Vergnügen erweckt.

Wenn ich die Parallele mit noch einer Parallele in gleicher Distanz abschneide, und also ein Viereck bilde, so erhöht sich mein Vergnügen um etwas; doch nur in so weit, als sich die Länge der Vergleichung nicht zu sehr vermindert, und mein Auge solche dennoch mit Leichtigkeit fassen kann.

Ein Würfel iſt offenbar weit intereſſanter als ein Viereck, weil das Auge mehrere Linien der Vergleichung und Übereinſtimmung ziehen kann.

Der Zirkel unterhält blos die Vergleichung mit ſeinem Mittelpunkte, in der ſchnellſten Abwechslung, nach derſelben Diſtanz. Er ſchließt ſich gleichſam in ſich ſelbſt ein, und bewirkt dadurch die vollkommenſte Übereinſtimmung. Er iſt lauter Vergleichung und lauter Übereinſtimmung; da aber dieſelben Vergleichungen ſich immer wiederholen, ſo bewirkt er etwas Ermüdendes und Unbedeutendes. Die Ellipſe iſt daher dem Auge ſchon gefälliger.

Der Zirkel hat keine Ruhe, und ſucht ewig die Are ſeines Mittelpunktes; ganz aber Ruhe nach innen, und Bewegung nach außen, iſt die Kugel. Ihre Verhältniſſe gehen nicht mehr nach Linien und Seiten, ſondern ganz um und nach ſich ſelbſt. Sie ſucht ſich und findet ſich, in allen Punkten und von allen Seiten. Sie iſt die Übereinſtimmung ſelbſt, nur ausgedehnter, von ihrem Mittelpunkte, und dadurch erhält ſie Verhältniſſe, Verſchiedenheit, nach Maaß und Ordnung.

Doch ſind dieſe Verſchiedenheiten zu wenig abwechſelnd, und erlauben dem Auge zu wenig Vergleichungen zu machen, ſondern, indem ſie es ſtets gleichſam zum Mittelpunkte oder zur Übereinſtimmung reißen, ſo werden ſie einförmig oder erſchlaffend. Auch hier iſt alſo das Oval oder die Ellipſe dem Auge gefälliger; welche, wenn ſie in zwei entgegengeſetzten Hälften vereinigt wird, die ſogenannte Schönheitslinie hervorbringt, die zur Fortſetzung die allergefälligſte zu ſein ſcheint, weil ſie ein gleiches Prinzip von Ruhe und Bewegung enthält, doch noch mehr zur Beweglichkeit forteilt.

Die eckigen und ſpitzen Linien oder Winkel aber thun dem Auge weh, weil ſie gleichſam ein ſteter Widerſpruch von ſich ſelbſt ſind, und keinen angenehmen Vergleichungspunkt laſſen, ſie müßten denn unter ſich wieder eine vereinigende

Form bilden, welche dem Auge Mannichfaltigkeit und Übereinstimmung zeigte.

Was wir eben gesagt haben, beweist: daß die einfachsten Gestalten, als Linien, Zirkel u. dergl., so wie sie sich dem Auge darstellen, der Seele eine ihrer Form ganz gleichartige Empfindung erwecken, welche auf Maaß und Ordnung und derselben Vergleichung und Übereinstimmung gegründet ist, und nach Maaßgabe derselben gefällige oder widrige Wirkungen hervorbringen, die mit allen ähnlichen Empfindungen der Seele eine vollkommene Gleichartigkeit haben.

Die sinnliche Vorstellung einer Linie z. B. erweckt der Seele den Begriff von der einfachsten Regelmäßigkeit in der Ausdehnung nach einem Punkte; und wo die Seele den Begriff von der geraden Regelmäßigkeit in der Ausdehnung nach einem Punkte faßt, da ist er auch mit der Vorstellung der Linie übereinstimmend, oder erweckt vielmehr dieselbe Vorstellung.

So ist es auch in Betracht einer genauen Parallele. Dieselbe Ordnung, welche die Seele in Vergleichung zweier Linien anwendet, wendet sie auch bei jedem andern Begriff oder Vorstellung an, welche mit dem Verhältnisse zweier gleichlaufenden Linien in einige Ähnlichkeit können gebracht werden. So ist es bei aller Art von Gestalt, welche die Seele fassen kann. Die Seele vermag mit keiner andern Eigenschaft, als welche der Vorstellung des Gegenstandes gleichartig ist, den Gegenstand zu fassen. Dadurch erregt der Gegenstand eine Vorstellung in ihr, oder ein Bild, und macht einen Eindruck. Etwas Gleichartiges entsteht also in der Seele; und je mehr die Seele Umfang oder Kräfte hat, desto mehr Vorstellungen werden entstehen, desto mehr Bilder werden bleiben, und desto tiefer werden die Eindrücke davon sein.

So faßt sie auch die Eigenschaften und Vorstellungen gern nach ihrer eigenen körperlichen Beschaffenheit. Ein runder

Menſch hat Neigung zu runden Vorſtellungen und Bildern, und ein ſcharfeckigter Menſch zu ſcharfen u. ſ. w.

Alles dieß beweiſt, daß Formen, auch bis auf ihre einfachſten Prinzipien aufgelöſt, keineswegs willkürliche Dinge in der Natur ſind, auch keine willkürlichen Vorſtellungen in der Seele des Menſchen erwecken, ſondern ſchlechterdings auf eine Zuſammenſtimmung aller Theile, und mit derſelben aller Vorſtellung, die ſich davon machen läßt, gegründet ſind.

Die Seele empfängt das Bild, und mit demſelben ein gewiſſes Maaß und Ordnung, welches ſie nicht erhalten könnte, wenn der Grund dazu nicht ſchon in ihr läge. Welches iſt aber dieſer Grund, der zu Maaß und Ordnung in der Seele liegt, und woraus beſteht er?

Wir können nichts Anderes ſagen, als daß die Seele ſelbſt, nebſt ihren Vorſtellungen, ein Product der allgemeinen Ordnung und des Maaßes iſt, welches durch die Natur herrſcht und alle Dinge beſtimmt.

Je weiter wir emporſteigen in der Erkenntniß von einzelnen Dingen, deſto mehr ſimpliſiciren wir, und finden die hauptſächlichſten Kennzeichen, wodurch mehrere Dinge übereinſtimmen, und alſo zu einer Gattung oder Claſſe gehören. Was ſie trennt, iſt demnach Verſchiedenheit von Maaß und Ordnung, wodurch ſie mehr oder weniger dieſer Art, Geſchlecht oder Ordnung angehören.

Gleicherweiſe iſt es mit allen Dingen, welche dieſe höhere Zuſammenſtimmung von Weſen ausmachen, die wir Natur nennen, und die immer in entfernten und entfernten Prinzipien zuſammenkommen, bis ſie endlich Elemente heißen; und auch dieſe Elemente laſſen ſich vielleicht zuſammenrücken und zuletzt in Eins verbinden.

Alles Daſein kommt daher wahrſcheinlich aus Einem Prinzip, wovon ſich aber die Möglichkeit blos nach Analogie der Dinge, ſonſt, der Natur der Sache nach, auf keine andere Weiſe denken läßt. Alle Erſcheinungen der Welt wären alſo

Entwickelungen dieſes feſten Prinzips, und ſo beſtände ihr Daſein, d. h. ihre Erſcheinung, blos in der Entfernung von dieſem Erſten Princip, das ſich durch ſie in fortſchreitendem Maaß und Ordnung entwickelt.

So, oder gar nicht, läßt ſich ein allgemeiner Zuſammenhang der Dinge erklären, dem alle Geſetze der Natur, ſo weit ſie zu erkennen ſind, beipflichten.

Die Welt iſt der nothwendigſte Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen, und daher das Maaß aller Ordnung; Ordnung ſelbſt.

Je entfernter die Entwickelungen von ihrem einfachern Prinzip ſtehen, oder die Folgen von ihren Wirkungen, deſto mannichfaltiger verbinden ſie ſich wiederum, und deſto zuſammengeſetzter ſind ihre Producte, und deſto feiner, reicher und abgemeſſener ihre Verhältniſſe und Combinationen.

Wir finden dieſes auf der Erde. Alles lebt und bringt Geſtalt und Regung hervor, durch Maſſen, Größen, Verminderung oder Vermehrung in Diſtanzen und Proportionen. Die Erde ſelbſt bringt durch Vermiſchung mit den übrigen Elementen, und dann mit ihren eigenen Erdarten, unter Lage, Zeit und Ort, und alſo nach Maaß, Zeit und Ordnung, Geſtalten hervor, die wieder in feinern Proportionen aufleben. Der einmal verarbeitete Stoff ſtrebt immer nach feinern Bildungen und Formen, bis es ihm gleichſam unmöglich wird, etwas Anderes, als Gebildetes, hervorzubringen. Da ſind erſt Pflanzen, dann Thiere, dann der Menſch; wahrſcheinlich das letzte, aber auch das gebildetſte Werk allgemeiner Ordnung, die mannichfaltigſte Zuſammenſtimmung aller Theile, durch die feinſten Kräfte und Proportionen irdiſcher Dinge zuſammengeſetzt, nur durch und in Verhältniß exiſtirend, mit tauſendfacher Elle, Maaß und Gewicht verſehen, und daher ſelbſt auch das **Maaß von allen Dingen.**

Er iſt alſo der Typus, nach welchem ſich alle Dinge ſelbſt meſſen, ſo wie die mindere oder mehrere Größe eines Zirkels,

nach der Entfernung von seinem Centrum, oder wie wir den Umlauf der himmlischen Gestirne nach dem Maaße eines Astrolabii oder einer Pendel messen.

Da nun gleichsam die Bestandtheile menschlicher Natur aus der mannichfaltigsten Zusammensetzung von Maaß und Ordnung bestehen, und der Mensch das Vermögen hat, aus sich wieder zu bilden und zusammenzusetzen, so entstehen daraus mannichfaltige Ordnungen und Zusammensetzungen, die nach dem größern oder geringern Grade der innern Ordnung und Fähigkeit im Menschen beurtheilt werden müssen. Eben dieses beweist zugleich, daß es kein ganz festbestimmtes Maaß von Ordnung, Vergleichung und Übereinstimmung im Menschen gebe, weil solches erst nach und nach erlernt werden muß, und Übung und mancherlei Fähigkeiten bedarf, zu denen sich immer noch etwas hinzusetzen ließe. Hingegen bleibt der Eindruck der Hauptformen, wie wir zuerst erwiesen haben, und nach diesem lassen sich mehr oder weniger die feinern Abweichungen bestimmen.

Wie nun durch Maaß und Ordnung Alles besteht, und der Mensch die feinste Verbindung derselben ist, so ist es klar, daß ihm Alles angenehm sein müsse, was ihm die Vorstellung davon erweckt, und gleichsam sein Leben von der angemessensten Seite rege macht.

Da aber alle Dinge beschränkt sind, und außer der Beschränktheit nicht existiren können, Maaß und Ordnung aber die eigentlichen Grenzen der Beschränktheit sind, so folgt daraus: daß Maaß und Ordnung nur nach dem Grade der mehrern oder mindern Beschränktheit im Menschen wohlgefällig sein könne; zweitens: daß, wenn Maaß und Ordnung in mehrern Sachen zugleich übersehen werden könne, solches größeres Wohlgefallen erregen müsse; und drittens: daß, je mehr Verschiedenheit in Maaß und Ordnung, d. h. je mehr Verhältnisse in einer Übereinstimmung mit Leichtigkeit übersehen werden können, je mehr Begriffe von Maaß und Ordnung

ſich alſo auf einmal entwickeln, deſto höher ſteige das Vergnügen, und dieſe Empfindung nennen wir das Gefühl der Schönheit.

Da freilich alle unſere Worte zu Beſtimmung eines ſo vermiſchten Gefühls, als das Gefühl von Schönheit iſt, nur Worte ſind und bleiben, und eben darin die Gewalt des Gefühls liegt, daß es über die deutliche, klare Vorſtellung erhaben iſt; ſo können wir nichts thun, als nur mit klaren Vorſtellungen, gleichſam als wie mit geraden Linien, das eigentliche innige Daſein der Schönheit umzäunen, und ihm die ungefähren Grenzen anweiſen, worin es ſich von andern Gefühlen unterſcheidet. Übrigens ſind die Begriffe von Übereinſtimmung in der Mannichfaltigkeit unbeſtimmt genug, und ſchließen die Grenzen der ſinnlichſten und geiſtigſten Vorſtellung in Eins.

Gewiß iſt, daß der Begriff von Schönheit ſich concentriren müſſe; daß er keine Mängel noch Lücken haben müſſe; daß er mehrere Theile verbinde, und in allen einen Begriff, ein ſichtliches Anſchauen von gleicher unbeſchränkter Vollkommenheit zur Vollendung ſeines Ganzen erregen müſſe.

So möchten wir Schönheit nennen, was die vollkommenſten Theile zu einem vollkommenſten Ganzen vereinigte; und dieſer Begriff würde ungefähr in den Grenzen des vorigen liegen, und doch nicht ganz beſtimmen, was Schönheit iſt, ſo wenig ſich durch Worte beſtimmen läßt, was Genuß iſt.

Zwei gerade Linien, in einer Parallele gezogen, erwecken ein Verhältniß; und wo das Auge vergleichen kann, findet die Seele Vergnügen.

Der Balken oder die Säule eines Hauſes, von welcher ich nichts als die beiden äußerſten Grenzlinien erblicken kann, erweckt mir Vergnügen, wenn dieſe beiden Linien unter ſich übereinſtimmend gezogen ſind, und dann auch: wenn die Entfernung dieſer beiden Grenzlinien, oder die Dichte des Balkens, meinem Auge nach, der Laſt des Hauſes angemeſſen iſt, welche er zu tragen hat. Man ſehe das zierlichſte Verhältniß der

beiden Linien in zu geringer Dichtigkeit gegen die zu tragende Laſt, ſo wird es dem Auge wehe thun. Gleicherweiſe, wenn man einen ſehr dichten Balken ſetzte, um etwa ein Bret oder ein ſehr geringes Strohdach zu tragen, ſo würde es, aber auf eine andre Weiſe, die Seele beleidigen; nämlich, minder durch das Unnütze, als durch das Unſchickliche.

Es ſcheint alſo, daß die Seele auch Vergleichungslinien von dem Abſtracten eines Dinges, als der Gebrauch deſſelben iſt, auf die ſichtbare Geſtalt deſſelben zieht, und indem ſie beides mit einander vermiſcht, eine höhere Schönheit erwächſt. Dieſes iſt der Begriff von Schönheit, den wir bei Gebäuden jeglicher Art ſuchen, und beides, ohne angenehme Verhältniſſe und richtigen Gebrauch, kann kein Gebäude ſchön ſein.

Dieſe letztere Betrachtung führt uns auf die Natur der Abſichten oder Endzwecke, ſo weit ſie mit dem Schönen übereinſtimmen, oder ſolches befördern helfen.

Wenn ich nach unſern erſt angenommenen Begriffen reden wollte, ſo müßte ich ſagen; der Endzweck iſt ſeiner Natur nach einer geraden Linie gleich, und alſo keiner Schönheit fähig, als die aus Vergleichung ſeines Standpunktes zu dem Punkte beſteht, den er erreichen will. Wenn man daher von einem ſchönen Endzwecke ſpricht, ſo denkt man ſich dabei gleichſam mehrere Linien, die nach einem Mittelpunkte ſtreben, und die in Vergleichung unter ſich die angenehmen Verhältniſſe bilden, die in uns den Begriff von Schönheit erregen. Dieſe Vergleichungslinien mögen aber in der Sache ſelbſt, d. h. in ihrer Ausführung, ſichtbar ſein, oder ſie mögen nur in der Reihe der Vorſtellungen liegen, die dieſen Endzweck bewirkt, ſo heißt der Endzweck ſchön; und eine Sache kann öfters nicht ſchön ſein, und doch einen ſchönen Endzweck haben; ohne Endzweck aber, d. h. ohne einen Punkt ſeiner Sammlung, ſeines Maaßes und ſeiner Fortſchreitung, kann durchaus nichts ſchön heißen.

Wir kommen, dieſes zu beweiſen, auf unſre erſtern Pro-

poſitionen zurück. Was iſt ſimpler, als eine Linie? Man nehme aber einer Linie das Maaß ihrer Fortſchreitung, ihre Vergleichungspunkte mit ſich ſelbſt, d. i. ihren Endzweck, ihre bewegende und fortlaufende Urſache, ſo hört ſie auf, eine Geſtalt zu ſein.

Es iſt alſo keine Geſtalt, kein Ding, ohne Endzweck; d. h. es ſucht etwas zu erreichen, das ſeine Geſtalt oder ſein Weſen beſtimme.

Alles, was daher dem Auge eine ſichtbare Geſtalt vorſtellt, bildet ſolchen Endzweck, d. h. eine Form ſeines Daſeins, um welcher und durch welche es da iſt. Ich ſage dem Auge; was der Sinn hinzuſetzt, iſt einerlei: dem mag Manches brauchbar oder unnütz ſcheinen, er mag ſich dieſe Geſtalt zu einer andern ſetzen, um ſie vollkommener zu machen; das Auge beſitzt die vorliegende Geſtalt als einen ganzen Gegenſtand ihres Sehens und ihrer ſinnlichen Vorſtellung. Geſtalt, als Geſtalt, kann keinen andern Endzweck haben, als daß ſie ſichtbar ſei.

Sobald die Geſtalt eine Beſtimmung annimmt, ſo ſcheint ſie dieſe zum Endzweck zu haben, nämlich, die vier Seiten eines Vierecks ſcheinen den Endzweck zu haben, ein Quadrat zu bilden; das Quadrat in ſich ſelber aber hat keinen andern Endzweck, als ſeine eigne Geſtalt.

Wenn wir alſo das ſchön nennen wollten, was blos um der Geſtalt willen da iſt, ſo ſcheint es, daß wir der Geſtalt eine eigenthümliche Schönheit einräumen, und dann ſagen wir blos: ſchön iſt, was ſchön iſt. Welche Geſtalt iſt aber die ſchöne? oder wodurch wird eine Geſtalt ſchön? — Damit kommen wir wieder auf das Vorige. —

Wenn ich die Roſe anſehe, ſo ſage ich: ſie iſt ſchön.

Was iſt ſchön an der Roſe? oder wodurch iſt die Roſe ſchön? —

Durch ihre **Bildung**, durch ihre **Farbe**, — warum nicht auch durch ihren Geruch?

Wenn ich die **Bildung** der Roſe anſehe, ſo finde ich

Übereinstimmung überall. Dabei die angenehmsten Verhältnisse, von Blatt zu Blatt, die sich um Einen Mittelpunkt drängen, und immer enger schließen, je näher sie demselben kommen. Jedes Blatt hat eine angenehme Gestalt für sich, und die angenehmste im Zusammenkreise. Stiel, Baumblatt, und vorzüglich die hangende Gestalt, alles hat proporzionirte Schönheit, um durch den Zusammenfluß von Gestalten die vollkommenste Gestalt zu bilden.

Gleicherweise ist es mit der Farbe. Sie ist die passendste zu der sanften holden Gestalt. Das zarteste Gemisch der beiden zartesten Lichterscheinungen. Sie strahlt gleichsam die Form der Bildung; sie ist dem Auge die Rede dieser Gestalt.

Ist ihr Duft dem Sinne des Geruchs etwas Anderes? Und doch nennen wir ihn nicht schön. — Aus keiner andern Ursache wahrscheinlich, als weil diesem Sinne die festen Vergleichungspunkte fehlen. Das Ohr hat Töne, deren Folge auf einander es vergleicht und abmißt; das Auge vergleicht Bilder und Gestalten neben einander; aber die übrigen Sinne des Menschen kosten gleichsam auf einmal. Das unmittelbare Gefühl bringt zu schnell heran, als daß es dem regen Sinn Zeit zum Vergleichen lassen sollte. Die andern Sinne sinnen gleichsam mehr; diese fühlen mehr. Doch ist zwischen dem bloßen Gefühl und zwischen Geschmack und Geruch noch ein großer Unterschied. Diese halten gleichsam das Mittel zwischen Gehör und Gesicht, und dem bloßen Gefühl. Auch reizt der Geruch zu den feinsten Vorstellungen, und erweckt vorzüglich die Begriffe von lieblicher Reinheit und Anmuth.

Im Vorbeigehen wollen wir hier nur noch anmerken, daß die Idee von einer Harmonie durch Farben, in einer Folge, oder von einem Farbenklaviere, so wie die Idee von einer Harmonie für den Geschmack u. s. w., eben um der genannten Ursachen willen nicht Statt finde. Farben an und für sich, wenn sie nicht in Übereinstimmung mit einer bestimmten Gestalt solche gleichsam beseelen, reizen selbst zu sehr, und lassen

zu wenig dauernde Eindrücke, als daß die Seele, in einer Folge derselben, ihr Maaß finden oder bestimmen könnte. Alle ihre Mannichfaltigkeit liegt blos im Übergange, und da solcher der feinsten Vergleichungen fähig ist, so haben sie die herrlichsten Mittel zur Schönheit. Diese Vergleichungen liegen aber alle neben einander, und bilden selbst keine Gestalt; denn Gestalt und Farbe sind unterschieden: sie geben also keinen bestimmten Vereinigungspunkt, unter welchem die Seele sie fassen und ordnen könnte. Ihr Wesen ist Bewegung und Reiz; bei ihrer Vergleichung fehlt Ruhe und Zweck, daher ihre Eindrücke zu schnell vorübergehen. Sie wirken mehr durch unmittelbare sinnliche Berührung, als daß sie der Seele Zeit ließen, in ihrer Übereinstimmung auch die Mannichfaltigkeit, und in ihrer Mannichfaltigkeit die Übereinstimmung zu finden.

Noch Eins! Wir fühlen von jeder Farbe nur den Totaleindruck, und ihre Verbindungen sind zu fein, als daß das Auge ihre Abstufungen finden und vergleichen könnte, wodurch wir dazu gelangt sind, z. B. die Vermischungen von Blau und Gelb machen Grün. Nun kann mein Auge zwar den Übergang von Gelb in Blau wohl bemerken, sobald es aber solchen erreicht hat, so ist ein neuer Totaleindruck da, der Grün heißt, und in diesem verliert mein Auge das Maaß zu dem Gelben und Blauen, ob es gleich sieht, daß, je mehr es von dem einen oder dem andern hinzusetzt, die Farbe desto lichter oder dunkler wird.

Ganz anders ist es bei einer Gestalt. Die Vorstellung kann fortfahren zu messen, vorwärts und rückwärts gehen, und die Verhältnisse finden, welche die Übereinstimmung bewirken. Wenn der Reiz einer Gestalt am höchsten steigt, so möchte ich ihn den Eindrücken des Lichtes vergleichen, von welchem die Wirkungen zu schnell sind, als daß sie sich vergleichen ließen. Die schnelle Übereinstimmung in der Gestalt bringt Reiz hervor, und dieser gleicht dem Totaleindrucke eines sinnlichen Ge-

nusses. Wir vermögen die Verhältnisse der Zusammensetzung nicht mehr zu unterscheiden.

So ist es mit allen Eindrücken der niederern Sinne. Ihre Verhältnißpunkte sind entweder nicht bleibend genug, oder zu sehr in einander gemischt, als daß sie der Seele eine klare Vorstellung ihres Verhältnisses und Maaßes geben sollten. Zu dem Begriffe von Schönheit gehört aber eine gewisse Ausdehnung, welche die Seele mit Leichtigkeit umfassen und messen kann. Daher weder das ganz Kleine, noch das ganz Große schön ist, wie Aristoteles sagt. —

Wir kommen wieder zurück auf unsre Rose.

Die sanftgewölbten halbzirklichten Formen ihrer Blätter, die sich im verjüngenden Maaßstabe um Einen Mittelpunkt schließen, zusammengenommen in Einer rundlichten Gestalt, und beleuchtet von dieser Farbe, bilden ohne Zweifel einen schönen Gegenstand.

Wenn eine Rose dieselben Verhältnisse der Blätter unter sich hätte, aber von einer solchen Größe, daß sie unser Auge nicht ermessen, noch zusammen in Eins vereinen könnte, so würden wir sie schwerlich für einen schönen Gegenstand erkennen, und ich zweifle, ob wir diesem Gegenstande überhaupt Schönheit zugestehen würden.

Wir wollen annehmen, daß ein Berg die Form einer Rose hätte, so würden wir deshalb nicht sagen: das ist ein schöner Berg, noch dieser Berg hat eine schöne Form (und wenn wir auch alle Theile desselben übersehen könnten), sondern geradeweg: dieser Berg hat die Form einer Rose.

Dieß beweist, wie mich dünkt, was ich anfänglich gesagt habe, nämlich: daß die Schönheit überhaupt einen Mittelpunkt suche, nach welchem sie erkannt, und durch welchen sie beurtheilt werden müsse. Dieser Punkt aber liegt in dem Auge des Menschen und seiner Seele, von wo aus sich die Verhältnisse zum Schönen in allen Dingen, die so genannt werden können, messen und schließen.

Deshalb kann man nicht sagen, das Ganze sei schön; weil das Ganze kein Gegenstand menschlicher Betrachtung, nicht einmal seines Gedankens ist. Denn was sagt der, welcher sagt: das Ganze sei schön? Er nimmt vom Ganzen nichts, als seinen Erkenntnißkreis, der in der That sehr klein ist; oder er meint damit Himmel und Erde, so weit er sie übersieht, und damit ist's also derselbe Fall. Wenn er aber sagt: die Ordnungen und Einrichtungen des Ganzen, so weit ich sie übersehe, sind unendlich mannichfaltig und haben die vollkommenste Übereinstimmung, sie haben deshalb Schönheit für mich; so spricht er sehr richtig, er sagt aber weiter nichts, als daß die Natur des Menschen von der Beschaffenheit sei, daß sich die Dinge um sie wie um einen Mittelpunkt schließen; wenn er aber von dem Ganzen selbst, als einem absoluten Gegenstande der Schönheit spricht, so glaube ich, irrt er nur darin, daß dieses Ganze, als etwas Unendliches, keiner Beziehung auf Eins, daher keiner Betrachtung und also, als Ganzes, keiner Schönheit fähig sein kann.

Ohne Relation gibt es daher keine Schönheit, d. h. mit anderen Worten: es gibt keinen Kreis ohne Mittelpunkt. Im Unendlichen ist der Mittelpunkt überall, wo sich das denkende Wesen hinstellt, und Linien seiner Vergleichung ziehen kann. Es schließt also den Kreis nach dem Maaße seiner Fähigkeiten. Das Unendliche selbst schließt sich aber nirgends. —

Daß die Gestalt einer Sache, unabhängig von ihrem innern Wesen und Beschaffenheit, den Begriff der Schönheit erwecken könne, ist, ohne große Beweise, klar.

Eine Rose von Seide bringt auf das Auge die nämliche Wirkung hervor, als eine natürliche Rose; ja, wir sagen oftmals, sie sei noch schöner, als eine natürliche.

Gleicherweise bringt eine Bildsäule von Gyps oder Marmor zuweilen eine Wirkung hervor, der wir den höchsten Ausdruck von Schönheit zueignen.

Es ist also, was unser Auge in den äußersten Umrissen

und Linien einer Sache mißt, für uns Schönheit, ohne daß die Sache selbst nothwendig etwas dazu beitragen müsse.

Da aber die denkende Seele, ihrer Natur nach, gewohnt ist, gleiche Messungen und ähnliche Verhältnisse in allen Dingen aufzusuchen, so mischen sich, beim Anblick einer blos schönen Gestalt, die Ordnungen und Übereinstimmungen aller Art, und die Gestalt erregt uns, nach dem Grade ihrer Vollkommenheit, Bewunderung und Entzücken.

Daß dieser Fall auf die menschliche Gestalt am vorzüglichsten passe, ist leicht zu erachten; ich sage nämlich, daß die menschliche Gestalt die vollkommenste sei, Wirkungen und Beziehungen aller Art, so wie sie für das Auge des Menschen am treffendsten sind, darzustellen.

Wenn wir aber noch dazu bedenken, daß, so wie jede von der Natur geformte Gestalt der eigenthümliche Ausdruck des Wesens dieser Gestalt ist, also auch des Menschen Gestalt am eigenthümlichsten der Ausdruck des menschlichen Wesens sei, so muß uns diese Vorstellung einen unendlich hohen Begriff von der Wichtigkeit und dem Werthe dieser Gestalt geben.

Wenn der Mensch selbst das Resultat von den feinsten Ordnungen und Verbindungen der Natur ist, und durch seine Gestalt sein Dasein und das, was er ist, ausgedrückt wird, so ist dem Auge, das solches erkennt, in der That der Gegenstand einer Welt im Kleinen vorgestellt, mit allen ihren innigsten Eigenschaften und Kräften. Und dieses ist kein Traum; es ist vielmehr das Einzige ganz Wahre, was sich über das Wesentliche der menschlichen Natur sagen und denken läßt.

Da aber die Natur, wie eben gesagt worden, sich nicht in dem Menschen allein, wie in einem todten Spiegel, repräsentirt, sondern auch mit ihren reproducirenden Kräften in ihm lebt, und gleichsam, wie durch ein doppelt erhabenes Glas, ihre Eigenschaften in ihm sammelt, um neue Eigenschaften zu bewirken, so ist dieser Wechsel von Empfänglichkeit und Fortdringlichkeit, von Einfluß und Ausfluß, von Leiden und Thun

(wenn ich so sagen darf) ein unendliches Spiel wachsender, bleibender und zurückweichender Gestalten, und der Reiz, der aus ihren Bewegungen entsteht, gibt der übereinstimmenden Schönheit eine solche Kraft, daß, wie es die Natur der Sache selbst angibt, dem erkennenden Auge kein höheres Schauspiel gestattet werden kann.

Eben die Natur der Sache zeigt es aber auch, daß die Vollkommenheit des Maaßes, welche in der menschlichen Gestalt liegt, schwerlich in irgend einem Punkte ganz festzusetzen sei. Zudem, da in der hervorbringenden Kraft des Menschen stets neue Vermögen liegen, neue Ordnungen zu finden und zu bilden, und so lange ein vollkommnerer Zustand des Menschen, auch nur in der Möglichkeit, kann gedacht werden, auch ein vollkommneres Bild desselben, d. h. ein vollkommnerer Ausdruck seiner Natur, zu denken ist.

Dieses kann auch selbst durch neuere Verbindungen statt finden; wie die Alten zwischen der weiblichen und männlichen Natur den vollkommensten Ausdruck des Reizes gesucht haben.

Es ist jedoch gefährlich, über diese Materien etwas zu sagen, und es ist sicherer, solche lange geübten Künstlern zu überlassen, oder solchen, die sich an dem Anblicke der höchsten Werke der Kunst lange geweidet haben. Für uns ist es blos, das Menschliche aufzusuchen, so weit es Jedem von uns gehört, und wir selbst ein Theil davon sind.

Verhältnisse aller Art, des Werdenden, Bleibenden und Vergehenden; Verhältnisse der Gemüthseigenschaften und blos Körpereigenschaften; alle Schönheit und Maaße der Natur, vereint in Eins, in Eine lebendigwirkende Gestalt, bilden das körperliche Dasein des Menschen. Die überlegende Vernunft hat nicht allein diesem nichts Widersprechendes, sondern die Beweise dafür sind ihr von allen Seiten klar.

Wie in aller Welt sollte das, was auf die Sinne wirkt, nicht wieder sinnlich empfangen werden, und wie sollte das, was von sinnlichen Eindrücken herrührt, irgend etwas Anderm

können mitgetheilt werden, als das mit ſeiner Natur Gleichartigkeit hat, und alſo wieder ſinnlich iſt? Alle unſre Vorſtellungen ſind Eindrücke der Sinnlichkeit, und wir mögen die Begriffe davon noch ſo fein abziehen, und ſolche auf den höchſten Grad der Abſtraction bringen, ſo müſſen wir, um ſie uns vollkommen wahr und überzeugend zu machen, immer wieder von ihnen auf der Leiter der Sinnlichkeit herabſteigen können, auf welcher wir bis zu ihnen gelangt ſind.

Wir dürfen alſo keck annehmen (ungeachtet wir uns dieſe Weiſe, ſo wenig als eine andre, vorſtellen können; denn das Daſein der Dinge begreift kein Menſch, und liegt auf keinem Wege des Begreifens, weil es ſelbſt nur iſt, und nicht in zwei oder mehrere Eigenſchaften kann zerlegt werden, wodurch es unter ſich verglichen werden könnte, welches die einzige mögliche Art des Begreifens iſt), wir können keck annehmen, ſage ich, daß jeder Eindruck auf unſre Vorſtellung ſinnlich bewirkt werde, und daß, dieſem zu Folge, Theile unſeres Weſens oder unſeres feinern Faſſungsvermögens, nicht nur dadurch in Bewegung geſetzt und erſchüttert werden, ſondern wirklich eine Geſtalt, eine neue Verbindung, einen Eindruck erhalten, als welches dieſe letztere Benennung bezeichnet.

Alle wohlbeobachteten Erſcheinungen im Menſchen führen dahin; wir ſehen auch, daß die Denkungsart des Menſchen mit ſeiner organiſchen Bildung auf's Genaueſte übereinſtimmt, und, ſo weit wir ſolches nur erkennen können, mit den Säften und übrigen verborgenern Eigenſchaften deſſelben. Wir können es auch als kein leeres Phantom annehmen, daß die Vereinigung des Baues und der in den Eltern befindlichen Säfte, in den Kindern wieder ähnliche Gemüthsneigungen, Anlagen und Vorſtellungen hervorbringt, welches Alles ſowohl durch die Direction des Baues, als durch die Beſchaffenheit der Säfte, als einer dieſen Theilen, unter ſolcher Verbindung, anklebenden Eigenſchaft, nothwendig phyſiſch bewirkt werden muß.

Es ſind alſo die Theile ſelbſt im Menſchen, welche durch

Vorstellung und Eindruck eine Bildung annehmen, und welche auch, mehr oder weniger, zu dieser Bildung eine Homogenität oder vorausbereitete Fähigkeit besitzen müssen. Diese kann, außer dem Wesentlichen, in nichts Anderem bestehen, als in einer gewissen Ordnung, Mannichfaltigkeit und Vertheilung, zur schnellsten Übereinstimmung unter sich selbst, und wenn auf diese Art die Seele noch durch äußere Gegenstände vollends geformt und gebildet wird, so entsteht hier, wenn ich sagen darf, das wesentliche Schöne, der verborgene unergründete Schatz, dessen Feinheit unserm Auge verborgen, das aber Richtstab, Maaß und Ordnung zu allem übrigen Schönen ist.

Wie durch eine unsichtbare unerkenntliche Zusammensetzung der kleinsten Theile in den Tiefen der Erde die edlen und kostbaren Verbindungen von Silber, Gold und Metallen entstehen, so bildet sich in dem innigsten Schooße lebendigen menschlichen Daseins Ordnung und Verhältniß weiser, schöner Vorstellungen und Gedanken, und bringt das Maaß hervor, alle übrigen Dinge darnach zu schätzen. Jedes Ding kann aber nur in derselben Natur weiser, besser und schöner sein, als ein andres Ding, mit dem es verglichen werden kann; denn ohne Ähnlichkeit der Natur findet keine Vergleichung statt; so würde auch überall sich nichts Schönes noch Vortreffliches für den Geist des Menschen finden, wenn er nicht ähnlicher Natur mit den Dingen wäre. Da aber Ordnung und Ebenmaaß wesentlich in ihm concentrirt ist, und in ihm die feinste Verbindung, die weichste Empfänglichkeit, der regste Reiz, die kräftigste und lebendigste Darstellung alles Lebens, so geht auch von ihm Vorstellung und Glanz aller Schönheit und aller Ordnung aus, wie Schein und Erleuchtung von einem Lichte, und die Dinge gewinnen Gestalt in dem Maaße, wie er sie beleuchtet, und haben ihren natürlichen Bezug und ihre Richtung auf ihn.

Hier ist also die Quelle alles Richtigen und alles Vollkommnen, in der möglichsten Einheit, zur möglichsten Ausdehnung. Die Natur, die nichts abgezogen bewirkt, sondern zur

vollkommnen Übereinſtimmung die möglichſten Theile verbindet, ſuchte (wenn ich mich ſelbſt ſo ausdrücken darf) ihren beſtimmteſten Gedanken in der Natur und Bildung des Menſchen auszudrücken. Der Gedanke gewann Daſein und Leben, und alſo Geſtalt; eine Übereinkunft des Innern zu dem Äußern, eine Zuſammenſtimmung des Ganzen, Nothwendigkeit der Theile, mit aller Zierlichkeit der Verhältniſſe, ihrem Reichthume, Kraft, Biegſamkeit, Weiche und Regſamkeit, als Äußerungen der empfänglichſten und regſamſten Natur. Das Geſtaltetſte gewann Leben, und Leben wirkte zur vollkommenen Geſtalt; denn jedes Weſen iſt mit ſich Eins, und der nothwendigſte Ausdruck ſeines Daſeins iſt ſeine Geſtalt. Wollten wir alſo die Seele des Menſchen die beſtimmteſte Modification ewiger und allgemeiner Ordnung nennen, ſo würden wir ſeine Geſtalt als den beſtimmteſten Ausdruck derſelben allgemeinen und höchſten Ordnung erkennen müſſen; und hieraus folgt, daß das Maaß aller übrigen Ordnung, Geſtalt und Schönheit aus der Geſtalt und Vorſtellung des Menſchen derfließen müſſe.

Um dieſen Satz noch mehr zu beſtätigen, ſo werden wir finden, daß bei keinem andern lebenden Geſchöpfe der Natur eine Vorſtellung von Schönheit zu bemerken iſt, außer was der phyſiſche Reiz der Geſtalt, ſo weit die Naturen ſelbſt wieder Wirkungen der Ordnung und Zuſammenſtimmung ſind, über ſie vermag.

Der Ochs und das Pferd haben noch nie einen Unterſchied, in Nehmung ihres Futters, zwiſchen dieſem oder jenem Kraute, ſeiner Geſtalt wegen, gemacht; und das ſchönſte Thier zeigt keinen ſonderlichen Unterſchied in der Freundſchaft und dem Reize für eines ſeiner Gattung, wie viel weniger noch für die ſchönere Geſtalt des Menſchen.

Phyſiſche Nothwendigkeit zwingt überall alle andern Geſchöpfe, und ob ſolche gleich auch bei dem Menſchen in großen Anſchlag muß gebracht werden, und die Approximation der Geſtalt überall unendlichen Einfluß hat, ſo iſt er doch nur

das ordnungfaſſende und beſtimmende Geſchöpf, das die zerſtreuten Strahlen in Einen Focus faſſen, und von da wieder auf die Natur zurückwerfen kann.

Hier iſt demnach der Sitz aller Schönheit, aller Übereinſtimmung der Mannichfaltigkeit von Verhältniſſen. Hier iſt allein die Möglichkeit, aus dem All eine Schönheit zu bilden, d. h. ſo weit die Radien des Verſtandes und Denkens nur reichen mögen.

Um des Menſchen Geſtalt, als den unbekleideten Kern aller Natur, hüllen ſich alle rohere Geſtalten, und gewinnen gleichſam erſt ihre Form an ihr, und ſind aus ihr zu erkennen. Sein Strebungsvermögen reicht nach Allem, und ſo auch ſeine Geſtalt; ſie hat weniger Eigenſchaft zu irgend einem beſtimmten Gebrauch, als vielmehr Anlage und Fähigkeit zu Allem. In ſeiner Geſtalt ſind alle thieriſchen Eigenſchaften und Kräfte gleichſam eingeſchloſſen und zuſammengewickelt, und ſie entwickeln ſich bei jedem Gebrauche, wozu er ſie anwenden will. Das Rationelle ſeiner Fähigkeiten liegt wahrſcheinlich in dieſem weitern Umfange und dieſer engern Zuſammengedrängtheit aller Kräfte, wodurch er ſich, nach dem erſtern, mehr erweitern, und durch letzteres genauer beſtimmen und zuſammennehmen kann.

Philoſophiſche Briefe.

(1793)

Erſter Brief.

Laſſen Sie mich des Vergnügens genießen, deſſen ich beinahe allein noch fähig bin. Ich weiß nicht, durch welchen Zuſammenhang mein Schickſal mit den Formen der Natur ſo genau verbunden iſt; aber das kann ich Ihnen ſagen, daß ich mehr als irdiſches Glück genieße, wenn ich von freien Gegenden die gebundenen Maſſen der Berge vor mir ſehe, oder nah an ihnen ſelbſt, ihre abwechſelnden Höhen zu erklimmen mich erkühne.

Was für Glück iſt dem Menſchen in Geſundheit und Bewegung gegeben! Und wenn er damit noch einen freien Geiſt verbinden kann, einige Erfahrungen, einige Kenntniſſe hat, ſollte man glauben, die Abſicht der Natur ſei an ihm vollendet, wenn es anders eine war, ihn glücklich zu machen, und ihn über den Reſt der Schöpfung zu erheben.

Laſſen Sie uns dieſe Gefühle recht oft wiederholen, wenn wir können: es iſt nichts glücklicher, als der Menſch. Die Natur hat ihn auf die höchſte Stufe des Daſeins erhoben; er iſt der Herr der Dinge — wenn er ſie zu beherrſchen gelernt hat; ſonſt, ach! ſonſt iſt er ihr Sklave, der gebundenſte niedrigſte Sklave; denn das freie Wild hat tauſend Vorzüge vor ihm.

Dieß könnte die ganze Basis unſrer Moralphiloſophie ſein, nämlich das Zuſammenhalten des Menſchen mit der übrigen Natur. Iſt er unverſtändiger, unedler, unweiſer, als die übrigen Thiere, ſo iſt er nicht Menſch mehr; er iſt von ſeiner Stufe herabgeſtiegen, hat ſeine Natur verlaſſen, und iſt nun allen Gefahren, allem Elend und aller Niedrigkeit ausgeſetzt, denen ein Weſen Preis gegeben iſt, das außerhalb der Grenzen ſeines beſtimmten Daſeins gerückt wird. Der Menſch allein iſt dieſem grauſamen Wechſelfalle ausgeſetzt, das Höchſte oder das Niedrigſte, das Vortrefflichſte oder Abſcheulichſte zu ſein. Sein Loos kann wohl kaum in der Mitte bleiben; obgleich die Natur unendlich reich an Mitteln iſt, das Daſein ihrer Weſen auf alle Weiſe zu erhalten. Sie läßt beinahe nichts auf den höchſten Grad abſcheulich, auf den höchſten Grad niedrig werden, ſo wie nichts auf den höchſten Grad glücklich und vollkommen wird, damit, durch Näherung der Grenzen, immer noch ein Mittel zur Hülfe übrig bleibe, und die Möglichkeit der Änderung, durch allzuweites Auseinanderrücken derſelben, nicht verloren gehe.

Wie dieſes geſchieht, wollen wir uns künftig erklären. Laſſen Sie mich noch einen fröhlichen Blick auf die umliegenden Berge werfen, mich noch einmal an ihren lieblichen Tönen ergötzen, und nun, leben Sie wohl!

Zweiter Brief.

Ich habe dieſen Morgen einen Spaziergang gemacht, der mich beinahe wieder in die erſte Jugend meiner Jahre verſetzt hätte. Berg und Thal, Felſen und Fluß, Hügel, Wieſen und Gebüſch, wie ſie in tönender Verwirrung zuſammenſtehn, laſſen ſich eben nicht beſchreiben, noch mit Feder und Dinte aufs trockne Papier hinmahlen. Der Geiſt, der aus ihnen ſpricht,

der Anschall zu den Empfindungen, muß von ihnen selbst vernommen werden, und er ist nur vernehmlich, wenn unser eigner Geist ihnen entgegen spricht, wenn unser Herz den Rückschall gibt zu den Tönen, womit die Natur ihre Feier verkündet. Der Ton des Meisters erhält ja erst in des Hörers Ohr seine Vollkommenheit, und erregt Wohlgefallen und Zufriedenheit, die süße Frucht langgeübter glücklicher Kräfte. Nichts ist allein in der Natur. Alles hat Bezug. Der süße Weihrauch wird durch das Feuer zum Dampf, der die Sinne der Götter erquickt.

Aber wieder zu meinem Spaziergange! Eine Schule von Philosophie thut sich dem Gemüthe auf, wenn es so in holder Übereinstimmung mit sich selbst und mit den Dingen, die es umgeben, die Fluren durchwandert, die Berge umklettert, und überall etwas findet, das die innere Harmonie reicher macht und vermehrt, oder etwas, das durch anscheinenden Mißton eine Aufgabe wird zu höherer Auflösung und Verbindung. Da ist man stark, allen Zweifeln entgegen zu gehen. Das überwiegende Gefühl erfüllter Absicht in vor uns stehenden Beweisen des Wohlgenusses und Wohlgefallens zernichtet bald die kleinen Mißlaute und Hindernisse, die sich gegen den großen Geist der Natur in unser Herz einschleichen könnten. Wir fühlen Harmonie; die große Rechtfertigerin und Auflöserin einzelner Übel. Die Empfindungen hievon tragen sich über die Epoche des gegenwärtigen Augenblickes hinaus. Wir finden in ihnen hinlängliche Quelle der Zufriedenheit für die künftigen Ereignisse unseres Lebens, indem sich das Gemüth immer mehr und mehr an das große Ganze anschließen lernt, und sich gleichsam, wenn ich so sagen darf, mit ihm verquickt und verwandelt, um nur Einen Willen mit ihm zu haben, ein System der Ausführbarkeit zu erkennen, die Reihe und Folge der Dinge wie sie möglich sind.

Das Ganze der Dinge ist immer voll Rath, voll Hülfe; denn es behilft sich. Ein kleines Leiden schadet ihm so sehr

nicht; es iſt darauf eingerichtet, ſolches bald wieder zu erſetzen, zu verbeſſern; gar oft iſt es der Weg hiezu, wenigſtens zur nöthigen Einſchränkung. Am Ende iſt auch der Untergang des Einzelnen ſo wichtig nicht; es wird immer wieder durch etwas Anderes erſetzt: zuweilen war es nöthig zur Hervorbringung eines Dinges von vorzüglicherer Art. Das Gefühl davon liegt meiſt in der Natur der Dinge ſelbſt: die Auflöſung iſt nicht immer etwas ſo Widriges und Peinliches. Es ſind tauſend Dinge, tauſend Vorſtellungen, an denen der Menſch, der am meiſten in ſich lebt, mehr ſeben gehangen hat, als an dem Leben ſelbſt. Feigheit und Abſpannung iſt es gar oft, die das Leben ſchätzbarer machen, als die Ausführung irgend eines großen Unternehmens. Woran es faſt immer fehlt, das iſt am Wiß des Menſchen.

Der Menſch iſt ein Geſchöpf von ſo ſonderbarer Beſchaffenheit, daß, wenn er zuletzt dahin einſchlägt, wohin ihn faſt immer eine innere Natur treibt, d. h. wenn er anfängt, vernünftig zu werden, oder aus Verbindung mehrerer Erfahrungen Grundſätze zu ziehen und den thieriſchen Inſtinct unter Geſetze zu binden, dann ſein Unglück faſt immer erſt zugleich mit beginnt; dann belagern ihn die Schickſale von allen Seiten, was vorher feſter Grund war, ſcheint ihm zu wanken, und Unfälle, Abwege und Irrthümer paſſen ihm auf ohne Unterlaß. Die Urſache iſt, weil die Irrthümer nicht auf Einmal zu vermeiden ſind; nicht auf Einmal die Vernunft richtig faßt, nicht auf Einmal der Grund und Zuſammenhang der Dinge ſich entwickeln und deutlich erkannt werden. Aber ohne gänzliche Erkenntniß iſt die Wahrheit keines Dinges feſtzuſtellen. Die Wahrheit theilt ſich nicht; eine halbe Wahrheit iſt nur eine ſchlimmere Lüge, und es iſt ſicherer, dem Inſtincte zu folgen (den die Natur aus Güte dem Menſchen ſo gut verliehen hat, wie dem Thiere), als halbwahren Erfahrungen und Sätzen, die, wenn ſie uns über die Bahn hinweggeführt haben, nicht ſo leicht uns Gelegenheit laſſen, uns wieder zurecht zu finden.

Die Vernunft iſt ein erworbenes neues Organ, durch welches der Menſch in einem eignen Zuſammenhange mit den Dingen lebt. Solches will auf alle Umſtände angepaßt ſein, weil in der Folge und dem Fortgange der Dinge gerade oft die Unbedeutendſten diejenigen ſind, welche die Wirkung des Ganzen aufhalten oder zernichten. Tauſend Beiſpiele hievon lehrt Beobachtung und Erfahrung. Sie braucht ſelbſt einer unaufhörlichen Übung, einer unaufhörlichen Zurechtweiſung. Wer kennt die Dinge, ihre Eigenſchaften, ihr Verhältniß zum Ganzen? Wer kennt am Ende Sich? Das Maaß ſeiner Kräfte, ſeine Abweichungen, ſeine Ungleichheiten? Wer kann den Ort, aus dem er ſchaut, und den Zeitpunkt, in dem er ſchaut, genugſam beurtheilen?

Es hat Menſchen gegeben, und es gibt ihrer noch, die ſich viel darauf zu Gute thun, die Kräfte des Geiſtes gleichſam a priori zu beſtimmen, das Vermögen des Inſtrumentes feſtzuſetzen, mit welchem die Dinge zurecht gelegt werden müſſen, und aus ſeinem Verhältniß zu denſelben beſchließen, was man damit erreichen könne, was nicht. Es iſt ſchwer, den Labyrinthen nachzuforſchen, unter welchen dieſe Geheimniſſe aufgedeckt oder vielmehr verſchloſſen gehalten werden. Eines ſcheint mir gewiß, daß die Zahl eines Dinges nicht vollſtändig ſein könne, ſo lange noch was übrig bleibt, das mitzählt, und deſſen Theile nicht bekannt ſind. Und dann, daß man die Eigenſchaften und das Vermögen eines Inſtrumentes (wenn ich es ſo nennen mag) nicht berechnen könne, welches die Erfolge ſeiner Wirkungen ſelbſt ſtets wieder zu neuen Mitteln ſeiner Fortſchreitung gebrauchen kann. Aus dieſen Beiden zieh' ich folgende Sätze: Erſtlich, die ganze Wirklichkeit der Dinge kann nur derjenige überſehen, der das Ganze überſieht; es bleibt alſo ewig ein zu erfüllender Raum für unſre Vernunft übrig, und es wird nie eine ganze Wahrheit geben. Zweitens, das Maaß unſrer Kräfte, die Wahrheit zu finden, iſt nicht zu beſtimmen; es geht nach den Dingen in ewiger Ausdehnung fort.

Nirgends läßt ſich die Grenze feſtſetzen, die unſer Geiſt in Erkenntniß weſentlicher Eigenſchaften nicht überſchreiten könne, weil das letzte Ziel ſtets wieder zum neuen Werkzeuge der Fortſchreitung könnte angewandt werden.

Laſſen wir es für heute genug ſein. Ich habe Sie lange genug auf meinem Spaziergange mit mir herumgeführt. Wir haben Felſen und Höhen erſtiegen; wir wollen uns hüten, nicht etwa gar in Abgründe zu verſinken.

Dritter Brief.

Wenn ich Ihnen geſagt habe, daß die Natur gut ſei, daß es überall an nichts Anderem liege, als an dem Witze des Menſchen, ſo muß der Menſch doch auch gut ſein, ſonſt wäre er nicht ein Werk der Natur. Wie kommt es denn, daß dieſes Weſen zugleich gut und böſe iſt? Zugleich der Endzweck der Natur, und zugleich ihr Verderbniß? — Soll ich Ihnen das Räthſel auflöſen? und kann ich es? — Laſſen Sie verſuchen, was wir können! Sie ſind der Mann, dem man nicht jede Linie vorzuzeichnen braucht; Sie können ſie aus den lichtern Punkten ſelbſt finden, und freuen ſich, wenn man Ihrer eigenen Sorgfalt etwas übrig läßt.

Wir wollen etwas höher anfangen!

Nachdem die Natur die mancherlei Linien gezogen, welche die Dinge unter ſich beſtimmen, feſthalten und verbinden, und in allen Kreiſen das Mögliche aufgeſucht hatte, Mannichfaltigkeit, Geſtalt und Schicklichkeit den Dingen zu geben; doch ſo, daß eines immer aus dem anderen folgen müſſe, und keines aus dem Ziel einer weſentlichen Ordnung ſich im mindeſten verrücken könne; ſo dachte ſie auch auf ein Weſen, eine Kraft, eine Vollkommenheit — wie Sie es nennen mö-

gen! — welche die verſchiedenen Beziehungen der Dinge unter einander (die ſie nur in ſo weit haben, als ſie durch ähnliche Maſſen entſtanden und gebildet worden ſind, zu Einem Ganzen gehören, und auf ähnliche Weiſe erhalten und ernährt werden) eben ſo faſſen, und zu einem gehörigen Ganzen ordnen, bilden und darſtellen möchte, wie die Sachen ſelbſt, jedes für ſich, durch einen gewiſſen Inbegriff der Subſtanzen und Theile gebildet und geordnet ſind. Dieſer Gedanke der Natur brachte kein anderes Weſen hervor, als den Menſchen. Er wurde von gleichförmigem Stoffe mit den übrigen Weſen erbaut; ähnliche Theile, ähnliche Adern und Gefäße, ähnliches Blut beleben dieſen Stoff, denn wie hätte er ſonſt in die Weſenheit der Dinge eingehen, ihre Naturen durchdringen, und ſie ſelbſt faſſen und durch Mitgefühl beleben mögen, wenn er eine von der ihrigen durchaus fremde Natur beſäße, und nicht gerade mit dem Durchdringendſten und Feinſten ſeines Weſens ſich ihnen gleich und ähnlich machen könnte? Aber ſein Ziel mußte noch weiter hinausgeſteckt werden. Die Geſchöpfe unter uns, die wir ausſchließungsweiſe von uns Thiere nennen, hat die Natur in gerader Linie an die Dinge gebunden, die ihrem Bedürfniß angemeſſen oder ihm nothwendig ſind; bei dem Menſchen hat ſie auf ähnliche Art die erſten Stricke des Daſeins befeſtigt, aber ſie hat noch überdieß Bänder und Befeſtigungen angewebt, welche nicht auf dieſe erſten Nothwendigkeiten zielen, ſondern durch die ſchicklichen Verbindungen der Dinge unter ſich eine feinere Art des Wohlgefühles erwecken. Dadurch werden die Dinge, nicht nach einem individuellen Bedürfniß, ſondern nach ihren eignen beſondern Eigenſchaften, Beſtandtheilen und Weſenheiten an einander gereiht und gefügt, und es entſteht daraus eine allgemeine Ordnung, eine Zuſammenſtimmung, eine Welt — von welcher der Menſch nur allein den Begriff hat.

Dieſe zarte Zuſammenſtellung der Dinge, welche ſich auf Meinung oder Kenntniß von ihren Grundeigenſchaften bezieht, auf Begriffe von ihrem Urſprunge, Ordnung, Verbindung und

Folgen, macht ſich nach dem Maaß der Eigenſchaften, Kenntniſſe und Erfahrungen eines Jeden bei Jedem beinahe anders, und daraus entſteht die Verwirrung, die Unwelt, und alle ihre moraliſchen Übel.

Es iſt klar, daß der Menſch, welcher aufhört, dem unmittelbaren Antriebe ſeiner Neigung zu folgen, und ſeine Neigungen und Verlangen nach den Erfahrungen und Kenntniſſen zu ſtimmen, die er von den Dingen ſelbſt und ihren Eigenſchaften erlangt hat, einer unzähligen Menge Irrthümer und Irrwege ausgeſetzt ſei, die zum Theil von ſeinen beſchränkten und nicht ſicher genug geleiteten Einſichten, zum Theil von der Natur der Dinge ſelbſt abhangen, deren mannichfaltige Beziehungen und Beſtimmungen ſchwer und nur durch oft wiederholten Gebrauch zu erforſchen ſind. Daher iſt der Menſch ſeiner Natur nach dem Irrthum unterworfen, eben zu der Zeit, da er anfängt, von ſeiner Vernunft Gebrauch zu machen. Hiezu kommt noch, daß die mit der Vernunft erwachende Eigenſchaft der Selbſtliebe ihm den Genuß einzeln erlangter Vortheile und Einſichten fühlbarer macht, als der Werth davon für ſein ganzes übriges Daſein iſt; er wird alſo, durch Eigenliebe verleitet, dem Gebrauch dieſes einzelnen Kleinodes nachhängen, und beſondern Wahrheiten zufolge den Umfang der Wahrheit ſelbſt überſehen. Daher die Verwüſtungen, die Albernheiten und Thorheiten, durch welche die Meinungen das Menſchengeſchlecht von jeher entſtellt haben, und noch ferner entſtellen werden. Die meiſten derſelben ſind vielleicht von einem Kern wahrer Empfindung und wahren Urtheils aufgeſchoſſen; aber ſie haben das Unkraut der Welt nur vermehrt, und die Verwirrung dichter gemacht. Der Schein von Wahrheit, der aus einzelnen abgeſonderten Beobachtungen und Erfahrungen kommt, die nicht genug mit dem Ganzen verbunden ſind, und, wenn er tiefern Beſitz vom Gemüth genommen hat, zum Wahne wird, iſt das Element, worin der größte Theil des Menſchengeſchlechtes ſchwebt, und womit ſich meiſt alle Speculationen über daſſelbe beſchäf-

tigen. Es wird angenommen, als wenn dieses einmal der feste bleibende Zustand des Menschen sei; jeder setzt den seinigen dem andern an die Stelle, und wir leben allesammt gleichsam in einer Art von Irrenhause. Unser ganzer Zustand, unser Schicksal, und zuletzt selbst unsere Natur, nimmt daher ihre Richtung und Wendung. Das Unglück, die Leiden, müssen mit Haufen kommen, denn jeder verfehlte Gang der Natur, jedes irre gewordene Rad eines Systems, bringt ein Leiden, eine Stockung hervor, und wir sind aus tausend Systemen zusammengesetzt, wo eines das andre durchkreuzt, und wo daher nie etwas ganz zusammenstimmt.

Lassen Sie uns daher den Schluß ziehen, daß die Möglichkeit unseres Glücks nur in dem Grade zunimmt, als der Mensch geschickt gemacht wird, die Verbindungen des Ganzen zu übersehen, die einzelnen Theile mit demselben in Harmonie zu bringen; nichts für zu klein hält, nichts für zu groß, so lange er es nicht gänzlich kennt; für alle Umstände besorgt ist, für alle Folgen, so lange er nicht die hinlängliche Erfahrung davon hat; kurz, daß das Leben sein unaufhörliches Studium bleibt, weil halbe Vernunft oft schlimmer ist, wie gar keine, und der Zustand des Menschen, wenn er, als vernünftiges Wesen, in das Rad der Dinge, zu einem seiner Natur angemessenen Glück mit eingepaßt werden soll, schlechterdings auf gänzliche Vernünftigkeit zugeschnitten ist, sonst er, eben derselben Natur nach, die ihm so sehr den Vorzug gibt, weit mehrern Unfällen ausgesetzt ist, als alle übrigen Wesen.

Hier haben Sie nun vielleicht einen Theil des Räthsels gelöst, bei dem ich Ihnen sagte, daß es immer am Witz des Menschen gebräche, wenn er nicht so glücklich sei, als die übrigen Naturen, oder als seine Natur es ihm erlaubte. Aber freilich werden auch hiezu die Bemühungen des Ganzen erfordert, wenigstens eines großen Theiles. Ein Mensch allein für sich kann nicht bauen. Auch seine Vernunft macht nur einen Theil der Vernunft des Ganzen. Auch diese erwächst

nur und bildet ſich durch die Folge der Zeiten. Deſto mehr aber muß es auch den Einzelnen ermuntern, an dem Gebäude fortzuhelfen, welches, aller Analogie nach, und wenn, wie ſo oft geſagt worden, die Natur bei dem Schickſale des Menſchen nicht irre gegriffen hat, wenn das, was die verſchiedenen Religionen allerwärts zum Grunde gelegt haben, nämlich einen beſſern und moraliſchen Zuſtand des Menſchen, Sinn und Bedeutung haben ſoll: welches, ſage ich, in der wahren Natur des Menſchen, in ſeinem wirklichen Daſein und Leben, Grund und Wahrheit haben muß, ſonſt die Vernunft meiſt nur ein leerer Traum ſein würde, und die Natur, das heißt, die Conſequenz ſelbſt, mit ſich im Widerſpruch.

Vierter Brief.

Ich labe mich dieſen Abend noch an der ſchönen Vorſtellung dieſes heutigen Tages. Gleich einem jungen Kinde ſchlummerte er auf, noch mit feuchten Nebeln umwunden, und die Thautropfen fielen auf ſein Bette. Allgemach hoben ſich die Spitzen der Höhen aus dem Schleier. Man ſah hier eine Ruine, dort einen Wald mit ſeinem ſchwärzlichen Gefolge, doch noch in zarte Weichheit eingewickelt, aus der zerfließenden Maſſe ſich erheben, und immer wurde die Gegend reicher an Vorſtellung. Des jungen Tages Leben zerfloß in Seligkeit: Alles belebte, beſeelte ſich; Alles ſchöpfte Muth und Kräfte. Das männlichere Mittags-Alter ging in blendenden Strahlen vorüber; und nun beruhigte ſich der Abend; alle Gegenſtände wurden lichter, klarer. Man hätte geglaubt, an den vorliegenden Bergen jeden Strauch, jedes Laub mit dem Auge erreichen zu können. Jeder verborgene Fußſteig zeigte ſich, und welche Fülle, welcher Reichthum von Gegenſtänden, ſelbſt in dem matten, immer abnehmenden

Strahle der Sonne, ſelbſt bis an den letzten Hauch in mildem, ſchimmerndem Lichte. Jetzt mögen uns die Sterne ergötzen, denn auch ſie, Freund, gehören zu unſerm Syſteme, ob ſie gleich ihren abgeſonderten fernen Weg gehen.

Wie Alles ſo ſehr dem Menſchen gleicht, wie ſich der Menſch in Allem wiederfindet! Er iſt allein Zuſchauer und Handler auf dieſer großen Bühne; denn was die Eigenſchaften der Dinge nicht erkennt, noch ihren Bezug unter ſich finden kann, kann weder betrachten, noch eigentlich handeln. Es wird getrieben von den Einwirkungen fremder Natur, und iſt den bloßen Geſetzen eines gröbern oder feinern Mechanismus unterworfen. Wir glauben, daß es mit dem Menſchen anders ſei, ob wir gleich nicht recht wiſſen, wie? Ihm eine von der übrigen Natur der Dinge ganz abgeſonderte und fremde Natur beilegen wollen, iſt freilich ein Mittel, wodurch man ſich helfen kann, aber es iſt eben nur ein Behelf, und kann keineswegs den Menſchen befriedigen, der in ſich ſelbſt, mit ſich und den Dingen lebt. Die höchſte Kraft im Menſchen, ſteigt ſie nicht in Analogie mit allen andern Kräften zu ihm empor? Aber der freie Gedanke, dieſer göttliche Funke, das: „ich will!“ ſteigt es nicht von oben herab, und zeigt von etwas, das dem Menſchen, getrennt von aller andern Natur, eigen iſt? — Es iſt ſchwer, hierauf etwas zu ſagen. Denn zu ſagen, warum ein Ding gerade das iſt, was es iſt, d. h. ſeine ihm eigne Natur *ausſprechen*, möchte wohl bei jeder Natur etwas ſchwer fallen. Wer möchte ſogleich ſagen, woher den Vögeln die Natur des Fliegens käme, noch den Fiſchen die Natur des Schwimmens? Sehen wir nicht, wie ſich Alles, von der unterſten vegetabiliſchen Welt auf, durch eigne Organiſation gleichſam der Empfindung zubildet? Finden wir ſolche nicht ſchon in dem leichten Übergange von den gewöhnlichen Pflanzen zu den Thierpflanzen? Und weiter hinauf das Thier, hat es nicht die ganz nahen Eigenſchaften vom Menſchen? Wie ſchmal liegt bei einigen die Scheidewand! Und ſehen wir nicht, nach dem Reichthum, der Verbindung,

der Kraft und Ordnung seiner Organe, selbst nach seinem Lebensunterhalt und Futter, und der Gemeinschaft, die es mit dem Menschen hat, daß es immer weniger von dieser Grenze sich entfernt zeigt, und gleichsam schon eine moralische Erziehung annimmt? Aber nun der Mensch! Er, auf eben diesen Stamm thierischer Eigenschaften und Vollkommenheiten aufgepfropft, oft seine ganze Lebenszeit hindurch von dem Thiere beinahe durch nichts zu unterscheiden, er allein lebt in der wunderbaren Gemeinschaft zweier Naturen, von denen die Eine, die er durchaus nicht kennt, von der ihm nichts Analoges bekannt ist, als was er durch Phantasie und Einbildung zu erreichen glaubt, gerade die ist, die ihn zum Menschen bestimmt. Wenn nicht ein frommer Aberglaube dieser abgeschmackten Meinung zu Hülfe gekommen wäre, die sich erst in spätern Zeiten ausgedacht hat, und nie von den ältern Weltweisen gelehrt wurde, so sehr sie auch den Vorzug des Denkens zur himmlischen Eigenschaft erhoben haben; wenn nicht, sage ich, auf diesen Grund der reine Beweis der Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit unserer Seelen hätte festgestellt werden sollen, so wäre schwer zu begreifen, wie Menschen, die mit sich und mit der Natur in einiger Vertraulichkeit gelebt haben, unter so verkehrtem Blick der Dinge ansichtig werden konnten. Wer das Wort Natur ausspricht, und damit einigermaßen einen Begriff verbindet, dem sollte es doch deutlich auffallen, daß solches, in dem vollen Umfange seiner Bedeutung, als Grund und Wesenheit der Dinge, keine Vervielfachung annehmen könne. Es kann keine zwei Naturen geben, wovon die eine die ganz ausschließenden Gesetze der Möglichkeit gegen die andre enthielte. Wie sollte die eine den Begriff von der andern erlangen, wie sollte eine Einwirkung von beiden auf einander Statt finden können, da sie just in allen Punkten ihrer möglichen Berührung von einander unterschieden sind, und daher die eine sogleich den gänzlichen Begriff der andern aufheben würde. Denn was heißt Natur, in diesem allgemeinen Sinne,

anders, als die Grundgesetze, nach welchen die Dinge möglich sind? Gäbe es aber Grundgesetze der Dinge von zweierlei Art, so gäbe es eigentlich gar keine Gesetze, denn die Dinge wären auf die eine Art sowohl möglich, als auf die andre. Ist es aber unmöglich, daß die Dinge auf die eine Art sowohl möglich seien, als auf die andre, so widersprechen sie sich also in allen Grundeigenschaften ihres Wesens, und es ist kein Punkt der Gemeinschaft unter den beiden möglich. Denn dieser Punkt würde gerade wieder ein Punkt der Annäherung von der einen zu der andern Natur sein, die ihr doch in allen Punkten ihrer Möglichkeit widerspricht, und sie von sich ausschließt. Der Idealismus ist daher nicht nur eine consequente Sache, sondern allein consequent, für Alle, die sich Spiritualisten nennen. Wir mögen uns noch so sehr wenden, und die Begriffe bis ins Unendliche auflösen, um das hundertmal aufgetrieselte Haarfädchen hinzulegen, wo der Übergang der beiden Naturen in einander, d. h. die Möglichkeit ihrer Wirkung auf einander, scheinbar werden soll, dem Verstande muß immer das Allmachtswort: Natur! dazwischen erschallen, Unmöglichkeit der Vereinigung zweier Wesen, wovon das eine das ist, was es ist, eben darum, weil es keine Möglichkeit des Daseins mit dem andern gemein hat.

Es hilft auch hiebei für den geraden und richtigen Denker weiter nichts, daß man sich auf gewisse Weise zurückziehe, und ohne die Möglichkeit gedachter zwei Naturen festzustellen oder zu erklären, die eine so hinter die andre stelle, daß die Unerklärbarkeit der Erfahrungen durch die Gesetze von der einen auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit der andern hinübergeschoben werde. Dieß ist nur ein feiner sophistischer Betrug, und die gerade Sache zeigt, daß wir die Gesetze und Möglichkeit von dieser noch nicht hinlänglich kennen, wenn wir sie nicht mit unsern Erfahrungen zu reimen wissen. Was durch seine Natur getrennt ist, ist so getrennt, daß jeder Grad der Vereinigung oder der Einwirkung einen Widerspruch enthalten

würde; es iſt alſo Alles nur Geiſt oder es iſt Materie, nach der Art, wie unſere neuern Philoſophen dieſe Begriffe feſtgeſetzt haben. Kein Drittes iſt möglich, oder kann wenigſtens nicht die mindeſte Erkenntniß von einander haben.

Fünfter Brief.

Man hat den Unterſchied gemacht zwiſchen einer populären Philoſophie und einer andern, die wahrſcheinlich nicht ſo wie dieſe auf Gründen des allgemeinen Menſchenverſtandes beruhen ſoll. Dieſer Unterſchied würde in der That nicht viel beſſer ſein, als der, welchen man zwiſchen einem Gelehrten und einem Menſchen machte. Was von jenem nicht auf dieſen übergehen kann, iſt in der That keiner Bedeutung werth, da die Wiſſenſchaften überhaupt nur als Hülfsmittel für das Leben des Menſchen anzuſehen ſind, und als ſolche geſchätzt werden müſſen. Hat man ja die abſtracte Wiſſenſchaft der Algebra ſelbſt erſt aus den Rechnenbüchern der Kaufleute hergeholt, und ſie zum Gebrauch der größten Vergleichungen angewandt. So iſt überhaupt in der Kenntniß des Menſchen, wie in ſeinem ganzen Leben, nichts von ganz getrennter Natur; was ſich ſondert, iſt krank, oder es trägt die Flecken ſeiner Auszeichnung auf der Stirne.

Soll denn die Natur ewig gleich einem Zaubergewebe fremder Erſcheinungen vor uns ſchweben? Sollen wir nie mit ihr Eins werden? Welcher Dämon hat einen ſolchen Mißgriff bei Bildung des Ganzen gethan, daß er zwei Naturen paarte, die ewig einander widerſprechen, die ſich auf keinerlei Weiſe begreifen können, und ſich wechſelsweiſe zur Qual da ſind! Wie glücklich hätten ſie doch eine ohne die andre ſein können, wenn jedes ſeine Welt für ſich gehabt hätte! Was hilft es nun

dem Geiſte, ſich mit angeſtrengten Kräften über das Daſein der Dinge zu erheben, Schlüſſe zu binden, ins Unendliche zu trennen und zu löſen, die Natur des Denkens genau zu erforſchen, und die Grenzen ihrer Möglichkeit feſt zu umſchließen, wenn ihm zuletzt doch nichts zum Reſultate übrig bleibt, als daß er einſieht, daß ſeine zweite Natur ihm zu allen dieſen Erkenntniſſen hinderlich, und das Ganze daher nicht vollkommen ſei. Denn wenn der Menſch ſeine eigene Natur ſo erkennen muß, wie viel mehr erſt die Natur der anderen Dinge! Und das wäre die Weisheit, die wir erlernen ſollten? die uns als das höchſte Ziel der belebten denkenden Natur vorgeſteckt wäre? — Laſſen Sie uns daher unſere populäre Philoſophie beibehalten, lieber Freund! oder laſſen Sie uns lieber um dieſen Preis alle Philoſophie aufgeben, und bei Dem bleiben, was die Natur den Menſchen lehrt, daß Glück die Frucht ſeiner Erkenntniſſe ſein müſſe, da ſie zwar Alles zum glücklichen Genuſſe beſtimmt habe, ihm aber ſich vorzüglich die Blüthe davon nur durch Vernunft zubereiten laſſe.

Es wäre Zeit, daß man das Leben des Menſchen kennen lernte, nicht nach Vorurtheilen und angenommenen Hypotheſen, nicht aus transſcendentalen Begriffen und a priori, ſondern aus der täglichen Erfahrung, zuſammengehalten mit dem, was uns die feinſte Aufmerkſamkeit und die richtigſte Vergleichung aus dem Buche der Natur und der reinſten innern Erkenntniß und Prüfung unſerer ſelbſt darüber ausſagt und verkündet. Je mehr wir die Natur des Menſchen von der allgemeinen ſinnlichen Natur hinwegzuſchrauben ſuchen, deſto mehr verfehlen und irren wir. Nehmt dieſe Natur als Grundlage von Allem was iſt, und wovon ihr euch eine Vorſtellung machen könnt, wie herrlich wird ſich euch Alles aufſchließen, wie wohlgeſtellt und ſchön wird die Blume des Menſchengeiſtes auf der Spitze blühen, von wannen ſie ihre unſichtbaren Gerüche verbreitet, und nun feſt und ſicher auf ihrem Stiele und in ihrer Wurzel ruht, woher ſie ihre Nahrung zieht; anſtatt daß ihr ſie lieber, gleich

einem Schmetterling, aus einer fremden Sphäre herholen wollt; nicht wißt, wo ihr derſelben Herkunft und Nahrung geben ſollt, noch was das eigentlich für ein Ding ſei, das ihr euch erdacht habt.

Aber welches Weſen hat ähnliche Kräfte mit der Seele des Menſchen? Welches kann ſich aus eigener freier Wahl beſtimmen? Welches kann ſagen: „Ich!“ und dieſes Ich! unabhängig von allen Nebenvorſtellungen, zum unbedingten Geſetze ſeiner reellen Exiſtenz und der Nothwendigkeit derſelben darthun? —

Auf dieſes Alles hätt' ich nur Eins zu antworten, daß die Sache nämlich ſo nicht wahr iſt, wie ihr ſie hier vorſtellt. Ich räume den Seelenkräften des Menſchen ihre Vorzüglichkeit ein, denn wer könnte ſie ihnen abſtreiten? Eben auf ihnen beruht ja nicht die Vorzüglichkeit des Menſchen allein, es beruht der Werth und die Vorzüglichkeit der ganzen übrigen Natur auf ihnen; denn was wäre wohl ſolche ohne eine lebende Denkkraft, ohne ein Weſen, das ſich Vorſtellungen machen, die Dinge nach ihren Eigenſchaften verbinden und ordnen kann, und alſo ſich ſelbſt gleichſam erſt eine Welt ſchafft? Die Welt iſt in dem eigentlichſten Verſtande für den Menſchen da; denn ohne ihn wäre ſie ein Rumpf ohne Haupt, eine wilde Maſſe ohne gehörige Verbindung. Die Pflanze wächſt von ihrem Regen, von Luft und Thau; ſie verbindet nichts, außer den Grenzen ihrer eigenſten Subſtanz, ſtreut ihre Saamen zunächſt um ſich her, und bekümmert ſich wenig, ob noch mehrere ihrer Gattung vorhanden, und in welches Syſtem ſie gehöre. Das Thier ungefähr auf die nämliche Weiſe; doch fängt dieſes ſchon an, Dinge außer ſich zu verbinden, zum Wohlſein und zum Bedürfniß ſeiner ſinnlichen Natur. Es gehört zur Welt, es ziert dieſelbe durch ſeine lebendige Geſtalt und Darſtellung, durch ſeine concentrirte Kraft u. ſ. w., aber es hat noch keine Welt. Es iſt für ſich da. Was kümmern daſſelbe alle anderen Naturen, wenn es Gelegenheit genug hat, die ſeinige auszu-

füllen? Es lebt und begnügt ſich mit der Kraft ſeiner eigenen Natur, und nichts weiter.

Für wen iſt nun das Ganze da? Iſt das nur ſo ein Zuſammenfluß von ſtummen Figuren, wovon keins das andre recht verſteht, und wovon eins dem andern aus dem Wege geht, ſo lange ſie ſich nicht zu ihrem Bedürfniß und Nahrung gebrauchen? Hier ſteht alſo der Menſch, der Erkenner, der Ordner, der Verbinder. Er iſt Haupt, Auge, Verſtand und Sprache der Natur. In ihm ſchließt und verbindet ſich das Ganze, wie in einem Schlußſtein eines Gewölbes oder in der Spitze. Ohne ihn iſt die Natur ſinnlos; es iſt ein Schauſpiel ohne Zuſchauer, ein Feenpalaſt ohne Bewohner.

Wenn man mir nun ſagt, daß der Menſch ein für dieſe Erde fremdes Geſchöpf ſei, daß ſeine Eigenſchaften aus ganz anderen Sphären hergeholt ſein müßten, und in einer andern Ordnung und Verbindung der Dinge ſtänden, ſo ſagt man mir etwas höchſt Albernes und Ungereimtes. Haſt Du denn ſchon ergründet, zu was der Menſch auf dieſer Welt da ſei? Haſt Du Dir Mühe gegeben, auszuforſchen, welches die Forderungen und Bedürfniſſe der Natur an ihm ſind? in welche Reihe der Dinge ſie ihn hingeſtellt hat? ob er da richtig ſtehe, und ob er ſein Amt ausfülle — ehe Du Dich vermiſſeſt zu ſagen, er gehöre nicht hieher, und ſei viel zu vornehm, auf der Erde eine Rolle zu ſpielen. Du Elender! Mit lächerlichen Begriffen von einer eingebildeten Hoheit täuſcheſt Du den Menſchen von ſeinem wahren Standpunkte hinweg; macheſt ihn ſeine wahre Pflicht als Nebenſache anſehen, und wirſt zum Betrüger am Ganzen, indem Du Dich in Deiner beſchränkten Einbildung für wunderbar heilig und fromm erachteſt.

So viel liegt es daran, die Natur kennen zu lernen! Wer ſie kennt, wird ſeine Stelle in ihr zu finden wiſſen; nicht nach erträumten Lichtbildern umhergaukeln, und die Erkenntniß von dem, was er iſt, und wozu er iſt, muß Glück und Leben auf das Ganze verbreiten.

Aber von welchem Wahnſinn werden die Menſchen herumgetrieben! Keiner weiß, wo er richtig ſteht. Und ob dieß gleich ſchon ſo lange her geſagt iſt, ſo iſt es deßhalb nicht beſſer geworden. Die Wenigen, die es fühlen, ſind blos zur Betrachtung gezwungen. Das Menſchengeſchlecht bleibt wirklich, wo nicht ein übernatürliches, doch ein außernatürliches Geſchlecht. Die verrückte und verſchobene Stellung, in welche die Menſchen durch ihre zweideutige Anlage gekommen, hat ſie ganz außer ſich gebracht. Sie irren wie die Geſpenſter, wie wahre Erſcheinungen, ſie ſelbſt, umher, nach Ewigkeit, nach Wahrheit, nach Glück, nach großen Thaten, und vergeſſen, was ihnen vor den Füßen liegt, die Natur, ohne die ſie nichts Großes, nichts Wahres, nichts Glückliches unternehmen können. Damit bleibt die Erde noch immer in ihrer Kindheit, ſo ſehr auch die ſich ſelbſt klug dünkenden Weiſen überhand nehmen. Die Summe des Glücks wächſt um keine Ziffer, obgleich die Natur für den Menſchen allein die größte Rechnung gemacht hat. Sie glauben die Natur deſſelben zu erhöhen, indem ſie ſie hinunterſetzen und zertreten. Blinder, dummer Aberglaube ſchwatzt dem Menſchen von Engeln, um ihn zum Vieh zu machen. Sie haben das Heft den Ungeſchickteſten und Thörichtſten anvertraut, und Weiſere laſſen es zu, weil ſie glauben, Thoren könnten nur von Ihresgleichen am beſten beherrſcht werden.

So ſieht es in der Welt aus! So mit dem Zuſtande des Menſchen! Man ſollte wohl glauben, der Menſch ſei nicht für dieſe Erde geſchaffen, weil er ſich ſo ungeſchickt auf derſelben beträgt.

Sechster Brief.

Sie sagen, ich sei die Auflösung von zwei metaphysischen Fragen in meinem letzten Briefe schuldig geblieben; nämlich von dem undeterminirten freien Willen im Menschen, und von seinem psychologischen Ich. Ich muß Ihnen sagen, daß ich kein Metaphysiker bin, und daß, wenn Sie die Sprache der Kunst hierüber hören wollen, Sie sich gewiß an einen ganz Andern halten müssen. Das kann ich Sie aber versichern, daß mir die Sprache der Vernunft von jeher sehr lieb gewesen ist, so gut wie die Sache selbst, daß ich aber durch die beiden noch nicht recht habe verstehen lernen, was man eigentlich mit dem freien Willen will?

„Der Mensch, sagen sie, hat einen Begriff vom Guten und Bösen a priori, von Haus aus, und nach diesem hat er einen Willen, das Gute zu wählen und das Böse zu lassen, ohne irgend ein anderes Motiv, ohne eine Nebenbedingniß oder Nebenabsicht."

Ich möchte Sie fragen: glauben Sie das? Oder haben Sie irgend schon jemals dergleichen etwas bei sich empfunden? — Ich glaub' es schwerlich. Es mag wohl sein, daß Sie sich der Motive von vielen Ihrer Entschließungen und Handlungen nicht mehr bewußt sind, aber daß deßhalb keines vorhanden gewesen, ist nicht sehr wahrscheinlich — und was noch mehr ist, es ist nicht einmal in der Sache. Sagen Sie mir, was will das heißen, gut und böse? Ist das ein Ding, das für sich existirt, oder ist nicht der Begriff davon allezeit relativ? Gibt es etwas Absolutgutes oder Absolutböses in der Welt? Oder kann es auch etwas Absolutböses in der Welt geben? Davon ist aber doch, nach dem Ausspruch dieser Weisen, der Begriff dem Menschen natürlich angeboren, und daher ist wohl in des Menschen Natur vom Grund aus eine Lüge gelegt.

Gut iſt wohl ſonſt nichts, als was meiner Natur zukommt, ſie befördert oder ſie beſſert. Böſe, das Gegentheil von dieſem. Allgemeingut iſt die Natur; aber ein allgemein Böſes annehmen, hieße ſo viel, als eine Natur feſtſetzen, die zu aller Zeit und unter jeder Bedingniß einer andern Natur feindſelig und in ihrem Weſen zuwider wäre; — und ſo etwas gibt es nicht; es iſt nicht in Gottes Natur, und widerſpricht ſogar derſelben, und daher ſich ſelbſt. Alſo ein unbedingtes Erkenntniß von gut und böſe in des Menſchen Natur gelegt, ohne Beziehung auf die Eigenſchaften dieſer Natur ſelbſt, iſt eine ungereimte Vorausſetzung. Nun können Sie wohl merken, wie es mit dem freien Willen ſteht. Da es kein unbedingtes Gute oder Böſe gibt, ſo kann es auch keinen unbedingten Willen geben; immer muß ein Erkenntniß vorhergehen, nach dem ſich unſer Wille beſtimme. Der freie Wille im Menſchen iſt alſo das, was ſich nach Erkenntniß des Guten oder Böſen eines Dinges zu uns erſt beſtimmen kann. Nun könnt' es ſich treffen, daß ich das Böſe vor dem Guten wählte, und daß dieß mein freier Wille wäre; alsdann würde mir Grille, die Verdorbenheit meiner Natur, eine irrige oder laſterhafte Meinung lieber ſein, als die Wahrheit, und das iſt leider ſo oft bei den Menſchen der Fall. Ich habe aber alsdann das Böſe nicht aus wirklicher freier Wahl, ſondern aus Mangel an Erkenntniß gewählt, weil ich das Verkehrte für das mir zuſtändigere Gute hielt. Wahl aber an und für ſich kann nie etwas Anderes als das Beſſere treffen, und es iſt nur ein falſcher Ausdruck, wenn man ſagt, man könne das Böſe wählen. Das müßte alsdann vielmehr heißen, man wähle das Schlimmere, weil man es für das Beſſere halte.

Was die zweite Frage betrifft, nämlich aus dem Gefühle unſers Ichs, d. i. aus dem Gefühle unſrer Selbſt, die Folge von einer ganz eigenen, ſelbſtſtändigen, untheilbaren Natur ziehen zu wollen, ſo ſcheint mir dieſes eben ſo ungereimt,

wie der Gegenſtand der vorigen Frage. Sollte nicht jedes Thier, ſo gut als der Menſch, ich will ſogar ſagen, jedes Weſen, ſein eigenes Ich haben? Was wäre ſonſt die Individualität! Aber der Menſch kann ſolches in ſich zuſammenfaſſen, ſich gleichſam darin ſpiegeln, und zu ſich ſelbſt ſagen: „Ich!“ Das kann freilich das Thier nicht, wird es aber deßhalb nicht weniger in ſeiner Art fühlen und ſich bewußt ſein? Wo der Hund Schläge erhalten hat, läuft er gewiß nicht zum zweiten Male hin, denn er iſt ſich bewußt, daß es ſein Ich war, welches Schaden gelitten hat. Wir können alſo dieß angebliche innere Zeugniß des Ichs für nichts Anderes halten, als für eine innere Zuſammenſtimmung des animaliſchen Syſtems, die ſich in mehrerer oder minderer Klarheit dem denkenden und empfindenden Senſorium als Eins darſtellt. Sagen, daß jede unſerer Handlungen, jede unſerer Empfindungen von dem deutlichen Gefühle des Ichs begleitet ſei, hieße eine Sache ſagen, die von aller Erfahrung gänzlich entfernt iſt. Es iſt klar, daß mein Syſtem nichts denken noch empfinden kann, wo ich nicht auch mit dabei bin, und beim klaren Zurückgehen auf mich, mich nicht auch ſogleich finden würde, d. h. die zerſtreuten Punkte meiner Empfindung auf Eins zurück in mich ſammeln könnte; aber dieſes will deßhalb bei weitem noch nicht ſagen, daß ein eigenes beſonderes Gefühl meines Ichs gleichſam jeder Handlung, jeder Empfindung untergelegt ſei. Es iſt vielmehr ſo fern davon, daß in dem Grade, als ſich der Geiſt mit Dingen beſchäftigt, oder ſich für ſolche intereſſirt, er ſeine Individualität, ſein ganzes Daſein darüber vergißt, wie wir ſo viele und tägliche Beiſpiele an Perſonen ſehen, die in Betrachtungen vertieft ſind, oder die durch heftiges Mitgefühl in den Zuſtand eines andern Dinges mit fortgeriſſen werden. Ich beſtimme alſo das Gefühl unſeres Ichs, das man in dem Menſchen für einen ſo hohen Beweis einer beſondern einfachen und an ſich unzerſtörbaren Natur annimmt, auf nichts Anderes, als auf das ſimple Gefühl und die Überzeugung von ſeinem

Daſein, die der ganzen animaliſchen Natur eigen, bei dem Menſchen aber durch höhere Organiſation und durch die innere Kraft ſeiner Reflexion aus einem weitern Umfange zu einem concentrirtern Punkte gebracht iſt. Denn daß man ſagt, dieſes Gefühl des Ichs erhalte ſich in dem Menſchen durch ſein ganzes Leben hindurch immer gleichförmig und gleichbeſtimmt, iſt eben ſo wenig auf Erfahrung gegründet. Denn mein innerer Bau verändert ſich nicht weniger als mein äußerer, und mit jenem meine Vorſtellung, meine ganze innere Oekonomie, ſo weit ſolches unter Einem und demſelben Syſtem der Zuſammenſetzung geſchehen kann und geſchehen muß. Es iſt auch ſo wenig wahr, daß das innere Syſtem meines Ichs ſich nicht nach Maßgabe der Jahre und der Altersſtufen verändere, daß ſogar durch Ausbleiben oder Hinderung dieſer Veränderung und Fortſchreitung eine unnatürliche Erſcheinung ſich zeigt, eine Kindesſeele im Mann, oder der Jüngling im Greis. Jede Stufe im menſchlichen Leben hat ſogar ihr eigenes pſychologiſches Daſein, ſo daß durchaus der Genuß der übrigen irdiſchen Dinge durch den animaliſchen Bau darnach eingerichtet iſt, und der Menſch den Zirkel ſeiner intellectuellen Reiſe nicht würde abſolviren können, wenn er in der Kindheit und zu frühe die Gefühle, Vorſtellung und den Geſchmack eines reifen Mannes gehabt hätte, ſo wie der allzu lebhafte Geſchmack jugendlicher Freuden im Alter offenbar den wahren Genuß dieſes Lebensalters zernichtet und zerſtört. Alſo mag auf keine Weiſe dieſes Ich als ein Beweis eines beſondern untheilbaren und unzuverändernden Weſens im Menſchen beſtehen, ſondern es gründet ſich vielmehr auf die allgemeine Erſcheinung der Empfindung und des Bewußtſeins, rückt fort und verändert ſich in derſelben Geſtalt und Beſchaffenheit, und in dem Verhältniß, wie unſer übriger Körper ſich befindet, wächſt oder abnimmt.

Von der mannichfaltigen Theilbarkeit, Zerſtreuung und Auflöſung dieſes ſo ſehr geſuchten einfachen Ichs iſt überdieß ſo viel ſchon in allen pſychologiſchen Urkunden geſprochen,

und ſolche durch unzählige und unwiderſprechbare Erfahrungen dargethan worden, daß es in der That Wunder nehmen ſollte, daß gewiſſe Weltweiſen von einer höhern und abſtractern Klaſſe, in den Beſtimmungen der Eigenſchaften unſerer Seele, ſo wenig Rückſicht darauf nehmen, und in ſich ſelbſt mehr, in der concentrirteſten Anſtrengung ihrer denkenden Kraft, als in der menſchlichen Natur überhaupt und in ihrem wahren Weſen, die Seele aufgeſucht und den Eigenſchaften derſelben nachgeſpürt haben. Freilich ſchmeichelt es dem Manne von einer lebhaften und ſtarken Denkkraft, und der Vieles durch Fertigkeit des Geiſtes aus einander legen und wahrſcheinlich machen kann, weit mehr, aus ſich die Natur ſich zu bilden, als durch langſames Aufſuchen der ächten und ausſprechenden Züge dieſes großen Weſens einen Theil ihrer wahren Geſtalt zu errathen; aber es hilft nichts, man kann nicht über die Natur hinwegſchauen, und wer ſie nicht in Zuſammenſtimmung mit dem Menſchen, und den Menſchen in Zuſammenſtimmung mit ihr ſucht, oder, wer nicht den Menſchen in der fortſchreitenden Linie auf dem Gipfel der Dinge ſucht, da er an dieſelben durch ähnliche Natur angereiht und verbunden, und daher Eines nur aus dem Andern begreiflich machen und ſich erklären kann, der, ſage ich, wird ſich nimmermehr in ſeiner Natur zurecht finden.

„Ob es rathſam ſei, durch dunkle Gefühle das Glück der Menſchen zu befördern?“

(1795.)

Qui sait être heureux, sait tout, ſagt ein franzöſiſcher Dichter, und man könnte vielleicht mit Gründen behaupten, daß das Syſtem der Glückſeligkeit das Syſtem der ganzen Natur ſein müſſe. Wo ähnliche Elemente ſich vereinen können, da iſt Glück, und die Trennung ſcheint nichts als der Widerſtand zu ſein, ſie in Bewegung zu ſetzen, um den Endzweck ihres Glückes deſto eifriger zu verfolgen. Trennung und Vereinigung, das iſt der ganze Text des Buches des Schickſals; die Sympathie leitet auf den Weg der Vereinigung, und läßt die empfindlichern Naturen voraus die Glückſeligkeit ihrer Wiedervereinigung genießen.

Aus den Ahnungen dieſer letztern entſtehen mannichfache Gefühle, welche die menſchliche Natur auf eine innigere Weiſe mit der ganzen übrigen Natur verbinden. Die Stoffe von allen Dingen finden ſich in der Zuſammenſetzung unſrer Natur, und was iſt in der weiten Welt, für das ein menſchliches Herz nicht empfinden, ſchlagen oder Zuneigung zu ihm erhalten könnte? Dieſe Eigenſchaft dehnt ein Gemüth, welches reizbar und mannichfaltiger Eindrücke fähig iſt, gleichſam ins Unendliche aus; wir verlieren uns unter der Laſt unſrer Gefühle, und das Gemüth irrt auf unabſehbaren Bahnen, wo immer

wieder neue, beim Eintritt in die letztere, ſich ihm aufthun und zeigen.

Die Verwirrung, die auf ſolche Art in dem Gemüthe entſteht, kann oft zu einem hohen Grade von Glückſeligkeiten leiten, ſie wird aber auch nicht ſelten die Quelle der bitterſten Leiden, und führt uns von Klippe zu Klippe an die unüberſehlichſten Abgründe. Es iſt alſo auch hier nöthig, das Gemüth zurecht zu weiſen, und es auf der Bahn zu erhalten, die es überſchreiten kann, um einen beſtimmten Endzweck zu erreichen.

Der Menſch, der mit allen ſeinen Eigenſchaften und in ſeinem ganzen Weſen ſelbſt nur ein Produkt der Natur iſt, iſt auch darin mit den übrigen Produkten dieſer Natur übereinſtimmend, daß, nach einem ordentlichen Laufe derſelben, ſein Ganzes ſich gehörig und vollkommen entwickelt. Alle Theile ſeines Weſens werden entblättert; die Verbindung mit dem Gleichartigen, wodurch nur allein Wachsthum entſteht, gibt ihm, nach Verhältniß der Lage und Umſtände, ſeine Ausdehnung und Fülle; die innern Anlagen entwickeln ſich, blühen und reifen; der Menſch wird mit der ihn umgebenden Natur Eins; der Zuſchuß fremdartiger Theile hat aufgehört oder wird ſogleich in ſeine Subſtanz verwandelt; er hat weniger mit ihnen zu kämpfen, als in den erſten zarten Zeiten ſeiner Bildung und ſeines Wachsthums; er fühlt, was er iſt, wo er iſt, die Eigenſchaften der Dinge, und den Vortheil und Gebrauch ſeiner Kräfte.

Dieß iſt der Umfang des Menſchen. Alle ſeine Theile ſind gleichartig mit der Natur, und nur dadurch ſtehen alle Theile der Natur mit ihm in gehörigem Verhältniß. Was darüber iſt, was ſeine Natur, als die eigene menſchliche, erzeugt, haucht in andere Menſchennaturen über, als Blume oder als verſchloſſener Balſam, und macht das Daſein dieſer köſtlicher. So lebt er durch Zeitalter in Geſchlechtern fort; dahin ſtrebt der Trieb eines feinern unbegrenzten Verlangens, der, wie alle

feinern Düfte, leicht eine falſche Miſchung annimmt. Er iſt kein centaurenhaftes Geſchöpf, aus doppelten Naturen zuſammengeſetzt. Die Erde würde ihm ſonſt zum Fluch werden, und er ohne Zweifel der Erde.

Wenn der Menſch ſein Daſein ſo nahe und nicht in überirdiſchen Sphären zu ſuchen hat, ſo iſt es wenigſtens wahrſcheinlich, daß ihm der Grund und Endzweck deſſelben nicht ganz verborgen bleiben könne. Er holt ſeinen Urſprung und ſeine Kräfte aus der Natur, die ihn umgibt, und eben dieſe Kräfte gehen natürlicher Weiſe auf das zurück, woraus ſie hergeholt ſind, und bewirken nach und nach die Erkenntniß ſeiner ſelbſt, und der Dinge, die uns umgeben. Das Daſein der Natur wird gleichſam in der Seele des Menſchen zu Vernunft; die Natur vereint und entwickelt ſich in ihm zu Betrachtung und Erkenntniß, und aus dieſem Scirrus oder Knoten menſchlicher Fähigkeit ſteigt erſt die wahre Ordnung und Verbindung der Dinge in tauſendfältiger Blüthe und Frucht hervor. Was wäre die Erde ohne den Menſchen? Wir können uns freilich den möglichen Fall vorſtellen, daß, ſo wie einige Strecken und Erdgegenden, auch der ganze Erdboden ohne menſchliche Erzeugung wäre; aber welch unreifes, geringſchätziges Produkt wäre dieſe Erde ſelbſt? wie geringe wäre dadurch der Werth ihrer übrigen Erzeugungen? denn das Vorzüglichſte derſelben ſelbſt ſtützt ſich auf Beihülfe und Erziehung von dem Menſchen; die ſchlechteſten Produkte würden gar bald überall die Oberhand erhalten, und dieſe phyſiſche Welt ſelbſt würde eine wüſte Einöde und ein verworfener Klumpen werden. Die Ehre der ganzen Natur alſo, wenn ich ſo ſagen darf, gründet ſich darauf, daß der Menſch da ſei. Und da er ihr ſo ſehr angehört, ſo iſt er ihr auch nothwendig. Eins iſt um des Andern willen, durch und für das Andre da; oder das Ganze würde in ein rohes, unbeſeeltes Chaos zerfallen.

Iſt aber der Menſch ſo eigen und nothwendig der Erde,

und iſt ſie ihm ſo eigen und nothwendig, ſo fragt ſich's, ob es denn an dem ſei, was ſo Viele träumen, daß dieſe Erde mit ihren Erſcheinungen bei weitem nicht hinreiche, ſeine Eigenſchaften und Fähigkeiten zu befriedigen und auszufüllen, und daß hienieden nur ein ſo geringer Stoff für ſeine höhern Geiſteskräfte liege?

Was die Wünſche und Verlangen der Menſchheit betrifft, ſo will ich es recht gern eingeſtehen, daß dieſelben etwas Unendliches an ſich haben. Welcher Wunſch und welche Begierde hat ſolches nicht? Denn eben dadurch wird er zum bloßen Verlangen, weil uns die Grenzen ſeiner Gegenwart und ſeiner Beſtimmung noch nicht eigen und gewiß ſind. Man ſagt: ich beſitze eine unendliche Wißbegierde! Was ſagt man hiedurch anders, als: ich fühle in mir ein Streben, mir Dinge eigen zu machen, deren Maaß und Grenzen ich ſelbſt noch nicht kenne. Das Streben ſelbſt, als Regung einer Kraft, iſt freilich etwas Unbeſtimmtes, aber deßhalb nichts Unendliches. Es iſt gerade dem Maaß der Kräfte angemeſſen, die in mir liegen, und wenn ich dieſe Kräfte auf etwas Wirkliches anwende, ſo fühle ich bald dieſes Streben ſich mindern, und das Unendliche ſich verlieren. Es iſt nicht wahr, daß die Kenntniſſe unendlich ſeien. Sie ſind freilich unendlich, in ſo weit die Welt unendlich iſt; aber alle Kenntniſſe des Ganzen kann doch nicht Ein Individuum faſſen, er müßte denn das Ganze ſelbſt ſein; und was hülfe ihm denn der Vorrath ſeiner Kenntniſſe? zu welchem Genuß würde er ſie gebrauchen? oder zu welchem Endzweck ſich ihrer bedienen? Nur die allgemeinern Geſetze der Verhältniſſe können dem Menſchen als Kenntniß dienen, und deren Zahl kann nicht unendlich ſein. Eine unendliche Welt, als Gegenſtand der Abſtraction und Speculation für den Menſchen, worin doch die einzige Nahrung des denkenden Geiſtes beſteht, ſcheint mir ein leeres Unding zu ſein.

Da nun nicht die Natur nur des Menſchen, ſondern die Natur der denkenden Kräfte überhaupt beſchränkt iſt, in ſo weit

ſie aus der allgemeinen Natur nur diejenigen Abſtractionen und Reſultate ziehen können, die darin verborgen liegen, und dieſe nicht für ein und daſſelbe Individuum unendlich ſein können, wenn gleich die Natur unendlich iſt, und die Unendlichkeit der Vorſtellungen nur in der Unendlichkeit der Individuen liegt; ſo ſehen wir ſchon aus Allem ſich das Maaß unſerer Kräfte ziemlich nach dem neigen, worauf wir ſind, und was uns umgibt.

Da die Kräfte des einzelnen Menſchen ſo ſehr beſchränkt ſind, und daher auch das Maaß ſeiner Erkenntniſſe kein Unendliches ſein kann; ſo möchte ich doch, daß man mir die Eigenſchaften namhaft machte, die in der menſchlichen Natur liegen, und nicht ihren Grund und Gegenſtand in dieſer Ordnung der Dinge, die wir um und über uns ſehen, ausfüllen und erreichen könnten? Es iſt wahr, des Menſchen Geiſt erhebt ſich zu den Sternen, und ſucht, wie man ſagt, im Unendlichen neue Welten, und eine neue Ordnung der Dinge auf. Aber was würde derſelbe Geiſt ſich wohl für ſich ſelbſt eigen machen können, wenn er, mit der Schnelle des Sehrohres, an dieſen fremden Welten landen, und nun das Verlangen ſeiner irdiſchen Wiſſensbegierde nach Wunſch ausfüllen könnte? Wie bald dürfte ihn ſeine fruchtloſe Neugierde reuen; er würde fühlen und erkennen, daß er ſelbſt nur ein Punkt iſt, der nicht anders als wieder aus einem Punkte die Dinge erreichen und zu ſeiner Vorſtellung bringen kann; daß er nur nach gewiſſen angenommenen Verhältniſſen die Dinge unterſuchen und erforſchen kann; daß er ohne dieſen Maaßſtab, den er aus einer beſtimmten Heimath mit ſich nimmt, nicht reiſen und nicht ſehen kann; dieſes würde ihm bald die Sinne verrücken, und ihn überzeugen, daß der Menſch, ſeiner Natur und ſeinem Weſen nach, nicht zum Allgemeinen beſtimmt iſt. Beſäße er aber unendliche Kräfte, wie er ſich's träumt und es möglich glaubt, ſo hörte er auf, nicht nur ein Menſch, ſondern ein Weſen zu ſein, dann wäre er eben die Welt oder das Unend-

liche ſelbſt; denn Alles, was wir von Erſcheinungen der Welt als Weſen kennen, geht, wenn ich ſo ſagen darf, von einem beſtimmten Kern aus, exiſtirt und erweitert ſich in Bezug auf die erſte Grundlage dieſes Kernes, und hat dieſer zu Folge ihm eigene beſtimmte Kräfte und Grenzen. Dieſes macht Natur und Weſen jedes Dinges aus, und es ſcheint, daß, ſobald ein Ding, welcher Art es auch ſei, zu weit in die Grenzen des andern übergeht, es in demſelben auch ſein eigenes Weſen verliere.

Daß es eben dieſelbe Beſchaffenheit mit der Natur des menſchlichen Geiſtes haben müſſe, dürfte wohl nicht ſchwer ſein zu erweiſen. Denn dieſes Übergehen deſſelben in die Natur eines andern Dinges, außer dem Maaß ſeiner eigenthümlichen Kräfte, heißen wir Verrücktheit und Wahnſinn; und jede Verſetzung unſerer menſchlichen Natur in einen Kreislauf der Dinge, der mit dem unſrigen gar nichts gemein hätte, würde dieſe ſicher bewirken.

So gebunden iſt ſelbſt unſer Geiſt an eine beſtimmte Ordnung, und damit ſelbſt, wie man ſieht, an eine beſtimmte Sphäre. Er kann ſich wohl von dieſer erheben, aber nicht von ihr verſetzen. Er ſelbſt gehört der Erde, nimmt ſeine Kräfte und Verhältniſſe von ihr, und alle Verknüpfungen und Verbindungen derſelben kehren wieder auf dieſe zurück.

Eben dieſelbe Bewandtniß hat es mit allen übrigen Träumereien und Entzückungen. Sie hängen nicht mit der Erde zuſammen, oder ſind dieſer wenigſtens ſtets nahe verwandt. Gemeiniglich ſind ſie nichts, als unterdrückte Aufwallungen des Geſchlechtstriebes, Schwachheit, oder erhitzter Nervenreiz. So iſt es mit der brünſtigen Andacht, ſo iſt es mit dem Fortſehnen in eine andre Welt. Je kälter und vernünftiger wir werden, deſto mehr fallen dergleichen Äußerungen und Erſcheinungen von uns, und man findet ſchwerlich, daß ein alter, noch geſunder und behülflicher Mann, der nicht von Vorurtheilen zu Grunde gerichtet worden, ſich ſehr nach dem Himmel ſehne.

Der Menſch gehört alſo zur Erde. Deſſenungeachtet liegen in ihm Triebe nach dem Unendlichen, die ſich aber mit ſeinem Zuſtande auf der Erde gar wohl vergeſellſchaften laſſen, und eigentlich zu der Ordnung gehören, in welcher er unter den belebten Weſen Platz genommen hat.

Jedes Ding, möchte ich ſagen, hat ein Gefühl ſeiner Unendlichkeit. Und wenn es ſolches nicht hat, ſo kommt es nur daher, weil es nicht bis auf den Grad der Empfindlichkeit des Selbſtgefühls kann gerührt werden. Iſt das Weſen der Dinge ſeiner Natur nach unvergänglich und ewig, ſo wird und muß ſich ohne Zweifel auch im Gefühle ſelbſtbewußter Weſen Daſein und Wirkung dieſer Grundeigenſchaft offenbaren.

Wir würden nicht Mühe haben, die Spuren hievon überall in der Menſchheit aufzufinden. Denn noch außer den Entzückungen einer ſich von der Erde losreißenden und nach Unendlichkeit ſchmachtenden Phantaſie finden ſich feſtere Merkmale in der Seele des Menſchen, die auf das Verlangen hindeuten, ſein Daſein fortdaurend zu machen. Ich übergehe die großen und prangenden Denkmale des Fleißes und der Kunſt, das Fortleben durch die Geſchichte, durch Werke des Geiſtes, und Anderes; ſchon in dem Geſchlechtstriebe, in jedem Gefühle der Liebe liegt eine unvertilgbare Grundlage, unſere Fortdauer zu erhalten, und ſein Daſein zu verewigen. Und was will man ſagen? durchdringt und belebt uns nicht ſelbſt ein anhaltendes, obgleich verborgenes Gefühl, daß wir, in jeder Rückſicht, nicht ein für ſich ſelbſt beſtehendes abgeſchnittenes Daſein haben, ſondern nur, wie eine Welle des Meeres, die Folge der vorhergehenden ſind, die uns heraufgetrieben hat, und eben in dieſem Maaße, wie wir angeſtoßen werden, unſre Wirkung verbreiten oder weiter forttragen müſſen. Läßt ſich in der weiten Welt ein von andern Weſen gänzlich abgeſondertes, für ſich allein beſtehendes Weſen denken? Wie viel weniger noch der Menſch! Im Keime des Vaters liegen ſchon ſeine Eigenſchaften verborgen, das, was er gewiſſermaßen ſein kann oder

nicht. Die Hülfe der Geburt, die Milch der Mutter flößt ihm Eigenschaften ein, milder oder roher, nachdem die Mutter entweder sich selbst, oder sie die Umstände oder angebornen Eigenschaften gebildet haben. Und dann, was würde Jedem von uns von sich selbst noch geblieben sein, ohne alle Erziehung, ohne Cultur? Wären wir nicht selbst unter dem Thierstande, wenn wir durchaus keine Erziehung, keine Bildung erhalten hätten? Das Beste also, was wir sind und was wir haben, ist unserer Natur gleichsam durch Tradition der Vorzeiten überliefert worden; nur als fortlaufendes Glied der Kette, nicht als einzelner Ring, sind wir, und sind etwas.

Hierin liegt der Grund aller unserer Gefühle einer Fortdauer, der Ewigkeit unseres Daseins, welche die Schwingen der Phantasie zuweilen über die Grenzen der Natur hinaustragen.

Was könnte also an der menschlichen Natur verborgen bleiben müssen, welche Geheimnisse könnte sie in sich tragen, die hier auf der Erde nicht entdeckt, oder für irgend einen andern Zustand aufbewahrt werden sollten? Das ganze Räthsel der menschlichen Natur entspinnt sich hier, und wird wahrscheinlich keiner andern Auflösung bedürfen, als die durch Anbau und Vervollkommnung unserer Natur und Kräfte zu bewirken sein wird. Je mehr wir die Hindernisse wegräumen, die den Geist des Menschen gefangen halten, je besser Gedeihen wir der Pflanze der Erkenntniß und Vernunft durch unsre Hülfe verschaffen, desto mehr wird sich auch die reine Gestalt der Natur vor unserm Auge entwickeln, desto mehr werden wir Richtung und Ebenmaaß bei ihr bemerken, desto sicherer, bestimmter und gewisser wird uns Alles werden, von dem wir hören, oder was um uns erscheint. Es könnte möglich werden, daß die Menschen noch ihren Himmel auf der Erde fänden, keinen andern Wohnplatz sich wünschten, und sich endlich überzeugt hielten, daß keine andere Welt, keine andere Ordnung der Dinge, sie, ihrer Natur nach, glücklicher und besser machen könnte. Die Widrigkeiten und Unfälle mancherlei Art würden

ſie zum Theil als nothwendige Mittel ihrer Selbſterziehung betrachten, zum Theil als unnachläßliche Forderungen der Ordnung der Natur zur Verbeſſerung, oder als Antreiben derſelben, dasjenige hier durch andere Güter und Vortheile zu erſetzen, was uns ein ungünſtiger Himmel oder ein minder gefälliger Boden an Genuß und Zufriedenheit raubt. Wir würden jenen eine ſchöpferiſche Sonne unter einem mildern Himmel gönnen, wenn uns hier unter einem rauheren Erdſtrich, bei gemäßigtern Leidenſchaften, und bei ſtärkerm Antriebe zu Arbeit und Fleiß, die Sonne der Erkenntniß und Wahrheit etwas heller leuchtete, und uns rund um uns den wohlthätigen Einfluß ihrer Strahlen und ihres hellen Lichtes zeigte. Zufrieden mit der Welt, zufrieden mit uns, würden wir keine fremde Auflöſung der Dinge erwarten. Die Dornen, durch Dumpfſinn und verkehrte Leidenſchaft auf die Pfade unſeres Lebens gelegt, würden nicht mehr oder nur ſparſam hervorwachſen. Wir würden erkennen, daß die Menſchheit als Blüthe oder als Verderben auf dem Gipfel dieſer Dinge ſtehen muß; daß, wofern ſie nicht gut werden, ſie mehr und mehr abſcheulich werden müſſe; daß die Natur den Keim ihrer Vernichtung oder Erhaltung nur in Tugend oder Laſter enthält; daß *leben*, beim Menſchen, eigentlich *gut ſein* heißen müſſe; daß, wenn er auf ſolche Weiſe lebt, ihm das Leben nicht beſchwerlich und der Tod nicht bitter wird. Und ſo kämen wir auf unſern erſten Satz zurück: **qui sait être heureux, sait tout.**

Erkenntniß und *Liebe*, oder wie man dieſe beiden Eigenſchaften anders benennen mag, wovon die erſte unterſcheidet und trennt, und die zweite vereint und bindet, ſind alſo die beiden Quellen und Hauptſtützen aller menſchlichen Glückſeligkeit. Natur und Weſen der Dinge zu erkennen, iſt die Eigenſchaft des Verſtandes. Er erwirbt dem Menſchen erſt die Rechte des Menſchen. Die Verſchiedenheit der Dinge macht eine Ordnung unter ihnen möglich, und die Ordnung macht eine Welt. Alles, was ſich in der Natur bildet, nimmt eine Ordnung an,

oder, anders zu ſagen, jede Bildung bewirkt ſich durch Ordnung; es entſteht eine kleine Welt. Durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Verſtandes erhält der Menſch eine immer fortſchreitende Bildung, und indem er die Dinge ſondert und reiht, ihnen Maaß und Gewicht ertheilt, ihre Eigenſchaften, Quellen und Folgen erkennt, ſo entflieht von ſelbſt Verwirrung und Streit, Werth und Eigenſchaften der Dinge treten hervor und werden anwendbar, das Unglück, gewöhnlich nur die Folge des Mangels dieſer Erkenntniſſe, entweicht, und die Natur ſelbſt erhält einen neuen Reichthum, einen unendlichen, ſtets ſich mehrenden Schatz von Endzwecken und Mitteln. So erhält die Natur erſt durch die Kräfte des Menſchen ihren Werth, und wird eine wahre Wohlthäterin; da ſich durch die Unvernunft nur Zweifel und Elend häufen, das Beſte verkannt wird, und dieſe Welt, zuſammengehalten mit den regelloſen Verlangen und Begierden der Menſchen, gar oft ein räthſelhaftes Schauſpiel oder ein Kerker der Verzweiflung und des Elendes wird.

Eine Eigenſchaft, die aus dem Leben der Natur kommt, und das Leben derſelben erhält, iſt Liebe. Sie iſt eigentlich Leben ſelbſt. Sie theilt und vereint, ſie trennt und verbindet, und ſucht durch einen ewigen Trieb reger Lebenskräfte ſtets das verwandtere Princip auf. Das iſt der Geiſt der Natur. Hiedurch regt und bewegt, hiedurch erzeugt, befruchtet, wächſt und vervollkommnet ſich Alles. Mit dem Licht entſprang die Liebe aus jener alten Nacht zugleich, und wo ihr reiner Trieb herrſcht, da entzündet ſich die Fackel der Erkenntniß auch leichter.

Über Unsterblichkeit.

(1797)

Leben erzeugt Leben, und der Wunsch nach Unsterblichkeit kommt aus einem Vollgefühle unseres Daseins.

Das Thier weiß nichts vom Tode; der Mensch kennt ihn, aus Erfahrung an Andern, nicht aus eigenem Gefühle. Er zählt seine Tage nach den Eindrücken des Genusses und der Freuden; das Unglück verschwindet ihm wie Schatten; wird seine Dauer zu lastend, so sieht er sich nach irgend einem Heilmittel um, das seine Einbildungskraft ihm darreicht.

Aber nicht der Unglückliche allein, auch der Glückliche sehnt sich nach der Fortdauer seiner angenehmen Gefühle, und kann und mag das Ende davon nicht denken. Die Beraubung aller Gefühle durch den Tod ist ihm schrecklich. Die verzerrte Gestalt, der hinweggerissene Geist, die noch in ihm lebende Fortdauer seines Freundes, seiner Geliebten, Alles macht ihm die Erscheinung des Todes nur zu einer wunderbaren Veränderung, mit der nicht Alles aus sein könne — denn der Lebendige kann sich nur das Lebendige denken.

Wir pflanzen also gleichsam das Leben um uns, je mehr wir uns von ihm entfernen. Der in seinen Äckern, Gebäuden und Feldern, jener in seinen Geisteswerken; man sucht unter seinen Zeitgenossen mitzuleben, man sucht, durch den Ruhm, sein Leben auf die Nachwelt fortzupflanzen. Alles scheut den

Tod, und schon in dieser Rücksicht hat die Natur, durch die Furcht vor ihm, ein reifes und mächtiges Reizungsmittel zu trefflichen und erhabenen Handlungen in uns gelegt.

Aber auch selbst die Furcht vor dem Tode befreit uns, durch dieses Heilmittel, von ihren eigenen Schrecken. Wir erben uns gleichsam selbst wieder in dem Munde der Nachkommenschaft, durch die Thränen der Freunde, durch das Andenken der Zeitgenossen, und es fehlt nicht viel, daß nicht jenes künftige erträumte Leben unserer Einbildungskraft angenehmer werden sollte, als das gegenwärtige wirkliche; zumal wenn dieses mit Schmerzen durchflochten, und zu wenig angenehmen Gefühlen bereitet ist. So hold weiß die gütige Natur zu täuschen, und selbst da, wo sie das Schrecklichste hingelegt hat, den Ort mit süßen Blumen und Gesträuchen zu überdecken!

Die Natur hat also für den Menschen gesorgt, in dem, was sie ihm als das Traurigste scheint beigelegt zu haben, der Kenntniß des Todes. Die Furcht vor ihm reizt uns zu mannichfaltigen Thaten, und wird so ein neuer Keim des Lebens, eines vorzüglichen Lebens, für uns und für Andere.

Es ist aber damit noch nicht Alles gethan. Die Zweige des Lorbeers grünen sparsam, und bedecken selten ganz den Grabhügel. Die entfernteren Gefühle mögen uns nicht immer vor demjenigen schützen, was uns so sehr in der Nähe ist, wie wir uns selbst, und unser Dasein. Die Träume der Illusion wanken, sinken und welken; der Mensch bleibt sich selbst.

Das Räsonnement über die Natur unseres Daseins, unseres Wesens fängt nun an. Woher? Zu was? Wohin? Man will doch auch wirklich sein, mit Allem was man ist. Die kleine Welt unserer Empfindungen scheint uns so angemessen, so behaglich; wir können uns nicht denken, was die Natur dabei gewinnen könne, sie wieder zu zerstören, und am Ende — was ist, kann das aufhören zu sein? Und was scheint mehr Recht auf Dasein zu haben, als das Bewußtsein, das sich selbst sagen kann: ich bin!

Aber noch weit andere, ſtärkere Schlüſſe und Gründe ſtrömen dieſem innern Gefühlsſchluſſe zu. Wir wollen ſie nicht weitläufig erörtern. Sie ſind allgemein und bekannt genug. Sie ſind aus der Natur des Menſchen, ſeinen Anlagen und Eigenſchaften genommen; aus der Billigkeit und dem ſittlichen Gleichgewichte, und aus tauſend Gründen, womit der Menſch die Vortrefflichkeit ſeines Daſeins, und damit die Nothwendigkeit deſſelben, ſo gern und mit ſo vielem Rechte, vertheidigt und ausſchmückt.

Was kann uns die Natur zum Troſte und zu unſerer Beleyrung darüber ſagen?

Sie ſagt: „Menſch, dein Durſt nach Leben iſt dir Unſterblichkeit! Du verachteſt das Gegenwärtige und ſuchſt das Entfernte. Lebe, und du wirſt leben! In deine Bruſt legte ich die Erkenntniß der Natur, die Geſetze ihrer Ordnung. Sie ſind unſterblich, wie ſie iſt. Alles Andere lebt in der Veränderung, nur die Geſetze bleiben. Indem du ſie erkennſt und fühlſt, bringſt du auch von ihrem Weſen und ihrer Fortdauer auf dich und fühlſt dich über das Zufällige erhaben. Alles iſt ewig, und müßte ſich ewig fühlen, wenn es einen gewiſſen Grad des Bewußtſeins erlangen könnte.

Die Weſen entſtehen, ſind da und leben nur in ihren Maſſen. Wie du beim Aufgange der Sonne Blumen und Blätter ſich nach und nach entfalten ſiehſt, je wie ſie der Strahl des Lichts trifft oder die Hitze des Mittags heranrückt; wie du im Frühjahr die Geſchlechter der Pflanzen, Blumen, Bäume und ihrer Bewohner in einer fortrückenden Folge und Ordnung ſich entwickeln, wieder abnehmen und vergehen ſiehſt, ſo, daß jedes Gewächs mit den übrigen ſeiner Art in ähnlichem Zeitraume, unter ähnlichen Einflüſſen kommt und wieder abgeht; wie du dieſelbe fortrückende Folge und Ordnung, im Abnehmen und Zunehmen, durch alle Pflanzen- und Thierarten, jede nach den Umſtänden der Lage, der Zeit und der einwirkenden Zuflüſſe, auf der ganzen Erde, vom Pole zum

Äquator, und von diesem wieder zum Pole, bemerken kannst, so würdest du sie auch durch das ganze Weltensystem bemerken — und so ist auch der Mensch entstanden. Nicht einzeln, weil nichts einzeln entsteht, sondern in einer Ordnung und zubereiteten Folge. Nach dieser lebt er, nach dieser entwickelt er sich, so wie seine Kräfte, und diese gehören dem Ganzen, der Ordnung, unter welcher er existirt. Vergebens sucht er sich loszureißen, er gehört dem Ganzen, und ist nur ein miterisirender, mitwirkender, mittheilnehmender Theil einer großen Ordnung. Wie diese blüht oder zunimmt, wird auch er blühen und zunehmen, d. h. seinen wesentlichsten Eigenschaften nach — aber in dem Einzelnen liegt die Kraft, sein Geschlecht zu erhöhen, und dadurch zeichnet sich der Mensch vor allen übrigen Geschöpfen aus. Die Natur hat ihn zur Blüthe, zur Krone, ihrer Erscheinungen bestimmt. Er neigt sich in der Fülle seines Wesens wieder zurück auf sie, und vereint und umfaßt das Übrige. Durch was kann sie wirken, als durch die Eigenschaften des Einzelnen, aber merke dir, daß diese bald mehr oder weniger auch die Eigenschaften des Ganzen werden. Sie liegen also in diesem, und entwickeln sich früher oder später in dem Einzelnen. Als die Natur in dem Menschen auf ihrem Gipfel stand, mußte sie herabschauen auf ihre Werke, sie mußte sich selbst erkennen lernen, und dazu war ein hoher Geist vonnöthen. Große Kräfte kamen in Bewegung, und ihr Ziel war die Unendlichkeit; denn wie hätten sie das Unendliche der Natur erkennen mögen, wenn es nicht selbst in ihre Brust gelegt wäre? Daher dein Streben, o Mensch! das du gern auf eine sinnliche Fortdauer legen möchtest, wozu die Natur jedoch keine Formen hat, als ihre ewigen unveränderlichen Gesetze in der ewigveränderlichen Fortdauer des Stoffes. Begnüge dich! Dein Loos ist kein geringes, du holder Erdgeborener! Wie würde dir dein Leben zur Qual werden, wenn du mit der Natur altern müßtest! Denn du verlangst doch nicht in einem und demselben Wesen ewig jung zu bleiben? Oder kannst du dir ohne Abnahme

und Zunahme, ohne Hinwegnehmung dieser Theile, oder Hinzusetzung von andern, etwas Bleibendes denken? Und wenn die alten Theile hinweggeschafft sind, und die neuen hinzugesetzt, so entsteht doch etwas Verändertes! Es sei in Gedanken oder in Bildung. Ewig kann nichts dasselbe bleiben; die Gesetze selber hätten kein Recht mehr darüber; sie, die Alles bestimmen, fänden das Unbestimmbare. Schränke dich also ein, o himmelerzeugter Liebling der Natur! Du hast aus ihren Händen die reichste Schale des Glücks erhalten, die sie nur mittheilen kann. Suche in der Veredlung deines Geschlechts dein ganzes Glück, deine Beschäftigung. Durch sie, die Guten, die Edlen, die vor dir waren, hast du dein Dasein erhöht. Du hast gleichsam ihre Portion des Glücks auf dich genommen. Gib sie nicht unbereichert von dir. Denke, was du für ein Leben führst! Du lebst in der Vorzeit, in der Gegenwart und in der Zukunft. Die Schätze aller Kenntnisse, auch eines großen Theils physischer Erwerbungen, sind dein! Die Welt öffnet sich. Meine Stimme, die Stimme der Vernunft, wird hörbar. Lebe in dem gleichen Geschlecht, durch Erkenntniß des Wahren, durch Ermunterung zu rühmlichen Gedanken und Thaten. Nur dieß ist Unsterblichkeit. Willst du ewig essen und trinken, du, dem der Gaumen schon stumpf wird, und die Zunge gebricht. Lebe in deines Gleichen wieder auf! Genieße jünger durch sie! Enthalte ihnen den Platz nicht, der auch dir ist geräumt worden. Fühle ganz, was es heiße, mir, der Natur, leben! Du hast Beispiele dazu! Du wirst es gewahr werden, daß jedes meiner Gesetze Wohlthat und Milde ist für den, der in dem Geiste dieser Gesetze lebt, und daß Gutsein überall die reichste Erndte der Zufriedenheit und Glückseligkeit ist."

So die Natur. — Und hat sie Unrecht, wenn sie uns auf das gegenwärtige Leben hinweist, und die Aussichten auf ein anderes in Schleier verhüllt?

Tagebuchsblätter

und

Denkbücher.

An meine Schweſter Henriette.

Am Petri-Pauli-Tag 1784.

Ich bin meiner Henriette auch in der Abweſenheit Nachrichten von mir ſchuldig, und ich will heute, als an Ihrem Geburtstage, damit anfangen.

Meine erſte ſtille Sorge iſt, daß mein Leben ſo beſtehen möge, daß es einigen Vortheil und Erquickung für ſie gibt; und die zweite, daß der Himmel es ſo lenken möge, daß wir es Beide zuſammen genießen können.

Wir wollen der Sorge des Himmels, als des beſten Verſorgers, die Ausführung und Vollendung davon überlaſſen, und indeſſen ſo zu leben und zu ſein uns bemühen, daß, wenn derſelbe Tropfen des Segens auf uns herabfließen läßt, wir fähig ſein mögen, ſolche im Herzen aufzunehmen und zu genießen.

Henriette ſagte mir dieſen Morgen, daß ihr Geburtstag ein Siegel und eine Erinnerung für ſie ſei, daß der Himmel, der ihr das Daſein gegeben, dabei ſich etwas müſſe gedacht haben. Dieß ſei ihr genug, und eine Urſache der Freude und Zufriedenheit an dieſem Tage.

Wallersdorf, am 2. Juli 1784.

Meine bisherige kleine Geschichte wirst Du bereits aus den Briefen wissen, die ich mir Gelegenheit genommen habe, durch die beiden zurückkehrenden Kutscher Dir zuzuschicken.

Der Tag, da ich Dich verließ, nämlich der 30. Juni, war mir nicht traurig. Ich reiste in stiller Hoffnung und Beilegung meines und Deines Schicksals. Über das vergangene Übel nahm ich mir vor, Vergessenheit auszubreiten, als die einzige Heilungsart von so vielen Beschwerden. Ich dachte, die Alten, die auch dieses erwogen, hätten deßhalb den Todten aus dem Fluß Lethe zu trinken verordnet, ehe ihnen der Übergang in die elysischen Felder verstattet werden konnte — weil kein reiner Genuß ohne Vergessen leicht stattfinden mag.

Ich rief den Himmel an, meine Wege und Schritte zu leiten. Er wird es auch thun! —

Den Abend in Bamberg war es ganz stille in mir, und die elektrischen Bewegungen der schönen Frau von Oberkamp brachten mir keine Unruhe. Ich dachte mir, daß die geistigern Organe der Seele auch ihre runde Bewegung hätten, mit einem gewissen Lebensöl angefüllt, wie die sinnlichen Organe des Körpers, und daß jene zu erhalten eigentlich mein Geschäft sei, welche als Rivalen mit den letztern streiten.

Der Morgen von Bamberg aus (den 1. Juli) war etwas kühl und regnerisch. Ich war wohl zufrieden mit Frau von Rothenhahn in Sentweinsdorf, mit der ich dejeunirte und in dem wohlangelegten Garten spazieren ging. Die derben Charaktere halten aus. Wenn sie nicht sehr steigen, so sinken sie auch nicht so leicht.

Von Ermetshausen nach Birkenfeld ging ich Mittags, während wir fütterten, zu Fuß, um die Gegend und das von Herrn von Hutten erbaute Haus und den angelegten Garten zu besehen. Das Schloß oder Wohnhaus sollte sich zur Gegend verhalten, wie ein wohlgewähltes Band oder Schleife zum Kleid. Das von Herrn von Hutten angelegte ist ein

zitronfarbenes altmodisches, zu einem feinen apfelgrünen Stoff. Auch verstecken die hohen Büsche und Bäume des Gartens die ganze vorliegende süße Landschaft.

Ich kam Abends sieben Uhr hier in Waltershausen an, und konnte unterwegs nicht viel denken. Das ordentliche Denken ist auch ein Studium oder eine Wissenschaft, und verlangt einen lebendigen Vorrath in der Seele.

Ich wurde hier wohl aufgenommen. Die Gegend ist angenehm. —

— Das Wetter ist kalt und unangenehm; die nahen Berge scheinen auch schon die Wolken mehr an sich zu ziehen.

Der Herr des Hauses läßt Vieles am Gebäude und Garten ändern, und scheint überhaupt für die Bequemlichkeit geringer Partien mehr besorgt, als für die Wohlfahrt des Ganzen. Die Frau des Hauses ist ein Lamm von Herzen und Unschuld. Schade, daß sie so wenig Anreizungen zu äußerer Thätigkeit findet. Ihr Charakter ist zu hold, zu bescheiden und furchtsam, um hervorzutreten, in indolente Zartheit eingewickelt, und bedarf eines feinen Bewegungsmittels von außen, um zu süßer Fruchtbringung hervorgelockt zu werden. Dieses fehlt ihr — und wo fehlt es den ähnlichen Geschöpfen nicht? Die thätigen regenden Charaktere treten hervor, oft mehr aus Ruhmsucht, aus innerer Unbehaglichkeit und Eitelkeit, als aus überlegtem Verlangen, Gutes zu erwecken und wohlzuthun. Sie sind sogar neidisch auf die Versuche Anderer. Wo ist der Mensch, der sich in dem Guten fühlt, das er auch nicht mit eigener Hand gethan hat, und deßhalb doppelt der Urheber davon ist, weil er Andere dazu veranlaßt? — Dieser Menschensinn fehlt beinahe überall. Er ist der Wohlthäter des Menschengeschlechts, weil es durch ihn glücklich wird.

So viel Willkürliches in unserm Leben und Schicksal scheint, so finden sich doch von Zeit zu Zeit, und zumal in

der Übersicht von ganzen Perioden, so klare Spuren einer außer der Werkstätte unserer Ideen gebildeten Zusammenordnung und bestimmten Willensabsicht, daß wir uns in Fällen, wo wir uns selbst nicht mehr zu rathen wissen, keck auf die Führung einer unsichtbaren Hand einer für uns bestimmenden Willenskraft zufrieden stellen und beruhigen können. Und nur unter dieser Gemüthsdisposition werden die Sachen am vortheilhaftesten für uns gehen und die beste Wendung zu unsrer Wohlfahrt nehmen.

W. den 5. Juli.

Wir hatten gestern eine von den gewöhnlichen Visiten hier, den General Rettwiz von Königshofen, anderthalb Stunden von hier, seine Schwägerin, geborene Auffers, ihre Stieftochter und ihren Stiefsohn, letzterer Lieutenant in Bambergischen Diensten. Der General unterschied sich von seinem Neffen sehr merklich, in festern angespanntern Gesichtszügen und angemessenem Betragen; doch, sagt man, er sei geizig und verliebt, und zu scharfen Leidenschaften scheint er geneigt. Er war ehemals Hofmann und Favorit am Bambergischen Hofe, und die einträgliche Commandantenstelle von Königshofen besitzt er jetzt als Pension.

Die übrige Begleitung hätte keinen Eindruck auf mich gemacht, als durch das auffallende Negative. Das Unwahre, Unmoralische ist manchen Gesichtsbildungen so deutlich anzusehen, zumal in Vergleichung mit entgegengesetzten.

Obgleich die Gesichtsbildung der verwittweten Frau von Rettwiz nicht stumpf noch unbedeutend ist, so ist doch das Beste und zur Sittlichkeit Bedeutendste davon unter gewissen derben und fetten Muskeln gleichsam zurückgedrückt und verschlemmt, und man fühlt, daß sie keiner größern Feinheit und Bemerkungskraft fähig ist, als zu der gewöhnlichen Schicklichkeit des Umgangs und zu einer sinnlichen Menschheit erfordert wird.

Das Fräulein von *** iſt ein abgezehrtes, etwas verwachſenes Weſen, das nur zu heftiger Sinnlichkeit geſpannt zu werden ſcheint, übrigens in der Geſellſchaft ſchlapp und meiſt ſtumm war.

Bei dem Herrn Lieutenant von Nettwiz erſcheint jedes feinere Verhältniß der Bildung in den ſtumpfſten Winkeln. Kein etwas edleres Gefühl kann in ſolchem Charakter und Bildung zu irgend einer Schärfe oder Bedeutung kommen. Übrigens iſt er ein großer Beau, Unterhalter und Redner.

Ich war bald überſättigt von dem Beſuch, und wir gingen Abends ſpazieren.

Noch ein Wort von der Bildung der Frau Eleonore von Kalb! Keine kindliche Wahrheit und Gutesverlangen hab' ich nie auf einem Geſichte mehr ausgedrückt gefunden. Jeder Muskel ſpannt ſich in lieblicher Rundung dazu, und iſt voll dieſes Ausdrucks. Von allen Geſtalten und Geſichtern an unſerm Mittagstiſch war es bei weitem das einzig edelſte.

W. den 7. Juli. Morgens, im Angeſichte der Natur, — im Jägerhäuschen.

Ein wenig Schmerz führt mich früher hieher. Es iſt um Dich, meine liebe Schweſter! Dein geſtern Abend erhaltener Brief beunruhigte mich etwas. So wenig es war, was mir an Schmerz um Dich daraus hätte zufließen ſollen, ſo iſt mir das Wenigſte ſchon genug. Es ſind Gedanken, die mich tröſten, und die mich dieſen Morgen ſchon früh erweckt haben. Ich wollte, ich könnte ſie gebrauchen, auch Dir Troſt damit zu geben. Aber was die Vernunft geben kann, haſt Du bereits; das Übrige hängt von der Güte des Himmels ab, die gewiß auch wohlthätig für Dich wachen wird!

Fahret hin, ihr zärtlichen Sorgen, und vereinet euch mit dem Geiſte dieſer allgemeinen wohlthätigen Natur zum Segen meiner Lieben und meiner Schweſter! Wie ſie mancherlei Mo-

tel braucht, um Gutes hervorzubringen, so möge die bittere Mischung, die in das Daseyn dieser Theuern gekommen, sich mit heilsameren Kräften und Wirkungen vereinen, um auch wohlthätig für sie zu werden, und sie mit Glück und Leben zu erfreun. Blicke du, Geist, der du Alles beherrschest, gütig von deiner Höhe; laß mein Leben still folgen, wohin du es lenkest, und gib ihm Gedeihen; laß mein bestes Glück mit dem Glück meiner Lieben zusammen bestehen, denn ohne sie würde mir jeder Trost schwer fallen! — —

Die Geschichte meiner beiden vergangenen Tage vereinigt sich in Wenigem. Die Sonne hatte bei meinem vorgestrigen Morgenspaziergange auf dieser Höhe die Adern meines Kopfes zu stark ausgedehnt; dieß verursachte mir sogleich nach Tische Schlafbegierde, und spannte mich ab zu trauriger freudenleerer Empfindung — noch mehr abgespannt und ermattet durch jeden Umgang. Mit der Freude fliegt Hoffnung und Trost und Verlangen des Guten aus unsrer Seele. —

Bei der morgendlichen Vorlesung aus Herder's Bücher, an Frau von A. und Fräulein A., wo beide Wesen in ernster Aufmerksamkeit angespannt waren, bemerkte ich, daß die Züge der Erstern sich verschönerten und verlieblichten, die Züge der Andern hingegen sich zum Unangenehmen verzogen. —

Wir gingen Abends einen schönen Spazierweg gegen Römbild zu, und mein Gemüth ward heiterer. —

Gestern fing ich an, aus des Kaisers Marcus Antoninus Betrachtungen in mein Buch zu übersetzen. Es dünkte mich schwer, weil ich der Sprache auch nicht sehr mächtig bin.

Die Gedanken des Kaisers sind mir Gesetze der Moralität und des tugendhaftesten Betragens. Welche Seele, die das zu der innern Seelenwelt war, wozu sie der Stand zu der politischen Welt erhoben hatte! Welches hohe Modell für die ganze denkende Welt! —

Es bestärkte sich mir die Bemerkung, daß der Mensch ein Wesen zur Erziehung sei. Derselbe Mensch, unter einerlei Ge-

den und Eigenschaften, kann unter aufmerksamer Erziehung das beste, und unter widriger oder Verzogenheit das schlimmste Geschöpf werden. Die Erziehung, die ein Mensch dem andern gibt, ist eigentlich nichts Anderes, als daß dieser Mensch Trieb, Kraft und Gelegenheit finden möge, sich selbst zu erziehen. Der Himmel thut das Beste, und setzt seine Lieblinge in die Umstände, die am meisten zu ihrer innern Erziehung beitragen. —

Abends kam Frau von Rothenhahn mit ihren beiden Schwägerinnen. Wir gingen spazieren, und mein Herz war öfters in Gedanken und empfindlicher Theilnehmung gegen meine Schwester gewandt, bis ich beim Abendessen den Brief von ihr erhielt. — —

W. den 8. Juli.

Die Luft ist schwüler diesen Morgen. Ich war gestern nicht ganz wie die vorigen Tage gesund, geneigter zu freudenloser Stimmung, und mit Phantasien der Zukunft beschäftigter. Doch erhielt sich's.

Wir hatten Nachmittags den Besuch vom General Rettwitz und von den Seinigen wieder. Abends ging ich mit den Damen in den Garten. Frau von Rothenhahn hatte den artigen Gedanken, daß man unter gewissem stummen Stolze ein hübsches Incognito halten könne.

Meine Bemerkungen werden seltener, und meine Seele unfruchtbarer. Woher kommt's? — Die Seele hasst nichts so sehr, als Leerheit und Unfruchtbarkeit, daher sie oft sich neue Reize von außen zu verschaffen sucht, die sie meist ärmer machen.

Halte den Boden umgepflügt und rein, wenn du ihn nicht mit gutem Saamen zu bestreuen weißt, sonst verzehrt er seine Kraft in Unkraut!

O die weiſe Haushaltung der Seele mit ſich ſelbſt! Von ihr beſteht unſer ganzes Glück. — —

Das Laſter iſt eine acquirirte Sache, keine natürliche. Es entſteht durch Fäulniß der Ideen und des Umgangs. —

Den 11ten, Mittags.

Die beiden Tage waren etwas abgeſpannter, verwirrter, unruhiger; doch half ſich die Seele wieder, daß ſie ihren Pfad ſo ganz nicht verlor.

Mein Herz kämpft mit der eignen Schwachheit. Vorſichtigkeit gegen mich ſelbſt iſt beinahe die einzige Maaßregel, die ich zu nehmen habe. Die größte Veränderung und der tiefſte Fall verſteckt ſich bei mir in dem geringſten Anlaß. Er wächſt mit ungeheurer Schnelligkeit, mich zu verderben.

Ich fühle das Glück der Selbſtbeherrſchung, aber ein Wind reißt mich von der Höhe wieder hinweg, die ich erſt langſam und mühſam erklettert.

Der vorgeſtrige etwas träge Tag ſchloß ſich mit einem freundlichen Spaziergange auf der Höhe und in den Wäldern. Ich las daſelbſt dem aufmerkſamen weiblichen Trupp ein paar Gedichte vor, von denen, die Klopſtock von den ſeinigen ausgeſondert. Die Stelle:

Laura war jugendlich ſchön — Ihre Bewegungen
Sprachen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens —

ſchien mir in vorzüglichem Grade auf Frau von K. zu paſſen. Wir waren ganz heiter, wohl und reingeſtimmt.

Abends kam der Actuarius Wagner an den Tiſch. Seine Bildung, Feſtigkeit, ſein Geiſt um Auge und Stirne, frappirten mich — ſie demüthigten ein wenig, und machten mir daher eine gemiſchte Empfindung von Gefälligem und Mißbehaglichem. In den unteren Theilen des Geſichts fand ich nachher etwas Schwäche und etwas weniger Edles — doch iſt's kein gemeiner Charakter.

Gestern Morgen unterhielt ich mich lange mit Frau von K. auf meiner Stube. Ich las ihr Einiges von meinen kleinern Sachen vor, und machte nachher einige Zeilen zum Lob dieser weiblichen Gesellschaft, die ich ihr gab, mit noch einigen meiner Sprüche, die sie verlangt hatte.

Nach dem Essen übereilte mich bald eine Leidenschaft. Ich ritt Nachmittags mit Kalb spazieren, und wir versammelten uns Abends in der Papiermühle, von wo wir zu Fuß nach Hause gingen. Mein Gemüth war diesen Morgen von der leidenschaftlichen Bewegung noch verwirrt und unruhig, und bei dem geringsten Anlaß in Gefahr, sich zu verlieren.

Die Vorstellungen der Seele sind dabei das Gefährlichste für sie — und die gute Ermahnung meiner Henriette, sich am besten lieber gar keine zu machen, als solche, die beunruhigen, paßt auch hier trefflich.

Ich folgte dem Rufe der Damen, wozu ich gestern selbst Anlaß gegeben hatte, und ging ihnen nach in die Kirche. Dieß hatte eine sehr heilsame Wirkung. Bei einem kurzen erbaulichen Gottesdienste, wobei die Leute gar ordentlich und sittsam waren, auch meistens wohlgekleidet, hörten wir eine gar wohl durchdachte, mit wahrer moralischer Innigkeit und Bescheidenheit vorgetragene kurze Predigt. Die Materie und der Vortrag des jungen Geistlichen rührte mich ungemein. —

Abends machten wir einen Spaziergang durch den Garten des Predigers, welcher ein sehr schöner, meist mit Bächen und Gebüsch durchschlungener Wiesengrund ist. Er zeigte sich dabei nicht gemein, wie so mehrere seines Standes, sondern ließ innerliche Zufriedenheit bemerken. Auch bei der Frage: wie hoch sein Gehalt wäre? sagte er: 300 Gulden, welche ihm hinreichten, da man auf dem Lande nicht eben viel brauche, und er sei nur froh, daß dabei Alles fix und nichts auf Zehnten noch Federn beruhe. Er ist dabei sehr ordentlich und beinahe etwas elegant gekleidet, und ich muß noch bemerken, daß er, als er deßhalb befragt wurde, vergab, daß er nur wenig französisch

verstände, noch viel weniger solches sprechen könne. — Ich gab ihm Herder's neue Schrift zu lesen.

Weimar, den 17. Juli.

Ich habe lange genug gefeiert, und das Wenigste der Eindrücke wird dieß Blatt getreu genug wiedergeben können, da sich so Vieles im Fortgange verlöscht; ich werde mich deßhalb dicht an das Historische halten müssen.

Den 14ten Morgens reiste ich in Begleitung von Herrn von Kalb, Frau und Schwester, von Waltershausen ab, wo ich im Ganzen sehr stille Tage und von solcher Heiterkeit und Ungetrübtheit genossen, wie sie die Lage des Orts und die Stimmung friedlicher Menschen mit sich bringt. Auch that mir die Achtung und das Zutrauen, in welchem ich bei dem weiblichen Personale stehe, gar wohl, und erregte in mir hinwiederum die Empfindungen des Danks und die Beobachtung des reinsten Verhältnisses gegen sie.

Der Morgen war schön, da wir von Waltershausen fortreisten, und schöne Thäler und Gegenden umgaben uns, bis wir nach einer Fahrt von zwei Stunden in Römhild ankamen. Hier sah ich die beiden Gleichberge, von welchen man vor ein paar Jahren träumte, daß sie Feuer zu speien anfingen, und die von unserm Uz besungene Hartenburg.

Nach einem empfindlichen Abschied, besonders von der guten Frau, fuhr ich um 10 Uhr weiter, und kam, durch nicht so angenehme Wege und Gegenden, um 2 Uhr nach Schleusingen.

Dieser Ort liegt ganz schön. Die Bereitwilligkeit und Gefälligkeit des jungen wohlaussehenden Postmeisters fiel mir auf. Ich konnte ihn unter keine Gattung gewöhnlicher bürgerlicher Menschen rangiren, da er in der That das Amt eines Postmeisters mit vieler Gegenwart zu seinem Dienste beobachtete, dabei aber das Air eines freien unabhängigen Menschen

hatte, der von einem Gute ſprach, das er unſern des Ortes hätte, und in der That hier nicht zu Hauſe ſchien. Eine Schweſter, die zum Beſuch bei ihm war, ſaß in der Stube. Er ſelbſt iſt unverheirathet. Jene ſchien Ehrfurcht vor ihrem Bruder zu haben, und wenn er in der Stube gegenwärtig war, ſprach ſie nicht, doch ſucht: ſie den Discurs anzuſpinnen, ſobald er ſolche verlaſſen hatte. Ich ging um drei Uhr weiter. Schöne ſchweizerähnliche Gegenden bis an den Fuß des Berges, der eine gute halbe Stunde in die Höhe geht, und überall wohl bewachſen iſt. Es wurde trüber am Himmel, und fing an, etwas zu regnen. Wir kamen über Frauenwalde ꝛc. gegen acht Uhr in Ilmenau an. Unterwegs gegen Ende der Fahrt fand ich wenig vergnügte Rückerinnerung der Zeiten, die ich hier auf der Jagd und ſonſt zugebracht. — Endlich wurde ich etwas ungeduldig, Weimar zu erreichen. Wir kamen nach acht Uhr vor dem Thore an, nachdem ich wenig Troſt aus den kahlen, ſteinichten Bergen geſchöpft hatte, nur lud mich das Thal und die öfter in der Einſamkeit beſuchte Gegend gefälliger ein. Ich ſtieg ab, eilte hinterwärts nach dem Stern, wo ich Vieles verändert fand, und die Seele in ſonderbarer Vereinigung des Gegenwärtigen und Vergangenen, in dem Zukünftigen gleichſam pauſirte. Ich ſuchte vergebens Jemand in den obern und untern Gängen zu erkennen, und begab mich endlich in den Garten von Goethe, wo mir nach einigem Umgehen Frau v. Schardt und ihr Mann entgegenkamen. Ihr Empfang war innig und gut.

Den Abend blieb ich verborgen, und geſtern Morgens eilte ich beim ſchönſten Wetter und ziemlich früh nach Tiefurth. Die Veränderungen daſelbſt erregten mir Gefallen. Die Lage iſt und bleibt immer noch die ſchönſte. Zauberndes Wohlgefallen und Weichheit — faſt zu weich für die gegenwärtige Lage meiner Seele. Dazu der Tiſch und die Lebensart der Fürſtin — würden mich bald wieder aus dieſen Gegenden verjagen, die zu irdiſch glücklich für mein Herz und für die Umſtände ſind.

Wieland, die Frau v. Seckendorf, und Einſiedel kamen Mittags. Von Allen wurde ich mit einer beſondern Güte empfangen, einer Aufbewahrung wohlmeinender günſtiger Geſinnungen, welcher nichts gleich kommt. Überhaupt iſt die hieſige Welt in einer Abweſenheit von zwei Jahren und acht Monaten, zu einem kritiſchen Zeitpunkte um nichts ſchlechter geworden, hat ſich zum Theil noch, ſo weit ich ſehe, gebeſſert — und das will viel ſagen.

Abends ging ich zu Fuß nach Hauſe. Auf der Straße begegnete mir Lichtenberg mit ſeiner Frau, die mich in meinem Quartier ſuchen wollten, und ich ging noch auf eine Stunde mit ihnen in das ihrige.

Weimar, den 22. Juli.

Der Trieb zur Beſchäftigung mit mir ſelbſt nimmt ab, je mehr mein Leben ſich in Geſellſchaft und Unterhaltung mit Anderen verbreitet.

Ich habe ſeitdem die Bekanntſchaft mit Herder und Goethe erneuert, und Vieles iſt mir von meinen Betrachtungen unterwegs entfallen, indem ich durch die Aufmerkſamkeit auf meine Begleiter mich ſelbſt vergaß. Doch iſt dabei kein Schade; die Aufmerkſamkeit, die wir auf höhere Exiſtenzen wenden, erhöht unſer Daſein, und macht uns ſo viel weiter fortrücken, indem wir die Schritte, die wir thun, vergeſſen.

Herders erneuerte Bekanntſchaft, die ich am vorigen Sonntag bei der Herzogin in Tiefurth machte, indem ich vorher mit ihm und ſeiner Frau und Einſiedel hinausgefahren war, war ſehr wohlthätig für mich. Es wiſchten ſich alle Flecken der Vergangenheit — die ſchon ſeit Leſung ſeiner letzten Schrift keinen Halt mehr hatten — gänzlich von meinem Herzen, und ich erkannte den edlen vollen Mann in der Wärme ſeines Daſeins und ſeines Herzens.

Seine Frau iſt nicht minder lieblich und vereint Zartheit des Gefühles und Verſtandes mit Wärme.

Wir ſonderten uns Nachmittags einmal zu wohlthuender Unterhaltung ab; der Gegenſtand betraf ſein neues Werk und die Folge deſſelben. Ich fand bei jedem Umſtande die zugenommene Cultur und die vollkommnere Kraft und Richtung in Herders Geiſt.

Den Montag, nämlich den 19. dieſes, kam Goethe wieder, und er ſchickte den folgenden Morgen zu mir, mich zu ſich, in ſein Haus, bitten zu laſſen. Die Zeit im Wirthshauſe wurde mir in der That ſchon lang, und ich wünſchte, daraus errettet zu ſein — zumal da es ſehr ſchlecht iſt. Ich ging zu ihm, fand ihn äußerlich wenig geändert, und beſtellte, meine Sachen in ſein Haus zu bringen. Mittags fuhr ich mit Einſiedel nach Tiefurth, nachdem ich zuvor der Herzogin Haus hier in der Stadt beſucht und die ſchöne Veſtalin beſehen hatte. Wir brachten den Nachmittag ſo zu, ich las etwas vor, und gegen Abend kam Goethe. Wir ſoupirten, und ich ging zu Fuß mit Einſiedel zurück.

Geſtern las ich **Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire**, aß zu Mittag mit Goethen, beſuchte Wieland und Herder, welchen erſtern ich etwas unpäßlich fand, und ſoupirte in Goethe's Garten.

Dieß iſt das Skelet von meinen Tagen; zu deren Ausfüllung gehört viel — aber die Sinne ſind mir jetzt dazu noch zu beſchränkt und eingewickelt. Eine beſſere Zeit mag es thun! —

Den 24. Juli.

Führe mich, Herr, deine Wege, und lehre mich deine Steige! Lehre mich deine Wahrheit, und erhalte mich!

Das Leben rennt leicht auf eine unbedeutende Bahn hin, auf ſeichte Tiefen und Sandbänke. Halte es, du Einziger, der du dich an menſchlicher Tugend ergötzeſt, und die Tugend

zum Element der Freude beſſerer Sterblichen beſtimmt haſt. —

Mein Leben fährt fort, wichtiger zu werden, durch Erkenntniß und Umgang, und nimmt zu gleicher Zeit ab an innerm Trieb und Beſchäftigung. Dieß iſt eine böſe Klippe. Laß uns wachſen in der Wahrheit! —

Weimar, den 3. Auguſt.

Nicht ſtumm iſt's in meiner Seele, noch finſter aber wie von zu vielem Lebensglanz übergoſſen, richtet ſich der Zeiger nach keinem beſtimmten Flecke, und ſehnt ſich nach ſchrägeren und gelinderen Strahlen, um eine richtigere Beſtimmung zu nehmen, da er die volle Mittagshöhe nicht ertragen kann.

Was habe ich, ſeit ich hier bin, geſehen, was gehört? — Und das Größte neben dem Kleinen; das Volle neben dem Leeren — Beides, ohne daß es konnte mitgetheilt oder daran Theil genommen werden. Jenes zog meine Seele empor, daß ſie beinahe das Gleichgewicht verlieren konnte, das ſie ihrer eigenen Natur nach an dieß Irdiſche bindet, jenes demüthigte ſie, indem es ihr zugleich die eigene Unvollkommenheit und Schwäche zeigte, wodurch ſie noch mit den Dingen dieſer Welt zuſammenhinge.

Rath und That iſt immer noch ſo getrennt. Was zu thun iſt, und was kann vollbracht werden. —

Den 18. Auguſt.

Ich habe ſeither einige glückliche Abende der Geſellſchaft genoſſen. Jüngſt bei Herder, wo Herr Moldenhauer zugegen war, der kürzlich eine Reiſe durch Spanien, England ꝛc. gemacht, und Reichthümer von Kenntniſſen und Sammlungen mitgebracht hat. Wir waren glücklich in ſeinen Erzählungen,

in seinen Kenntnissen, in seiner Bescheidenheit und sichtbaren Tugend und Wärme des Herzens. Er war besonders auch Herdern eine höchst liebliche Erscheinung.

Frau v. Berlepsch, welche eben zu derselben Zeit auch zugegen war, gab uns das Bild einer geistigen Frau, die mit äußerlicher Grazie Überlegung und Feinheit der Sitten verbindet. Die Schwächlichkeit ihrer Constitution macht sie der Gesellschaft weniger vortheilhaft.

Auch der alte Öser ist seit beinahe vierzehn Tagen hier, und erheitert vorzüglich die Abende in Tiefurth durch seine drollichten und zugleich höchst malerischen Erzählungen. In ihnen ist er ganz der Maler, wozu ihn die Natur gebildet, doch scheint es darnach, daß solche ihn mehr zu einem scherzhaft launichten und in Scenen der Natur zu einem innigen, warmen, als zu einem hohen tragischen Künstler bestimmt habe. Ein angenehmes Sonnenlicht von ächter Menschenweisheit erheitert indeß all sein Thun.

Die Herzogin Mutter ist hierbei gar gütig und gut. Bei ihr in Tiefurth ist eine Freiheit, die bei keiner Privatperson wohlthuender sein könnte, und die dennoch daselbst nicht gemißbraucht wird. Auch trägt Thusnelde*) viel zur Heiterkeit der Herzogin und des dasigen Lebens bei.

W. den 22. August.

Der heutige Sonntag soll auch mit meiner Henriette bestem Andenken gefeiert sein! —

Ich bin des hiesigen Lebens schon müde. Nicht ausgerüstet von der Natur, noch stark genug, die Kräfte in immer gleicher Wage zu erhalten, legt sich in die schon sinkende Schale leicht ein Körnchen Überdruß, und ich hänge zu Boden. Selige

*) Fräulein von Göchhausen.

Innigkeit, dich verliert mein Herz, oder es erwächst dir daraus bitterer Schmerz! — Nein, dieß Leben iſt nicht für mich. Und welches denn? — Laß mich im ſtillen Genuß, mit wenigen Freunden, mit treuer Innigkeit umgeben, mein Leben verleben, du gütiger Himmel! — —

— —

Weimar, den 22. October.

Wie viel fällt faſt täglich von der Seele ab, und wie wenig wächſt ihr dagegen zu! Sollen Zärtlichkeit und Liebe wie leichte Blumendecken von dem Stiele des Lebens abfallen, was bleibt noch dem Leben? Eine ſaure unreife Frucht, die der Himmel nicht begünſtigt hat, und die von Menſchenhänden ſchlecht erzogen worden.

Neuſtadt an der Orla, den 24. Juni 1785, früh.

— Mein lange unterlaſſenes Geſchreibe ſoll mit dieſem Morgen wieder anfangen.

Wir gingen geſtern eilf Uhr Mittags von Jena weg, Goethe und ich, und nahmen zwei Bedienten mit uns. Mit dem meinigen war ich noch vor der Abreiſe und während derſelben unzufrieden, weil ich in Jena noch ganz zuletzt einige neue Schulden für ihn zu bezahlen hatte, die er mir verſchwiegen, und ich ſowohl innerlich um das beſorgt war, was ich von ihm erlitten, als auch um das, was ich nicht durch ihn würde bewerkſtelligen können. Wie wenig Menſchen ſind andere zu erziehen fähig! Ein zur Heftigkeit geneigter Charakter bewirkt ſelten viel Gutes, und unſere Lage entfernt uns zu weit von der unſers Bedienten, als daß wir, wo genauere Aufſicht nöthig, viel dauerhaftes Gutes auf ſie wirken könnten. Wenn wir alſo ihrer Hülfe bedürfen, ſo iſt es beſſer, daß wir, auch mit etwas mehr Unkoſten, ältere geübte Leute uns aufſuchen,

als daß wir uns einbilden, junge, muntere, zu unſerm Dienſt erziehen zu können.

Mein leicht entzündbarer Charakter beſchäftigte und verzehrte ſich mit dieſer dazu nicht genug erheblichen Sache beinahe auf der ganzen Reiſe von Jena aus hierher.

Der Tag war trübe, es regnete mitunter, doch war es nicht unluſtig. Mein Reiſegefährte war ſtillern, ruhigern Muthes als ich. Er ſuchte viele vertrauliche Reden hervor, und ich war dagegen nicht unfreundlich. Unterwegs, als wir im Wagen hielten, zeichnete er das Thor und die Einfahrt von dem Hauſe des Herrn v. Schmerzing in Hummelshan, das er Abends, als wir hier ankamen, gar hübſch mit der Feder ins Reine brachte. Eine kleine Weile darauf, bei Gelegenheit einer Pfeife Tabak, die ich aufs Neue anſtecken wollte, bat er mich, ſolches zu unterlaſſen, weil er von dem Tabaksrauche Erhitzung ſpüre. Ich unterließ es, wunderte mich aber über die leichte Reizbarkeit ſeiner Nerven von einer ſo geringen Urſache. Das Übel nahm bei ihm zu, und er mußte ſich wirklich mit Froſt und einem beſonders krampfhaften Zuſtande, der ihm ſtarken Schmerz erregte, zu Bette legen. Dieſen Morgen hat ſich das Übel noch nicht gegeben, und wir werden wohl heute hier bleiben müſſen.

Ich bemerkte, wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick ſich unverändert erhält, dann von dem leichteſten Umſtande Gelegenheit ſich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dieß trifft in vielen Stücken bei ihm ein.

Neuſtadt an der Orla, den 25 Juni, früh.

Wir bleiben hier, wegen der Unpäßlichkeit Goethe's.

Als wir vorgeſtern in die Stadt hereinfuhren, fielen Goethen, bei dem Regen, den wir hatten, die Pflaſterſteine auf. Geſtern Morgen, bei einem Spaziergange, den ich machte,

nahm ich einen der hier um die Stadt herumliegenden blauschwarzen Steine mit, aus dem ich nicht recht wußte, was ich zu machen hatte, da er mir für Thonschiefer zu rauh und grieſicht war, auch quarzichte und röthlichgelbe Punkte führte. — Goethe erkannte ihn aber ſogleich, als ich ihn zu Hauſe brachte, für Lava. Die Erſcheinung in dieſer Nähe war uns etwas neu. Wir ließen einen Maurer fragen, ob von dieſer Art Steine Steinbrüche in der Gegend ſeien, und wir erhielten zur Antwort: ſehr viele. Ich war alſo im Begriff, ſogleich nach dem Mittagseſſen ſolche zu beſichtigen, und als ich ſchon auf dem Wege zum Thore war, begegnete mir ein Wagen, worin Frau v. Seckendorf und Fräulein Caroline Ilten ſich befanden. Ich kehrte alſo mit dieſen zurück, und nun fing unſer Aufzug hier an, eine romanhafte Malerei zu bekommen. Zwei feingekleidete hübſche Damen wurden von mir aus dem Wagen gehoben, und ich führte ſie in Goethe's Zimmer, den ſie ſehen wollten. Goethe's Schmerz wurde vergeſſen, und wir lachten wechſelsweiſe über das artige Anſehen der Zuſammenkunft. Die Leute im Hauſe und an den Fenſtern gafften und ſtaunten noch mehr. Es wurde ein kleines Mittagsmahl gehalten, und, nach Damen Weiſe, auch ſogleich Thee getrunken.

Die Dämchen waren artig und gefällig. Carolinchen erzählte uns ihren goldenen Traum, wie ſie in voriger Nacht in Afrika gewohnt habe, wo die Häuſer mit Gold bedeckt geweſen ſeien. Die Seckendorf war ſüßverbindlich und aufmerkſamartig. Sie band Goethen ein aus ihrer Taſche hervorgeholtes reinliches, rothgeſtreiftes Schnupftuch um den Kopf, und bat' ihn nachher, ſolches zu behalten. Sie legte ſich auch auf das Canapee, auf den Sitz des Kranken, und hüllte ſich in ſeinen Mantel, und war überhaupt anmuthig. Da ſie ſahen, daß Goethen eben nicht mit ihrem Hierſein länger dürfte gedient ſein, ließen ſie einſpannen, und begaben ſich den Abend noch nach Schleiz.

Ich eilte mit unſerm Botaniku̇s und meinem Maurer-

meiſter, die Baſaltberge zu beſuchen. Kaum eine kleine Viertelſtunde von der Stadt, auf der Mittagsſeite zu, fanden wir ſie. Ich ſah die in länglichen Vierecken abgeformten Säulen von ſchwärzlichem, bald lichterm, bald dunklerm Geſtein, die in blättrichtem Schiefer, ihrer perpendikulären Richtung nach, gleichſam abgeſetzt und darin feſt eingeſchoben waren, horizontal aber, in der Diſtanz von einigen Schuhen, in abneigender Linie von Mittag gegen Mitternacht, durchſchnitten wurden. Ihre Breite war ſehr verſchieden, ungefähr von ſechs Zoll zu zwei bis drei Schuh, und wo ſie verwittert waren, ſchienen ſie in Thonſchiefer überzugehen. Ich unterſuchte die vielen kleinen neben einander abgeſetzten Hügel mannichfaltig, und fand, außer einem mit Kalkſpath-Adern und Druſen durchſetzten Stinkſtein, in dem auch ſtarke Gänge von Schwerſpath ſich befanden, verſchiedene Abänderungen dieſer ſchwarzen Lavamaſſe, bald weißlich, bald ins Röthliche fallend, mit eingebackenen Kieſeln, und hier und da einer wahren grauen Wacke ähnlich. Ich glaubte auch einen Krater zu entdecken. Wenn man nämlich von der höchſten Spitze vor der ſüdlichen Seite der Stadt, worauf des Amtmanns Gartenhäuschen liegt, herunterſieht, ſo ſieht man unter ſich gegen Mittag einen Teich, der wohl der Krater geweſen ſein könnte; doch nahm ich mir nicht Zeit genug, ſolches genauer zu unterſuchen.

Dieſen Morgen habe ich die Gegend weiter weſtlich gegen Neuhofen zu beſucht. Der lavaartige Stein geht bis dahin, und ſcheint zuletzt völlig in ſeinen blättrichten Thonſchiefer überzugehen. In dieſer Gegend hat man hier bei Neuhofen einen Schacht angelegt, wo ſie ein Kupferflötz zu finden glauben. Ich nahm auch von ihren Anbrüchen mit, aber es ſcheint ein unordentlich zerſtörtes Werk, das in keiner ſichern Richtung ſich folgt. Stinkſtein iſt hier häufig. Ich fand in ſolchem kleine Druſen von Bleiglanz, vielen Schwerſpath mit Kupferlaſur und noch andere Merkwürdigkeiten. Die Schmelzung und Zerſtörung vom Feuer iſt aber überall mehr oder weniger ſichtbar.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Goethe's Backen geſchwollen, und alſo ſein Übel im Ausbruch. Dieß freute mich, und gab mir Hoffnung zu unſerer baldigen Abreiſe; doch blieb er dieſen Tag zu Bette.

Montag, den 27. Juni.

Wir führen unſer Leben hier fort, das freilich anfängt, etwas langweilig zu werden. Man glaubt, man könne ſich bei nicht unholder Gegend und Wetter, unter Büchern und den übrigen gemeinen Bedürfniſſen des Lebens wohl überall behelfen, wenn man aber an einem gefaßten Vorhaben aufgehalten wird, ſo macht ſich dieß doch ſchwer.

Goethe's Befinden iſt immer noch zu unſerer Weiterreiſe mißlich. Ich habe dem Hofrath Loder geſtern geſchrieben, und ich hoffe, daß er dieſen Morgen kommt.

Die Zeit vertreibe ich mir mit Leſen und Beſuchen der Gegenden. Goethe war geſtern Abends ſehr munter im Geſpräch, hat aber dieſe Nacht deſto ſchlimmer zugebracht. Wir laſen und ſprachen viel vom Hamlet des Shakeſpeare, den wir zugegen hatten.

Frau v. Hendrich und Fräulein Staff beſuchten Goethe, da ich Nachmittags abweſend war.

Dienſtag, den 28. Juni, Morgens.

Ich lebe in einem wunderlichen proſaiſchen Zuſtande, der ſich umſonſt ſeit einiger Zeit zu etwas Poeſie heraufſchwingen will. Ich merke dieß ſogar an meinen Träumen, die gleichen Zuſtand verrathen.

Dieſen Morgen bin ich etwas heiterer erwacht, und der reine Himmel deutet mir auf meiner Henriette nahen Geburtstag.

Nun wirds ein Jahr, daß ich ſie verlaſſen; unter welcher Geſtalt wird ſie mich, werd' ich ſie wieder ſehen! O laßt den Traum des Lebens nicht ausgehen, mitleidige Götter! Laßt ſtärkende Tropfen der Liebe in unſere Tage fließen, den Strom des Lebens froh und begeiſternd zu ſeiner Ausfurth zu bringen!

Geſtern kamen Hofrath Loder und Büttner von Jena herüber. Ich freute mich, den Alten wieder zu ſehen, und nachdem wir Erſtern conſultirt hatten, ſtiegen wir zuſammen zu den Baſaltbergen. Nachmittags fuhren ſie wieder fort, und Goethe machte nachher mikroſkopiſche Beluſtigungen. Er wird beſſer, und vielleicht können wir morgen reiſen.

Wunſiedel, den 2 Juli.

Den 29. Juni, an meiner Henriette Geburtstag, machten wir uns endlich von Neuſtadt an der Orla los. Wir gingen über Schleiz und Gefell nach Hof, wo wir überall unterwegs die Thonſchiefergebirge in ihrer mannichfaltigen Abwechſelung antrafen. Das ſchwarze Geſtein bei Neuſtadt a. d. O. hatte Goethe Tags zuvor, bei eigener Beſichtigung der Berge, nicht mehr für baſaltiſch erkannt, ſondern hielt es für Thonſchieferlagen in ihrer beſondern Art, welches nachher immer mehr und mehr wahrſcheinlich wurde, da wir auch nichts, was ein baſaltiſches Gebirge anzeigen konnte, weiter fanden; auch die zu große Entfernung von dem Grundgebirge das Gegentheil muthmaßen ließ. Die Ausdehnung und Abwechſelung der Schiefergebirge dieſer Gegend iſt unglaublich, welches auch überhaupt der ganzen Landſchaft oder dem ſogenannten Voigtlande ein ſehr einfaches Anſehen gibt, da wenig reißende Waſſer und friſche Quellen ſich darin befinden. Nicht weit von Hof trafen wir den ſogenannten Mandelſtein, oder einen mit Kalkpunkten vermiſchten blauen Schiefer, ein paar Lachter hoch, gegen Mittag über der Erde ausſtehend. Dieß machte artige Felſen, die

gröſtentheils in vor- und rückſtehenden horizontalen Platten verwittert waren.

Wir kamen gegen neun Uhr Abends nach Hof. Das Städchten wird immer anſehnlicher und reinlicher. Auch Goethen gefiel es dort. Es iſt viel Gewerb, Leben und Wirthſchaft unter den Menſchen, auch ein artiger Handel, und man kann Vieles leicht erhalten, welches uns in Thüringen als etwas Fremdes erſcheint.

Wir waren den andern Morgen, als den 30. Juni, mit Vergnügen erwacht, fanden die ganze Gegend des Marktes vor unſerm Gaſthof ſchon im Leben, und machten nun Anſtalt zur weitern Fortreiſe.

Nach acht Uhr reiſten wir ab, unter fröhlichem Sonnenſchein, und glaubten nun, indem wir uns den Grundgebirgen näherten, überall Merkwürdigkeiten anzutreffen. In der That fanden wir überall an unſerm Wege artiges und merkwürdiges Geſtein. Keine kleine halbe Stunde von Hof ſahen wir aufgerichtete Steine an der Chauſſee, von weißer ſchimmernder Geſtalt. Wir ließen einige herbeiholen, und fanden, daß es weißer Quarz mit ſilberweißem Glimmer war, der ein ſehr blendendes Anſehen hatte, und vermuthlich aus der Gegend zur Chauſſee herbeigeholt ſein mochte, denn wir fanden nachher nichts mehr von dieſem Geſtein. Artige durchäderte Quarze in Menge, auch röthlich jaſpisartigen Eiſenſtein; doch verfolgte uns der Thonſchiefer bald wieder, und wir fanden erſt in der Gegend von Markleuthen den erſten mächtigen Granit, von weißem Feldſpath, mit untergemengten Zoll langen und gröſtern Stücken, violettfarbigem Quarz und ſchwarzem Glimmer. Dieſer Granit nimmt ſich ſehr ſchön aus. Wir verſahen uns auch mit mehrern Stücken.

In Markleuthen ſpeiſten wir, wo treffliches Bier iſt, und wir gut bewirthet wurden. Den Granit trafen wir nun daſelbſt aller Orten, und es wird viel davon gearbeitet. Gut genährt und beſeelt von dem Einfluſſe des ſtarken Bieres, an

dem heißen Tage, machten wir uns weiter; fanden aber bald wieder unſern alten Schiefer, der uns bis Wunſiedel begleitete, wo wir Abends fünf Uhr ankamen.

Dieſer Ort, deſſen Lage ziemlich hoch iſt, hat dennoch eine ziemlich reiche und lebhafte Vegetation. Überhaupt bewunderten wir ſolche auf unſerm ganzen Wege durch den Fichtelberg her. Es mag ſein, weil er ſich in ausgedehnteren Bezirken gleichſam erhebt, um welche die hohen Spitzen ſich allmälig emporſtrecken, und nicht ſo ſteil und abgeriſſen iſt, daß ſich eine ſanftere Luft in dieſen hohen Thälern länger erhält. Wir fanden überall ziemlich gutes Wachsthum der Früchte. Die Stadt ſelbſt iſt, für eine ſolche Bergſtadt, ziemlich reinlich und proper; doch die Gegend umher nicht ſo romantiſch, als wir uns vielleicht vorſtellten.

Nachdem wir ein wenig ausgeruht hatten, begaben wir uns mit unſerm Wirth auf den Katharinenberg, der zunächſt an der Stadt liegt, und wo noch eine alte Kirche ſteht, deren Thurm noch bis jetzt in einer Art von baulichen Würden erhalten wird. Wir ergötzten uns einige Zeit an der Ausſicht, und da ich die Luchsburg und neben ihr Sichersreuth liegen ſah, ſo bekam ich Luſt, noch dieſen Abend einen dieſer Orte zu beſuchen. Wir entſchieden uns für Sichersreuth, das eine gute halbe Stunde abliegt, gingen dahin, beſahen das neuangelegte Haus von dem Miniſter Seckendorf, deſſen Größe uns zwar in die Augen fiel, deſſen innere Einrichtung aber auf ſehr verträgliche Geſellſchaft kalkulirt zu ſein ſcheint; verſuchten von dem Brunnen, deſſen Stärke und Geſchmack uns vortrefflich vorkam, und mir beſonders ſehr wohl that, und kehrten etwas ſpät Abends wieder hierher zurück.

Geſtern, den 1. Juli, machten wir den erſten Ausflug in die Berge. Wir marſchirten Morgens gegen acht Uhr hier aus, und begaben uns nach Zinnwaſche auf den Seeberg. Wir marſchirten gute drei Stunden, und trafen unterwegs

abwechselnd erſt noch derben Thonſchiefer, dann Gneis, dann vor Leupoldsdorf einen Berg von purem Quarz an, worauf wir bald wieder an Gneis kamen, den wir bis auf die Höhe des Seebergs behielten. Hier machten wir etwas Raſt, beſahen die Zinnwaſche, ließen uns etwas Zinn aus dem gelblichen mürben Thon, worin es gefunden wird, auswaſchen oder ſichern, wie ſie es benennen, und nahmen einige von den kleinen Zinngräupchen, die daſelbſt gefunden werden, mit. Die Gegend, wo dieſes Zinn gewaſchen wird, iſt eine loſe Bergart, und ſcheint von dem Grundgebirge, das dicht daran ſtößt, nämlich dem Granit, zuſammengeſtößt und in dieſe Stelle gleichſam hinabgewaſchen. Es beſteht aus rollichtem Geſtein, verwittertem Granit und Gneis, und enthält dazwiſchen ſchichtenweiſe gelblichen Thon oder Letten, der die Auflöſung von beiden eben erwähnten Geſteinarten ſcheint. Die Art, das Zinn zu waſchen, iſt folgende. Sie umgraben das Gebirg auf etliche Lachter tief, gleichſam in einem halben Zirkel, und machen unten eine Aushöhlung oder Graben, ungefähr zwei Ellen breit. In dieſe wird der zinnhaltige thonichte Sand herabgeſchürft. Dann wird aus der Höhe ein Bach darüber hergeleitet, der von der Höhe des ausgegrabenen Erdreichs über das Zuſammengeſchürfte herunterfällt und es auf dieſe Art, immer das äußerſte zuerſt, dem zu Folge auch der Bach ſo geleitet wird, durchwäſcht, wobei die Arbeiter den Thon fleißig im Waſſer durcharbeiten, daß die ſchwereren Zinntheilchen endlich am Grunde des ausgehöhlten Baches ſämmtlich ſich niederſetzen und liegen bleiben. Die Zinnkörner ſind größtentheils ſo fein mit dem gelblichen Erdreich vermiſcht, daß man ſie mit bloßem Auge nicht herausfinden kann. Dennoch haben wir einige größere Zinngräupchen, auch einige Kryſtalle, die man daſelbſt gefunden, mitgenommen.

Wir fanden an der Quelle des Mains, der dicht hier beim Hauſe entſpringt, und hier den Bach zur Zinnwäſche ausmacht, viele tridentaria europaea, die überhaupt auf dieſem

Gebirge ſehr häufig ſind. Das Waſſer der Quelle des Mains iſt ſehr vortrefflich und ſchmackhaft.

Vom Seeberg gingen wir weiter nach dem Ochſenkopf zu. Dieß iſt noch ein Weg von guten anderthalb Stunden. Wir fanden bald auf unſerm Wege groſſe Stücke zuſammengerollten Granits, die wie ungeheure Leichname umherlagen. Wir erſtiegen die höchſten Felſen des Ochſenkopfes, und koſteten unterwegs von der trefflichen Quelle, dem ſogenannten Fürſtenbrunnen. Wir ergötzten uns auf dieſen herrlichen Granitmaſſen, ſahen unter uns abendlich Biſchofsgrün liegen, und gegenüber, nur etwas höher als wir ſelbſt ſtanden, den Schneeberg, rechts von ihm den Nußhart. Wir eilten bald unſern Weg wieder vom Ochſenkopf herunter, über den Seeberg weg, dem Nußhartsberge zu. Das vortrefflichſte Granitgebäude von breiten, gröſſeren und kleineren, horizontalen Maſſen, mit dazwiſchen vorkommenden ſenkrechten Spaltungen zeigt ſich daſelbſt, und mag vielleicht nur von den auf dem Rudolphſtein übertroffen werden, zu dem wir uns aber nicht mehr hinzuwagten, weil heftige Gewitter die Hälfte des Himmels belagert hielten, und uns den weiten Heimweg hätten verſperren können. Wir machten uns alſo unter abwechſelnden kleinen Gewitterſtreifen davon, und kamen Abends zehn Uhr nach Hauſe.

Wunſiedel, den 3. Juli.

Lieutenant Schüz kam geſtern, uns zu beſuchen, von Arzberg. Wir blieben in der Stadt, beſuchten die Zeugfabrik des Herrn Brandenburg und ſeinen Garten, beſtiegen den Thurm, und Abends las mir Goethe die neueſten Kapitel ſeines Wilhelm Meiſter vor. Wir hatten meiſt Gewitterregen den Tag.

Dieſen Morgen fuhren wir, unter ſtarkem Gewitterregen, nach der Lurburg. Wir beſtiegen die prächtigen Granit-

felſen, die daſelbſt noch in zerſtreuten und aufgethürmten Trümmern liegen. Sturm und Regen nöthigten uns, wieder herunterzugehen, und ich ging allein mit meinem Burſchen, indeß Goethe zeichnete, über Sichersreuth wieder zurück. Wir kamen erſt zwei Uhr Nachmittags an.

Den 4. Juli.

Morgens ſieben Uhr verließen wir Wunſiedel und kamen ein Uhr nach Eger. Unſere mineralogiſche Tour ſchrieb ich daſelbſt auf. Wir gingen Abends noch nach Zwota, wo wir ein neuzubauendes Haus, prächtige Wirthin, und ziemlich ſchlechte Wohnung trafen.

Den 5. Juli.

Wir machten uns um ſechs Uhr von Zwota auf. Wir hatten Gewitterwolken und es war heiß. Gegen ein Uhr Mittags trafen wir in Karlsbad ein. Wir ſetzten uns ſogleich in beſſern Frack, und machten die gewöhnlichen Viſiten. Abends waren wir auf der Promenade.

(1788.)

Jena, den 8. October.

Diesen Nachmittag bemerkte ich bei einem Spatzierritt, den ich ungefähr zwischen vier und fünf Uhr vornahm, daß, wenn ich durch die frischgeackerten braunen Felder ritt, mein Schatten auf dem Boden sich mit einem sehr klaren Schein umzog, der mich begleitete, so wie ich meinen Weg weiter nahm. Auf den ungeackerten Feldern war er nicht so klar zu sehen, und auch dießmal nicht auf den grünen Blättern der Feldfrüchte, noch auf dem Grase. Unterdeß konnt' ich ihn doch überall bemerken, und sogar, als ich nachher am Flusse an Hecken vorbeiritt, selbst an den Thüren der Häuser, doch nur sehr schwach.

Da vor einiger Zeit in dem deutschen Merkur Bemerkungen über diese Erscheinung sind gemacht worden, und ich mich nicht mehr recht erinnere, wo sie hinausgelaufen sind, so will ich meine Bemerkungen über die Ursache dieser Erscheinung hier aufzeichnen, weil ich glaube, daß solche die wahren sind, und weil mich der sonderbare Zufall, dieselbe bei einer solchen Tageszeit zu sehen, dazu ermuntert.

Dieß Phänomen zeigt sich nämlich sonst gemeiniglich nur an heiteren frischen Morgen, wenn durch die Kühle der Luft und die darauf anwachsenden Sonnenstrahlen, die Dünste anfangen, niedergeschlagen zu werden. Sie schweben alsdann noch zum Theil über dem Boden, welcher durch seine Kühle sie

anzieht, bis die zerſtreuende Sonne ſie auflöſt. Je näher ſie dem Boden kommen, deſto mehr verdicken ſie ſich, wo ſie nachher den Thau bilden, zuvor aber als kleine Waſſerbläschen die Luft erfüllen. Als ſolche ſind ſie eines ſtärkern Reflexes der Sonnenſtrahlen fähig, als die gewöhnliche Luft; welches man auch beim Nebel wird beobachten können, wenn man mit einem ſtarken Lichte oder einer Fackel darein leuchtet. Gleiche Bewandtniß hat es hier, und die von dem Körper zurückprallenden Sonnenſtrahlen ſpiegeln ſich gleichſam in den zarten Bläschen des Nebels oder Dunſtes, und fallen von da wieder zurück, ſo, daß es ein wirkliches ſtärkeres Licht iſt, welches den Körper umgibt, und welches wir auf dem Boden neben unſerm Schatten vorzüglich ſehen, weil es da die kleinen Schatten, welche der Dunſt gibt, aufhebt, und ſich oftmals noch in den hellen Thautropfen, die auf dem Graſe liegen, ſpiegelt.

Ich habe noch keine Verſuche darüber angeſtellt, ich bin aber verſichert, daß ein helleres Gewand einen weitern weißen Schein gibt, ſo wie auch ein helleres Pferd, und dergleichen. Daß wir ſelbſt keinen Dunſt um uns bemerken, thut hierzu nichts (ob ich gleich hierüber noch keine genaue Bemerkung angeſtellt), aber die Vermehrung des Lichts, neben dem Schatten, iſt allerdings auf dem Boden bemerklicher.

Ich wurde dieſen Nachmittag auf dieſe Beobachtungen gebracht, weil, nach einem lange warmen und gelinden Wetter, obgleich es vorgeſtern beinahe vierundzwanzig Stunden geregnet hat, auf einmal, bei ziemlich kaltem Nordwinde, der Himmel heiter und rein geworden iſt. Nun verdickte die kalte Luft die Dünſte, die von der Erde aufſtiegen, und ließ ſolche nicht genugſam ſich vertheilen. Dieß brachte an einem Nachmittag (wo es ſonſt ſehr ſelten iſt, doch erinnere ich mich, unter ähnlichen Umſtänden, einer plötzlich kalten Luft bei heiterm Wetter, Ähnliches bemerkt zu haben) eine Wirkung hervor, die ſonſt nur bei der Kühle eines heitern Morgens gewöhnlich zu ſein pflegt.

(Ohne Jahreszahl.)

14. Januar.

Es gibt in gewiſſen Köpfen eine Art etablirter Irrthümer, gegen welche die Vernunft keine Waffen hat. Wenn mir ein Römiſchkatholiſcher im Ernſte ſagt, daß er das Anſehen der Kirche und des Papſtes auf die Worte baue: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Fels will ich bauen meine Gemeinde ꝛc.“, ſo kann ich nichts darauf antworten. Dieſe Machtſprüche kommen noch öfter im Leben vor, als man es denken ſollte. Wie gern mögen die Menſchen ihre Standhaftigkeit am Unſinn beweiſen.

15. Januar.

Eingehüllt. Es geht ein gelinder Thauwind. Reiche Naturen, wie wenig Geſtalt gewinnen ſie dennoch, ohne äußere Bildung und Umſtände. Ich bemerkte dieß an der Bürgermeiſter Bohlin, die mich dieſen Morgen beſuchte. Sie kehren dann zurück zu ſich ſelber, und haben wohl die Spur, wo zu ſuchen iſt, können aber dennoch nur ſelten das Gehörige finden.

Eine weit ärmere Natur, von zu vieler äußerer Bildung, fand ich Abends bei Fräulein Waldner. Die Kleinlichkeitsjagd ermüdete mich und machte mich traurig.

Meiner Schweſter volles Herz und Sinn tröſtete mich wieder ſpäter.

16. Januar.

Der Neger wird verkauft, denn er läßt sich in seinem eigenen Lande zum Sklaven machen und verkaufen.

Der Mensch, der sich von seinen eigenen Vorurtheilen und Leidenschaften behandeln und regieren läßt, muß auch von Andern behandelt und regiert werden. —

17. Januar.

Ein kleiner Geist gewinnt die Oberhand an unserm Hofe. Aus Mangel an ächten Prinzipien möchte man gar keine haben, und da die Masse zum Wirken zu klein ist, so kommt Armseligkeit und Unverstand zum Vorschein.

Die Herzogin suchte mich nach Tische für diese Gefühle schadlos zu halten. Sie kann in sich zurückgehen, auf Andere schließen, und ist daher doppelt liebenswürdig. Ihr Charakter ist es allein noch hier, der die Herzen halten kann. —

Ich war Abends bei Herder. Ich fand ihn nie noch in so schönem Besitz seiner selbst, in so ruhiger Fülle von dem, was er ist. Doch ist er noch immer krank.

18. Januar.

Wann wird das Herz seinen vollen Fluß erlangen? — Oder vielleicht nimmer? —

Ich hatte diesen Nachmittag einen kleinen Versuch davon, als ich der jüngern Frau v. Kalb die Gefühle meines Bruders erzählte. Aber es bezieht sich nicht genug auf das übrige Leben, und ist dennoch nicht ganz rein.

Es kommt mir vor, als wenn das der höchste Genuß des denkenden Wesens sei, in der gefühlten Consequenz aller beziehenden Theile, wie die Spinne in ihren geometrischen Fäden zu hängen. Es ist eine Allgewalt in der Folge, welche die mächtigste gegenwärtige Erscheinung nicht lange halten kann.

Der Mater Schröter aus Braunſchweig war Mittags bei Frau v. Kalb mit am Tiſch, und ſcheint mir auch ſeinem Charakter nach ein Miniaturgemälde in Paſtell zu ſein.

19. Januar.

Wenn man jung iſt, ſo ſieht man ſich als den Mittelpunkt aller Dinge an; man iſt beſchränkt in Einſicht, und angefüllt mit Lebenskräften, beide Urſachen bringen dieſe Wirkung hervor. Je mehr wir an Einſicht und wahrem Gefühl für die Dinge zunehmen, deſto mehr finden wir, daß wir nur ein ſehr geringes Segment des ungeheuern Zirkels ſind. —

20. Januar.

Das Mittagsmahl bei Hofe machte mich ſehr unglücklich. Ich kann nichts weniger vertragen, als rohe Grobheit, und öde Langeweile dazu, mit Reſpect aufgeſtutzt, iſt eine Situation der Hölle. So eine Hofgeſellſchaft iſt etwas Abſcheuliches. Die Herzogin ſaß unter ihnen, und fühlte Ähnliches, und hatte die Großmuth und Güte eines Heldenengels.

Ich machte Beſuche, und blieb bis nach Mitternacht auf der Redoute.

21. Januar.

Was ſoll es werden mit mir? Ein vulkaniſches Feuer tobt und zehrt ſo oft in meinem Buſen, und wenn es gleich nicht zum Ausbruch kommt, ſo frißt es dennoch deſto mehr die Kräfte. Es entſtellt die Geſtalt von außen, und wendet die Gemüther von mir ab. Wie werd' ich dieß ertragen? Ohne Ruhe, was iſt ein Herz, wie das meinige! — Schweige, du biſt krank! Angeborne Leidenſchaften ſteigen noch in dir bis zu gefährlichen Ausbrüchen.

Was gab Urſache? Die geſtrige Mahlzeit, die du nicht verwinden kannſt? Die Redoute war ein gefährlicher und

beſchwerlicher Trank auf ſie. Sie ſchwächte wenigſtens deine Geſundheit!

Halte dich! Vergiß! Gewöhne dich wieder zu dir! Sei kein Kind, du Alter! Um was? — Der Geſang der Lauten that dir heute wohl — und doch konnte er dein Herz nicht ganz beruhigen! — Entſage jeder Leidenſchaft, wenn du nicht einen Krater von Elend dir aushöhlen willſt! — — —

22. Januar.

Meine Schweſter ſchickte dieſen Morgen zu mir, um mich zum Spaziergang einzuladen. Ich bemerke ihre zärtliche Sorgfalt. Sie fühlt, ich ſei etwas krank, und will mich daher erheitern. — Die Bosheit mag es ihr auch ärger gemacht haben. Laß ſie gehen! — —

— Ich war bei ihr, und es war nicht ſo. Sie hatte wirklich Verlangen zu gehen; wir gingen, und es war luftig, heiter und ſchön.

Ich war Abends bei Herder, den ich nie ſo wohlgeſtimmt noch fand. Er las mir ſeine Einleitung über die Alterthümer der Welt, und mich deucht, es wäre das Beſte, was ich noch von ihm gehört. Spät war ich noch bei Gores.

23. Januar.

Ich nahm Glauberſalz, denn ich finde eine Verſtopfung in mir, die auf ein Gallenfieber deutet.

Man bat mich nach Hof, aber ich ſchlug es ab. Der Gedanke dahin iſt mir unerträglich. Ich kenne kein elenderes Zuſammenſein. Das Beſte, was da iſt, die Herzogin, fühlt gleiche Noth, man nimmt Antheil an ihr, und kann ihr nicht helfen. Sie macht ſich feſter damit, daß ſie glaubt, ſolche Exiſtenz erfordere ihr Rang.

Ich brachte den Abend bei der Herzogin Mutter mit Frau v. Kalb zu.

26. Januar.

Des großen Königs Tag. Meine Couſine in Berlin, der ich vor einiger Zeit einen Brief mit ſeinem Bilde geſiegelt zugeſchickt habe, ſchrieb mir jüngſt, daß ſich der Briefträger ſo darein verliebt, daß er nur immer darnach frage, wann er wieder einen Brief mit dieſem Siegel bringen könne? — So iſt das Bild des großen Mannes nach dem Tode werth, und nirgends zeigt ſich dieſe Achtung reiner, als aus dem Munde eines ſo gemeinen Mannes.

Ich ſchrieb dieſen Morgen an meiner Überſetzung des Lukrez für Herders, und als ich ſie ihnen Abends brachte, hatten ſie große Freude damit. Herders Kritik, zumal über den Versbau, that mir ſehr wohl, und ich arbeitete noch in der Nacht daran, die getadelten Stellen zu verbeſſern.

---

28. Januar.

Eine Sache iſt mir höchſt zuwider. Dieſe iſt, wenn man nach jahrelangem Rechten, nach innerm Zwiſt, und ſtolzer Behauptung ſeines Vortheils, endlich auf einmal banquerout macht, und mit bloder Entſchuldigung das entgegengeſetzte Recht des Andern eingeſteht. Je höher der Werth war, um welchen der Streit, je vorzüglicher die Perſon, die ſich einer fremden Meinung anmaßte, je widriger iſt der Fall, und es hält ſchwer, die Hochachtung ferner für dieſelbe Perſon zu erhalten. Deßwegen es vernünftigen Menſchen ſo ſchwer wird, ſich, wie man es heißt, ein Dementi zu geben. — — —

27 Januar.

Ich war äußerſt abgeſpannt den Morgen. Ein Glas Wein half mir etwas auf. Oft ſehr gelinde Luft und der veränderte Gebrauch des ſpaniſchen Tabaks mögen dieß bewirkt haben.

Ich ſpeiſte Mittags wieder bei Hofe, ob ich mir gleich vorgenommen hatte, die Woche nicht da zu eſſen.

Auf den Abend war ich zum Spiel bei der Herzogin Mutter gebeten. Die groben Unarten von Wieland, der im Spiel nur ſtets gewinnen will, beleidigten mich, ob ich mich gleich zurückhielt, und es nicht äußerte. Aber ich nehme mir vor, es ſehr zu vermeiden, künftig mit ihm zu ſpielen.

Ich ging nicht ſonderlich vergnügt nach Hauſe.

---

28. Januar.

Die geſtrige Unart von Wieland bewegte mich, dieſen Morgen über Höflichkeit etwas, zur nächſten Vorleſung, aufzuſetzen.

Abends waren wir im Hamlet. Einer machte die Rolle ſehr gut. Das Stück hat den allerlebendigſten Reiz, und ſchlägt an die edelſten und lebhafteſten Gefühle von allen Seiten an.

Jena, Sonnabend, den 24. April.

Wir leben unter mancherlei Unruhen und Gerüchten, wovon ich jedoch nur den Wiederschall vernehme, da ich mich in meinem Eckzimmerchen, im Angesichte der wechselnden Berge und der aufgrünenden Wiesen und Bäume, ziemlich zurückgeschlossen halte. Mein Karl dagegen ist etwas lebhafter, und streift immer mit den theils durchziehenden, theils bivouaquirenden Kriegshorden umher, und möchte gern Theil mit am Streite nehmen — wovon ich ihn jedoch noch für dieses Jahr zurückzuhalten suchen werde.

Wir haben bisher nur meist preußische Husaren und Kosaken gehabt, die täglich, ja stündlich, ihren Aufenthalt verändern, und auch an Zahl sehr ungleich sind. Nach der Affaire bei Weimar hat es auch vorgestern einen Scharmützel an der Chaussee bei Umpherstedt gegeben, wobei einige Franzosen geblieben sein sollen. Diesen Morgen, sagt man, ständen die Baiern und Franzosen gegen Weimar zu etwas zahlreicher, bei Kötschau; die preußischen Husaren hingegen nebst den Kosaken haben sich in der Nacht gegen Kunitz und die Berge zurückgezogen, so, daß es hier in der Stadt, wo ein kleines Brodmagazin liegt, vielleicht heute noch zu einer Affaire kommen könnte. Wir warten Alles mit Geduld ab, doch wünschen wir, daß unsere unruhigen Nachbarn bald weiter ziehen möchten.

Gestern waren gegen hundert Kalmücken hier, die ich zwar selbst, des unfreundlichen kalten Wetters wegen, nicht besucht

habe, die mir aber unser Prof. Voigt, der heute zu uns kommt, gar seltsam beschrieben hat. Viele davon, sagt er, sähen gerade wie das kleine steinerne Bild aus, das ich besitze; andere hätten Köpfe wie die Kürbisse, an denen gar wenig Erhöhung zu bemerken sei, sondern Augen, Mund und Nase gleichsam nur wie in den Kürbis eingeschnitten. Es thut mir leid, daß ich sie nicht gesehen habe. Es sind meist kleine, aber untersetzte und gewandte Leute.

So leben wir nun hier mit den Völkern Asiens. Was daraus werden soll, ist schwerlich abzusehen; auch begreift man nicht ganz, warum die Armeen nicht weiter vorrücken.

Von Weimar weiß ich gar nichts, weil die Passage dahin nicht offen steht. Die umlaufenden Gerüchte sind so abwechselnd und verschieden, daß man ihnen keinen Glauben beimessen kann. Daß die Franzosen daselbst starke Requisitionen gemacht, ist wohl gewiß: von dem Weitern erwarte ich Nachricht.

Bei uns hat es in vergangener Nacht geschneit, und noch liegt der Schnee diesen Mittag auf den Bergen. Dieses wird unseren schönen frühen Blüthen kein Gedeihen bringen. Auch hierin müssen wir uns dem Schicksal ergeben.

Gestern Nachts las ich noch vor Schlafengehen die Fächeux von Moliere; heute will ich den Tartuffe lesen. Die Correspondance von Grimm habe ich auch geendiget. Mit dergleichen muß man sich jetzt die Zeit vertreiben; denn Anderes kann man nicht lange zusammenfassen.

Des Morgens treibe ich meist immer die Georgica des Virgil mit dem Karl, das freilich ein göttliches Gedicht ist. Wir sind nun am Schlusse des letzten Gesanges, aus dem wahrscheinlich Dante und mehrere große Dichter ihre besten Erfindungen geschöpft haben.

Sonntag, den 25 April.

Gestern ging es ganz ruhig zu, und es waren, außer ein paar preußischen Patrouillen, keine Truppen hier. Noch, scheint

es, haben die Franzosen Weimar nicht verlaſſen, und die Preußen halten ſich jenſeits der Saale, gegen das Altenburgiſche hin. Doch ſcheinen dieſes nur geringe Corps zu ſein.

Der militäriſche Geiſt erweckt Alles; die Meiſten zu Furcht und Schrecken, Einige aber doch zu einem geſpanntern Leben — das denn auch nicht übel iſt, ſo lange nämlich keine größeren Gefahren bevorſtehen.

Mein Karl iſt ſehr erregt, und er neigt ſich ganz zum Soldatenleben hin; was mir denn auch — zumal bei jetzigen Zeiten — eben nicht zuwider iſt. Er iſt den ganzen Tag unter den Truppen, die ankommen und gehen, und möchte gern ſchon etwas wagen. Sein Charakter hat ohnehin etwas Heftiges und Forttreibendes, das mir oft etwas Sorge und Mühe macht; doch zum Soldaten ſchickt er ſich, denn brav iſt er, und auch ziemlich gewandt.

Den 26. April.

Geſtern paſſirte Marſchall Ney mit 15,000 Mann hier durch, die größtentheils dieſe Nacht in der Stadt einquartiert wurden. Preußen ſollen an 30,000 Mann bei Altenburg ſtehen; in dortigen Gegenden bis Leipzig eine große Menge Ruſſen. Wahrſcheinlich dürfte es in dieſen Tagen zur Schlacht kommen.

Ich beſuchte dieſen Morgen mit dem jungen Voigt den Markt, um die Franzoſen zu ſehen, und auch einige Spanier. Letztere unterſchieden ſich wenig, hatten nur hellere Uniformen. Es iſt meiſt ſehr junges und kleines Volk; man ſagt, es ſeien die Cohorten der 9ten Diviſion. Ein Aide-Major, der ein Deutſcher und ein Franke war, unterhielt uns lange. Er war ſehr vernünftig. — Dann ging ich in den botaniſchen Garten, die ſchönen Blumen zu beſchauen — den freundlichen Gegenſatz, den die Natur uns verleiht, gegen die Übel der Menſchen. Auch haben wir ſeit ein paar Tagen wieder außerordentlich ſchöne Witterung, und dieſen Mittag war es ſchwül, daß man

ein Donnerwetter erwartete. Der Frost in voriger Woche soll den Bäumen und Blüthen keinen Schaden gebracht haben.

Dienstag, den 27 April, gegen Mittag.

Die Scenen verändern sich jetzt bei uns beinahe stündlich, doch bin ich bisher noch ganz ruhig in meiner Gartenecke geblieben, und genieße — obwohl bei etwas Katarrh — des aufblühenden Jahres.

Diesen Morgen sind die Auftritte etwas bunt. In der Nacht, gegen Morgen zu, brachen die gestrigen französischen Truppen wieder auf, und marschirten jenseits der Saale, vermuthlich nach Bürgel zu. Am Morgen kam schon preußische Cavallerie, Husaren und Uhlanen, hier an, machten einige zurückgebliebene Franzosen zu Gefangenen, und unter andern einen Colonel und noch ein paar Officiere (im Mühlthal), die sie bei Henri erwischten. Den armen Henri selbst haben sie im Schlafrock und Pantoffeln mit fortgeschleppt — und eben höre ich, daß sie mehrere Baiern, die von der Schnecke heruntergekommen, zu Gefangenen gemacht haben. Die Preußen zeigen viele Munterkeit und Muth — nur entscheiden diese kleinen Affairen noch nichts. — Die Franzosen haben sich hier sehr gut betragen, so wie ich auch solches von Weimar höre.

Mittags.

Jetzt ziehen 20,000 Franzosen, Baiern, Hessen, Würtemberger ꝛc., unter General Marchand, von Weimar kommend, hier ein. — Napoleon soll in Weimar sein. Eben wird von hier aus eine Deputation an ihn gesandt. — An 7000 Mann bleiben diese Nacht hier; die andern sind in der Gegend. — Diesen Nachmittag ist es wieder ziemlich schwül. Alle Blüthen sind heraus; manche Bäume fangen schon an abzublühen. —

Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Euch; doch wünscht' ich auch nicht, daß Briefe verloren gingen. — Wir sind hier, zum Wunder aller Welt, noch von Einquartierung

verſchont geblieben, ſo, daß es noch immer in meinem Hauſe ruhig iſt. —

Was ich bemerke, iſt, daß der Schrecken immer größer iſt, als die Gefahr ſelbſt. Vor jenem ſollte man ſich zu hüten ſuchen. Nur unſere Einbildungskraft vermehrt und vergrößert die Übel. —

Mittwoch, den 28. April, früh.

Wir haben die Nacht Donnerwetter gehabt, aber ohne Regen. Die Bivouakfeuer der Franzoſen ſah man die ganze Nacht durch an den Bergen. Dieſen Morgen iſt es ſtill; die Franzoſen ſind noch hier. Man ſagt, die Preußen ſtänden auf den Bergen. —

Unſer Herzog ſoll vorgeſtern nach Erfurt gegangen ſein, Napoleon entgegen. Noch iſt dieſer nicht in Weimar angekommen.

Freitag, den 30. April.

Du magſt Dich nicht wundern, daß ich vorgeſtern ſo wenig, und geſtern gar nicht zum Schreiben gekommen bin. Ob ich mich gleich für meine Perſon ſo ziemlich ruhig verhalte, ſo iſt doch der Anlauf von den äußern Begebenheiten ſo heftig und zudringend, daß man ſich der bewegtern Theilnehmung nicht erwehren kann. Geſtern Morgens hatten wir Scharmützel in der Stadt, und während die Franzoſen von der einen Seite in Haufen einzogen, machten die preußiſchen Uhlanen auf der andern Seite einige Gefangene, bleſſirten auch Einige, u. ſ. w. Man rechnet an 50,000 Franzoſen, die geſtern zum Theil hier, nach Auerſtädt zu, vorbeizogen, zum Theil auch in der Stadt und der Gegend geblieben ſind. Darunter waren viele Heſſen, Baiern, Würtemberger, Badener u. dergl. Die Letzteren haben wegen ihres Betragens ſchlechtes Lob erhalten. Der Mangel fängt an, groß und allgemein zu werden, wie man bei ſo vielen Gäſten ſich wohl denken kann. Dieſen

ganzen Morgen trommelt es ſchon wieder; doch heute, ſagt man, ſei der letzte Durchmarſch.

Die armen verblendeten Menſchen, welche ſich einbildeten, die Franzoſen ſeien ſchon aus der Welt, erfahren freilich kräftige Gegenbeweiſe; ob es gleich wahr iſt, daß in den Truppen wenig Freude zum Krieg herrſchen mag.

Sonntag, den 2. Mai. (Morgen, bedeckter Himmel.)

— Ein paar Tage der Unruhe ſind nun wieder vorüber, und wir finden uns etwas erleichtert. Die italieniſchen Truppen machten uns vorgeſtern etwas bange. Sie waren in Menge da — ich weiß nicht, wie viel Tauſende — und ſie ſcheinen nicht die zarteſten Begriffe von dem Mein und Dein zu haben. Hier, im Paradies, campirten eine gute Zahl, und des Regens ungeachtet, brachen ſie Hecken und Zäune durch, und holten, ſonderlich was ihnen für ihr Nachtquartier füglich und tauglich ſchien: Bänke, Breter, ganze Thüren, Holz und Stroh in Menge. So haben ſie in kurzem eine kleine hölzerne Vorſtadt ſich in unſerm Paradies erbaut, deren Nähe uns zwar einige Beſorgniß erregte, ihnen aber bei der regnichten Nacht ſehr wohl bekam.

Geſtern ſind dafür mehrere Tauſend Würtemberger hier eingerückt: ein friedliches, gutes Volk, meiſt blutjunge Menſchen, die es eben mit Niemand — auch nicht mit den Preußen — böſe meinen. Dieſen ganzen Morgen trommelt es ſchon, und man ſagt, es zögen heute noch 15,000 neapolitaniſche Truppen ein. So haben wir denn in 8 Tagen hunderttauſend Menſchen hier bewirthet. Das will etwas ſagen; auch weiß Niemand mehr, wo etwas herzunehmen, und die Noth dürfte groß werden. —

Mittags.

Eben erhalte ich einen Brief von Frau von Stein und Frau von Schiller. Beide ſcheinen ziemlich getröſtet, und zu-

mal bei Letzterer iſt immer die Vorſtellung das größte Leiden; wenn die Sache da iſt, fühlt ſie bei weitem nicht das Übel ſo ſehr. Frau von Stein hat mir ſogar einen charmanten Brief geſchrieben, den ich Dir gern ganz mittheilen möchte. Sie wünſcht keine Männer in der Welt, damit es keine Kriege gäbe — aber ſie bedenkt nicht, daß die Weiber dann auch nicht ſehr friedlich ſein würden — und manche fürchten ſogar die Langeweile ärger, als den Krieg. Sie nennt unſere durchziehenden Krieger unarkadiſche Schäfer, die ihr leider den Frühling verdürben, u. ſ. w.

Gegen die Herzogin war Napoleon, der ſich nur drei Stunden in Weimar aufhielt, außerordentlich einnehmend. Dem Herzog mag er einige nicht ſo angenehme Dinge geſagt haben. Sie ſchreiben mir aber von allem dieſem gar wenig. —

Ein Gedanke iſt mir dieſen Morgen beim Aufſtehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten faſt immer Urſache finden, ſich des Lebens zu erfreuen. Es waltet doch ein guter Geiſt über uns. Ich habe es vor ſechs Jahren am Tage der Schlacht und in den gefährlichen Zeiten geprüft, und jetzt, bei dem ungeheuern Druck, den wir fühlen, bin ich und die Meinigen beinahe ganz unverletzt und ungeſtört geblieben. Freunde und Freundinnen, die weit mehr Unruhe und Noth hatten, ſind dennoch heiter geblieben und haben ſich munter erhalten. So war ich geſtern bei der guten Griesbach, die immer in ihrem gleichmüthigen Sinn fortlebt, ob ſie gleich gewaltige Beſchwerden gehabt. Sie ſchafft herbei, und treibt dieſes wie andere Geſchäfte; nur bei dem gemeinen Mann zeigt ſich freilich hie und da Elend und Noth.

Den 5. Mai. Morgens.

Wir haben wieder ein paar unruhige Tage gehabt, wegen der vielen Durchmärſche; doch heute ſcheint nun Alles vorüber. Die Nachrichten von einer Bataille, die vorigen Sonntag bei Lützen vorgefallen ſein und bis den andern Tag,

als vorgestern, gedauert haben soll, sind noch nicht bestimmt genug. Viele Blessirte sollen in Weimar, in Apolda ꝛc. angekommen sein; selbst den Marschall Ney sagt man todt, und den General Bertrand stark blessirt. —

Das Schicksal nimmt eine wunderbare Wendung. Dieser Krieg fängt ganz anders an, als der vor sechs Jahren. Es scheint gleichsam, als wenn sich das Glück der Franzosen erschöpft hätte: aber die Unruhen werden deshalb nicht ausbleiben. Wir sehen wunderlichen Zeiten entgegen. Sollte die Franzosen das gewöhnliche Glück verlassen, so ist eine Revolution in ganz Deutschland wohl unausbleiblich; denn Alles stützt sich bei uns auf zu schwache Grundsäulen. —

Wir haben immer Schwärme von russischen und preußischen Kosaken und Uhlanen hier jenseits der Saale zur Seite gehabt, welche den durchziehenden französischen Truppen viel Schaden thaten. Sie waren sogar so dreist, sich des Tags auf unseren Bergen sehen zu lassen, und Nachts setzten sie über den Fluß und machten viele Gefangene und Beute. Karl war so verwegen, sie vorgestern in Roda zu besuchen, wo er an 500 derselben antraf, die, wie er sagte, alle sehr höflich und artig gegen ihn gewesen. Es sollen sehr schöne Leute sein. — Gestern hatten wir den letzten Trupp der neapolitanischen Soldaten, die etwas ungezogen gewesen. Vorgestern hatte ich einen jungen Menschen vom Sanitätscorps bei mir, der sehr verständig und bescheiden war. Er ist in Paris geboren, und brachte jetzt schon sieben Jahre in Italien und Illyrien zu, wo er auch illyrisch sprechen lernte. Seine Equipage wurde ihm hier in der Nähe von den Kosaken geraubt, wobei sie auch den Adjutanten seines Generals gefangen nahmen. —

Dieses Alles scheint mit der schönen Witterung und Jahreszeit etwas zu contrastiren; doch nehmen wir auch an dieser Antheil, und finden in dem Contrast einige Beruhigung. Mehr noch als von den Truppen befürchten wir von künftigen Räu-

verbanden, die ſich etabliren könnten — denn die Deſertion ſoll ſtark ſein.

Abends.

Ich habe dieſen Mittag bei g. R. R. Müller gegeſſen, wo allerhand Nachrichten angekommen ſind. Man hält die Bataille noch nicht für entſcheidend. Marſchall Ney iſt nicht todt, noch weniger Bertrand; aber Beſſières ſoll todt ſein. Man kann auf die erſten Nachrichten nicht trauen. Eine Menge Bleſſirte ſollen nach Apolda, nach Weimar ꝛc. geſchafft worden ſein. —

Ich las geſtern Nacht noch die Hekuba, die ein junger Dichter unſerer Prinzeſſin dedicirt hat. Der junge Menſch iſt nicht ganz ohne Talent; doch ein großer Dichter iſt er nicht — und allzuſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Es iſt ihm zu wünſchen, daß er eine Stelle bekomme. —

Sonntag, den 9. Mai.

Ich kann den ſchönen Morgen nicht beſſer feiern, als wenn ich mir das Andenken meiner Lieben und Theuern näher in's Gedächtniß rufe. Die Natur, die jetzt ſo ausnehmend ſchön iſt, wendet gern und leicht das Gemüth zu demjenigen hin, was wir auch in der moraliſchen Welt ſchön und lieblich finden. So habe ich auch in dieſen Tagen holde und angenehme Träume, und mein Gemüth beſchäftigt ſich im Schlafe Fröhliches und dem Menſchen Anſtändiges zu bilden. Das Geräuſch und Lärmen der Menſchen und Trommeln, ob es gleich noch nicht aus dieſen Gegenden gänzlich verbannt iſt, hält doch die ruhige Lage meiner Wohnung etwas entfernter, und mit Einquartierungen ſind wir auch, für unſern Theil, eben noch nicht zu ſehr beläſtigt worden.

Den 12. Mai.

Meine Pauſen ſind etwas lang. Nicht daß ich immer geſtört würde, noch daß es mir an Stoff zum Schreiben fehlte,

sondern — weil man sich eben lieber mit Gedanken, als mit Schreiben beschäftigt. Ich höre aus Weimar gar nichts von Dir; also kommen auch daselbst keine Briefe an.

Es ist bei uns nun etwas stiller geworden, indeß wir bis auf den heutigen Tag immer abwechselnd mehr oder weniger Durchmärsche hatten. Man spricht hier von vorgefallenen Bataillen, doch wissen wir darüber wenig Genaues. Wahrscheinlich ist es, daß Napoleon anjetzt seine Feinde bis an oder über die Elbe zurückgedrückt hat. —

Ich, für meinen Theil, halte dafür, daß man in diesen in der That trüben Zeiten sein Gemüth, so viel nur möglich, von fremden Eindrücken zurückhalten müsse, um nicht ganz im Strudel unterzugehen.

Napoleon sagt, sein Stern (son étoile) leite ihn. Hat nicht jedes von uns seinen Stern? Wir müssen uns Mühe geben, solchen zu erkennen, und in der trüben Nacht ausfindig zu machen. Wen seine Pflicht ruft, der finde sich da, wohin sie ihn ruft. Er wird ihn überall erkennen. Das Ende von allen Dingen wäre ja doch nur der Tod — und was ist der Tod? Es gibt Dinge, die schwerer zu ertragen sind. —

Wir müssen für uns sorgen, und dann für das, was uns zunächst angeht, unsere Lieben und Freunde. Hat uns die Welt größere Pflichten aufgetragen, so müssen wir auch diese, nach unserm Vermögen, besorgen. Wer weiter hinaus geht, der übersteigt seine Kräfte, und sein Stern kann ihm hinfort nicht mehr leuchten. Er verliert die Ansicht von diesem. — Untheilnehmend ist man deßhalb nicht an dem menschlichen Schicksal, wenn man nicht über seine Kräfte hinaus geht. Wer allzuviel an zu vielem Theil nimmt, verwirrt sich leicht; er läuft auch Gefahr, allzuparteiisch zu sein. Mit dem Glauben an ein gerechtes Schicksal erhebt man sich über die Dinge; man hat noch Hoffnung da, wo selbst der Anschein aufhört.

Dieses haben die Menschen zu einem Hauptgrundsatz ihrer Religion gemacht, und sie hatten auch Recht daran. Wer nicht

Festigkeit im eigenen Gefühl hat, an die Wahrheit der Ordnungen der Natur zu glauben, der nehme sich einen übernatürlichen Beistand. Die ganze Natur ist ja von der Gottheit durchdrungen. —

Ich habe in diesen Tagen mancherlei Betrachtungen über den Ehrgeiz gemacht. Er endigt, wie alle Leidenschaften, zuletzt in Wahnsinn. Manche Leidenschaften können durch Erschöpfung der physischen Natur gemäßigt werden, der Ehrgeiz selten. Diese Leidenschaft steigt immer höher, je weiter sie kommt, weil sie in der That etwas Edles zum Grunde hat, und endigt in Wuth oder mindestens Don Quichottismus. Le Don Quichot du Nord heißt Karl der Zwölfte mit Recht. Karl den Fünften treibt die Leidenschaft in's Kloster. Bei Beiden hat sie die Übermacht über den Geist genommen. Sie vergaßen das Maß ihrer Kräfte. — — —

Unter allen Lehrern des Alterthums ist mir Horaz in seinen Satyren und Episteln beinahe der wichtigste. Er hat selbst die Leidenschaften gekannt, aber auch ihr Maß erkannt. So gefällig, so richtig, spricht keiner davon. In ihm blüht, wenn ich so sagen darf, der ächte gesunde Menschenverstand.

„Du, o gesunder Menschenverstand, wofern, wie ich glaube,
Du eine Gottheit bist, weih' ich mich gänzlich nur dir!"

sagt Properz.

Sonntag, den 23. Mai 1813.

Vergebens wartete ich die lange Zeit, ein Wort wieder von Dir zu hören oder zu lesen — umsonst! es scheint, als wenn der wilde Krieg auch die zartesten Bande auflösen wollte. Doch bei uns ist es nicht so. Ich bin Eurer Freundschaft so sicher, als wenn Ihr hier auf der Stube mit mir lebtet; nur fühle ich desto mehr die Beschwerlichkeit der Zeit und der Umstände, je mehr man ein freundliches Wort aus einem treuen Munde

anjetzt zu vernehmen wünschen möchte. „Wir werden von den Schickſalen umhergetrieben," ſagt Äneas im Virgil, „laßt uns den Schickſalen folgen!" — Von unſeren Begebenheiten Dir zu ſchreiben, bin ich faſt zu müde. Alles wiederholt ſich ſo oft, und das Neue bringt eben nichts Erquicklicheres. Ich überlaſſe es alſo den Zeitungen, ſo unzuverläſſig dieſe auch mitunter ſein mögen, Dich von den Haupt- und Staatsgeſchäften zu unterrichten. Durchmärſche, Trommeln, Einquartierungen iſt ungefähr Alles, was wir ſehen und wovon wir hören. Die Kinder ſind dabei am luſtigſten, wenn es nur noch was zu eſſen für ſie gibt; dieſes nimmt aber täglich mehr ab.

Wir haben ſeit etlichen Tagen etwas kalte Witterung; doch dabei abwechſelnd Regen, der dem Lande ſehr nützlich iſt. Sonſt iſt das Frühjahr ſchön, und die Natur ſucht das Menſchenübel etwas zu erſetzen.

Von unſeren Freundinnen in Weimar erhalte ich fleißig Briefe; doch ſind dieſe eben auch nicht tröſtlicher: nur Frau v. Stein erhält ſich, zu meiner Verwunderung, den Geiſt noch am unbefangenſten. Ich ſchreibe ihr öfters, und ſie antwortet jederzeit. Des Kriegs iſt freilich Jedermann müde, zumal da er auf eine ſo verheerende und vertilgende Weiſe geführt wird.

Wenn ich nur täglich — wenigſtens wöchentlich — wüßte, was unſere liebe und verehrte Prinzeſſin machte! Schreibe mir doch ja ihr Leben auf, damit ich es ganz weiß. Gewiß iſt ſie immer, die ſie iſt und die ſie war; nur möchte ich ſie unter den verſchiedenen Umſtänden auch ſehen. Gott wende ihr Alles zum Glück! und laſſe ihr vorzüglich auch den kleinen Sohn gedeihen, damit er ihr künftig die Übel der gegenwärtigen Zeit erſetzen möge.

Sage mir nur, was macht das gute und liebe Voschen? — Die iſt wohl recht politiſch? — Ach, wenn nur unſere frommen Wünſche zu etwas hälfen!.....

Und Du, gute Seele! was machſt Du? Wie vertreibt Ihr Euch die Zeit? Hört Ihr fleißig die Nachtigallen? — Ich habe mich jüngſt an zwei Abenden in Griesbachs Garten geſetzt, aber nur Eine Nachtigall ein wenig ſchlagen hören. Der Lärmen verſcheucht Alles, und dieſe zarten Stimmen wollen und können nicht unter dem Geräuſch der Trommeln hervordringen. —

Guten Morgen, meine Lieben! —

Blicke auf unſer Daſein.

(1818.)

— Ille velut fidis arcana sodalibus olim
Credebat libris — Hor. Serm. II. 1.

Otium divos rogat — Hor. Od. II. 16.

Den 4. Februar.

Das Höchſte, was der Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erlangen kann, iſt doch ohne Zweifel die Ruhe der Seele.

— Omnis placata posse mente tueri,

ſagt Lukrez, das ſei die wahre Frömmigkeit, und alſo das höchſte Ziel geiſtiger Kraft.

Alle Stille iſt gebieteriſch, ſelbſt in der äußern Natur; denn ſie trägt das Maß ihrer Kräfte in ſich, das ſich nicht ſo leicht berechnen läßt.

Wodurch erlangen wir aber die wahre Ruhe der Seele, als durch Bändigung unſerer Leidenſchaften, Hoffnungen und Wünſche? Dieſe aber unter ſich zu bringen, zeigt eine große Macht der Seele an, und die ruhigſte Seele iſt alſo ohne Zweifel die ſtärkſte.

Wie aber gelangen wir zu dieſer Ruhe? — Dieß iſt eine große Aufgabe, wie die Sache es ſelbſt zeigt. —

Wir müſſen alſo die Gründe der Unruhe wohl ſelbſt zuerſt aufſuchen, um zu zeigen, ob und wie weit, bei deren Wegräumung, wahre Ruhe zu erhoffen iſt.

Es ist begreiflich, daß ich bei dieser Untersuchung nicht Gemüther voraussetze, die durch gänzlichen Mangel an Kraft, ohne Theilnahme, in einer leidenschaftlosen Abspannung dahin leben. Solcher gibt es genug, und der größte Theil der Menschheit besteht aus ihnen. Bei Andern erhält die tägliche Arbeit, wodurch sie sich die Nahrung des Lebens zu erwerben suchen, eine gewisse gleichmüthige Stimmung, die einen großen Segen durch das Leben verbreitet.

Wir sprechen hier von derjenigen Ruhe des Gemüthes, die sich der Weise unter allen Umständen und Zufällen des Lebens durch eigene Überlegung erhalten kann und muß.

Vor allem diesem ist es ohne Zweifel das Nothwendigste, daß sich der Mensch einen wahren Begriff von der Bestimmung seines Lebens überhaupt mache. Wie und zu was sind wir in der Welt da? — Dieß ist die erste Frage, die der Mensch sich selbst beantworten muß. — An diese Frage ist das ganze Wissen des Menschen gebunden; denn sie begreift gewissermaßen die Erkenntnisse der ganzen Natur in sich.

Was ist die Welt? — Was sind wir in derselben? — Des Menschen Geist unterliegt dieser ersten Frage. Die Welt ist Alles — aber Alles zu fassen, ist des Menschen Geist nicht fähig; er muß also das Unendliche blos auf den Punkt seines eigenen Begriffes zusammenziehen. Dieser Punkt ist schmal und enge, doch erweitert er sich bei tieferem Nachforschen und langem Denken.

Hier sind uns alle Wissenschaften und Kenntnisse der Menschheit zum Beistande nöthig. Was ist der Mensch? Was weiß er? Und was ist die Natur, die ihm erscheint, um ihn her? —

An diesen Fragen arbeiten, so lange die Welt besteht, schon die Menschen — und nur wenigen ist es gelungen, sie einigermaßen genügend zu beantworten: ja, man möchte sagen, daß der rohe Mensch, das bloße Kind der Natur, sie durch

sein bloßes Dasein oft genügender beantwortete, als fast alle Weisen der Welt.

Wer wird dieß Räthsel lösen? Wer wird uns die wahre Straße zeigen, auf welcher das Glück des Menschen zu suchen sei? —

Wenn der Mensch wie eine zur Thierheit gereifte Pflanze zur Welt kommt, so weiß er noch nichts von seinem Zustande; er lebt blos im Gefühl. Man kann ihn eigentlich nicht glücklich noch unglücklich nennen, weil ihm das Bewußtsein noch fehlt. Wird er älter, so ersetzen sich auch leicht Leiden und Schmerz durch wechselnden Genuß und Freuden. Er fangt erst an, Mensch zu werden, sobald er sich inwendig fühlt und einen gewissen Zweck des Lebens vor Augen sieht. Dann erst fängt das Gemüth an, mit sich selbst zu rathschlagen und bei öfterem Wanken eine sichere Stellung zu erhalten. Dieß kommt aber nicht so leicht. Leidenschaften erheben sich, und treiben das Gemüth von einer Seite zur andern. Müde vom Geschick des Lebens — wenn er nicht untergesunken ist — befragt er sich endlich: Wozu dieß Alles da sei? Wonach er gestrebt? Für was er gelitten? Wie lange die Dauer seines Ungemachs oder seiner Freuden noch währen könne? — Hier wird er auf den Zustand und die Beschaffenheit der ganzen Natur getrieben, indem er in ihrer Bestimmung seine eigene zu finden und zu erkennen sucht.

Mit freiem ungetrübtem Blicke begegnet er nun den Dingen. Er sieht Alles um sich her, wie es kommt und vergeht. Manches dauernder; doch keines so, daß eine beständige Fortdauer in derselben Beschaffenheit von ihm zu denken wäre. Er forscht den innern Eigenschaften dieser Dinge nach, und findet auch da nichts, was ihm ganz unveränderlich und bleibend dünken möchte. Er steht nun deßhalb nicht weiter an, die Veränderlichkeit als ein Grundgesetz der Natur zu erkennen, dem alles Dasein derselben unterworfen ist. Hier ist kein Heute; es ist ein beständiger Abend oder Morgen. Dieses gibt seiner Seele einen neuen Blick. Er selbst ist, wie alles

Andere, demſelben Schickſal unterworfen. Sein eigenes Ich, das er ſo beſtändig und feſt glaubt, iſt ſteter Veränderung unterworfen, und Er ſelbſt iſt heute nicht mehr ganz daſſelbe, was er geſtern war.

Den 10. Februar.

Dieſes Grundgeſetz der Veränderlichkeit, das wir in allen Dingen erkennen müſſen, in den kleinſten wie in den gröſſten, gibt uns den Begriff, daß keine feſte Dauer in irgend einem der Weſen zu denken ſei, ſowohl ſeiner Geſtalt, als ſeiner Beſchaffenheit nach, und daß auch unſer eigenes Weſen hievon nicht ausgeſchloſſen ſein könne.

Was iſt alſo die Welt? und was ſind wir? — Ein ſteter Wechſel von Erſcheinungen. —

— Was bleibt hievon für unſere Natur übrig? — Daß ſie gleichfalls nur eine Erſcheinung ſei, die wir aber durch die Dauer unſerer Zuſammenfügung auf eine gewiſſe Zeit feſtzuhalten vermögen.

Wenn wir uns nun von unſerer Exiſtenz einen richtigen Begriff machen wollen, ſo müſſen wir vorerſt ſehen, auf welche Weiſe wir in die Welt kommen, und wie wir wieder von derſelben abſcheiden. Unſere Entſtehung iſt ohne Zweifel ein Zufall; denn wer könnte ſagen, daß wir auf vorüberlegte Weiſe, durch dieſe oder jene Eltern, zu dieſer oder jener Zeit entſtanden ſind? Auch von denſelben Eltern erzeugt, zu dieſer oder jener Zeit, macht ein geringer Umſtand oft die gröſßte Verſchiedenheit in unſerm ganzen Weſen.

Wir ſind alſo die Producte eines Zufalls — nicht einer zufälligen Natur, die nach unveränderlichen Geſetzen fortwirkt, ſondern nach zufälligen Beſtimmungen eines andern uns ähnlichen Weſens.

So erwächſt nun der Menſch nach den beſtimmten Geſetzen ſeiner Natur, gleich anderen Thieren oder Pflanzen, unwiſſend ſeines eigenen Baues, noch der Beſchaffenheit und des Gebrauches

seiner Glieder. Dieser lehrt sich erst mit dem Wachsthum derselben, nach den Bedürfnissen seiner Natur, ohne vorhergegangene Erkenntniß ihrer Beschaffenheit und ihres Vermögens. Was in ihm wirkt und was sein Leben macht, ist und bleibt ihm ein unbekanntes Werkzeug. Er erhält seine Empfindungen, seine geistigen Wirkungen, nach Maßgabe und Beschaffenheit dieses Werkzeuges. Ist es schlecht gebaut oder verdorben, so zeigt es nur selten Spuren eines reinen und höhern Vermögens; hingegen zeigt sich die vollkommene Geisteskraft meist auch da, wo wir einen regelmäßigern Körperbau erkennen — so weit wir nämlich dessen Natur und Beschaffenheit erforschen mögen. Auch mit den Veränderungen des Alters und der Lebenszeit verändert sich die geistige Natur des Menschen, und wir erkennen in dem Greisenalter desselben kaum mehr die Jugendblüthe des Kindes.

So ist Natur und Wesen des Menschen, so wie aller übrigen Geschöpfe, durchaus von Einer und derselben Beschaffenheit, und was wir Geist nennen, und nur dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen eigen zu sein glauben, ist nichts als eine erhöhtere Kraft, auf Eigenschaften der Natur gegründet, die wir noch lange nicht hinlänglich erforscht haben — vielleicht nie hinlänglich erforschen können — die sich uns aber schon zum Theil in den Wirkungen zeigt, die wir dynamische nennen, und deren Erscheinung uns in Erstaunen setzt.

Eine solche Erscheinung, im höchsten Grade elementarischer Verbindung, ist der Mensch. Er ist die höchste Blüthe der Schöpfung, und man könnte wohl sagen, daß er dadurch nicht nur mit allen geistigen Kräften der Erde, sondern selbst mit den himmlischen Gestirnen in Verbindung stehe.

Ein Wesen solcher Art mag die Grenzen seiner Dauer nur schwer erkennen, weil das, was ihn zu der Höhe des Begriffs von den Dingen gebracht hat, ihm, noch mehr wie die Dinge selbst, dauernd und unveränderlich scheint. Er muß aber dennoch der Gewalt des Schicksals weichen. Der unaufhörliche

Strudel der Dinge führt ihn mit sich hinweg, und vermischt ihn mit den übrigen Elementen. Was ist er? Und was war er? — Von dem Letztern bleibt nur noch ein Andenken zurück, wenn er sich solches erworben Doch auch dieses verlischt früher oder später. —

Das ist unser Aller Schicksal. Was kann unsere Bestimmung in diesem kurzen Raume der Zeit sein? —

Das allgemeine Schicksal der Wesen haben wir bereits erwogen. Kommen und vergehen ist das unveränderliche Loos Aller; ja, man könnte sagen, sie kommen nur, um zu vergehen, und entstehen nur aus dem Vergangenen.

Ewiger Wechsel der Gestalten! Sollte der Mensch allein diesem nicht unterworfen sein? —

Was seine körperliche Gestalt betrifft, so werden wir diesen Wechsel an ihr fast täglich gewahr. Darüber ist kein Zweifel. Was soll sich nun erhalten? —

Man sagt, dem menschlichen Körper sei ein Geist zugesellt, der, von ganz eigener Natur, jeder Auflösung widerstehe, ja dieselbe unmöglich macht, da er selbst nicht aus Theilchen bestehe, sondern, ganz einfacher Natur, der größten Wirkungen fähig sei.

Ob und was man sich bei einer solchen Natur denken könne, darüber ist keine Frage. Einer der größten Denker unserer Zeit (Kant) hat behauptet, daß man sich bei dem Worte Geist nie etwas gedacht habe, noch denken könne. Ich will die Sache nicht weiter ausführen, da so Vieles schon darüber gesprochen worden, nur will ich zu bedenken geben:

1) Ob sich etwas sagen lasse von einer Natur, die jeder Natur, so weit wir diese erkennen, gänzlich widerspricht?

2) Ob es sich als möglich denken lasse, daß es eine Natur gebe, die dieser Natur, die wir erkennen, in jeder Eigenschaft widerspricht, und dennoch auf diese Natur die größten Wirkungen beweisen könne?

3) Ob sich Eigenschaften ohne Veränderung und Mehrheit der Theile denken lassen?

4) Ob die persönliche Fortdauer eines Wesens möglich sei, dessen Theile sich nicht verändern können? u. s. w.

Ich mag die Widersprüche nicht alle widerholen, die sich bei der Annahme einer solchen Natur befinden. Die Natur selbst widerspricht ihr.

Nun, da der Mensch ein durchaus vergängliches Wesen ist, was kann seine Bestimmung für die kurze Dauer seines Daseins sein? —

— Since life can little more supply,
Than just to look about us, and to die —

sagt Pope. Damit ist's aber doch nicht ganz gethan.

Der Mensch fühlt eine Welt in sich, einen Zusammenhang und eine Ordnung der Dinge, die auf etwas Ewiges deutet. In jeglichem Ding, das er seiner Forschung unterwirft, findet er Absicht, Mittel und Zweck aufs Genaueste verbunden, so weit er solches ergründen kann. Dieses zeigt sich ihm im Kleinsten wie im Größten, im Grashälmchen und Wurme bis zur Sonne. Alles hat Maß, Verhältniß, Beziehung auf einander, und fortdauernde Kraft. Er selbst, der Mensch, wandelt wie ein Gott unter diesen Erscheinungen. Alles um sich her sieht er wachsen, blühen und bestehen nach gewissen physischen Gesetzen, die sich zum Theil erklären lassen, seine eigene Natur nur kann er nicht ergründen. In ihm bildet sich das Eine, das Zusammenfassen der Dinge in Einem Begriff, da alle anderen Naturen nur in dem Einzelnen ihres abgesonderten oder individuellen Zustandes fortleben und wirken.

Woher ist aber diese hohe Vorstellungskraft in den Menschen gekommen? Und wodurch erzeugt sich ihm, ihm, der gleichfalls durch mechanische Mittel, wie Pflanze oder Thier (die ihm selbst unbewußt sind), aufwächst und fortlebt, dieses hohe Bewußtsein seiner selbst und der Dinge außer ihm? —

Hierauf müssen wir schweigen. — Denn zu einem ganz

unbestimmten Begriffe, den man Geist nennt, und den wir vielmehr eine Unnatur nennen möchten, da sich Niemand dabei etwas denken kann, und er keine Vorstellung leidet, zu diesem wollen wir unsere Zuflucht nicht nehmen. Wir müssen also unsere Unwissenheit über die Natur der Dinge, und das, was man Materie nennt, frei bekennen, so wenig wir den Grund ihres eigenen Lebens erforschen können. Hier liegt das letzte Ende alles Wissens. Der sinnliche Mensch kann in der Materie nichts Anderes erblicken, als einen rohen Haufen mehr oder minder zusammengefügter Theile. Was Leben heißt, ist ihm unbewußt, und wenn er sich nicht mit mechanischen Mitteln zu behelfen weiß, so nimmt er seine Zuflucht zu geistigen Kräften, wobei er sich nichts Bestimmtes denken kann. Sehen wir aber mit Augen des Geistes auf die Natur hin, so müssen wir ein allgemeines Leben erkennen, ein Leben aller Dinge, jedes nach seiner eigenen Gestalt, Zusammensetzung oder Form....

Den 5. April.

Was ist die Welt? — Die Welt ist, so weit wir uns nur einen Begriff davon machen können, das nothwendige Dasein aller Dinge, so fern sie möglich sind.

Das Nichts läßt sich nicht denken. Es ist ein Widerspruch in sich selbst. Ein schwangeres Nichts ist Unsinn. Es hebt allen Gedanken auf.

Dem gänzlichen Nichts müßte wenigstens der Gedanke vorausgehen, wenn sich der Gedanke ohne irgend einen Gegenstand denken oder begreifen ließe. Da aber der Gedanke selbst nichts als eine Folge und Ordnung der Vorstellungen ist, so läßt sich nicht wohl begreifen, wie sich Vorstellungen machen lassen, wo nichts da ist.

Man sagt, diese Gedanken und Vorstellungen seien von Ewigkeit her in Gott gewesen, wie er eine Welt erschaffen wollen, und dergleichen. — Welch ein Unsinn! —

Alſo Gott war ſchon lange — ja, eine Ewigkeit! — vor dem Anfange aller Dinge da. Womit hat er ſich beſchäftigt? — Ein unendliches Weſen kann ja nicht ohne Wirkung bleiben. — Er hat ſich den Bau der Welt überdacht. — Und doch iſt er allmächtig? — Aber ſo groſſe Dinge können doch nicht ohne einen Streit mit ſich ſelbſt vollbracht werden, zumal wenn ſie ſo lange Beſchäftigung vorausſetzen. Dieſes unendliche allmächtige Weſen hat alſo Zerlegungen in ſich ſelbſt finden müſſen, um dieſes ſo, jenes ſo zu machen — oder, wie man ſagt, die beſte Welt herauszufinden? —

Welche Abgeſchmacktheit und welcher Unſinn! — Es war ja da, ſobald es nur wollte, und in der Wahl konnt' es nicht irren! —

Wenn wir genau den Begriff von Schaffen uns machen wollen, ſo liegt ſchon in demſelben der Begriff von Folge und Beſchränktheit.

Wir verlaſſen dieſe Irrungen und Träume, und ſagen lieber ſogleich: Die Welt iſt da! — Anfang und Ende derſelben ſind uns unbegreiflich. Ihr Daſein iſt uns alſo nothwendig. —

Den 1. October.

— Eine lange Pauſe hat ſich zwiſchen den Anfang meiner Schreiberei und den heutigen Tag gelegt.

Die Urſache mag wohl ſein, daß es mir bedenklich fallen mochte, auf dem begonnenen Wege fortzugehen, wo es am Ende doch vielleicht nur auf eine Philoſophie des Prediger Salomo hinauskommen möchte — die ich eben nicht vorzutragen Willens war. Dieſe Philoſophie ſcheint mir auch hierin nicht ganz richtiger Anſicht zu ſein, weil ſie auf einen Egoismus hinausläuft, der nicht in der wahren Beſtimmung des Menſchen liegt.

Wenn wir von dieſer ſprechen wollen, ſo müſſen wir den

Menſchen im Zuſammenhange mit der ganzen Menſchheit und der Natur der Dinge betrachten — denn der Menſch ſteht nicht als einzelnes Geſchöpf da.

In dieſem Zuſammenhange der Dinge ſehen wir erſtlich, daß der Menſch, ſowohl in Rückſicht ſeiner Entſtehung, als ſeiner fernern Bildung, ein geſellſchaftliches Thier iſt, das nicht ohne ſeines Gleichen gedeihlich fort zu leben vermag; zweitens, daß er auch unter ein allgemeines Naturgeſetz gehört, das jedem Dinge nur eine vergängliche Dauer zuſagt.

In erſterer Hinſicht iſt alſo der Menſch an geſellſchaftliche Pflichten gebunden — denn wenn er nicht wiedergeben wollte, was er von Anderen erhalten hat, ſo hörte in Ermangelung der Gemeinſchaft die Exiſtenz auf; und was den andern Punkt betrifft, ſo hat er den Genuß des Lebens nur unter allgemeiner Bedingung aller Naturen erhalten können.

Wenn wir aber weiter auf das Daſein der Menſchheit überhaupt hinſehen, ſo würde es ohne Zweifel fehlerhaft ſein, wenn wir nach den Schickſalen des Einzelnen die Beſtimmung des ganzen Geſchlechts berechnen wollten. Die Natur ſorgt nur für die Erhaltung der Gattungen, ſagt Büffon; ſie mißt nicht die Unvollkommenheiten des Einen oder des Andern, wenn es nur der Fortdauer der Ordnung nicht ganz zuwider iſt.

Dieſes iſt Naturgeſetz. Unter dieſem lebt auch der Menſch. Er gehört zur ganzen Schaar, und einzelne Eigenſchaften können ihn nicht von derſelben trennen, noch allzu ſehr von ihr abſondern. So iſt ja auch das Leben des Einzelnen nur ein Übergang von dem Leben des vorigen; die Welle treibt ſich fort, ſinkt und erhebt wieder eine andere, die ſich, nach dem Anſtoße, den ſie erhält, weiter verbreitet, oder matter nach der angrenzenden ausfließt.

So ſchwimmt das Meer der Menſchheit, in größeren oder kleineren Abtheilungen; aber keine Welle hält allein für ſich Beſtand. So leben wir auch ſtets, Einer in dem Andern; entweder durch Druck uns forthelfend und emporſteigend, oder

auch gehindert, wirken wir auf die umfassenden nächsten, und durch glückliche Umstände mag oft Eine Woge das weite Meer in Bewegung setzen, so wie auch durch ungünstige in sich zerfallen. —

— Doch ich mag nicht weiter meine abstracten Vorstellungen fortsetzen, und will mich lieber zu der Absicht begeben, zu welcher ich anfänglich dieses Buch bestimmt hatte, nämlich aufzuzeichnen, was mir zufällig im Leben, in mir oder außer mir, Beachtungswürdiges vorkommen möchte, und ich aufzuschreiben gelaunt wäre.

Unser Leben und unsere Gesinnungen tragen sich aus solchen fragmentarischen Dispositionen oft deutlicher hervor, als aus mühsam zusammengestellten Beschreibungen. Ich wollte, daß ich dieses schon seit längerer Zeit gethan hätte; Einiges ist geschehen, aber immer stellen sich Hinderungen in den Weg, von innen oder außen, die uns, über uns selbst Rechenschaft zu geben, Zeit oder Wille wegnehmen.

Es sei denn! Mehr für mich als Andere!....

Den 2. October.

Oft erzählte mir mein älterer Bruder — der noch im vorigen Jahrhundert im Würtembergiſchen ſtarb — daß, als er den alten Hofprediger Sack — deſſen Predigten wir in der Jugend fleißig geleſen hatten — in Berlin beſucht habe, dieſer ihm in der Unterredung oftmals zugerufen: „Nur Muth! Nur Muth!“ — Mein Bruder, der etwas hypochondriſcher Dispoſition war, mochte ihm wohl Gelegenheit dazu gegeben haben, daß der brave Mann ihn zu ſtärken ſuchte.

Dieſe Worte wirkten damals, ob ich gleich noch ſehr jung war, bei der Wiedererzählung tief auf mich, und ich habe ſie mir ſeit dieſer Zeit, bei Gelegenheiten, oftmals, wie eine Stimme von oben, zugerufen. — So viel kann ein braves Wort zu ſeiner Zeit auch auf die Zukunft wirken!.....

Wir brauchen Muth im Leben: nicht nur auf dem Schlachtfelde, vielleicht oft mehr noch im häuslichen bürgerlichen Leben.

Menſchen, die uns im Laufe unſeres Lebens bei Gelegenheiten den Muth geſchwächt oder genommen haben, ſind uns nachher immer zuwider geblieben. Man ſagt, daß Friedrich der Große einen ſonſt braven General, um dieſes Verſehens willen, auf immer von ſich entfernt habe; hingegen den General Ziethen deßhalb ſo vorzüglich geſchätzt, weil er bei der Bataille von Torgau, wo der König ſchon Alles verloren glaubte, ihm Muth zugeſprochen und dadurch die Sachen wieder hergeſtellt habe.

Ohne Muth besteht keine Tugend; ja sie selbst führt ja den Namen daher.

Muth! sollten wir einander täglich zurufen; denn das Leben braucht Muth, zumal wenn es sich, nur auf sich selbst gestützt, über das Gemeine erheben soll.....

Den 15. October.

Möchte ich doch des schönen Nachmittags und Abends nie vergessen, wo ich gestern an den Ufern der Saale, jenseits meiner Wohnung, von der Schneidemühle aus bis zu den Hügeln über Wenigenjena hin, spazieren ging.

Die Stimmung meines Gemüthes antwortete den Erscheinungen, die mir Himmel und Erde vorhielt, und die Natur stand im holdesten Reize vor mir. Selbst die Schatten der Berge wurden zu lieblichen Gestalten, und stimmten ein in das hohe Concert. Himmel und Erde, durch den herrlichen Sonnenstrahl erweckt, schienen in leichter Bewegung, als wenn sie sich in Liebe einander nähern wollten, und das Ganze zerfloß in einen geheimnißvollen Duft. Wer kann die Mannichfaltigkeit in der Übereinstimmung malen? Die wechselnden Gestalten und Erhebungen der Berge, die breiten Senkungen und Rücken derselben in grünlich-goldener Schattirung der Weinberge, Büsche und Hölzer, unter den nackten purpurstrahlenden Flecken und Felsen. Mitten durch die noch grünende Flur schlängelte sich der himmelblaue Fluß, und an seinen Ufern lebten Gestalten der Menschen und ihrer Wohnungen. Alles war Leben, und dem empfänglichen Gemüthe war nichts ohne Bedeutung und Sprache. Leicht flogen die Wölkchen über den reinen Himmel hin, und schienen der beseelten Natur noch mehr Bewegung und Sprache zu geben. Himmel und Erde waren fröhlich, und die Geschäfte der Menschen deuteten unter Liedern und Gesängen den Überfluß des reichen Jahres an. —

Sollte diese gestaltenwechselnde Erde, und der Himmel, der sie umgibt, und die Sonne, die sie erleuchtet und beseelt,

und der nahe freundliche Mond, und die aus dunkler Unendlichkeit herwinkenden ſtrahlenden Lichter, — ſollten dieſe nicht einen Theil der Gottheit auszuſprechen vermögen? — Was ſucht ihr ſie allein in Bildern und Werken von Händen der Menſchen verfertigt? Hier iſt die offene Schrift, die jedem leſerlich iſt, mit ewigen Zeichen und Buchſtaben geſchrieben. Immer ein neuer Text ſteht euren Augen und Sinnen offen, und wenn ihr die kleine Welt eures innern Gefühles richtig aufſchlagt und durchblättert, ſo werdet ihr jeden Buchſtaben, jede Zeile übereinſtimmend mit derſelben finden. Iſt euch denn die Sprache, die des Menſchen Weſen und Natur betrifft, ſo unverſtändlich? Seht ihr nicht, daß ſie den Wechſelkreis mit den Dingen allen gehen muß, daß ihr dieſer allein anpaſſend iſt, und daß, wenn ſie irgend auf einem Punkt ſtehen bliebe, das Ganze für ſie verloren wäre? — Jugend und Alter ſchreiten fort, um das Maß auszufüllen, welches die Natur darbietet, und wenn das Gefäß zerbrechlich wird, ſtrömt es in andere über, deren Daſein ohne dieſen Wechſel nicht möglich wäre. Jedes Einzelne iſt nur ein Theil des Ganzen, deſſen Daſein ohne Wechſel nicht beſtehen kann.....

Den 27. April, an einem heitern Sonntage.

In meinem 76ſten Jahre dürfte es mir doch endlich erlaubt ſein, meine Gedanken frei und ohne Rückhalt für mich niederzuſchreiben. Ich verlange kein Buch zu machen, und dieß, was ich ſchreibe, mag vielleicht nur meinen guten Söhnen künftig einmal zur Beherzigung oder auch zur Berichtigung dienen. Die Sachen haben gar vielerlei Anſichten. Man ſieht anders in der Jugend, im Mittelalter und im hohen Alter — worin ich jetzt bin; nur daß man in dieſem das Ganze mehr zu überſehen vermag. Auch liegt viel an der Zeit, am Umgang mit der Welt und mit Menſchen; vorzüglich auch an der Laune, wie man zu dieſem und jenem geſtimmt iſt. Man bilde ſich ja nicht ein, daß man zu jeder Zeit das Wahre allein und richtig faſſe, ſo ſehr man auch danach ſtrebt. Nebel und Wolken ſteigen faſt immer an dem Horizont unſeres Geiſtes auf, verdunkeln oder färben die Dinge anders. Demungeachtet gibt es unumſtößliche, der Menſchheit eigene Begriffe, ohne welche dieſelbe alle Rechte der Vernunft verloren hat. Auf dieſe muß die Hauptgrundlage unſeres Daſeins und Lebens geſtützt ſein.

Da ich, wie ſchon geſagt, kein Buch zu ſchreiben verlange, ſo wird man auch Ordnung und Zuſammenhang in dieſer Schreiberei nicht ſuchen. Ich werde hinſchreiben, was mir eben in Sinn oder Gedanken kommt, oder wozu ich auch die Laune

habe. Ich verlange mein Bild nicht zu verſchönern, noch zu verſtellen; auch iſt nicht jeden Tag die Feder gleich geſpitzt. Dazu kommt noch, daß ich nicht gleiche Übung im Schreiben habe; und daß es auch ſchwer iſt, ja öfters unmöglich, die Gedanken, wie man ſie faßt, hinzuſetzen. Oft iſt das Beſte, was wir ſagen können, nur Hindeutung.....

Damit ich nicht ganz den Faden abreiße von dem, was ich zuvor in dieſem Bande geſchrieben, ſo muß ich nur ſagen, daß mir eine dogmatiſche Verfolgung gewiſſer Anſichten des Lebens bedenklich vorgekommen iſt. Wie ſchon geſagt, das Leben hat gar viele Seiten, und läßt ſich nicht ganz methodiſch behandeln. Gewiſſe Grundſätze müſſen feſt ſtehen, als Pfeiler deſſelben; aber was darauf erbaut wird, kann gar mancherlei Geſtalt und Ordnung annehmen. Exempel braucht es nicht. Sie liegen vor Augen.....

Dieſen Morgen kam Oberſt Lynker und unterbrach mich. Wir ſprachen von mancherlei das Leben angehenden Sachen. Oberſt Lynker iſt ein trefflicher, gemüthlich verſtändiger und rechtſchaffener Mann.

Den 28. April.

Jeder Menſch, jedes Geſchöpf, trägt die Vorzüge oder Nachtheile ſeines Alters an ſich. Der Weiſe ſelbſt, wenn er auch wünſcht, alt zu werden, verbirgt doch ſeine Schwächen ſo viel er kann, und macht ſie eben dadurch noch mehr offenbar. Eitelkeit nimmt mit den Jahren zu, und wir verlieben uns in den Glanz der Jugend, der uns anfangs gleichgültig ſchien.

Den 29. April.

Die Mängel und Vortheile des Alters ſind von manchen der alten Dichter und Philoſophen beſchrieben worden. Es kommt darauf auch an, in welche Poſition man ſich ſetzt. Im

Wohlstande läßt sich Manches zur Gemächlichkeit ordnen, was nicht in jedem Zustande thunlich ist. Dann kommt auch viel auf die körperliche Beschaffenheit an. Das Schlimmste im Alter ist der Mißmuth. Durch den Mangel an Vertrauen zu sich selbst wird man auch mißtrauisch gegen Andere. Dieß stört die Freundschaft, und löst die Bande des Lebens. Alle andere Mängel und Fehler, selbst der Geiz, entsteht daraus. Man hat das Vertrauen auf die Welt und ihr Schicksal verloren. Manche wenden sich daher zum Aberglauben, und gräuliche Geschichten haben sich schon in dieser Rücksicht bei Großen und Mächtigen kund gethan.

Daher ist auch Muth und inneres Zutrauen bei allen Menschen vorzüglich zu bestärken. Dieser kann sich aber nur auf richtiges Denken und Handeln gründen — und so trägt denn ein moralisches Leben zur Sicherheit und Wohlfahrt des ganzen Lebens bei, und vorzüglich auch in den Jahren, wo wir am meisten des Schutzes von innen bedürfen.

Das Schlimmste im Alter ist, wenn man das Leben gleichsam zu tief einwurzeln läßt, so, daß sich die Fäden desselben zu fest an die irdischen Dinge anschließen. Dieß ist gemeiniglich der Fall, zumal bei noch leidlichen Gesundheitsumständen. Kränklichkeit nützt, um uns von dem Leben loszubinden.

In der Jugend stirbt sich's meist leichter, weil man nicht so fest an dem Leben hängt; auch ist in jedem Betracht die Jugend generöser, das Alter kärger.

Es möchte vielleicht nicht übel gedacht sein, wenn man sagte, daß, da die Natur Menschen und Dinge zuweilen auf willkürliche Art zu behandeln scheine, uns, unter Umständen, auch selbst eine willkührliche Ansicht erlaubt sein dürfte.

Den 30. April.

Gestern fand ich in einer verständigen Anzeige einer verständigen nordamerikanischen Schrift Folgendes über die Frauen.

S. Allg. Liter. Zeitung, Nr. 72, im März. New York. The Sketchbook of Geoffrey Crayon, etc.:

— „Es iſt in jedem weiblichen Herzen ein himmliſcher Funke, der in dem breiten Tageslicht des Glückes nicht geſehen wird; aber in der dunkeln Stunde des Mißgeſchickes in wohlthätige Flammen ausbricht. Kein Mann weiß, was das Weib ſeines Herzens iſt, bis er mit ihr durch die Feuerprobe der Welt hindurch gegangen iſt."

Den 1. Mai.

Komm, mein Gedenkbuch, und nimm alle Sorgen und Freuden meines Lebens auf! Wem kann ich ſie beſſer vertrauen, als dir? Manches verändert ſich ſchon, indem es über die Lippe fließt, und die Feder lindert und erhöht noch Manches.

Ungetheilte Freuden ſind faſt keine, und der Freunde, die ſie gehörig aufnehmen könnten, ſind nur wenige.

Wir ſind alle Mißgeſchöpfe. Nichts ſteht ſo ganz allein — und wenn es ſo ſteht, ſo verkümmert es bald in ſich.

Der Menſch, die Stimme der Natur, iſt da, um ſie auszuſprechen. Wälder, Wieſen, Flüſſe, Höhen und Berge, der Himmel ſelbſt und die Erde ſtellen ſich dem Menſchen dar, um ſie auszuſprechen, und vereint im Loblied zu preiſen.

Wer beachtet ihre mannichfaltigen Geſtalten, als der Menſch? und er, ſein Geiſt, trägt er nicht wieder eine andere Welt in ſich? —

Wer verzagt an dieſem Reichthume? — und doch befallen den Menſchen zuweilen kleinliche Gedanken, und erregen ihm Mißmuth gegen ſich ſelbſt.

Der Menſch iſt nur eine Nummer im Weltlauf — aber doch ſoll er ſich zählen laſſen.....

Von sich selbst, an sich selbst.

(1824.)

1.

Alles kommt darauf an, daß der Mensch mit sich selbst Eins wird; daß er weiß, was er mit sich thun kann, darf und soll. Bei abwechselnden Lebensaltern ändert sich das Leben gar sehr. Jedes Alter bringt neue Ansichten hervor, und spiegelt das Leben etwas anders. Jetzt, da ich meinem achtzigsten Jahre ganz nahe stehe, mag es mir erlaubt sein, die Summe desselben zu überschauen, und hie und da einen Schluß daraus zu ziehen.

Vor allen Dingen gebührt sich's, daß der Mensch Herr seiner selbst werde; daß er sich und seine Eigenschaften erkenne; was er thun kann, was nicht; wohin ihn seine Neigungen und sein Vermögen tragen.

Dieses lernt er leider erst in einem spätern Alter. Dazu kommen Umstände, die Manches fördern, Manches versagen. Solchen muß er, wo möglich, auszuweichen suchen, die günstigeren ergreifen.

Dieses ist im Allgemeinen die Lehre; sie in's Werk zu setzen, fällt oft schwer; ja die Erkenntniß seiner selbst gehört unter die schwersten, wie unter die wichtigsten Dinge.

Beherrsche dich selbst! — Es ist leicht gesagt, aber beynahe unmöglich, es gänzlich auszuführen.

Alles geht in der Welt nur stufenweise, und so im Moralischen. Nach und nach kommt man erst zu Erreichung eines Vorsatzes — den man durch andere Ansichten oder Nothwendigkeiten bald wieder verläßt. Das Leben des Menschen ist, wie andere Dinge, ein Gemisch von Gutem und Bösem.

2.

Erwache, meine Seele, und erkenne dich selbst! —

Schau umher, den weiten Umkreis der Dinge. Alles lebt, und lebt sein Leben für sich; dir aber ist es gegeben, sie in eigner Kraft zusammen zu fassen, durch sie zu leben, und sie zu genießen. In dir vereinigen sich die Strahlen vertheilter Lebensgenüsse, und du bist dir eigne Welt, in der Welt.

Da steht die herrliche Blüthe über den weitverbreiteten Zweigen eines edeln Stammes. Alle sind sie duftend, und auch die beschädigten Blätter hindern nicht am Fortwuchs, aber die edlere Blume faßt ihre Kräfte zusammen, und sendet, mit Glanz begabt, die reichen Düfte dem Himmel zu.

Wollte doch der Mensch seinen Vorzug erkennen! von der wahren Seite, nicht von der eingebildeten, schwachen. Er ist vergänglich, wie alles Andere. Ein kurzer Zeitraum ist nur seinem Dasein vergönnt. Aber dieser kurze Zeitraum, wie herrlich ist er nicht erfüllt, und verstattet ihm eine Nachfolge von gleich edeln Gestalten.

Sei mir gegrüßt, du liebliche Hinsicht auf Berg, Wald und Thal! Dein Anblick erweckt das Gefühl von etwas Göttlichem in mir. Ist es nicht ein unnennbares Gefühl, nur einen Augenblick ein Gott zu sein — und Jahre lang hab' ich schon deiner Süßigkeiten genossen!

Das Leben der Dinge besteht nur in kurzen Erscheinungen. Langes Ausdauern desselben Zustandes ist ihrer Natur

zuwider. Es würde nun Qual und Ekel hervorbringen; denn was iſt Leben anders, als eine Reihe ſich folgender veränderter Zuſtände? Da du aber nicht von Stein, noch von Erz biſt, ſo muß ſich dein Zuſtand ſchneller verändern — und dank es dem Himmel, daß er dich von zarterer Natur geſchaffen hat, als Erz und Steine.

Aber genieße auch des Lebens! Nur durch Anbau und Erhöhung eines geiſtigen Lebens, das den wahren Menſchen ausmacht, kannſt du dem Leben ſeine wahre Blüthe verleihen. Wie die Blume durch Farbe und Geruch den Werth erhält, ſo der Menſch durch Geiſt und Kräfte.

3.

„O, wie klagen ſo ſehr die Menſchen über die Götter!
„Böſes käme von uns, ſo meinen ſie; aber ſie ſelber
„Schaffen durch Unverſtand ſich Elend, gegen das Schickſal."

Odyſſee, B. 1, V. 32 u. f.

Dieſes ſagte der gute Homer — oder läßt es den Vater Jupiter ſelbſt ſagen — ſchon vor dreitauſend Jahren; und noch iſt die Welt nicht klüger geworden. Irrthum iſt der ſtete Begleiter des Menſchen, und um keinen Preis kann er denſelben gänzlich los werden. Ja es ſcheint ſogar — Homer mag auch ſagen, was er will — daß die Götter ſelbſt ihn, als Erziehungsmittel, dem Menſchen beigeſellt haben. Wer würde das Rechte jederzeit finden, wenn er nicht das Krumme vorher ausgeforſcht hätte; oder wer würde ſich beſſern, wenn er nicht gefehlt hätte?

Aber der gänzliche Unverſtand, worüber der Gott der Götter klagt, findet doch noch mit Recht ſeine Anſchuldigung, und wird leider noch ſo oft bei dem Menſchengeſchlecht gefunden. Mancher Menſchen ganzes Leben füllt beinahe der Unverſtand aus. Ein klares Beiſpiel hievon liefern uns die Mönche und Pfaffen. Ich will nichts weiter von ihnen ſagen; denn

Heuchelei, Schwäche, oder gar böse Absicht, gehören nicht unter die Nomenclatur des guten Verstandes.

Auch in unseren eigenen Angelegenheiten sind wir blind, und verkennen das, was augenscheinlich das Wahre ist. Wie oft finden sich Menschen, die gegen alle Erfahrung das Wahre verläugnen, selbst wenn ihnen das Gegentheil davon schädlich ist. Den Grund von dieser Verkehrtheit des Menschen will ich hier nicht aufsuchen. Er liegt in gar mannichfaltigen Mängeln, und zum Theil übeln Gewohnheiten. Auch die Natur selbst treibt zuweilen zum Gegentheil. So viel ist gewiß, daß, wenn der Zweck der Natur im Menschen die Glückseligkeit sein sollte, noch viel Unverstand von ihm abgesondert werden muß....

4.

Das Leben der Menschen hat gar verschiedene Stufen, die wohl zu unterscheiden dem Verständigen gebührt.

Wollen wir von dem Untersten anfangen, dem Zustand der Wilden, so unterscheidet sich derselbe nur wenig von den Thieren. Auch die Thiere haben ihren Instinkt, der sie oft zu uns wunderbaren Wirkungen treibt. So könnte man die Art und Weise, wie die Wilden ihre Bedürfnisse zu decken suchen, auch zu dem thierischen Instinkt rechnen. Schon zeigt sich aber bei ihnen mehrere Wahl und Veränderung der Umstände, und das Licht der Vernunft schimmert schon in ihren Bestrebungen hervor.

Eine Stufe höher fängt die gesellschaftliche Bildung an. Die Menschen vereinigen sich nach gewissen Ordnungen und Gesetzen.

Nun steigt es immer etwas höher, und so vereinigen sich die Menschen zu gewissen Zwecken, die auf höhere Wohlfahrt gegründet sind.

Nun kommt die wissenschaftliche Stufe. Hier entwickelt sich der Geist nach seinen mannichfaltigen Eigenschaften und

Talenten. Diese Eigenschaften und Talente sind nun wieder unter sich sehr verschieden, und einer gebührt der Vorrang vor der andern.

Der Mechanikus darf sich mit dem Philosophen nicht vergleichen — und so wieder weiter.

Den höchsten Punkt menschlichen Wissens und menschlicher Intelligenz, so wie geistigen Vermögens möchte ich wohl darein setzen, wenn sich der Mensch mit den übrigen Kräften der Natur in vollkommenes Gleichgewicht setzen kann. Um mich deutlicher zu erklären, sage ich so:

Die Natur, die Mutter aller Dinge, hat sie alle in bestimmter Ordnung und Folge hervorgebracht. Dieses zu erkennen, und nach derselben Ordnung und Bestimmung mit ihr fortzuleben, das scheint mir die höchste Weisheit. — Freilich will dieß Wenige viel sagen, und mag auch nur Wenigen ganz begreiflich sein. —

Der Umfang der Natur ist das Unendliche. — Wer kann es fassen? — Vom Höchsten zum Niedrigsten, vom Fixsterne zur Milbe — Ein Unendliches. — In welcher Position kann hier die Erde stehen? — und auf ihr, der Mensch? —

Dieß sind Betrachtungen, welche vorangehen müssen, ehe wir über unser Loos urtheilen können. —

Was ist nun die Erde? — was ist der Mensch? — Jene ein Blümchen, dieser wohl gar ein Insect darauf. — —

Und nun halte man dessen Prätensionen mit der Wirklichkeit zusammen! — Hier fällt das Resultat etwas anders aus, als wir es gewöhnlich zu machen pflegen. Unser Stolz, der auf Unwissenheit oder Geringwissenheit gegründet war, fällt zusammen.

Endlich doch erhebt er sich wieder, in Betrachtung, was wir zur Erde sind, der wir doch angehören. Hier sind wir die Herrscher und Könige — wenn wir wollen, wenn wir uns nicht unter das Maß drücken, das uns die Natur bestimmt hat.

Hier nun, auf diesem Punkte, ergibt sich der Mensch ganz

dem Sinn und dem Willen der Natur, wie sie es gefügt hat. Dieses zu erreichen, mit Gedanke und That, nenne ich die höchste Weisheit. —

Daß nur Wenige diese Höhe erreichen können, ist klar. Darum sind auch die Abstufungen in dem Urtheile der Menschen selbst nöthig — und sie liegen mir zum Theil in den Kasten der Inder, vom Brahmin bis zum Paria; ob sie gleich in denselben etwas der Menschheit Widriges haben. Der Mensch, der in höheren Verhältnissen des Daseins lebt, ist freilich mit dem nicht zu vergleichen, der sich allein vom Staub und Auswuchs der Erde nährt.....

Den 6. März.

Es iſt doch gewiß, daß ſich Zufälle und Ereigniſſe im Allgemeinen und in unſerm beſondern Leben zutragen, von denen wir keinen anderen Grund angeben können, als der in einer tiefgeordneten, uns aber noch verborgenen, Urſache und Verbindung der Dinge zu erforſchen iſt.

Dieſes, was in der Natur, und vorzüglich im Geiſte und Leben des Menſchen erſcheint, nennen wir das Göttliche; und verbinden damit keinen andern Begriff, als von dem Unausſprechlichen, deſſen Zuſammenhang und Urſache wir nicht zu erkennen vermögen.

Da des Menſchen Begriff nicht über das ſeinem Weſen Eigene hinausgehen kann, ſo ſetzt er, um ein ſolches höchſtes Daſein bezeichnen zu können, demſelben die weiteſte Ausdehnung ſeiner ihm eigenen Eigenſchaften zu, und benennt es das Allweiſeſte, das Allmächtigſte, u. ſ. w., ohne zu bedenken, daß dieſe Benennungen ſchon etwas Beſchränktes vorausſetzen. Wer Macht hat, muß Kräfte haben, die er in Anſtrengung bringen kann. Wer Weisheit hat, muß den Irrthum kennen, den er vermeidet — alles beſchränkte Begriffe, von menſchlichen Eigenſchaften genommen. —

Es iſt ein abſolutes Sein, eine Nothwendigkeit der Dinge — und das iſt die Welt. — Wie ſie aber zu

fassen sei, das ist schwer zu sagen. — Um etwas davon zu begreifen, mögen wir uns vielleicht mit Analogien helfen.

Der Mensch selbst ist Mikrokosmos. In ihm stellt sich die Welt im Kleinen dar. Er besteht aus groben irdischen Theilen, und zugleich aus feineren, die wir die geistigen nennen. Ohne beide kann er nicht als Mensch bestehen. Auf ähnliche Art verhält sich beinahe Alles zu einander; Luft und die übrigen Elemente zur Erde; die elektrische Kraft zu allen Dingen. Wo die gröbere Masse erscheint, zeigt sich auch als Gegensatz die feinere. Ein Band verbindet, wie im Menschen, die groben Körpergestalten mit den geistigen. So herrscht auch, wie im Menschen, Ein Gesetz in der Natur — und das Ganze verbindet sich, in ewiger Wechselwirkung, zu Einem grenzenlosen All, von dem die feinsten Theile auch auf die niedrigsten wirken. — *Ἐν καὶ πᾶν.*

Den 10. März.

Wahr ist es, es ist schwer für den Menschen, das Aufhören seiner Existenz zu denken. — Wenn wir an den Tod unserer Freunde, unserer Lieben denken, so wird es uns kaum möglich zu fassen, daß mit demselben Alles für sie und für uns sollte vergangen sein. — Kein Wesen kann sich selbst als Nichts denken. Es ist ein Widerspruch in der Sache. Deßhalb war es der Ausspruch eines weisen Mannes: **Sapiens de morte non cogitat.** — Dennoch ist es unmöglich, und in verschiedener Rücksicht sogar auch nicht weise. — Die klügsten Menschen haben sich deßhalb auch dem Zweifel überlassen, um sich doch einigermaßen aus dem Labyrinthe zu helfen. —

Dem Manne, der sich damit nicht befriedigen kann, bleibt nur Ein Weg zur Beruhigung: dieser ist, der große Blick auf das Universum, die Ewigkeit, vorher und nachher. Er ist nur ein Schaum, auf dem unendlichen Meere der Zeit durch Zufall entstanden. Des Alls muß er sich im Geiste bemächtigen; er muß inne werden, daß dasselbe nur durch be-

ſtändige Umtauſchung und Verwechslung der Formen und Geſtalten beſteht und beſtehen kann.

Dieſe Seifenblaſen auf dem Meere ewiger Zeit — ſie kommen und gehen — ſie gehen und vergehen; das Meer bleibt. —

Wäre dieſer beſtändige Wechſel und Umlauf nicht, ſo wäre auch mein Ich — das ich jetzt ſo lebhaft empfinde — nicht zur Erſcheinung gekommen; denn es iſt ja doch nur eine Erſcheinung der Zeit. So wäre Alles, was jetzt iſt, nicht zur Erſcheinung gekommen. — Es wäre keine Welt; denn Welt iſt ja nur Erſcheinung des Gegenwärtigen. — Was außer der Zeit iſt, iſt nicht. — Übrigens, wäre mein Vater nicht geweſen, ſo wäre ich auch nicht; wären die Dinge nicht einem beſtändigen Wechſel unterworfen, ſo wären wir Alle nicht — ſo wäre die Welt nicht. —

Wer dieſes in ernſter Betrachtung überlegt, muß ſich mit dem Daſein der Dinge, ſo wie ſie wirklich ſind, zufrieden geben.

Er muß alſo nur in Erwägung nehmen, was aus dieſer Wirklichkeit der Dinge für Folgen ihrer Exiſtenz zu ziehen ſind.

Wir ſind eigentlich nur für diejenige Ordnung der Dinge, in der wir uns gegenwärtig befinden, da. Für dieſe ſind wir nur, nach Vermögen unſerer Eigenſchaften und Kräfte, beſtimmt. Unſer Daſein hängt mit den übrigen Weſen nur durch zufällige Nothwendigkeit zuſammen; ſo wie der Baum oder die Pflanze entſteht, wenn ihr Saame richtig gelegt worden. Der Act des Legens iſt zufällig, das Entſtehen oder der Wachsthum des Baumes nothwendig; ſo wie auch die Abnahme und Verweſung deſſelben Baumes. Was er leiſten kann, zeigt die Folge. Dem allgemeinen Geſetz iſt Alles unterworfen. Blicken wir weiter hinaus, ſo iſt es der menſchlichen Natur, die nach etwas Höherem ſtrebt, nicht unangemeſſen, ja ergötzlich. — Wir müſſen aber unſere Kräfte in der gegenwärtigen Beſchaffenheit feſt halten und beſtimmen. . . . .

Den 2. Juni.

Wenn man mich nach meiner Religion fragt, so schlage ich das Fenster auf, und zeige nach dem Sternenhimmel. Dort steht sie geschrieben, leserlich allen Menschen, aber verständlich den wenigsten.

Siehst du in den unendlichen Raum, und die Pünktchen, die darauf schwimmen? — Diese sind Sonnen und Erden, wie diejenige, worauf du stehst. Nicht wahr, der Umfang dieser Erde ist groß, ungeheuer für dich? — Diese ist vielleicht das kleinste von allen diesen Lichtern, die du siehst. — Was denkst du dir hiezu? Und wenn du zur unendlichen Höhe und Weite dieses Weltraums gekommen wärest, so siehst du wahrscheinlich eben solche Lichterchen wieder über dir. — Hast du nun einen Begriff vom Unendlichen? oder glaubst du, daß je einer sich machen ließe? — Es ist da, das All, das Unbegreifliche. — Was dünkt dir nun von den Mährchen, die sie von einer Schöpfung der Welt sprechen? — Kaum diese Erde faßt ihr Begriff. Sie fassen, sie begreifen nichts. — Und diese Weltordnung — wer kann sie fassen? — Wo ein Staub mit dem andern zusammenhängt — und die Weltgestirne Staub sind.

Leibnitz sagte: in dieser Welt sei Alles relativ, groß wie klein. Es ließe sich denken, daß die Blutkügelchen Welten seien, und die Welten Blutkügelchen eines ungeheuern Thieres. Was mag der Geist zu diesen Welten sein? — Läßt es sich denken? — Und doch wäre es möglich. — Das Unendliche läßt sich nicht denken, und alle Versuche der Menschen sind deßhalb ungereimt. Die Menschen schaffen sich Götter aus ihren Zwergpflanzen. Sie lassen Schöpfungen entstehen aus ihren Bilderbüchern. Der Wurm, der entsteht, und augenblicklich vergeht, dünkt sich ein Weltschöpfer.....

Den 13. Juni.

Die ſüße Melancholie, die den Menſchen zuweilen, wenn er, bei äußerer und innerer Ruhe, dem Zuſtande der Dinge und ſeinem eigenen Zuſtande nachdenkt, ſinnend überfällt, iſt einer der ſchönſten und köſtlichſten Momente des Lebens. Ein ſolcher Zuſtand iſt meiſt nur dem Dichter eigen, und wir finden auch, daß die größten Dichter immer etwas zur Melancholie geneigt waren. Ihnen löſt ſich das Leben, wie dem Schwan ſein Lied, endlich in einen halbtraurigen Geſang auf.

Der Menſch hat Gefühle, die über ſein gegenwärtiges Sein hinausreichen. Dieſe, mit ſeinem beſchränkten Zuſtande vereint, erwecken einen trauernden Reiz; und ſie ſind es auch, welche die Grundlage zarter Liebe bewirken. Dieſe träumt ſich eine Unvergänglichkeit, und ſchafft ſich dadurch einen eigenen Himmel.

Liebloſe Menſchen haben keinen Himmel; die geiſtige Kraft, die ſie erheben ſollte, fehlt ihnen.....

7. Juli.

Nichts iſt wunderlicher, oder in ſich widerſtreitender, als die denkende Kraft im Menſchen durch ein durchaus einfaches Weſen, das man Geiſt oder Seele benennt, entſtehen zu laſſen. Der Denker fühlt am meiſten in ſich die Zunahme oder Abnahme ſeiner Kräfte; ſchwache oder gehäufte Vorſtellungen. Letztere ermüden ſich, jene wachſen oder verſtärken ſich, nach irgend einer wechſelnden Erſcheinung. Die zuſammengeſetzteſte aller Kräfte iſt der Gedanke. Daß hiezu die Kräfte des ganzen Menſchen in Regung geſetzt werden, zeigt die Erfahrung. Mit Abnahme der körperlichen Kräfte nimmt auch der Geiſt ab. — Herder ſagte kurz vor ſeinem Ende zu ſeinem Arzte: „Ich weiß nicht, ich glaubte ſonſt Alles denken zu können, und ich kann jetzt nichts mehr denken.“ — Er ſtarb in tiefem Schlaf. — Die Woge ſeiner Exiſtenz löſte ſich im allgemeinen Meere auf.....

— Auch iſt (nach Döring's Lebensgeſchichte) von Herder bemerkenswerth, daß dieſer auf ſeinem Todbette geſagt habe: „er hätte nur noch zwei Jahre zu leben gewünſcht, da er jetzt die Dinge von ganz anderer Seite anſehe.“ —

Kein Mensch hat leicht über das Leben und den Zusammenhang der Dinge mehr und mannichfaltiger nachgedacht, als Herder.

Er ging durch viele Reihen des Schicksals, und der Trieb zum Wahren lag durchaus in ihm. Ein Gedicht, was ich noch von ihm habe, das Ich benannt, scheint gewissermaßen an sein letztes Bekenntniß zu grenzen. Er thut darin gänzlich auf Persönlichkeit Verzicht.....

(1828.)

Jena, den 24. April.

Es ist Zeit, daß ich mein schon verloren geglaubtes Tagebuch wieder aufsuche, und die noch leer gebliebenen weißen Blätter mit etwas Dinte anfülle.

Ich habe mancherlei noch in dem vorigen Jahre geschrieben, doch das Meiste davon, nach meiner Gewohnheit, in die weißen Blätter meines Schreibkalenders eingezeichnet. Auch wollt' ich eine kurze Lebensgeschichte von mir aufzeichnen — es will mir aber nicht recht damit gelingen. Auf der einen Seite sind die häuslichen Umstände meines Lebens — die aber Niemand recht interessiren — auf der anderen die inneren, geistigen — die aber leicht zu weitschweifig werden könnten. Es ist Niemand, der uns von dieser Seite richtig beurtheilen könnte — und am Ende ist man sich selbst zu günstig oder zu streng. Man müßte ein Montaigne sein, um sich selbst hinzustellen — und wer kann und mag das? —

Ich muß doch Eines hier bemerken. Die gute, doch aber äußerlich etwas zu rauhe und strenge Behandlung meines Vaters bei der Erziehung seiner Kinder hat auf mich, wie auf die übrigen, nicht immer guten Einfluß gehabt. Sie hat in manchem Betracht zurückgescheucht, und das im Fortgang des Lebens erforderliche Zutrauen zu sich selbst benommen. Dieß hat mir und meinen Geschwistern mannichfaltig geschadet, und

die treibende innere Kraft geschwächt und zurückgehalten. So hat mein Vater selten, oder fast niemals, etwas an seinen Kindern gelobt, und dadurch ein Mißtrauen gegen sich selbst in die Gemüther gelegt, daß sie nie glaubten, etwas Vorzügliches leisten zu können.....

Doch hievon genug!.....

Jena, den 9. Juni 1828.

Ein frohes Herz! — Wie selten trifft man es, wenn es nicht mit Leichtsinn vermischt ist! — Der Weiseste kann es sich nicht geben, wenn nicht andere Umstände mitwirkend sind. Der Kindheit und Jugend kann es eigen sein, wenn die Springadern des Lebens noch unverdorben sind, und die äußeren Gewichte nicht zu schwer drücken; immer aber gehört ein regsamer Geist dazu. Im Alter findet man es zuweilen, bei leichtem Blut, und ist daher am meisten dem weiblichen Geschlechte eigen. Viel hängt von äußeren Umständen ab. Man sagt, der Dichter Creuzer habe einmal auf der See Schiffbruch gelitten, und sei in seinem Leben nie wieder froh geworden. Der Verlust eines Freundes, einer Frau, eines geliebten Kindes, kann unvertilgbare Schwermuth erregen. Dagegen hilft keine Weisheit, keine Einsicht der Dinge.

Es ist ein Glück, wenn man sich im Leben nicht zu hoch gesetzt findet. Einiger Mühseligkeiten gewohnt, erträgt man das Leichtere. Man rechnet nicht so genau mit dem Unglück ab, wenn es der gewöhnlichere Fall ist. Auch der Nerv des Herzens wird kräftiger durch öfteren Anstoß. Doch läßt sich nicht Alles vermeiden, und Zufriedenheit ist und bleibt das beste Loos des Menschen.....

Den 28. September.

— Es ist eine wunderliche Sache, daß ich das, was man Aberglaube nennt, als eine von der menschlichen Bildung unzertrennliche Eigenschaft erkennen muß.

Ich nehme drei Stufen der Menschheit an. Erstlich die thierische, zweitens die zur Gesellschaft sich bildende, drittens die reine, die zur hohen Vernunft allein sich bildende. Die erste möchte die Fetisch-Religion sein; die zweite strebt schon nach geistigeren Bedürfnissen; die dritte, die seltene, reinigt sich und strebt blos nach erkannter Wahrheit. Diese halten wir frei vom Aberglauben — sie ist es aber doch nicht ganz.

Wie, wer nach Wahrheit sucht, glaubt er sie nicht auf verschiedenen Wegen zu finden? und jeder Abweg ist Irrthum und führt zum Aberglauben.

Jeder Mensch braucht eine Stütze im Leben. Wer sie nicht in sich finden kann, muß sie außer sich suchen. Daher der Aberglaube. Man heftet einem eingebildeten oder zufälligen Dinge ein Vertrauen an, das uns auf wunderbare Weise zu unserm Glück oder Wunsche verhelfen wird.

Die Phantasie ist hiezu geschäftig. Daher die Wundergestalten, die Traumgebilde. Diese sind nach Maß der Erziehung oder eigenen Einbildung geistiger oder wahrscheinlicher ausgebildet.

Der Eine betet den Heiligen, der Andere den Drachen als seinen Schutzgott an. Oftmals die in der Gesellschaft vorzüglichst gebildeten Menschen zeigen hierin den größten Aberwitz. Sie stützen sich auf das Unsichtbare, auf das Eingebildete, auf den Traum. So suchen sie sich ihrer eigenen Bürde zu entledigen.

Aber auch den Verständigen, den Weisen trifft das zuweilen. Man sucht den Grund seines Glücks oder Unglücks außer sich. Selbst Luther wirft das Dintenfaß nach dem Teufel, und ein schlechtes Bild vom heiligen Nicolaus schützt vor Tod und Wunden. Aber wie soll man den Armen, den Dürftigen an Leib und Seele, in großer Noth schützen? — Der Verstand allein erreicht es nicht.

Ein sinnliches Zeichen, wie viel vermag es oft! Selbst

dem Verſtändigen! Die Erſcheinung eines Freundes, eines Briefes, irgend eines Zufalls, wirkt mehr, als tauſend Gründe. Und hat er feſt ſein Vertrauen auf irgend einen Gegenſtand geheftet, ſo gelingt es zuweilen, daß man dieſen leeren Gegenſtand für die wirkliche Urſache ſeiner veränderten Gemüthsbewegung halten kann.

Alles das bewirkt der Aberglaube! — Alle Leidenſchaften führen zum Aberglauben. Man ſieht die Sachen zu ſchön oder zu häßlich. Abſcheu und Liebe! Wir beten ein Bild an, und fürchten uns vor dem Teufel. Hierauf ſind die falſchen Religionen gegründet, und faſt alle gründen ſich hierauf.

Selbſt Napoleon glaubte an ſeinen Stern!

Den 29. Sept.

Man ſage was man will — aber ein Geiſt ſchwebt in dieſem Univerſum, der ſich Jedem nach ſeiner Art bekannt macht, der ihn erkennen kann oder will. — Die Natur ſcheint uns zuweilen verlaſſen zu wollen, aber man ſchaue ſie nur recht an, beobachte ſie — und ſie nimmt uns bald wieder in ihren freundlichen Schooß auf. — Dinge fügen ſich wunderlich zuſammen, trennen ſich wunderlich — aber der höhere Sinn findet ſich.

Die Natur kann nicht nach unſerer Vorſtellung allein wirken. Sie hat ihren eigenen Gang, wie jedes wundergeſtaltete Weſen. Nicht für den Menſchen allein. Sie hat eine weitere Anſtaltung, eine höhere Ausſicht — dadurch beſteht ihr Werk.

Schließe dich zufrieden, o Menſch! dieſer Ordnung der Dinge an! Du biſt nur Mittel, nicht Endzweck — und doch vereinigt ſich in dir der höchſte Ausſpruch der Natur.....

(1829.)

Im April.

Wenn die Menſchen begreifen lernten, worin das wahre Glück des Lebens beſteht, ſo würden ſie weniger mit demſelben unzufrieden, noch über die künftige Fortdauer deſſelben ſo ängſtlich bekümmert ſein. Leben iſt ein Geſchenk. Auch das kleinſte Würmchen verlangt danach. Selbſt der bloße Athemzug iſt nicht ohne wohlthätiges Gefühl; aber er iſt beſchränkt, iſt noch nicht, was ſich zu einem beſonderen Gefühl erhebt.

Da nun der Wechſel dieſer Dinge nicht ewig fortdauern kann, ſo iſt doch der Genuß ſo hoher Erſcheinungen in dem Fortlauf mehrerer Jahre für ein Geſchöpf, das keinen weitern Anſpruch auf ſein Daſein machen kann, für daſſelbe eine höchſt wichtige Sache, für deren Erſcheinung man nicht genug danken kann.

Was fordert aber nun dieſes Weſen weiter? Iſt es ihm nicht genug, daß es durch einen unvorbereiteten Ruf der Natur zu dieſer Herrlichkeit gelangt iſt, und iſt es ihm nicht genug, dieſe Natur nach ihren Einflüſſen ferner walten zu laſſen? —

Was bin ich? und wer bin ich? — Eine Erſcheinung. In dem Laufe der Zeiten durch einen Zufall hervorgebracht, ohne zu wiſſen woher, noch wohin? Der Zuſammenlauf der Stoffe — was waren ſie, daß ſie mich jetzt, nach ſo langer Zeit, mein eigenes Ich empfinden laſſen, und mich zu einem abge-

sonderten Wesen machen? — Konnte ich mich denn nicht in einer andern Gestalt empfinden, und was gab mir der Augenblick hiezu? — Herrliches Geschenk der vereinigten Masse, fast aus dem Nichts hervorgebracht. — Zu fühlen, zu denken, zu erkennen — wie wunderbar! — Noch in dem Schooße meiner Mutter verschlossen, ein armer Wurm! — Wer erbaute diese wunderbare Maschine! Wer fügte sie zusammen zu so seltsamer Erscheinung? —

Alles ohne mein Wissen, ohne Hinzufügung einer äußern Kraft. — Und doch nenne ich es mein, und doch ist es wie zu meinem Dienst verpflichtet!

Seltsame Erscheinung! und das ist der Mensch! — Er hat die Oberherrschaft über das Alles, was er doch nicht einmal kennt — kaum zu benennen weiß. —

Welch Götterhauch offenbart sich hierin! — Diese Null, diese Blase, macht Anspruch auf Unsterblichkeit. — Es ist ihm nicht genug, als Fremdling diesen Schauplatz betreten zu haben; die Wunder der Welt Jahre lang zu sehen, zu genießen, selbst in Verein zu kommen mit dem Unendlichen — nein, er will auch dieses als sein Eigenthum noch besitzen.

Welche Forderung!

Nun wollen wir auf das gemeine Leben des Menschen zurückgehn! —

Da der Mensch nur eine Erscheinung ist, die er mit anderen Wesen gemein hat, so hat ihn doch die Natur durch eine von mehreren Thieren verschiedene wunderbar erhöhte Organisation auf einen höhern Punkt gesetzt, worauf er auch höhere Ansprüche zu machen fähig ist. — — —

Im Maimonat.

Das was wir Gott nennen, und die Welt, ſind für unſern Verſtand ganz unerreichbare Dinge.

Beide ſind da, und ihre Exiſtenz läßt ſich nicht läugnen, aber das Unendliche, Ewige, kann kein menſchlicher Verſtand faſſen.

Je mehr ſich die Philoſophen jeder Zeit danach zu forſchen bemüht haben, deſto mehr ſind ſie in Abgründe verfallen — und zuweilen bis in's Lächerliche.

Immer ſchließt ſich der Begriff davon in das, was man mit den Sinnen faſſen kann — welcher Sinn reicht aber in's Unendliche! —

Ein ſinnreicher Gedanke Leibnitzens, den er einmal ſeiner Kurfürſtin vorgetragen haben ſoll, kann uns davon einen Begriff geben.

Er ſagte ihr nämlich: „Alle Größen ſind nur relativ. Ein Elephant, oder gar ein Wallfiſch, iſt gegen mich ein ungeheures Thier, ſo wie ich gegen die Ameiſe oder die Fliege. Mein Körper wäre eine Welt für dieſe, und wer ſteht dafür, daß die Blutkügelchen nicht auch wieder Welten wären? ſo wie die Erde gegen das Firmament? — Dieſes ſtellte mit ſeiner Milchſtraße und den unzähligen Sternen gleichſam nur den Körper eines einzigen Thieres vor....“

Den 24. Mai.

Der moraliſche Gott.

Wenn wir Gott in allen ſeinen Werken lieben und bewundern müſſen, ſo iſt es ohne Zweifel nicht minder in dem, was wir die moraliſche Ordnung der Welt nennen möchten.

Hierin iſt ſo viel Hohes, durch nahe und ferne Bande feſt Verknüpftes und doch unbegreiflich Verbundenes, daß unſre Erkenntniß es zu begreifen ſtille ſtehen muß, und nur Erſtaunen erwecken kann.

Wie wenig kann der menſchliche Verſtand davon faſſen! —

Was die Alten Schickſal nannten, und man noch heut zu Tage ſo benennen mag, liegt zum Theil darin verborgen. Es iſt die geheime Gottesregierung — wenn ich ſie ſo benennen darf. —

Welcher Sterbliche wagt hinein zu ſchauen? —

Alles geht in ſeiner Ordnung; Alles hat Grund und Endzweck ſeines Daſeins — und doch wie Manches ſcheint davon weit entfernt zu ſein! — So iſt das Band, das ſich durch alle Zeiten ſchlingt, und doch vereint, indem es zu trennen ſcheint.

Es iſt Eine Welt — und doch mit ſo vielen Welten verbunden. Ein menſchlich Geſchlecht, und doch ſo tauſendfach verändert. Ein menſchliches Schickſal, das doch Jeden auf andere Weiſe führt. —

Hier iſt der Funke der Gottheit, der allergreifende, allvermögende! —
Die Tiefen des Himmels ſind Sein, und auch die Hütte des Armen bewohnt Er. —

Den 26. Mai.

— — Der wahre Adel entſteht aus einer würdigen Schätzung der Dinge in Rückſicht auf uns ſelbſt. Es erfordert alſo, daß man den Werth der Dinge ſelbſt kennen lerne, und

dann ſein Verhältniß zu ihnen. Ein Stück Brod muß einem armen Hungrigen mehr Werth haben, als dem Reichen ein Stück Geld. Sollte hingegen der Dürftige dieſes nur von dem Reichen um einen ſeine ſittlichen Gefühle erniedrigenden Werth erhalten können, ſo iſt es edel von dieſem, ſolchen von ſich zu weiſen.

Hier zeigt ſich der Adel der Seele in Schätzung ſeiner ſelbſt. Wer ſich ſelbſt nicht zu ſchätzen weiß, kann nie auf wahren Adel Anſpruch machen. Dieſe Selbſtſchätzung indeſſen iſt bei mancherlei Individuen ſehr verſchieden. Ohne irgend ein Verdienſt kann ſie kaum entſtehen, außer bei einem von der Natur ganz verwahrloſten Subject, und dann heißt es eitler Stolz. Sie beſchränkt ſich auf bloße Kräfte der Natur, und dann könnten wir es auch bei Thieren finden. Der Menſch muß, als verſtändiges Weſen, mit den übrigen Kräften der Natur gleiches Maß halten, und ſeinen Vorzug auch in dem geiſtigen Betragen ſuchen.

Eine hohe Seele iſt der Gipfel ſeiner Exiſtenz. Dieſe iſt der wahre Adel der Natur. Er muß ſich nicht den Dingen gleich ſetzen, ſondern ſich über ſie erheben. Dann nur iſt er wahrer Menſch, und die äußeren Zufälle binden ihn nicht. In jedem Zuſtande des Lebens kann er dieſe Höhe erreichen, ſo weit nur die inneren Kräfte ſeines Wollens und Vermögens es geſtatten.

Das ſind die wahren Helden der Menſchheit, die nur ihre Kräfte zu allgemeinem Wohlſein verbreiten.

Den 29. Mai.

Die phyſiſche und geiſtige Natur der Welt iſt wohl am Ende Eins. Sie gehen auf ähnlichen Stufen zu ihrer Bildung. Das Weiche wird hart, und das Harte zerfällt wieder in Staub, woraus wieder am Ende das Harte in Stufen hervorgeht. So bildet ſich alle Natur. So bildet ſich der Sinn des Menſchen, ſtufenweiſe, vom Kind zum Jüngling, vom

Jüngling zum Mann, vom Mann zum Greis, vom Greis zur Asche.

Siehe den Geist des Mannes an! Geht er nicht dieselben Stufen? Bildet sich dieser nicht nach dem Maße seiner körperlichen Eigenschaften? — Es gibt Ausnahmen; doch Geist und Körper stimmen immer zusammen. — Wer kann den innern Bau des Körpers nach seinen moralischen Eigenschaften berechnen? — Wir finden auch, daß physische Gebrechen nicht unzweideutig oft auf moralische deuten. Auch der Wechsel der Umstände und Zufälle des Lebens bringt Wechsel des Vermögens und der Geisteskräfte des Menschen hervor. Der Mensch ist nur Eins: Seele und Leib. So entsteht und bildet sich Alles in der Natur. Man möchte sagen, daß der Stein auch seine Natur habe. Nur ein ätherischer Hauch bildet die weiche Masse zum Krystall, und dieser zerfließt in tausend Gestalten. Nimm die Pflanze! nimm das Thier! Kannst du nicht von seiner äußern Gestalt und Beschaffenheit auf das Innere schließen? Dieses durchwebt und beschließt sich in tausenderlei Figuren. —

Ein Geist beherrscht das Ganze. — Dieses ist der wahre schaffende Geist. Das Nichts läßt sich nicht denken. Es trägt den Widerspruch in sich, und hat keinen Namen.

Im Juni.

Es ist fast unbegreiflich, wie denkende Menschen an dem Dasein eines unendlichen Wesens, das diesen Weltraum erfüllt, noch zweifeln können.

Nam Deus est quocunque vides, quocunque moveris.

Lucan.

sagt selbst ein (sogenannter) Heide.

Dieser Unglaube entsteht aber nur aus eigener Schwachsinnigkeit, aus Mangel an Vernunft. Je beschränkter diese ist, je mehr suchen wir auch uns ein Wesen nach unserer Phantasie

zu bilden und zuzuſchnitzen, und machen uns einen eignen Gott, weil wir doch deſſen nicht gänzlich entbehren können.

Das Unendliche können wir nicht begreifen, und ſo fehlt uns die Vorſtellung von einer Welt, von einem Gott. Wir ſuchen durch irdiſche Bilder dieſe Vorſtellung uns zu verſchaffen, und ſinken dadurch in den tiefſten, abgeſchmackteſten Aberglauben. Bete den Unendlichen an! und ob du ihn gleich nicht ſiehſt, ſein Wirken iſt überall. Er iſt die Seele des Alls. Das höchſte Gleichgewicht aller Dinge beſtimmt und herrſcht durch die Natur. Das iſt der Grund alles Seins; dadurch erhält ſich die Welt. Die einzelnen Eigenſchaften löſen ſich in dieſen höchſten Begriff auf. Der Menſch erkennt ſie nur ſtückweiſe, und macht ſich daraus Götzen und Bilder.

Nur das Geſetz der Liebe kann ſie wieder verbinden.

Phantaſien.

Im Juli 1830.

Ich möchte mir die Welt gern im phyſiſchen und organiſchen Zuſammenhang mit dem Ganzen denken.

Im Streite der Elemente bildet ſich der Organismus. Hieraus entſteht die Pflanze. Aus der Pflanze das Inſect. Dieſes ſteigt, mit der Pflanze, zum Thiere. Dieſes theilt ſich durch höhere oder mindere Organiſation in mehrere Arten. Je höher die Organiſation wächſt, deſto mehr neigt ſie ſich zum Menſchlichen. Der Menſch entſteht meiſt nur als Thier, aber durch ſeine höhere Organiſation erhält er die Fähigkeit zu denken, das heißt, die Dinge ſich vorzuſtellen, ſie zu vergleichen u. ſ. w. Bei dieſer Fähigkeit kommt Betrachtung, Urtheil und Erkenntniß zugleich in Betracht. Er kann nicht vergleichen ohne Verſtand, er kann nicht urtheilen ohne Vernunft. Dieſe Gaben ſind aber im Menſchen gar mannichfältig vertheilt, und erhöhen oder vermindern ſich in unglaublichen

Stufen. Sie verbinden ſich aber ſämmtlich im Menſchen in Einer Wurzel, und Urtheil, Verſtand und Vernunft laſſen ſich nicht beſonders trennen, ſondern ſtehen nur in ſchwachen Abweichungen neben einander. Zwei beſondere Seelenkräfte daraus zu machen, führt zu großen Irrungen. —

Nun kommen wir auf den Inſtinct.

Der natürliche Trieb in den organiſchen Weſen entſteht auf gar mancherlei Art, und hängt mit der Beſchaffenheit ihres Baues und ihrer Glieder genau zuſammen.

Das junge Neugeborene weiß das Euter ſeiner Mutter gar bald zu finden, ohne erhaltenen Unterricht. Jedes treibt die Natur auf das hin, was ihm am meiſten zukommt, oder ſich mit ihm verbindet. So feſt hängt die körperliche Beſchaffenheit mit dem zuſammen, was wir Seele nennen, oder was Leben heißt. Dieſe Seele, oder dieſes Leben, hat auch Einfluß auf die höchſten Organiſationen, wie auf die niedrigſten. Wir finden es ſogar in Pflanzen. Similia simili gaudet — gehört auch hieher.

(1831.)

20. Februar.

Gott kann keinen beſtimmten Raum erfüllen; er iſt und umfaßt das Ganze!

---

22. Februar.

— Die Dinge der Welt haben gar mancherlei Anſichten, ſowohl durch das, was in ihrer Natur liegt, als was ſich dem Auge des Geiſtes darbietet. Was uns heute ergötzlich ſcheint, iſt uns morgen zuwider, und das heute Nützliche morgen verderblich. Die Richtung unſeres Geiſtes und Auges iſt veränderlich. Selbſt die Sprüche der Weiſeſten unter den Menſchen können uns hinderlich und ſchädlich werden. Zeit und Umſtände ſind wohl zu beobachten; nur dem mag es gelingen, der ſich in dieſelben zu ſchicken weiß. Dann erforſche er ſich ſelbſt, und ſehe, was ſeiner Natur zukommt. Woher kommt es, daß viele der aufgeklärteſten Menſchen auf die thörichtſten Abwege kamen? — Sie wußten ſich nicht zur Zeit, und die Zeit nicht zu ſich zu bequemen. Auch erfordert das tiefe Erforſchung ſeiner ſelbſt.

Quid valeant humeri, quid ferre recusent —

ſagt Horaz.

So auch in unſeren Meinungen.

Dieſe wenden ſich mit dem Schickſal. Es iſt ein Anderes, wir ſehen in die Tiefe hinab, oder in die Höhe hinauf. Der vom Schickſale gebeugte Menſch wird die Welt anders erblicken, als der von der Höhe hinab Schauende. Jugend und Alter machen einen gewaltigen Unterſchied. Auch der Einfluß des Klimas und des Himmels iſt wohl zu beobachten, ſo wie der von Alters her gebrauchten Gewohnheiten. Die Wahrheit iſt nicht Allen Eine, nur Jedem nach Maß ſeines Zuſtandes und ſeiner Gewohnheiten.....

Lieblicher Traum.

Am 17. November 1831.

Die Weiber ſind die genii des Menſchengeſchlechts.

Sie theilen ſich ein in gute und böſe. Die Zahl der böſen iſt ungleich größer; doch erhalten ſie meiſt immer, was man unter die Zahl des Erregenden rechnen könnte, und ſo könnte man ſagen, ſie gehören größten Theils den böſen Geiſtern an, aber auch den guten — Engel und Teufel. Selbſt die Mittelgattung, welche die häufigſte iſt, beſitzt Vieles zum Glück und zur Wohlfahrt des Mannes. Auch böſe Weiber beſorgen die Wirthſchaft, und haben oft gute Kinder geboren. Der Mann braucht oft etwas zur Beſänftigung ſeines Geiſtes, und der geſunde Rath und die ſchmeichelnde Liebkoſung des Weibes kann ihm nur ſolche geben. Freilich ſind die böſen Weiber oft Furien, und in Auslaſſung ihrer Leidenſchaften könnte man ſie nur der Hölle vergleichen; aber nicht ſelten kommen ſie auch, bei guter Erziehung, zu gemäßigter Eigenſchaft zurück.

Nur ſelten möchte ich ſie mit Engeln vergleichen. Dazu gehört Erziehung; doch im gemeinen Leben läßt man auch die äußere Bildung dafür gelten.

Liebe allein begeiſtert die Natur. Auch ſinnliche Liebe. Es miſcht ſich aber doch immer etwas Geiſtiges darein.

Das bezeugen unſere Poeten.....

Den 30. December 1833.

— Man wird, bei genauerer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meiſten Menſchen ſich ein gewiſſer Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umſtände, die ſie führen, ihnen gleichſam vorgezeichnet iſt.

Die Zuſtände ihres Lebens mögen noch ſo abwechſelnd und veränderlich ſein, es zeigt ſich doch am Ende ein Ganzes, das unter ſich eine gewiſſe Übereinſtimmung bemerken läßt.

Ich habe dieſes, bei meinem hohen Alter, unter den mancherlei Umſtänden, die mein Leben leiteten, ſonderlich bemerkt. Es iſt nicht meine Abſicht, und würde ſich eben auch nicht ſonderlich belohnen, ſolche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich nun zuſammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben alſo gewürfelt hat, ſo finde ich in dem Facit meiſt überall vollkommene Übereinſtimmung.

Die Hand eines beſtimmten Schickſals, ſo verborgen ſie auch wirken mag, zeigt ſich auch genau, ſie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt ſein; ja, widerſprechende Gründe bewegen ſie oftmals in ihrer Richtung.

So verwirrt der Lauf iſt, ſo zeigt ſich doch immer Grund und Richtung durch.

Zu

Lucrez und Properz.

Betrachtungen zum Lucrez.

Epikurs Meinung von den Göttern. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß es damit ſein ganzer Ernſt geweſen ſei, weil ſie auf dieſe Art mit nichts in der Natur zuſammenhängt. Oder es müßten ſeine unvollſtändigen Begriffe von der Kosmogonie eben ſo wie den leeren Raum auch leere Exiſtenzen möglich gefunden haben. Seltſam iſt es, daß er ſeine Götter blos durch die Theorie erkennt, und ihnen alle Praxis wegnimmt; da Kant gerade das Gegentheil thut, und ſeine Götter, ohne Theorie, blos praktiſch erkannt werden. Da aber eine Praxis, d. h. eine Wirkung, ohne mögliche Begreifbarkeit ihrer Urſache, uns noch keine Vorſtellung irgend eines Weſens gibt — indem wir nicht wiſſen können, ob wir nicht dieſelbe Wirkung einem andern, uns gleichfalls unbekannten Weſen zuzuſchreiben haben — ſo ſcheint es, daß wir durch das Kantiſche Syſtem nicht viel weiter gerückt ſeien, als durch das Epikureiſche. Ein Weſen, das abſolute Beziehung auf unſer ganzes Daſein und auf alle Kräfte deſſelben hat, muß auch durchaus durch unſer ganzes Daſein und durch alle Kräfte deſſelben können begriffen werden. Seine Nichterkenntniß würde alle Kräfte unſeres Geiſtes aufheben oder zernichten. Die gänzliche Ignoranz des Daſeins eines ſolchen Weſens würde dem menſchlichen Geiſte gedeihlicher ſein, als eine ſo ungewiſſe Erkenntniß und Zueignung — denn Zutrauen und Liebe kann

gegen kein Weſen ſein, von dem ich gar keine Vorſtellung habe, und deſſen Daſein meinem Verſtande ſelbſt ewig unbegreiflich iſt. Wenn ſich ein ſolches Weſen ſelbſt bei jeder Handlung von mir fühlbar machte, ſo bliebe es doch der Natur meines Weſens zuwider, mir daſſelbe zuzueignen, und das ewige Beſtreben meines Geiſtes würde mich bald ſinnlos und raſend machen. Ein ſolches Verhältniß der Dinge iſt ſeiner Natur nach unmöglich, und paßt durchaus nicht zur Natur unſeres Weſens und unſerer Gefühle.

Das Syſtem der Monaden, Atomen, Urkörper, oder wie ſie ſonſt Epikur und Lucrez heißt, ſcheint mir nur Einen Hauptfehler zu haben — daß es nämlich ganz aufs bloße Mechaniſche hinausläuft. Unter bloßem Mechanismus laſſen ſich aber alle Erſcheinungen dieſer Welt nicht denken noch begreifen. Wenn wir auch ſelbſt durch unſere Beobachtungen und Erfahrungen nicht über dieſen hinausgehen können, ſo zeigt uns doch der Verſtand, daß wir Wirkungen und Verbindungen höherer Art annehmen müſſen, welche einigermaßen zu denken und zu begreifen die Formen und Figuren der kleinſten Theile, ſo klein wir ſie auch denken mögen, nicht hinreichend ſind. Auch mit der Bewegung iſt es ſo. Sie iſt auf dieſe bloße mechaniſche Weiſe, wie ſie Lucrez annimmt, zu Hervorbringung des Ganzen bei weitem nicht hinreichend. Ich übergehe, was unſere neueren Naturweiſen bereits hierüber geſagt haben. Wir werden die Kräfte und Wirkungen, die dieſe Erſcheinungen der Natur hervorgebracht haben, nie ganz ausſpähen, aber je näher wir ihnen dringen, deſto mehr wird ſich die ungeheure Kluft, die noch einige unſerer Weltweiſen zwiſchen Geiſt und Materie glauben annehmen zu müſſen, ausfüllen, und wir werden, wo nicht zur gänzlichen Erkenntniß, doch zur innern Überzeugung von einem unendlichen All gelangen, das ſeinem Weſen und ſeiner Natur nach nur Eins iſt

und sein kann, durch ähnliche, obgleich unter sich streitende Ursachen und Verbindungen wirkt und zusammenfließt, und keine doppelten entgegengesetzten und widersprechenden Naturen enthalten kann. —

Man hat von der Einen Seite den Gründen des Lucrez zu viel Wichtigkeit und Consequenz eingeräumt, von der andern seine wahren Gründe nicht genug geprüft, oder absichtlich verschwärzt. Der ganze Zusammenhang seiner Philosophie, so wie er dasteht, zerfällt von selbst; aber der Geist davon, nämlich alle Erscheinungen auf natürliche Gründe zurückzuführen, muß ewig der Geist der wahren Philosophie bleiben. Laßt uns doch die verhaßten Namen von Atheismus, Materialismus — unter denen man nichts als eine gewisse Untersuchungsform verdächtig machen will — einmal wegwerfen, und nur auf das Reelle der Untersuchung selbst hinschauen. Kam doch Kant auf einem ganz andern Wege, als dem des Materialismus, auch zu dem sogenannten Atheismus. Alle Philosophie ist falsch, die Worte annimmt, mit denen sie keinen gehörigen Begriff verbinden kann. Wie kann sich der strengprüfende Mensch Gott denken? Was hat er je bei dem Worte Geist gedacht? Also räumt alle Untersuchung weg; oder, wenn ihr sie zulassen müßt, so gebt ihr freie Bahn, nur nach dem zu urtheilen, was sie begreifen kann.

Es ist tausendmal gesagt, und kann noch tausendmal gesagt werden, daß, keinen Gott zu glauben, d. h. sich eines höhern Einflusses nicht in Wortzeichen bewußt zu sein, weit besser sei, als einen schlimmen Gott zu glauben und fanatischen Irrthümern unterworfen zu sein. Nehmt die weiten Regionen uncultivirter Völker; seht euch täglich um unter der Anzahl Menschen, die mit und unter euch leben, sind das gerade die schlimmsten, die ohne deutlichen Begriff von irgend einem religiösen Gegenstande, die Pflichten eines arbeitsamen,

geselligen Lebens, aus innerer Überzeugung und Instinct, möchte ich sagen, erfüllen, und, ohne es selbst deutlich zu wissen, die Agenten eines reinern göttlichen Willens sind?

Die Natur und der darin herrschende göttliche Wille sind weit und unbegrenzt, ihr aber seid eng und begrenzt, und möchtet denen durchaus auch euer Wort aufheften, die die Sache längst, vielleicht weit besser als ihr, vollbringen!

Was ist Freundlichkeit? fragte mich gestern mein Kleiner. Er konnte das Wort nicht sogleich fassen, ob er gleich der freundlichste Mensch von der Welt ist.

Glaubt nur nicht, daß die das Wort nicht haben, auch sogar nichts von der Sache hätten; noch daß die Wortweisen deßhalb die Sachweisen sind. Das Göttliche durchdringt alle Naturen, hat sich in alle Wesen offenbart, und unser Lucrez, der es nothwendig hält, dignum diis degere vitam, ist wahrlich kein verderblicher Atheist.

Das System der Monaden, oder Atomen, oder ersten Stoffe, wie sie Lucrez nennt, ist in jedem Falle zur Erklärung der Erscheinungen der Natur sehr dürftig. Durch Formen, Figuren und Gewicht, und durch die bloße Mischung und verschiedene Ordnung und Lage dieser Stoffe läßt sich in der That das Lebendige nicht erklären. Diese Stoffe selbst, deren Dasein wir nicht läugnen, müssen noch andere Eigenschaften haben, die nicht in jenen Bestimmungen allein liegen. Unsere neuere Physik hat uns hierüber weiter aufgeklärt. Wir müssen Kräfte erkennen, welche den Theilen der Natur ursprünglich eigen sind, und welche, nach Verschiedenheit ihrer Verbindung und Zusammenfügung, auch wieder verschieden sich zeigen. So bringt z. B. die animalische Verbindung andere Erscheinungen und Resultate hervor, als die blos chemischen u. s. w.

— Ich geſtehe, daß ich mit den Göttern des Epikur nie habe fertig werden können. Nach Allem ſcheint es doch, daß es ſein wahrer Ernſt mit ihnen war. Da er die Welt blos aus natürlichen Urſachen wollte entſtehen laſſen (welches wir ja auch thun), ſo konnte er die Götter hiezu nicht brauchen: denn eine Entſtehung aus Nichts war ihm, unter jeder Bedingung, Unſinn. Nur ſcheinen ihm die Götter, wie es wahrſcheinlich iſt, die Urſachen des Idealiſchen in uns, durch ihre hohe Geſtalt und ihr wunderbares Daſein, wovon die Bilder in unſere Seele kommen. Er konnte ſich hierin (als ein ächter Materialiſt, wenn man ſo will!) nicht vorſtellen, wie Vorſtellungen und Gedanken, die über die Natur des Menſchen erhöht ſind, in ſeine Seele kämen, wenn ſie nicht von etwas Wirklichem erzeugt würden. Dieß ſcheint mir den Grund zu ſeiner Vorſtellung und Überzeugung von dem Daſein der Götter gegeben zu haben; denn daß er dieſe gehabt, iſt kein Zweifel. Hat er doch ſogar ein eigenes Werk über die Heiligkeit der Götter geſchrieben!

Würde man nicht aus dieſer Vorſtellung, die ſelbſt Epikur über das Daſein der Götter gehabt, und deren Nothwendigkeit er in unſerer Seele glaubte, ziemlich natürlich folgern können, daß er einen Grund der Verehrung dieſer hohen Vorſtellungen in der Seele des Menſchen (wie es auch Lucrez ſelbſt ſagt) erkannt habe, und alſo — wenn ich nicht zu viel von ihm ſage — den reinſten Gottesdienſt. Wir ſollen das verehren, was in unſerer Seele den Begriff von der höchſten Macht und Vollkommenheit erweckt, ohne Rückſicht auf den Gegenſtand ſelbſt, ſondern weil es unſere eigene Seele höher und vollkommener macht, und in ſich ſelbſt befriedigt. Ähnliches ſagen ja die eigenen Worte des Lucrez, und wir können glauben, daß Epikur in ſeinem leider verloren gegangenen Werke, das ich vorhin erwähnte, nicht ſchwächerer Ausdrücke ſich werde bedient haben.

Auch hier erſcheint aber Epikur — den ich nur nach dem

Lucrez kenne — zugleich einfältig erhaben und doch dürftig. Er konnte oder wollte nicht seine Begriffe auf das Allgemeine der wirklichen praktischen Menschheit anwenden, sondern hielt sie innerhalb der Schranken seiner eigenen individuellen Vorstellung. Die falschen Religionen hatten ihm zu viel Widerwillen eingedrückt, daß nicht er, der den Betrug so haßte und die freie Natur nur erkennen wollte, alle Religionen hätte verwerfen sollen, und nur die einzige ihm eigene Vorstellung des Vollkommenen und Erhabenen für sich behielt. —

Aber ist es nicht schön und nothwendig, diese Tendenz zum Göttlichen (wie Lucrez es nennt), dignam diis degere vitam, im Menschen zu wecken und zu erhalten, und wie kann dieß bei der allgemeinen Menschheit füglicher geschehen, als durch einen Lehrbegriff und äußerliche Zeichen der Verehrung, die wir Cultus oder auch insgemein Religion zu nennen pflegen. Epikur war daher weit entfernt, diese zu vernichten, vielmehr ihr wahrer Vertheidiger und Stifter. Daß er sich an Stellen hart und widrig dagegen ausgedrückt hat, konnte nur die falschen, betrügerischen Religionen treffen.

— Dignam diis degere vitam — setzt diese Sentenz nicht voraus, daß das höchste Streben der Menschheit sein müsse, an Heiligkeit und Tugend den Göttern ähnlich zu werden; und sagt das Evangelium etwas Anderes, als, werdet Gott ähnlich? —

Alle Religion soll und muß — als inneres Recht des Menschen — in einem Staate tolerirt werden, so lange nicht ihre bürgerliche Schädlichkeit erwiesen ist, oder sie durch unerlaubte Mittel sich zu propagiren sucht. Dieser Fehler wird vorzüglich, und mit Recht, in neuern Zeiten der katholischen Religion vorgeworfen. Aber auch die Meinungen der Philosophen müssen tolerant sein, und nicht bekehren wollen. Vielleicht hat dieser Fehler, der in der Lucrezischen Lehrart liegt, eben dadurch sein System, das übrigens ganz unschädlich ist, bei so Vielen widrig und verhaßt gemacht. Der Mensch wird

als Bürger geboren und kommt erſt nachher zu religiöſen Begriffen. Seine erſte Pflicht iſt alſo immer die bürgerliche.

— In Allem muß man erkennen, wie ſchwer die erſten Grundlagen irgend einer Sache, in Wiſſenſchaften, Kenntniſſen und dergleichen zu legen ſind. So in der Staatskunſt, wie in der Philoſophie, bei allen mechaniſchen und anderen Einrichtungen. Die erſten Keime erfordern immer die meiſte Mühe und Sorgfalt, die bei Vervollkommnung derſelben Wiſſenſchaft kaum mehr zu achten ſcheinen. Dem Weiſen aber ſind ſie höchſt achtbar und werth, weil er in ihnen den tiefen Grund findet, der in dem menſchlichen Gemüthe verborgen war, und meiſt tragen ſie ein tieferes Gepräge der Erkenntniß ſelbſt, als die nachher folgenden Verbeſſerungen zu erfordern ſcheinen. Jene Männer, die zuerſt über den Grund und die Urſache aller Dinge nachdachten, und etwas Gewiſſes hierüber der Menſchheit mittheilen wollten, hatten, bei ſo wenigen Hülfsmitteln, unendliche Schwierigkeiten: und dennoch haben ſie uns, gleichſam durch göttlichen Inſtinct, wie Lucrez ſagt, ſo Manches klar hingelegt, daß wir ſogar jetzt, bei ſo vermehrten Reichthümern, in wahrer Einſicht noch weit hinter ihnen zurück ſind.

Man kann ſagen, daß die vorzüglichſten Dichter jeder Nation, vom Virgil und Ovidius an bis auf unſere Zeiten, minder oder mehr dem Lucrez in ihren ſchönſten Stellen zu verdanken haben. Wie viel Virgil, ſowohl in den Ideen und Bildern ſelbſt, als auch in Wortſtellung und Ausdruck von ihm entlehnt habe, darüber ſind die Parallelen, welche die Commentatoren, vorzüglich Wakefield, geſammelt haben, zu befragen. Mehrere groſſe Dichter der neuern Zeit haben durch theilweiſe oder auch ganze Überſetzungen ſeiner Werke den Eindruck bezeugt, den dieſes Gedicht auf ſie gemacht hat.

Lucrez fängt sein Gedicht mit Anrufung der Göttin Venus an, und gibt ihm dadurch einen besonders feierlichen Eingang, da diese in ihrer doppelten Beziehung, als angenommene Stammmutter und als Erzeugerin aller Dinge, den Römern besonders verehrlich sein mußte. Auch ward die Gottheit der Venus, unter verschiedenen Namen und Bedeutungen, beinahe von allen Völkern verehrt, und unter derselben immer zugleich jene zeugende Kraft, die Hervorbringerin der belebten Natur und alles dessen, was schön ist, verstanden.

Durch welchen Namen hätte also unser Dichter sein mannichfaltiges Gedicht bestimmter und herrlicher veredeln können? Alle Eigenschaften der Natur und Kunst standen ihm, innig und noch, vereint in diesem Bilde vor. Denn auch die Schönheit ist eine göttliche Kraft, die sich über die ganze Natur, wie über die Seele des Menschen, verbreitet, und in ihr das Liebliche und Gefällige, wie das Große, erzeugt.

Mit größerer Vollkommenheit hat wohl kein Dichter je ihre allgemeine Macht ausgesprochen, als der unsrige in diesen ersten Zeilen.

Daß er übrigens noch die Freundschaft eines edeln Mannes bei der Ausführung seines Gedichts hinzuruft, gibt der Sache hier, und durch das ganze Werk, eine eigene Bezüglichkeit.

Es gibt Leute, welche den Lucrez auch vorzüglich seiner alten Ausdrücke, Worte und Endungen halber lieben, und in diesen etwas eigenthümliches Tieferes erblicken, das sich zum Theil zu einer gewissen veralteten Philosophie gar wohl schickt. Diesen scheint jede Übersetzung noch mehr als gewöhnlich dem Werthe des Originals zu benehmen, und sie wünschen, daß diese wenigstens mit gleichen alterthümischen Redensarten und Worten ausstaffirt sei, um tieferen Eindruck ihnen zu machen. Nachahmung dieser Art scheint mir aber nicht von richtigem Urtheil zu zeugen; man sieht ihr das Gesuchte leicht zu sehr

an, und Eine Sprache ſtimmt hierin nicht mit der andern in ähnlichen Ausdrücken und Worten zuſammen. Alles aber, was geſucht ſcheint, iſt der Natur jeder ſchönen Kunſt ſchon von Haus aus zuwider. Zwiſchen dem edeln Roß und dem nachgemachten iſt, wenigſtens im Werthe, ein großer Unterſchied. Überdieß iſt dieſer Schmuck unnöthig, wo die Derbheit des Ausdrucks und der Gedanken, wenn nur dieſe nicht vernachläſſigt wird, hinlänglich genug den antiken Werth bezeichnet.

Das Urtheil des Cicero über die Gedichte des Lucrez (in ſeinem erſten Briefe des zweiten Buches an Quintus), wenn er es nicht blos aus Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder, wie Einige meinen, geſchrieben hat, läßt ſich aus dem Geiſte und dem Charakter des großen Redners gar wohl erklären. Ihm mußte die Philoſophie des Epikurus, ob er ihr gleich anfänglich zugethan war, bei ſeinem Ehrgeiz und ſeinen Rednerkünſten doch zuwider ſein. Dieſe einfache Vorſtellungsart, mit Verwerfung alles deſſen, was blos zur Schminke in Worten und Werken gereicht, war nicht in dem Geiſte des Römers. Es war ihm nie ganz um die Wahrheit zu thun. Übrigens gab ihm auch die Epikuriſche Philoſophie durch viele ihrer Außenſeiten, am meiſten aber, wie es wahrſcheinlich iſt, durch den Mund ihrer Verfechter, zu viel Blößen, daß er nicht ſeinen Witz, deſſen er ſich ſo gern bediente, gegen ſie hätte gebrauchen ſollen, und fleißig bei jeder Gelegenheit auf ſie anſtichelt. So konnte ihm auch der gute Lucrez weniger Genie als Künſtler ſcheinen, weil er doch einige der Lehren ſeines Meiſters ſo künſtlich vorgetragen hatte.

Zum dritten Buch.

Der Menſch mag immer noch Gründe finden, wodurch er die Beſchränkung auf dieß Leben allein, wenn ihm auch weiter

keine Aussicht geöffnet wäre, nicht nur erträglich, sondern sich als ein Glück vorstellen kann. Erstlich sind wir nicht durch und selbst, sondern durch ein Schicksal entstanden; und dieses Schicksal, so wie es Eigenschaften zugeführt hat, ohne daß wir uns deren Entstehung bewußt sind, so führt es auch solche hinweg, ohne uns den Verlust derselben merklich empfinden zu lassen. Als bloße Kinder des Schicksals sind die Menschen wenig unglücklich. Wir sehen es an den Völkern, die wir Wilde nennen. Sie begnügen sich mit Wenigem, empfinden den Schmerz geringer, alle ihre sinnlichen Functionen sind leichter, und sie fürchten den Tod nicht, als nur für den gegenwärtigen Moment.

Wo aber die Cultur des Geistes weitern Umfang der Seelenkräfte hinzugebracht und ein höheres Streben erweckt hat, da vermehren sich mit den zuwachsenden Fähigkeiten auch die Möglichkeiten der Gefahren, des Schmerzes und Unglücks; selbst der Leiden und Krankheiten des Körpers. Hier ist also zu wachen, daß das, was das Schicksal uns als Fähigkeit zur Vermehrung unsers Glücks beigelegt hat, nicht zur Verminderung desselben und zur Anhäufung unseres Unglücks und unserer Leiden gereiche.

Erstlich ist für den Körper durchaus die gehörige Sorgfalt zu tragen, daß solcher, als die Basis, worauf unsere Glückseligkeit und ihre Empfindung beruht, dauerhaft und fest werde; und wir werden vielleicht nicht übel thun, wenn wir uns hierin dem Zustande der Wilden etwas nähern. Dann wird es nöthig sein, unsere Kenntnisse mit dem Grade steigen zu lassen, wie wir uns dieselben durch den Gebrauch unserer Kräfte eigen machen können. Unbestimmte oder zu entfernte Ziele in ein schwaches oder nicht mit den gehörigen Eigenschaften ausgerüstetes Gemüth werfen, heißt entweder den Zunder auf dürres Reisig werfen, oder dem zarten Halme eine schwere Last anhängen. Die Geisteskraft bilde sich, wo möglich, in dem Maße der körperlichen Kraft, um einen vollständigen Menschen zu bilden.

Was nun die Einſichten unſers Geiſtes anlangt, ſo iſt es vor Allem nöthig, daß ſich der Menſch bei Zeiten mit dem Gange und Weſen der Natur bekannt mache. Er wird finden, daß ſich kein abſoluter Knoten in der Natur finde, der ſich nicht, unter beſtimmter Anſicht, auf eine angemeſſene Weiſe löſe.

Was nun aber unſere Exiſtenz und ihre Fortdauer anlangt, ſo iſt dem Menſchen, der ſich nicht mit religiöſen oder anderen Troſtgründen beheifen kann, vorzüglich nöthig, daß er ſich mit ſeinen Einſichten und Gefühlen auf das Weiteſte ausdehne, und ganz in das Weſen der Natur eindringe. Er wird dieſes ſelbſt ſogar in der fortdauernden Veränderung oder Abweichung von einer Erſcheinung zur andern gegründet finden. Er wird ſich alſo dem Geſetze, durch welches ſelbſt nur ſeine augenblickliche Erſcheinung möglich wurde, willig unterweiſen; und dann wird er ſich in ſeinen Gefühlen, ſo viel möglich, dem Allgemeinen anzuordnen, ſein Ich verſtändiger Weiſe in demſelben aufzulöſen ſuchen, und mit Demuth und Liebe alle Weſen ergreifen, die gleichſam nur die getrennten und veränderten Beſtandtheile ſeiner eigenen Natur ſind.

Zum ſechſten Buch.

Es iſt ein Zeichen einer ſtarken, aber zugleich trefflichen Seele, wenn ſie ſich bei dem Leiden Anderer lange verweilen mag. Lucrez's Schilderung der Peſt macht ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte Ehre.

Der treffliche Wakefield hat uns bei ſeiner Herausgabe des Lucrez vorzüglich den Dienſt geleiſtet, daß er den Dichter in ihm wiederhergeſtellt hat. Eine Zier der meiſten Kritiker, und zum Theil der ſchärfſten unter ihnen, iſt es, überall die Ausdrücke des Dichters auf einen beſtimmten Sinn zurückbringen

zu wollen. So hat sich Lambinus an dem Lucrez gewaltig versündigt, der ihn meist aus den philosophischen Schriften des Cicero herzustellen suchte. Wie hat man sich nicht am Horaz und Anderen mehr versündigt, und durch allzu genaue Erforschung Stellen undeutlich gemacht, die der Liebling der Muse, ohne ihre Aufklärung, gar wohl verstand. Selbst der große Bentley hat hierin gar oft gefehlt. Nicht jeder wahre dichterische Ausdruck will mit allzu großer logischer Strenge aus einander gesetzt werden.

Die Art und Weise, wie Lucrez mit den aufgelösetsten Ideen das wirkliche Dasein der Dinge, die gegenwärtigen Gestalten und Erscheinungen derselben, durchaus durch sein ganzes Werk zu verbinden weiß, zeigt, wenn ich nicht irre, von seinem lebendig auffassenden Geiste. Er sieht in dem Gegenwärtigen das ganz Abstracte der Dinge, und in dem Abstracten zugleich wieder das lebende Gegenwärtige, in Einer Folge und Verbindung; und weiß Beides in seinem Gedichte meist immer passend und angenehm herbeizuführen. — Er sieht im Ganzen das genaueste Detail, und im Detail das Ganze. Das ist philosophischer Geist! —

Vorrede zur Überſetzung des Properz.

(1798.)

Es ſcheint in der That ſonderbar, daß die Dichtkunſt, die Schweſter und Freundin jeder Wiſſenſchaft und jedes Guten, nicht nur bei ſolchen, denen der Geruch der Roſe und das Lied der Nachtigallen zuwider iſt, nein, auch bei weiſen und aufgeklärten Männern des Alterthums, Anklage und Widerſpruch gefunden habe. Was Plato den Dichtern in ſeiner Republik zugedacht, iſt hinlänglich bekannt; nicht viel gelinder urtheilt Cicero, und der gargettiſche Weiſe war kein ſonderlicher Freund der Dichter, ſo wie ſein feuriger Schüler Lucrez ſelbſt öfter gegen ſie geeifert hat. Die Urſache war, daß dieſe Männer ein Syſtem von Mäßigung und Leidenſchaftloſigkeit in das Leben einzuführen gedachten, welchem die Moral der Dichter, beſonders in ihren Fabeln, oft entgegen zu ſein ſchien, und daß ſie vielleicht ſelbſt den Reiz ihrer Kunſt zu ſehr fühlten, als daß ſie nicht ihren Einfluß auf die Gemüther hätten befürchten ſollen. Sie klagten deßhalb die Dichter an, daß ſie ſich zu gefällig gegen den Aberglauben und die Vorurtheile der Menge bezeigten, ihre Leidenſchaften, ſtatt ſie zu bekämpfen, zu unterſtützen ſuchten, indem ſie Helden und Götter ſelbſt mit menſchlichen Schwachheiten darſtellten.

Was jene Dichter dagegen einwenden konnten, iſt klar. Sie konnten ſagen: unſere Pflicht iſt, die Menſchen zu ſchildern,

nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind, und wie wir sie finden; und, indem wir sie selbst mit Verbrechen oder im Übermaße ihrer Leidenschaften darstellen, verhindern wir dabei nicht, daß nicht die Folgen hiervon sichtbar würden; und auf diese Weise suchen wir das Gemüth zur gehörigen Achtsamkeit auf sich selbst zu bringen, und die Menschen zu den Schranken der Vernunft zurückzuführen.

Etwas beschwerlicher möchte nun freilich der Fall sein, wenn wir einen Dichter zu vertheidigen hätten, der, blos erotischen Inhalts, die Leidenschaft gleichsam selbst zum Gegenstande seiner Bewunderung und Verschönerung gemacht hat. Was könnte ein solcher wohl sprechen, wenn er vor jenes Tribunal der Weisheit und Mäßigung gefordert würde, und die Vertheidigung seiner Muse übernehmen sollte? — Ich bin ein Mensch, würde er ohne Zweifel sagen, und als solcher trifft und rührt mich, was Menschen rührt. Die göttliche Gabe der Dichtkunst hat mich gelehrt, das geistreicher auszusprechen und blühender hinzustellen, was bei euch nur alltäglich und gemein ist. Wie kann das zu tadeln sein, wozu Natur uns selbst anführt; und was ist glänzender in der Natur selbst, als Schönheit und Liebe? Nur der Hauch des Dichters, der sie Beide begeistert sagt, mag sich ihnen an Anmuth und Zierde vergleichen. Und wie könnt ihr unsre geistigen Scherze verdammen? Sind sie es nicht, die selbst eurem Leben Anmuth, Erholung und Zierde verleihen müssen? Fragt darüber die ausgezeichnetsten Männer des Alterthums. Fragt euren Plinius, einen Mann von strengen und heiligen Sitten, der selbst Consul war, und unter die ersten seiner Zeit gehörte *). Er wird euch sagen, daß er selbst dergleichen Scherze verfertigt, daß er sich derselben nicht schäme, und er wird euch Namen nennen, worüber ihr erstaunen werdet, die eben dergleichen getrieben. Werdet ihr euch nicht wundern, wenn ihr unter diesen die

*) Plinius Briefe, fünften Buches dritter Brief.

Julianus hört, die Brutusse, die Scävolas, die Torquaten sammt und sonders, den Annäus Seneca, divus Julius, divus Augustus, divus Nerva, J. Cäsar? Vom Nero will er nichts sagen, obgleich eine Sache dadurch nicht schlimmer würde, wenn sie auch ein Böser treibt; aber den Publ. Virgilius, den Corn. Nepos, den Accius und Ennius fügt er noch hinzu; Männer, die zwar keine Senatoren gewesen, aber nichts desto minder ein diesem Stande würdiges Leben geführt. Alle diese führt er an, als Verfasser dergleichen Scherze, oder versiculos, wie er sie nennt; und nun setzt er hinzu: ich treibe wohl Mehreres, was Manchem nicht gar zu ernsthaft scheinen möchte; ich gehe in die Schauspiele, sehe die Pantomimen, lese lyrische Dichter, und verstehe auch wohl diejenigen, die nicht gar zu genau in den Schranken der Zucht und Ehrbarkeit geblieben sind. Kurz, sagt er zuletzt, ich lache, spiele, scherze; und, mit Wenigem Alles zu sagen — ich bin ein Mensch! —

So weit Plinius, und der durch ihn sich vertheidigende Dichter. Da hier nicht von dergleichen versiculis die Rede ist, sondern von wahren Werken der Poesie, so ließe sich noch mehr zur Vertheidigung des Dichters anbringen, der den Gefühlen seines Herzens und seiner Phantasie gefolgt ist. Ein Gott, sagt er, ist es, der uns treibt. Dieser hat seinen Sitz in unserm Herzen; denn aus ihm kommen alle die Gefühle, die wir Götter nennen, und die uns als solche begeistern. Liebe und Schönheit, Lust und Schmerz, Muth und Tapferkeit, Bewunderung des Himmlischen und Irdischen, das ist der Olymp, der in unserm Herzen wohnt, und aus ihm springen alle die Götter hervor, die unser Leben beseligen, und die über das sonst trübe Dasein des Menschen Licht und Freude verbreiten. Wahre Poesie ist Bedürfniß nicht gemeiner Seelen, die Dinge zu dem Gleichmaß ihrer Gefühle zu erheben, oder sich selbst, durch Erhebung der Gefühle, den höheren Dingen gleich zu stellen. Man möchte sogar sagen, sie sei mit der Sprache selbst gleiches Ursprungs gewesen, denn gewiß kein träger Sinn war

es, der die Natur und Eigenſchaft der Dinge bemerkte, und ihnen den Nahmen darnach gab. Bewegung und Ausruf mußten damit verbunden ſeyn.

Um nun auf unſern Properz zu kommen, ſo hat nur Mönchsmoral und Heuchelei ihn von den Schulen und Kathedern ausſchließen, und dadurch die nähere Bekanntſchaft mit ihm etwas entfernen können. In ſeinen Gedichten iſt nur wenig Anſtößiges, und als Dichter ſteht er mit Horaz und Virgil beinahe auf derſelben Linie, obgleich ſeine Muſe, wie er ſelbſt ſagt, nur eine geringere iſt. Seine Gedichte verdienen, ſo ſehr als die vorzüglichſten Denkmale des alten Roms, ein ernſtes Studium, da er überall die Empfindungen eines kraftvollen erfindungsreichen Geiſtes den ſtrengen Geſetzen der Kunſt untergeordnet hat. Hierin iſt er dem Tibull weit vorgegangen, deſſen Vers zwar gewöhnlich anmuthiger und gefälliger fließt, der ſich aber mehr nur den freien Wallungen ſeiner Empfindung überläßt. Iſt es hingegen das Werk einer dauernden Muſe, ſeinen Gegenſtand immer unter veränderten Anſichten, mit dem größten Reichthume und Reiz der Poeſie hinzuſtellen, und jedes Gedicht, durch Maß und vollkommne Übereinſtimmung aller ſeiner Theile, zu einem lebendigen Ganzen zu bilden, ſo verdient gewiß unſer Properz den Vorzug vor ihm, und ſeine Gedichte haben, als bloße Kunſtwerke betrachtet, einen unvergänglichen Werth. Es ſcheint, daß er im erſten, und auch noch im zweiten Buche ſeiner Elegien, dieſe Simplicität der Formen ſorgfältiger beobachtet habe; vielleicht hat ſich in der Folge, mit dem Bedürfniß andere und höhere Gegenſtände zu beſingen, ſeine Vorſtellung der Elegie geändert, oder er hat auch derſelben abſichtlich einen ausgebreitetern und mannichfaltigern Schwung geben wollen.

Was gegenwärtige Überſetzungen betrifft, ſo hatte ich ſchon vor mehreren Jahren verſucht, den ganzen Properz in Proſa zu überſetzen. Ein Zeitpunkt, der durch ſeinen unglücklichen

politiſchen Einfluß jedes Herz erſchütterte, und vor jede Phantaſie nur Bilder des Schreckens und Abſcheus malte, trieb mich, gelindere Gegenſtände aufzuſuchen, und dieſe Arbeit wieder vorzunehmen. Dazu reizte mich noch die eigene Vortrefflichkeit der ſchönen Elegien, welche uns der erſte Jahrgang der Horen gebracht hat, und die für unſere Sprache und Poeſie eine neue Erſcheinung machten. Sie reizten mich, die beſchwerliche Aufgabe der elegiſchen Versart in unſerer Sprache zu unternehmen, von der ſie mir die Möglichkeit zeigten. Der Pentameter iſt immer unſerer Sprache unbequem, weil er, durch die wenige Abwechſelung, die wir ihm verſchaffen können, und durch öftern Mangel des freiern Ausganges der letzten Hälfte, gar leicht in Mattigkeit und Monotonie verfällt.

Wie weit es mir zum Theil gelungen ſei, mögen Andere urtheilen; mir ſelbſt ſind die Stellen nicht verborgen, wo ich dem Zwange der Nothwendigkeit habe folgen müſſen. Denn in der That, ein properziſches Diſtichon immer wieder in die ähnlichen deutſchen Zeilen zu ſchließen, iſt eine Aufgabe, die zuweilen ihre Schwierigkeit hat.

Übrigens iſt ſeit einiger Zeit viel, vielleicht zu viel, über unſere Sprache und Sylbenmaße geſchrieben und geklügelt worden, als daß es nöthig ſein ſollte, noch weiter etwas hinzuzufügen; ſonſt könnte es ſcheinen, man wolle, ſtatt den Kern zu nehmen, ſich lieber mit der Schale beluſtigen. Einige Bemerkungen ſcheinen aus der Natur der Sache und des Menſchen ſelbſt zu entſtehen.

Eine Sprache iſt eine feſte bleibende Sache. Sie iſt mit der Natur des Menſchen, ſeiner Vorſtellungsart und Empfindung innigſt verknüpft, ſo daß, wer davon abweicht, unſere Empfindungsart gewaltſam verändert. So ſehen wir, daß der größere Theil einer Nation Abneigung bezeigt, die zuweilen in Haß ausarten kann, blos gegen diejenigen, die eine verſchiedene Sprache von ihm ſprechen.

Jede Nation hat also ihre eigene Empfindungsart, durch ihre Sprache ausgedrückt; und jede Sprache hat ihren eigenen Wohllaut, dem Sinn und Organe der Nation angepaßt, die sie spricht. Daher fremden Wohllaut in unsere Sprache mischen, oder solche durch gezwungene Stellungen gleichsam verzerren, äußerst widrig ist.

Der Dichter dürfte dieß am wenigsten wagen; denn da er für die Gefühle spricht, und dem Zuhörer den in ihm selbst verborgenen eigenen Laut gleichsam nur abzulocken sucht, so beleidigt und verwirrt er sein Gefühl durch fremde und gezwungene Töne aufs Gewaltigste.

Nur wenn der Dichter Gegenstände auf eine Weise singt, die ein gelehrteres Ohr erfordert, darf er Abweichungen wagen; doch müssen solche nicht als Nothdurft oder Forderung erscheinen, sondern als ein Geschenk, von dem man den Gewinn sogleich gewahr wird.

Aller Vortheil scheint hauptsächlich darin zu liegen, daß man die Sprache gut spricht, das heißt, auch gut ausspricht. Hierin hat die Natur einen gewaltigen Unterschied in das Organ der Menschen selbst gelegt; und hierin ist auch am meisten Verfeinerung und Verbesserung anzubringen. Wohl gesetzte Töne, wohl gesprochen, entzücken jedes menschliche Ohr; aber am meisten in der Sprache, die uns zugehört, und durch die ein reicherer Empfindungsquell uns zuströmt.

Bei Gedichten ist dieses Studium der Aussprache am meisten zu empfehlen, da sie durchs Ohr aufs Herz zugleich die Wirkung thun sollen. Zu dieser bessern und vollkommnern Aussprache unserer Verse haben Mehrere bereits gehörige Fingerzeige gegeben. Sie wird hauptsächlich auch darin mit bestehen, daß wir gleichgültigeren Sylben, zur gehörigen Zeit, einen vollern Ton zu geben wissen, vorzüglich nach gewissen Ruhepunkten, und daß wir das Rauhe und Schwere gewisser

Töne durch die Aussprache lindern. Nicht alle Härte übrigens ist Übellaut, so wie nicht immer das Weiche Wohllaut ist. Jene befördert zuweilen den Ausdruck; und was der Sprache eigen ist, muß man, wie in anderen Dingen, durch Gelindigkeit zu verbessern suchen.

Wir haben durch Nachahmung der griechischen und römischen Gesang- und Versweisen gleichsam den Harnisch der Alten angezogen. Einige kleidet er, wie Waffen des Achills; Andere thun sich vielleicht zu viel darauf zu gut. Möge er uns auch den Geist und die Kraft der Alten verleihen, damit eine glückliche Ära unter uns gebildet werde, und die Enge und Kleinfertigkeit entweichen möge, die noch überall den Geist unserer Nation zu beschränken scheint.

Von den Lebensumständen unseres Dichters ist nur wenig bekannt. Er lebte unter der glänzenden Epoche des Augusts, dreizehn Jahre jünger als Horaz, und neun Jahre älter als Ovid. Wahrscheinlich hat er sein Alter nicht hoch gebracht. Das Meiste von sich und seinem Leben hat er in der ersten Elegie des vierten Buches auf eine sehr künstliche Art angebracht. Seinen Freund Tullus, der ihn um seine Lebensumstände befragte, fertigt er, zu Ende des ersten Buches, mit einer Zeile ab, und füllt den übrigen Theil der ohnehin kleinen Elegie mit der traurigen Geschichte seines Freundes aus. Wahrscheinlich glaubte er, daß eine Erzählung der Lebensumstände noch keine Elegie mache.

Wir wollen sie hersetzen.

An Tullus.

Wer ich sei, mein Geschlecht, und meine ländlichen Lares,
Fragst du, mein Tullus? Dir gibt trautere Freundschaft das Recht.
Sind dir Perusiens Leichen bekannt, des Vaterlands Gräber,
Als Italien lag unter dem schweren Geschick,

Und die römischen Bürger, die Zwietracht unter sich aufrieb: —
Sei mir ewiger Schmerz, Staub des etruscischen Landes!
Hingeworfen auf dich, liegst du die Leiche des Freundes
Liegen; Unglücklicher deckst du die Gebeine nicht zu! —
Nahe daran schließt Umbria sich im flacheren Gefilde;
Dieses hat mich erzeugt, reich an Gewächsen ein Land.

Verstreute Blätter

und

Fragmente.

Über Friedrich den Großen.

Ich habe im Jahr 176[illegible] bis zum Jahre 1773 unter Friedrich dem Großen in Potsdam zugebracht, und lebte, wie andere Officiere, in dumpfer Bewunderung und Furcht vor dem König. Manches fiel uns freilich auf, aber wir beugten uns vor der hohen Macht und Einsicht des Meisters. Läugnen kann ich indessen nicht, daß mir in der folgenden Zeit hie und da Zweifel aufstießen — daß nicht Manches anders sein könnte! Da ich die Weisheit des Königs als den höchsten Punkt annahm, so deuchte mich es doch, als wenn eine menschlichere Herablassung und Gleichstellung noch größere Wirkung in einzelnen Fällen hervorbringen könnte. Nicht als wenn es dem großen König gänzlich daran gemangelt hätte. Er wußte sie sehr wohl zu gebrauchen; aber es war doch Etwas, was seine Person zu sehr von dem übrigen Haufen fern hielt. Bald möchte ich sagen, ein großer Weltmann sollte auch etwas Gemeines haben, das ihn mit den Übrigen verbände. Hievon schreckte aber die ganze Erziehung und Bildung des Königs ihn zu sehr ab, und leider die meiste Umgebung seiner Landeseingeborenen beförderte nur eine gewisse stolze Abneigung. Daher kam die Verachtung seiner Landessitten und Sprache, und sein Hingeben an die Ausländer.

Der König wurde eigentlich von Niemand geliebt, als von denen seiner Unterthanen, denen er wohl that, und die ihn

nicht kannten. Die Übrigen fürchteten ihn meiſt nur, und Furcht und Liebe vereinigen ſich ſchwerlich zuſammen.

Den Geiſt ſeiner Liebe trug er meiſtens nur auf ſeine Hündchen über.

Nachſchrift. Ich wollte eben nicht, daß ein König dahin ſtrebte, ein Autor zu ſein. Das Studium zieht gewiſſermaßen von der Menſchheit ab, und die Verskunſt zumal macht launicht. Die größten Staatsmänner haben uns wenig oder nichts von ihren Schriften hinterlaſſen. Auch macht das Studium oft einſeitig. —

Über Goethe.

Kunſt und Wiſſenſchaft war ſein Element. Dieſe erhoben ihn. Mit Recht iſt er durch dieſe verehrt.....

Hier iſt ein kleiner Schattenriß von dem größten Theile ſeines Lebens. Das Übrige folgt nach. — Basta! —

— Goethe war Egoiſt im höchſten Grad: — aber er mußte es ſein, denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte. — Wo es auf Kunſt und Wiſſenſchaft ankam, ſuchte er Alles ſich anzueignen.

Man ſagt, man müſſe in Lebensbeſchreibungen von Freunden nur die eminenten Seiten an den Tag bringen. Ich bin nicht ganz derſelben Meinung. Wo gibt es ein Gemälde ohne Schatten, und wo exiſtirt ein Weſen ohne Mixtur? — Ja, ſelbſt die nachtheilige Seite eines Menſchen erhöht oft ſeine vortheilhaften, oder hilft wenigſtens ſie zu erhöhen. Schatten und Licht, das beſtimmt erſt die Natur eines Menſchen.

Auf, mein Herz! zweifle nicht! — Setze getroſt dein Schickſal fort! — es wird dich zu keinem verderblichen Ende leiten. —

Was warſt du, ehe du geboren warſt? — Was wirſt du ſein nach deinem Tode? — Nimm den kurzen Zwiſchenraum des Lebens als ein gefälliges Geſchenk an. —

Setze dich ſelbſt nicht zu hoch in deiner Erſcheinung, und laß dich auch nicht zu tief herabziehen durch Meinung Anderer, oder durch deinen eigenen ungeſchickten Willen. Die Plagen des Lebens ſind ſo groß nicht, wenn du ſie ſtandhaft erträgſt, und dein Muth ſelbſt macht dich glücklicher. Muth! — Muth! — Mache dir ſelbſt keine Hinderniſſe! — Die Natur iſt gerecht; ſie ſteht dir bei, in Überwindung des Böſen.....

Laß dich vom Zufall nicht zu ſehr betrüben! Setz' ihm deine Bruſt entgegen. Er ändert leicht zum Guten.....

— Wenn ich todt bin, ſo klaget nicht um meine Knochen! — Dieſe ſind nicht Ich. Ich hatte ſie nur zum Gebrauch. Wo der Geiſt nicht iſt, da iſt auch der Menſch nicht mehr. Ich war. Was ich ſein werde, iſt mir unbekannt, wie vor meiner Geburt. Das Schickſal waltet, dem alle Weſen unterworfen ſind. Divinum opus. Es brachte die Menſchen hervor, und weiß auch, wo es ſie hinbringen wird.

Tugend iſt das ſichere Gepräge. Unter dieſem Stempel geht nichts verloren. — Nur Muth zum Leben! —

Sieh' auf die Helden voriger Zeit! Sie ſetzten ſich ihr Daſein durch eigenen Willen. Auf dem Wege des Rechten wird der Wille verfeinert.....

Die Menſchen ſind meiſt alle vermiſchter Natur. Ganz reine findet man nicht, aber auch nicht ganz böſe. So wie die Chemiker die Beſtandtheile der Luft erklären, ſo ſind die Beſtandtheile des Guten und Böſen im Menſchen

Eine ganz phlogiſtiſche Luft gibt es nicht. Ein Theil dephlogiſirter und ſechs Theile phlogiſtiſcher macht ſchon den Gebrauch möglich. So folgt es ſtufenweis. Zum ſechſten Grad gelangt es nie.

Der Unterſchied vom Leben zu den Büchern iſt dieſer: daß man in jenem täglich mit vollkommenſter Decenz das ausüben ſieht, was in jenen vorzutragen ein Gräuel wäre.

Fluch.

Mögeſt Du Deines Gleichen in Deinem Hauſe finden!

Man thut wohl, auf Frauen-Rath zu achten; aber man muß nie thun, was ſie durchaus wollen. Eine Frau verlangt ſtets mit Sanftmuth und Milde, wann ſie nicht fühlt, daß ſie unrecht hat.

Wahrlich, ein Gott lebt in uns; er lebt in Jedem, der gut iſt.

Sentenzen.

Wer Rath kann annehmen, iſt zuweilen über den, der ihn geben kann.

Sei klug für heute!

Meine Liebe ſoll ſich, wie Daphne, in einen Lorbeer verwandeln!

Die Sonne, die Licht und Wärme gibt, gibt auch Glanz.

Schwarze Kühe geben doch weiße Milch.

Aller Stolz iſt defenſiv, der Vertheidiger der Stelle, die leer iſt.

Alle Wiſſenſchaft iſt eine Entwickelung. Man ſieht es an Wahnwitzigen, die Dinge treiben, die ſie nie gelehrt worden.

Auf dem Theater iſt es, wie in der Welt. Es kommt nicht darauf an, *was*, ſondern *wie man* es ſagt.

Ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß die *Talente* in einer Mittelſphäre exiſtiren, wo überhaupt das ganze Gebiet der Imagination iſt. Höher oder tiefer ſenkt und erhebt ſich das Gemüth nach dem Begriff eines vollkommnen Anſchauens; aber das Mannichfaltige des wirkſamen Talents erhält ſich nicht in einer zu hohen Sphäre.

Bildung.

Nichts iſt in der Natur für uns ganz abſolut. Alles ſucht ſich zu verbinden, oder zu trennen. Wo Kräfte zuſammen kommen, die in ihren Grundtheilen verſchieden ſind, da entſteht Krieg.

Wenn der Menſch ganz ohne Leidenſchaften geboren wäre, ſo wär' er nur ein halber Menſch. Nichts Vorzügliches, nichts Großes würde ſich in der Welt machen; ſelbſt zu den gemeinen Geſchäften, welche die Nothdurft des Lebens erheiſcht, würde er ſich untauglich finden. Leidenſchaften, ſagt ein Dichter, ſind die Winde des Lebens; ſie ſind die Triebfedern, wodurch das Leben zu einer höhern Vollkommenheit angeſpannt wird. Dieß Alles iſt nun ſchon oft geſagt, und klar dargelegt. Die Frage iſt nur, wie bei ſo vielen andern Dingen, welches die Leidenſchaften ſeien, die mehr Nachſicht verdienen, und welches ungefähr ihr richtiges Maß ſei?

Es wäre zu wünſchen, daß ſich ein tüchtiger Grammatiker damit abgeben möchte, alle die *Sprachfehler* der alten klaſſiſchen Schriftſteller zu ſammeln und aufzuzeichnen. Man würde

daraus sehen, wie solche oft zur Schönheit ihres Styls beigetragen haben. Die Neueren sind leider viel correcter.

Für eine zarte, durch die Natur ausgezeichnete Seele ist es außerordentlich schwer, ja gleichsam unmöglich, ihr richtiges Verhältniß im Leben mit dem Dasein und der Ordnung der Menschen auszufinden. Alles, was sie als eine edlere und ausgezeichnete Seele unterscheidet, trennt sie eben dadurch schon von dem Gemeinen der Menschen; und die Bemühungen, die sie anwendet, sich selbst zu vervollkommnen und dadurch höher zu steigen, entfernen sie noch weit mehr von den gemeinen Bemühungen der Menschen. Leibnitz, der sich durch seine Verbindungen öfter bei Hofe zu befinden genöthigt fand, hat schon die Bemerkung gemacht, daß man daselbst mit dem Gemeinen der Hofleute entweder in gar keiner Gemeinschaft stehen müsse, oder daß man durchaus eines höhern und äußern Ranges bedürfe, um sie gewissermaßen unter sich zu halten, und dadurch das Gleichgewicht der verschiedenen Natur einigermaßen zu ersetzen. Dieß ist aber noch nicht Alles; es finden sich bei weitem schwierigere Punkte im Leben für ein edles zartfühlendes Gemüth, um sich, bei aller Anspruchlosigkeit, selbst bei großer Aufopferung, irgend in einem nicht erniedrigenden Gleichgewichte zu erhalten.

Wenn ich Geist, Kraft und Energie genug hätte, so müßten mich die Menschen kreuzigen. Das ist der wahre Prüfstein des Vortrefflichsten.

Mich deucht, die poetische Empfängniß ist dem Wiederstrahlen der Bilder aus einem geschliffenen Glase zu vergleichen. Wenn das Glas rein und eben ist, so zeigen sich die Bilder wie sie sind, und ihr Anblick ist erfreulich: dieß ist die gemeinste poetische Darstellung. Ist das Glas tief oder hoch, oder hat es mancherlei Flächen und Kanten, so verändern sich

die Bilder mancherlei und wunderlich, erhalten auch zum Theil einen höhern Glanz. Iſt das Glas vollends rauh, uneben und ſchlecht geſchliffen, ſo entſtehen Bilder, wie wir ſie bei einem großen Theile unſerer Dichterlinge ſehen

Dieſes iſt nun von dem erſten Eindrucke der ſinnlichen Bilder auf das Gemüth des Menſchen, und gleichſam von der erſten Zurückſtrahlung aus demſelben nur zu denken. Es iſt aber das menſchliche Gemüth ein lebendiger Spiegel, der die erſten Eindrücke nicht nur in ſich aufnehmen, ſondern auch auf mancherlei Weiſe in ſich bewahren, erhalten, ernähren, und mit tauſend anderen ſchon in ſich aufgenommenen Bildern noch erhöhen und vermehren kann. Darin beſteht die höhere poetiſche Kraft. Ich muß ein Gleichniß aus meiner eigenen Erfahrung nehmen, das vielleicht, was ich mir hier denke, lebhafter bezeichnet.

Ich erinnre mich von meinen früheſten Kinderjahren an, daß ein Apfelbaum, der mit ſchönen grünen und rothen Farben in ein Nürnberger ABC-Buch gemalt war, meine Einbildungskraft lebhaft rührte. So oft ich bilderte und ihn anſah, ſo erwachten in mir Bilder des Reizes und des Vergnügens. Dieſe verſtärkten und vergrößerten ſich in mir mit den Jahren, ſo, daß daraus eine allgemeine Herbſtliebe wurde; aber immer war doch der Apfelbaum, mehr oder weniger, der erſte Grund meiner Neigung, an dem ſich die anderen Bilder anſetzten. In ihm, wenn ich ſo ſagen darf, ſteckte ein Lobgedicht auf den Herbſt. So ſieht man, daß größere Dichter aus einer ſchnellen, aber tiefen Wahrnehmung öfters ihre vorzüglichſten Werke entſponnen haben. —

Opinion publique.

Ich möchte ſie die weitere moraliſche Atmoſphäre des Allgemeinen nennen, ſo wie das Gewiſſen die engere Atmoſphäre jedes Einzelnen iſt. Jene iſt mit mehrern und

unreinen Dünſten angefüllt; dieſe iſt reiner, ihr Licht dauernd, obgleich ſchwach. Wenn beide zuſammenwirken, ſo iſt der Menſch auf dem höchſten Punkt ſeiner Vollendung zum Beifall oder zum Abſcheu. Es läßt ſich nicht gut ohne Eines oder das Andere leben. Das gute Gewiſſen hält ſeinen Schimmer in ſich, wie der Glühwurm; aber ohne Zufluß von außen erſtirbt er endlich doch. Es ſind Perſonen, die ihre äußere Opinion in einzelne Wenige ſetzen können, und dieſe ſind glücklich, wenn es Freunde von ihnen ſind. Es iſt ſchwer, auf Einzelne zurückzugehn, wenn man einmal in dem vollen Umkreis geſtanden hat. Überhaupt aber iſt der Trieb nach der Meinung von außen ein göttlicher Trieb im Menſchen. Er macht uns zu wahren Mitbürgern, er ſetzt uns in Gemeinſchaft mit einem allgemeinen Verſtand und Erkenntniß, nach welchem wir Alle zu richten ſind. Wir machen hiedurch das Geſtändniß hievon, und von einer innern Richtung nach dem Allgemeinen, nach welcher wir nicht einzeln und von Einzelnen, ſondern von Allen und nach allen Seiten zu wollen beurtheilt ſein. Dieß macht den Menſchen zum Weltbürger, gleichſam zu einem allgemeinen abſtracten Verſtandesweſen. Freunde, Bekannte, eine Geſellſchaft, eine Bürgerſchaft, beurtheilen uns doch größtentheils nur nach den Beziehungen, die wir auf ſie haben; der Verſtandesmenſch nimmt den Kreis ſeiner Beziehungen, ſeines innern Vermögens zuſammen, fühlt und ſtudirt die Geſetze des Allgemeinen, und nur von dieſem kommt ihm die Stimme her, ob er recht oder widrig gehandelt habe. Daher das Streben nach allgemeinem Beifall. Der allgemeinſte iſt wohl, den uns Natur, und durch ſie die Vernunft gibt. Da aber dieſer nur durch die ſtille Zurückziehung und innere Prüfung unſerer ſelbſt kann erkannt werden, ſo kommt der wahre Beifall doch wieder auf das zurück, was wir anfangs Gewiſſen nannten, und auf dieſem Wege den Beifall des Gewiſſens zu erhalten, iſt die unverlöſchbarſte aller Leuchten. Ich meine, durch das Beſtreben nach äußerm Beifall, nach

Erkenntniß und Prüfung des Allgemeinen und Richtigen, wieder in ſich zurückgeführt zum Gefühl dieſer Erkenntniß. Hier iſt es nicht das Beſchränkte, das auch einzeln auf Perſonen von Werth geleitet, und mit einzelnen Verdienſten unterſtützt, den Werth des Gewiſſens machen kann; nein, es iſt der Ausſpruch der Wahrheit, der Natur der Dinge ſelbſt. —

Pſychologiſche Bemerkung.

Wenn ich Abends ſpät, bei einer etwas angeſtrengten Lectüre, ſchläfrig werde, ſo erſcheinen mir, in einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Träumen, Bilder von Gegenden und Stellen, an denen ich ehemals geweſen bin, und die ſich mit der einladendſten Wärme ganz in der Nähe mir darſtellen. Gewöhnlich ſind es ſolche einzelne Flecken und Stellen, die mir auf Reiſen oder auf einem langen Ritt vorgekommen ſind, und bei denen ich ohne Zweifel aus Ermüdung eine ähnliche Sehnſucht des Schlafes verſpürt habe. Da ich mir bei vollkommen wachem Zuſtande dieſelben Orte nicht mehr mit Deutlichkeit vorſtellen kann, ob ich gleich weiß, wo ſie in der Periode meines Lebens mir erſchienen ſind, und in welche Gegend ſie ungefähr gehören, ſo ſind ſie mir doch in dem Augenblicke der Erſcheinung ganz gegenwärtig und nahe, verbunden mit dem deutlichſten Gefühle, daß ich ſchon ehemals da geweſen bin, und gleichſam als Wiederholung aus meinem Leben.

Ich glaube nicht, daß dieſes als bloßes praestigium des Traumes zu nehmen ſei, ſondern daß wirklich bei gewiſſen Veranlaſſungen ſich Eindrücke in mein Gehirn gemacht haben, die unter ähnlichen Umſtänden wieder rege und lebendig werden.

Was iſt aber hievon zu denken? und welches mag die Natur und Beſchaffenheit der Einrichtung und des Weſens ſein, das ſo eigene Erſcheinungen darbietet? — Herrſcht ein einzelner Geiſt in unſerm Weſen, warum iſt ihm nicht Alles und immer,

wenigſtens auf Erforderniß, gegenwärtig? Warum erſcheint ſo Manches, und das Meiſte faſt, nur immer unter lokalen Umſtänden? Warum weiß ich heute nicht, was ich geſtern wußte? Warum iſt mir das heute, ſelber auf Verlangen meiner Seele, ſo fremd geworden, worin ich geſtern einlebte, und das mir ein anderesmal wieder ganz nahe und lebendig wird? Sind nun die Couliſſen anders gerückt, warum kann ſie der mächtige Geiſt ſich nicht zurecht rücken, und was ſind das für Couliſſen, die ſelbſt das Bild, die Vorſtellung, bewahren, nähren, erwärmen, und nach eigener Dispoſition wieder hervorbringen? Iſt hier bloßes Verhältniß des Geiſtes und der Materie (wie man beide nennt) zu leiden und wirken gegen einander, und erſcheint nicht vielmehr Ein zuſammenwirkender allgemeiner Trieb, der durch die ganze Maſſe in jedem ſeiner Theile weſentlich verbunden iſt, und nur durch Gradationen ſich unterſcheidet?

Aber weit mehr als dieß: was iſt von der Natur und Beſchaffenheit dieſes Stoffes und ſeiner Einrichtungsfähigkeit zu denken, der ſolcher Erſcheinungen Grund iſt? Würde es nicht beſſer gethan ſein, wenn unſere Philoſophen, bevor ſie ein unbekanntes Weſen, eine neue, gar nicht zu erklärende Natur, die Natur des Geiſtes (ein leeres Wort in dem Verſtande, wie ſie es gebrauchen) zum Urgrund aller dieſer Erſcheinungen nehmen, die Natur des Stoffes, die ihnen ſo nah liegt, lieber zu erforſchen ſuchten, ſie andächtig verehrten; ſo lange, bis ſie wenigſtens unumſtößlich darthun könnten, daß keine ſeiner Eigenſchaften ihnen verborgen geblieben ſei.

Ähnliche Erfahrungen, wie die obigen, die ich an mir gemacht, ſind mir von Mehreren bekannt, und tauſende könnten gemacht werden, wenn wir ſelbſt uns genauer beobachteten, wenn uns unſer eigenes Weſen wichtiger wäre, und wir nicht durch Mangel an Scharfſicht oder geringſchätzende Vorurtheile abgehalten oder verblendet würden.

Die Geſchichte der Gräfin Lavalle (wenn ich mich nicht

im Namen irre) iſt bekannt, welche bei einer Krankheit in ihren Wochen Nachts mit ihrem Mädchen die Bretoniſche Sprache ſprach, die ſie als Kind von ſieben Jahren wußte, und von der ſie nachher im geſunden Zuſtande faſt kein Wort ſich mehr erinnern konnte. — Wo lag denn die Kenntniß dieſer Sprache verborgen? Im Körper oder im Geiſt? —

Je älter die Menſchen werden, deſto genauer erinnern ſie ſich der Geſchichten ihrer erſten Kinderjahre. Ich hatte das Beiſpiel an meinem Vater, der nahe an neunzig Jahre alt wurde. Mit den ſteigenden Jahren wurden — wenn ich ſo ſagen darf — ſeine Geſchichten immer jünger. In ſeinen ſechziger, ſiebziger Jahren erzählte er gern die Geſchichten von zwanzig und dreißig; aber in den letzten Jahren ſeines Lebens waren ihm die früheſten Kindereindrücke die gefälligſten, die er mit großer Lebhaftigkeit der Gegenwart zu wiederholen pflegte.

Der Menſch, der ſich, ſein Daſein und Schickſal in Bezug auf das Ganze, Allgemeine und Unermeßliche betrachtet, kann wohl auf keine andere Weiſe in völlige Übereinſtimmung und Ruhe mit ſich und den Dingen kommen, als indem er ſeiner Perſönlichkeit in Rückſicht auf dieſes Allgemeine gänzlich entſagt. Anfang, Fortdauer und Ende, Alles iſt ihm unbegreiflich, ſo lange er ſeine Perſönlichkeit als einen feſten Punkt in demſelben annimmt. Nur das Ganze hat Weſen und Dauer, das Einzelne nicht. Sobald er ſich blos als eine beſtimmte Erſcheinung in dieſem ewig Wechſelnden anſehen kann, ſo faßt er den rechten Punkt ſeines Daſeins. Er lernt das Leben nach ſeinem wahren Werthe ſchätzen; ſetzt dieſen nicht zu hoch und nicht zu tief an. Alles weitere Streben iſt mit tauſend Bitterkeiten, mit Ungewißheit, Zaghaftigkeit und Ohnmacht verbunden. Wer weiß, daß er nur eine Welle in dem ungeheuren Oceane iſt, wird mit frohem Muthe ſteigen, und ſich mit Ruhe und Gelaſſenheit wieder herabſenken können.

Dahin deuten ja wohl auch die tiefſten Erforſchungen der Weltweiſen und Gottesgelehrten. Was iſt die „Gelaſſenheit in Gott" anders, als die Entſagung ſeines perſönlichen Willens in Abſicht auf unſer Schickſal? Was kann den Menſchen zuletzt beruhigen, er mag es ſich ſo oder ſo denken? Alle religiöſen Begriffe zielen da hinaus; nur daß man ihnen zuweilen ein ſinnlicheres Unterbette gelegt hat, ein Einſchieben unſerer Perſönlichkeit in die Perſönlichkeit eines andern höhern Weſens. Dieſes höhere Weſen iſt aber die Natur ſelbſt, und kein anderes gibt es. Dem Menſchen war dieſer Begriff zu allgemein, zu groß, er ſtrebte nach etwas Sinnlicherm, das er glaubte faſſen zu können.

Bete die Natur an; dieß iſt deine Pflicht. Dieſer Gottesdienſt iſt der größte, und faßt alle andern in ſich. —

Glaube, ſo wie ihn unſere Philoſophen zum Theil nehmen, iſt doch wohl nichts, als Reſignation ſeiner Perſönlichkeit zu Gunſten eines Andern? Wer auf Vernunft reſignirt, reſignirt auf Perſönlichkeit, und gibt ſein Weſen hin auf Credit eines Andern. Indem wir unſere ſinnliche Perſönlichkeit zu erhalten ſuchen, verläugnen wir unſere rationelle.

Es iſt ſchwer, den an ſich perſonellen Menſchen dahin zu bringen, daß er ſich nur als einen Theil betrachte, ohne den das Ganze gar wohl beſtehen kann, da ſelbſt das Ganze, zu dem er, nach ſeiner Art, gehört, nicht durchaus nothwendig iſt. Sein Ich ſelbſt beſteht nur in Relation auf ſein gegenwärtiges Syſtem, wodurch er exiſtirt. Hört dieſes Syſtem auf, ſo hört auch das Ich auf, das ſchon im Leben durch Zufälle und Krankheiten, und ſelbſt durch die Jahre ſich mehrmals verändert.

Atheismus.

Ich bin ſchon oft über die Freigebigkeit entrüſtet worden, mit welcher man das Wort Atheismus ſtempelt. Sie wollen nämlich die negativen Begriffe, die ſie ſich vom Weſen der Gottheit machen, zur affirmativen Perſönlichkeit hinbringen, ſo wie man ſie etwa in Kinderbüchern abgezeichnet findet, und dem, was ſich nicht ausſprechen läßt, eine beſtimmte Figur geben. So, wer dem Unendlichen keinen Namen zu geben weiß, iſt ihnen ein Atheiſt. Haben ſie nicht ſelbſt dem großen Denker Kant den Namen eines Atheiſten beizulegen ſich unterfangen?

Die Vorurtheile hängen dem Menſchen an, wie das Moos den Bäumen. Wer ſie mit Gewalt auskratzen wollte, würde dem Baume ſchaden. Der Menſch, der weiſeſte unter ihnen, lebt nur in Brüchen. In Brüchen von Angewohnheiten, Vorurtheilen, Leidenſchaften u. ſ. w. Umgekehrt zu ſagen, ſo iſt ſeine Weisheit nur ein größerer oder minderer Bruch von Thorheit.....

Die größten Erſcheinungen unſerer Welt hat die Phantaſie hervorgebracht. Durch ſie iſt der religiöſe Eifer beinahe allmächtig und unüberwindlich. Man ſehe die Werke der Morgenwelt. Was kann ihnen an Größe und Dauer gleichen? — Ich leſe die Beſchreibungen vom Capt. Seelys von den Tempeln von Ellora. — Man antworte!.....

Der Unterſchied zwiſchen Materialismus und Spiritualismus muß ſchlechterdings aufgehoben werden, ehe man zur Wahrheit gelangen kann. Es gibt nur Ein wahres Weſen, oder es iſt Alles Traum. Wer hat noch die Eigenſchaften der Materie ergründet? — Immer nimmt man den

rohen Erdenklos dafür an; aber weiß man denn nicht, daß der kleinſte Theil der Materie ſeinen Umtrieb, gleichſam ſeine eigene Atmoſphäre, in ſich hat? — Auf was deuten uns Elektricität, Magnetismus, Galvanismus? — Das iſt eine geiſtige Welt, die ſich noch weit höher hinauf denken und annehmen läßt.....

Wir ſollten unſere ganze Vorſtellungsart umkehren. Wir fangen beim Geiſtigen an, und ſollten da aufhören. Das Unterſte bis zum Oberſten in Einer Reihe folgen laſſen....

So lange der Menſch nicht einſehen lernt, daß ſich ſein wahrer Exiſtenzkreis in ihm ſelbſt beſchließt, und daß nur durch Vervollkommnung ſeiner ſelbſt der wahre Zweck ſeines Lebens erreicht wird, ſo lange wird der Menſch in mehr oder weniger wilden Irrungen ſich herumtreiben.

Dieſes zu erlernen iſt freilich ſchwer, und er wird eher tauſend Scheinmittel gebrauchen, ehe er ſich den klaren Eingebungen ſeiner Vernunft hinzugeben fähig ſein dürfte.

Was iſt zu machen? — Die Natur hat für ihn geſorgt, ſo daß er auch bei halben Wahrheiten und Täuſchungen leidlich fortleben kann. Dann entſtehen freilich die Klagen, die Mißverſtändniſſe, die Trübſale und das Unglück der Welt. Aber ſo muß es wohl auch ſein, und der Zuſtand der Welt beſteht nur aus Miſchungen!....

Lob und Tadel.

Das Lob liegt in den meiſten Fällen des Lebens in den Händen der Frauen. Sie theilten in den Ritterzeiten den Preis aus, und noch buhlen die lobbegierigen Seelen am meiſten um ihren Beifall. Rouſſeau ſagt, nur das Weib erkennt, was der Mann werth iſt; ſo wie der Mann gemeiniglich am richtigſten den Werth des Weibes beurtheilt. Dieß hat die Natur der Ehre beider Geſchlechter hinzugethan, daß ſie ſich wechſelsweiſe den Werth beſtimmen. Läßt ſich das Weib aus Sorg-

loſigkeit, Trägheit oder Geiſtloſigkeit, Unbedeutenheit, Charakterloſigkeit und Caprice dieſen Zweig aus den Händen fallen, ſo iſt es um ihre Achtung bei dem männlichen Geſchlechte, das Ehre liebt, größtentheils gethan. Sie verfällt in dumpfe Nullität, und wenn man ſie, anderer Eigenſchaften wegen, eben nicht verachtet, ſo ſetzt es ſich herunter, daß man außer einem ſinnlichen, faſt keinen andern Antheil an ihr nehmen kann.

Die Erhöhung unſerer ſelbſt, durch einen gewiſſen Geiſteswerth, liegt Allen, ſogar auch dem Dummen, ſo ziemlich am Herzen. Wir mögen es ſodann Eitelkeit u. ſ. w. nennen, das thut nichts; ein Jeder wünſcht und will doch einen geiſtigen Werth haben. Wie glücklich hat es die Natur gefügt, daß ſie dieſe Neigung noch durch den Geſchlechtstrieb erhöht. Man mag in dem Auge derjenigen, die man liebt, durchaus nicht dumm ſcheinen. Hieraus entſtanden oft, wo nicht die größten, doch die ſeltſamſten Handlungen. Gleichgültigkeit iſt der Tod für eine gereizte Seele. Fühlen wir, daß ſolche ungerecht oder gar abſichtlich iſt, ſo iſt Verachtung und Haß die ſicherſte Wiedervergeltung.

Benutzt alſo den Vortheil, der in euren Händen liegt, ihr edleren Geſpielinnen des menſchlichen Lebens! Zeigt euch nie gleichgültig, als wo ihr verachten dürft und müßt! Das Schickſal hat die Bande des menſchlichen Lebens gar wunderlich zuſammengehängt. Eins muß das Andere treiben, erhöhen, leben machen. Aber das Lob gehörig auszutheilen, iſt freilich keine ſo ganz gemeine Sache.

Nachſchrift. Bei Erziehung unſerer Schönen kann es alſo ſo gleichgültig nicht ſein, ob ſie Bildung, Geſchmack und Unterricht in mehreren Theilen der Kenntniſſe erlangen. Ihr Geſchlecht hat ſie zu natürlichen Schiedsrichtern eines großen Theils der Verdienſte des männlichen Geſchlechts gemacht. Die ritterlichen Übungen in Waffen ſind, vor ihren Augen wenigſtens, größtentheils vorbei; was unter ihren Augen um den

Preis wirbt, ſind Anſtand, Schicklichkeit, innere und äußere Bildung und die Künſte des Geſchmaks. Sind ſie hierin verwahrloſet, ſo können ſie auch nicht in den Bewerbungen der Männer um ihren Beifall urtheilen noch entſcheiden. Dieß beraubt ſie nothwendiger Weiſe wieder der Theilnehmung edlerer Männer an ihrem Beifall.

Achill hat nicht die von der göttlichen Mutter erhaltenen Waffen zum — Holzſpalten gebraucht.

Wenn der Gott im Menſchen iſt, wer kann mit gewöhnlichen Waffen gegen ihn ſtreiten? Es mag mir ein widriger Gott ſein; aber ich muß göttliche Kraft gegen ihn erwecken.

Nichts iſt wahrer, und mehr aus voller, inniger Überzeugung geſchrieben, als der Ausſpruch des Horaz: pars plurima hominum insanire. Das geht auch auf ſonſt recht verſtändige Leute, Tauſendkünſtler Philoſophen inſonderheit, Frömmlinge und dergleichen. Ich leſe Stolbergs Überſetzung des heiligen Auguſtin, und finde, daß ich mit einer ſolchen Art von Geiſtern, wenn ich mit ihnen zuſammenkäme, wie eine Wand gegen die andere ſtehen würde, ohne daß wir uns einander mittheilen, viel weniger überzeugen könnten — ſo wackere Leute das auch ſonſt in ihrem Weſen und Thun mögen ſein und geweſen ſein.

— Und die Kunſt des Lebens iſt, dem Zufall ſo wenig als möglich anzuvertrauen, und doch den Sachen allen ihren freien Lauf zu laſſen.

Wie Viele ſind aus der Welt gegangen, ohne uns ihre Confeſſions zu machen, oder zu hinterlaſſen, die uns vielleicht eines ganz Andern belehrt haben würden, als wir in ihren Schriften finden? —

Die Stimme des Menſchen allein vermag beinahe alle Charaktere zu repräſentiren. Dieſelben Worte nehmen alle verſchiedene Töne an. Wie viel liegt hieran beim Leſen! Du kannſt dieſelben Worte lächerlich und äußerſt bedeutend vortragen. Man muß Charakter haben, und Charakter verſtehen, um immer richtig leſen zu können. Wie Wenige verſtehen ſich aber auf das! — —

Homo est animal politicon — ſagt Ariſtoteles. Das heißt mir ſo viel: der Menſch hat allein und für ſich keine abſolute Exiſtenz oder vollkommenes Glück; ſondern er erlangt ſolches erſt im Zuſammenwirken mit Anderen. Dieſes iſt Beides phyſiſch und moraliſch wahr. In jenem, nämlich im phyſiſchen Zuſtande, braucht er die Hülfe der Menſchen auf mannichfaltige Art, und im moraliſchen, da er ſelbſt beſchränkt iſt, aber nach Unbeſchränktheit ſtrebt, kann er dieſen Trieb nur im Fortwirken mit Anderen beruhigen. Auf die Art, wie er ſeine phyſiſche Exiſtenz durch Andere erhalten hat, ſo ſucht er ſie auch auf Andere fortzupflanzen, und hierdurch wird dieſer Theil ſeiner Beſtimmung erfüllt: gleichfalls wie er ſeine moraliſche Bildung größtentheils durch Andere erhält, ſucht er ſie auch wieder in Anderen zu verbreiten. So, deucht mich, kann ſich der Zweck ſeiner Beſtimmung vollkommen ausfüllen, und er braucht keine andere noch übernatürliche Hülfe dazu. Der Vater, der ſeine Kinder richtig und wohl zu einer beſtimmten Lebensweiſe erzogen hat, kann ruhig unter ſeiner Familie ſterben. Der Bürger, der ſeine Pflichten gegen den Staat oder ſein Vaterland richtig und wohl erfüllt hat, ſieht ſich in dem fortkeimenden Glücke deſſelben immer wieder aufs Neue leben.

Er hat's empfangen, er hat's genoſſen, und gegeben. Er lebt in der Welle des Daſeins. Iſt ſie höher geſtiegen, ſo treibt ſie ſich weiter fort. Hierin iſt ſein Ruhm. Er hat nichts weiter zu ſorgen: wo die Waſſer hinfließen, fließt auch er hin. Weisheit iſt es, wozu ihm auch die Natur ſelbſt anräth, daß er ihr letztes Ende nicht erreichen will; daß er nicht mehr zu umfaſſen ſucht, als ihm die Natur — oder die Umſtände verliehen haben.

Dieſe edle Beſchränktheit allein führt den Menſchen zum wahren Glück; und ohne dieſelbe kann er dieſes nicht erreichen. Aber der Strom muß ihn auch führen; und ohne dieſen wird die lauterſte Welle zur Lache.

Deßhalb müſſen die Menſchen ein Vaterland haben, müſſen Mitbürger ſein, politiſche Thiere. Laß den Kosmopoliten auf dem Ocean ſchwimmen; der Strom der Flüſſe iſt wenigſtens fruchtbarer. Aber allgemeine Theilnehmung iſt nothwendig; durch ſie beſteht der Staat, und alſo die Menſchheit.

Setze die Biene einzeln weg, und ſie iſt nicht daſſelbe Geſchöpf mehr. Fremder Reiz erweckt die innere Thätigkeit, die das Leben iſt.

Herrſcher und Führer, was denkt ihr Euch? und zu was ihr da ſeid? — Ein egoiſtiſcher Fürſt — iſt ein Unding. Iſt er's aus Schwachheit? — nun, ſo bleibt er's; freilich verzeihlicher. Wär' er aber wirklich die Seele ſeines Staats — was wär' er dann? — Wahrlich haben nicht umſonſt Völker göttliche Ehre für einen ſolchen ausgedacht. Er iſt die Seele, der ſichtbare Gott dieſes Staats.

Nur in dieſem Verhältniſſe iſt die Monarchie eine wahre göttliche Herrſchaft. Aber ſie iſt ſo ſelten, daß ſie kaum möglich ſcheint; und den Umſtänden nach iſt ſie auch nicht möglich. Wie kann der Eine für Alle gebildet ſein, den nicht Alle — d. h. die Sorgfalt Aller — zu Einem gebildet haben. Nur Umſtände könnten dergleichen Menſchen erwecken; aber wo ſind dieſe Umſtände in dem Leben der Meiſten? Wer irgend groß

geworden iſt — man darf es keck ſagen — der iſt es hauptſächlich durch die Umſtände geworden. Nehmt Heinrich den Vierten, nehmt Friedrich den Großen u. A. Aber menſchlich groß wäre noch viel mehr. Hier iſt Heinrich weit über Friedrich: aber die Umſtände waren auch bei ihnen verſchieden.

Ein Jeder aus dem Volke erziehe ſich; denn das erzogene Volk erzieht den Monarchen — oder vernichtet ihn. Umgekehrt wäre es freilich leichter und beſſer: nämlich daß der Monarch ſein Volk erzieht; aber beide Theile müſſen zuſammenwirken. Friedrich hatte ein zu rohes, knechtiſches Volk. Er wurde zum Tyrannen: nicht aus Grundſätzen; aber durch üble Gewohnheit.

Ach, die halbciviliſirten Menſchen! Wie leicht erreicht uns da der Ekel und die Verachtung! Und wo einmal Verachtung für die Menſchen iſt, da iſt es aus mit aller liberalen Herrſchaft. Der Tyrann iſt fertig. Nur mehr oder minder üble Gewohnheit, Schwachheit oder Härte beſtimmt den Grad ſeiner Tyrannei. Hütet euch, die Menſchheit zu verachten! Iſt dieſe nicht euer Heiligthum, ſo ſeid ihr nicht Prieſter, ihr werdet Mörder! Dünkt ſich der Menſch, der die Herrſchaft hat, über den Menſchen, ſo betet er ſein eigen Götzenbild nur durch Opfer Anderer an. Nie laſſe die Menſchheit dieſen Fluch über ſich erwachſen! Der Tyrann muß herunter! Er muß Menſchen ehren lernen — oder die Menſchheit iſt in ihm verloren. —

Drei der neueren Nationen laſſen ſich vorzüglich in drei Punkten bewundern: die Engländer in ihren Karrikaturen, die Franzoſen in ihren Vaudevilles, und die Deutſchen — wenn ihr wollt, in ihren Oden.

Der ſogenannte Materialismus, ſo verhaßt er auch dem Namen nach iſt, hat mir doch ſchon manche gute Dienſte gethan. Ich fordere wenigſtens nicht zu viel von Menſchen und ihren Dingen.

Keine Regierung in der Welt kann mit Recht die freien Nachforschungen eines edeln Geistes nach den ersten Grundsätzen der Wahrheit, unserer Bestimmung und Existenz, hindern noch verbieten. Der Verstand ist doch immer das höchste Apellationsgericht der gesammten Menschheit, und ihm darf sich keine Macht widersetzen, ohne sogleich den Titel und das Gepräge des Unverstandes anzunehmen. Nur die Anwendung von gewissen Prinzipien auf die gegenwärtige gesellschaftliche Verbindung mag, unter Umständen, einige Einschränkung leiden.

Anhang.

Zwei Briefe von Knebel

an den Geheimen Staatsminister

von Altenstein *).

1.

Jena, den 27. Juli 1823.

Euer Excellenz wissen wohl, wie es in der Welt geht. Wenn man auf einem hohen Posten steht, so sind so Viele, die sich hinzudrängen, und die hiezu auch einen entfernten Anspruch machen.

Dieses wird, wie ich hoffe, meinen gegenwärtigen Brief bei Ihnen entschuldigen.

---

*) Das großartige Freundschaftsverhältniß des Herrn geheimen Staatsministers von Altenstein zu Knebel hatten die Herausgeber noch immer durch Mittheilung der zwischen beiden Männern gewechselten Briefe näher umzeichnen zu dürfen gehofft, nachdem, dem ausdrücklich hinterlassenen Wunsche Knebel's gemäß, die Briefe des Herrn Staatsministers von Altenstein vor jeder Veröffentlichung Seiner Excellenz selbst zur Durchsicht vorgelegt worden. Nach der nun bestimmt gegebenen Äußerung müssen jedoch diese Zeugnisse einer merkwürdigen Gegenseitigkeit für jetzt ungedruckt bleiben, nicht weniger aus der Ansicht, weil die Wirklichkeit des stattgefundenen Verhältnisses den in jenem frühzeitigen Austausch niedergelegten Abdruck tiefbefreundeter Gesinnungen doch bei weitem hinter sich gelassen habe. Nur diese zwei Briefe Knebel's an seinen hochverehrten Freund haben anhangsweise noch mitgetheilt werden können. D. R.

Der Herr Consistorial-Rath Gruner, ein alter Freund und wohlverdienter Mann um hiesige Stadt und Polizei, ersucht mich, seinem Sohne, der Justiz-Commissär zu Cöln am Rheine ist, einen günstigen Zutritt bei Euer Excellenz zu verschaffen.

Ich kenne den jungen Mann eben nicht persönlich, und zweifle nicht, daß er einer günstigen Aufnahme werth sein sollte.

Da man keine Gelegenheit vorbeigehen lassen muß, um einem theuren Freunde und Gönner, wie Sie, vortrefflicher Mann, es von jeher gegen mich und die Meinigen waren, dasjenige anzuvertrauen, was uns am nächsten am Herzen liegt, so ist es diesmal die Besorgniß um meine guten Cousinen in Berlin, die, wie ich leider vernehmen muß, sich nach dem Tode ihres Bruders in sehr bekümmerlichen Umständen befinden sollen. Ich will mich in weitere Motive, die von dem allgemeinen Menschenwohl herzunehmen wären, nicht einlassen, ich wollte aber nur zu bedenken geben, wie Viele von dem Namen Knebel bereits in der preußischen Armee gedient haben, sich als brave Militairs betragen, und in diesem Dienste untergegangen sind, ohne für sich oder die ihrigen etwas vor sich gebracht zu haben.

Friedrich der Große belohnte die Verdienste meines seligen Vaters um das preußische Haus (als dieser noch Gesandter in Regensburg war) mit der freiwilligen Zusendung des Adeldiploms, und nahm bald darauf meinen jüngern Bruder zu sich als Leibpagen, der nachher als Capitän von der ersten Garde in der Campagne im Elsaß blieb. Mein älterer Bruder war General und Commandant in Kosel. So manche meiner Verwandten blieben in Schlachten, so wie der Sohn des kürzlich verstorbenen Obristen in der Schlacht bei Denewitz....

Pietät ist in allen Staaten rühmlich. Kein Staat ist hiezu zu arm. Sie zeigt sich, wenn man die Verdienste in den Angehörigen noch erkennt, und manche Staaten geben uns hiezu ein rühmliches Beispiel....

Mit diesem angelegentlichen Wenigen erlauben Sie mir, daß ich mich und die Meinigen Ihrem fernern Wohlwollen empfehlen darf, als

Ihr
gehorsam ergebenster Knebel.

2.

Jena, den 14. November 1820.

Euer Excellenz gütige und ueberreiche Geschenke sind mir vor wenigen Tagen zugekommen. Beschämt von Ihrer Güte, weiß ich dagegen nichts zu erwiedern, als meinen gefühlvollsten Dank.

Vor Allem habe ich mich doch erfreut an Ihrer Handschrift, die mir ein sicheres Zeugniß vorlegt Ihrer wiederhergestellten Gesundheit. Der köstliche Wein hat uns sogleich zu dem Wunsch einer langen Fortdauer derselben begeistert, und das Bild des Mannes, den wir lieben und verehren, schien den Wunsch zu bestätigen.

Daß Ihnen der Himmel einen Ersatz für die schweren Leiden durch die Liebe und Verehrung so vieler guten Menschen hat geben wollen, dieses scheint für ein so wohlwollendes Herz, wie das Ihrige, ein billiger Ertrag: Wollten Sie meine und der Meinigen Wünsche diesen beisetzen, so würden Sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ohne Freundschaft würde der Mensch ein beschwerliches Leben führen. Das Gemüth braucht eine Stütze, und findet es solche nicht auf der Erde, so muß es sie im Himmel suchen.

Wie verlangend wir sind, Sie und Ihre treffliche Schwester künftig einmal bei uns zu sehen, kann ich Ihnen nicht genug sagen. Dann werde ich Ihnen auch die Zweifel aufdecken können, die mich bisher zurückgehalten haben, eine Ge-

schichte meines Lebens zu schreiben. Unbedeutend, wie sie ohnehin in Betracht meiner Person sein könnte, könnten sich noch andere Schwierigkeiten finden. Zu dem fehlt es mir in meinen alten Tagen — denn ich trete nun nächstens mein 86stes Jahr an — an Rückerinnerungen meiner Jugendzeit, und man sieht nicht Alles in jedem Alter mit gleichen Augen an. Weit bedeutendern Männern, als ich bin, ist es in Weimar so gegangen. Wie oft nahm sich nicht Wieland vor, seine Lebensgeschichte zu schreiben! — und er hatte wirklich eine! — und ließ aus ähnlichen Gründen davon ab. Auch Herdern ging es so. —

Man darf nicht Alles sagen, so lange man unter Menschen lebt; nur die Hoffnung bliebe, daß man unter dem jetzigen Drange schreibsüchtiger Menschen bald in Vergessenheit gerathen dürfte.....

Ich habe Manches geschrieben, das ich mittheilen möchte; aber meine Denkweise müßte erst durch längeren Umgang geprüft werden. Ich bin, mit Recht, am meisten mißtrauisch gegen mich selbst.....

— Verzeihen Sie, theuerster, vortrefflicher Mann, daß ich so viel von mir selbst spreche! Aber Sie verlangten es ja; und wenn je in meine Lebensgeschichte ein Theil meines glücklichen Schicksals kommen sollte, so wäre es dieser: „daß der edelste Mann meines Vaterlandes auch mein Freund gewesen.“....

Doch ich will nun schweigen, und der gleichedeln Schwester meinen gebührenden Dank mit meiner schwachen Feder darlegen....

Hirzel.

Gedruckt in der Fest'schen Buchdruckerei, in Leipzig.

Verlags-Anzeige.

Bei Georg Joachim Göſchen in Leipzig iſt erſchienen:

Knebel, K. L. von, Sammlung kleiner Gedichte. 8°.
Schreibpapier 16 Gr.
Druckpapier 12 Gr.

Properz, Elegien. Überſetzt von K. L. von Knebel. 8. 8°.
Velinpapier 3 Thlr. 12 Gr.
Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Lucretius Carus, T., von der Natur der Dinge. Überſetzt von K. L. von Knebel. Mit gegenüberſtehendem lateiniſchem Text. 2 Thle. gr. 8°. Velinpapier 4 Thlr.

— — daſſelbe ohne lateiniſchen Text. Zweite verbeſſerte und verbeſſerte Auflage. breit gr. 8°. Velinpapier 1 Thlr. 16 Gr.
Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.